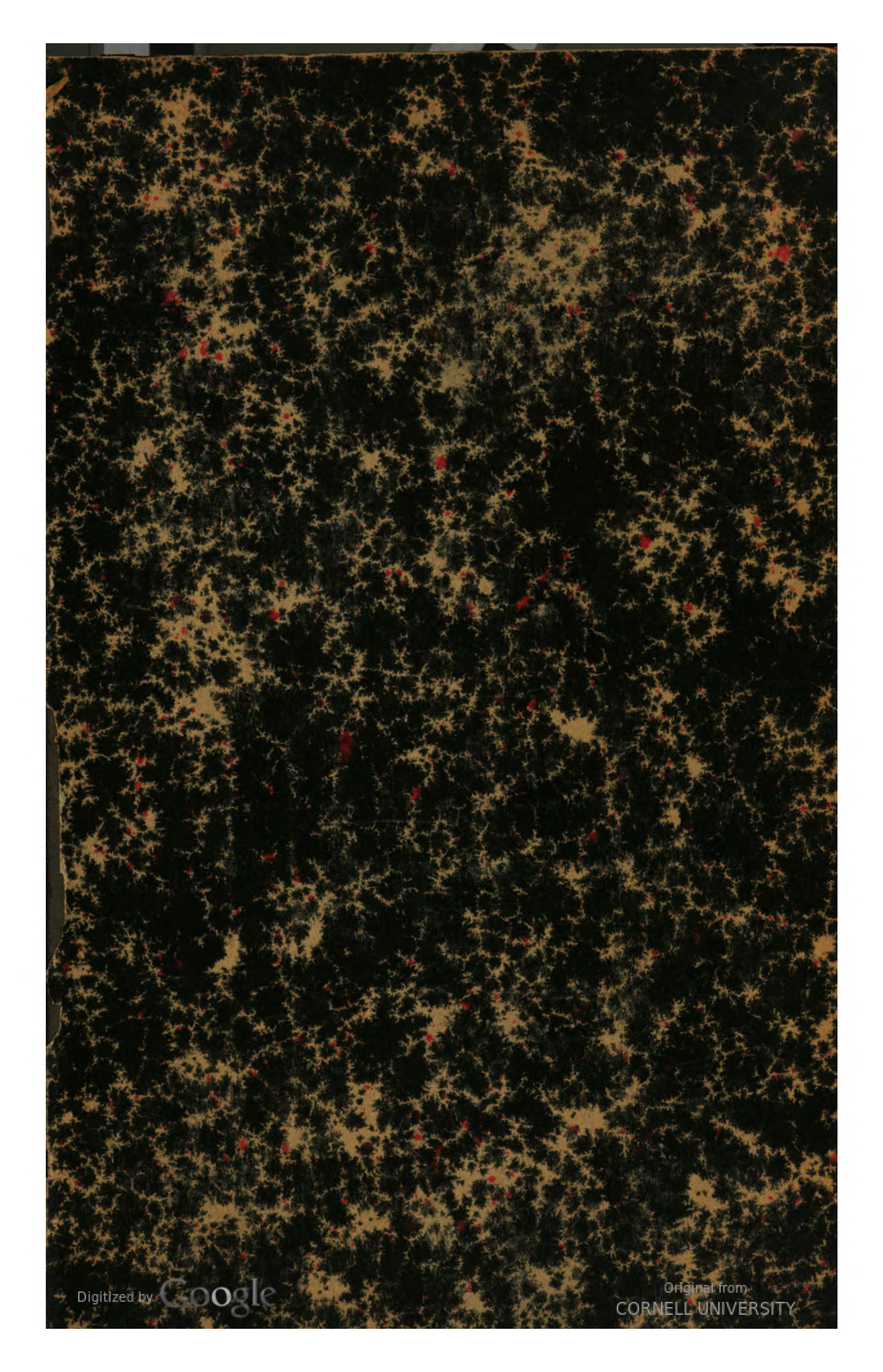
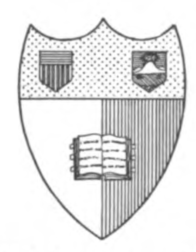
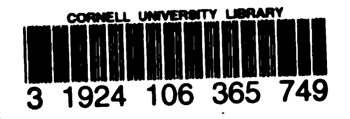





CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 106 365 749

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE



ZEITSCHRIFT
FÜR
BÜCHERFREUNDE

ORGAN DER GESELLSCHAFT DER BIBLIOPHILEN (E. V.)

DES VEREINS DEUTSCHER BUCHGEWERBEKÜNSTLER (E. V.) UND DER

WIENER BIBLIOPHILEN-GESELLSCHAFT

BEGRÜNDET VON FEDOR VON ZOBELTITZ

NEUE FOLGE

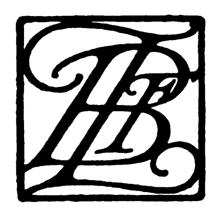
HERAUSGEGEBEN

VON

CARL SCHÜDDEKOPF UND GEORG WITKOWSKI

VIERTER JAHRGANG

ZWEITE HÄLFTE



VERLAG UND DRUCK VON W. DRUGULIN IN LEIPZIG

1913

Inhaltsverzeichnis.

I. Hauptblatt.



II. Beiblatt.

Gesellschaft der Bibliophilen.

Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

Verein der deutschen Buchgewerbekünstler (e. V.) Leipzig

Briefe.

Rundschau der Presse.
Von Prof. Dr. *Adalbert Hortzschansky.*

Von den Auktionen.

Neue erschienene und angekündigte Bücher.







Kleine Mitteilungen.



Kataloge.

Anzeigen.

Literatur und Justiz.



Namen-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

Neue Folge. Vierter Jahrgang. 1912/1913

Band II.

Die kursiv gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A

B

C

D





L

M

N

O

P

Q

R



S



T

U

V

W

X

Y

Z

Schlagwort-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde.

Neue Folge. Vierter Jahrgang. 1912/1913.

Band II.

Die kursiv gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.





Eine deutsche Bücherei in Leipzig.

Von

Dr. E. Ehlermann in Dresden.

I. Die Notwendigkeit einer deutschen Bücherei.

Mit berechtigtem Stolz blickt der Deutsche auf die Leistungen seines Volkes auf allen Gebieten modernen Geisteslebens. Unter den Kulturnationen der Erde nimmt das deutsche Volk auf fast allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst unbestritten eine der ersten, auf nicht wenigen sogar die erste Stellung ein. Dementsprechend ist auch die literarische Produktion Deutschlands nach Quantität und Qualität eine außerordentlich fruchtbare. Der Zahl nach übertrifft sie die Produktion von Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, also den Hauptrepräsentanten des riesigen englischen Sprachgebietes, das nach dem deutschen Sprachgebiet die größte Produktion besitzt, immer noch um ungefähr 30 Prozent. Im Jahre 1910 wurden in England 10864 und in den Vereinigten Staaten 13470, zusammen 24274 Werke veröffentlicht, während Deutschland allein in demselben Jahre 31281 Werke auf den Büchermarkt brachte. (Gegen diese gewaltige Produktion von 55500 Werken der germanischen Sprachen tritt die der romanischen stark in den Hintergrund: deren führendes Land Frankreich veröffentlichte 1910 nur 12615 Werke.) Aber die Kulturtätigkeit des deutschen Volkes äußert sich darüber hinaus in einer großen Fülle von Druckschriften, die bei den vorstehenden Ziffern gar nicht in Rücksicht gezogen wurden und werden konnten. Abgesehen von den politischen Zeitungen, die ein Gebiet für sich bilden, erscheint in Deutschland alljährlich eine gewaltige Zahl von Veröffentlichungen aller Art: politische Flugschriften, Jahresberichte und Preisverzeichnisse bedeutender kaufmännischer und industrieller Unternehmungen, Jahresberichte von Gesellschaften und Vereinen aller Art usw., die in ihrer Gesamtheit als wichtige Äußerungen deutschen Geistes- und Kulturlebens angesehen werden müssen, so unbedeutend oft auch das Einzelne für sich genommen erscheinen mag.

Vergegenwärtigt man sich die Bedeutung aller dieser literarischen Erzeugnisse für das Gesamtbild deutschen Kulturlebens; vergegenwärtigt man sich zugleich, daß eine außerordentlich große Zahl dieser Erzeugnisse rettungs- und spurlos untergeht und untergehen muß, wenn sie nicht von irgendeiner Stelle methodisch gesammelt und aufbewahrt werden: so erscheint es kaum verständlich, daß selbst heute, 40 Jahre nach Begründung des deutschen Reiches, nicht eine einzige Stelle im ganzen deutschen Reiche existiert, wo dies geschieht, während fast alle anderen Kulturstaaten eine solche Zentrale, vielfach schon seit Jahrzehnten, ihr eigen nennen, so namentlich England, Frankreich, Italien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

In der Tat ist der Mangel einer *Deutschen Zentralbibliothek* nur vom historischen Gesichtspunkt aus zu verstehen und zu erklären. Aber wenn die historische Entwickelung diese Unterlassung für die Vergangenheit vielleicht erklärt, so wäre das doch nicht mehr der Fall für die Gegenwart und Zukunft; denn die Schäden, die durch diesen Mangel erwachsen, liegen auf der Hand und sind, je länger mit der Abstellung gezögert wird, um so weniger zu beseitigen.

Dem Bedürfnis entsprechend ist denn auch schon früh die Begründung einer *Deutschen Bücherei* erwogen, angeregt und gefordert worden.

Im Jahre 1874, gelegentlich der Beratung des Preßgesetzes im Deutschen Reichstag, machte der Abgeordnete Dr. Eduard Brockhaus Mitteilungen über Verhandlungen bei Gelegenheit der



Beratung des Gesetzes über das Urheberrecht. Schon damals, im Jahre 1869, war der Gedanke erwogen worden, eine Zentralstelle zu schaffen, die alle durch das Urheberrecht geschützten deutschen Werke sammeln sollte. Nach dem damaligen Plan sollte diese Sammlung — nach dem Vorbild anderer Länder — mit dem Schutz des Urheberrechts in Zusammenhang gebracht werden, was aber von den gesetzgebenden Faktoren abgelehnt wurde; sehr mit Recht, denn es hat sich ergeben, daß es zu ganz unmöglichen Zuständen führt, wenn der Schutz des Urheberrechts von der Erfüllung irgendwelcher Formalitäten, wie der Einreichung von Pflichtexemplaren usw., abhängig gemacht wird.

Das Verdienst, zuerst nachdrücklich auf die großen Gefahren und Mißstände hingewiesen zu haben, welche für die deutsche Literatur aus der mangelnden planvollen Sammlung und Aufbewahrung erwachsen, gebührt dem Dresdner Ratsarchivar Dr. Otto Richter, der 1879 in seiner Schrift „Ein Notstand bei den Sächsischen Bibliotheken" diese Übelstände in eindrucksvoller und überzeugender Weise darlegte. Wenn Richter sich auch mit seinen Ausführungen und Folgerungen auf die ihm zunächst liegenden Verhältnisse im Königreich Sachsen beschränkte, so sind doch die von ihm geltend gemachten Gesichtspunkte durchaus von allgemeiner Gültigkeit.

Ihm folgte schon im nächsten Jahre O. Hartwig mit einem Aufsatz in Petzoldts Anzeiger „Die Pflichtexemplare der Deutschen Buchhändler". Auch er verlangt eine Zentralstelle des Reichs zur Sammlung und Verwahrung aller Erzeugnisse der deutschen Literatur.

In demselben Jahre trat Karl Kehrbach in der „Literarischen Korrespondenz" als erster mit dem direkten Vorschlag der Schaffung einer Deutschen Reichsbibliothek an die Öffentlichkeit. An diese Anregung knüpfte sich eine lebhafte Erörterung in der Presse, in den Kreisen der Bibliothekare und der Schriftsteller, die sich bis in das Jahr 1884 hinzog. Der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes regte eine Eingabe an den Reichskanzler Fürsten Bismarck an, die auf dem Schriftstellertag zu Weimar 1880 beschlossen, durch eine Umfrage bei den Bibliotheksverwaltungen vorbereitet und 1881 abgesandt wurde. Welche Entscheidung auf diese Eingabe erfolgt ist, ließ sich leider nicht feststellen. Da es Bismarck grundsätzlich ablehnte, Museen usw. als Einrichtungen des Reiches zu schaffen, so konnte seine Stellung auch zu dem vorliegenden Projekt von vornherein nicht zweifelhaft sein.

Auch der hochverdiente und weitblickende Direktor der Göttinger Bibliothek, Dziatzko, berührt in einem Aufsatze „Die Bibliothek und der Lesesaal des British Museum" (Preußische Jahrbücher, 48. Band) die Frage der Schaffung einer Reichsbibliothek in zustimmendem Sinne.

1882 trat dann Ed. Engel in einem Aufsatz „Aus Anlaß der Erwerbung der Hamiltonsammlung für die Königliche Bibliothek in Berlin" (Magazin für die Literatur des In- und Auslandes 1882, Nr. 53) ebenfalls für die Schaffung einer Zentralbibliothek ein; unter besonderem Hinweis darauf, wie mangelhaft gegenwärtig die schöne Literatur der Gegenwart von den Bibliotheken gesammelt werde. 1884 kam der Schriftstellertag in Schandau nochmals auf die Angelegenheit zurück, ohne aber die Sache zu fördern. In diesem Jahre haben auch hervorragende Persönlichkeiten wiederholt zu der Frage Stellung genommen, unter denen der Abgeordnete Kropatschek (1881 und 1884) und Heinrich von Treitschke genannt seien, letzterer in einem Aufsatz „Die Königliche Bibliothek in Berlin" (Preußische Jahrbücher 53. Band), in dem er der Ausgestaltung der Königlichen Bibliothek in Berlin zu einer Reichsbibliothek, allerdings mit Auswahl unter den literarischen Erscheinungen, das Wort redet.

Alle diese Anregungen und Anläufe führten zu keinem Ergebnis, und so kam allmählich die ganze Bewegung zum Stillstand. Erst 1899 nahm der ehemalige Bibliothekar an der Straßburger Bibliothek Hottinger die Erörterung wieder auf, die seitdem nicht wieder ganz verstummt ist. Er legte einen Plan vor, die Berliner Bibliothek mit geringen Kosten auf fünf bis sieben Millionen Bände zu bringen, einen vollständigen Katalog zu schaffen und sie durch eine Reichsbibliothek zu ergänzen. 1899 und 1901 ist die Frage auch im Reichstag zur Sprache gekommen, wozu sich unter anderen die Abgeordneten E. Arendt, Böckel, Spahn und Müller-Sagan geäußert haben; alle in zustimmendem Sinne, soweit auch sonst ihre Ansichten auseinander gingen. 1901 nahm Dziatzko nochmals das Wort und befürwortete lebhaft die allgemeine



Einführung der „Pflichtexemplare", um dadurch die Schaffung einer großen Zentralbibliothek zu ermöglichen. 1902 warf Graf Rehbinder in der „Deutschen Revue" die Frage auf: „Fehlt uns eine Reichsbibliothek?" um sie zu bejahen. 1908 endlich fanden in der I. Sächsischen Kammer Verhandlungen über die Einführung der Pflichtexemplare in Sachsen statt, die zwar nur die bessere Ausgestaltung der Bibliotheken in Dresden und Leipzig zum Ziel hatten, aber doch von dem Gedanken ausgingen, daß die vollständige Aufbewahrung der sämtlichen literarischen Erzeugnisse Deutschlands zur unabweisbaren Pflicht geworden sei. Neuerdings hat *Ladewig*, der weitblickende Organisator der Krupp'schen Bücherhalle, in seinem anregenden Werk „Politik der Bücherei" und auch im „Tag" die Notwendigkeit einer Reichsbücherei betont und zum ersten Male in der Öffentlichkeit darauf hingewiesen, daß deren Aufgaben und Arbeitsweise grundsätzlich von denen jeder anderen, wissenschaftlichen Bibliothek verschieden sind.

So zeigt sich, daß seit Begründung des Reichs die Schaffung einer vollständigen, zentralen Büchersammlung von allen dabei interessierten Kreisen, von Schriftstellern, Gelehrten, Bibliothekaren, ja selbst Behörden einmütig empfohlen und gefordert worden ist.

Diese vollständige Übereinstimmung wegen des zu erreichenden Ziels wirkt um so eindrucksvoller, je mehr die Meinungen über alles andere auseinandergehen; wie das ja in Deutschland einmal so sein zu müssen scheint! Nicht nur über den Ort, wo eine solche Bibliothek zu errichten wäre (Berlin, Leipzig, Nürnberg, Weimar, Frankfurt a. M., Gotha werden genannt), auch über die Aufgaben, die Art der Begründung, die Arbeits- und Benutzungsweise gehen die Anschauungen so weit auseinander, wie das überhaupt möglich ist. Nur in einem noch sind alle, oder wenigstens fast alle, einig — in der Forderung von „Pflichtexemplaren" für ganz Deutschland.

Es soll hier auf die Gründe für diese Einmütigkeit und auf die Begründung der Forderung nicht eingegangen werden; ebensowenig auf die vielumstrittene Frage selbst. Wer sich die ungeheuren Schwierigkeiten im vollen Umfange vergegenwärtigt, die in Deutschland der Begründung einer Deutschen Bücherei entgegenstehen, der kann nicht im Zweifel sein, daß die Frage der Pflichtexemplare von verhältnismäßig untergeordneter Bedeutung ist.

II. Die Aufgaben einer deutschen Bücherei.

Wenn nach dem Vorstehenden außer Zweifel gestellt sein dürfte, daß eine deutsche Zentralbibliothek nicht nur „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen" ist, sondern eine Notwendigkeit; daß jedes Jahr weiteren Zögerns eine weitere Schädigung ernster Kulturinteressen Deutschlands bedeutet: so sind zunächst die Aufgaben einer solchen Bibliothek näher zu erörtern. Erst dann wird die zweckmäßigste Art der Ausführung des Planes darzulegen sein, damit die Bibliothek diesen Aufgaben möglichst vollkommen entsprechen könne und die ihrer Begründung entgegenstehenden Schwierigkeiten überwunden werden.

In der Tat sind diese Schwierigkeiten gerade in Deutschland außerordentlich groß. Dennoch sollte man meinen, daß sie angesichts der Größe des Ziels nicht unüberwindlich sind, wenn nur auf allen Seiten, die hierfür in Betracht kommen, der ernste Wille besteht, diese Ehrenpflicht des deutschen Volkes und der deutschen Bundesstaaten nun endlich und ernstlich zu erfüllen.

Zwar hat das Reich bisher es überall abgelehnt, derartige Sammlungen als Reichsinstitute ins Leben zu rufen. Es mag hier unerörtert bleiben, ob dieser Standpunkt voll begründet und für alle Zukunft aufrecht zu erhalten ist. Jedenfalls sind tatsächlich derartige, das ganze Reich angehende und umfassende Institutionen geschaffen und unterhalten worden, auch ohne daß sie immer Einrichtungen des Reiches selbst waren. Es sei des Beispiels wegen nur hingewiesen auf das Reichsgericht in Leipzig, das Deutsche Museum in München und auf die Mitwirkung des Reichs an der Internationalen Bibliographie; Beispiele, die sich mit leichter Mühe noch sehr vermehren ließen. So müßte also auch über die Schwierigkeiten, die sich einer Zentralbibliothek etwa von staatsrechtlichen Gesichtspunkten aus entgegenstellen, hinwegzukommen sein.

Welche Aufgaben wird nun eine Deutsche Bücherei zu erfüllen haben? Sie soll die gesamte

literarische Produktion Deutschlands, mit absoluter Vollständigkeit sammeln und verwahren. Wenn sie diese Aufgabe nicht erfüllte, würde ihr neben den bereits vorhandenen vortrefflichen deutschen Bibliotheken jede Daseinsberechtigung fehlen. Daraus ergibt sich, daß ihre Aufgaben zu denen jeder anderen Bibliothek in einem dreifachen Gegensatz stehen: rücksichtlich des Umfangs der Sammeltätigkeit, rücksichtlich des Gebiets, auf das sich diese erstreckt und rücksichtlich der Benutzungsweise der Bibliothek.

Jede Bibliothek, sei ihr Etat noch so groß, hat im Vergleich zur Fülle des Vorhandenen beschränkte Mittel. Alle Bibliotheken müssen sich daher beschränken auf ganz bestimmte Gebiete der Literatur, und auch auf diesen erstreben sie nicht so sehr Vollständigkeit, als Vielseitigkeit. Kein zielbewußter Bibliothekleiter wird sich dazu verstehen, die Mittel seiner Bibliothek zur Aufstapelung an sich wertloser Massen zu verwenden, sondern er wird unter den auf seinem Sammelgebiet erscheinenden Werken nur das Wichtige und Wertvolle auslesen.

Was ist nun aber die notwendige Folge dieses Sachverhalts, dessen innere Notwendigkeit unbestreitbar ist, dessen Beseitigung also auch nicht einmal angestrebt werden kann? Zunächst, daß die einzelnen Bibliotheken den an sie gestellten Anforderungen nicht vollständig genügen können. Natürlich! Denn eine Bibliotheksleitung mag so sachkundig und umsichtig sein, wie sie wolle: niemals kann sie die bei wissenschaftlicher Einzelforschung sich ergebenden Bedürfnisse vollständig voraussehen und durch Anschaffungen im voraus befriedigen; namentlich ist das unmöglich mit Rücksicht auf die ausgedehnten, in ständigem Flusse befindlichen Grenzgebiete, mit denen die einzelnen Wissenschaften in der vielfältigsten Weise untereinander verknüpft sind. Tatsächlich haben denn auch zum Beispiel im Jahre 1907/08 (wohl 1. Oktober bis 30. September) allein 28 größere öffentliche deutsche Bibliotheken, unter denen unter anderen München und Stuttgart noch nicht einmal inbegriffen sind, nicht weniger als 201025 Bücherbestellungen als „nicht vorhanden“ unerledigt lassen müssen! (Jahrbuch der deutschen Bibliotheken, 7. Jahrgang, Seite 160/161.) Was tun die Besteller solcher nicht vorhandenen Werke? In den seltensten Fällen und schwerlich zum Vorteil ihrer wissenschaftlichen Arbeit werden sie sich bescheiden; meistens werden sie versuchen, das betreffende Buch von anderen Bibliotheken sich zu beschaffen. Wenn nun auch hier die Auskunftsstelle der preußischen Bibliotheken eine dankenswerte Vereinfachung eintreten lassen wird, so ist doch einleuchtend, daß durch diese zahlreichen Anfragen und Antworten, Hin- und Rücksendungen, den Bibliotheksverwaltungen eine recht erhebliche Arbeit erwächst.

Die dargelegte notwendige Unvollständigkeit der Bibliotheken hat sodann zur Folge, daß viele Werke von keiner einzigen Bibliothek angeschafft werden und deshalb, unter ungünstigen Umständen, schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit vollständig untergehen und für alles Geld nicht mehr zu beschaffen sind. Daß tatsächlich selbst wertvolle Werke nach wenigen Jahren spurlos verschwunden sind, dafür erwähnt Richters Schrift: „Ein Notstand bei den Sächsischen Bibliotheken“ lehrreiche Beispiele.

Zwar kauften die erwähnten 28 Bibliotheken im Jahre 1907/08 zusammen 88421 Bände (ohne die Erwerbungen aus Pflichtexemplaren), so daß bei planmäßiger Verteilung theoretisch sehr wohl die Möglichkeit gegeben wäre, mindestens je ein Exemplar der etwa 30000 Werke[1] betragenden deutschen Jahresproduktion zu kaufen, so daß sie zu deren vollständiger Aufbewahrung der Pflichtexemplare überhaupt nicht bedürfen würden. Das hieße aber den Etat der Bibliotheken mit Erwerbungen belasten, die für die einzelne Bibliothek eben wegen ihrer Vereinzelung vollständig wertlos wären.

Als dritte Folge ergibt sich, daß ganze Literaturgattungen überhaupt nicht, oder nur durch Zufall gesammelt werden. Es ist zum Beispiel kein Zweifel, daß die politischen Flugblätter, wie sie gegenwärtig namentlich bei Wahlen massenhaft erscheinen, für den Historiker späterer Zeiten ein außerordentlich wertvolles Material darstellen werden. Ebensowenig aber unterliegt es einem Zweifel, daß sie zurzeit vollständig von keiner öffentlichen Bibliothek

[1] Ich lasse den Unterschied von Werken und Bänden hier außer Betracht.



gesammelt werden. Es ist das auch ohne eine weitverzweigte, leistungsfähige Organisation ganz unmöglich; eine Organisation, wie sie für diesen Zweck allein wieder viel zu kostspielig sein würde.

Den hier geschilderten Übelständen hätte eine Deutsche Bücherei vor allen Dingen abzuhelfen. Sie hat also größte Vollständigkeit anzustreben, damit für die Zukunft auch das aufbewahrt werde, worüber zur Zeit seines Erscheinens das Urteil noch nicht feststeht, oder was möglicherweise erst künftig oder als Teil eines größeren Ganzen wertvoll wird. Allerdings wird auch sie nicht wahllos alles sammeln können, worauf später noch näher einzugehen ist.

Eine Deutsche Bücherei hat sich ferner zu beschränken auf deutsche Veröffentlichungen, während jede andere (öffentliche oder private) Bibliothek eine wenn auch mäßige Berücksichtigung der ausländischen Literatur niemals ganz entbehren kann, wenn sie nicht einseitig sein will.

Eine Deutsche Bücherei sollte demnach mit möglichster Vollständigkeit sammeln:

1. die Erzeugnisse des gesamten Buchhandels in Deutschland, wenn irgend möglich aber im gesamten deutschen Sprachgebiet, also namentlich in Österreich-Ungarn und der Schweiz;
2. die gesamte periodische Literatur (Zeitungen, Zeitschriften, Jahrbücher, Kalender, Kursbücher usw.);
3. die Privatdrucke (Festschriften, Gelegenheitsschriften, Berichte großer industrieller und kaufmännischer Firmen, Statuten und Berichte von Vereinen usw.);
4. Flugblätter aller Art, politische usw.;
5. Kataloge, Preisverzeichnisse, Adreßbücher und ähnliche.

Das Streben nach Vollständigkeit darf aber nicht zur Aufstapelung unzweifelhaft wertloser, ephemerer oder überflüssiger Erscheinungen führen. Es ist deshalb durch Aufstellung allgemeiner Grundsätze festzulegen, was von der Sammeltätigkeit von vornherein auszuscheiden ist. Die Aufstellung dieser Grundsätze ist gewiß sehr schwierig, aber nicht unmöglich. Beispielsweise wäre es sinnlos, alle Briefsteller, Punktier- und Traumbücher, Kolportageromane und ähnliches aufzuheben. Es würde genügen, wenn nur einzelne, besonders charakteristische Repräsentanten solcher minderwertigen oder Afterliteratur aufgehoben würden. Ebensowenig ist es nötig, alle Ausstellungskataloge, Adreßbücher und Verwandtes aufzuheben, soweit sie nicht literarischen oder kulturhistorischen Wert besitzen. Endlich werden alle diejenigen Literaturerzeugnisse, die in unveränderter Form wiederkehren, wie zum Beispiel Kursbücher, Reisehandbücher, neue unveränderte oder wenig veränderte Auflagen von Lehrbüchern usw., Fachkalender und ähnliches von der regelmäßigen Aufbewahrung auszuschließen sein. Es wird meist genügen, wenn nur die erste Auflage oder in größeren Zeitabständen eine neue Auflage aufgehoben wird.

Die vollständige Sammlung der periodischen Literatur, also auch aller politischen Zeitungen, lokalen Adreßbücher usw. würde in kürzester Frist geradezu ungeheuerliche Räumlichkeiten beanspruchen, die in gar keinem Verhältnis zu dem Wert des aufgestapelten Materials stünden. Es ist deshalb notwendig, die Deutsche Bücherei von diesem Zweig der Sammeltätigkeit tunlichst zu entlasten. Das könnte geschehen, wenn diejenigen Gemeinden usw., die die betreffenden Erzeugnisse ohnehin auf Grund des Preßgesetzes erhalten, oder denen sie ohne weiteres von der zuständigen Polizeibehörde überwiesen werden können, zu deren Verwahrung verpflichtet würden. Die Kataloge der Deutschen Bücherei hätten dann nur nachzuweisen, wo die betreffenden Veröffentlichungen zu finden sind.

Mit der vollständigen Sammlung der deutschen Literatur ist aber natürlich die Aufgabe der Deutschen Bücherei nicht erschöpft, sondern sie hat die gesammelten Bestände auch sorgsam und dauernd zu verwahren. Daraus folgt, daß sie — abermals im Gegensatz zu jeder anderen Bibliothek — ihre Bestände nicht der Gefahr des Verschleißes oder Verlustes im Ausleihverkehr aussetzen, sondern sie nur zur Benutzung in ihren eigenen Räumen überlassen darf. Sie muß *Präsens*-Bibliothek sein.

Zu den hier dargelegten Aufgaben tritt noch eine andere, äußerst wichtige Aufgabe hinzu die Gewährleistung absoluter Vollständigkeit der deutschen Bibliographie. Zwar darf der deutsche Buchhandel stolz sein auf seine Bibliographie, die — von der Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig im Auftrage des Börsenvereins der deutschen Buchhändler daselbst herausgegeben —



wohl als die beste der Welt gilt. Es muß aber rechtzeitig Vorsorge getroffen werden, daß ihre bisherige Zuverlässigkeit und Vollständigkeit auch für alle Zukunft gesichert wird. Der Grundsatz, nur solche Bücher in die Bibliographie aufzunehmen, die im Original vorgelegen haben, darf im Interesse der Zuverlässigkeit unter keinen Umständen verlassen werden. Andererseits besitzt weder die Hinrichssche Buchhandlung noch der Börsenverein irgendwelche Machtmittel, die Vorlegung neu erschienener Bücher zu erzwingen. Es besteht aber eine im Zunehmen begriffene und durch die Gewerbefreiheit geförderte Neigung, Bücher außerhalb des Buchhandels erscheinen zu lassen. Somit besteht eine Gefahr für die zukünftige Vollständigkeit der Bibliographie insofern, als deren Redaktion von dem Erscheinen gewisser Schriften entweder überhaupt keine Kenntnis erhält, oder doch deren Vorlegung und damit ihre Aufnahme in die Bibliographie nicht durchsetzen kann. Nur eine Zentralbibliothek würde die so entstehenden Lücken ausfüllen und damit die absolute Vollständigkeit der Bibliographie auf die Dauer gewährleisten können. Wenn sie mit deren Redaktion sich am selben Orte befindet, so ist das ein nicht zu unterschätzender Vorteil.

III. Vorschläge für die Begründung der Bücherei.

Will man der Lösung der oben umschriebenen Aufgaben nähertreten, so muß man sich vor allem ein Bild von den erwachsenden Kosten machen. Es würde aber zu weit führen, an dieser Stelle auf die erforderlichen Berechnungen näher einzugehen. Nur soviel sei hier ausgeführt: Wenn man, wie es geboten erscheint, eine derartige Sammlung, die bei voller Entwicklung das gesamte Geistesleben des deutschen Volkes repräsentieren wird, nicht nur auf wenige Jahrzehnte, sondern auf mindestens drei Generationen, also auf etwa 100 Jahre voraus plant, so hat man mit einem Endbestand von 5000000 Bänden und mit einem jährlichen reinen Büchervermehrungs-Etat von im Anfang 120000 Mark zu rechnen, der sich im Laufe der Jahre je nach der wachsenden literarischen Produktion des deutschen Sprachgebietes mehr oder weniger erheblich steigern wird.

Das Gebäude würde einen Bauplatz von ungefähr 10000 Quadratmetern beanspruchen und, wenn es mit einem dem gewaltigen Büchermagazin entsprechenden Verwaltungsbau und Lesesaal ausgestattet wird, einen Kostenaufwand von etwa 3000000 Mark erfordern. Hierzu kämen die laufenden Verwaltungskosten, vor allem die für den Erwerb der Bücher. Auch wenn man annimmt, daß der deutsche Verlagsbuchhandel freiwillig bereit sein wird, je ein Exemplar des gesamten Verlages zur Hälfte des Ladenpreises an die deutsche Bücherei abzugeben, werden für diese Kosten allein 60—70000 Mark einzusetzen sein; hierzu kommen die Kosten für die Katalogisierung, für die Bucheinbände usw., endlich für Beamtengehälter, für Beleuchtung, Heizung, bauliche Unterhaltung usw. Diese Kosten werden mit 130—140000 Mark jährlich sicher nicht zu hoch gegriffen sein, so daß im Ganzen ein Jahres-Etat von 200000 Mark vorzusehen ist. Für den Betrieb ist im Anfang selbstverständlich nur ein erheblich kleineres Gebäude und ein wesentlich niedrigerer Etat erforderlich, da die Bibliothek am Schluß des ersten Jahres nur etwa 30000 Werke, am Schluß des zweiten erst etwa 60000 umfassen wird. Doch empfiehlt es sich, schon von Anfang an Mittel in der Höhe von 200000 Mark bereitzustellen und einen besonderen Fonds zu gründen, der der Deutschen Bücherei seinerseits in jedem Jahre nur die tatsächlich erforderlichen Mittel zuweist, aber zur Deckung unvorhergesehener Ausgaben und Anforderungen an den Bibliotheksbetrieb dient. Vielleicht ist auch zu hoffen, daß diesem Fonds von hochherzigen Gönnern Stiftungen zugewiesen werden. Das Gebäude ist naturgemäß in seiner vollen Größe von vornherein zu planen, wobei aber darauf Bedacht zu nehmen ist, daß es in größeren Abschnitten und in Anpassung an das allmähliche Anwachsen der Bibliothek und ihrer Benutzung im Laufe des Jahrhunderts ausgebaut werden kann.

Wenn es auch an sich als das Wünschenswerteste erschienen wäre, durch Reichsgesetz der Deutschen Bücherei ein Pflichtexemplar aller Erzeugnisse der Buchdruckerpresse zu sichern, so scheint sich doch dieser Weg mit Rücksicht auf die sehr verwickelten Verhältnisse des

Pflichtexemplarwesens in den verschiedenen Bundesstaaten als nicht gangbar zu erweisen. Es bleibt also nur der Weg des Kaufs zum halben Ladenpreise.

Angesichts der großen Schwierigkeiten, die der Schaffung einer Deutschen Bücherei entgegenstehen, erscheint die Frage nach dem Termin, von dem ab gesammelt werden soll, von verhältnismäßig geringer Bedeutung. Nahe würde es liegen, diesen Termin auf die Begründung des Deutschen Reiches, also auf das Jahr 1870 oder 1871 zu verlegen, doch ist es sehr fraglich, ob die Literatur der seitdem vergangenen Jahre in wirklicher Vollständigkeit noch zu beschaffen sein wird. Auch würden in diesem Falle sofort sehr viel höhere Anforderungen an die Bibliothek gestellt werden, auch wenn zu hoffen ist, daß die deutschen Verleger in der überwiegenden Mehrzahl bereit wären, ihre einschlägigen Verlagswerke als Verlagsarchiv des deutschen Buchhandels der Deutschen Bücherei zu stiften. In jedem Falle aber sollte wenigstens so bald als tunlich, also möglichst am 1. Januar 1913, mit der Sammeltätigkeit begonnen werden.

Auch die Frage des Sitzes der Bibliothek ist nicht von grundsätzlicher Bedeutung. Die Hauptsache bleibt, daß überhaupt endlich diese große und von Jahr zu Jahr immer schwerer auszufüllende Lücke im deutschen Bibliothekswesen ausgefüllt werde. In erster Linie kommt für eine Bibliothek, wie die hier vorgeschlagene, das Zentrum des deutschen Buchhandels: Leipzig in Betracht, wo ohnehin fast alle deutschen Verleger ständige Auslieferungslager unterhalten; wo die Fäden, die den Buchhandel des gesamten deutschen Sprachgebietes wirtschaftlich verknüpfen, zusammenlaufen; wo die deutsche Bibliographie geschaffen wird und der Börsenverein der deutschen Buchhändler seinen Sitz hat. Es kommt hinzu, daß in weitschauender und großzügiger Weise Rat und Stadtverordnete der Stadt Leipzig sich bereit erklärt haben, das erforderliche Bauland für die Bibliothek umsonst zur Verfügung zu stellen; daß ebenso der Sächsische Staat geneigt ist, die Baukosten für das Bibliotheksgebäude aufzuwenden und zu diesem Zwecke bereits eine erste Rate von 150000 Mark in den Etat für 1912 eingestellt hat. Durch dieses tatkräftige Vorgehen hat sich die Stadt Leipzig und der Sächsische Staat wohl ein Vorrecht auf diese Bibliothek erworben. Die Beschaffung der jährlichen Verwaltungskosten ist sicherlich Sache des gesamten deutschen Vaterlandes und es ist zu wünschen, daß dies auch im Laufe der Jahre verwirklicht wird. Vorläufig freilich scheinen sich dem noch unübersteigliche Hindernisse, namentlich staatsrechtliche Bedenken entgegenzustellen. Es wäre deshalb im Interesse der Sache überaus dankenswert, wenn zunächst der Sächsische Staat und die Stadt Leipzig sich bereit fänden, auch dieses allerdings außerordentlich große Opfer zu bringen und damit auch die letzten Schwierigkeiten zu beseitigen.

Möchte es gelingen, das seit nun mehr als 40 Jahren immer wieder und immer vergebens angestrebte Ziel zu erreichen und eine Institution zu schaffen, die ihren vollen Segen erst kommenden Generationen spenden, dann aber auch einen der bedeutendsten Faktoren im Geistesleben des deutschen Volkes darstellen wird!

Zur Geschichte der Simpliziaden.

Von

Dr. Hubert Rausse in Münster i. W.

Mit 4 Abbildungen.

Der deutsche Roman des XVII. und der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, den die wissenschaftliche Forschung lange vernachlässigt hatte, ist in den letzten Jahrzehnten steigender Beachtung gewürdigt worden. Kaum einen Anteil daran hat der eigentliche Kunstroman, selbst Philipp von Zesens menschlich wie literarisch so interessante Persönlichkeit liegt vorläufig noch im Dunklen. Den beiden Modeschriftstellern der galanten Richtung, die aber volkstümlichen Bestrebungen nicht unbedeutende Konzessionen machten, Happel und Bohse



haben Schuhwirth (1908) und Schubert (1911) größere Untersuchungen gewidmet. Alles andere ist dem eigentlichen Volksroman zugute gekommen.

Auf Kippenbergs Arbeit über „Robinson in Deutschland bis zur Insel Felsenburg" (1892) folgte Ulrichs fleißige Bibliographie „Robinson und die Robinsonaden" (1898), deren darstellender zweiter Teil bisher noch nicht erschienen ist. Mildebrath untersuchte dann die „Deutschen Avanturiers" (1907), ich selbst den „Spanischen Schelmenroman in Deutschland" (1908). Das Schlußkapitel meiner Arbeit behandelte den Einfluß der Schelmenromane auf Grimmelshausen, und um den hat dann die wissenschaftliche Forschung in erster Linie sich kristallisiert.[1] Auch diese Zeitschrift hat sich daran mit mehreren wichtigen Veröffentlichungen beteiligt. Schon hierin zeigt sich die überragende Bedeutung Grimmelshausens, die nun im Laufe von hundert Jahren — denn im ersten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts haben die Romantiker, an ihrer Spitze Brentano, den vergessenen Dichter wieder zum Leben gerufen[2] — endgültig nach ästhetischer wie literar-historischer Seite fixiert erscheint.

Mit den vorhin genannten Untersuchungen ist der volkstümliche Roman dieser Zeit fast seinem ganzen Umfange nach erschlossen. Die Schelmen- oder Landstörtzerromane erscheinen zwischen 1615 und 1671, 1669 kommt der „Simplizissimus", dasselbe Jahr bringt die zweite, 1670 die dritte Auflage, bis 1713 erscheinen noch fünf weitere. Daneben laufen in meist mehreren Auflagen die simplizianischen Schriften. Mit 1714 beginnt der Avanturier, mit 1720 der Robinson das Feld zu beherrschen. Erst nach Eindringen des englischen Familienromans verschwindet um die Mitte des Jahrhunderts langsam diese ganze volkstümliche Richtung.

Ich sage Richtung, nicht Richtungen. Denn sie alle haben bei sonstigen, besonders ästhetischen Grundunterschieden ein Gemeinsames: das Abenteuerliche. Und alle diese Richtungen sind so sehr ineinander verschmolzen, daß oft der Zufall aus einem Avanturier einen Robinson macht, daß Pikaros als Avanturiers wieder erscheinen, daß Robinsone kein Meer gesehen und Simplizissimi keine Kugel haben pfeifen hören. So tut man am besten, den gesamten volkstümlichen Roman von 1600 bis 1750 als Abenteurerroman zusammenzufassen, dessen Gipfel der „Simplizissimus" und dessen Abschluß und wiederum einen Höhepunkt Schnabels „Insel Felsenburg" bedeutet.

Nur ein, allerdings unbedeutender Teil, dieses Gebietes ist bisher unbearbeitet geblieben: *die Nachahmungen des Simplizissimus*, die ich analog dem Worte Robinsonaden als Simpliziaden bezeichnen möchte. Ein unbedeutender Teil dieses Gebietes, weil kein einziges der Werke eine überragende Bedeutung besitzt und weil ihre Anzahl eine verhältnismäßig geringe ist; und doch wieder ein Gebiet nicht ohne Interesse, schon weil es uns Rückschlüsse auf die Beliebtheit des Simplizissimus erlaubt.

Der Begriff der Robinsonade war zu fixieren. Ulrich versteht unter ihnen Erzählungen, die „das Hauptmotiv des Robinson, insularische Abgeschlossenheit von der menschlichen Gesellschaft, zum Mittelpunkt der Erzählung machen oder doch episodisch verwerten."[3] Lag auch im letzten schon eine gewisse Gefahr, so daß man auch den Simplizissimus unter die Robinsonaden reihen könnte und jedenfalls einen Avanturier hierhin rechnete, dessen insularische Abgeschlossenheit darin bestand, daß er nach einem Schiffsunglück sich für mehrere Stunden an einer einsamen Klippe festhielt, — immerhin ist der Begriff der Robinsonade einer gewissen Eindeutigkeit unterworfen. Anders war es mit den Schelmen- und Avanturierromanen, anders auch ist es mit den Simpliziaden. Es ist kein Kriterium möglich, das es erlaubte, ein Werk mit Bestimmtheit ihnen zuzurechnen oder mit Bestimmtheit zurückzuweisen. Will man unter Simpliziaden alle Werke verstehen, die vom Simplizissimus beeinflußt sind, so würden zum Beispiel mehrere Romane Weises hierher gerechnet werden müssen, und mancher Avanturierroman und manche Robinsonade würde sich in eine Simpliziade verwandeln. Also diese weiteste

[1] J. H. Scholte bespricht die einschlägige Literatur im „Probleme der Grimmelshausenforschung" 1912. Seite 104—117.
[2] Vgl. Hubert Rausse, Grimmelshausen und die Romantik. Wissenschaftliche Beilage zur „Germania". 1910. Seite 191 ff.
[3] H. Ulrich, Robinson und die Robinsonaden I. 1899. Vorrede XIV.



Deutung ist unmöglich. Ich habe unter dem Begriff Simpliciade zunächst alle mir bekannt gewordenen Werke zusammengestellt, die in ihrem Titel auf den Simplizissimus Bezug nehmen. Es wird Aufgabe dieser Untersuchung sein, alle Werke, die den simplizianischen Titel als Aushängeschild nur zur Reklame tragen, oder die überhaupt keinen romanhaften Charakter haben, auszuscheiden.

So gehört als erstes Werk hierher: „Viridarium Historikum das ist historischer Lustgarten, aus welchem Anstatt heilsamer frischer Menschen und Vieh erquickender Gewächse, hundert außerlesener Geist- Hertz und Gemüth erfreuender Geschichten Mit höchstanmuthigem Wachsthum hervor kommen, Und sich einem jeden Historien-Liebhaber mit sonderlicher Belustigung praesentiren durch Vorschub und Anleitung, deß weit und breit Berühmten Simplicii Simplicissimi. zu finden bey Wolff Eb. Felßecker." Das Büchlein ist um 1670, also noch zu Lebzeiten Grimmelshausens, erschienen. Wenn J. H. Scholte, der den Titelkupfer zum Viridarium in dieser Zeitschrift (1912, Seite 36) reproduziert, noch seine Verwunderung ausspricht, daß ein Werkchen, dessen Inhalt mit dem Simplizissimus nicht das geringste gemein hat, auf ihn sich dennoch im Titel bezieht, sogar den Titelkupfer des Simplizissimus teilweise verwendet, so wird der Gang dieser Untersuchung für den gleichen Vorgang eine ganze Anzahl von Belegen bringen müssen. Möglich wäre ja, daß hier die Verweisung auf den Simplizissimus mit Grimmelhausens Genehmigung oder Mitwissen geschehen sei, weil beide Werke den gleichen Verleger Felßecker hatten. Der mußte sich ja sagen, daß die genannten Hinweise Grimmelshausen sicherlich bekannt werden würden. Aber ob mit oder ohne des Dichters ausdrückliche Genehmigung: hier zeigt sich sehr früh bereits, wie bekannt und beliebt der Simplizissimus gewesen sein muß. Nur buchhändlerische Reklame — nach wirklichen Beziehungen zu suchen ist ebenso nutz- wie erfolglos — hat diesem Werkchen Namen und Titel des Simplicissimus vorangesetzt. Eine und in diesem Maßstabe wohl die einzige Parallele hierzu bietet fünfzig Jahre später der Robinson: 1719 erschien das englische Original, 1720 die deutsche Übersetzung, 1721 bereits ging der zweite Band einer „Seltsamen Lebens-Historie eines Holländers" unter dem Titel „Der holländische Robinson Crusoe" und 1722 muß sich Bernard Creutz den Namen eines „Teutschen Robinson" gefallen lassen. Schnell gefaßt suchten nun auch die Pikaros und Avanturiers ihr Leben dadurch zu verlängern, daß sie den jeweiligen Modetitel übernahmen. Immerhin bietet der Simplizissimus das erste Beispiel in der Geschichte des deutschen Romans dafür, daß ein Buchtitel wegen seiner Beliebtheit und Bekanntheit als Reklame auch solchen Werken vorgesetzt wird, bei denen das Fehlen jeglicher innerer Verwandtschaft eine Entschuldigung direkt unmöglich macht.

Ob diese Worte auch für den „Simplicius Simplicissimus, Glücklicher und notabler europäischer Wunder-Geschichten-Kalender auf 1672 und 1675" Anwendung finden müßten, läßt sich leider nicht mehr nachweisen. Den Titel verzeichnet Weller in seinen Annalen (II, Seite 396), aber nach einer Mitteilung des Auskunftsbureaus der deutschen Bibliotheken ist ein Nachweis des Werkes (oder der Werke?) nicht gelungen. (Suchliste 188 vom 28. Juni 1910.) Die beiden auf dem Titel verzeichneten Jahre fallen noch in Grimmelshausens Leben. Nehmen wir zwei Kalender an, einen für 1672 und einen für 1675, so würden also auch die Erscheinungsjahre noch in Grimmelshausens Lebenszeit fallen. Möglich wäre ja aber auch, daß nur ein Kalender gemeint gewesen ist, der etwa 1676 (dem Todesjahr Grimmelshausens) erschienen, historische Rückblicke (grade für solche Werke muß oft der Titel des „Simplizissimus" herhalten) auf die Ereignisse der Jahre 1672 und 1675 enthalten hätte. Leider sind auch Ort und Verleger unbekannt.

Damit kommen wir zu einem Roman, der im engeren Sinne als Simpliziade zu bezeichnen ist, da er gleichermaßen vom Schelmenroman wie vom Simplizissimus beeinflußt erscheint:

„Der Simplicianische Welt-Kucker, Oder Abentheuerliche Jan Rebhu, bestehend in einer Historischen Erzehlung, Welche den Lauff seines geführten Lebens der gantzen Welt vor Augen stellet, verfasset in ein Satyrisches-Gedichte, Jn welchem unter verdecktem Nahmen warhafftige Begebenheiten gewisser Standts-Personen entworffen, und mit Confuser Ordnung an



den Tag gegeben worden. Gedruckt zu N. Bey deß Jan Rebhu seinen guten Freunde." (8°, 168 Seiten, drei Kupfer.)

Eine zweite Auflage und Fortsetzung führt den Titel:

„Des Simplicianischen Welt-Kuckers oder Abendtheuerlichen Jan Rebhu Erster Theil, Bestehend in einer kurtzweiligen Historia, Welche den Lauff seines geführten Lebens der ganzen Welt vor Augen stellet, mit unterschiedlichen Liebes-Händeln, und andern seltsamen Begebenheiten vermehrt und zum andernmahl in den Druck verfertiget. Von dem Authore aufs neue übersehen, vermehret, und allenthalben von denen vorigen Druck-Fählern gereiniget. Gedruckt zu N. Bey des Jan Rebhu seinem guten Freunde 1679." (8°. 192 Seiten, drei Kupfer.)

— „Anderer Theil, Jn welchem die angefangenen Erzehlungen des ersten Theils continuirt und fortgeführet, auch sonsten viel und unterschiedliche wunderbare Abentheuer erzehlet werden, darinnen so wohl von Liebs-Erzehlungen, Ritter-Geschichten, Gefängnissen, Gespenstern als anderer wundersamen Zufälle Meldung geschicht. Allen Liebhabern zu sonderlicher Ergötzung an den Tag gegeben, und neulich aus dem Welschen in das Hoch-Teutsche übersetzet von Einem Liebhaber des alten Ritter Rolandes. Gedruckt bey des Jan Rebhu seinem guten Freunde." (8°. 231 Seiten, 3 Kupfer.)

— „Dritter Theil, Welcher die angefangene und fortgesetzte Erzehlungen vollkommentlich ausführet, und der gantzen Welt ein offenes Zeugniß überläßt, auf welch eine Weiß Jan Rebhu sein abentheurliches, wunderbares und seltsames Leben beschlossen. Darinnen auch von seiner Einsiedlerey ausführliche Meldung geschiehet. Gedruckt in diesem Jahre." (8°. 235 Seiten, ein Kupfer.)

— „Vierdter und letzter Theil. Welcher die gantz Historiam und alle wunderliche Erzehlungen vollkommendlich beschliesset, und umständlich vermeldet, was jede und alle, so in diesem Werck mit Nahmen angeführet worden, vor ein Ende genommen, dabey in specie von des Jan Rebhu zeitlichem Hintritt aus diesem Leben ausführlich gedacht wird. Gedruckt zu N. Bey des Jan Rebhu seinem guten Freunde. 1679." (8°. 168 Seiten, ein Kupfer.)

Wie die Jahreszahl zum ersten und vierten Teil der zweiten Auflage zeigt, stammt diese, die zugleich die erste vollständige ist, aus dem Jahre 1679. In der Vorrede heißt es, daß seit Erscheinen der unvollständigen ersten Ausgabe „nunmehro zwey Jahr verflossen". Danach wäre 1677 als Erscheinungsjahr des „Simplicianischen Weltkuckers" zu betrachten. Übereinstimmend hiermit enthält das Leipziger Ostermeßverzeichnis von 1677 (F b) unter den libris serius exhibitis den oben zuerst verzeichneten Titel bis — „vor Augen stellet, mit Kupffern, Halle in Sachsen, bei Simon Johann Hübner 12". Damit könnte nur ein anderer Druck gemeint sein. Nach den Leipziger Ostermeßverzeichnisssen von 1678 (E 4b und D) scheinen auch der zweite und dritte Teil bereits vor 1679 einmal erschienen zu sein. Jedenfalls sind alle diese Drucke nicht mehr nachzuweisen. Die folgende Inhaltsangabe fußt auf der Gesamtausgabe von 1679, Abweichungen vom Erstdruck sind, soweit sie beachtenswert erschienen, mitgeteilt.

Wie die pikarischen Romane und nach deren Vorbild der Simplicissimus, beginnt auch der „Simplizianische Weltkucker" mit der Jugend des Helden. Tirol ist seine Heimat. Er verliert früh seine Eltern und kommt nach Venedig, den Gesang zu lernen. Dort verliebt sich eine welsche Gräfin in ihn und er erlebt ähnliche Abenteuer, wie sie Simplizissimus als Beau Aleman in Paris bestehen mußte.[1] Jan Rebhu, wie der Held dem Stil der Ich-Erzählung entsprechend gleich dem angeblichen Verfasser sich nennt, wird nun Page bei einem vornehmen Kavalier, der ihn als „Pickelhäring benutzt, so daß er ihn fast zum Narren macht" (I, Seite 69). Schließlich muß Rebhu die angenehme Stellung an diesem Hof aufgeben, weil eine vornehme Dame, die bei ihm das Singen lernen will, ihn verführt. „Es ginge aber dieses Singenlehrnen auf eine gantz simplicianische Arth hinaus: denn, an statt sie Noten lernen sollte, unterrichtete sie mich in etwas anderes" (Seite 96). Wie die Sache entdeckt wird, muß Rebhu fliehen,

[1] Im „Ritter Spiridon aus Perusina" 1679 erlebt ein Ritter gleiche Liebesabenteuer. Seite 36ff.





Abb. 1. Kupfer und Titel zu Hubers „Simplicianischem Welt-Kucker". 1679.

gerät sogar in den Verdacht, kostbare Schmucksachen gestohlen zu haben und verbirgt sich bei einem einfachen Dorfpriester. Unterhaltungen über Religion und Dichtkunst füllen ganze Seiten. Nur Roman und Satire haben Existenzberechtigung, das gefährlichste sind die Ritterromane[1] und von diesen wieder der Amadis, „eine gottlose Ertichtung eines teufflischen Gemühtes", der ihn einmal bewogen hatte, auch ein Ritter werden zu wollen (118).

Von dem stillen Dorf wird Rebhu plötzlich durch eine Kutsche entführt, auf eine einsame Burg gesperrt und durch Gespenster erschreckt. Das ist die Strafe dafür, daß er seine Erlebnisse mit der welschen Gräfin ausgeplaudert hatte. Trotzdem gerät er wieder mit ihr in ein Liebesverhältnis, das auch anhält, als sie sich mit einem italienischen Fürsten verheiratet. Wieder wird die Sache ruchbar, besonders da Rebhu seine Liebesfreuden noch mit einem zweiten Pagen zu teilen hatte; beide wandern vorläufig ins Gefängnis, um dann hingerichtet zu werden. Doch weiß die Fürstin sie durch eine Strickleiter zu retten und beide entkommen glücklich nach Venedig.

Dort erfährt er durch einen Brief seiner ehemaligen deutschen Geliebten, daß der Dieb der Schmucksachen ertappt und die Sehnsucht nach ihm beim ganzen Hofe recht groß sei.

[1] In der Ausgabe 1679 werden von dieser Verurteilung ausgenommen Pontus, Melusine und Siegfried, „ruhmwürdige, ersprießliche und nützliche Bücher".

Rebhu reitet also nach Deutschland hinein, besteht unterwegs Duelle und sonstige Gefahren und nimmt am Hofe sein altes Leben, „so wider das sechste Geboht stritte“, von neuem wieder auf. Wie aber die vornehme Dame heiratet, begibt sich Rebhu zur Universität, wo er die Zeit mit tollen Streichen ausfüllt. Seiner Schulden wegen sucht er seine alte Liebe wieder auf, erfährt von dem Unglück ihrer Ehe und läßt sich durch sie bewegen, den Grafen zu erschießen. Im dunklen Wald bekommt er aber einen Räuber vor die Pistole, der grade vorher den Grafen überfallen hatte Rebhu wird königlich belohnt, so wurde „der Student ein Mörder und aus dem Mörder ein Hoffmeister“ (II, Seite 73). Wie aber wiederum seine Liebschaft entdeckt wird und wiederum die Gespenster eines Zauberschlosses ihn ängstigen und quälen, beschließt er ein Einsiedler zu werden. Im Traum führt ihn Miseria durch ein großes Haus mit vielen Sälen und Zimmern: ein hübsch geschildertes Bild der Welt, für das Moscherosch und Weise vorbildlich waren. Ein Ritter nimmt sich bald des Einsiedlers an und macht den frommen Mann zum Erzieher seines Sohnes, der nach Italien zur Universität soll.

Den beiden geht in Italien das Leben recht freundlich ein. Der Schüler kommt durch Liebesabenteuer ins Gefängnis, Rebhu, als Mönch verkleidet, befreit ihn aber. Die beiden kehren nach Deutschland zurück und hier beginnt der Hofmeister sich in die Schwester seines Schülers zu verlieben. Auch sie, eine Schönheit, liebt ihn und weist alle Anbeter zurück. „Sie wußte diese wüsten Fliegen und Affektions-Mücken mit dem Wedel ihrer Bescheidenheit theils hinwegzuwehen, theils auch die Flügel gar auß zu rupfen.“ (III, S. 63). Wie aber die Liebe entdeckt wird, schickt die Mutter Kassiopeia in eine ferne Stadt. Rebhu schleicht ihr nach und wird bei einem Stelldichein von Kassiopeias Onkel jämmerlich verprügelt. Aber die beiden bleiben sich treu und schließlich erlaubt die Mutter die Hochzeit und macht Rebhu zum Verwalter ihrer Güter. Rebhus Schüler, Orbato, hat längst seines Hofmeisters Liebe genutzt und ist allein in die Weite gegangen. Rebhus Frau stirbt am Tage nach der Hochzeit und er wird Einsiedler auf einer einsamen Insel.

Mit feinem Verständnis für die Lösung all der Fäden, die der Roman begonnen, treten nun zum Schlusse die meisten der aufgetretenen Figuren nochmals zum Helden in eine Beziehung. Entweder sind sie Einsiedler geworden gleich ihm oder sie müssen auf dem Schafott für ihre Frevel büßen. Dazwischen führt Rebhu ein richtiges Robinsonleben und beschließt eine Pilgerreise nach Jerusalem. Dies seit Freudenhold (1626)[1] und Ägidius Albertinus mit steigender Beliebtheit verwandte Motiv hat vom Simplizissimus manche Ähnlichkeit übernommen. Seestürme, Türkenüberfälle, Sklaverei vermögen trotz allem nicht, Rebhu von Grund auf zu wandeln. Er beerbt seine Schwiegermutter und lebt recht glücklich. Hier bricht, wie beim Simplizissimus, die Ich-Erzählung ab und ein anderer bekommt das Wort, um über Rebhus Ende („seine Sünden beseufzte er viel tausendmal“) zu berichten.

Kriegerische Abenteuer, die doch im Verein mit dem Hintergrund des Dreißigjährigen Krieges dem Simplizissimus einen so eminenten kulturhistorischen Reiz geben, kennt der „Simplicianische Weltkucker“ nicht. Er ist in erster Linie eine pikareske Natur, aber einer jener Abenteurer größeren Stiles, die fern der Gasse und Gosse in höheren Kreisen ihr Leben sich zu zimmern wissen. Spanische Vorbilder sind da wohl in erster Linie maßgebend gewesen. Der Simplizissimus Grimmelshausens ist im Gegenteil der vagabundierende „Mauskopf“, typisch für den abgerissenen Gauner der niederen Soldatenkasten. Und auch das wird er erst, nachdem die Hybris ihn gepackt hatte: innere Notwendigkeiten leiten im tiefsten die Handlung des Simplizissimus.

Solche innere Verwandtschaft suchen wir bei Rebhu vergebens; die von mir in der Inhaltsangabe schon kurz angedeuteten Ähnlichkeiten und Beeinflussungen sind rein äußerlicher Natur. Und doch ist dem Verfasser des „Simplicianischen Weltkucker“ eine über den Durchschnitt damaliger Volksliteratur hinausragende Stellung nicht abzustreiten. Er besitzt eine lebhafte Phantasie, eine nicht gewöhnliche Bildung und Belesenheit und eine gründliche Kenntnis volks-

[1] Vgl. Hubert Rausse, Zur Geschichte des spanischen Schelmenromans. 1908. Seite 24—40 und Seite 103ff.



tümlicher Sagen und Gebräuche. Grade diese letztere wird der Forschung noch zugänglich gemacht werden müssen. Wenn er die Schilderung kriegerischer Abenteuer vermeidet, so geschieht das wohl, weil er selbst auf diesem Gebiete keine Anschauungen besaß. Er erzählt, daß er den „Weltkuker" an der Universität begonnen habe, also wohl im jüngeren Alter. Ein skurriler Humor spricht ebenfalls hierfür; selbst Wortwitze niedrigster Art (etwa absolfünfen statt absolvieren) laufen mit unter. Die studentischen Partien haben allerdings grade hierdurch sich eine besondere Frische bewahrt.

Hinter dem Pseudonym Jan Rebhu verbirgt sich ein gewisser Johann Huber, über dessen Leben uns Näheres nicht bekannt ist. Er war offensichtlich Protestant, wenn auch religiöse Anschauungen nur selten polemisch hervortreten.[1] Trotzdem möchte ich ihn nach einigen dialektischen Wendungen und Schreibungen für einen Süddeutschen halten. Besonders Regensburg spielt in Hubers Werken eine stetige Rolle; dortige lokale Verhältnisse dienen ihm zu Vergleichen, räumliche Abmessungen veranschaulicht er durch Hinweise auf Regensburg.[2] Einen seiner Einsiedler läßt er über sein Leben berichten: „Mein Vater war der bekannte und in der gantzen Welt beschreyte Mauer-Meister, welcher das Thum-Stifft in Regensburg gebauen, so eines unter denen besten Gebäuen des Teutschlandes gehalten wird. Nachdem unglückseligen Todt meines Vaters, indem sich derselbe aus lauter Scham von der Höhe gestürzet, kame ich in einer vornehmen Stadt zu einem Praesidenten." (IV, Seite 133). Auch diese Erzählung beruht auf einer Volkssage. Wie ich einer gütigen Mitteilung des Kgl. Rates Herrn Dr. Otto Denk zu Regensburg entnehme, hat der erste Dombaumeister mit dem Baumeister der steinernen Donaubrücke eine Wette eingegangen, daß derjenige, der seinen Bau früher vollende, dem Überwundenen eine Leibesstrafe zuerkennen dürfe. Der Sieger wurde mit Hilfe des Teufels der Erbauer der Brücke, worauf sich der Dombaumeister vom unvollendeten Dom herabstürzte. Noch sieht man am äußeren, nördlichen Domchor ein Männlein, das mit einem Topf übern Kopf sich herabstürzen will.

Hubers Belesenheit erstreckt sich in erster Linie auf die volkstümliche Literatur. Die sogenannten Volksbücher erwähnt er fast alle, außerdem den „Pfaff von Kalenberg", „Klaus Narr", „Peter Squentz", „Hans Sachs" und Jörg Wikrams „Galmi". Den „Simplizissimus" erwähnt er direkt nie, von Zeitgenossen nur Harsdörffer (III, Seiten 92 und 96) und Zesen, gegen den er ohne Namensnennung häufiger polemisiert.[3] Er ist ein Feind der Fremdwörterverdeutschung, und hat sogar in der zweiten Auflage seines „Weltkuckers" mehrere deutsche Wörter durch fremde ersetzt. Einmal betont er hinter „spatzieren" ausdrücklich „nicht lustwandeln wie ein neuer Rhetor will" (I, 84). Solche Torheiten und Zeitvergeudungen, sagt er Seite 115 ff., führen nur zu schlechten Witzen, etwa Seitenfeile statt Fiedelbogen.

Persiflierend huldigt Huber dieser Sucht zum Verdeutschen in seinem „Prinz Adimantus", dem ich in diesem Zusammenhang noch einige Worte widmen möchte. Er umschreibt da zum Beispiel: Glück = Kugel-Fähndrichin; Pferd = Stallkarpfen; Wald = Scheitermacher; Baum = Haar der Erde; Uhr = Zeitelle und Koch = Suppenschmied. Um so angenehmer berührt es, wenn er Eremit häufig mit Waldbürger wiedergibt, wobei er allerdings auch nur das Gefühl lächerlich machender Persiflage gehabt hat.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit der Gesamtkomposition der simplizianischen Schriften Grimmelshausens verrät es auch, wenn Huber die Hauptpersonen anderer Werke in seinem „Weltkucker" auftreten läßt oder doch ihrer Erwähnung tut: „Ritter Hopfensack" (III, 81—107), „Pokazi" (III, Seite 90). Des ersten Buches habe ich nicht habhaft werden können; der „Pokazi" (zwei Teile, 1679 und 1680), „in welchem eine Satyra gleich einer Braut auf dem Tantz

[1] Vgl. Hubert Rausse, La novela picaresca und die Gegenreformation. Euphorion 1909. Seite 6 ff.

[2] Vgl. auch „Ritter Spiridon aus Perusina". Seite 239, wo er dem Studenten Rebhu Briefe nach Regensburg von Leipzig aus schicken läßt. Dem braucht nicht zu widersprechen, wenn sich auf dem Titel des „Printz Adimantus" die Bemerkung findet „von dem allenthalben bekannten Jan Rebhu von Wolffs Egg. aus Österreich".

[3] Selbst Logau, sicherlich ein Feind aller Fremdwörterei, spottet über die zu weit gehenden Neuerungen Zesens (Sinngedichte 1654, Nr. 1747).

herumgeführet wird" schildert karikierend, mit Märchenstoffen durchsetzt,[1] das Leben eines Juristen und Ratsherren, der schließlich zum Herrscher im „Königreich der unergründlichen Inventionen" (II, 115) ernannt wird. Uns interessiert in diesem Zusammenhang besonders das Auftreten des „Zucker-Wastel von Prag" (II, 133), den auch Grimmelshausen erwähnt: . . . „und in Summa ihr gantzes Geschlecht von allen 32 Anichen her also besudelt und befleckt gewesen, als des Zuckerbastels Zunfft zu Prag immer seyn mögen."[2] Noch Kurz in seiner Ausgabe des „Simplizissimus" hat eine Erklärung der „Zunfft des Zuckerbastels" nicht geben können, erst Reinhold Köhler hat den Ausdruck nachgewiesen: er entstammt der pikaresken Novelle des Cervantes „Rinconete y Cortadillo" und zwar der Ulenhartschen Übersetzung von 1617. Dort heißt es auf die Frage Winkelfelders, ob die Diebe und Gauner in Prag organisiert seien: — „Ja, auffs wenigst, wann einer sicher seyn will, soll er sich bey einem hie, den die Zunft insgemein den Zuckerbastel heißt, einschreiben lassen. Derselb ist der Obrist, ein Meister, Vatter und Trost aller deren, die sich mit stehlen, und mit andern dergleichen Mitteln hinzubringen und zu ernehren begehren."[3]

Es ist immerhin bezeichnend, daß die Kenntnis dieses Ausdrucks mit einer gewissen Selbstverständlichkeit vorausgesetzt wurde. Außer Grimmelshausen und Huber hat auch Happel in seinem „Akademischen Roman" (Ulm 1690, Seite 27ff.) auf den Zuckerbastel hingewiesen: lebhafte Beweise für die Beliebtheit, deren der Schelmenromanen sich erfreut haben muß.

Hubers Bedeutung rechtfertigt es, wenn ich an dieser Stelle noch kurz auf zwei Werke eingehe, die mit dem Thema nicht in direktem Zusammenhange stehen, sondern nur den Verfasser des „Simplicianischen Weltkuckers" in reicherem Lichte zeigen.

Der „Amadis" erlebte um 1609 in Deutschland seine Blütezeit. „Mann- und Frauenvolk," sagt der Züricher Prediger Gotthardt Heidegger, „sitzet darüber als über Eiern Tag und Nacht hinein." Besonders für die Frau galt aber schon wenige Jahrzehnte später die Lektüre des „Amadis" für gefährlich. Grimmelshausen läßt in der „Courage" die Heldin durch den „Amadis" auf falsche Bahnen kommen und auch im „Weltkucker" gesteht eine Frau: „So ich nähe, stücke, arbeite oder würke, habe ich das Buch neben mir liegen." Bald wurde nun der Kampf gegen den „Amadis" und die Ritterbücher überhaupt allgemein: 1681 bereits galt die Lektüre dieses „Schandbuches" bei Hexenprozessen als ein verdachterregender Umstand.[4] An diesem Kampf beteiligte sich Huber mit der oben schon genannten Persiflage „Printz Adimantus und der königlichen Prinzessin Ormizella Liebes-Geschicht". 1678. 8°. 91 Seiten.

Prinz Adimant, Ritter der Liebe, reitet auf Abenteuer aus, die zunächst sehr gefährlich aussehen und äußerst gefährlich beschrieben werden, dann aber als harmlose Bagatellen sich entpuppen. In einem dunklen Walde trifft er den aus allen Huberschen Romanen bekannten, typischen Einsiedler, der im gebrochenen Deutsch sein vergangenes Pikaroleben berichtet. Adimant kommt schließlich zu einem prächtigen Schlosse, wo gerade ein großes Turnier stattfindet. Die Kämpfe sind schrecklich, von den Schwerthieben „sprangen die Funken dermaßen in der Burg herum, daß man den nächststehenden Pulverturm mit vielem Wasser begießen mußte". Adimant siegt und nun beginnt ein großes Tafeln. Besonders bemerkenswert ist dabei die hirkanische Orgel, bei der an den Tasten angebrachte Nadeln darunter befindliche Tiere stechen, deren sorgsam abgestimmtes Gebrüll (vom Ochsen über Schaf bis zum Hündchen) eine harmonische Tischmusik ergibt. Beim Tanz nach Tisch erklären sich Adimant und Ormizella

[1] Darunter das bekannte Motiv von der Gewinnung einer Königstochter mit Hilfe von Dienern, die alle irgendeine Wunderkraft besitzen (zum Beispiel Grimm, Märchen II 1814. Die sechs Diener). Pokazi erringt die Tochter eines Grafen mit Hilfe von vier Dienern; der erste trug das Bein in der Schlinge, weil er sonst in einer Viertelstunde die ganze Welt durchlief, der zweite hielt sich ein Auge zu, weil er sonst durch alles hindurchsah, der dritte steckte „einen Finger vor den Podex, weil er sonst mit seinem Unflath die ganze Welt bespritze", der vierte besaß ein Luftschiff. (Pokazi, Seite 78—85).

[2] Simplicissimus, I. Kap. Ausgabe Bobertags in Nat.-Lit. Bd. 37, Seite 4.

[3] Ulenhart 1617, Seite 186. Vgl. dazu Rausse, Zur Geschichte des spanischen Schelmenromans. 1908. Seite 57ff. und Seite 103.

[4] Vgl. J. Schwering, Literarische Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland. Münster 1902. Seite 63ff.



nach Ritterbrauch sehr umständlich die Liebe und einigen sich dann kurzer Hand auf ein Stelldichein in Ormizellas Zimmer. Dort hat aber der Vater schon vor langen Jahren eine Vorrichtung treffen lassen, um die Unschuld seiner Tochter zu schützen. Und wie nun Adimant erscheint, fällt ihm ein Gewicht auf den Kopf. Den Schwerverletzten packt die jammernde und unglückliche Ormizella in ihr Bett. Am folgenden Tage reitet sie für den Verwundeten unerkannt in die Schranken und siegt in dessen Rüstung. Adimant hat nun Aussicht auf Ormizellas Hand, vorher muß er aber noch ein Gespenst beseitigen, das das ganze Königreich in Schrecken setzt. Hier artet die Erzählung in eine märchenhafte Gespenstergeschichte aus, der Prinz wird selbst von dem Gespenst in einen großen Turm gefangen gesetzt. „So hat die Lieb ihn zugerichtet."

Der Wert dieser Persiflage auf den Ritterroman liegt in der feinen Art und Weise, wie Huber es verstanden hat, die vielen Schwächen jener Erzählungen karikierend zu verdeutlichen und damit lächerlich zu machen. Seitenlang kann man glauben, im „Amadis" selbst zu lesen, so natürlich ist der Ton getroffen, bis eine Übertreibung das Lachen löst. Ich zitierte schon die Stelle, die das Turnier verspotten soll: „von den Schwerthieben sprangen die Funken dermaßen in der Burg herum, daß man den nächststehenden Pulverturm mit vielem Wasser begießen mußte". Der Witz steckt großenteils im „Pulverturm". Diese Art der Übertreibung an sich ist sogar den heroisch-galanten Romanen noch in solchem Maß zu eigen, daß Andreas Heinrich Buchholz zum Beispiel von einem Turnier berichtet: „Die Federchen von den Schabracken flogen so zahlreich umher, daß man davon wohl siebzig Betten stopfen konnte."[1] Wie köstlich hat Huber die affektierten Naturbilder des Ritterromans karikiert: „Als nun des dritten Tages die Fackel der himmlischen Laterne ihre Schlaff-Haube abgeleget und allgemach ihre Strahlen aufzukämmen begunnte . . ." oder „So bald nun Morpheus vom Abend-Essen aufgestanden und mit dem rechten Arm in den Sternenrock gefahren" usw. Die Manier der Ritterromane, durch stets wiederholte Hinweise auf Kommendes die Spannung zu wecken, gebraucht Huber bei den gleichgültigsten Dingen. Es steckt eine große Komik gerade hierin, die sich aus dem Kontrast zwischen Erwartung und Verwirklichung gebiert. Auf seine teilweise recht witzigen Verdeutschungen habe ich schon vorher hingewiesen.

Es ist immerhin von Interesse, daß auch bei uns der Kampf gegen die Ritterromane mit den Waffen der Lächerlichkeit geführt wurde. Ob ganz unbeeinflußt von dem größten Spötter des Ritterromans, von Cervantes? Der „Don Quijote" war 1615 erschienen und hatte 1621 durch Pahsch Bastel eine Verdeutschung der ersten 22 Kapitel erfahren, die 1648 und 1669 wieder neugedruckt wurde. Beweisend für Hubers Kenntnis des „Don Quijote" erscheint mir eine kleine satirische Geschichte, die in seiner Rahmenerzählung: „Des Abentheurlichen Jan Rebhu Ritter Spiridon aus Perusina . . . 1679." 8°. 242 Seiten, steht und die ich hier zum Abdruck bringe, weil sie für die deutsche Cervantesforschung von größtem Interesse ist:

„Die Lächerliche Abentheuer des Ritter Sculstrums und seines Schild-Knechts Häri.

In meinem Heimat zu Montaspicea waren auf unserem Hofe 2 artliche Narren. Deren einen hiesse man wegen seiner Abentheurlichen Einbildungen den Ritter Sculstrum, den andern aber, weil er meistens mit diesem umgegangen, seinen Schild-Knecht Häri. Es ginge fast keine Woche hin, daß diese Narren sich nicht in der Lantze und mit dem Schwerte exercirten, und in der festen Einbildung stunden, dermalen Ritterschaft zu treiben, und, so es die Gelegenheit zuliesse, auch so gar die allerabscheulichsten Abentheur zu bestreiten. Der erste war ein Schneider-Gesell und der andere ein Becken-Knecht. Ich diente dazumal dem Weltbekandten Ritter Theobald aus Frankreich, welcher zu meiner die 3 Jungfrauen aus der Nord-See genannt, erlöset. Dieser war ein absonderlicher lustiger Kopf und nachdeme er verstanden, was vor wunderliche Capritzen diese 2 Handwerks-Bursch führeten, stellete er mit ihnen folgenden Spaß an. Er liesse 3 Feld-Weges von unserer Burg einen höltzernen Thurm aufrichten, in welchen

[1] Des christlichen teutschen Großfürsten Hercules und der Böhmischen Königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte. 1659. I. Teil. Buch 3. Kap. 2.



man auf einer Strick-Leiter einsteigen mußte. Bey demselben Fenster nun, wo man hineinstiege, liesse er auf dem Boden einen Riesen von Papier machen, und demselben ordentliche Kleider anziehen, gleich als wäre es ein Abentheur. In die Mitte oder in den Bauch dieses Riesens liesse er 2 Zigen-Böcke stecken, doch also, daß sie Luft zu leben hatten. Dem Riesen aber liesse er anstatt der Streit-Stange ein überaus großes Bügel-Eisen in die Fäuste geben, also daß die Figur recht wunderlich anzusehen war. Nachdeme solches geschehen, wurde eine Schrifft angehänget, und kame in der Burg ein Geschrey aus, wie das bey dem Walde ein Abentheur erschienen, welches sich kein Ritter zu bestreiten getrauete, denn mein Herr hatte denen Rittern diesen Ertz-Possen zuwissen gethan, dessen sie sich alle von Hertzen erfreuet.

Nachdem nun keiner sich des Streits unterfangen wollen, entschliessen sich die 2 Camerathen, als monsieur Scrulstum und Signor Häri gantz in der Stille, sie wolten vor der Sonnen-Aufgang bei dem Thurm erscheinen und ihre Fortun versuchen. Mit was vor Ritterlichen Gedanken die Kerls die Nacht zugebracht, das konnet ihr bey einem Gleichen wol abnehmen. Meinem Herrn wird solches gestecket, welcher mich alsobald mit einem 50 Klaffter langen Strick hienaus geschicket. Denselben mußte ich zu unterst an die ausgehängte Strick-Leiter knüpffen, und so sie wieder herunter steigen wolten, solte ich selbe wacker hin und wieder ziehen, und so es mir möglich, den Schneider über die Leiter abwerffen. Was geschicht? Nachdem alles in Bereitschafft, eileten die Ritter heimlich aus der Burg, versteckten sich nechst dem Thurm hin und wieder, um zu sehen, wessen sich die 2 Extraordinar-Ritter unterfangen würden. Ich stellete mich ingleichen gar an einen vortheilhafften Orth, und nahm alle ihre Handlungen fleißig in acht. Bei Aufgang der Sonnen kamen sie abgeredter Massen an den Thurm: Scrulstum der ritte auf einer alten Schind-Mere ohne Sattel und Zaum, in der Hand führend eine Lantze von 5 Klafftern. Zum Zeugniß seiner Ritterschaft hätte er eine Hahnen-Feder auf die Mütze gesteckt und brauchte einen Hirschfänger anstatt des Schwerdts. Der Häri ginge nebenst ihm zu Fuß, der hatte weder Strumpff noch Schuh an, und mochte wol billich der Barfüsser-Ritter genennet werden. Sobald sie an dem Thurm, hilfft der Häri dem Scrulstum vom Pferd, auf welches er die ausgehängte Schrifft in folgenden Zeilen bestehend, gelesen:

Ertz-Bernhäuter, bleib bey deinem Handwerck, und laß Abentheur Abentheur seyn, hau drein, oder die Ziegenböcke ersticken. Ein Bügel-Eisen frist das andere nicht. Kom herauf, oder es wird eine große Ergötzlichlichkeit der hier verborgenen Ritter verhindert.

Ja, ja, sagte Scrulstums, das Abentheur bedeut mein Handwerk. Ach, glückselig ist die Stunde, da mir die Ritterschaft eingefallen, nun es geht drauf loß, lieber und getreuer Schild-Knecht Häri, itzt nehme ich Urlaub von dir, komts, daß ich verzaubert bleib, so schreibs meiner Mutter und du siehe zu, wie du mir etwann helffen kannst. Ich wünsche dir zu tausend malen eine gute Nacht, gedenke mein in allem guten. Hiermit finge der Häri an zu weinen und sagte: Allerliebster und werthister Ritter Scrulstums! Stund will ich deiner allhier warten, komstu, so ists gut, komstu aber nicht, so gehe ich nach Hauß und thue, was du mich so schön gebeten hast. Also stiege der Scrulstums auf der Strick-Leiter hinan und kame zu dem großen Fenster ein. Es hatten sich über 13 Ritter in dem Thurm verstecket, die sich fast des Lachens nicht zu enthalten wußten, denn nachdeme der Scrulstum den Riesen erblicket, ziehet er seinen Hirschfänger aus, weil er mit dem langen Spere nicht in den Thurm gekonnt und sprach: Durch die Krafft meines Schwerdts schlage ich dich ans Ohr. Hiermit hieb er dem Riesen in die Seite. Weil nun das Papier, daraus der Riese formirt war, gantz subtile angemachet war, als zerfiele der gantze Plunder auf einmal, und die Ziegen-Böcke, weil sie lange nichts gefressen, fiengen an zu meckern: Wart, wart, sagte der Schneider, ich will dich vexieren lernen, thate noch einen Hieb auf den Unterleib, und hauete unversehens einer Ziege den Kopff ab. Die andere sprangen herauß, vor welcher er auf die Knie niedergefallen in Meynung, es würde sich solche nach Arth der Abentheur in eine Jungfrau verwandeln. Indem wischen die Ritter über ihn hervor und prügelten den guten Scrulstums dermassen, daß er jämmerlich zu schreyen begunte. Der Häri merkte das Gefecht und spreche seinem Ritter wacker Trost zu: Wehr dich, lieber Bruder, wehre dich. Aber sie zerschlugen ihn dermassen,





Abb. 2. Titelkupfer zum „Frantzösischen Kriegs-Simplicissimus". 1682.

daß er sich zu salviren wieder auf die Strick-Leiter begabe; sobald er 4 Staffel gestiegen, zoge ich an und schwange den armen Schneider wie eine Glocke hinn und wieder, daß er endlich ganz taumelend herunterfiele und seinen Bruder Häri, als welcher ihm helffen wollen, mit sich zur Erden schluge, da man sie denn alle beyde auf einer Trage zurück in die Burg tragen müssen. Diß war der Ausgang des Abentheuerlichen Ritters Scrulstums und seines Schild-Knechts Häri." (Seite 144—151).

Als nächste Simpliziade erschien dann 1682: „Deß Frantzöschen Kriegs-Simplicissimi Hochverwunderlicher Lebens-Lauff. Darinnen Historischer Weiß vorgebildet und dargestellet werden I. Allerley Stands-Persohnen geübte Tugenden, wie auch hingegen deroselben Laster und Untugenden. II. Unterschiedliche und tiefsinnige Staats-Discursen von jetziger Zeit seltzamen Welt-Händlen. III. Denckwürdige Erzehlungen und wunderliche Begebenheiten deß frantzösischen Kriegs-Wesens, so sich in Europa, von 1672 an, begeben und zugetragen. IV. Wie auch unzählbahrlich viel merk- und leßwürdige Kriegs- und Friedens etc. betreffende Sachen. Aufs anmuthigste, so wol dem Lesenden nutzlich als dem Zuhörenden lustig und annemlich beschriben. 1682. Freyburg. Druckts und verlegts J. J. Fillion."[1] Eine zweite Auflage (unverändert) erschien Freyburg 1683.

In dem Wirtshaus eines kleinen Fleckens treffen sich drei Fremde und kommen ins Gespräch über die Religion „bevorstehenden Kriegs-Jammers End-Ursach und Haupt-Quell" und speziell über die Frage: „Ob ein Politischer Staat die freye Übung aller Religionen oder etliche oder eine allein vergonnen und verteidigen konn?" An dem Gespräch beteiligt sich ein am Nebentisch sitzender abgerissener Landstreicher mit so wohlgesetzten Ausführungen, daß er gebeten wird, zu bleiben und über seine Person Auskunft zu geben. „Habt ihr Herren nie nichts von dem Simplicio Simplicissimo gesehen oder gelesen? Ja, sprach einer, ich habe seinen Lebenslauf, neben vielen andern von ihm geschriebenen Traktätlen mehr gelesen, und gibt darinnen zu verstehen, daß er von adelichen Eltern aufm Spessart seie geboren worden. Item, daß er lange Zeit bey einem Einsiedler ein Einsiedlerisch Leben geführet, nachgehend, als jener gestorben, sich in Krieg begeben, darinnen er viel wunderliche Sachen, die er theils selbsten, theils andere gestiftet, gar schön erzehlet und beschreibet. — Eben dieser Simplicissimus, sprach hinwiederum der zerlumpte Luftschlucker, ist mein allernechster Blutsfreund, denn er und ich sind nur geschwistrige Kinder, mein Vatter und sein Vatter waren natürliche Gebrüder von einerley Vatter und Mutter her." (10). Dieser französische Simplizissimus, des deutschen Simplizissimus Vetter nach seiner Erzählung, berichtet nun von seiner Jugend. Er entlief den ewigen Prügeln seiner Eltern und kam mit einigen Mönchen nach Rom, wo er halb aus Dummheit, halb aus dem Wunsch, sein Leben möglichst bequem fristen zu können, zur katholischen Kirche übertritt und sogar in ein Kloster eintritt. Die Zustände dort und seine eigene Liederlichkeit lassen ihn entfliehen und er kommt unter Mühsalen nach Deutschland, um dort als Soldat Dienst zu tun.

[1] Auch die Simplicissimus-Ausgaben von 1669 und 1670 nennen einen Verleger Johann Fillion, von dem Scholte (Probleme Seite 65—67) annimmt, daß es sich um eine Täuschung handelt, besonders da als Verlagsort neben Mompelgart auch Amsterdam genannt wird. Das hier genannte Freyburg bestätigt Scholtes Auffassung.

Da hört er ein junges Mädchen singen:

„Gleichwie des Oeles Safft der Wunden Schmertzen legt,
So mildert auch der Fried, was Krieg und Unglück schlägt.
Die überblieben sind zu einem Friedens-Saamen
Erkennen diese Gnad' und loben Gottes Nahmen ....
Der Fried ist auffgricht zu Wasser und zu Land,
Nun, Gott, verleihe lang erbangten Friedensstand."

Simplizissimus' Hoffnung, Soldat werden zu können, sind durch das Lied vernichtet. So nimmt er zunächst eine Stelle als Kammerdiener an, wobei sich seine Obliegenheiten darauf beschränken, mit einem Edelmann tags zu saufen und ihm nachts die Läuse abzufangen. — Über dem Erzählen ist mittlerweile die Nacht gekommen und einer der Zuhörer bittet den Simplizissimus, seine Erlebnisse niederzuschreiben, „weil ich zu Freyburg einen Bruder hab, der ein Buchdrucker ist, und gern mit dergleichen Sachen umgehet." (37). Von hier an beginnt also des Simplizissimus eigene Erzählung. — Die Stellung bei seinem Edelmann verliert er, weil dieser unter Kuratel gestellt wird.[1] Simplizissimus geht nun nach Straßburg, um zu studieren. Er wohnt dort bei einem Buchhändler, der nimmt ihn im folgenden Jahre mit zur Leipziger Messe und dort verdingt sich Simplizissimus bei einem Pariser Kaufmann. Die Leipziger Meßverhältnisse werden eingehends geschildert, die Pariser Zeit mit Diskursen über Ludwig XV. angefüllt, eine dem Simplizissimus aufgetragene Geschäftsreise nach Basel bietet Gelegenheit zu politischen Gesprächen, bis er in Mümpelgard (im „Simplizissimus" Mompelgart, jetzt Montbéliard, vergleiche Scholte, Probleme, Seite 66), die doppelte Trauernachricht von dem Tode seines Vaters und seines Pariser Herrn empfängt.

Im zweiten Buch führt Simplizissimus selbständig das Geschäft seines französischen Herrn. Er gerät aber bald auf Abwege, läßt eine ihm unbequem gewordene Magd nach Virginia verschicken, unterschlägt selbst Gelder, bestiehlt noch eine Dirne, und begibt sich dann auf Umwegen nach Köln, um dort in die Dienste des französischen Königs gegen die Vereinigten Niederlande zu treten. Dort taucht auch sein Pariser Verführer auf, der von nun an als „Dutz-Bruder" eine gewisse Rolle spielt. Das Romanhafte geht nun fast gänzlich im Historischen unter. Nur gelegentlich wird zwischen den (wahrscheinlich historischen Werken entlehnten) Schilderungen der beiden Helden wieder Erwähnung getan, um ein einheitliches Band um das Ganze zu schlingen. Beschreibungen der Kriegsgreuel (Seite 266, 294, 314ff.) erinnern an Grimmelshausen. Wie im „Simplicianischen Weltkucker" (und ähnlich auch bei Grimmelshausen) „beschreibet Simplex Traumweiß die Tugenden und Laster insgemein." (Seite 350—359.) Westfalen, der Niederrhein werden beschrieben, die Belagerungen von Wesel und Emmerich lang und breit erzählt, dazwischen bringt die Plünderung eines Kirchenschatzes durch Simplizissimus und Duzbruder wieder romanhaftes Leben. Ein Zigeunerknabe, den sich Simplizissimus in der Nähe von Mörs kauft, bleibt als Junge in dessen Dienst und erwirbt durch Wahrsagen viel Geld. Dann treten der Reihe nach Kameraden des Simplizissimus auf und berichten über die Belagerung holländischer Städte.

Ein Brief des Simplizissimus an seinen Verleger, in dem noch weitere Teile versprochen werden, „welche nach und nach, und also biß auf unsere und dann noch folgende Zeiten gehen und sich erstrecken werden," schließt den Band, dem mehrere recht gute Kupfer beigegeben sind.

Irgendwelche Bedeutung besitzt das Werk nicht. Es kann aber in uns Bewunderung wecken für die künstlerische Zucht Grimmelhausens, der im Gegensatz zum französischen Simplizissimus den Kriegsabenteuern nie eine überwiegende Stellung gab, sondern sie nur insoweit benutzte, als sie für die Charakterentwicklung des Helden von psychologischer Wichtigkeit oder für die Zeichnung des Hintergrundes von plastischer Deutlichkeit waren. In großen Umrissen, im Rohen ist der französische Simplizissimus eine direkte Kopie der Gestalt Grimmelshausens, in

[1] Den Erlebnissen beim Edelmann (Seite 45—68) fügt der Verfasser hinzu: Hoc nanci hominis prototypon mutuavi ex libello quodam, dicto: Der Narren-Spital. — Das Werk ist mir nicht bekannt.







Abb. 3. Pietas und Favor, Kupfer zum „Traum“ im „Frantzösischen Kriegs-Simplicissimus“. 1682.

viel höherem Maße als etwa der „Simplizianische Weltkucker", auf den auch der Schelmenroman einen großen Einfluß hatte, aber in künstlerischer Bedeutung ist jeder Vergleich ausgeschlossen. Der ungenannte Verfasser, den gebildeten Schichten angehörig, zeigt ein gründliches historisches und geographisches Wissen; er zitiert Horaz, Virgil, nennt Harsdörffer und spricht einmal „von Tristant, Rollwagen und Fortunato und dergleichen Lumpenbüchern".

Das hier reproduzierte Titelbild erklärt der Verfasser selbst als einem „Hominem Variegattum, woraus ein sinnreicher Leser gar leicht abnehmen kann, daß wie dieser Simplicissimus in allerley Leibs-Gestalten und Kleidungen und in einer gantz wunderlichen Positur dastehend sich präsentieret, es werde auch die Beschreybung wunderseltzam und veränderlich sein." (Seite 546). Die andern Stiche „Pietas und Favor" illustrieren mit noch sechs weiteren den Traum des Simplizissimus. Doch macht es den Eindruck, daß Simplizissimus an Hand dieser Bilder seine Gesichte gehabt hat und nicht umgekehrt. Dahin deutet auch die lateinische, französische und holländische Schrift. Bei dem Stiche „Pietas" ist auf der Platte sowohl Jahreszahl wie der Name des Stechers unleserlich gemacht worden.

Der französische Kriegs-Simplizissimus scheint aber Beifall gefunden zu haben, jedenfalls bringt das folgende Jahr 1683: „Historische, Politische und Philosopische Krieg- und Friedens-Gespräch auf das jetzt neu- eingehende ·1683. Jahr. Worinnen auch allerley les- und merkwürdige Discursen, unter dem so genannten Frantzösischen Kriegs-Simplicissimo, in den Elisäischen Feldern, Aller Monatlich deß gantzen Jahrs abgehandelt werden. I. Jenner. Ein Jahr von Wunderdingen, Gott helffs zu Ende bringen. Gedruckt im Jahr Christi 1683 den 31. Jenner Seite 1—180. II. Hornung. Nunmehr ist der Türk geschäfftig, Spannt den Bogen gar zu heftig, doch der Adler kommet dir, Glücklich allenthalben für. Gedruckt im Jahr 1683, den 28. Hornung." Seite 181—334.

Von den beiden Kupfern reproduziere ich den letzten, der zugleich den Inhalt des Buches illustriert. Simplizissimus, beschäftigt mit der weiteren Darstellung seiner Lebensgeschichte, geht zu Beginn des Jahres 1683 in seinen Garten und beginnt mit dem Gärtner ein Gespräch über Baumzucht. Plötzlich unterbricht sich dieser: „Behüt Gott, Herr Simplex! was kommt beym oberen Garten herab, für ein förchtiger Mann geloffen, er hat ja Flügel am Kopff und an den Füssen, trägt auch einen geflügelten und mit Schlangen umwundenen Stab? Hanß! sagte ich zu ihm, dieser Mann heisset Merkurius und kommet her, wo die Welt ein Ende hat; gehe Du anjetzo Deines Weges wieder fort, denn er gewißlich mit mir etwas sonderbahres und geheimes zù reden hat." (Seite 4.) Ein Sturmwind entführt Simplizissimus in die Elisäischen Gefilde, wo zahlreiche Königinnen unter Assistenz dreier „ehrenvöster und hochgelehrter" Männer eine Versammlung zur Besprechung der politischen Lage abhalten. Es erfolgt die Verlesung eines Dekrets: „Weil man denn hier, in diesen Elisäischen Feldern, verständiget worden, daß Du Simplex, mit Deiner Feder ziemlich hurtig und verschmitzt bist, wie denn davon Deine täglichen Proben genugsam erweisen und an Tag legen, als hat gegenwärtige Versammlung Dich anjetzo für einen würklichen Secretarium öffentlich erkläret." Simplizissimus wird nun in jedem der beiden Monate dreimal zu einer solchen Versammlung gebeten, deren Inhalt politische und historische Diskurse bilden. Der Kupfer zeigt oben rechts Simplizissimus im Garten, oben links seine Entführung in die elisäischen Gefilde durch Merkur, unten eine der Versammlungen. Oben rechts neben Merkur der „Secretari Simplex", am Tisch Pholiosophus, Christusio und Topilicus, deren Namen als Philosophus, Historicus und Politicus zu lesen sind. Auf den Stühlen herum die Königinnen, deren Namen ebenfalls anagrammatisch verstellt sind, so bedeutet zum Beispiel Argenina Germania, Esuvia Suevia, Oxonisa Saxonia, Rastiva Austria usw.

Das Werk setzt die Idee des „französischen Kriegs-Simplizissimus" ganz glücklich fort; eine Simpliziade ist es aber schon deshalb nicht, weil ihm das Romanhafte fehlt. Von Interesse könnte es für die Feststellung der Simplizius- und Simplizissimusfigur sein, für deren Zeichnung Scholte in seinen Problemen (Seite 271 ff.) einige Linien gegeben hat. Innerlich hat nämlich unser „Secretari" manches von der Galilei'schen Simpliziusfigur, unzweifelhaft ist er aber als Nachahmung des Grimmelhausenschen Simplizissimus gemeint; in dem Buch selbst wird





Abb. 4. Aus „Kriegs und Friedensgespräch auf das Jahr 1683“. (Erklärung im Text Seite 208.)

aber sowohl der Ausdruck Simplizius wie Simplizissimus (der sich auf dem Titel findet) vermieden, die Anrede des Secretari ist stets Simplex.

Im gleichen Jahre 1683 erschien auch „Ungarischer oder Dacianischer Simplizissimus, Vorstellend seinen wunderlichen Lebens-Lauff und Sonderliche Begebenheiten gethaner Raisen. Nebenst Wahrhafter Beschreibung des vormals im Flor gestandenen und öffters verunruhigten Ungarlandes: Sodann dieser Ungarischen Nation ihrer Sitten, Gebräuch, Gewohnheiten und führenden Kriege. Sambt des Grafen Tekely Herkommen und bis auf jetzige Zeit verloffenen Lebens-Lauff. Denkwürdig und lustig zu lesen. Herausgegeben von gedachtem Dacianischen Simplizissimo. Gedruckt im Jahr 1683.“ Drei Kupfer. 239 Seiten.

Ein zweiter Teil führt den Titel: „Türckischer Vagant, oder: Umschweiffend Türckischer Handelsmann, Welcher eine Reise mit zweyen Calogeris (oder Griechischen München) und drey Griechischen Kauff-Leuthen in Constantinopele angetreten und durch Aegypten, das Gelobte Land: item, auf dem Euphrat durch die sandigten Wüsten Arabiae und andere viel Türckische Örter mehr kommen. Endlich auch nach drey Jahren wiederum in die Christenheit gelanget. Um wunderlichen Begebenheiten begierig und nutzlich zu lesen. Gedruckt im Jahr Christi 1683.“ 1 Kupfer. 191 Seiten.

Der erste Teil erlebte eine zweite Auflage 1686 (Univ.-Bibl. Freiburg); mit unbedeutenden Streichungen am Schluß wurde er neugedruckt Leipzig 1854 (Otto Wiegand). Herausgegeben von J. Chr. Seiz.

„Es ist eben Zeit, daß ich übel geplagter und auch verjagter, doch nicht verzagter Ungarischer oder Dacianischer Simplizissimus mich neben meinen zween Vettern, den Teutschen und Französischen Simplizissimum, schriftlich darstelle, wiewohl ich gar ungern dazu komme. Doch weilen gute Freunde mich ersucht, auch ein Verleger sich eingefunden, als habe es schier nicht abschlagen können. Fasse es um Richtigkeit willen in folgende Handlungen.“

Nach diesen einleitenden Worten wird uns die Jugend des Simplizissimus geschildert, die nach dem frühen Tod seiner Eltern die gewöhnliche aller pikaresken Naturen war: Hunger, Diebstähle und Prügel. Ein Gespenst läßt ihn seinem Vetter entlaufen und auf einem Bauernhof Unterkunft suchen. Er macht die verschiedensten Stellungen durch, Gänsehirt, Schweinehirt usw., muß aber das Haus verlassen, da er Heimlichkeiten zwischen Knecht und Magd ans Tageslicht bringt. Er kehrt zum Vetter zurück und beginnt nun zu lernen. Da die Präceptores mit ihm zufrieden sind, wird er Meßdiener und verdient sich manchen Groschen nebenher, besonders dadurch, daß er abends spät papierene Laternen in die Wirtshäuser trägt, „mit denen die verspäteten Vollzapfen sich heimzündeten“. Es folgt dann eine lange und

eingehende Beschreibung von Breslau, die für uns besonderes Interesse bietet durch die Wiedergabe des Stoffes, den Wilhelm Müller in seinem „Glockenguß von Breslau" balladisch verwandte. Simplizissimus kommt dann durch seinen Bruder auf einem polnischen Edelhof, muß aber die Stelle aufgeben, da die jüngste Tochter seines Herrn sich in ihn verliebt. In der Stadt, in die sich Simplizissimus um polnisch zu lernen begibt, übt er seine „Buhlerstücklein" weiter und macht sich schließlich mit mehreren Studenten auf die Reise nach Ungarn. Die historischen Kämpfe des ehemals mächtigen ungarischen Dynastengeschlechtes der Tököly (Teckeln oder Teckely) spielen von nun an eine stete Rolle; lange geographische und ethnographische Diskurse überwuchern zeitweise die eigentliche Romanhandlung. An Gusman von Alfarache und Simplizissimus erinnert die Stelle: „Über eine Weil hub ich an, meinen adlichen Stand und Herkommen zu erzählen. Da waren sie auch fix darauf und sagten mir auch ihr hochadliches Geschlecht, welches, wie meines, von armen, bettelhaften Leuten entsprossen war.[1] Um eine Schuld von einigen Gulden einzukassieren, macht Simplicissimus eine mehrtägige Fußreise in die Liptau und besucht dann der Reihe nach die dortigen größeren Städte. Dabei kommt er zwischen Zeben und Eperies unter eine dreihundert Mann starke Räuberbande, denen er mit Trompetenblasen die Zeit vertreiben muß. Dafür hat Simplizissimus später die Freude, der Hinrichtung der drei Anführer der Bande beizuwohnen. Aus einem wandernden Studenten, Lehrer, Sänger und Musiker war ein Soldat von Beruf geworden. Als solcher wird Simplizissimus von den Türken überfallen, als Sklave verkauft, durch Lösegeld aber wieder befreit. Zum Schlusse des ersten Teiles steht er als Trompeter in Diensten eines ungarischen Grafen und muß auf einer Reise krank in Konstantinopel zurückbleiben.

Ein griechischer Kaufmann pflegt (im zweiten Teil) Simplizissimus wieder gesund und überredet ihn, mit ihm und einigen anderen griechischen Kaufleuten eine Reise ins heilige Land zu machen. Simplizissimus rüstet sich also als Kaufmann aus („mit weiß und allerhand gefärbtes Papier, so am verkäuflichsten wäre", Seite 16), gibt zunächst eine lange Beschreibung Konstantinopels und teilt uns dann seine beiden Schutzbriefe mit, einen des türkischen Sultans und einen des griechischen Patriarchen. Die Fahrt durchs Ägäische Meer gibt Simplizissimus Gelegenheit, alte Sagen zu erzählen; nach einigen Stürmen landen sie glücklich in Alexandria. Dort soll er eine kleine Ägypterin heiraten und rettet sich aus den Händen seines Schwiegervaters nur durch den Schwur, nach Beendigung seiner Pilgerreise wiederzukommen. Der Rest des Buches ist mit geographischen und ähnlichen Diskursen angefüllt. Simplizissimus gelangt glücklich nach Konstantinopel zurück und beschließt, trotz des Drängens seiner dortigen Freunde, noch einmal seine Heimat zu sehen. Ohne Aufenthalt gehts nach Breslau. Aber das ruhige Leben langweilt den Schicksalsreichen und mit dem Vorhaben, bald in neue Kriege zu ziehen und dem Versprechen, die weiteren Erlebnisse in Fortsetzungen zu berichten, schließt der zweite Teil.

Die Beschreibungen des heiligen Landes sind dem „Reyßbuch des heylichen Landes, das ist eine gründtliche Beschreibung aller und jeder Meer- und Bilgerfahrten zum heylichen Land ... Gedruckt zu Franckfort am Mayn, im Jar 1584" entnommen. Das prächtig ausgestattete, der Feyerabendschen Offizin entstammende Werk (4°) enthält achtzehn Beschreibungen von Reisen ins heilige Land, beginnend mit Gottfried von Bouillon bis auf die botanischen Zwecken dienende Reise des Augsburger Arztes Leonhard Rauchwolff (1563). Schon Freudehold hatte für sein Fortsetzung des Gusman dies „Reyßbuch" geplündert. So verschuldet die gemeinsame Quelle, daß Gusman und der dacianische Simplizissimus fast die gleiche Reise und gleiche Erlebnisse haben. Man vergleiche nur: IX. Wie Gusman zu Halepo hinweggereyset und auff die nambhaffte Stadt Bir gezogen, allda sich auff den grossen Fluß Euphraten begeben, weiter hinab nach Alt-Babylonien zu fahren" (Seite 142) und 16: „Wie Simplizissimus von Halepo gen Bir, allda auf den Euphraten zu Schiffe gangen und nach Rakka gefahren" (Seite 133). Die gemeinsame Quelle ist die oben erwähnte Reise Rauchwolffs (Ander Teil, 1. Kapitel, Seite 296ff.).

[1] Vgl. Gusman 3. Teil, Kap. 26 und Simplicissimus, Buch 1, Kap. 1. Dazu Rausse, Geschichte des spanischen Schelmenromans. Seite 98ff.



Für eine Beurteilung des Romans scheidet der zweite Teil somit vollständig aus. Der erste leidet an dem gleichen Fehler wie der französische Simplizissimus. Beide setzen romanhaft ein, beide lassen später das Wissenschaftliche überwiegen. Im französischen Simplicissimus waren historische, im dacianischen sind besonders geographische Diskurse daran schuld. Der Faden des Romans wird nur gesponnen, um die jeweiligen Diskurse besser anbringen und (vom Standpunkt des kaufmännischen Verlegers) besser absetzen zu können. Der Verfasser, der ja selbst die Erlebnisse seines Simplizissimus nicht gemacht hat, wird abhängig von seiner Quelle und schaltet dann seine eigene Erfindungsgabe aus. — Dem Buch sind drei Kupfer beigegeben, von dem das Bild des Emericus Teckely (Seite 228) auch dem „Krieg- und Friedens-Gespräch auf das Jahr 1683“ beigegeben war.

Es folgt 1684: „Simplicianischer Lustig-Politischer Haspel-Hannß, oder H. Hanß Haspelinsky von Fadenstätt auf Garnwinden und Gunkelhausen, Nachdenkliche Hasen-Sprünge, So er auf XV Universitäten, als zu Krakau, Königsberg, Rostock, Gripswaldt, Frankfurth, Wien, Prag, Leipzig, Jena, Altdorf, Heydelberg, Tübingen, Straßburg, Basel, und zu Leyden; fleißig zusammengetragen. Anjetzo in Druck heraußgelassen von Einem Seines Gleichen. Im Jahre 1684.“ (8°, 165 Seiten).

Die verfaulenzte und verprügelte Jugend des Helden hat Ähnlichkeit mit dem Schelmenroman und ist wohl von diesem beeinflußt. Der Rest ist eine Schilderung studentischen Lebens und örtlicher Sitten, die, soweit ich sehe, in der einschlägigen Literatur eine Beachtung bisher nicht gefunden hat. Ich zitiere aus dem „Summarischen Begriff des gantzen Werkleins“ einige die Universitätsstädte charakterisierende Verse:

Zu Krackau er den Hürichen
Kein Pfennichen spendierte,
Zu Königsberg den Mägdichen
Doch öffters musizierte,
Zu Rostock mit viel Bürschichen
Man ihn auch relegierte,
In Leipzig als ein Stützrichen
In Kleidern er bravierte. usw.

Eine zweite Ausgabe 1684 mit Angabe des Druckortes Ulm verzeichnet Weller, Annalen II. Seite 396; sie befindet sich auf der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Auf den französischen Kriegs-Simplizissimus und seine Fortsetzung, das „Kriegs- und Friedens-Gespräch“ bezieht sich in der Vorrede ein weiteres Werk, das einen simplizianischen Titel führt. „Daß man aber unter diesen schlechten und bey vielen verächtlichen Simplizianischen Titul“ schreibt, würde bedenklich sein, „wenn nicht unter ebenmäßigem Titul von den wichtigsten Kriegsaffären ein weltbeliebiges Buch schon vorhanden, und von Hohen und Niedrigen wert gehalten würde.“ Die Beziehung auf die Simplizius-Figur Galileis scheint mir in erster Linie in Betracht zu kommen. In unserm Sinn ist das rein historische Abhandlungen enthaltende Werk keine Simpliziade. Der Titel lautet: „Der den wichtigsten Hauptmaterien nach zwar Serieuse und Curieuse, doch der Schreibart und verschiedener, lustiger Incedent-Punkte wegen überaus ergötzliche allerneueste Straßburgische Staats-Simplizissimus, bestehend aus XII auserlesenen Mit den herrlichst, vorerst und jetziger Zeit nach vergänglichsten Realien und schönsten Weltmaterien durch und durch vergnüglichst und anmutig angefülleten Reise-Relationen, Was nämlich der Autor an denen (1) Königl.-schwedisch (2) Dänisch- (3) Holländisch- (4) Englisch (5) Frantzösisch- (6) Kayserl. (7) auff dem Reichstage zu Regensburg (8) Churfürstl. Brandenburg (9) Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel (10) Bischöfl. Münstersche (11) Chur-Kölnisch- (12) Chur-Mayntzisch-Höfen, auch endlich bey der eben zum Ende geloffenen Frankfurtischen Reichs-Conference vor remarquable Staats-Constellationes Wegen Restituierung der importantesten Reichs-Stadt Straßburg observiret. Nebst einem ausführlich-herrlichen Prognostico Politico. Gedruckt im Jahre 1684.“

Im gröblichen Sinne mißbraucht den Namen des Simplizissimus ein kleines Büchlein: „Simplicissimi Alberner Brieff-Steller und Lächerliches Titular-Buch, Bestehend in unterschiedenen



Briefen und 500 Titteln, allen einfältigen Schreibern zur Beschämung, und denen, so in der Jugend zum Schreiben angehalten worden, zur dienlichen Warnung etwas besseres zu lernen. Leipzig, zu haben im Durchgange des Rathausses. 1684 und 1725." 160 Seiten. 8°. Die schmückenden Beiwörter des Titels beruhen auf Wahrheit. Alberne Briefe und lächerliche Adressen, die „curieuse Personen auf einem gewissen Posthause einige Jahre gesammelt", sind zu einem Buche vereinigt, das mit dem Simplizissimus nicht das geringste zu tun hat.

Zwei weitere Werke, die sich bei Weller in den Annalen (II, Seite 396) verzeichnet finden, haben sich bis jetzt nicht nachweisen lassen (Suchliste 188 des Auskunftsbureaus der deutschen Bibliotheken vom 28. Juni 1910). Das erstere scheint dem Titel nach mehr der Simplicius-Figur sich zu nähern: „Palingenius Simplizissimus[1], Censor mundi oder theologische, politische Gedanken eines christlichen Pilgrims über die verirrte und verwirrte Zeit und Läufte. Frankfurt 1685." Ferner: „Sorbonius, Der Simplizianische trunkene Träumer." o. O. 1686.

Ein richtiger Schelmenroman ist: „Simplicianischer Jan. Perus, Worinnen enthalten: dessen Geburt und Herkommen, Kurtzweiliger Lebens-Lauff, unterschiedliche Verheyratung, Renke, Schwenke, Elend, Reise, Gefängnuß, Verurtheil- und Bekehrung." o. O. 1672. Diese Ausgabe zitiert Heyse, „Bücherschatz" 1854 Nr. 2048; sie war mir nicht zugänglich. Die von mir benutzte zweite Auflage führt den gleichen Titel mit der Zusatzbemerkung: „Allen Curiosen Liebhabern, Kurtzweiliger Historien, wieder zur Lust verneuret herausgegeben. Frankfurt am Mayn, Zu finden bey Wolffgang Röder 1696." (644 Seiten. 12°.) Das Ganze gibt sich als „Erster Theil"; ein zweiter Teil, den Gervinus willkürlich annimmt, ist nie erschienen.

Jan Perus Vater war ein verbummelter Student. In Irland geboren, von der Mutter verhätschelt, führt der Knabe ein sorgloses Kinderdasein, beginnt aber sehr früh seine Streiche, macht sich in der Schule unmöglich und entläuft seiner Mutter zu einer Zigeunerbande, deren Leben, Gaunersprache usw. uns ausführlich geschildert wird. Mit einer Zigeunerin zieht Jan Perus bettelnd durchs Land, wird von der Polizei ergriffen und, aus dem Gefängnis entlassen, der Diener eines Kaufmanns. Hier erlebt er nun die gleichen Schicksale wie der französische Kriegssimplizissimus im zweiten Buche (Seite 198ff.) bei seinem Pariser Herrn. Er gibt sich mit der Magd ab, sie setzen vier (in beiden Werken gleichlautende) Artikel auf, deren wichtigster ist: „daß ich sie, wenn sie schwanger werden sollte heyraten sollte". Das Ereignis tritt natürlich ein und gleich dem französischen Simplizissimus verschickt Jan Perus die ihm unbequem gewordene Magd nach Virginia. Gleich jenem bestiehlt er dann noch eine Dirne und ergeht sich dann in langen Exkursen über das Leben in Hurenhäusern usw. Bei einer Dirne werden ihm die Kleider gestohlen, sie versieht ihn mit weiblicher Kleidung und er nimmt dann die Stelle einer Magd in einer Nähschule an. Die dortigen Ereignisse sind besonders in romanischen Schelmennovellen immer wieder auftauchende Motive.[2] Jan Perus geht zu seinem ehemaligen Herrn, dem Kaufmann zurück. Seine Erlebnisse sind wieder die gleichen wie beim französischen Simplizissimus. Jan Perus heiratet nun, wird aber von seinem Weib betrogen, was ihm Gelegenheit zu einem langen Diskurs über die Treue der Weiber gibt. Da auch seine kaufmännischen Geschäfte schlechter gehen, verläßt er mit zahlreichen Schulden England und fährt nach Irland. Das Schiff strandet und mittellos treibt er sich im fremden Land herum, nur zeitweise durch Heiratsschwindeleien mit Bargeld versehen. Er tritt nun in eine vollständig organisierte Räuberbande ein, die an die Gaunerzunft in Cervantes' „Rinconete y Cortadillo" lebhaft erinnert. Mit einer Pikara treibt er sich plündernd durchs Land. Lange Diskurse über die verschiedensten Zweige seines Berufes (zum Beispiel: Wie er Dienten machen konnte, die nur, so lang es ihm beliebte, auf dem Papier blieb, Seite 434) füllen viele Seiten. Dazwischen droht dem Jan Perus mehreremal das Gefängnis, schließlich wird er sogar zum Tode verurteilt, aber zu sieben-

[1] Unter dem Pseudonym Palingenius Simplicissimus verbirgt sich der Frankfurter Jurist, langjährige Freund Speners und religiöse Schwärmer Johann Jakob Schütz (7. 9. 1640 — 22. 5. 1690), der eine Anzahl „christlicher Gedenkbüchlein, Lebensregeln" usw. herausgab.

[2] Vgl. Jakob Ulrich, Romanische Schelmennovellen. Bd. II der Romanischen Meistererzähler. Leipzig 1902. Seite 86ff.



jähriger Landesverweisung begnadigt. Das Schiff, das ihn fortbringen soll, wird von Türken überfallen, Jan Perus als Sklave auf ein türkisches Schiff verkauft. Seesturm und Strandung verschaffen ihm wieder die Freiheit. Phantastische, geographische Berichte über „Zeyloon, Syam und Bantam“ folgen. Schließlich heiratet Jan Perus aus reiner Geldgier eine reiche Mohrin. Ein weiterer Teil wird uns dann in Aussicht gestellt, von diesem ersten aber, der nur moralische Zwecke verfolge, solle das Wort Ciceros gelten: Lectionem sine delectatione neglego.

Sicherlich ist der „Jan Perus“, rein materiell, ein interessantes, unterhaltendes Buch. Eine solche Fülle stets wechselnder Erlebnisse ist mir aus keinem Schelmenroman, aus keinem spanischen, auch nicht dem „Gil Blas“, bekannt. Aber außer dieser lebhaften pikaresken Phantasie nannte der unbekannte Verfasser wenig künstlerische Eigenschaften sein eigen. Einige Kapitel sind ja für den französischen Kriegssimplizissimus vorbildlich gewesen. Ob aber nicht der „Jan Perus“ selbst auf ein englisches Original zurückzuführen ist, wird nur schwer entschieden werden können. Das Werk spielt bis auf die letzten Kapitel nur in England oder Irland, Londoner Plätze und Straßen, englische Schriftsteller und Gelehrte werden genannt. Grade das letzte ist um so auffälliger, als der Verfasser, im Gegensatz etwa zu Rebhu, jegliches Prunken mit gelehrten Brocken vermeidet. Möglich aber auch, daß der „Jan Perus“ keine direkte Übersetzung, sondern eine freie Bearbeitung ist, wie sie etwa Ulenhart mit Cervantes sich ebenfalls erlaubt hat. Jedenfalls ist es mir, trotz eifrigen Bemühens, nicht gelungen, ein englisches Original oder Vorbild nachzuweisen.

„Der überaus Kurtzweilige und Abentheuerliche Malcolmo von Liebandau, wie er nach freiwilliger Verschertzung seines Glücks sich betrüglich verheurathet, listiglich bereichert und durch Ausübung vielerley lächerlicher Schwencke und Rencke von der höchsten Ehren-Staffel gestürtzt. Zu Sonderbarer Belustigung vorgetragen von Simplicio Simplicissimo. Gedruckt im Jahr 1686.“ 273 Seiten. 12°.

Der stark erotische Roman („Je mehr ich drinnen laß, je mehr er mich ergötzte — Weil man die Wahrheit nicht gespart, ja aller Huren Art, darinnen deutlich ist beschrieben“ — heißt es in einem Widmungsgedicht) hat mit dem Simplicissimus nicht das geringste zu tun.

„Der politische, possierliche und doch manierliche Simplicianische Hasen-Kopff, Was gestalten Er bey lustigen Compagnien könne verwandt, bekant und brauchbar gemacht werden; auch als ein angenehmes Wildprät, mit Schertz und Kurtzweil beschicket, an die Jungfräuliche Taffel diene. Das ist: Zeit- vertreibliche Vorstellung, Wie man bey erbare Gesellschafften und Zusammenkünften junger Leute, so auch bey Frauen-Zimmer allerhand lüstige und zuläßige Schertz, in lächerlichen Diskursen und anderer Kurtzweil, wohl und bequem anbringe, daß es zur Muth-Kühlung und Ergetzlichkeit, dienlich und nutzbar sey herausgegeben von Erasmo Grillando. 1689.“ (550 Seiten. 12°.)

Goedeke verzeichnet eine Ausgabe 1683 und nennt die Ausgabe 1689 eine zweite Auflage. Meiner Ansicht nach hat zu der Angabe 1683 das Datum der Vorrede geführt: „11. Jenner 1683“.

Erasmus Grillandus ist nach Weller das Pseudonym für Johann Riemer (1648—1714), Theologe, zuletzt Pastor an der Jakobskirche zu Hamburg, der als Nachtreter Weises eine ganze Reihe „politischer Maulaffen, Stockfische“ usw. auf dem Gewissen hat. Dahinein gehört auch der „Politische Hasen-Kopff“, den der Verfasser nur deshalb simplizianisch nannte, „weil es dem Hasen-Kopff offt so (wie man redet) Kauderwelsch und Bunt ergangen und er sich doch so manierlich und possierlich darein zu schicken, und die seltzamste Widerwärtigkeiten ihn dergestalt zu nutz zu machen wußte, daß man denken sollte, er wäre aus des lächerlichen Simplizissimi Hirn gewachsen, oder aus einer Quinta Essentia von demselben entsprossen.“ Von der wirklichen Bedeutung des Simplizissimus hatte Riemer nichts verstanden, das Wort „simplizianisch“ war ein Hanswurst-Titel geworden, der die Leser lockte. Auch im übrigen hat der Roman mit einer Simpliziade nichts zu tun.

Auffallend spät, zu einer Zeit, wo der englische Familienroman bereits seine ersten Siege auf deutschem Boden erfochten hatte und der Abenteurerroman schon dem Untergange geweiht





war, erscheint noch eine Simpliziade: „Simplizissimus Redivivus, das ist: der in Frankreich wieder belebte und curieus bekörperte alte Simplizius, Welcher mit der frantzösischen Armee nach Prag marschieret ist, dabey viele wunderliche Abentheuer erlebt hat, wo unter andern Krieges-Partikularitäten historischen Erzehlungen, darüber gemachten politischen Reflexionen und Satyrischen Einfällen, auch der Frantzösische Medicus, Chirurgus und Mundkoch wahrhaft und lustig beschrieben worden von Ihm Selbst. Frankfurt und Leipzig 1744." 95 Seiten. 8°. Dazu ein Anhang: „Der mit seinem entlehnten Körper sich noch in dem Kriege befindliche Simplizissimus Redivivus schreibt von Straßburg an einen vertrauten Kafé-Sieder nach Prag. o. O. 1744." 47 Seiten. 8°.

„Der Simplizissimus ist ein so bekanntes Buch, daß die meisten Liebhaber curieuser Historien-Bücher diese drey Theile davon mit ihren artigen und netten Kupfern, mit ihren Bibliotheken vor einem historischen, moralischen, satyrischen und lustigen, nützlich- Zeit- vertreiblichen Schatz halten. . . . Aber man wird sagen: Simplizissimus lebt nur noch in seinen Büchern, von seiner Person aber ist kein Haar mehr zu sehen. Wie wird es aber sein, wenn ich das Gegenteil beweise? . . . Daß ich wieder lebe, weil ich noch zu ganz neuen abentheuerlichen Dingen aufbehalten bin . . . ?" Der Geist des Simplizissimus unterhält sich mit einem französischen Zauberer, benutzt auf dessen Begehren, als Mensch von Fleisch und Blut vor ihm zu erscheinen, die Leiche eines im Nebenhause verstorbenen Dieners als Unterschlupf und verläßt kurz vor dem Begräbnis den Sarg mit der entrüsteten Frage, warum man ihn nicht ruhig schlafen lasse. Er wird der Diener des faustischen Zauberers und als dieser erkennt, „daß ich sehr begierig sey, als ein alter simplizianischer Praktikus diese Kriegsbewegungen auch mit anzusehen" verwandelt er ihn den entliehenen etwas verschlissenen Körper wieder in einen jugendfrischen, gesunden. Ein Fläschchen der wunderbaren „Universaltinktur" erhält Simplizissimus geschenkt und wird mit deren Hilfe schöner von Tag zu Tag. Ein guter Freund, mit dem er sich betrinkt, stiehlt ihm die Flasche. Inzwischen war Karl VI. gestorben und Simplizissimus rückt mit seinem Herrn in den beginnenden Krieg; und damit wird der Roman zu einer historischen Schilderung und zu einem Pamphlet gegen die Franzosen. In diesen Schimpfereien wird der Eindruck des simplicianischen mit einem gewissen Geschick festgehalten. Simplizissimus kämpft zunächst auf Seiten der Franzosen, denn auf Seiten der Österreicher „für unsre schöne, liebreiche, majestätische, andächtige Königin Maria Theresia". Die letzten Seiten füllen kulinarische Studien.

Das Buch, das als Roman kaum einen Wert besitzt, beweist uns, das man 1744 noch historische Schilderungen mit dem Aushänge- und Zugschild des Simplizissimus besser absetzen konnte.

Im ganzen ist es gelungen, fünfzehn Werke zusammenzustellen, die in ihrem Titel auf den Simplizissimus bezugnehmen. Drei dieser Werke habe ich nicht einsehen können („Wundergeschichtenkalender" 1672 und 1675, „Censor mundi" 1685 und „Trunkener Träumer" 1686). Absolut keine Beziehung zum Simplizissimus zeigen vier Werke „Viridarium historicum" 1670, „Brief-Steller" 1684, „Malcolmo von Liebandau" 1686 und „politischer Hasenkopf" 1689. Der „Haspelhans" 1684 zeigt in seinen Jugendschicksalen Ähnlichkeit mit dem Schelmenroman, hat aber zum Simplicissimus keine Beziehung und kann deshalb auch hierher gerechnet werden. Eine ganz notdürftige simplizianische Einkleidung für historische Abhandlungen zeigen zwei Werke: „Kriegs- und Friedensgespräche" 1683 und der „Straßburgische Staats-Simplicissimus" 1684. Beide Werke werden für eine Feststellung der Simplizius- und der Simplizissimus-Figur von Interesse sein.

Als Romane verbleiben uns nur noch fünf Werke; drei davon nennen sich und die Hauptperson „Simplicissimus", zwei andere führen nur das Epitheton ornans „simplicianisch". Erstere drei sind im engsten Sinne Simpliziaden: „Der französische Kriegs-Simplizissimus" 1682, „Der dacianische Simplizissimus" 1683 und „Simplicissimus redivivus" 1744. Sie haben Grimmelshausens Werk sich direkt zum Vorbild genommen und zeigen übereinstimmend alle drei den gleichen Fehler, daß sie aus Mangel an künstlerischer Konzentration die Erlebnisse des Simplicissimus nicht romanhaft genug gestalten konnten. Ihre Werke sind Romane, solange ihre



Verfasser erfinden, sie werden historisch (französischer Kriegssimplizissimus und Simplizissimus redivivus) oder geographisch (dacianischer Simplizissimus), sobald die Verfasser Grimmelshausens *persönliche* Kriegserlebnisse durch das Studium historischer und geographischer Werke kopieren mußten.

Von den simplizianisch sich nennenden Romanen ist der „Weltkucker 1679" vom Simplizissimus stark beeinflußt, gehört aber in die Kategorie der Schelmenromane, denen der simplizianische „Jan Perus" ganz zuzuschreiben ist. Die beiden Werke sind unzweifelhaft die besten, die wir haben besprechen können. Nur einmal war es der großen poetischen Kraft Grimmelshausens gelungen, aus den Schelmenromanen heraus ein durchaus deutsches und durchaus künstlerisches Werk reifer und runder Gestaltung zu formen. Die Nachahmer, die auf gleichem Wege ihm zu folgen versuchten, vermochten den Stoff nicht zu bändigen und versagten. Die aber in die alten verlassenen Bahnen des Schelmenromans wieder hineintraten, haben das Beste geleistet. Wie vor Jahren Mildebraths Untersuchung über die deutschen Aventuriers, so zeigt auch diese Studie die große Bedeutung des Schelmenromans für die Entwicklung unserer volkstümlichen Literatur im XVII. und XVIII. Jahrhundert.

Vignetten und Schmuckbuchstaben.

Von

Philipp Stauff in Berlin.

Im allgemeinen legt heute der Buchdruck weniger Wert auf die künstlerische Ausstattung der Buchwerke als ehedem. Die Masse des Gedruckten ist zu groß geworden, so groß, daß sehr viele Bücher keinerlei Absatz mehr finden, und so wird in der Regel darauf Bedacht genommen, daß die Herstellungskosten eines Buches möglichst niedrig bleiben. Nur für Luxuswerke und Zeitschriften besonderer Art liebt man noch etwas mehr Innenausstattung, obwohl auch da vielfach die eigentlichen Bilder den Über-Rang gewinnen gegenüber den schön geschmückten Initialen und den „Vignetten", den Zeichnungen zum Beginne oder zum Abschluß eines bestimmten Textstückes.

Warum das so ist, daß das direkte Anschauungsmaterial immer stärker gesucht ist auf Kosten der Titelzeichnungen und des Buchstabenschmuckes, ist auch leicht zu erklären. Es laufen zu viele Wünsche in dieser Richtung, als daß ihnen das Buchgewerbe nicht Rechnung tragen müßte. Die große Menge der Bücher- und Zeitschriftenleser findet nichts an einer kunstvollen Zeichnung, die nicht unmittelbare Dinganschauung bringen will. Es ist kein Zweifel: auch da hat eine starke Oberflächlichkeit allmählich Einzug gehalten, die vergangene Jahrhunderte nicht gekannt haben.

Eigentlich wird jeder mit eigener starker Vorstellungskraft begabte Leser, der zugleich über künstlerischen Sinn verfügt, die „illustrierten" Werke und Zeitschriften mehr oder weniger ungern genießen. Sie bevormunden ihn zu stark und nehmen zugleich seiner eigenen künstlerischen Phantasie den Raum zur Betätigung. Dutzendmal wird man verstimmt, zu sehen, daß uns der Bilderzeichner die Leute und Szenen in anderer Gestalt vorführt, wie wir sie uns nach dem Texte zurechtgebaut haben; wir kommen dann aus unseren eigenen Vorstellungen heraus und doch in die des anderen nicht hinein. Es ist kaum zu sagen, wie viel die bildergeschmückten Märchenbücher beitragen zur Verarmung der Phantasie unserer Jugend, und meist noch dazu, ohne Schönes zu bieten und so wenigstens ästhetische Erziehungsarbeit zu leisten.

In diesen Hinsichten wären die Vignetten vorzuziehen, und auch der Schmuck der Anfangsbuchstaben in alten guten Werken mutet sehr heimelig an und bringt uns die Bücher innerlich näher. Ich habe es auf die Oberflächlichkeit der Zeit gedeutet, daß solcher Buch-



schmuck gegenüber den Bildern stark zurückgetreten ist. Das ist aber in diesem Falle kein Vorwurf, den ich vielleicht zugunsten des Zeichners gegen das lesende Volk erheben möchte. Das augenblickliche Zeitalter kann kaum etwas für diese Wandlung, so viel ästhetische Schuld man ihm sonst auch zuwenden mag. Es sind besondere Umstände, die den Verfall der Vignette herbeigeführt haben.

Der wichtigste dieser Umstände bestand darin, daß die Erinnerung an die Geistesschätze der durch den Sieg des Christentums und des römischen Rechts überwundenen germanischen Kultur mehr und mehr verloren ging und heute wohl ganz erloschen ist. Lange Jahrhunderte war wenigstens im geheimen das alte Armanenwissen in verhehlter Weise weiter erhalten worden; das Meistersingertum, die Ritterorden, die Freimaurerei, die studentischen Burschenschaften, Turnerschaften und Korps, die Heraldik und auch das Feldgeschworenentum hatten sich als berufene Kräfte darum verdient gemacht. Aber weil sie ihr Wissen nicht bekennen durften, weil es in allerlei Symbolen und altherkömmlichen Heilszeichen weiter vererbt werden mußte, ging allmählich die Deutung der seltsamen Zeichen, das Verständnis dafür im ganzen Volke verloren.

Für den Vignettenzeichner aber änderte sich die Aufgabe vollkommen. Ehedem hat er durch das geheime Wort gesprochen, und darin, wie er das vermochte, lag seine Größe. Jetzt löste sich — wie auch auf anderen Gebieten — die „reine Ästhetik" als bestimmendes Prinzip los und forderte ihre Künstler. Damit trat auch die Notwendigkeit hervor, Neues zu bringen, das heißt noch nicht verwendete Motive, und für die Verwendung dieser Motive, für ihre Stilisierung waren keine Anhaltspunkte mehr gegeben, weil der Zweck des Ganzen nicht mehr vorhanden war. Diese Originalitätsjagd mußte um so rascher zu ihrem eigenen Ende führen, als die Forderung der Einfachheit, der Übersichtlichkeit auf den Schild erhoben ward. Verflossene Jahrhunderte hatten Grund, diese Klarheit und Übersichtlichkeit vermissen zu lassen, damit der Inhalt der Vignette nicht für jedermann richtig lesbar war. Und da man nun die Möglichkeiten doch ziemlich erschöpft sieht, sucht man sein Heil in einer zügellosen Phantastik und einer sehr gezügelten Zeichentechnik für die Vignette.

Teilweise freilich haben sich die Buchschmuck-Künstler überhaupt zu einem Zwitterding zwischen darstellender Bildlichkeit und linienhafter Kunst verstanden, und man kann sagen, daß damit eigentlich nichts Schlechtes geschaffen worden ist; denn die Zeichnungen wurden wenigstens wieder verständlich, obwohl ihr früherer Hoheitsgehalt damit vollends über Bord ging. Und ein Ähnliches ergab sich auch mit den Schmuck-Buchstaben. Auch die verloren die alte Verschnörkelung und nahmen dafür Miniaturbildchen in sich auf, die allenfalls für sich ganz nett sein mögen, jedoch deutlich erkennen lassen, daß man vom Urzweck des Buchstaben-Schmuckes nichts mehr weiß.

Ursprünglich hat dieser durchaus im Dienste religiöser Erkenntnisse gestanden, ebenso wie das Vignettenwesen auch. Die lange Reihe der armanistischen Heilszeichen bei unseren germanischen Urvätern ist ja heute überhaupt sehr wenigen Leuten mehr bekannt und verständlich. Da ihr Sinn aber durch die tiefgreifenden Forschungen Guido von Lists (Guido von List-Gesellschaft, Wien 18, Schulgasse 30) wieder klar gelegt und in ausgezeichneten Werken (insbesondere: „Bilderschrift der Ariogermanen") der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist, besteht die Möglichkeit, sich darüber zu unterrichten.

So wie das Leben des deutschen Mittelalters unter den christlichen Glaubenslehren sowohl im Protestantismus wie im Katholizismus die Glaubensgedanken der vorausgegangenen Wihinei-Religion weiterpflegte, so daß diese besonders auf dem flachen Lande und in der Kleinstadt, unter altansässigem Bauern- und Bürgertum noch heute in gewissem Grade, wenn auch kaum mehr kenntlich, lebendig sind, so bewahrte es auch die alten Heilszeichen weiter, und alle die schon weiter oben genannten Verbrüderungen hatten sich das zur klar erkannten Aufgabe gesetzt.

Diese Heilszeichen (wir nennen einmal Tychsal, Triag, Drachenauge, das Hakenkreuz und seine Abwandlungen, Femfoß, Redehaupt, Gereonshaupt usw.) durften nun aber nicht mehr offenkundig verwendet werden, da die alte Kirche, wenn sie solche Ketzereien entdeckte, sehr



rasch mit ihrer Inquisition zur Stelle war. Infolgedessen mußten sie, die an sich schon Gedanken-Verberger waren, meist noch einmal verborgen, „verhehlt“ werden, und das geschah nun durch eine Zeichnung, deren Linienführung das Dargestellte so veränderte und ineinanderfließen machte, daß die alten Heilszeichen für uneingeweihte Augen nicht mehr herausfielen aus dem Ganzen und daß auch der ketzerische Gedanke jederzeit abgestritten werden konnte, indem man ein Spiel des Zufalls als vorliegend erscheinen ließ.

Die Leute, die sich dem Buchschmuck zuwendeten, schon als Gutenbergs Kunst noch gar nicht im Schwange war und die Bücher noch von den Mönchen geschrieben wurden, waren die Kalander. Man nennt so diejenigen „Wissenden“ oder Armanen der altgermanischen Lehre, die mit den Kirchenbehörden in Verbindung traten, um den Übergang zum Christentum für das Volk möglichst unauffällig zu machen. Zu jener Zeit kannte das Volk die einfachsten Heilszeichen noch, und wenn ihm nun christliche Lehren mit diesen Zeichen zugleich entgegentraten, so brachte man natürlich der neuen christlichen Lehre nahezu keinen Widerstand entgegen.

Die Kalander lehrten in diesem Sinne die Mönche und erzielten, daß in Schriften religiöser Art vor oder unter die christlichen Lehren die entsprechenden oder wenigstens dazu gerade am meisten passenden armanischen Heilszeichen gefügt wurden, bis schließlich das Mönchstum mit Absicht diese Zeichen immer mehr verschnörkelte, als sich die überhaupt des Lesens kundigen Leute allmählich an die neuen Verhältnisse gewöhnt hatten. Aber als nun die Buchdruckerkunst entstand und rasch auch in den Dienst von profanen Werken trat, lebte der Buchschmuck auf Grund der alten Heilszeichen wieder auf, nur in stärker als vordem verhehlter oder verkalter Weise.

Dieser Buchschmuck hatte also durchaus nicht nur eine künstlerische, ästhetische Bedeutung, wie es überhaupt ganz unserer Neuzeit vorbehalten geblieben ist, die Ästhetik als ein völlig selbständiges Prinzip aus dem übrigen Kulturleben herauszudestillieren. Er hatte vielmehr eine rein sachliche Bedeutung und trat sehr häufig mit dem Inhalt der Werke in eine enge Verbindung, indem er (in den Vignetten) den einzelnen Kapiteln kalisch knappe Lehren vorangehen oder zum Abschlusse folgen ließ. Der Buchschmuck diente so wirklich dem Buche und bildete mit diesem, das heißt dem Text zusammen, ein organisches Ganzes, während er doch auch die selbständigen Aufgaben erfüllte, an sich selbst etwas zu bedeuten, dem Auge des Lesers einen Ruhepunkt zu bieten und selbst künstlerisch zu erfreuen. Man wird zugeben müssen, daß diese Rolle des Buchschmucks eine höhere war als die ihm heute verblieben ist.

Gleichzeitig gab sie also Veranlassung zur Entfaltung wirklicher Kunst. Es schienen Anhaltspunkte gegeben in den alten Heilszeichen, und die Aufgabe war von diesem Gesichtspunkte eine werkmäßige — ehedem wurde ja alles Künstlertum als eine Werkmäßigkeit aufgefaßt, wie ja auch die Kunst aus dem Zielhandwerk hervorgegangen ist. Aus gegebenem Material, das sich nach bestimmten Grundgesetzen fügen muß, ein Kunstwerk zu schaffen, ist aber unter Umständen durchaus nicht die geringere Leistung gegenüber dem reinen Willkür- oder Phantasieschaffen, das heute auch da herrschend geworden ist, wo die Dienerrolle der Zeichenkunst, wie im Buchschmuck nie in Frage gezogen worden sein sollte.

Ähnlich wie mit den Vignetten stand es ehedem mit den oft durch andere Färbung hervorgehobenen, reichverzierten Anfangsbuchstaben. Auch sie waren nicht beliebig verschnörkelt oder mit Darstellungsgegenständen gefüllt, sondern die Verschnörkelung deutete die Linienführung an, mittels welcher die Buchstabenformen aus den alten Runen hervorgewachsen waren, oder auch, sie brachte Zeichengebilde, die auf den Ursinn der Runen als Stammworte zurückzuführen sind. So war die Verzierung der Buchstaben ebenfalls nicht eigentlich freischwebend, sondern die Verzierung stand zum Buchstaben im gleichen Verhältnis wie die Vignette zu dem Kapitel, dem sie diente, oder zum ganzen Buch.

All das ist mit der Zeit untergegangen, und es wurde keineswegs zu einem normalen Entwickelungsabschlusse gebracht, weil sich eben die Symbolik unter dem Zwang der Notwendigkeit immer stärker vergeheimnisste. Nun, da die Hecken um jene alten Kulturkreise wieder niedergelegt sind, insbesondere durch die schon erwähnte weitreichende Forschertätigkeit



Guido von Lists, in dem kommende Jahrzehnte vielleicht einen der größten deutschen Männer verehren werden, — nun könnten auch jene Quellen wieder zu fließen beginnen, und es gäbe Schätze zu heben, von denen heute nur wenige etwas ahnen.

Der Buchschmuck insbesondere könnte sich Anregungen dort holen, so stark, wie er sie seit einem Jahrhundert nicht erlebt hat. Und nicht er allein. Was würde sich daneben ergeben für vornehmere Akzidenzarbeiten, die doch heute wirklich begehrt zu nennen sind! Auch auf diesem Gebiete ist ja die Suche nach neuen Möglichkeiten groß, und meist steht der Druck-Zierrat mit dem Zweck der Sache in keinem gedanklichen Zusammenhang. Gerade einen solchen Zusammenhang zu schaffen, wird aber ohne Zweifel das Streben jedes künstlerisch empfindenden Druckers sein.

Wässrige Zinnober-Lösung.

Keine chemische Mitteilung

von

Dr. Leopold Hirschberg in Berlin.

Mit 3 Abbildungen.

Wie manchmal der Zufall spielt! Fällt mir da vor Jahren auf einer meiner Wanderungen ein allerliebstes kleines Büchlein in die Hände, und wie ich weiter grabe, ein zweites Exemplar. Nie hatte ich vorher etwas von der Existenz eines *„Hildrian"* von *K. G. Prätzel* und seiner Ausschmückung durch *Speckter-Bilder* gehört. Kein Antiquariatskatalog der letzten Jahre verzeichnete ihn; nur der Versteigerungskatalog von Martin Breslauer vom 24.—28. Oktober 1910 als Nummer 2168 mit der Bemerkung „Gesucht und total vergriffen". Das war aber mein zweites Exemplar, das damit den Weg alles Fleisches ging.

Ein erster flüchtiger Blick auf die wirklich reizenden Illustrationen, von denen wir die drei charakteristischsten in Reproduktionen bringen, mußte die Vermutung nahe legen, daß es sich um ein Analogon des *Hoffmannschen „Klein Zaches genannt Zinnober"* handeln müsse. Eine von einem Mädchen geliebkoste scheußliche Zwergengestallt, dazu ein junger Mann mit allen Zeichen der Eifersucht — das war zu typisch. Und wirklich — beim Lesen bestätigte sich die Richtigkeit meiner Vermutung, wozu sich aber staunende Entrüstung über die Dreistigkeit gesellte, daß ein inferiorer Skribent schon nach einem Dutzend Jahren das Meisterwerk eines großen Dichters so zu verwässern wagte.

Daher die seltsame Überschrift meiner Mitteilung. — Der chemische Zinnober löst sich nicht in Wasser; Prätzel hat es im „Hildrian" fertig gebracht, den Hoffmannschen so völlig zu verwässern, daß von dessen ursprünglicher Farbenpracht auch keine Spur mehr zurückgeblieben ist.



Lithographie Otto Speckters zu Prätzels „Hildrian" (Hamburg 1831).

Die geheimnisvolle Gabe, mit der die Fee Rosabelverde Klein Zaches beschenkte, liegt in drei feuerfarbenen Haaren, vermöge derer:

„alles, was in seiner Gegenwart irgend ein anderer Vortreffliches denkt, spricht oder thut, auf *seine* Rechnung kommen, ja daß er in der Gesellschaft wohlgebildeter, verständiger, geistreicher Personen auch für wohlgebildet, verständig und geistreich geachtet werden und über-



Lithographie Otto Speckters zu Prätzels „Hildrian" (Hamburg 1831).

haupt allemal für den vollkommensten der Gattung, mit der er in Conflikt, gelten muß."

Prätzels Hildrian[1] befreit einen Zwerg aus unangenehmer Lage und erhält dafür einen Knopf, ein Stück Kalk und einen Strohhalm zum Geschenk. — Schon das ist eine höchst plumpe Veränderung des Hoffmannschen Märchens, das bei aller Zauberei und allen Feenkünsten doch immer im regen Zusammenhang mit dem wirklichen Leben bleibt. Vermittelst der Zaubergaben kommt der Erzfaulpelz Hildrian trotz absoluter Untätigkeit zum Ruf eines unablässig arbeitenden Schneiders, Baumeisters und Pflügers; sein dem Zwerg geäußerter Wunsch:



Lithographie Otto Speckters zu Prätzels „Hildrian" (Hamburg 1831).

„Und gern möcht' ich die Kunst verstehn,
Wie man, wo tausend Augen sehn,
Den Schein des Müßiggangs vermeidet,
Und doch nichts thut, als müßig gehn!"

ist damit erfüllt. Schon winkt ihm der schönste Lohn, die Hochzeit mit dem Nachbarstöchterchen, da belauscht er zufällig eine Liebesunterhaltung des Zwerges mit seiner Liebsten, wobei dieser seine Stelle einnimmt und von dem Mädchen auch für Hildrian gehalten wird. *Diese* eigentümliche Verzauberung dichterich und logisch zu begründen, gebricht es Prätzel an Kraft; der Leser muß das Wunder ohne Kommentar hinnehmen, ebenso wie das folgende, in dem der Zwerg als Hildrian Hochzeit macht. Die Lösung ist des ganzen würdig: Der gute Hildrian war in der Sommerhitze eingeschlafen und hatte alles nur geträumt.

Der Wert des Büchleins besteht nicht so sehr darin, daß es sich um eine relativ frühe Nachahmung Hoffmanns handelt (Klein Zaches erschien zum ersten Male 1819), sondern, wie schon erwähnt, in den Speckterschen Bildern, die zu des Meisters allerreizendsten und zartesten Schöpfungen gehören und des Schweißes suchender Bibliophilen wert sind.

Die Desinfektion von Büchern mit dem Rubnerschen Apparat.

Von
Paul Hennig in Charlottenburg.

Der Leiter der städtischen Desinfektions-Anstalt für ansteckende Krankheiten in Charlottenburg hat in den beiden letztvergangenen Jahren Versuche mit der Desinfektion von Büchern unternommen, die zu dem Ergebnis geführt haben sollen, daß in dem neuen Apparat Bücher einwandfrei desinfiziert werden könnten, ohne daß sie irgendwie beschädigt werden könnten. Die Kosten einer Desinfektion belaufen sich auf neun Mark. In einem Korb lassen sich bei der Desinfektion etwa hundert Bücher einpacken; die Kosten hierfür betragen etwa zwei Mark für den ersten Korb und eine Mark für den zweiten Korb.

Man hat bekanntlich schon zahlreiche Versuche unternommen, Bücher zu desinfizieren und bedeutende Mittel sind aufgewendet worden, um eine wirklich zweckmäßige Methode zu finden. Doch war das bisher nicht gelungen. Auch mit *Formalin* hat man seit langem experimentiert, ohne zu befriedigenden Resultaten zu

[1] Hildrian ein Sommermährchen in sechs Gesängen und die Bittschrift zwei poetische Erzählungen mit Bildern von K. G. Prätzel. Hamburg bei F. H. Nestler u. Melle 1831. (Titel, 1 Bl., 176 Seiten 12°. *Mit sechs Lithographien von Otto Speckter.*)

gelangen. Was den Ansteckungsstoffen wirksam entgegentrat, erwies sich in der Regel nicht minder schädlich gegenüber dem Papier und dem Einbande der Bücher. Will man der Übertragung von Krankheitskeimen wirklich einen Damm entgegenstellen, so muß eine öftere Desinfektion zirkulierender Bücher, am besten eine jedesmalige, stattfinden und die Schul- und Lesebücher der Kinder würden ganz besonders oft desinfiziert werden müssen. Wenn nun auch manche der Desinfektions-Methoden eine einmalige Behandlung durch hohe Hitze, oder auch eine mehrmalige ohne sogleich merkbaren Schaden gestatten mögen, so ist noch nicht erwiesen, daß die Bücher nicht bei der fünfzigsten oder hundertsten Desinfektion völlig unbrauchbar werden. Die Bücherbestände öffentlicher Bibliotheken würden mit sehr oftmaligen Desinfektionen vielbegehrter Bücher innerhalb eines oder weniger Jahre zu rechnen haben, aber auch Private werden ihre oft sehr wertvollen Bücherschätze wiederholt desinfizieren wollen.

Seit langer Zeit kennt man die intensive bakterienfeindliche Wirkung des Formaldehyds (Methylaldehyd) und benutzt dieses keimtötende Mittel zur Desinfektion von Räumen, in denen sich Infektionskranke aufgehalten haben. Während nun die Zimmerdesinfektion mit Formaldehyd in ihrer heutigen Durchbildung als einwandfrei angesehen werden darf, sind bis in die neueste Zeit die Anstrengungen vergeblich gewesen, eine sichere, tiefgehende Desinfektions-Methode für Gegenstände wie Pelze, Wolle, Holz, Leder, *Papier* und andere Sachen zu finden. Alle diese Gegenstände, also auch *Bücher*, vertragen die Anwendung der gewöhnlichen Dampfdesinfektion von 100 Grad Celsius und mehr nicht ohne geringeren oder größeren Schaden. Formaldehyd büßt nämlich einen großen Teil seiner bakteriziden Wirkung ein, sobald er trocken, das heißt ohne Anwesenheit von Wasserdampf, verwendet wird. Daß er nur dort wirkt, wohin er gelangen kann, ist eigentlich selbstverständlich. Die Maximaltemperatur für die Verhütung der Entwertung der Gegenstände bei der Formalin-Desinfektion ist nach den bisherigen Erfahrungen 60 bis 65 Grad Celsius. Andererseits aber kann der für die Wirkung des Formaldehyds notwendige Wasserdampf bei einer solchen Temperatur als wirklicher Dampf nur bei einem Vakuum von ungefähr 600 mm bestehen.

Diese Abhängigkeit von Temperatur und Spannung des gesättigten Dampfes ist demnach grundlegend für die Bücherdesinfektion im Gegensatz zu der Zimmerdesinfektion.

Nicht weniger wichtig als die Herstellung des richtigen Gasdampfgemisches ist die Notwendigkeit, das keimtötende Gas, dem durch die Anwendung des Wasserdampfes die gewünschte Wirkung gegeben ist, auch *in die Tiefen der Objekte, bei Büchern also in die Falze und Bünde*, eindringen zu lassen.

Wie bei der gewöhnlichen Dampfdesinfektion bei mindestens 100 Grad Celsius der reine Wasserdampf, so dringt bei der richtig durchgeführten Formaldehyd-Desinfektion der mit Formaldehyd beladene Wasserdampf von niedriger Spannung und Temperatur, von obenher auf die Gegenstände herabsinkend, in diese ein, aus denen vor ihm her die schwere Luft herabsinkt. Jeder Wechsel der Spannung im Apparat bewirkt einen Wechsel der Temperatur und erzeugt Temperatur-Steigerungen oder Kondensation, da Spannung und Temperatur des Dampfes voneinander abhängig sind. Beide hindern das sichere Eintreten des formaldehydtragenden Dampfes in das Innere der Objekte und somit eine vollständige Desinfektions-Wirkung. Daraus ist ersichtlich, daß ein sicheres Mittel für eine Desinfektion mittels Dampfes oder Dampf- und Gasgemisches nur in der Herstellung einer *gleichmäßig gespannten und temperierten Atmosphäre* um das Desinfektionsgut herum und in den Poren desselben zu finden ist. Ein Wechsel der Spannung, den man früher für vorteilhaft hielt, erscheint somit vom Übel. Das neue Verfahren ist ein normales Desinfektions-Verfahren mittels Wasserdampfes, aber *bei vermindertem Druck und entsprechend verminderter Temperatur*, dem man zur weiteren Erhöhung der Abtötungskraft Formaldehyd beigegeben hat. Eine wichtige Eigenschaft des Rubnerschen Verfahrens liegt in der Tatsache, daß die Formaldesinfektion sich nicht teurer stellt als die gewöhnliche Dampf-Desinfektion, weil nämlich das Formalin immer wieder von neuem verwendet werden kann, ohne die Konzentration des Gemisches nennenswert herabzudrücken. Es kann beim Rubner-Verfahren mit sehr hohen Konzentrationen gearbeitet und die Tötungskraft noch über die des strömenden Wasserdampfes von 100 Grad gebracht werden. Es empfiehlt sich aber eine achtprozentige Lösung, deren Tötungskraft der des Wasserdampfes von 100 Grad Celsius entspricht, wobei die Gegenstände nach Möglichkeit geschont werden.

Die Desinfektionskammer des Apparates hat viereckige Form mit nach innen gewölbten Wandungen, welche für das auftretende hohe Vakuum außerordentlich widerstandsfähig sind. Der Apparat wird mit einer oder mit zwei Türen geliefert, letzterer zur getrennten Aufgabe und Entnahme der Desinfektions-Gegenstände. Die Türen sind nach außen geschweift zur weiteren Erhöhung der Widerstandsfähigkeit, alle Unebenheiten innen wurden vermieden, um Schmutzansammlung auszuschließen und größte Raumausnutzung zu erzielen. Die Kammer enthält Meßapparate zum jeweiligen Ablesen des Druckes und der Temperatur von außen.

Der zur Verwendung gelangende Formalindampf hat eine Temperatur von 50—55 Grad Celsius. Diese niedrige Temperatur zu erzielen und ständig zu erhalten, müssen die Räume bis auf beinahe absolutes Vakuum (Leere) gebracht werden. Hierzu dient eine Schieber-Luftpumpe, welche mittels Motor oder Dampf angetrieben werden kann.

Bei der Bedienung der Anlage für Bücher sind nur wenige Ventile zu betätigen, weshalb sie von jedem ungelernten Manne ausgeführt werden kann.

Als Betriebskosten der Rubner-Apparate kommen, da die Wiederbenutzung der Formalinlösung möglich ist, eigentlich nur der Aufwand für Wärme zur Dampferzeugung, der motorische Antrieb für die Luftpumpe und der Verbrauch an Kühlwasser für den Kondensator in Betracht. Die Formalinlösung kostet pro Liter 13—15 Pfennig.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Cranachstr. 38. Druck u. Verlag von *W. Drugulin* Leipzig, Königstr. 10.



Denkwürdige Reformationsdrucke mit dem Bilde Luthers.

Von

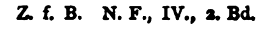
Dr. Karl Schottenloher in München.

Mit 11 Abbildungen.

Als die gewaltige Bewegung der Reformation daran ging, die Massen des Volkes zu erobern, da hat sie zur mächtigen deutschen Flugschrift gegriffen, um in Stadt und Land die Herzen zu gewinnen und an allen Orten neue Streiter für die Freiheit des Evangeliums aufzurufen. Und die Flugschrift nahm wieder eine viel verheißende Hilfe in ihren Dienst, den eben zu rascher Blüte gelangten Holzschnitt, das vervielfältigte Bild, das die Neugierde des Beschauers erwecken und die allgemeine Teilnahme für den Inhalt des Büchleins erregen sollte. War es doch eine bilderfrohe Zeit, diese Zeit einer ungeheuer gesteigerten Teilnahme des Volkes für die Nöten und Sorgen des öffentlichen Lebens, eine bilderfrohe Zeit, wie sie jede ist, in der eine große geistige Bewegung die Massen ergreift. Je volkstümlicher da eine bildliche Darstellung war, desto mehr wurde sie begehrt, desto schneller befand sie sich in aller Händen. Die volkstümlichste Gestalt dieser stark erregten Zeit aber war und blieb Luther, solange er wenigstens als der wundersam beredte Anwalt der wieder erweckten Freiheit des Christenmenschen gelten konnte. Wie sein Wort von Mund zu Munde ging, und wie seine Schriften von Händen zu Händen glitten, so wanderte auch sein Bild von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und überall freute man sich, oder wartete wenigstens mit Neugier darauf, den Mann zu sehen, der mit einer nie gehörten Wucht der Sprache das Denken und Sinnen des ganzen Volkes gefangen hielt. So hätte schon kluge Berechnung allein die geschäftigen Drucker zur Ausstattung der von Tag zu Tag sich mehrenden Flugschriften mit dem Bilde Luthers anspornen müssen, wenn nicht mancher Meister der Typenkunst froh gewesen wäre, zugleich auch die innere Verehrung für den tapferen Wittenberger Mönch bekunden zu können.

Freilich fand sich nicht so rasch eine kundige Hand, die den Führer der neuen kirchlichen Bewegung in den ersten Jahren seines Auftretens bildlich festgehalten hätte. Am frühesten versuchte es der Leipziger Buchdrucker Wolfgang Stöckel eine Schrift Luthers mit dem Bildnis des rasch berühmt gewordenen Verfassers zu schmücken. Das recht dürftige Rundbild, das uns in zwei Ausgaben des „Sermons“ Luthers vom Tage Petri und Pauli 1519 begegnet, stellt Luther mit der Mönchskutte und mit dem Barett dar, darf aber keineswegs als getreue Wiedergabe der wirklichen Züge Luthers angesehen werden. Da die Umschrift DOCTOR MARTINVS. LVTTER . AVGVSTINER: WITTENB: verkehrt zu lesen ist, sonst sich aber keine Vorlage findet, mag eine Münze als Vorbild gedient haben.[1]

[1] Vgl. A. von Dommer, Lutherdrucke auf der Hamburger Stadtbibliothek 1516—1523. Leipzig 1888, Seite 213, Nummer 1 und „Die christliche Welt“ Band 15, Marburg 1903 Spalte 1223. Über unseren Gegenstand sind außerdem zu vergleichen: Julius Köstlin, Luther und J. Janssen. Halle 1883 Seite 18f.; Joh. Janssen, „Ein zweites Wort an meine Kritiker“. Freiburg i. Br. 1883, Seite 70; Heinrich Denifle, „Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung“. Mainz 1904 Seite 815ff. (in der zweiten Auflage gestrichen); Johannes Bauer, „Wie ein katholischer Gelehrter über Luthers Physiognomie urteilt“ („Die christliche Welt“ Jahrgang 15, Marburg 1903 Spalte 1211ff.); Heinrich Boehmer, „Luther im Lichte der neueren Forschung“. („Aus Natur und Geisteswelt“) Band 113. Leipzig 1906 Seite 3ff.: Alfred Hagelstange, „Die Wandlungen eines Lutherbildnisses in der Buchillustration des XVI. Jahrhunderts“ („Zeitschrift für Bücherfreunde“ Jahrgang 11, 1907—08, Seite 97ff.).





Das erste wirkliche Bildnis, das wir von Luther kennen, stammt von Lucas Cranach und besteht in dem oft abgebildeten Kupferstiche aus dem Jahre 1520, der den Reformator als Augustiner mit der großen Tonsur wiedergibt.[1] Ihm folgte 1521 ein weit besserer Kupferstich Cranachs, wohl das schönste Bildnis Luthers, das vor dem 2. April 1521 fertig wurde und lateinische Verse, vermutlich von Georg Spalatin, erhielt.[2] Endlich kommt für uns noch ein dritter Kupferstich aus der Werkstatt Cranachs in Betracht, der noch 1520 erschienen ist, nach den gründlichen Untersuchungen Eduard Flechsigs aber nicht von Lucas, sondern von Hans Cranach stammt.[3] Hier ist das Bildnis in eine Nische eingefügt und noch dadurch erweitert, daß der linke Arm und die aufgeschlagene Bibel sichtbar werden. Dieser Kupferstich hatte sich einer besonderen Beliebtheit und Verbreitung zu erfreuen: er wanderte von einer Druckerei zur andern und wurde häufig nachgeschnitten, während die echten Stiche Cranachs fast unbenützt blieben. Vor allem tauchten in Süddeutschland, in Augsburg, Straßburg und Basel mehrere Nachbildungen auf, die alle auf den Stich Hans Cranachs zurückgehen.

Einer der ersten Drucker, der sich dieser Vorlage bemächtigte, war Sigmund Grimm in Augsburg. Man erkennt seinen gut ausgeführten Nachschnitt, der auf mehreren Drucken wiederkehrt, leicht an den reichverzierten Säulen der Nische mit der Jahreszahl 1520.[4] Grimm hat sich in keiner seiner Ausgaben genannt, ist aber an seinen Typen zu erkennen.

Der Holzschnitt Grimms ist nicht lange unbeachtet geblieben. Er wurde von einem geschickten Formschneider säuberlich nachgebildet und erschien in sehr feiner Umgestaltung auf vier Drucken, die wiederum ihre Herkunft verschweigen, aber als Erzeugnisse Silvan Otmars und Philipp Ulhards in Augsburg zu erkennen sind.[5] Später findet sich der Holzstock noch-



Abb. 1. Luther. Augsburg. Jörg Nadler 1520.
(1/3 verkleinert.)

[1] Die beste Abbildung bei F. Lippmann, „Lucas Cranach, Sammlung von Nachbildungen seiner vorzüglichsten Holzschnitte und seiner Stiche". Berlin, 1895 Nr. 61; vgl. auch Friedrich Baum und Christian Geyer, „Kirchengeschichte für das evangelische Haus". Dritte Auflage, München 1902, Seite 456.

[2] Lippmann Nr. 62; vgl. auch „Die christliche Welt" Band 15 (1901) Spalte 7 ff. und Friedrich Bezold „Geschichte der deutschen Reformation". Berlin 1890 Seite 343.

[3] Vgl. E. Flechsig, „Cranachstudien". Leipzig 1900, Seite 57. Abbildung bei Lippmann Nr. 63 und Bezold Seite 274.

[4] Abbildung Jahrgang 11 (1907—08) dieser Zeitschrift Seite 99; vgl. Dommer Seite 214 f. Die mit dem Holzschnitt geschmückten Drucke Grimms sind 1. „Luthers Antwort in Worms 1521"; vgl. „Weimarer Lutherausgabe" 7 Seite 864 N. L.; 2. „Luthers Sermon vom unrechten Mammon 1522"; 3. Luther, „Vom ehelichen Leben" vgl. „Weimarer Lutherausgabe" 10,2 Seite 270 N. L.; 4. „Verhör Luthers zu Worms" vgl. Dommer Seite 214 f.; 5. „Luthers Passio"; vgl. diese Zeitschrift 11 Seite 103. Zu vergleichen ist ferner C. Dodgson, „Catalogue of Early German and Flemish Woodcuts in the British Museum". Band 2. London 1911. Seite 172 f. mit Zuweisung an Hans Weiditz.

[5] Der Werkstätte dieser Drucke werde ich eine besondere Abhandlung widmen; vgl. Abbildung Jahrg. 11, Seite 100 dieser Zeitschrift. Hagelstange möchte das Bild dem Nürnberger Künstler Hans Sebald Beham zuweisen, doch ist es vermutlich in Augsburg entstanden; vgl. Georg Hirth, „Bilder aus der Lutherzeit". München 1893 Seite 11, wo es für ein Bild Cranachs gehalten ist; vgl. ferner Eugen Diederichs, „Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern". Band 1. Jena 1908. Nr. 325.

mals von Hans Hergot in Nürnberg verwandt. Wegen seiner gefälligen Ausführung ist das Bild oft für ein Werk Cranachs gehalten und als solches häufig abgebildet worden.

Es fällt auf, daß gerade die süddeutschen Druckereien das Bildnis Luthers in ihre Ausgaben aufgenommen haben, während es sich in den norddeutschen Pressen kaum verwertet findet. Das mag damit zusammenhängen, daß im Norden wahrscheinlich die Kupferstiche aus der Werkstätte Cranachs sehr stark verbreitet waren, während im Süden dafür die Holzschnitte in den Drucken begehrt wurden. Neben Augsburg war es besonders Straßburg, das Bilder Luthers in den Handel brachte. Da sehen wir vor allem eine getreue Nachbildung des Kupferstiches von Hans Cranach in mehreren Drucken Johann Schotts[1], der auch sonst seine Ausgaben für die neue Lehre gerne mit Bildern schmückte. Der gut gelungene Holzschnitt Schotts hat wieder anderen Druckern zu freilich recht unbeholfenen Nachschnitten als Vorlage gedient. Einmal war es Adam Petri in Basel, der mit einer Nachbildung einen seiner Drucke zierte[2] und dieses Bildnis Luthers außerdem samt dem von Ulrich von Hutten in einem Flugblatt herausgab, das er den beiden „Vorkämpfern der christlichen Freiheit" widmete.[3] Dann finden wir einen ebenfalls nicht recht glücklichen Nachschnitt in Drucken Jörg Nadlers von Augsburg (vgl. Abbildung 1)[4] und endlich eine etwas umgestaltete Nachahmung, bei der die Nische fehlt, in einer Flugschriftenausgabe Melchior Rammingers in Augsburg.[5]

Der stärkste Eindruck blieb jenem Bildnisse vorbehalten, das von dem Künstler Hans Baldung herrührt und den mit der Strahlenkrone geschmückten Reformator vom Heiligen Geist umschwebt darstellt (vgl. Abbildung 2). Dommer[6] hat das von Johann Schott und Johann Prüß in Straßburg verwandte Bild also beschrieben: „Halbe Figur nach links, im Augustinerhabit mit großer Tonsur, die rechte Hand an der Brust, die linke nicht sichtbar; um das Haupt große sonnenförmige Strahlenglorie, über demselben der Heilige Geist als Taube in einer besonderen Glorie und den Kopf von einem Nimbus umgeben. In der Ecke links unten sieht man einen Teil einer halb offenen Bibel, auf dem Deckel derselben das Monogramm des Hans Baldung genannt Grien, der das Bildnis nach Lucas Cranach gezeichnet haben soll; am



Abb. 2. Luher von Hans Baldung. Straßburg. H. Schott 1521. (1/2 verkleinert.)

[1] Abbildung Jahrgang 11 S. 101 dieser Zeitschrift und Baum-Geyer Seite 466 (hier irrtümlich als Wittenberger Erzeugnis angegeführt); vgl. Dommer Seite 213 Nr. 2. Den Holzschnitt weisen folgende Drucke auf: 1. „Luther, Von dem Babylonischen Gefängnis"; vgl. Dommer Seite 88, Nr. 170. 2. Luther, „De captivitate Babylonica"; vgl. „Weimarer Lutherausgabe" Band 6 Seite 489 N. C. Der Holzstock wurde auch von Johann Prüss verwertet; vgl. Dommer Seite 213.

[2] Luther, „De captivitate Babylonica"; vgl. „Weimarer Lutherausgabe" Band 6 Seite 489. E. N. Abbildung im Jahrgang 11, Seite 102 dieser Zeitschrift.

[3] Vgl. K. Knaake in den „Theologischen Studien und Kritiken" Band 69 (1896) Seite 170 f.

[4] Luther, „Grund und Ursach aller Artikel, so durch Römische Bulle unrechtlich verdammt sind"; Luther, „Von dem Babylonischen Gefängnis"; vgl. Dommer Seite 89 f. und 213 Nr. 2 B.

[5] „Ohne Ablaß von Rom kann man wohl selig werden"; vgl. Dommer Seite 215. Abbildung im Jahrgang 11, Seite 103 dieser Zeitschrift.

[6] Dommer Seite 213 f. Nr. 3.

Das new Testament Deütsch.



Abb. 3. Luther. Nürnberg, H. Hergot 1525. (Wirkliche Größe.)

obern Rande des Buchdeckels die Jahreszahl 1521, auf der Kante des letzteren steht der Name, vermutlich des Formschneiders, HERMAN. Die mehrfach wiederholte Angabe, daß Luther mit der rechten Hand in dem Buche blättere, ist unrichtig; er hat sie, wie zu einer Beteuerung, an die Brust gelegt, was zu seinem etwas erhobenen und ins Weite gerichteten Blicke sehr gut paßt." Es ist klar, daß eine solche Darstellung großes Aufsehen erregt und den Altgläubigen viel Ärgernis gegeben haben muß, zumal da eine ganze Reihe von Drucken mit diesem Bilde ausgingen.[1] Der päpstliche Nuntius Aleander war förmlich entsetzt darüber, als er in Worms sah, wie Luther fast wie ein Heiliger verehrt wurde.[2] „So groß ist", klagte er am 18. Dezember 1521, „die Verehrung dieser Schurken für Luther, daß einige in öffentlicher Disputation mit einem Spanier vor allem Volke auf dem Markte zu sagen wagten, daß Luther ohne Sünde sei und nie geirrt habe, daß er deshalb hoch über St. Augustin zu stellen sei. So hat man ihn denn auch neuerdings mit dem Sinnbild des Heiligen Geistes über dem Haupte und mit dem Kreuze oder auf einem anderen Blatt mit der Strahlenkrone dargestellt: und das kaufen sie, küssen es und tragen es selbst in die kaiserliche Pfalz. Das ist nicht mehr das katholische Volk Deutschlands von ehemals! Gebe Gott, daß es nicht noch schlimmer wird!"[3] Am 8. Februar 1521 hatte sich Aleander über neue Lutherbildnisse zu beklagen, vor allem über das schon erwähnte Baseler Doppelbildnis Huttens und Luthers, das Adam Petri herausgegeben hat. Er schrieb darüber: „In Augsburg verkaufte man vor einiger Zeit das Bild Luthers mit dem Heiligenschein, hier wurde es ohne denselben feilgeboten, und zwar unter so großem Zudrang, daß im Nu alle Exemplare verkauft waren, ehe ich mir eins verschaffen konnte. Gestern sah ich auf ein und demselben Blatte Luther mit einem Buche in der Hand und Hutten mit der Hand am Schwerte abgebildet; darüber stand in schönen Lettern: Den Vorkämpfern christlicher Freiheit, M. Luther und Ulrich von Hutten, jeder war unten noch in einem Vierzeiler verherrlicht: den Hutten aber läßt der Dichter mit dem Schwerte drohen. Ein Edelmann zeigte mir ein solches Bild, es haben sich aber keine weiter auftreiben lassen."[4] Da diese Bilder und

[1] Es seien folgende genannt: 1. Luther, „Handlung, so mit Luther auf dem Reichstag zu Worms ergangen ist"; vgl. Dommer Seite 117 Nr. 225. 2. „Acta et res gestae Lutheri Wormatiae"; vgl. Dommer Seite 121 Nr. 231. 3. Luther, „Von der Beichte" Druck von Johann Prüß; vgl. Dommer Seite 135 Nr. 258. 4. Luther, „13 Predigten"; vgl. Dommer Seite 208 Nr. 402. 5. Luther, „27 Predigten"; vgl. ebenda Seite 209. 6. „Postille" 1521. 7. Luther, „22 Predigten". 8. Luther, „Antwort auf das überchristliche Buch Bock Emsers". 9. Stifel, Michael, „Von der christförmigen Lehre Luthers."

[2] Auch der Premysler Bischof Andreas Krzycki wandte sich in einem Gedichte gegen die Darstellung mit dem Heiligen Geiste; vgl. Andreae Cricii carmina. Edidit Casimir Morawski. Krakau 1888 Seite 99 f.

[3] Paul Kalkoff, „Die Depeschen des Nuntius Aleander vom Wormser Reichstage 1521", übersetzt und erläutert. Zweite Auflage. Halle 1897 Seite 58 f.

[4] Kalkoff Seite 79 f.

Flugblätter stürmisch begehrt wurden, halfen auch alle Verbote dagegen nichts. Der Nürnberger Rat bestimmte am 3. März 1522 „abschaffen, die Pildnuß des Lutters mit dem hailigen Gaist offenlich fail zu haben."[1] Der Erlaß hat aber hier eben so wenig gewirkt, wie irgendwo anders.

Gerade in Nürnberg ist ein ähnliches Bild auf den Markt gekommen: Luther in ganzer Gestalt, wie er sitzend an der Bibel schreibt und in andächtiges Sinnen versunken zu dem Gekreuzigten vor ihm aufblickt; von seinem Haupte gehen Strahlen aus und über ihn schwebt der Heilige Geist in Gestalt einer Taube (vergleiche Abbildung 3). In dem flott gezeichneten Holzschnitt liegt uns eines der hübschesten Lutherbilder vor, eines der wenigen, die auf den guten Kupferstich von Lucas Cranach aus dem Jahre 1521 zurückgehen. Es sind außerdem nur noch die Radierung Daniel Hopfers,[2] und der Stich Albrecht Altdorfers[3] in diese Reihe zu stellen. Wann das Nürnberger Bild in Umlauf kam, ist nicht nachzuweisen. Vielleicht ist es anfangs als Einzelblatt verkauft worden; dann kann es Aleander gemeint haben, wenn er berichtet, daß man Luther mit einem Kruzifixe abgebildet habe. Auf jeden Fall befand es sich 1525 im Besitze des Nürnberger Buchdruckers Hans Hergot, der damit mehrere Ausgaben des Neuen Testaments in der Übersetzung Luthers schmückte.[4] Und ohne Zweifel ist in Nürnberg auch die Heimat des Bildes zu suchen; vielleicht rührt es von Hans Sebald Beham her.

So haben diese Bildnisse Luthers in Stadt und Land überall Eingang gefunden. Wohl mancher aus dem Volke mag sich eine solche Druckausgabe auch dann gekauft haben, wenn er selbst nicht lesen konnte; besaß er jetzt doch wenigstens das Bildnis dessen, der in aller Munde war. Da schadete es auch nicht viel, wenn Luther oft kaum mehr zu erkennen war, wie in den Holzschnitten, die Johann Prüß[5] in Straßburg oder Jörg Nadler[6] in Augsburg oder Armandus Farckall[7] in Colmar zum besten gaben.

Die Buchdrucker und Buchführer begnügten sich bald nicht mehr mit diesen eigentlichen Bildnissen Luthers, sondern ließen die Titelblätter ihrer Ausgaben auch mit allgemeinen bildlichen Darstellungen schmücken, in denen Luther nicht mehr allein auftritt, aber doch im Mittelpunkte des Bildes steht. Da hatte der Zeichner leichteres

Doctor Martini Luthers offenliche Verhör zů Worms im Reichstag/ Red/ Und Widerred Am.17.tag/ Aprilis/ Im jar 1521 Beschechen



Copia ainer Missiue/ Doctor Martinus Luther nach seinem abschid zů Worms zů rugck an die Churfürsten/ Fürsten/ Vñ stend des Reichs da selbst verschriben gesamlet hatt.

Abb. 4. Luther in Worms. Augsburg, M. Rommingen 1521. (1/3 verkleinert)

[1] Vgl. Th. Hampe, „Nürnberger Ratsverlässe über Kunst und Künstler im Zeitalter der Spätgotik und Renaissance" Band 1. Wien und Leipzig 1904 Seite 205 Nr. 1339.

[2] Abbildungen bei Denifle Tafel 2; Bezold Seite 305; Hirth Seite 6.

[3] Vgl. Julius Meyer im „Allgemeinen Künstlerlexikon" Band 1. Leipzig 1870 Seite 549 Nr. 72. Hermann Voss, Albrecht Altdorfer und Wolf Huber, Leipzig 1910 Tafel 51.

[4] Vgl. Martin Luthers Werke „Die Deutsche Bibel". Band 2. Weimar 1909 Seite 305 ff., 369 ff., 402 f.

[5] Vgl. Otto Clemen, „Beiträge zur Reformationsgeschichte". Heft 3. Berlin, S. 18 ff.

[6] Luther, „Das Hauptstück des ewigen vñ / newen testaments Von dem / Hochwirdigenn sacrament / Bayder gestalt Fleisch vñ blut Christi ... 1522".

[7] In der von Johann Eberlin herausgegebenen „History Bruder Jakob Probst von beiden Gefängnissen, so er erlitten hat"; vgl. Eberlin, „Sämtliche Schriften". Herausgegeben von Ludwig Enders. Band 3. Halle a. S. 1902. Seite XIII.

Spiel, da brauchte es keine Gesichtsähnlichkeit mehr, da genügte der schlechteste Umriß, um erkennen zu lassen, was man darstellen wollte. Das Bild mußte sich nur einigermaßen dem Titel der Flugschrift oder dem Inhalte anpassen. So zierte Melchior Ramminger von Augsburg seine Ausgabe des „Öffentlichen Verhörs Luthers zu Worms im Jahre 1521" mit einem Holzschnitte, der Luther darstellt, wie er sich auf dem Reichstage vor dem Kaiser mit Johann Eck unterredet (vergleiche Abbildung 4).[1] So sehen wir auf einem anderen Titelblatte desselben Druckers, das zur „Anzeigung" gehört, „wie Martinus Luther zu Worms auf dem Reichstag eingefahren", den Wittenberger Augustiner in Unterhandlung mit dem Papste und seinem Gefolge (vergleiche Abbildung 5). Diese Darstellung zeigt deutlich genug, wie wenig genau es die Buchdrucker bei der Auswahl ihrer Bilder genommen haben. Der ursprüngliche Holzstock hat zu einer ganz anderen Flugschrift gehört, in der der Papst und sein Gefolge von Luzifer einen Belobungsbrief[2] für ihre Dienste eingehändigt bekommen (vergleiche Abbildung 6). Nun ergänzte der Drucker den zerspaltenen Holzstock ohne Bedenken mit dem Bilde Luthers und schuf so eine Darstellung, die nicht einmal den wirklichen Tatsachen entsprach, da Luther niemals mit dem Papste zusammengetroffen ist. Ein anderes Mal vertauschte der Drucker dieses Bild Luthers wieder mit der Gestalt des Apostels Paulus und zierte mit dem also veränderten Holzschnitt die Flugschrift Hans Wallsers zum roten Brunnen: „Ain Bericht Wie Doctor Martini / Luther von ersten hinder sollichen schwären handel kum̄en sey vñ was in dar/zu geursachet vnd bewegt hatt."

Zur bildlichen Wiedergabe von wirklichen Handlungen und Ereignissen reichte ohnedies das Können der Zeichner, die im Dienste der Drucker standen, in der Regel nicht aus. Meistens begnügte man sich denn auch, nur solche Flugschriften mit Bildern auszuschmücken, in denen frei erfundene Gegenstände oder Handlungen zu erläutern waren. Da gab es packende Titel und Stoffe genug, die zur bildlichen Ausschmückung förmlich auffordern mußten. So war der „Dialogus von Martino Luther und der geschickten Botschaft aus der Hölle, die falsche Geistlichkeit und das Wort Gottes belangend" ganz dazu angetan, einen Zeichner zur Andeutung des Inhaltes zu reizen, wie der Teufel in Gestalt eines Mönches vor das Haus Luthers kommt und den Reformator für sich zu gewinnen sucht. Und nicht anders verhält es sich bei dem von Hieronymus Höltzel in Nürnberg gedruckten „Absagebrief des Fürsten dieser Welt wider Martinum Luther". Hier betritt der Satan die Kammer Luthers und überbringt seinem Feinde den Fehdebrief der Hölle, die ihre Herrschaft von dem Wittenberger Mönche bedroht sieht (vergleiche Abbildung 7). Die

Ain anzaigung wie D.
Martinus Luther zů Worms auff
dem Reichstag eingefaren durch K. M. In
aygner person verhört vnd mit jm da-
rauff gehandelt



Abb. 5. Luther und der Papst. Augsburg, M. Ramminger 1521. Vgl. Abb. 6. (¹/₃ verkleinert.)

---

[1] Vgl. Dommer Seite 118 Nr. 226 und Seite 229 Nr. 47. Wie lange sich die Holzstöcke im Gebrauche erhielten, sehen wir daraus, daß derselbe Holzschnitt im Jahre 1546 für die Schrift Johann Schradins verwandt wurde: „Expostulation, das ist Klag vnd Ver / weiß Germanie, des Teütschen Lands, / gegen Carolo Quinto dem Kayser, des vnbil- / lichen bekriegens, darinn angezaigt, wie / sollichs wider alle billichhait vnd / recht beschehe."

[2] Vgl. Oscar Schade, „Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit". Band 2. Hannover 1856. Seite 300 ff.

Ausgabe, die Johann Fabri in Speyer von der gleichen Schrift veranstaltet hat, enthält dasselbe Bild in sehr unbeholfener Ausführung.[1]

Hieronymus Höltzel veröffentlichte im Jahre 1524 noch ein anderes Bild, in dem Luther den Mittelpunkt bildet, eine gute Erläuterung zu dem Flugblatt von Hans Sachs „Ein neuer Spruch, wie die Geistlichkeit und etliche Handwerker über den Luther klagen".[2] Auf der einen Seite stehen die „Gottlosen" und klagen über den Schaden, den sie durch Luther erlitten hätten; auf der anderen Seite tritt ihnen Luther in Begleitung von vielem Volk entgegen und weist, die Bibel in der Hand, die Vorwürfe zurück. Über den streitenden Parteien schwebt Gott Vater, während im Texte Christus das Urteil zugunsten Luthers fällt.

Von einem anderen Nürnberger Drucker, dem uns schon bekannten Hans Hergot, stammt die bildliche Ausschmückung der seltsamen „Tragödia oder des Spiels gehalten in dem königlichen Saal zu Paris" (vergleiche Abbildung 8).[3] Papst und Kardinäle sitzen einträchtig beisammen und beraten über das Wohl der Kirche. Vor ihnen flackert ein Feuer, das über und über mit Asche bedeckt ist. Da geht Reuchlin in den Saal, lockert ein wenig die Asche und schreitet dann wieder hinweg. Darauf tritt Erasmus ein, ändert aber nichts und verschwindet wieder. Nun kommt Ulrich von Hutten, streut die Asche weg, so daß das Feuer hoch auflodert, fällt zu Boden und stirbt vor der erschreckten Schar.

„Auf die letzt ging in den Saal einer in einem Narrenkleid, nämlich einer Mönchskutte, den man den Luther nennt, der auch eine große Bürde Holz gleich dem Isaak auf seiner Achsel trug, der . . . ging zum Kohlenfeuer und warf das Holz auf die glühenden Kohlen, damit die Flamme des Feuers kräftiglich über sich ging, also daß das den ganzen Saal, ja die ganze Welt erleuchtet. Und damit stahl sich dieser wunderbarlich Mönch aus dem Saal." Den gleichen Holzschnitt, der uns in veränderter Form auch in einer anderen Ausgabe derselben Schrift begegnet,[4] hat Hergot nochmals für die Flugschrift verwandt: „Ein Unterred des Papstes und seiner Kardinäle, wie ihm zu tun sei, um das Wort Gottes unterzudrücken"[5]

Ain grosser Preiß
so der Fürst der hellen genant Lucifer yetz: den
gaystlichen als Bäpst Bischoff Cardinel und
der gleychen zu weyßt und empeüt.etc.



Abb. 6 Luzifer und der Papst. Augsburg, M. Rammiger 1521. Vgl. Abb. 5. (1/2 verkleinert.)

Reuchlin, Hutten und Luther begegnen uns auch auf einem bereits 1521 hergestellten Holzschnitt zu der neugedruckten „Historie von den vier Ketzern Predigerordens der Observanz zu Bern verbrannt 1509"[6]. Links im Bilde sehen wir die Dominikaner, die „Maculisten von Bern" rechts von ihnen Murner, Hochstraten, Doktor Jesus und andere Gegner Luthers. Unter ihnen allen lesen wir: „Conciliabulum malignantium". Von der rechten Seite her rücken die „Beschützer der Freiheit" an, Luther, Hutten und Reuchlin.

Die Führer der Reformation sehen wir ferner verherrlicht in der berühmt gewordenen Schrift „Triumphus veritatis oder der Sieg der Wahrheit", in der sich Hans Heinrich Freiermut

---

1 Vgl. die Abbildung in den „Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation". Herausgegeben von Otto Clemen. Band 3. Leipzig 1909. Seite 363.

2 Abbildung bei Baum-Geyer Seite 488/89.

3 Vgl. Ludwig Geiger im „Archiv für Literaturgeschichte" Band 5. Leipzig 1876.

4 Emil Weller, „Repertorium typographicum". Nördlingen 1864. Nr. 2841.

5 Vgl. Schade, Band 3. Hannover 1858. Seite 74ff.

6 Abbildung bei Diederichs Seite 353.



Absag brieff des Fürsten dyser welt ꝛc. wider Martinum Luther.



Abb. 7. Satan bei Luther. Nürnberg, H. Höltzel 1524. (1/3 verkleinert.)

aus Nürnberg, wohnhaft in Zürich, als Verfasser nennt![1] Hier kann uns nur der große, mehrfach zusammengefaltete Holzschnitt beschäftigen, der die Rückseite des Titelblattes schmückt.[2] In offenkundiger Anlehnung an den früher erschienenen „Triumphus Capnionis" von Ulrich von Hutten stellt das reich bewegte Bild den Sieg der Wahrheit dar, wie die Patriarchen, Propheten und Apostel den Schrein der Heiligen Schrift im feierlichen Festzug einherführen, während Hutten die Feinde des Evangeliums gefangen hält. Dem seltsamen Zuge folgt der Triumphwagen Christi, gezogen von den Evangelisten und begleitet von Karlstadt und Luther.

Die ungeheure Verworrenheit, die allmählich in Sachen des Glaubens Platz griff, suchte eine von Melchior Ramminger in Augsburg gedruckte Flugschrift vom Jahre 1522 in Gestalt eines „Kegelspiels" darzustellen, „gepraktiziert aus der jetzigen Zwietracht des Glaubens". Den Inhalt deutet der Titelholzschnitt[3] also an: Die Führer der neuen und der alten Lehre versuchen iher Kunst im Kegeln. '„Die Kugel ist die heilig Geschrift, das Ziel ist der Glaub, der Platz das Jammertal, Kegel sind die armen schlechten einfältigen Laien". Im Vordergrunde steht Luther und reicht dem Ritter Ulrich von Hutten die Kugel der Heiligen Schrift. Weiter zurück sehen wir die Mitkegler: Erasmus, Melanchthon und Gefährten, auf der anderen Seite die Zuschauer: Papst, Kaiser, Bischof und ihre Begleitung. Der Verfasser des merkwürdigen Gedichtes ist ein Laie, der sich von dieser Zwietracht nicht viel verspricht:

„Man schreibt viel von christenlicher Lehr,
Ich sich[4] aber niemand, der sich daran kehr,
Neues und Altes gilt sehr gleich."

Eine ähnliche Auffassung spricht aus mehreren Flugschriften, die dem Baseler Satiriker Pamphilus Gengenbach zuzuweisen sind.[5]

Solange Erasmus noch als Vorläufer und

Ein Tragedia oder Spill: gehalten in dem künigklichen Sal zu Pariß.

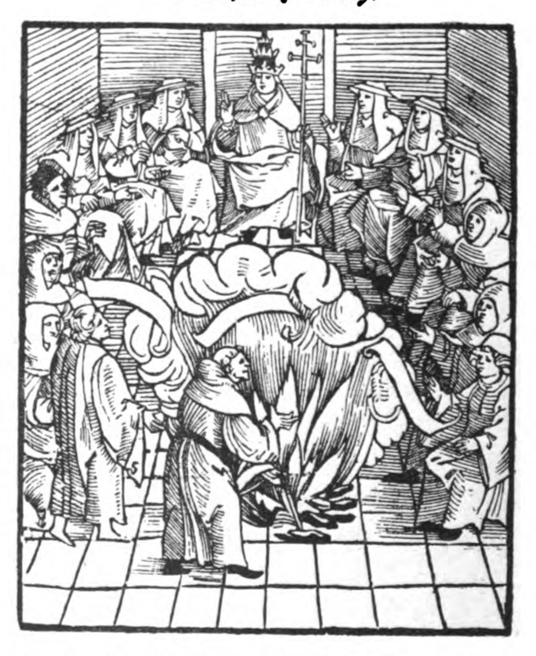


Abb. 8. Luther schürt das Feuer der heiligen Schrift. Nürnberg. H. Hergot um 1524. (1/3 verkleinert.)

[1] Vgl. Schade, Band 2 Seite 352 ff.

[2] Abbildung bei Bezold Seite 354/55.

[3] Abbildung in dem von Alfred Götze herausgegebenen Neudruck: „Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation". Band 3. Leipzig 1909 Seite 239.

[4] = sehe.

[5] Vgl. Arthur Richel in den „Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation". Band 3. Leipzig 1908. Seite 5 ff.

stiller Anhänger der neuen Lehre gelten konnte, wurde er ebenfalls zusammen mit Luther in Wort und Bild als Befreier des Evangeliums überschwänglich gefeiert. Großen Beifall hat der mehrmals nachgeschnittene Holzschnitt zu folgender, wahrscheinlich bei Christoph Froschauer in Zürich erschienenen Flugschrift gefunden: „Beschreibung der göttlichen Mühle, so durch die Gnad Gottes angelassen und durch den hochberühmtesten aller Müller Erasmum von Rotterdam das göttliche Mehl zusammen geschwarbet und von dem treuen Becken Martin Luther gebacken, auch von dem strengen Karsthansen beschirmt." Christus schüttet die Symbole des Heiligen Geistes und der Evangelisten samt dem Apostel Paulus in den Mühlkasten, worauf Glaube, Liebe und Hoffnung als Mehl herauskommen, das Erasmus in einen Sack einfaßt, auf dem der Heilige Geist sitzt. Hinter ihm sehen wir Luther, wie er das Mehl knetet. Auf der anderen Seite des Bildes steht der Papst mit seinem Gefolge und darüber schwingt der Karsthans, der Vertreter des niederen Volkes, seinen Dreschflegel. In den Wolken thront Gott Vater und deutet mit dem Finger auf den drohenden Bauern.[1]

Einen beliebten Gegenstand bildlicher Gestaltung im Dienste der neuen Lehre bildete ferner die scharf betonte Gegenüberstellung von Luther und seinen literarischen Gegnern. Meistens treten diese dabei mit Tierköpfen auf; das entsprach dem Texte der Streitschriften, wo jeder Widersacher Luthers seinen Tiernamen hatte. Am geläufigsten sind uns diese Namen durch die „Wittenbergische Nachtigall" von Hans Sachs geworden: Eck erscheint hier als Wildschwein, Emser als Bock, Murner als Kater, Cochläus als Schnecke, und Alveld als Waldesel. Vielfach vereinigen sich mit diesen noch Henner als Eichhorn, Leep als Hund und Hochstraten als Rattenkönig. Wir finden sie fast alle unter der gefangenen Schar, die Hutten auf dem erwähnten Triumphzug der Wahrheit mit einer Kette eingeschlossen hält, und wiederum auf dem Holzschnitt der wohl in Hagenau gedruckten „Lutherischen Strebkatz",[2] wo sie in der Art eines damals gut bekannten Kampfspiels zusammen mit dem Papste dem Wittenberger Mönch das Kreuz entreißen wollen (vergleiche Abbildung 9). Etwas besser kommen die Gegner Luthers in der Flugschrift „Vom alten und neuen Gott, Glaube und Lehre" weg, in der sie wenigstens in menschlicher Gestalt auftreten und den als Fratze abgebildeten Papst beschützen, während auf dem Gegenbilde die Heilige Dreifaltigkeit, Paulus und Luther dargestellt sind. Der Holzschnitt der oft gedruckten Schrift, die angeblich von Judas Nazarei, in Wirklichkeit von Joachim Vadian verfaßt ist, und aus der Druckerei von Adam Petri in Basel stammt,[3] bezeichnet die dargestellten Feinde Luthers mit ihren echten Namen: Ambrosius Catharinus, Johann Fabri, Eck und Silvester (Prierias).

Verwandten die Drucker von Augsburg, Nürnberg, Straßburg und Basel gerne den Titelholzschnitt zu Darstellungen mit dem Bilde Luthers, so wurde in Straßburg noch eine andere Gelegenheit zur Ausschmückung mit der Gestalt des Reformators benutzt, die

Die Luterisch Strebkatz



Abb. 9. Luther und seine Gegner. Hagenau (?) um 1524. (1/2 verkleinert.)

[1] Vgl. die Abbildung nach einem Augsburger Nachdruck bei Diederichs, Abbildung 358, und „Zwingliana", Bd. 2, Zürich 1910. Seite 163.

[2] Vgl. Schade, Band 3 Seite 112ff. und O. Clemen im „Archiv für Reformationsgeschichte" Jahrgang 2. 1905. Seite 78 ff.

[3] Herausgegeben von Eduard Kück. („Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts" Nr. 142 und 143). Halle a. S. 1896.

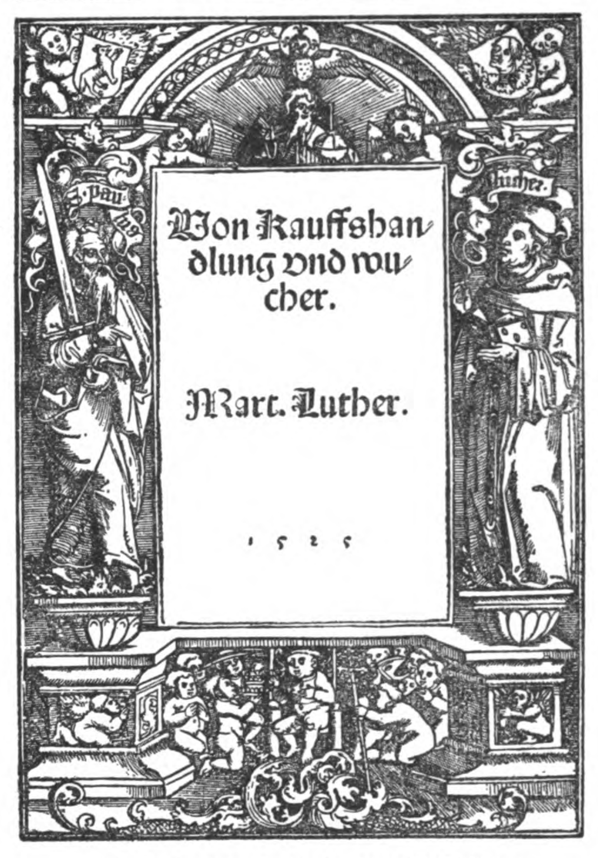


Abb. 10. Paulus und Luther. Straßburg, W. Köpfel 1525. (1/3 verkleinert.)

Titeleinfassung. Am bekanntesten ist die von Johann Schott veröffentlichte Titelumrahmung zum „Gesprächbüchlein" Huttens,[1] das den berühmten Aufruf an das deutsche Volk zum Kampfe gegen die kirchliche Herrschaft in deutscher Sprache enthält. Zu beiden Seiten des Titels stehen Luther und Hutten, oben sehen wir David und Gott Vater, der in seinem Zorne eben den erhobenen Pfeil auf die Erde schleudern will, unten Landsknechte, die mit Spießen gegen Papst und Klerus vorrücken.

Die Zusammenstellung mit den stürmenden Landsknechten wird dem Wittenberger Kämpfer nicht sonderlich gefallen haben; das um so weniger, als man ihm schon damals gerne die Aufwiegelung des Volkes gegen die Obrigkeit zum Vorwurf machte. Wie um den Fehlgriff des Straßburger Druckers wieder gut zu machen, gebrauchte ein anderer Buchdrucker derselben Stadt, Wolfgang Köpfel, zwei Einfassungen, die Luther einmal mit Paulus (vergleiche Abbildung 10),[2] das andere Mal mit Christus (vergleiche Abbildung 11)[3] zusammenstellen und damit auf die göttliche Sendung des Augustinermönchs hinweisen wollen.

Man muß sich wundern, daß das Bild Luthers in den Schriften der Altgläubigen so selten anzutreffen ist. Es wäre nur Wiedervergeltung gewesen, wenn man den viel bekämpften Mann in den Schriften gegen ihn auch bildlich verspottet hätte. Ganz fehlt freilich diese Rache nicht. Am bekanntesten sind die beißenden Holzschnitte zu Murners Schrift aus dem Jahre 1522: „Von dem grossen Lutherischen Narren, wie ihn Doktor Murner beschworen hat"; an die Stelle des wirklichen Luthers sind hier allerdings vollständig frei erfundene Gestalten getreten. Zu erwähnen ist ferner ein ganz und gar mißlungenes Bild in der Schrift Johann Fundlings „Anzeigung zweier falschen Zungen des Luthers, wie er mit der einen die Bauern verführt, mit der anderen sie verdammt hat". Das Titelblatt dieses von Johann Weissenburger in Landshut gedruckten Büchleins vom Jahr 1526 zeigt uns den Reformator, wie er sich mit einem Bauern unterhält; von einer Ähnlichkeit mit dem wirklichen Luther ist auch hier keine Spur zu finden. Am berühmtesten ist „Luthers Siebenkopf" aus mehreren Schriften von Johann Cochläus geworden, die von Valentin Schumann in Leipzig und von Ulrich Morhard in Tübingen gedruckt sind. Das beste dieser Spottbilder findet sich endlich auf dem von Michael Blum in Leipzig ausgegebenen Titelblatt zu „Luthers und Luzifers einträchtiger Vereinigung", die 1535 erschien und den gehaßten Gegner ein Bündnis mit dem Satan eingehen läßt. Mit diesen katholischen Streit-

[1] Vgl. die Abbildungen bei Bezold Seite 307. Diederichs, Abbildung 349. Baum-Geyer Seite 462/63.

[2] Vgl. Alfred Götze, „Die hochdeutschen Drucker der Reformationszeit". Straßburg 1905 Seite 119 Nr. 182. Außer der Ausgabe, deren Titelblatt nachgebildet ist, enthält noch folgender Druck die gleiche Einfassung: „Von der Beycht / ob die der Bapst / macht hab zu / gebieten. / Doctor Marti- / nus Luther. / Wittenberg.

[3] Vgl. H. Röttinger, Hans Weiditz der Petrarkameister. Straßburg 1904 Seite VII.



schriften sind wir aber bereits in eine Zeit hineingekommen, die von den ersten Jahren der Bewegung Luthers weitab liegt, denen unsere Aufmerksamkeit zu widmen war.

Es gibt nicht leicht eine Quelle, die uns die ungeheuere Erregung der Geister in der Frühzeit der Reformation anschaulicher erschließen könnte als diese unerschöpfliche Flut von Flugschriften, die den nicht mehr loslassen wollen, den sie einmal mit ihrem bald überlauten bald geheimnisvollen Wesen, mit ihren kecken und schreienden Titeln, mit ihren guten und schlechten, immer aber packenden Holzschnitten gefangen genommen haben. Der kleine Ausschnitt, der in den vorliegenden Zeilen und Abbildungen aus der reichen Flugschriftensammlung der Münchener Hof- und Staatsbibliothek gegeben ist, hat seinen Zweck erreicht, wenn er dem Leser einen kurzen Einblick in das bunte Gewirr einer seltsamen „Welt für sich" gewährt und ihn zum weiteren Eindringen in dieses reizvolle Gebiet ermuntert.

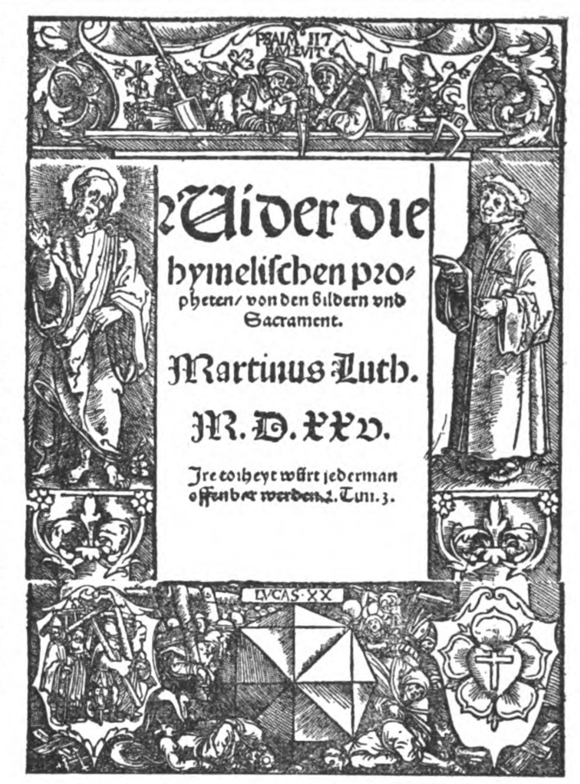


Abb. 11. Christus und Luther. Straßburg, W. Köpfel 1525. (¹/₂ verkleinert.)

Goethes dramatische Preisaufgabe.

Von

Bibliotheksdirektor Dr. Carl Georg Brandis in Jena.

Gegen Ende des Jahres 1800 erließ Goethe in den „Propyläen"[1] ein Ausschreiben, worin zur Einsendung von Lustspielen und speziell von Intriguenstücken aufgefordert wurde. Für das beste Intriguenstück wurde ein Preis von 30 Dukaten ausgesetzt und der Termin der Einsendung auf Mitte September 1801 festgesetzt. Weiter wurde in Aussicht gestellt, diejenigen Stücke, welche sich zu einer Vorstellung qualifizierten, aufzuführen und sämtliche Stücke in den „Propyläen" zu rezensieren. Wenn auch das letztere nicht mehr geschehen konnte, weil inzwischen die „Propyläen" eingegangen waren, so ist es auch anderswo nicht geschehen. Nirgendwo findet sich, wie man versprochen hatte, eine Rezension der eingegangenen Stücke, wie auch der ausgesetzte Preis keinem Stück zuerkannt worden ist. Trotzdem in dem Briefwechsel zwischen Goethe und A. W. Schlegel wie auch in den Briefen Carolinens oft von dieser Preisaufgabe die Rede ist, gelegentlich auch in anderen gleichzeitigen Briefen davon gesprochen wird, wissen wir im Grunde genommen wenig Genaues darüber. Man weiß nur, daß 13 Stücke

[1] III, 2 Seite 169—171, abgedruckt bei Hempel 28 Seite 671—672 und W. A. 40 Seite 69—70.

zur Bewerbung eingingen, daß unter den Bewerbern sich Friedrich Rochlitz, Clemens Brentano, und Laube befanden. Ob Ludwig Tieck und A. W. Schlegel auch Stücke einsandten, ist unsicher.

Nun befindet sich unter den handschriftlichen Schätzen, welche aus dem Nachlaß Wolfgang Maximilian von Goethes durch letztwillige Verfügung in den Besitz der Universitäts-Bibliothek Jena übergingen, ein Paket, worin Manuskripte und Briefe sich finden, welche sämtlich auf die dramatische Preisaufgabe sich beziehen.

Zunächst folge eine genaue Inhaltsangabe dieses Paketes. Zu oberst liegt ein Foliobogen nur einseitig beschrieben, worauf wörtlich steht:

Eingesendete Lustspiele.

I. Das Hochzeitsgeschenk von Schulz in Dresden.
II. Mozarts Zauberflöte — Rochlitz in Leipzig.
III. Melissa.
IV. Der Morgen nach der Redoute.
V. Liebeshändel.
VI. Der Maskenball.
VII. Die Reise zur Hochzeit.
VIII. Prinz Antenor.
IX. Der Brieftag.
X. Laßt es euch gefallen.
XI. Betrug aus Liebe.
XII. Der Rheingraf.
XIII. Geheimnisse und Irrungen.

Überschrift und I—IX sind vom Schreiber Geist, X—XIII von Goethe eigenhändig geschrieben. Dieser Bogen gibt uns von Goethes Beschäftigung mit den eingesendeten Lustspielen Kunde, worüber bisher nur die kurzen Notizen in den Tagebüchern[1] zum 17. Dezember 1801: „Preisverteilung betreffend einige Briefe“ und zum 11. August 1802: „Schauspiel an Herrn Laube an der Giebichensteiner Allee zurück“ vorlagen. Die in den Tagebüchern unter dem 15. 16. 18. 19. Dez. 1801 erwähnte „Rezension der Konkurrenz-Stücke“ bezieht sich sicher auf die auch unter dem 16. und 17. September 1801 genannte Preisaufgabe,[2] worin Zeichnungen Achill auf Skyros darstellend verlangt wurden, nicht auf die „dramatische“ Preisaufgabe. Das genaue Datum der Niederschrift dieses Bogens ist nicht zu ermitteln.

Erhalten sind weiter verschiedene Briefe und Lustspiele im Manuskript. Auf den Briefen steht von Goethes Hand: ad I, ad II, usw., die Handschriften dagegen tragen ebenfalls von Goethes Hand die Zeichen III., IV. und so fort.

I. Das Hochzeitsgeschenk. Das Manuskript ist offenbar zurückgegeben — es erschien in Pirna 1802 gedruckt[3] —, erhalten ist nur folgender Brief bezeichnet: ad. I.

Dresden, den 26. May 1801.

Hochwohlgeborner,
Gnädiger Herr geheimer Rath!

Sollten auch Ew. Exzellenz in dem beifolgenden Lustspiele nichts, als meinen Willen entdecken, Ihrer Aufforderung in den Propyläen Gnüge zu leisten, so würde schon dieses mich einigermasen beruhigen können.

Je weniger ich hoffen darf, mein Bestreben bei diesem Stück, durch dasselbe deutlich genug ausgesprochen zu haben, desto mehr finde ich mich bewogen, einiges anzugeben. was ich wünschte, daß es enthalten möchte, und was es meinem Wunsche nach, nicht enthalten sollte. Hauptsächlich suchte ich das Unzusammenhängende zu vermeiden, und hätte daher gern jede ganz entbehrliche Szene oder Rede aus dem Lustspiele verwiesen; sodann wollte ich weit mehr für die Aufführung als für das Lesen gearbeitet haben und es würde mich

[1] W. A. III, 3 Seite 44 und 62.
[2] Hempel 28, 779.
[3] Rezension in „Neue Allgem. Deutsche Bibliothek“ Band 74 Seite 363.



sehr erfreuen, wenn an meinem Stücke diese Eigenschaften nicht gänzlich vermißt würden. Von den sogenannten Schlagwörtern sowohl, als vom Sentimentalen habe ich es frei zu erhalten gesucht. Doch verzeihen Sie diese kurze Entschuldigung.

Zugleich nehme ich Gelegenheit, Ew. Exzellenz mich, als den Herausgeber der deutschen Kunstblätter und Verfasser des größten Theils der in denselben erschienenen Aufsäze zu nennen. Das nachsichtige Urteil welches die Propyläen diesen Blättern beiläufig wiederfahren liessen, und die beigefügten Winke, verehre ich zu sehr, um nicht im Fall mein Journal mehr Unterstützung vom Publikum erhalten, mithin bestehen sollte, meine Kräfte aufzuwenden, nach Ihrem Beifalle auch für die Zukunft, mehr als nach irgendeinem, in den Kunstblättern zu streben.

Mit der vollkommensten Verehrung bin ich
Ew. Exzellenz
unterthäniger
F. A. Schulz,
dem Seethor gegenüber in
Behringers Haus Robukast.

Bekannter ist dieser Friedr. Aug. Schulz, so lautet deutlich die Unterschrift, unter seinem Pseudonym: Friedr. Laun. In einem in W. M. v. Goethes Autographensammlung vorhandenen Brief vom 8. Febr. 1839 an das Verlags-Kontor in Breslau, worin er demselben eine Übersetzung und Bearbeitung der Werke Paul de Kocks anbietet, unterschreibt er sich: „Schulze". Im Jahre 1804 war er in Weimar: über seinen Besuch bei Goethe berichtet er in seinen 1837 erschienenen Memoiren, woraus die Stelle von Biedermann in Goethes Gespräche[2] I., 361 abgedruckt ist.

II. Mozarts Zauberflöte. Brief bez.: ad II erhalten.

Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath,

Um mir diesen Sommer ein Fest zu geben, hatte ich mich nach Weimar aufgemacht. Ich traf zwey Tage nach Ihrer Abreise[1] ein. Das that mir wehe. Doch habe ich unvergeßliche Stunden dort verlebt, auch in Ihrem Hause, wo sich der gediegene und nun mir so liebe Herr Professor Meyer um mich verdient machte Ich habe mir mancherley von Ihnen erzählen lassen, um Sie als Zeugen unsrer Gespräche und meines Genusses gegenwärtig zu haben. Auch bey Andern habe ich eine so gütige Aufnahme gefunden, dass ich oft verlegen darüber wurde. In der Oper Titus, habe ich mich besonders über den Anstand des Ganzen und über die Demoiselle Jagemann im Einzelnen; bey einer Aufführung des Requiem, über die Humanität der Herzoglichen Familie gefreut. Ich hatte Einiges von dem Erlesensten, was je Tonkünstler geliefert haben, bey mir, um etwa in Verbindung mit der Dem. Jagemann, (die mir, als Sängerin, beym Pianoforte noch weit lieber wäre, als auf dem Theater) Ihnen vielleicht wenigstens Etwas zu werden; das war mir aber versagt. Wenn nur jene Reise zur Erhaltung Ihrer Gesundheit und Heiterkeit beygetragen hat, so mag mir noch Manches versagt werden.

Vom Herrn Hofrath Schiller habe ich mir die Absicht Ihrer dramatischen Aufgabe weiter aus einander setzen lassen. Er zog die Linie zwischen Charakter- und Intriguenstück sehr scharf; schärfer, als sie — wie ich nach ernstlicher Erwägung gefunden zu haben glaube — gezogen werden kann. Dies weiter auszuführen und zu begründen, ist mir in einem Briefe unmöglich, da ich vielerley zusammen, und Manches etwas fernher bringen müßte. Damit will ich aber keineswegs dem Stück, das ich Ihnen hier beyzulegen mir die Freyheit nehme, eine Vertheidigungsrede halten, oder einen Versuch machen, ihm eine günstigere Aufnahme bey Ihnen zu verschaffen. Ich habe es allerdings als Concurrenzstück zu arbeiten wenigstens angefangen. Ich hielt es für gut, meinen Plan in eine kleine, gedrängte, aber wohlzusammenhängende Erzählung zu fassen; habe aber über dem Ausarbeiten gefunden — so richtig dieser Weg beym Drama zum Ziel führen möchte, so zweckwidrig ist er beym freyern Lustspiel. Aus dieser falschen Prozedur, aus meinem Mangel an Übung und Erfahrung in dieser Gattung, aus der Schwerfälligkeit meines Kopfs, und aus dem fast ängstlichen Ernst, den ich selten ganz loswerden kann, erkläre ich mir, dass dies Stück unter dem Arbeiten sich zu etwas Anderm gestaltet hat, als es werden solte — zu einer Komödie, wo die Vis comica zwischen den Characteren und der Intrigue getheilt, und vielleicht sogar zum Vortheil der ersteren getheilt ist; zu einer Komödie also, die Ihre Wünsche keineswegs wird erfüllen können. Ich gestehe das um so lieber, da ich hinzusetzen darf: ich weiss jetzt, wie es besser gemacht werden müßte, und darf hoffen, es ein andermal besser zu machen. Ich sende Ihnen das Stück, um Sie von meinem Wollen zu überzeugen und weil ich mir einbilde, es werde, gut gegeben, nicht eben missfallen. Wollen Sie es geben lassen, so würde mir es Freude seyn; denn ich zweifle nicht, Ihre Güte wird Sorge tragen, dass es nicht vergriffen werde. Ich habe, es den Schauspielern zu erleichtern, vieles beygeschrieben, was sich von selbst verstünde. Nur wenn die eingesandten Arbeiten Anderer Ihren Wünschen noch weniger entsprächen, bitte ich, die meinige als Concurrenzstück anzunehmen. Wer die Meynung noch nicht für sich hat, und doch, wie ich leider, vom grossen Haufen, der nie unterscheidet, wie man in dem Einen sehr unglücklich, in dem Andern

[1] Nach den Tagebüchern — W. A. III, 3, 16 — reiste Goethe am 5. Juni 1801 nach Pyrmont.



leidlich seyn kann — mit leben muss, ist ja gezwungen öffentliches Verwerfen zu fürchten. Ich nehme keinen Anstand Ihnen dies, ohne Wendung und Verkleisterung, so hinzusagen; Sie werden mir es nicht für Eitelkeit oder des Etwas nehmen. — Noch ist das Stück zu lang, und die Personen schwatzen hin und wieder zu viel. Ich würde darin streichen; aber jetzt schweben mir die Details noch zu lebhaft vor, als dass ich aus dem Überblick des Ganzen das Messer sicher genug führen könnte, obgleich ich mir schon solche Stellen an den Rand ausgezeichnet hatte. Ich will also dies Ihnen, oder wem sonst Sie dies Geschäft bey einzustudirenden Stücken übertragen, überlassen. Doch steht auch Manches, das zwar der Geschichte nach wegbleiben, aber bey der Gelegenheit dem Publikum zu Nutz und Frommen gesagt werden könnte, absichtlich da. Das Verfahren mit diesen Stellen unterwerfe ich keinem Andern, als Ihnen selbst, Ihnen aber auch ganz. — Dürfte ich meiner Neigung nachgeben und müßte nicht um Erwerb arbeiten, so würde ich sogleich darangehen, so manchen bessern Plan, der sich mir über dem Schreiben aufgedrängt hat, auszuarbeiten. Aber ich muss mich zurückhalten. Doch werde ich, was ich mit der Zeit etwa geben kann, immer Ihnen zuerst darbieten; denn ich gedenke auf Ihrem Theater meine Schule zu machen, wenn ich gewiss werde, dass sich Etwas aus mir herausbilden lasse.

Ich erschrecke, da ich den Bogen fast voll sehe, und kann nichts zu meiner Entschuldigung sagen. Das übersandte Manuskript ist mein einziges; ich erbitte mir es also zurück, wenn es nicht mehr gebraucht wird: Ich sende das Paket dem Herrn Hofrath Schiller damit, man es Ihnen nicht nachschicke, wenn Sie noch nicht nach Weimar zurückgekommen seyn solten.

Mit der aufrichtigsten Verehrung bleibe ich

Leipzig, den 1sten August 1801

Ihr ganz ergebener Diener
Friedrich Rochlitz.

Goethe selbst hat Rochlitz veranlaßt an der Konkurrenz sich zu beteiligen. Am 25. Dez. 1800 schreibt er:[1] „In eben dem Sinne wiederhole ich meinen Wunsch daß Sie um den ausgesetzten Preis mit konkurrieren möchten. Denn indem Sie das thun, regt sich denn doch eine kleine Welt in Ihrer Einbildungskraft und zieht Sie ab, von anderen Gedanken, die sich Ihnen in der Zeit vielleicht aufdringen würden.“ Vor diesen uns erhaltenen Brief fällt ein anderer, worin gleichfalls eine Aufforderung zur Beteiligung an der Konkurrenz enthalten war, wie Rochlitz an Böttiger den 12. Dezember 1800 schreibt[2] und wie der Anfang im erhaltenen Briefe Goethes beweist.

Als dann Rochlitz die Zeit des Wartens auf die Preisverteilung und Rezension seines Lustspieles zu lang wurde, schrieb er, wie er selbst Böttiger[3] mitteilt, an „Goethe mit sechs Zeilen, anständig, aber kalt und bestimmt, er solle mir meine Komödie zurückgeben und deren weiter keine Erwähnung thun, am wenigsten gegen das Publikum“. Darauf antwortete ihm Goethe[4] am 17. Dezember 1801: „Mögen Ew. Wohlgeboren mir noch bis zum neuen Jahre wegen des Stückes Frist geben“.

Das Manuskript hat Goethe später auf Rochlitzens Bitte[5] zurückgegeben; es erschien 1804 unter dem Titel: „Liebhabereyen oder die neue Zauberflöte. Lustspiel in vier Aufzügen. Züllichau und Freystadt, in der Darrmannschen Buchhandl. 1804“. Auffällig ist die in der Vorrede zum gedruckten Lustspiele sich findende Angabe: „Dieses Lustspiel ist schon i. J. 1799 geschrieben,“ welche mir mit den Worten in dem oben abgedruckten Briefe an Goethe: „Ich habe es allerdings als Concurrenzstück zu arbeiten wenigstens angefangen“ nicht zu stimmen scheint, da doch Rochlitz vor Ende 1800 unmöglich etwas von der Preisaufgabe gewußt haben kann. Aber zwei Stücke anzunehmen, eins mit dem Titel: „Mozarts Zauberflöte“, das andere: „Liebhabereyen oder die neue Zauberflöte“ geht doch nicht an. Denn erstlich wird Rochlitz wohl nicht zweimal der „Mozartschen Zauberflöte“ in reichlichem Maße entlehnte Motive in einem eigenen Lustspiele verwandt und Vorbereitungen zu einer Aufführung und eine Probe dieser Oper zweimal zum Rahmen eines Lustspiels gemacht, auch nicht zweimal mit den bekannten Namen der Oper fortwährend durch das ganze Stück hindurch, wie er es tut, gespielt haben. Und dann weisen doch Wendungen wie: „Aber warten Sie, meine schöne Königin der Nacht! Papageno soll Ihnen

[1] Biedermann, Goethes Briefwechsel mit Friedr. Rochlitz nr. 2 Seite 2.
[2] „Goethe-Jahrbuch“ I, 324.
[3] „Goethe-Jahrbuch“ I, 329.
[4] Briefwechsel Seite 11 und Tagebücher 3, Seite 44.
[5] Briefwechsel Seite 12 nr. 6.



ein wenig warm machen! Freund, wenn ich mir das Ding zusammen addiere, so bekomm' ich wirklich Lust zu der kleinen *Intrigue*" im Munde des männlichen Helden verglichen mit: „Nun, ihr lieben Herrn; ich schicke mich zwar herzlich schlecht in ein *Intriguenstück*; aber das Meine zur Verwirrung des eurigen beyzutragen — das bringe ich schon zu Stande" — Worte, welche die weibliche Hauptperson spricht, deren wegen eben die ganze Intrigue eingefädelt wird — unzweideutig darauf hin, was Rochlitz eigentlich wollte — nämlich ein Intriguenstück schreiben — und fügen sich gut in den Zusammenhang wie ihn sein Brief an Goethe voraussetzt. Darnach ist allerdings das Lustspiel erst nach Stellung der Preisaufgabe, also in der ersten Hälfte des Jahres 1801 entstanden. Das in der gedruckten Vorrede als Zeit der Entstehung angegebene Jahr 1799 ist entweder ein Irrtum von Rochlitz oder ist absichtlich falsch von ihm angegeben, um das in Folge der Goetheschen Preisaufgabe entstandene Lustspiel nachträglich aus diesem Zusammenhange loszulösen.

III. Melissa. Handschrift bezeichnet mit: III. vorhanden. Der Titel lautet: „Melissa. Lustspiel in fünf Aufzügen." Personen: Greif, Melissa, Victor, Stax, Paphnutius, Schaarwachtmeister und Schaarwache. Bemerkenswert ist, das zwischen den rotnumerierten Seiten 74 und 75 ein Blatt eingeschoben ist, worauf steht: „Die beyden letzten Akte folgen, wo möglich, mit der nächsten Post." Und doch ist das Ganze wie auch einige der anderen eingeschickten Lustspiele in einem grauen Pappband gebunden. Hat Goethe diesen machen lassen? Das scheint fast so. Über Melissa habe ich nichts zu sagen. Gedruckt scheint das Stück nicht zu sein. Auch der Verfasser ist unbekannt. Aber eine Vermutung darf wohl geäußert werden.

Körner schreibt am 4. Oktober 1801 an Schiller: „Schreib mir doch über die eingegangenen Lustspiele. Tieck soll auch eins eingeschickt haben".[1] Dann schreibt A. W. Schlegel an Sophie Bernhardi, Tiecks Schwester, am 24. August 1801:[2] „Geben Sie mir bestimmt Auftrag, ob ich Goethen bitten soll, bis Ende September noch auf eine Intriguenkomödie zu warten" —, was freilich ja auch auf Sophie selbst sich beziehen kann und nicht notwendig auf ihren Bruder Ludwig gehen muß. Aber mag es sich mit dieser letzteren Briefstelle verhalten wie es will, Körners Angabe oder, wenn man lieber will Vermutung wird doch in hohem Maße bestätigt und bekräftigt durch Goethes Eintrag in den Tagebüchern zum 17. Dezember 1801: „Preisverteilung betreffend einige Briefe. An Herrn Rath Rochlitz,[3] Leipzig. An Herrn Tieck nach Dresden. An Herrn Prof. Schelling, Jena." Da der Brief an Rochlitz sicher mit der Preisverteilung zu tun hat und da außerdem „*einige*" Briefe in dieser Angelegenheit an dem bezeichneten Tage geschrieben wurden, wird sich auch der Brief an Tieck nach Dresden darauf bezogen haben. Also daß Tieck auch unter den Preisbewerbern für das Intriguenstück war, ist wohl sicher anzunehmen. Ist nun „Melissa" von ihm? Beweise dafür habe ich nicht finden können. Aber Verse wie:

„Gütige Luft,
Die du umfängst
den Schönen —
Weg von der Brust
Hauch ihm den Schmerz
Der Liebe".

könnte wohl Tieck gemacht haben.

IV. Der Morgen nach der Redoute. Erhalten Manuskript bezeichnet mit: IV. und mit dem Titel: „Der Morgen nach der Redute, ein Lustspiel in einem Aufzug."

V. Liebeshändel. Weder Manuskript noch Brief erhalten. Dies ist wohl das von Laube eingeschickte Lustspiel, welches Goethe am 11. August 1802 nach dem Eintrag in den Tagebüchern zurückschickt.

[1] Briefwechsel Schillers mit Körner IV, 239.
[2] Holtei, 300 Briefe 3, 70 = Goethe-Schriften 13, 43.
[3] W. A. III 3, 44.



VI. Der Maskenball. Vorhanden Manuskript bezeichnet mit: VI. Der Titel lautet: „Der Maskenball. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen." Darunter steht: Zur Concurrenz bey der Preisaufgabe der Propyläen.

VII. Reise zur Hochzeit. Vorhanden: 1. Manuskript bezeichnet mit: VII. und mit dem Titel: „Die Reise zur Hochzeit, Lustspiel in vier Akten." Auf das Personenverzeichnis folgt die Bemerkung: Abgeschickt am 17. Juli (28. Messidor 9) 1801. Zu dem von dem Herausgeber der Propyläen eröffneten Konkurse. 2. Brief bezeichnet mit: ad VII.

Coblenz am *17. Juli 1801*
28. Messidor 9.

Franz Lassaulx, Verfasser der Coblenzer Zeitung und öffentlicher Vertheidiger bei den Kriegsgerichten der 26ten Division.

An S. Exzellenz, den Herrn Geheimerath von Göthe.

Bloss durch eine lange Abwesenheit von meinem Wohnorte, die sich von Tag zu Tag verlängerte, kann ich es entschuldigen, dass ich erst itzt Ew. Exzellenz den ersten Theil meiner Übersetzung von Ihren Wilhelm Meisters Lehrjahren[1] zusende. Der Wunsch, mein neues Vaterland mit diesem Meisterstück zu bereichern, hat keiner so viel Antheil an dem Entschlusse zu dieser Übertragung gehabt, als *der* Wunsch, ihnen dadurch einen Beweis meiner innigsten Verehrung zu geben. Bgr[2] Vitzthumb, ein gebohrner Franzose, unterstützte mich bei dieser Unternehmung, sah das Manuskript durch, reinigte es von Germanismen und suchte es der Eleganz des Originals wenigstens näher zu bringen. In wie weit diese Arbeit auch unsre vereinten Kräfte überstieg, sehen wir nur zu wohl ein. Doch schmeichlen wir uns mit ihrer Nachsicht, und jener des Publikums sind wir schon um des Namens willen, der an der Spitze des Originals steht, versichert.

Nach Frankreich werde ich kein Exemplar versenden, bis das Ganze vollendet sein wird. Höchst unangenehm ist es mir, daß durch meine Abwesenheit mehrere bedeutende Druckfehler sich in den Druck des ersten Theiles eingeschlichen haben. Bei den folgenden wird es der Fall nicht seyn.

Bei der itzigen Stimmung des französischen Publikums in Hinsicht auf Religion muss ich befürchten, dass die Bekenntnisse der schönen Seele, statt den Beifall den sie verdienen, zu erhalten, eher dem Erfolge des ganzen Werkes schaden möchten. Ich bin gesonnen, bloss einen Auszug davon zu liefern, der zu dem Faden der Geschichte unentbehrlich ist. Ausserordentlich angenehm würde es mir sein, wenn sie mir den Plan[3] zu dieser, mir höchst unangenehm aber durch die Umstände nothwendig gemachten Verstümmelung in wenigen Zeilen vorzeichnen wollten. Eine Skizze, wozu der Meister die ersten Linien gezogen hätte, würde den Freunden ächter Kunst den Verlust des Ganzen weniger fühlbar machen.

Sie erhalten ferner hier: Die Reise zur Hochzeit, ein komisches Intriguen-Stück. Weniger in der Hofnung, sich ausgezeichnet zu sehen, als um dem Areopag des deutschen Parnasses einen Beweis seiner Ehrfurcht zugeben, nähert es sich bescheiden den Propyläen, wo jener ihm seinen Rang unter seinen Gefährten anweisen wird. Ich habe mich nie in dieser Gattung versucht. Weder die Intrigue noch die Charactere sind neu, aber ein verdienstvoller dramatischer Künstler hat mir Hofnung gemacht, dass sie in dieser Zusammenstellung, in diesen Formen belustigen könnten. Offenbar kann das Ganze bloss durch die Aufführung Verdienst erhalten; ich wünschte daher sehr, dass sie es wo möglich auf die Bühne brächten. Sollte es gar zu schlecht befunden werden, so bitte ich sie, ihm die Schmach einer öffentlichen Würdigung zu ersparen, in jedem Falle aber über das Manuskript nach Willkühr zu verfügen, da ich noch eine Abschrift davon besitze.

Ich bin ferner so frey, ihnen Probstücke von zwei grösseren Arbeiten zuzusenden. Von dem Gedichte: Die Nacht habe ich 5 fünf Gesänge, von der Übersetzung Rolland's zehn fertig. Das erste wird ganz, von der anderen aber der erste Theil künftige Oster-Messe erscheinen. Dürfte ich wohl hoffen, ihr Urtheil über beide zu hören? Sie würden mich sehr verbinden, wenn sie beiden, oder einem von diesen Fragmenten eine Stelle in den Propyläen, oder irgend einer andern poetischen oder ästhetischen Zeitschrift verschaffen wollten?

Ich weiß nicht besser als mit der Bitte um Verzeihung für meine gränzenlose Unbescheidenheit zu schliessen.

---

[1] Les années d'apprentissage de Guillaume Meister par Goethé. Roman traduit de l'Allemand. Tome I. à Coblence, Chez Lassaulx, Imprimeur-Libraire, Nr. 402. An IX. Dann folgt Avis „de l'éditeur" mit dem Versuch die stückweise Herausgabe der Übersetzung des großen Romans zu rechtfertigen und der Hoffnung, daß der Name des Verfassers déjá si favorablement connu en France par la traduction de son Werther, dem Unternehmen günstig sein werde. Zum Schluß steht mit kleinen Lettern: „La présente traduction est mise sous la sauve-garde des loix et de la probité des citoyens. Je poursuivrai devant les tribunaux tout contrefacteur ou débiteur de contrefacon." Lassaulx. Der Tome premier umfaßt 150 Seiten und schließt mit dem ersten Buche; da 8 Volumes in Aussicht genommen waren, war also jedem Buch des Goetheschen Romans ein Band bestimmt. Die Übersetzung befindet sich noch jetzt in Goethes Bibliothek.

[2] natürlich: Bürger.

[3] Ich finde weder in Goethes Briefen noch in den Gesprächen den Namen Lassaulx. Goethe ist offenbar auf den ihm vorgelegten Plan nicht eingegangen.



Sollten Sie mich mit einigen Zeilen Antwort beehren wollen, so bitte ich Sie, ihre Schreiben unter Adresse: an Bgr. Lambert Krezzer, Rechtsgelehrter in Coblenz laufen zu lassen, da während meiner häufigen Abwesenheiten in Dienstgeschäften meine Correspondenz von meinen Mitarbeitern erbrochen wird.

Erst gestern bin ich hier angelangt, und muss morgen oder höchstens übermorgen wieder abgehn. Bei meinen dringenden und häufigen Geschäften mag mich dies bei ihnen Entschuldigen, wenn mein Brief in jeder Hinsicht so schlecht geschrieben ist.

Ich verbleibe, Ihro Exzellenz
Mit Gruss und Achtung!
F. Lassaulx.

Meiner Sendung auf die Herbstmesse werde ich einige Exemplare auf Velin Papier von Guillaume Meister für Ihre Exzellenz beischliessen

3. Die in dem abgedruckten Briefe erwähnten Gedichte u. zwar: „Die Nacht. Erster Gesang" und „Der wütende Roland. Erster Gesang".

Der Verfasser des Lustspiels: Reise zur Hochzeit, Franz Lassaulx, scheint ziemlich unbekannt zu sein. Goedeke IV², 230 weiss, dass er als Dekan der juristischen Fakultät von Metz und Nancy zu Nancy am 18. April 1818 starb und nennt ihn als Verfasser des Romans: Albano Giuletto, Coblenz 1804, und als Übersetzer der Mosella des Ausonius, Coblenz 1802. Er ist auch als juristischer Schriftsteller tätig gewesen, gab das „Journal für Gesetzkunde und Rechtsgelehrsamkeit" heraus und verfaßte ein System der Vormundschaften, das 1805 erschien. Neu ist, was wir eben aus seinem Briefe lernen, daß er Goethes Wilhelm Meister ins Französische übersetzte.

VIII. Prinz Antenor. Nur Brief bezeichnet mit: ad VIII vorhanden, der so lautet:

Hochwohlgebohrner,
Insonders Hochzuverehrender Herr Geheimerath.

Die Aufforderung, die Ew. Excellenz vor einiger Zeit an alle dramatische Schriftsteller Deutschlands ergehn ließen, daß sie ein dramatisches Stück zunächst für die Weimarische Bühne ausarbeiten, und um den Preis von 30 Dukaten konkurriren möchten hat mich so kühn gemacht, Denenselben zu diesem Ende die dramatische Arbeit eines Freundes zu übersenden. Der bescheidene Verfasser fürchtet, daß seine Arbeit gegen die Andren einlaufenden Stücke zu sehr abstecken möchte, und will seinen Namen lieber in einer ewigen Verschwiegenheit begraben wissen, als zu einem Produkt herleihen, das dem Schriftsteller nach seiner Meinung vielleicht wenig Ehre bringen möchte. Ich selbst will es zwar nicht wagen mir ein Urtheil über das beikommende Stück anzumassen, denn das Urtheil eines Freundes möchte in den Verdacht der Partheilichkeit fallen; auch will ich dem höheren und partheilosen Urtheil von Ew. Excellenz keineswegs vorgreifen. Nur auf den Fall, daß Ew. Excellenz das Stück Ihrer Aufmerksamkeit und des öffentlich. Beifalls nicht unwerth achten sollten, habe ich von dem Verfasser, der mehr als 20 Meil. von hier entfernt lebt, Erlaubniß, seinen Namen zu nennen. Sollten Sie es aber sehr mittelmäßig oder gar schlecht finden, so muß ich seinen Namen verschweigen, weil es dem Publikum, wie der Verfasser mir schreibt, höchst gleichgültig seyn kann, den Namen eines unbedeutenden Schriftstellers zu wissen. Mit der vollkommensten Hochachtung habe ich die Ehre mich zu nennen.

Ew. Excellenz
unterthänigsten
G. Haegermann Dr.
wohnhaft in dem
Weydischen Hause
auf dem Nonnenplan

Jena d. 26st. July
1801.

Von dem Schreiber des Briefes, Georg Heinrich Haegermann weiß ich nur, daß er aus Alfeld stammte und am 18. Oktober 1790 in Jena immatrikuliert wurde. Ob wirklich, wie er angibt, ein von Jena abwesender Freund das Lustspiel verfaßt oder ob er es selbst gemacht und den Freund als Verfasser nur vorgeschoben hat, ist nicht gut zu entscheiden. Gedruckt scheint ein Lustspiel: Prinz Antenor nicht zu sein.

IX. Der Brieftag. Handschrift bezeichnet mit IX. erhalten, welche die Aufschrift trägt: Der Brieftag. Ein Original-Lustspiel in fünf Aufzügen. Dabei liegt ein gefalteter Briefbogen mit folgender Aufschrift: „Hierin findet sich der Name des Verfassers vom Konkurrenz-Lustspiele: Der Brieftag und mit der Devise:



Ihr Werk zu zeigen nur des wahren Kenners Blicken:
Gewährt der stillen Kunst Entzücken.

Im Innern des Briefbogens steht: Der Verfasser des Brieftags ist der Regierungs-Prokurator Salomo Friedrich Merkel zu Kassel in Hessen.

Über diesen S. Fr. Merkel findet man Näheres bei Justi, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstler-Geschichte vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1831. Marburg 1831 Seite 413.

Goethe erwähnt ihn einmal in einem Briefe an Eichstädt vom 25. Juni 1804.[1] Wenn in den Anmerkungen zu dieser Stelle angenommen wird, daß Goethe hier an Garlieb Merkel gedacht, also den „Casseler" Salomo Friedrich mit Garlieb Merkel verwechselt habe, so liegt, scheint mir, kein Grund zu dieser Annahme vor. Denn erstlich bezeichnet Goethe ihn deutlich als „Casseler" — doch wohl im Unterschied zu dem Berliner — und dann hat dieser Salomo Fr. Merkel wirklich an der Jenaer Allgemeinen Literaturzeichnung mitgearbeitet. In den auf der Jenaer Universitäts-Bibliothek erhaltenen Rezensenten-Verzeichnissen — Namen- und Nummern-Liste — der Jenaer Literaturzeitung steht: Merkel, d. Aelt., Reg. Prokurator, Cassel nr. 889 u. unter der nr. 889: Merkel.

X. Laßt es euch gefallen. Erhalten Brief bezeichnet mit: X.

Aufschrift: An des
Herrn Geheimderath von Goethe
Hochwohlgebohren

Weimar.

Die würdige Kritik, welche durch das letzte Stück der Propiläen für dramatische Arbeiten eröfnet wird, hat mich bewogen, Ihnen das beiliegende Lustspiel zu senden. Ich kann mir nicht erlauben, auf die ausgesezzte Belohnung irgend einen Anspruch zu machen, sowohl meiner glücklichen Lage wegen, als auch weil ich vielleicht gar nicht bestimmt wußte, waß überhaubt u. insbesondere durch Ihre Aufgabe unter Intriguen-Stük verstanden wird, wenn ich erwägte, fand ich immer eine höchst vielseitige Möglichkeit der Intrigue, und ich habe daher zwei Arten zu vereinigen gesucht, daß erstens der Zuschauer das ganze Stück durch, der Intrigue folge, u. am Ende dennoch überrascht werde, denn sollte es nicht zu mühsam sein, durch ein lebendiges Schauspiel 5 Akte durch begierig zu sein, um am Ende die Entwikklung zu hören, die durch die Schnelligkeit ihrer Rükleuchtung das vorhergehende doch sehr ungenoßen laßen würde? Eben dieße Unsicherheit im Weßen des aufgegeben Intriguenstükes trägt dazu bei, sie blos um die Kritik zu bitten. Da es hier nicht Rede davon sein kann, zu belohnen, sondern das Theater und die Kunst zu unterstüzzen, erwarte ich ihr freies öffentliches Urtheil, das mich bescheiden wird, auf immer diesen Zweig der Kunst zu verlaßen, oder mit Liebe und Fleiß fortzufahren.

Mir ihren gütigen Rath nüzzlicher zu machen, füge ich hinzu: Meine früshte Lektüre als Kind schon war durch Zufall Gozzi, und Wielands Schäkespear — jetzt erst bin ich zur reflektirenden Lektüre von Schakespear, und ihren Poesien gekommen, ich habe wenig Schauspiele gesehen, weil mich die letztere Gattung von Kozebue u. Ifland nicht berührten, aber immer große Freude an dieser Art von Dichtung gehabt. Vorliegendes Stük ist mein erster Versuch, u. wie glücklich darf ich sein, da ich gleich wissen werde, ob ich darf und können werde, ohne mich vorher durch alle Schicksale des Schauspieldichters zu winden. — Die Geschichte des Stücks gehört nicht ganz mein, doch Valerio, Valeria, Porporino, Sarmiento, und die Caratere überhaubt, das Übrige habe ich aus der dunklen Erinnerung an eine Erzählung meiner verstorbenen Mutter. — Unter Porporino, der misgriffen werden könnte, verstand ich einen fröhligen, mutwilligen, treuen u. edlen Jüngling. — Sollte meine Arbeit irgend ihre Rüksicht verdienen, u. der Aufführung gewürdigt werden können, so bitte ich meinen Meister alles wegzuschneiden, waß ihm untauglich sein sollte. Die Valeria habe ich nicht ohne einige Rüksicht auf das Talent der Mademoiselle Jagemann geschrieben, u. ich glaube dieße Rolle würde durch sie erfüllt werden können. Ich füge meinen versiegelten Nahmen bei, den Sie nach Umständen eröfnen werden, denn sollte die Muße mich nie würdigen können, so will ich auch keinen Nahmen haben, als den Ihres frommen Verehrers. —

Eine Krankheit verhinderte die frühere Einsendung, ich hoffe nicht, daß ich dadurch ihrer Beurtheilung verlustig werden kann. Die Briefpost erlaubte mir nur die Sendung in zwei Päktchen, die ich mit A und B bezeichne.

Dieser Brief ist von Clemens Brentano. Das hier: „Laßt es euch gefallen" genannte Stück ist dann unter dem Titel: „Ponce de Leon" gedruckt worden, nachdem Goethe auf Brentanos Drängen es ihm zurückgesandt hatte.[2] Nach Roethe[3] hierauf näher einzugeben, scheint mir

[1] W. A. IV, 17, 165.

[2] „Goethe-Schriften 14 76 und 77.

[3] Brentanos „Ponce de Leon" in Abhandlungen d. kgl. Ges. zu Göttingen. Phil.-histor. Kl. Band 15, 1.



unnötig zu sein, nur sei darauf hingewiesen, daß Roethes Annahmen durch Brentanos Brief glänzend bestätigt werden.

XI. Betrug aus Liebe. Vorhanden Manuskript, ungebunden, bezeichnet mit: XI. und mit dem Titel „Betrug aus Liebe. Lustspiel in zwey Akten". Darunter steht: „Der Verfasser dieses Lustspiels wünscht, im Falle er den Preis erhalten sollte — womit er sich aber keineswegs schmeichelt — daß derselbe an einen armen aber verdienten Künstler in Weimar ausbezahlt werde. Das Manuskript bittet er sich seiner Zeit unter der Zuschrift ‚an die Montag und Weissische Buchhandlung in Regensburg' zurück — verschlossen, mit den Worten: Cuique suum. Kürze der Zeit erlaubte keine bessere Abschrift." Darnach wird man den Verfasser in Süddeutschland, in oder um Regensburg, suchen müssen; gefunden habe ich ihn aber noch nicht.

XII. Der Rheingraf. Erhalten Manuskript bezeichnet mit: XII und mit dem Titel „Der Rheingraf oder das deutsche Hofleben. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen mit musikalischen Zwischenspielen."

Auf der Vorderseite des ersten Blattes steht: Weit mehr von dem Verlangen getrieben das Urtheil des größten deutschen Dichters und feinsten Kunstkenners über einen dramatischen Versuch zu erfahren, als von dem Wunsche damit den ausgesetzten Preis zu gewinnen, wagt der Verfasser dem ernste Geschäfte hinderten, seinen Versuche vor dem angesetzten Termin zu endigen, diesen so weit er eben hat ins Reine gebracht werden können einzusenden. Er hoft so wenigstens aus dem sichersten Munde belehrt zu werden, ob es überall der Mühe lohnen möchte diesem Versuch Ausführung und Vollendung zu geben.

Das Manuskript schließt mit dem dritten Aufzug, es fehlt also darin der vierte und fünfte Aufzug.

Gedruckt wurde es unter dem Titel: Der Rheingraf oder das kleine deutsche Hofleben. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Allen verliebten Prinzen und betrübten Prinzessinnen zu Nutz und Frommen ans Tageslicht gestellt" und erschien anonym Germanien 1806.

Als Verfasser des Rheingrafen vermutet C. Schüddekopf Joh. Friedr. Reichardt, der so viele Goethesche Lieder in Musik setzte und der in den ‚Xenien' 1796 heftig angegriffen wurde[1]. Daß trotz dieser Angriffe Reichardt seinem eingesendeten Lustspiele die oben ausgehobenen Worte, worin er Goethe als größten deutschen Dichter und feinsten Kunstkenner feierte, beifügte, darf nicht als Gegeninstanz gegen seine Verfasserschaft geltend gemacht werden. Denn im Jahre 1802 war Goethe bei Reichardt in Giebichenstein, nachdem er schon 1801 nach seiner schweren Erkrankung auf Reichardts teilnehmende Anfrage und Beglückwünschung zu seiner Genesung freundlich ihm geschrieben hatte[2]. Also ein mindestens äußerlich freundliches Verhältnis zwischen den beiden Männern hatte sich wieder angebahnt. Und die Gesinnung, welche aus jener Vorbemerkung zum „Rheingrafen" spricht, ist dieselbe, welche er 1808 in die Worte faßt: „So wie Goethe der Dichter ist, der von allen Alten und Neuen am mächtigsten und wohlthätigsten auf mich gewirkt hat, so sind auch meine Compositionen zu seinen Gedichten wohl die glücklichsten Lieder meiner Muse"[3].

Auch darauf will ich aufmerksam machen, daß der Verlagsort „Germanien" derselbe ist wie bei den gleichfalls anonym erschienenen, aber mit Sicherheit Reichardt zuzuweisenden Schriften: „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate" und „Offene Briefe des Freiherrn Arminius von der Eiche und seines Jägers Hans Heidekraut". Darnach ist wohl auch anzunehmen, daß der „Rheingraf" von Joh. Friedr. Reichardt stammt.

XIII. Geheimnisse und Irrungen. Erhalten 1. ein Manuskript bezeichnet mit: XIII und mit dem Titel: „Geheimnisse und Irrungen. Schauspiel in drei Akten von C. F. Bouginè"; 2. Lebenslauf des C. F. Bouginé, woraus man erfährt, daß er der Sohn des Superintendenten und als Verfasser einer Literärgeschichte bekannt gewordenen Bouginè ist, anfangs Theologie studiert

[1] Schriften der Goethe-Gesellschaft, VIII nr. 19—15; Seite 113f.
[2] Brief vom 5. Februar W. A. IV.
[3] Siehe Schriften der Goethe-Gesellschaft VIII Seite 113.



hat, dann aber zur Jurisprudenz übergegangen ist und 3. 50 Blatt voll von Gedichten welche mit eingeschickt werden.

Die Bedeutung dieses Fundes ist nicht zu verkennen. Zunächst wird die Zahl der eingesendeten Lustspiele von neuem festgelegt: es ist dieselbe Zahl — 13 — welche Schiller in seinem Briefe an Friedrich Rochlitz vom 16. November 1801 und dann Goethe selbst in seinem Schreiben an A. W. Schlegel vom 13. Mai 1802 angeben. Der Schillersche Brief und auch die oben an erster Stelle veröffentlichte Zusammenstellung von Goethe sind geschrieben, nachdem die Konkurrenz geschlossen war. Aber aus den Briefen A. W. Schlegels an Goethe[1] wissen wir, daß noch am 23. Januar 1802 ein Lustspiel nach Weimar abgesandt wurde, nachdem es schon vorher angekündigt, überhaupt die theatralische Preisaufgabe wiederholt zwischen Schlegel und Goethe Gegenstand des Meinungsaustausches gewesen war. Man könnte wohl 14 Lustspiele erwarten — es waren aber nur 13 und das Ende Januar 1802 aus Berlin noch gesandte wurde von Goethe nicht mit in die Zahl der Konkurrenz-Stücke aufgenommen.

So gibt uns das eben veröffentlichte Material nicht die Möglichkeit Namen und Verfasser des letzten — vierzehnten — Lustspiels kennen zu lernen. Ich glaube, daß Schlegel selbst der Verfasser ist,[2] trotzdem seine Worte:[3] „Sie würden mich und den Verfasser verbinden, wenn Sie uns recht bald Ihr Urteil darüber wollten wissen lassen" genau genommen Schlegel als Verfasser ausschließen. Aber es lag ihm an der Anonymität und die Erfahrungen, welche er eben mit seinem Jon gemacht hatte, mochten ihn gelehrt haben, daß die Anonymität am besten gewahrt würde, wenn er von Anfang an einen anderen als Verfasser vorschob. Jedenfalls dachte Goethe doch daran, das von Schlegel geschickte Stück aufzuführen und zweifelte nach Carolinens[4] Worten gar nicht an der Verfasserschaft Schlegels. Aber wie dem auch sein mag, leider erfahren wir über diese viel erörterte Frage nichts Neues.

Aber außer der Anzahl der eingesendeten Lustspiele kennen wir jetzt ihre Titel und zum großen Teil ihre Verfasser. Und das scheint mir ein Gewinn zu sein.

Briefe von Rahel Varnhagen an Clemens Brentano.

Mitgeteilt von

Dr. Agnes Harnack in Berlin.

In der Einleitung zum IX. Band, Abteilung 2 der neuen großen Brentano-Ausgabe, der das zum ersten Male veröffentlichte Trauerspiel „Aloys und Imelde" enthält, habe ich mich bemüht, die Beziehungen darzulegen, die zwischen Brentano, Varnhagen und Rahel in den Jahren 1812—14 bestanden und die Ausgestaltung der zweiten Fassung des Dramas wesentlich beeinflußt haben. Die dieser Einleitung gezogenen Grenzen gestatteten es leider nicht, die Briefe beizufügen, die Rahel im Laufe dieser Jahre an Brentano gerichtet hat, und die, bisher unveröffentlicht, auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin liegen. Sie gehören auch nur im weiteren Sinne zu einer Darstellung, bei der Brentano im Mittelpunkt steht; aber für die Charakteristik Rahels bieten sie sehr wesentliche und interessante Züge. — Im Mai des Kriegsjahres 1813 war Rahel in halber Flucht von Berlin nach Prag gereist; die zahlreichen Briefe an Varnhagen, den sein Dienst in Mecklenburg festhielt, berichten anschaulich von den Etappen der beschwerlichen und durch allerlei unfreundliche Erfahrungen belasteten Reise. In Breslau nahmen ihr ihre Verwandten, die sie widerwillig empfingen, für einen sehr geringen Preis ihr ganzes Tischsilber ab, und da sie in Geldverlegenheit war, mußte sie es sich gefallen lassen; dazu kamen elende Quartiere, schlechte Postverbindungen und kleine und große körperliche

[1] Schriften der Goethe-Gesellschaft XIII, 117, 120; vgl. 98, 101, 132.
[2] Siehe nam. a. a. O. Seite 117, 124, 137.
[3] a. a. O. Seite 120.
[4] Caroline II 197 = Biedermann, Goethes Gespräche[2] I 314.



Leiden; Rahel lebt erst wieder auf, als sie glücklich in Prag bei Madame Brede einquartiert ist und dort bald einen großen Kreis alter und neuer Freunde um sich versammelt sieht. Nun ist sie in ihrem Element, und kann gar nicht aufhören, Varnhagen von ihrer Umgebung, ihrer Wohnung, ihren Unterhaltungen und Bekanntschaften zu erzählen. Unter all den Namen taucht plötzlich auch Clemens auf und zwar ist er ihr — nach den Briefen an Varnhagen — eine mehr lästige als erfreuliche Erscheinung und wird kühl und abweisend behandelt, während er selbst bei der Begegnung „in die allerheftigste Emotion kommt". Rahel schildert, wie sie ihn überlegen, „impassibel, nur gütig und gerecht" behandelt habe, aber doch einen „namenlosen Anreiz" auf ihn ausübe; wie er ihr sein ganzes Herz ausgeschüttet habe. „Er erzählte mir von allen seinen Frauen, Schwestern, Freunden, Ehen, Achim, Schlegel; *von allem. Ich ihm von nichts*", wie er sie hundertmal um Verzeihung gebeten habe, und wie sie ihm trotzdem mit scharfen Worten sein Unrecht gegen sie vorgehalten habe. Auch Varnhagens Persönlichkeit wird von beiden besprochen; aber Rahel bleibt zurückhaltend. „Tadle mich *nicht*, August. Ich habe nach meinem Innern gehandelt. Und mich nach dem und doch klug betragen." — Trotz aller Reserve von seiten Rahels — wir folgen noch immer ihren eignen Berichten an Varnhagen aus dem Juli 1813 — läßt sich Clemens nicht abweisen; er regt sie durch seine Gespräche bald auf, bald langweilt er sie, „ich habe dir nicht erzählt, daß er mich *so* ennuyiren konnte — und das kam jedesmal *etwas* vor — daß ich hinausging, und Auguste bat, sie möchte mich zu Tisch holen lassen, wenn wir auch nicht äßen? — Daß er mir solche Nervenschwäche ansprach — wieder aparte — daß ich mich am Kanapé festhalten mußte? und stundenlang . . . besann ich mich in dem Zustand, ob ich ihn nicht bitten sollte, zu schweigen: oft that ich es. Ich hielts nicht aus." „Stundenlang konnt er so schwätzen . . . mit Gewalt erzählen oder mir vorlesen, bis ich bat." Am besten konnte sie ihn noch im Freien vertragen, wenn er sich ihren Spaziergängen anschloß, die sie in Begleitung von ihrer Jungfer und von Kindern befreundeter Familien unternahm: „Ich dachte, Dore und die Kinder vergehen vor Lachen;" „er nahm große Flatschen Schinken und preßte sie sich herunter; und dann wieder ganz kleine Pritzelchen; die Kinder stickten bald; er traktirte sie mit Bier und Oblaten." Auf diesen Bericht antwortet Varnhagen am 13. August: „Die Schritte, die Clemens gethan hat, sind ganz in seiner Art; mich freut es, daß Du so menschlich milde gegen ihn warst, aber mich freut auch, daß Du, seines Zutrauens pflegend, das Deinige zurückhieltest; ich fühle ganz mit Dir, liebe Rahel, den Reiz in diesen Geschwistern, ich weiß, welcher schönen Regungen Clemens fähig ist; aber weder die Schläge reuen mich, noch das weggenommene Trauerspiel (Aloys und Imelde), denn sein Herz ist das schlechteste Pfand, das man von ihm haben kann. Ich denke, Du hast eine eigene Zufriedenheit darüber haben müssen, in dieser Zeit der Flucht und gemeinsamen Bedrängniß die störende Erinnerung einer daurenden Widerstrebung mit jemandem durch diese Art Versöhnung getilgt zu sehen, und in dieser Rücksicht dank ich es Brentano'n, diesen Schritt gethan zu haben." Rahels Erwiderung auf diese Zeilen lautet ganz kurz (3. Sept.): „Du bist zu liebenswürdig in Deinen Worten über Clemens, und hast *ganz* recht. Mündlich über den." Dies „mündlich" mag wohl erfolgt sein; aber von seinem Inhalt machte Varnhagen keinen Gebrauch; er stellt in seinem biographischen Portrait Brentanos den Verkehr so dar, wie er ihm von Rahel brieflich geschildert worden war, und druckt als Zeugnisse für seine Darstellungen die seltsamen, verworrenen, halb rührenden, halb abstoßenden Briefe Brentanos an Rahel ab. Aber er wußte mehr, teils aus jenen mündlichen Berichten Rahels, teils aus ihren Briefen an Brentano; und weil diese Briefe seiner und Rahels Darstellung zum Teil direkt zuwider liefen, hat er sie jahrelang von der Veröffentlichung zurückgehalten. Erst am Ende seines Lebens, als er eine neue Ausgabe des „Buches des Andenkens" plante, wollte er sie dort mit abdrucken; er schrieb sie mit zierlicher Feder auf zartgefärbtes Papier ab und ordnete sie in sein Handexemplar des Buches des Andenkens ein; aber vor dem Abschluß dieser Arbeit starb er, und die Originale tragen nun den kleinen Rotschriftskreis, mit dem Varnhagen alles das aus Rahels Korrespondenz anzeichnete, was bereits gedruckt war, zu unrecht.

Wir nehmen nun diese Briefe zur Hand und entziffern die nervöse, flüchtige und unschöne



Handschrift. Das erste kurze Billet stimmt wohl zu dem Ton, in dem Rahel an Varnhagen berichtet; es ist knapp gehalten und vertagt eine verabredete Zusammenkunft auf unbestimmte Zeit. Aber schon der zweite Brief spricht eine etwas andre Sprache, wenn auch der Wunsch, zu trösten und zurecht zu helfen, noch in erster Linie zum Ausdruck kommt. Ganz anders der dritte Brief vom 1. August; nach seiner Lektüre fallen alle Versicherungen Rahels von ihrer Zurückhaltung und Unpersönlichkeit im Verkehr mit Brentano in nichts zusammen. „Ein ganzes innres Daseyn in seiner völligen Zeitausdehnung haben Sie in mir zum Leben geweckt." Und nun folgen Selbstbekenntnisse der verschiedensten Art und von allerpersönlichstem Charakter. Die Schreiberin kann gar nicht aufhören, eine Mitteilung über sich selbst, eine Analyse ihres innern Wesens drängt die andre. Und wie steht es mit der Strenge, mit der sie Brentano seine Kränkung ihrer Person vorhält? „Von der weiß ich *nichts*, als daß ich Ihnen Ihre abnehmen möchte, um großen Preiß aus dem Bewußtsein Anderer"; daß sie selber beleidigt war, dessen gedenkt sie nur mit den Worten: „ich schrieb auch damals meinem Freunde: Es geschieht mir recht, ich will mich aber bessern." Mit andringenden Worten wirbt sie um sein Vertrauen, um seine Freundschaft: „setzen Sie trotz Ihrer etwaigen Überzeugung zum ersten Mal bey mir ein, ob Sie aus meinem Schatze gewinnen; verlieren sollen Sie gewiß nicht; ich setze mit Ihnen." Auch das persönliche Zusammensein scheint ihr nur freundliche Eindrücke hinterlassen zu haben: „Meine besten zwey Spaziergänge waren die mit Ihnen . . . Auf den Inseln wünsch ich Sie immer recht zurück."

Der ganze Brief — nach Länge und Stil ein wahres Briefmonstrum — verfehlte seinen Zweck vollkommen. Wie in dem „biographischen Portrait" zu ersehen ist, war Brentanos Antwort kühl, halb ironisch, dabei unklar und widerspruchsvoll. Rahel fühlt sich mit Recht zurückgestoßen und durch den seltsamen Anfang in beleidigender Weise mystifiziert. Dies spricht ihr Schreiben vom 13. August auch offen aus; aber ganz schneidet sie den Verbindungsfaden noch nicht ab: „wenn Sie in sechs Wochen noch Lust haben, mir zu schreiben, so weiß ich nicht" — wir erwarten: „ob ich Ihnen antworten werde," aber sie fährt fort: „ob es mich von Ihnen wundern kann oder nicht!"

Das letzte Billett Rahels ist über ein Jahr später, am 19. Oktober, geschrieben. Rahel hatte im Lauf dieses Jahres geheiratet; die Tonart, in der sie spricht, ist eine völlig andere geworden: ruhig freundschaftlich, fast mütterlich wohlwollend klingen ihre Worte, der Schluß erhebt sich kaum über eine konventionelle Höflichkeit. Die Wogen hatten sich geglättet und gewiß strich sie die kurze Episode eines lebhafteren Interesses für Brentano ganz gern aus ihrer Erinnerung.

Wir aber können ihr hierin nicht folgen; gewiß ist es nicht die Aufgabe der Nachlebenden, Ehrenerklärungen oder moralische Todesurteile auszugeben, wohl aber haben wir ein Interesse daran, genau festzustellen, was war, um die Glieder der großen Kette alles äußeren Geschehens und inneren Erlebens in diesem ihrem doppelten Gefüge immer vollständiger zu übersehen. Rahels Haltung gegenüber Brentano war, wie die Varnhagens, keine eindeutige; es ist daher kein Wunder, wenn Brentano den Schlüssel zu ihrem Wesen nicht fand, und in seinem Drama ein so verzerrtes, unerfreuliches Bild von ihr zeichnete.

Dienstag, den 29ten Juny 1813.

Ich bin zu unwohl, und sage es Ihnen lieber noch heute, ich werde Morgen in der Mittagshitze nicht nach der Färber-Insel können; und nur so mitten im Tag, in der hellen Sonne ganz belästigt und verdummt da sitzen können. Wir wollen den Gang bis zu einer willigen Stunde lassen, die sich selbst ergeben mag. Leben Sie wohl. Ich wünsche es Ihnen recht herzlich. R. R.

Den 2ten Jully 1813.

Top! Schreiben kann ich nicht, wie Prinz Hamlet. Aber lassen Sie es sich nicht leid seyn, geschrieben zu haben. Wüßten Sie, wie ich es gelesen habe! und Sie hätten die beste Antwort. Ohnerachtet der mich gewiß überaus ergötzenden Farben der Seifenblasen, wußt ich wohl, nicht daß es Thränen würden, sondern daß sie schon welche waren. Gäbe Ihnen ein guter Gott sanfte verstehende Menschen! Die aber Sie nicht zurückschrecken und, wenn auch nicht geflissentlich, doch beleidigen; wenden Sie, wenn es möglich ist, ein wenig Fleiß an, dies zu vermeiden; thun wir Menschen einander nicht alle weh, es ist unkundiger Stoltz, wenn Einer



denkt, man thue es nur ihm und den Fleiß vernachlässigt, den ich Ihnen eben empfahl. Nehmen auch *Sie dies* mild von *mir*. Es giebt nichts als Worte; ich betheure Ihnen, ich sagte es mild. Ich will Ihnen noch mehr sagen: Dazu, wozu ich Sie eben ermahnte, möchte ich Sie am meisten anhalten. Seyn Sie ganz unbefangen, und auch gebildete, ja verzerrtere Menschen werden Sie auch wenig belästigen. Wer ist nicht freyer, frömmer, besser, einfacher, mit Kindern, plutzigen Menschen, und allein; als gegen 1000 *faceten* von Gedanken, und klugen Augen gegenüber; und doch würde man am dümmsten allein und unter Dummen. Kurz, wir sollen uns einmal quälen, nämlich wir können es in unserer Menschen-Natur nicht vermeiden. Thäten wir es sonst alle, von der ersten bis zur letzten *famille*? der Prinz ist geschwätzig geworden, weil er nicht zu sprechen versteht und noch ein Buch voll schreiben könnte; auch weil er nicht zu mahlen versteht. Er möchte Ihnen gerne ein — gewiß — heilendes Bild des Wohlwollens schicken, welches er in sich fühlt. Wiederholt aber nur; Top! R. R.

Mein Billet *ist* auch affektirt. Sie haben Recht; ich hätte viel inniger und anders schreiben mögen: doch Sie hindern mich, Und die Eil, und das xxxxxx Papier.

Prag; Sonntag, den 1ten August 1813.

Ich habe nicht gesäumt, wie es wohl scheint, Ihnen zu antworten; Ihr Brief bedarff, weil er es durchaus verdient, eine schnelle Antwort. Es war mir aber dieser Tage — nämlich seit dem 28. July, wo ich Ihren Brief eben von dem 28. July datiert erhielt — schlechterdings unmöglich gemacht, durch erhaltene urgente Briefe mit Mißverständnissen und Postunregelmäßigkeiten angefüllt, die Antwort heischten; auch solche ganze Tageszeiten raubende Besuche hatte ich, und 3 Tage war eine Freundin, eine ganz mißkannte Gräfin Schlaberndorff hier, mit der ging ich, und mit Fräulein Goldschmidt und Augusten (Brede), Dore, meine rotbäckige Jungfer, und die Kinder verstehen sich, nach der Hetzinsel, grade den 28ten. Ihren Brief mußte ich in dem Sack mitnehmen, weil ich ihn im Hausfluhr erhielt; nachdem meine Gesellschaft endlich in einem kleinen milden Regen oben auf der Gallerie saß, ging ich die Ecke herum, meine Sonne links, die untergehen wollte, allein und las Ihren Brief. Lieber Clemens, hätten Sie die Antwort, die ich damals dachte, bey jeder Zeile in mir fühlte. Ein ganzes innres Daseyn in seiner völligen Zeitausdehnung haben Sie in mir zum Leben geweckt. Ich freute mich über ihren Brief, ganz eigentlich, er ging mir bis ins stillste lebendigste Innre: Satisfaktion hatte ich davon. Und auch das Gegenteil: keine Kränkung, jedoch, ich verachtete sie bis zur Verwerffung, nämlich das uns immer doch unverständliche Schicksal, welches uns eine ganze vergangene Zeit voll auf dringt. Sie werden mich noch nicht verstehen, Clemens; ich meine nicht die Kränkung, die Sie mir zufügten. — (Von der weiß ich *nichts*, als daß ich Ihnen Ihre abnehmen möchte, um großen Preis; aus dem Bewußtseyn Anderer; denn auch Sie werden sie nicht zu theuer finden für den Erwerb meiner Bekanndtschaft. Auch ich fühlte mich unendlich beleidigt, und das Exempel aus dem 3ten Rang ist ganz wahr, und drükt lange noch mein Gefühl, und meine Situtation nicht aus; ich schrieb auch damals meinem Freunde: „Es geschieht mir recht, ich will mich aber bessern; man soll sich nie Menschen gewinnen wollen.“ Ich tue es auch nicht mehr pour la bonne bouche meines Herzens, nie mehr. Meine Anrede an Sie und mein Gruß in meines Freundes Brief, der auch nur eine Antwort auf Ihren war, war doch bey weitem nicht eine *coquetterie* jener mir verhaßten Art, sondern ein langmüthiges Berichtigen Ihrer und Ihrer Schwester unbedachten Ausfälle gegen mich. Diese Langmuth, wie ich es hier nenne, war mir von der Natur in meinem ganzen Wesen und fühlbar im Herzen bey gegeben durch eine ganz bestimmte Neigung zu Ihnen und zu Ihrer Schwester, sobald ich Sie nur zu Gesicht bekam. Jede Liebe ist eine Überzeugung der innersten Art; eine absolute. Darum ist sie auch immer so zuversichtlich, dreist und obstinat, so ganz und gar mißverstanden und mißhandelt im Gewühl und so unsterblich *wenn auch der Inhaber selbst oft nicht mehr nach ihrem Leben* hinhört. So wie Sie mich jetzt finden, so wie Sie mir jetzt entgegenkommen, so ging ich damals auf Sie zu, so war ich, und besser. Nun denken Sie sich! Es ist alles getilgt! rein und lieb nehm ich ins Herz auf alles, was Sie mir sagen, und seyn können; und nur gekränkt ist dies Herz, daß es nicht auch in Ihrem alles Abscheuliche ungeschehen machen kann! Wenn wir mit einander sprachen, ging es nicht, daß ich Ihnen alles sagen konnte, was ich meinte, Sie litten es nicht — aber ich sehe, Sie haben auch gehört, was ich *nicht* sagte; mir es angesehen; ich spreche aber auch gerne, *wie* Clemens und Betine, und es war mir unangenehm, wenn Sie mich nicht reden ließen — jetzt aber schicke ich's Ihnen in Papier und Sie müssen es nehmen. *Lieber Clemens*! Ich habe auch harte Momente gehabt von der Geschichte, und *wirklich*, wie selten ist das, mich dadurch gebessert; beschließen Sie das auch in sich: niemals mehr, als mit *Ihrem* Urtheil über Menschen zu urtheilen, zu entscheiden, zu schwatzen. Ich weiß, Sie können plötzlich sich darin ändern und auf ewig). Diese große Parenthese mußt ich schreiben, weil ich nicht schreiben kann: nun will ich zu sagen suchen, was ich vor ihr gern herausgebracht hätte! Nun höhrt die Parenthese erst auf. Ich meine, warum muß ich mich so sehr schähmen, daß ich gerechter und unbefangener bin, als beynah die meisten andern klugen Leute; das führen Sie mir in Ihrem Briefe so recht vor der Seele, indem Sie mir von dem Urtheil sprechen, was man über Sie und mich und die Bessern fällt. Ich war himmlisch liebenswürdig, grade in den Zeitepochen, aus denen her man über mich schimpft; hätte mans mir nie wieder gesagt! denn ist es wahr, wie ich es denn manchmal sehr ärgerlich fühle, daß ich nicht mehr so unschuldig bin, so besteht die ganze Verletzung dieser Unschuld darin, daß ich jetzt was auf mich halte, und denken *muss*, ich bin etwas werth, und besser als Viele: sonst dacht ich garnicht an mich, und das war göttlich! Und woher kommt es das ich an mich denken muß? Von den Andern. So viel schlechtes haben Sie mir nachgesagt; in mein Gesichte hinein, unermüdlich geurtheilt, vorausgesetzt, auspunktiert, gelogen; einen solch übertriebenen Werth auf das Gegentheil davon gesetzt — welches in meinen



Augen *Nichts*, nur *ganz* natürlich, eine Negation war — daß ich nun endlich denke, ich bin etwas Rechtes, weil man mir garnicht glauben will, wie ich bin, und immer gedacht habe: hm! die haben solches kleines Ideal, daß es vor Ihnen steht. Du! So zwangen die wilden, dünkelreichen; sinnlosen Barbaren, die mir nie genügten, und die ich am ehrlichen Busen hegte, weil sie — beynah — menschlich Angesicht trugen, mich in meinem Kindererstaunen und Ekel fortzufahren, welches mir die Bücher machten, in welchen ich lesen lernte, daß da immer Menschen und Handlungen gelobt wurden, worauf der Galgen steht, wenn man sie unterläßt! Und Sie, Clemens, finden das Urtheil der Welt über Sie und mich nicht ungerecht? Ich finde es *absolut*, durchaus, evident albern. Ganz stupid. Und sollte es nicht ungerecht finden? Denken kann ich nicht daran, als wenn man mich daran erinnert und darin besteht noch meine Unschuld: es hat keinen Gehalt, keine Gestalt für mein Bewußtseyn, für mein Urtheil, und geht in dem ganz auf, welches ich überhaupt über die weltberühmten und ruhmsuchenden und weltbeherrschenden Buben männlichen und weiblichen Geschlechts habe, die zu keinem Bewußtseyn kommen; und nach dem nicht zu vertilgenden Überreste von Herzen, aus Verwilderung, Lug und Trug mit sich selbst, und der Geschäftigkeit, diesen Andern einzublauen, einzufiltriren, einzuüberreden, gar nicht mehr hinhöhre. Auf ewig genug von ihnen unter uns, meine bittern Tadler, die *allein* mich eitel machen. — Gott soll mich richten, wenn eine andere Eitelkeit von mir je zu meinem Bewußtseyn gekommen ist: nämlich ein Dünkel über mich selbst, den ich wieder zurückdämpfen mußte; — eitles Streben genug! — und deren Glück es bei mir ist, daß sie leidensfähig sind, wie ich! Ich habe auf der Hetzinsel nur einmal Ihren Brief gelesen und mich bis jetzt enthalten, ihn wieder zu lesen, bis ich mich zum Schreiben setzen konnte, sonst würde noch mehr bessere Antwort verlohren gegangen seyn! Ich schreibe ohnehin heute furchtbar schlecht: so konfuse; noch viel konfuser als sonst. Weil sich so viel vordrängt und heraus will, und ich Ihnen mit Eins so viel Rechenschaft geben möchte, und in der schwühlen Hitze doppeltes Schreib-*echauffement* habe. Ich kann gar nicht schreiben und doch muß dieser Brief noch 100 Bogen groß werden. Denn ich hab Ihren vor mir gelegt, und will ihn Punkt vor Punkt beantworten. Denken Sie sich, Lieber! Ich habe noch nie einen Menschen kennen gelernt, die alleroberflächlichsten *visiten* abgerechnet und die Frauen, der mich nicht da mit quälte und ungeduldig machte, daß er mir sagte, er müsse mich allein sehen und haben. Alle wollten das. Ich habe es mir erklärt endlich; weil alle mich zur Vertrauten haben wollten, und ich Ihnen mehr als geduldig, intelligent, zuhöhrte. Ihre Eitelkeit war nie gespannt und gereitzt, mich in Gesellschaft zu besitzen, da hatten sie anderes, und ich mocht ihrer Fahrlässigkeit, in der sie Vorsätze, Treue, Zusammenhang, dort verletzten, wohl eher zur Last seyn, erkläre ich mir jetzt. Zu 16 Jahren ging es mir schon so, zu 20 oder mehreren Jahren war ich dies so überdrüssig, daß ich erklärte — Gualtierien und mehreren Freunden, — ich sey kein Einsiedler, hielte keine Beichte, und wollte in der Welt leben und Gesellschaft haben wie die Andern. Ich liebe unendlich Gesellschaft und von je, und bin ganz überzeugt, daß ich dazu gebohren, von der Natur bestimmt und ausgerüstet bin. Ich habe unendliche Gegenwart und Schnelligkeit des Geistes um aufzufassen zu antworten, zu behandlen. Großen Sinn für Naturen und alle Verhältnisse, verstehe Scherz und Ernst und kein Gegenstand ist mir bis zur Ungeschicklichkeit fremd, der dort vorkommen kann. Ich bin bescheiden und gebe mich doch preis durch Sprechen und kann sehr lange schweigen und liebe alles Menschliche, *dulde* beynah *alle* Menschen. Warum bin ich also widerwärtig, und nicht für die Gesellschaft? Sagen Sie's mir! *Ich* glaube es auch nicht; ich habe schon zu oft das Gegentheil erfahren, ganze *coterien* belebt, für längere Zeit. Aber ich müßte immer rein wie Schnee, ohne Urtheil, ohne Vorurtheil und meinen Nahmen auftreten können; wenn ich dies erst alles wegleben soll, bleibt mir keine ganz reine Bewegung und ich mache mich nur wieder rein und los durch Zeit. Wo man nichts von mir wußte, wo möglich meine Geburth nicht, ist mir es immer gelungen. Führen Sie mir Ihre Gründe an, warum Sie mich allein sehen wollen und stellen Sie sich mein Wunder vor, daß Sie mit derselben alten Forderung kommen! *adieu* für heute! ich kann nicht mehr schreiben.

Montag, den 2ten August. Mittag halb 2 Uhr.

Ich war gestern Abend und heute früh aus Unart, weil ich mich in zwey Dingen nicht in Acht genommen hatte, krank, und hatte nun schon die größte Angst, daß ich nicht würde weiter schreiben können; ich kann auch gar nicht, fühl ich. Damit Sie aber nur von dem Schicksal des Ihrigen erführen, wollt ich Ihnen diesen mißgeschaffnen Brief, so wie er da ist, abschicken — erst wollt ich ihn durchaus seiner mich beleidigenden und beunruhigenden *raturen* wegen abschreiben — nun will ich versuchen ob ich Ihnen nicht noch ein wenig antworten kann. Mitten in dem schrecklichsten Seelenzustand, wohl Seelenfolter, geschieht es. Die Nähe des Krieges ist mir bey meiner Unpäßlichkeit mit Marterangst aufs Herz gefallen. Darin kann mich kein Mensch trösten. Menschen fürcht ich mehr als alles, die den Krieg machen. Ich war gestern im Baumgarten, und gehe heute in den Lobkowitzischen. So viel über meine Unpäßlichkeit. Es ist mir doch sehr weh.

Sie schreiben mir sehr schön von dem Vertrauen, als Beichte; ich hätte es wohl nie so herausgebracht; aber auch ich halte es für das Größte im Umgang, und Umgang für das Menschlichste im Leben. Vertrauen ist keine edle Tat, wie viele meinen; Vertrauen kann gewirkt werden, durch Einsicht und Güte, Liebe, wenn Sie wollen; und ich kann Niemandem mehr schuldig seyn, als dem, der mir Vertrauen ablockt. Den verehre ich, der entzückt mich, das ist mein geliebter Freund, dem ich alles sagen kann; dem ich sehr viel nicht zu sagen brauche, der mich ganz durchsiht. Kann er dies, so liebt er mich; garstige Naturen sind es immer nur da, nur für den, der sie nicht mehr versteht, nicht mehr zusammenreimen kann. O! Solch ein Freund ist göttlich,



der zwingt einen, nicht mehr zu lügen — anscheinend — zu verschweigen, einen Rest auf dem Herzen zu behalten. Mich dünkt sehr oft, ein solcher Freund sein zu können. Da haben Sie gleich ein Stück Beichte! Sie sagen mir: „Sie können in dieser Art unendlich viel; ob Sie es je getan, weiß ich nicht, denn es gehöhren Andere dazu, an denen man es thue." Ich habe unendlich viel gethan, antworte ich Ihnen, mit Bewußtseyn, und doch getrieben wie eine Pflanze zum Wachsthum, Blühen, Fruchttragen; meist besann ich mich erst nachher; an den hetherogensten, gescheitesten, jüngsten, viel älteren Menschen als ich; wirklich, unendlich; ich erinnre mich aber aus der ganzen Masse nicht Eines Einzigen, der es gewußt, bemerkt, beachtet, oder anerkannt hätte. Lange Jahre gaben immer die Andern mir häufig schuld, wenn einer meiner Bekanndten, oder meistens Bekanndtinnen, sich unedel oder in die Augen und Sitte greiffend betrug. Sonst nichts! Weil ich ganz ohne Formen, ohne Stand in der Welt, ohne alle Ansprüche, und von gar keiner Pedanterey bin, merkten auch die besten nicht, was sie wirklich von mir hatten, oder was meine durchaus mütterlich-gütige Natur, aus ihnen hervorentwickelte, oft nur auf Augenblicke; und Jeder dachte, ich höhr' ihm nur zu, und alles was ich denke, habe er gedacht. Nur Einer in der ganzen Welt erkennt mich an: daß ich eine Person seyn soll; will nicht nur einzelnes von mir gebrauchen, verschlucken, liebt mich, wie die Natur mich geschaffen hat, und das Schicksal behindert; siht dies Schicksal ein; will mir den Rest von Leben noch lassen, gönnen, erheitern, dem Himmel entgegen tragen; will für das Glück, mein Freund zu seyn, mir alles seyn, leisten und lassen. Dieser ist der Mensch den man meinen Bräutigam nennt. So sehr dumm sind die Leute doch nicht; so nannten sie noch Niemand. Sie fühlen, daß der mich nie verleugent und vergißt, nur Ein Bräutigam seyn kann nach ihrer Art; und wenn sie wollen, sey es so. Wie kann ich aber wohl zu dem albernen Zustand einer Braut kommen. *So* jung war ich nie! Ich erkenne aber kein Verhältniß zu einem Menschen für frey und schön an, welches mich beschränkt, wo ich lügen müßte, oder welches meiner Natur Mögliches und Erforderliches ausschließen wollte. (Lieber Clemens mir ist todtschlimm, ich muß wieder aufhören; ich war bey Tische.)

4 Uhr nachmittag.

So vernünftig ich nun seyn kann, so viel Gewalt habe ich über diesen Freund, und noch bis jetzt habe ich ihm alles von mir verständlich machen können. Beschließen Sie also, Lieber, in Ihrer Seele auch nichts; und setzen Sie trotz Ihrer etwaigen Überzeugung zum ersten Mal bey mir ein, ob Sie aus meinem Schatze gewinnen; verlieren sollen Sie gewiß nicht; ich setze mit Ihnen. Wenigstens trauen Sie sich mir an. Plumpes, Verletzendes, Klatschiges werde ich nicht bereiten. Ich spreche schon *exigent*, als Freundin zu Ihnen, sehen Sie! Habe ich nur Zeit dazu, und hindert mich der Krieg nicht, so werde ich Ihnen auch schaffen, was Sie zurück wünschen. Lassen Sie es sich nicht gereuen, Clemens, in Ihrem Briefe zu mir gesprochen zu haben, wie Sie thaten; ich kann Ihnen weiter nichts sagen, als, es soll Ihnen nie gereuen. Ein gutes Wort kann keine bessere Stelle finden als bey mir; leicht erkennt mein Herz, wo es her kommt, und da geht es auch grade hin. Trauen Sie Ihrer Offenbarung: wenn ich nicht gut wäre, würde ich davon gut, so rührend lieb ist mir ihr wirklich schönes Zutrauen, Ihre reuelose Reue. Auch wundert sie mich nicht von Ihnen; nur daß mir Recht wiederfährt, befremdet mich ein wenig. Sagen Sie, warum können Sie so einen schönen Brief schreiben, und ich nicht? Da ich doch sehr gute Gedanken habe und außerordentlichen Geschmack. Sie schreiben so eben und gleitend, mit gemässenen, richtigen und doch eignen Worten. Sie haben zum Beispiel erschöpfend richtig, treffend wie abgemalt, so tief und schnell blickend und doch so wenig, witzig und glatt können über Mariane (Saaling) schreiben!

Dienstag, den 3ten August.

Endlich soll dieser Abscheu von Brief fertig werden. Ich weiß dasselbe über Marianen, und schon lange, und natürlich mit der größten Seelenruhe. Aber wenn ich es Ihnen nun hätte mitteilen wollen, so wäre es ganz holperig, stolperig und wie *acharniert,* und ganz *attaquirend* klänge es, weil ich es mit den größten Witzmittlen nur in Sprache bringen könnte. Da hingegen Ihres nur witzig gesehen ist; bey mir sähe es ganz leidenschaftlich aus. Und das je älter ich werde, je ärger; und in mir ist die größte Ruhe seit Jahren; über derley gewiß. Um desto mehr und inniger bewundere ich nun eines andern glücklichen Ausdruck; ganz die Schwierigkeit ermässend, die Erfordernisse dazu kennend. So habe ich das wirkliche Paradies noch nie so schön beschreiben höhren, als Sie mir das zu schildern wußten, worin A. Müller lebt. Es freut mich recht, daß Sie oft hingehen, wäre es auch nur des Ortes wegen. Ach! Lokal thut alles, und alle Tage bey mir mehr. Fragen Sie doch einmal Frau von Müller, ob sie mich nicht will in dem weiten Gehege bey sich wohnen lassen; ich will ihr helfen. Ohne Scherz, grüßen Sie sie recht sehr von mir. Sie ist eine meiner lieben Frauen, mich dünkt, ich habe auch mit Ihnen von ihr gesprochen. Und thun Sie mir den Gefallen und sagen Müller, solch Wetter wie in Prag wäre in der Welt nicht. Ich hätte vorgestern, den 1. August, ganz deutlich, und auch gestern bey der größten Hitze und dem so genannten schönsten Wetter, den Winter, wie er leibt und lebt gerochen! Nun wäre mir Ähnliches schon seit Jahren geschehen, aber später im Jahre und nicht so deutlich. Ich ließe ihn fragen, ob das in einem fähigen Menschen, oder im Wetter selbst zunimmt. Hier leidet man eigentlich recht an Spatzierengehen, die Stadt ist so unzusammenhängend; in den Lagen, wo ich immer bin, nämlich, nie zu wohnen, wie ich will, ist dies ein höchstes Bedürfnis: und ich habe keinen Herrn und keinen Bedienten dazu. Ich bin es auch, heute zumal, durch Tausenderley recht satt! Meine besten zwey Spatziergänge waren die mit Ihnen; und da Sie mir es nun nicht übel genommen haben, ist es mir recht lieb, Sie auf der Brücke zuletzt gesehen zu haben. Auf den Inseln wünsch ich Sie immer recht zurück. Kein Mensch will hier lustig mit mir seyn, und es ist auch kein Mensch traurig wie ich. Ich bin eigentlich außer mir, nicht in Wien zu seyn, obgleich da auch jetzt eklige





Leutchen für mich sind; aber Sie und meine kleine Schwägerin, und eine behaglichere Stadt, denk ich mir, und noch Einige und Einiges. Vor nichts habe ich solche Grund-Furcht als vor Berlin. Pfui! — Der schöne liebe Ort! — Da habe ich zu viel Gräuel, alle meine Gräuel erlebt. Ach! wenn ich nicht vergnügt leben soll, ich möchte schon todt seyn, zum Teufel einmal! Ich könnte Ihnen das alles *expliciren*, genau. Grüßen Sie, ich bitte Sie, Mme Robert, meine Schwägerin, die Schwester der Frau von Breunersdorff; Mme Robert schreibt mir, Sie besuchten sie; sie ist eine sehr liebe, wahre, gradsinnige aufrichtige Person. Ich liebe sie darum sehr. Sagen sie ihr *ja*: Ich hätte ihren zweiten Brief aus Wien bekommen und würde ihr Morgen antworten. Jetzt habe ich ihn bekommen. Sie werden einsehen, daß Frau von Breunersdorff nichts von mir wissen kann, sie gefällt mir schon. Sie lebt sich doch ihr Loch in die Welt, das thun jetzt immer weniger Menschen. Es freut mich, daß Sie Ernestinen sehen, meine Schwägerin heißt so. Ich heiße Rahel und liebte sehr, wenn sie mich so nennten; nicht Rahle; geschrieben sehe ichs gar nicht gern; ist es Ihnen aber sehr unangenehm, so machen Sies, wie Sie wollen. Ich sehe ziemlich oft Heers, bin aber, Augusten abgerechnet, sehr düster und allein im wirklich drückenden Prag. Sie grüßt Sie schönstens wieder. Tiek auch; er wird Ihnen antworten, ich halte ihn dazu an. (Karl Maria von) Weber habe ich es noch nicht bestellt; wohnen Sie angenehm? Sagen Sie mir davon; haben Sie Geld? Ich kann es gar nicht ausstehen, daß Sie so wenig haben, als Sie mir sagten. Über Geld bin ich empfindlich: man ist paralisirt wo es Einem fehlt, und ich finde es weit gemeiner, keines zu haben, als davon zu sprechen. Umgekehrt wie die andern Leute. Überhaupt, find ich, ewig liegt des Menschen Gemeines, im weitesten Sinn, darin, daß er in eine gemeine Position kommen kann. Krankheit, Bedürfnisse, Verhältnisse jeder Art; alles mitgerechnet: sich da hinaus zu kämpfen ist auch gemein; und er soll ganz allein immer den Edlen spielen, es seyn. Gehöhrig darüber des Teufels zu werden find ich ganz unschuldig; und unschuldig soll er seyn. Frau von Savigni ist hier, hat mir heute Delbrück gesagt; und Herr von Savigni kommt auch. Als Sie in Berlin waren, lebte ich grade nicht allein; ich lebte mit Marwiz allein, in einem tadellosen Umgang; aber ich hätte gerne Sie gesehen. Sie waren ja aber, noch eh Sie gegen mich sprachen, wie ein wilder flatternder Vogel, den man fangen will: ich fange nie. Mir macht nichts Vergnügen, was ich gefangen hätte; und fangen selbst ist ganz hesslich für mich. Und in der That find ich Vögel halten ganz abscheulich. Ich habe es von je gewußt, daß wir uns kennen sollten: mir ist es nie entgangen. Sie und ich, warum soll ich es nicht sagen, da ich es denke, haben eine Beweglichkeit im Geiste, die ich sonst noch nicht antraf; dazu gehöhrt ganz die Elastizität im Gefühl, seine ewige Gegenwart und die Gewalt darüber, dies bringt das hervor, was gewöhnlich für Witz und Laune gehalten wird, und was nur die, welche es besitzen und dabey denken können, erkennen; darum zerschnitten Sie mir ein paarmal in Prag das Herz, wo Sie keinem Andern aufgefallen wären; darum konnt ich lachen, wo kein Anderer lachte, wenn Sie etwas gesagt hatten; darum wissen Sie ganz, wie ich vieles in mir aufnahm, was in mir vorging, obgleich Sie mich nicht reden ließen: Darum hatten Sie Ihre Offenbarung über mich; aus diesen Gründen hätten wir unendlichen Spaß miteinander wenn wir in einer Stadt lebten, welches ich so gut wünsche als Sie Und dies ist die *odeur des parfums de Paris* im Umgang, die Sie mir einmal in die Nase warffen, als ich von dem Geruch der Luft sprach, der dem Frühling vorhergeht. Aber das ist wahr, eine strenge Richterin bliebe ich; aber Sie sollten sehen, wie ich Tadel ertrüge, den Sie mich einsehen machten! Was Sie von (Friedrich) Schlegel und der Amphibie sagen, leuchtet mir ein. Aber warum sollte eine seugende Mutter Gottes nicht unschuldig seyn können; mich dünkt, daß muß eine sehr schuldige Frau seyn, die da nicht unschuldig wäre, und ich wollte mich eben wundetn, daß ich noch keine so abgebildet gefunden habe; aber die lieben Menschchen sind zu unrein, das ist's. Lieben Sie's, wenn man auf jeden Punkt in Briefen antwortet? Wenn Sie's nicht lieben, sagen Sie's. Ich will doch Sie nicht wie das Papier behandlen und Ihre Geduld so ganz mißbrauchen. Was sagen Sie zu diesem Briefchen? Aber Ihr Brief ist auch nicht klein, Sie schreiben nur kleiner. Aber um Gotteswillen schreiben Sie mir ja viel. Was Ihnen einfällt. Und sprechen Sie nicht von mir; es wird alles verkehrt ausgelegt. *Adieu,* Lieber! Nächstens erwarte ich einen prächtigen Brief von Ihnen! Gehen Sie ja gleich zu meiner Schwägerin! Rahel.

Mittwoch, 4 Uhr Nachmittag.

Bey dem größten Platzregen und dem herrlichsten Gewitter; es ist ganz dunkel. Dieser Brief kommt auch erst heute auf die Post, lieber Clemens. Sie brauchen nun nicht zu meiner Schwägerin zu gehen: ich schreibe ihr auch. Ein göttliches Gewitter!

Herr von Savigni ist auch schon hier und will mit seiner Frau nach Reinerz gehen, sagte mir heute Gräfin Finkenstein. Tiek war unterdes dort, daß ich bey ihr war.

Prag, den 13. August 1813.

Wenn mir jemand so vorkäme als ich Ihnen; wie Sie mich in dem Brief an mich mahlen, so könnte dies nie meine Freundin, noch meine Vertraute seyn. Wie das in Ihnen zu gehen kann, weiß ich nicht und kann es auch mit meinem Grad Verstand nicht begreifen. Daher habe ich Ihnen garnichts zu antworten.

Sie haben mir alle Vermuthung über den Brief untersagt, der mit dem meinen zugleich von der Post zu Ihnen gekommen ist; das kann doch nur heißen, alle Äußerung darüber; denn die Vermuthung selbst, kann *ich* mir nicht einmal untersagen. Wenn der Inhalt des Briefes ein Glück für Sie ist, so wünsche ich es Ihnen. Wie so aber 6 Wochen entscheiden sollen ob wir beyde uns noch sehen sollen oder nicht, ist für mich noch ein; größeres Räthsel als Sie. Von Ihnen habe ich gelernt; das heißt durch Sie. Jedoch stehn Sie mir einzeln da und ich weiß nur, daß es einen Clemens giebt, von dessen menschlichsten Äußerungen ich mich nicht irre



machen lassen muß. Weil er grade mich ganz irre machen könnte. Schreiben Sie mir, wie Ihnen zu Muthe ist, so müßten Sie auch hinnehmen zu sehen, wie mir zu Muthe ist. Eigentlich hätte ich Ihnen nicht auf diesen Ihren 2ten Brief aus Wien antworten sollen. Aber Sie hätten dann vielleicht Ihrer Seits vermuthet und das würde mich *inquietiren*. *Adieu*! Leben Sie wohl. Wenn Sie in 6 Wochen noch Lust haben, mir zu schreiben, so weiß ich nicht, ob es mich von Ihnen wundern kann oder nicht. R. R.

Mittwoch, Berlin, den 19ten Oktober 1814.

Morgen reise ich langsam nach Prag, und werde dort, haben Sie etwa Ihr Manuskript noch nicht, bei Herrn Legat Woltmann besorgen, daß es Ihrem Freunde, Herrn von Leitenberger richtig übergeben wird. Auch weiß ich gewiß, daß es Woltmann noch streng verwahrt, wenn Sie nicht etwa anders darüber verfügt haben. Ich war seit einigen Wochen hier krank, lieber Brentano, darum bin ich noch hier, und darum auch habe ich Ihnen noch nicht geantwortet. Wenn Sie künftig etwas von mir wollen, so adressieren Sie nur an M. Th. Robert in Berlin für Frau von Varnhagen, dann werden mir die Briefe nachgeschickt. Sie haben sehr allerliebst in den wenigen Worten Ihren Aufenthalt in Wiepersdorf beschrieben; so etwas lieb ich sehr, und Sie haben Recht, alle freye Orte, ich meine, das Land im freyen, haben ihr Schönes. Leben Sie recht vergnügt, und bleiben Sie mir so gewogen, als ich alles das, was ich Ihnen Angenehmes erzeugen kann, gerne thue.

Friedrike Varnhagen.

Die Lenz-Ausgabe Ludwig Tiecks.

Von

Dr. Karl Freye in Friedenau.

Noch heute besitzen wir keine Gesamtausgabe der Werke von J. M. R. Lenz, die alle Anforderungen befriedigte. Die erste Sammlung veröffentlichte 1828 nach längerem Zaudern Ludwig Tieck: „Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz. Herausgegeben von Ludwig Tieck" (3 Bände. Berlin 1828, bei G. Reimer). Diese Ausgabe konnte auf die Dauer noch weniger genügen, als die beiden neuerdings von Blei und Lewy geleiteten. Freilich: damals Lenzens gesammelte Schriften herauszugeben, war eine weit größere Tat, und es wird um Tiecks willen interessieren, daß er selbst sehr bald einige seiner wesentlichsten Irrtümer als solche erkannte. Ja, wir sehen aus dem hier zu veröffentlichenden Schreiben Tiecks, daß er sich in der Ausgabe selbst zu korrigieren beabsichtigte; indes kam der Brief offenbar zu spät bei dem Verleger Reimer an.

Keineswegs alle Irrtümer und Lücken seiner Sammlung wurden Tieck so schnell bewußt. Wir wissen nicht, ob er je erkannte, daß er sogar den in Schillers „Horen" veröffentlichten „Waldbruder" übersehen hatte. Aber er sandte doch nachträglich noch drei Gedichte Lenzens an Reimer, worunter das überhaupt berühmteste des Dichters war, er sah ein, daß er den Abdruck des „Leidenden Weibes" und der „1748" datierten „Ode auf den Wein" mit Unrecht geduldet hatte. Vor allem die beiden letzten, durch die Reimersche Ausgabe verewigten Irrtümer sind oft als groteske Sorglosigkeiten hingestellt worden, zuerst von Edward Dorer-Egloff in dem Buch „J. M. R. Lenz und seine Schriften" (Baden 1857). Sorglos war ja Tiecks Verhalten wirklich gewesen, trotz des Zauderns war der Druck der Ausgabe noch zu früh begonnen, der Herausgeber hatte ihn weder genügend vorbereitet noch sein Fortschreiten dauernd überwacht. Aber auf alles fällt jetzt doch ein milderes Licht, und es bleibt nur zu bedauern, daß die unten folgende Erklärung Tiecks nebst den drei Gedichten nicht von ihm selbst an anderer Stelle veröffentlicht worden ist, wenn sie einmal nicht mehr in die Lenz-Ausgabe zu bringen war. Vielleicht fürchtete Reimer, sich buchhändlerisch zu schädigen, und hinderte Tieck an der Bekanntmachung.

Der komischste Fehler der „Gesammelten Schriften" bestand darin, daß im dritten Band Seite 268—274 ein Gedicht abgedruckt war, das nach dem Titel vor Lenzens Geburt entstanden sein mußte: die schon genannte Ode auf den Wein. Obendrein war ihr Ton der Art unsers Reinhold Lenz durchaus fremd. Dorer-Egloff bespricht den Fall auf Seite 10f. seiner Schrift und stellt den wahren Verfasser des Gedichtes (der auch Lenz hieß) fest. Nach den neuen Dokumenten bemerkte Tieck den Widerspruch schon 1828 und suchte sich zu rechtfertigen. Er wußte nur von einem Druck des Gedichtes mit der Unterschrift „Lenz" aus dem Jahre 1775, und so konnte er recht wohl die Vermutung äußern, die Jahreszahl 1748, die dieser Druck als Titelzusatz aufwies, beruhe auf einem Druckfehler.

Tieck hatte ein ganzes Drama Klingers irrtümlich mit abdrucken lassen, „Das leidende Weib". So auffallend dieser Fehler jetzt wirkt — er war doch entschuldbar. Klinger hatte in der „Auswahl" seiner Bühnenwerke (1794) seine beiden ersten Dramen, den „Otto" und das „Leidende Weib", verleugnet; obendrein wäre dies zweite Werk ohne Lenzens Vorarbeit niemals entstanden, es war fast eine Imitation. Noch Hebbel konnte unbefangen urteilen, es rühre ganz unstreitig von Lenz her. Freilich: Klinger hatte in früheren Jahren selbst drucken lassen, er bekenne sich als den Verfasser des „Leidenden Weibes", und eine Verlagsanzeige der Weydmannschen Buchhandlung (auf dem Umschlag des „Deutschen Museums") von 1776 nennt ihn auch ganz öffentlich als den Verfasser des „Leidenden Weibes" und des „Otto". Tieck war nahe daran gewesen, sogar dies zweite, Lenz innerlich sehr fremde Klingersche Drama seiner Sammlung einzuverleiben. Er hat das aber doch nicht verwirklicht. Und von dem ausgeführten Hauptirrtum dürfen wir ihn nachträglich wieder zur Hälfte freisprechen: schon 1828 hat Tieck eingesehen, das „Leidende Weib" sei ein Klingersches Werk.

Auch daß er nachträglich noch drei Gedichte, vor allem „Die Liebe auf dem Lande", einfügen wollte, entlastet ihn ein wenig. Er selbst nennt das Friederike Brion verherrlichende ja „das vielbesprochene Gedicht", und so darf man es wohl einen unglücklichen Zufall nennen daß er aus Schillers Musenalmach für 1798, dem er Lenzens „Tantalus" entlehnte, dies unvergeßliche Stück nicht auch sofort freudig entnommen hat. Tieck selbst schreibt an Reimer, daß er auf diese nachträglichen Gedicht-Zusätze nicht ganz aus eigenen Stücken gekommen sei, sondern sie „bei Schreiber" gefunden habe.

Tieck, durch sein Gichtleiden immer zu Kuren gezwungen, vertauschte 1828 das Bad Teplitz mit Baden-Baden. Und hier in Baden-Baden wohnte seit 1826 der badische Hofhistoriograph Alois Wilhelm Schreiber, der selbst einmal an eine Sammlung der Lenzischen Werke gedacht und in seinem „Heidelberger Taschenbuch" für 1812 und in dem Taschenbuch für 1816 „Cornelia" im ganzen sechs Gedichte Lenzens (davon zwei zum ersten Male) abgedruckt hatte, anscheinend sämtlich auf Grund handschriftlicher Überlieferung. Er wies Tieck auf die beiden übersehenen Gedichte „In einem Gärtchen am Contades" und „Klage eines schiffbrüchigen Europäers", die im „Heidelberger Taschenbuch für 1812" Seite 71f. und in „Cornelia" Seite 112 gedruckt waren, die Tieck aber auch in früheren Quellen hätte finden können. Tieck ließ Abschriften nach Schreibers Texten nehmen und sandte sie an Reimer. „In einem Gärtchen am Contades" wäre freilich auf diese Art in einer arg verstümmelten Gestalt der Ausgabe einverleibt; Schreiber kann dies Gedicht nur nach schlecht besorgter, eiliger Abschrift gedruckt haben, so entstellt ist es bei ihm.

Der gleiche Berater würde Tieck aber auch zu einigen neuen Fehlern veranlaßt haben, wenn die Nachträge gedruckt wären. Die beiden Gedichte aus dem Aprilheft des „Teutschen Merkur" von 1777 („An meine Freunde auf dem Lande" und „An mein Herz") sind sicher nicht von Lenz, der in dem gleichen „Merkur-Heft" durch einen „L." unterzeichneten Prosaaufsatz vertreten ist. Der Verfasser jener zwei Gedichte, der sich L**y nennt, ist zweifellos Londy, alias Samuel Gottlieb Bürde, der Mitarbeiter des „Merkur" war. In Bürdes „Vermischten Gedichten" (1789) stehen zwar beide Stücke nicht; aber der Verfasser sagt in der Vorrede, daß er von seinen zum Teil in periodischen Schriften verstreuten poetischen Arbeiten aus kritischen Gründen nur etwa die Hälfte hier gesammelt habe. Tieck irrte ferner, wenn er (ebenfalls auf Schreibers Veranlassung?) nachträglich Lenz die Ekloge „Menalk und Mopsus" wieder aberkennen, dagegen die Merckschen Gedichte „Pätus und Arria" und „Rhapsodie von J. H. Reimhardt, dem Jüngern", ja sogar das Reitzensteinsche Rührgedicht „Lotte bey Werthers Grab" Lenz zusprechen wollte. Immerhin überwiegen die nachgetragenen Berichtigungen die neuen Irrtümer wesentlich.

Die handschriftlichen Vorlagen der folgenden Texte wurden durch Herrn Dr. Emil Jacobs von dem Antiquariat Henrici für die Königliche Bibliothek in Berlin[1] erworben, und zwar zusammen

[1] Der Generaldirektion der Königlichen Bibliothek und der Direktion der Handschriftenabteilung bin ich zu Dank verpflichtet für die Erlaubnis des Abdrucks. Benutzen durfte ich eine durch Herrn Dr. Jacobs hergestellte Abschrift.



mit den von Tieck an Reimer gesandten Abschriften der drei Gedichte „Die Liebe auf dem Lande", „In einem Gärtchen am Contades" und „Klage eines schiffbrüchigen Europäers". Hinzugefügt war noch ein Gedicht von zehn achtzeiligen Strophen, betitelt „Das gefangne Vögelgen" (acht Seiten 8°), das offenbar als Briefchen übersandt ist und das Datum „16. Octobr. 89" sowie den Zusatz trägt: „Verzeihen Sie mir — meine Liebe — und übersehen Sie die Feler in dieser kleinen Arbeit!" Das Gedicht gehört aber sicher nicht zu den übrigen Papieren und stammt der Handschrift nach (trotz einer zunächst auffallenden Ähnlichkeit der Schriftzüge) *nicht* von Lenz.

Es beginnt: „Hab ich dich du Kleine?
Holde Sängerin?"

und schließt: „Jammerst mich du Gute
Flieh' mit freiem Mute
Hin in Thal und Wald
Find dein Männchen bald —"

Zu erwähnen ist endlich noch, daß die von Tieck hier brieflich gewünschten Widmungen in der Ausgabe seiner eigenen „Schriften" verwirklicht sind, wie auch, daß deren erster Band durch den hier „Einleitung" genannten „Vorbericht" (datiert „Baaden-Baaden, im Julius 1828") eröffnet wurde.

Geehrter Freund!

Ich sende Ihnen hier das vielbesprochene Gedicht, die Liebe auf dem Lande, welches in einem der Schillerschen Almanache stand und füge noch zwei kleine hinzu, die ich hier bei Schreiber gefunden habe: es fehlen nun noch folgende: 1. Teutscher Merkur, April 1777. An meine Freunde auf dem Lande: dieses ist gewiß von Lenz, wie mir Schreiber versichert, das y in L—y ist nur Druckfehler für L—z: ebenso das folgende: an mein Herz, p. 6. Da Sie in Leipz. den Merkur zur Hand haben, so habe ich es nicht wollen abschreiben lassen. Dann sende ich Ihnen eine große Seltenheit, die ich mir sehr genau aufzuheben bitte, auch daß der Abschreiber nicht das Buch verdirbt, nehmlich den Rheinischen Most, v. 1777 [!]. Dieser besteht ganz aus Gedichten von Göthe, Lenz und Merk. Die Rhapsodie, S. 105, v. J. Heinr. Reimhardt ist ganz gewiß von Lenz, u. muß also auch nachgetragen werden; und höchst wahrscheinlich ist Pätus und Arria p. 171, so wie Lotte bei Werthers Grab p. 181 ebenfalls von ihm. Dagegen ist, was Sie aufgenommen haben, Menalk und Mopsus p. 147 gewiß von Merk und nicht von Lenz. Es wird also wohl nothwendig sein, daß Sie als Nachtrag wenigstens noch Einen Bogen den Schriften des Lenz anfügen, und wie ich glaube, ist es gut, es recht schnell zu thun.

Endlich übersende ich Ihnen auch die Einleitung zu der Ersten Lieferung meiner Werke. Es ist mir sehr sauer geworden, die Kleinigkeit hier im Bade zu schreiben. Ich bitte, die Correkt. irgend einen Freund machen zu lassen, der die Nachlässigkeiten der Sprache verbessert, aber auch die Druckfehler zu vermeiden. Die Dedikation eines jeden Bandes bitte ich genau zu unterscheiden, 1) an Raumer, — worin Octavian, 2) Fried. Schlegel, — worin Genoveva, 3) Rehberg, worin Fortunat, 4) Schleiermacher, worin Phantasus 1. 5) W. Schlegel, — Phantas. 2. Auch diese muß ein Freund als Correktur ansehn. Raumer und Loebel hatten es mir versprochen, da diese aber in Berlin sind, wird es von denen nicht geschehn können.

Den Nachtrag bitte ich auch mit Aufmerksamkeit zu drucken.

Auf Wiedersehn: ich bin im Begriff abzureisen und bitte recht sehr mir nach Stuttgard doch zu melden, wenn Sie das Paket empfangen haben.

Baaden-Baden, Der Ihrige
den 16ten Jul. 1828. L. Tieck

Nachtrag.

Der Leser erhält hier noch einige Gedichte, die übersehen wurden. Die Rhapsodie von Reimhardt ist zuverlässig von Lenz, Pätus und Arria, so wie Lotte bei Werthers Grab kann man mit aller Wahrscheinlichkeit diesem Autor zuschreiben. Diese drei Gedichte befinden sich in einer Sammlung, Rheinischer Most, von der nur ein Heft 1775 erschien, und die jetzt zu den Seltenheiten gehört. In dieser findet sich auch die Ekloge, die in den dritten Band (p. 67) aufgenommen wurde, [sie] rührt, wie ich später erfahren habe, von Merk in Darmstadt her. So haben mich auch Kenner, die es wissen können, versichert, daß das leidende Weib (s. B. I) wirklich ein Schauspiel Klingers sei. <Dieses Schauspiel, da es ganz den Ausdruck Lenzens hat, ließ der Verleger, von einigen Freunden in seiner Überzeugung bestärkt, daß es dieser Sammlung einverleibt werden müsse, sogleich mit den übrigen abdrucken.>[1] Unter den Gedichten ist die Ode auf den Wein (p. 268) die sich in einer ältern Sammlung mit Lenzens Namen findet, merkwürdig. Gab es schon früher einen Dichter dieses Namens? Oder ist die Jahreszahl 1748 ein Druckfehler? Man hat sie aufgenommen und die Jahreszahl stehen lassen, um Freunde der Forschung auf sie aufmerksam zu machen. Ist das Gedicht von Lenz, so gehört es wohl zu seinen frühesten Versuchen.

[1] Der Satz zwischen < > ist durchstrichen.



Italienische Plakatkunst.

Von

Giorgio Bonacorso Graf von Buonaccorsi in Wien.

Als fahrender Geselle zog ich, mit Tagebuch und Skizzenmappe unterm Arm, nach langem Marsch per pedes Apostolorum über sonnbeschienene, staubige Landstraßen, in der alten Skaligerstadt Verona ein. Es war im Mai und von einem kommenden Türkenkriege hatte noch kein Mensch eine Ahnung. Die Menge braußte und brandete mit echt italienischem Lärm in ihrem gewöhnlichen Flaneurtempo über den Corso, und Bersaglieri, die heute vielleicht tapfer in Tripolis fechten, plauderten lachend und scherzend mit ihren Kameraden oder lauschten andächtig den Klängen ihrer vorzüglichen Regimentsmusik, welche auf der Piazza Brâ vor den altehrwürdigen Trümmern des Kolloseums die abendliche Platzmusik besorgte. Manch einer dieser lustigen, flotten Burschen stand wohl auch vor der einen oder anderen Plakatsäule, um unter den angepriesenen Abendvergnügungen seine Auswahl zu treffen, denn auch in Verona giebt es mancherlei Lustiges an den vielen Plakatsäulen und Wänden zu schauen und zu lesen. Ja die Stadt hat sogar Anspruch auf gleichen Ehrenplatz in der Reklame wie das nachbarliche Venedig. Lächelt doch ihr einstiger Zwingherr, Messer Cangrande der Scaliger, il leone della citta, wie die Toskaner solch' große Herren überaus treffend nennen, heutzutage nicht nur höhnisch-überlegen vom mittelalterlich prunkvollen Grabmal, sondern auch höchst modern und darum womöglich noch spöttischer von der Plakatsäule herab, wie es sein venetischer Kollege, der dickwanstige Condottiere Del Borro im Dienste von Henckell Trocken auf den Blattseiten der Jugend und des Simplicissimus als Inseratzeichnung hatte tun müssen. Aber nicht von weinlüsternen Söldnerführern oder gar bluttriefenden Tyrannen zu erzählen, ist meine Aufgabe. Nur von alltäglicher Reklame gedenke ich ein wenig zu plaudern, und wenn meine Einleitung zu diesem sachlichen Thema etwas allzu novellistisch ausfällt, so mag es eine gütige Redaktion und ditto Leser mit der Romantik des ersten Blattes dieser Art entschuldigen, das mir die erste italienische Stadt auf romantisch düstere Festungsmauern geheftet, bot. Übergossen vom südlich-hellen, lichten Scheine des Vollmondes lächelte mir bei meinem Einmarsch in Verona von den alten finsteren Festungsmauern ein Märchen entgegen, sinnreizend und doch zart, wie nur je eines vom blumenduftenden Osten hätte erfunden werden können. Es war die Zeichnung der kleinen blinden Madame Butterfly mit ihrem reizenden Töchterchen, angeschlagen als Plakat an die Zwing- und Trutzmauern der alten Skaligerstadt. Flächig und kraftvoll, plakatgerecht im besten Sinne, hält dieses von A. Hohenstein entworfene und bei Riccordi-Milano gedruckte Blatt dennoch all' die eigenartige, ostländisch-zarte und wienerisch-sentimentale Stimmung dieses anmutigen Stückes in sich gefangen. So verwob sich mir die Poesie dieser Plakatzeichnung zu einem reizenden Erlebnis in der monddurchleuchteten Südlandsnacht und gab mir ein Füllhorn der schönsten Hoffnungen auf später zu schauende Früchte italienischer Plakatkunst mit auf die fernere Reise. Leider ging die schöne Erwartung nicht restlos in Erfüllung. Auch im gelobten Lande klassischer Kunst und nunmehrigen Heimat des Futurus (mit seinen Futuristen und geistesverwandten Kubisten) ist der Durchschnitt der Reklamewände mit Kitsch ärgster Sorte und Holzschriftplakaten ordinärsten Geschmackes (bedauernswerterweise noch um ein erkleckliches Quantum stärker wie bei uns) überklebt. Das kann man vielleicht der italienischen Steuerlast aufs Gewissen bürden, die, wie auf allem und jedem, so auch auf der Anschlagreklame liegt und dementsprechend auch auf das Herstellungsbudget der Drucksorten drücken mag. Diese verflixten Steuern! Ich würde mich nicht wundern, wenn einer der schmucken, gelbbeaufschlagten Doganagesellen mir mit Nächstem, beim Hinausgucken aus dem Fenster, unversehens unter seinem federgeschmückten Lackhut hervor einen Bollo auf die Nase picken würde. Er täte es zwar sicher mit unvergleichlicher Liebenswürdigkeit und Grazie, welche bei ihnen so weit geht, daß die Finanz-Wachmannschaften eines schönen Tages hinter mir und rund um mich herum zum Patrouillengang antraten, weil ich



die Frechheit gehabt hatte, meine Staffelei mitten im Hausgange ihrer Kaserne aufzuschlagen und infolge Schwerhörigkeit die zart geflüsterten Bitten des Kommandierenden um Platz für die Formierung der Mannschaft überhörte. Statt mich hinauszuwerfen, wichen die Leute respektvoll rechts und links aus, und erst als die lauten Abmarschkommandos erschollen, merkte ich die verursachte Störung. Das ist sicher höchste Liebenswürdigkeit, aber zahlen, — zahlen muß man doch. Auch bei der Reklame. Dafür hat der Staat bei den jüngst verrauschten Feste commemorative der Reklame und ihren künstlerischen Hifskräften in weitem Maße zu verdienen gegeben. Jedoch wurden, abgesehen von den beiden überall durch Anschlag oder Briefverschlußmarken sattsam bekannten Plakaten der Esposizione internationale zu Turin und Rom, deren Adler und Aktfigurensymbolik den kühl vornehmen Geist klassischer Vergangenheit auch in die Gegenwart tragen sollte, die Nebenausstellungen, meist nur im Lande selbst in den verschiedenen Provinzstädten Italiens, affichiert. Diese Plakate blieben daher im Auslande der großen Masse ziemlich unbekannt. Die vielen Städte mit Blumenausstellungen, allen voran natürlich la citta dei fiori, das anmutige Florenz, bedurften allein schon einer ganzen Serie von Plakaten, welche, dem gegebenen Thema entsprechend auch reizend und anmutig gestaltet, in Erscheinung traten. Napoli, la bella, mit einem Plakat des Stáb. Richter & Co. in Neapel und das wohl gleichfalls als italienisch zu betrachtende Triest mit einer Zeichnung von Camboni und Druck des Stab. Modiano-Trieste, hatten ihre „Mostra floreale ed orticola" in besonders schönen Entwürfen angekündigt. Blumen in ungezählten Massen, schwerblütige Rosen in sinnverwirrender Fülle über steinschwere Ballustraden gebreitet, oder gleich Teppichen über liebeflüsternde Balkone hängend, alle möglichen Arten der süßduftenden Kinder Floras, die das italienische Volk so sehr liebt, daß im südlichen Italien zum Beispiel weder Herr noch Dame mit Blumen über die Straße gehen kann, ohne von Kindern und Frauen, Knaben oder Mädchen, um das Geschenk einer Blüte angegangen zu werden, gaben das mit mehr oder weniger Geschmack variierte, durchschnittlich aber künstlerisch befriedigend durchgeführte Leitmotiv. Venedig hatte, seiner Eigenart entsprechend, statt der Blumenausstellung seine internationalen Regatten, draußen am Sonn- und Menschenüberfluteten Lido. Als Vorwurf für die Plakate dieser regate internationali verwendete deren Zeichner, Blaas da Lezze, eine eigentümliche Stilisierung von rennsegelnden Yachten, die eine ganz vorzügliche Plakatwirkung ergaben. Gedruckt wurde das Blatt im Stab. grafico G. Scarabelli-Venezia. Ein geradezu erstklassiger Vertreter italienischer Reklamekunst ist der leider anonyme Plakatdruck marca Zenit, für die weltbekannte Hutfirma G. B. Borsalino fu Lazzaro e Co., der zwar mit den Nationalfesten nichts mehr zu tun hat, jedoch für den Plakatliebhaber um seiner Schönheit willen sicherlich von größerer Wichtigkeit sein dürfte, als alle Ausstellungsblätter zusammen. Hut, Stock und Handschuhe eines vornehmen, vielleicht eben zu Besuch gekommenen Eleganto liegen nachlässig hingeworfen auf einem der so bequemen modernen Klubsessel. Das Ganze ist vorzüglich in den Raum gestellt und auf einen reklamegerecht lebhaften, lichtgelben, dabei aber immer noch angenehmen Grundton gestimmt. Ein einfacher Vorwurf, einfach und richtig gezeichnet, von vorzüglicher künstlerischer Komposition und ebenso vorzüglicher Reklamewirkung. Also ein Plakat wie es sein soll. Auch die Sportplakate von A. Hazza sind bei famoser Technik und künstlerischer Zeichnung von eminenter Reklamewirkung. Ich erinnere mich da insbesondere des großen Blattes mit den drei Radfahrern auf blauem Hintergrunde. Die Charakteristik der Köpfe, besonders des Letzten der Rennfahrer, ist mit den wenigen in Anwendung gebrachten Mitteln geradezu mustergültig herausgearbeitet. Eine pikante, in bequemster Schlafzimmertoilette befindliche Frauengestalt von echt italienischer Charme und Biegsamkeit, wie man sie nur in Rom, eventuell noch in Paris und Wien findet, protegiert unbehelligt von sittlichbehördlicher Konfiskation die Vorzüge des liquore Strega ditta G. Alberti-Benevento Chiasso. Der Entwurf stammt von Dudovich, einem der tüchtigsten italienischen Plakatkünstler und, wenn ich nicht irre, auch Mitarbeiters unseres Langenschen „Simplizissimus", und ist im Stabilimento Riccordi-Milano, wohl der besten und größten Plakat- und Kunstdruckerei Italiens, vervielfältigt worden. Dudovich, den ich etwa mit dem Berliner J. Klinger nicht allein in bezug auf zeich-



nerische Richtung, sondern auch bezüglich Fruchtbarkeit seiner Arbeitskraft vergleichen möchte, hat für Mele & Co., Napoli eine Reihe vorzüglicher Blätter gezeichnet, unter denen ich Mode e Novita, ferner: Eleganza Novita und Confezioni Specialita per Bambini hervorheben möchte. Es sind meines Wissens die besten existierenden Modeplakate. Weder in Paris noch in München, Wien, Berlin oder sonstwo habe ich in Sammlungen oder gar, wie hier, im Anschlage Blätter zu Gesicht bekommen, welche in gleich vorzüglicher Art allen speziellen Anforderungen der Modebranche so ausgiebig gerecht werden, ohne hierbei auch nur ein Tüpfelchen an künstlerischer oder reklametechnischer Wirksamkeit zu streichen. Sehr überrascht ist man übrigens, wenn man dieses, in so vorzüglicher Art und in Riesenformaten affichierende neapolitanische Konfektionshaus an Ort und Stelle zu Gesicht bekommt. Diesen Plakaten und der so ziemlich ganz Süditalien beherrschenden Versandtabteilung der Firma entsprechend, erwartet man ein modernes Kaufhaus à la Wertheim in Berlin, wenn auch ohne besonderen Prunk und Ausstattung. Ich habe das Geschäft in Neapel gesucht und bin, trotz seiner günstigen Lage in nächster Nähe des Bahnhofes, zweimal ahnungslos daran vorübergegangen. So unscheinbar und winzig erscheint der eigentliche Laden. Von einer modernen Schaufensteraufmachung ist nicht die geringste Spur vorhanden. Der Süditaliener, der das „behagliche Heim“ nicht kennt, wendet sich eben zuerst der Außenreklame zu, während der deutsche Geschäftsmann mit den inneren Geschäftsräumen beginnt. Auch steckt die Reklame hierzulande trotz aller guten Ansätze eben doch noch sehr in den Kinderschuhen. Dementsprechend zeigen sich die gewissen Übergangsplakate noch in reicher Fülle, Plakate, bei welchen die kräftigen Hintergrundflächen, eventuell noch ditto gezeichnete Kleider, die „moderne Reklamewirkung“ besorgen müssen, während die übrige Zeichnung, weich und detail-modellierend durchgepimpelt, auf diese Flächen à la „Photographieskizze“ aufgeklebt erscheint. E. Malerbas Plakat für Vermuth Gambarotta, Stab. Dr. Chappuis-Bologna, ist ein Beispiel hierfür, wenn auch schon eines der besseren. Besonders arg im Kitsch, meist blutrünstigster und anderweitig aufreizendster Art, wüten gewisse Buchhändler- und Cinema-Plakate. Doch gibt es, leider hauptsächlich nur in letzterer Sorte, auch manches Gute und sehr viel Mittelmäßiges. Das kann man übrigens im Auslande gleichfalls beobachten, da ja die italienienischen Kinematographenplakate mit den Films zusammen durch die ganze Welt reisen. C. Mormite, der für die Vesuvio Films, Druck im Stab. Folleto-Napoli, zeichnet und T. Tosa (auch L. L. J. 11), dessen Entwürfe meist im Stab. Aquila (L. Ottolenghi)-Torino ausgeführt werden, sind zwei der besseren unter diesen Cinemaplakatspezialisten. Die Pharmazie macht in Italien von der Plakatwand ebenfalls ausgiebigen Gebrauch. Das Sujet dieser Blätter ist durchschnittlich zurückhaltend in Motiv und Darstellungstechnik. G. Buffa traut sich zum Beispiel für antagra Bisleri die altbekannte Äskulapschlange in nur wenig stilisierter Zeichnung zu bringen. Ähnlich zahm ist das Blatt Ferro China Guasti von Prato-Toscana. Die Chemie mag in Smalti colorificio italiano (Stab. Dr. Chappuis) und die „geistige“ Seite der Chemie in dem Blatte distilleria Duina (Stab. Armanino-Genova) ihren plakattechnischen Repräsentanten finden. An Lotterieplakaten fiel mir nur der Druck für die feste commemorative auf, doch habe ich weit bessere und schönere Blätter dieser Gattung in Deutschland und vor allem in Österreich (aus der Kaiserlich Königlichen Staatsdruckerei) gesehen. Daß auch die Politik in der italienischen Plakatkunst zu Worte kommt, zeigt P. A. von Sencigs Entwurf: Comparate i fiammiferi della Lega Nazionale. Und nun will ich noch, am Ende meines Kapitels, geschwind mit etwas durchaus Erstklassigem abschließen, indem ich A. Giustis Entwurf für Fiuggi-Grand Hotel e Cursal erwähne, das bei guter Reklamewirkung in vornehmem Geschmack komponiert und ebenso gezeichnet ist. Ob ich freilich bei dieser eilenden Massenaufzählung auch wirklich immer gerade die bestverständlichen Repräsentanten der bezüglichen Gruppen herausgegriffen habe, getraue ich mich nicht so ohne weiteres zu behaupten. Doch liegt dies ja auch eigentlich nicht im Rahmen dieser Plauderei, die, ähnlich einer Reihe von Momentaufnahmen, mehr ein Bild des Gesammteindruckes italienischer Plakatwände geben soll, wie sie sich etwa dem Liebhaber moderner Graphik auf einem eiligen Italienbummel durch Nord und Süd mit all ihren Vor- und Nachteilen zurzeit präsentieren.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Cranachstr. 38. Druck u. Verlag von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.



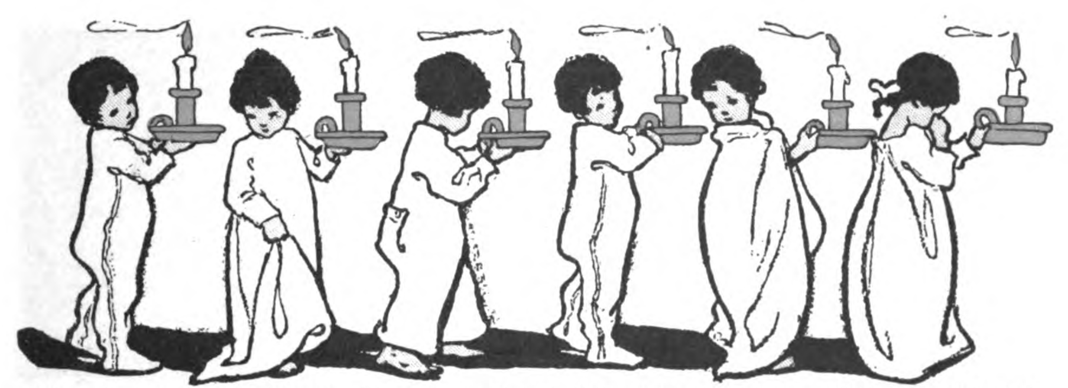


Abb. 1. The Bed-time Book by Helen Hay Whitney. Pictures by *Jessie Willcox Smith*. New York, Duffield & Company MCMX. (¹/₄.)

Vom amerikanischen Bilderbuch.

Von

Ernst Eisele in New York.

Mit 12 Abbildungen.

Die Bewegung, dem Kinde vom modernen Gesichtspunkt aus künstlerische Bilderbücher zu schaffen, ist für Amerika noch neu. Bis vor wenigen Jahren war Amerika der Hauptsache nach ganz abhängig von England, auch deutsche Bilderbücher, speziell Nürnberger und Fürther Ursprungs, wurden in amerikanischen Auflagen hergestellt. Erst in neuester Zeit haben amerikanische Künstler angefangen, sich auf dem Gebiet des Bilderbuchs zu betätigen, und die guten Anläufe, über die in den nachfolgenden Zeilen berichtet werden soll, lassen bald noch viel Besseres vermuten. Bedauerlich ist nur, daß trotz des hohen Preises, der für die meisten Bilderbücher verlangt wird, auf die Reproduktionsart nicht größere Sorgfalt verwendet wird, manche lassen darin viel zu wünschen übrig.

Typisch amerikanische Bilderbücher gibt es allerdings noch wenige. Eines der erfolgreichsten ist die von *R. F. Outcault* geschaffene Serie der Erlebnisse und Streiche von einem Jungen „Buster Brown", seinem Hund „Tige" und seiner Schwester „Mary Jane". Diese aus den illustrierten Beilagen der Sonntagszeitungen hervorgegangene Serie ist — und wohl mit Recht — heftig angegriffen worden, weil sie trotz der guten „Entschlüsse", mit denen jeder Streich endet, nicht gerade sehr zur guten Erziehung der ohnehin schon frei und unabhängig angelegten amerikanischen Kinder beigetragen hat; die Zeichnungen entbehren aber nicht eines gewissen charakteristischen Humors und seien deshalb hier erwähnt. Der großen Masse des Volkes waren sie jedenfalls für mehrere Jahre eine recht willkommene Gabe, und Outcault hat wegen seines großen Erfolgs auch manchen mehr oder minder geschickten Nachahmer gefunden, so zum Beispiel R. Dircks mit seinen „Katzenjammer Kids", M. S. Hays mit „Captin Kiddo", Opper mit seinem „Happy Hooligan", „Maud" und Bunnys „Foxy Grandpa" — alles Karikaturen auf einen speziellen Teil unserer Bevölkerung, wie schon die Titel angeben. Die Abbildung 7 ist Buster Browns „Fun and Nonsense" entnommen.



Abb. 2. The Bed-time Book by Helen Hay Whitney. Pictures by *Jessie Willcox Smith*. New York, Duffield & Company MCMX. (¹/₄.)

Unter den wirklich künstlerischen Illustratoren

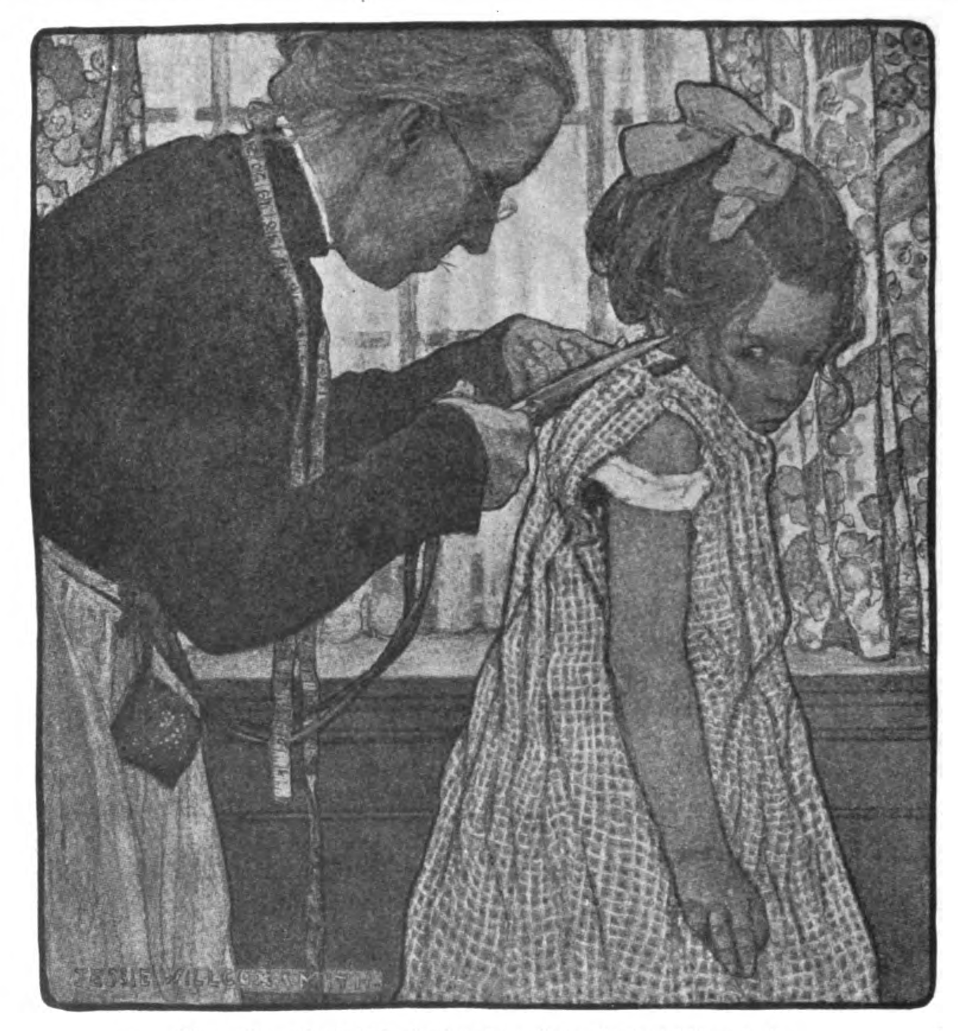


Abb. 3. Rimes of real children by Betty Sage. Pictures by *Jessie Willcox Smith.*
New York, Duffield & Company MCMIX. (2/3.)

für Bilderbücher steht unzweifelhaft *Jessie Wilcox Smith* an erster Stelle. Eines ihrer schönsten Bücher ist das „Bed-time Book", eine Sammlung Gedichte von Helen Hay Whitney, illustriert von der Künstlerin (1910 bei Duffield & Co. erschienen). Es liegt ein ganz besonderer Reiz über diesen Bildern, speziell die Vignetten sind treffend charakterisiert (siehe Abbildung 1 und 2). Ein anderes wohl gelungenes Buch ist: „Betty Sage's Rhymes of Real Children", von Miß Smith illustriert, eine gute Sammlung von Kinderreimen, ganz aus dem Leben gegriffen, und die Illustrationen im Einklang mit dem Text. Auch hier haben die Bordüren besonderen Reiz, die Bilder selbst stellen Szenen aus dem Kinderleben recht lebendig dar (siehe Abbildung 3). In ähnlicher Ausstattung ist auch das „Book of the Child", bei F. A. Stokes Co. erschienen (siehe Abbildung 5), ferner „A Childs Book of Old Verses", von ihr selbst ausgewählt und illustriert, und „A Childs Book of Stories", von P. W. Coussens gesammelt und von Miß Smith illustriert. In Schwarzweiß hat die Künstlerin Originelles geleistet in der Illustration zu Robert Louis Stevensons Sammlung von Kindergedichten: „A Childs Garden of Verses" (1905 bei Scribners erschienen, siehe Abbildung 4).

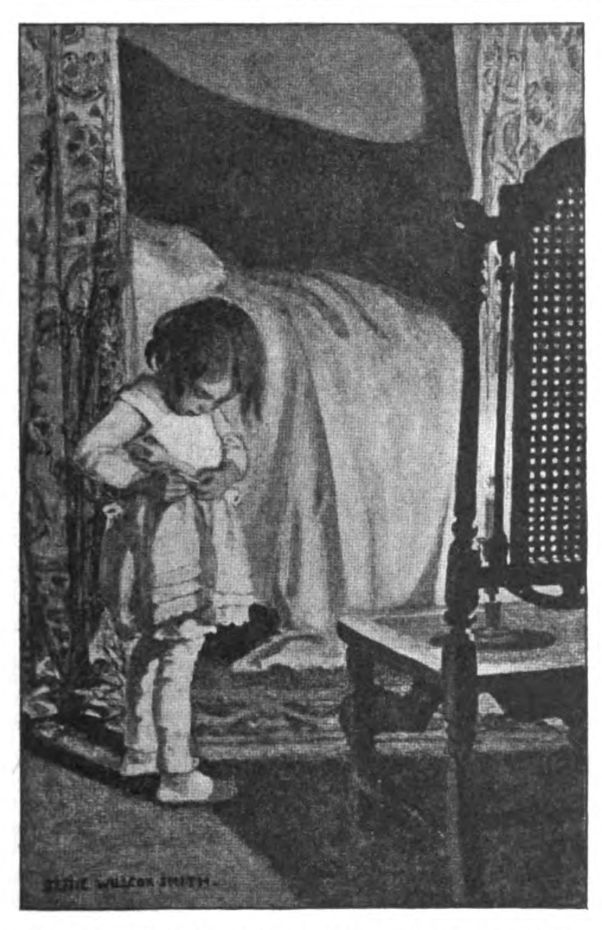


Abb. 4. A. Childs Garden of Verses by Robert Lovis Stevenson with Illustrations by *Jessie Willcox Smith*. Charles Scribners Sons New York MCMX. (²/₃.)

Eine andere originelle Künstlerin ist *Grace G. Wiederseim*. Sie hat gleich Outcault eine Anzahl grotesker Charaktere geschaffen, die teilweise ganz ins Volksleben eingedrungen sind; die Charakterpuppen, die nach ihren Zeichnungen hergestellt werden und unter dem Namen „Campbell Kids" bekannt sind, sind die Freude manch amerikanischen Kinderzimmers. Bei ihren Bildern ist der Gesichtsausdruck, speziell der Augen, die Hauptsache. In „The Tiny Tots" (1909 bei Stokes erschienen), erzählt und beschreibt sie die Erfahrungen zweier Kinder im Hause und in Wald und Feld in einer höchst komischen Weise (siehe Abbildung 9). In „Kiddie Rhymes" ist eine Sammlung von Kinderliedern zusammengebracht, die ganz amüsant illustriert ist. Andere Charaktere, die sie geschaffen hat, haben teilweise schon den Weg über den Ozean in fremdsprachige Ausgaben gefunden; so zum Beispiel „Fido", die Geschichte eines Hundes, „Ducky Daddle" die Geschichte einer Ente, „Kitty Puß" eine Katzengeschichte, „Dolly Drake" und „Bobby Blake".

Die Bücher, welche *Robert W. Chambers*, ein erfolgreicher Romanschriftsteller für die Jugend geschrieben hat, haben in *Frederik Richardson* einen guten Illustrator gefunden. Seine Bilder haben eine ganz besonders feine Farbenzusammenstellung und sind recht kindlich gehalten, am schönsten dürfte wohl „Mountain Land" sein. Desselben Verfassers „Garden Land" wurde durch *Harrison Cady*, wenn auch nicht ganz mit demselben Reiz, ähnlich illustriert; hier sind es hauptsächlich groteske Bilder aus dem Tierreich, welche das Kind auf das interessante Tierleben im Garten aufmerksam machen. Wieder ein anderer Zeichner, *Emily Benson Knipe*, eine Malerin, hat die Bilder zu Chambers „Forest Land" geliefert, in der Art der vorhergenannten Künstler.

Harrison Cady hat auch mit gutem Erfolg eine Anzahl kleiner Erzählungen von *Frances Hodgson Burnett*, der beliebten Verfasserin von Little Lord Fauntleroy, illustriert; so zum Beispiel „The Cozy Lion", eine lustige Löwengeschichte, „The Spring Cleaning" und „Queen Silver Bell". Die Skizzen in diesen Bändchen sind sehr passend und speziell im letztgenannten Buch gut gelungen; bedauerlich ist nur, daß bei einzelnen dieser Bändchen wenig Wert oder Sorgfalt auf eine entsprechende Reproduktionsart gelegt wurde, da sonst die Wirkung der Bilder zweifelsohne eine größere geworden wäre.



Abb. 5. The Book of the Child with facsimiles of drawings in colour by *Jessie Willcox Smith* and Elizabeth Shippen Green. Frederik A. Stokes Comp. New York. (¹/₂.)

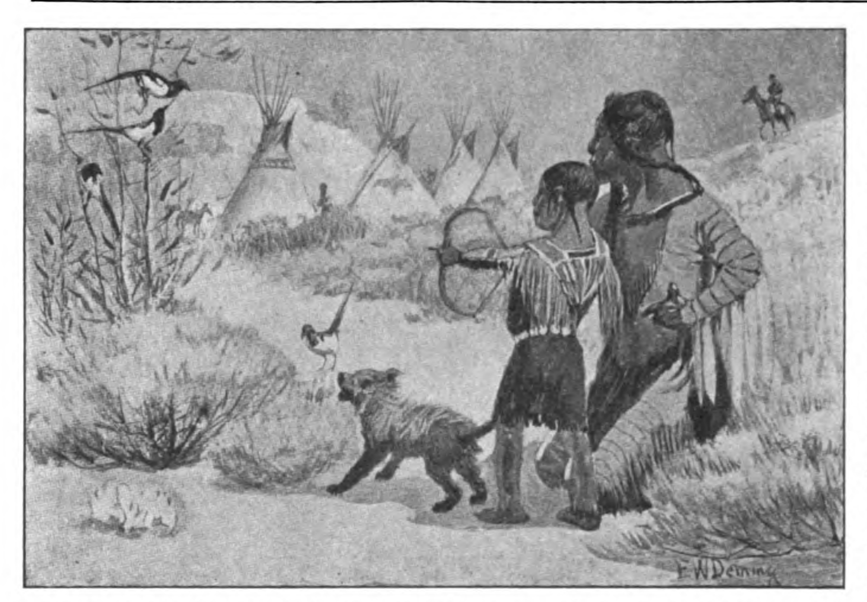


Abb. 6. Indian Child Life. Illustrationsby *Edwin Willand Deming*. New York, Frederik A. Stokes Comp (1/2.)

Bertha L. Corbett hat eine glückliche Hand in der Wiedergabe von Kinderszenen aus dem Leben; ihre Bilder erinnern sehr an den köstlichen französischen Zeichner Bontet de Monvel. Am gelungensten sind ihre „Overall Boys“, die Erlebnisse von vier Jungens mit Text von Eulalie Osgood Grover und die „Sunbonnet Babies“, die Erlebnisse kleiner Mädchen; das Gesicht dieser Kinder ist auf allen Bildern durch die Sonnenhaube verdeckt und ist nie zu sehen, aber trotzdem wird durch die entsprechende Stellung immer ein gelungener Ausdruck hervorgebracht (siehe Abbildung 10). Sehr amüsant ist auch das kleine Album von *R. C. Twelvetree* „Seven little women“, nach der Art der „Zehn kleinen Negerlein“ die Erlebnisse von sieben kleinen Mädchen, schildernd, von denen eins nach dem andern infolge eines Unfalls verschwindet, bis zuletzt nur noch die Kleider vom letzten übrig bleiben.

Ethel Franklin Betts ist eine Zeichnerin, welche dem Kindesleben intime Szenen abgelauscht und sie glücklich festzuhalten verstanden hat. Ihre beiden besten Bücher sind „The Complete Mother Goose“ und „Favorite Nursery Rhymes“, beides gute Sammlungen von Kinderversen mit farbigen und schwarzen Illustrationen (siehe Abbildung 8).

Tiergeschichten spielen für das Kind immer eine große Rolle, und es ist daher naheliegend, daß sich einzelne Künstler auf dieses Gebiet gewagt haben. Zu den bekannteren Büchern gehören die Tiergeschichten von Edith B. Davidson, zu denen *Clara E. Altwood* die Zeichnungen geliefert hat: „Nibbles Poppelty Poppett“, die Abenteuer von ein paar Mäuschen (siehe Abbildung 11); „Bunnikins Bunnies“, die Abenteuer zweier Hasen im Zeltlager und in Europa, köstliche Tierzeichnungen zu lustigen Geschichten. Die Erlebnisse einer Eichhörnchen-Familie sind in Anne Hares „Wollopors“ mit Zeichnungen von *Harry L. Miller* sehr amüsant erzählt und gezeichnet (siehe Abbildung 12).

Wohl von ähnlichen europäischen Büchern inspiriert sind die beiden Sammlungen Kinderlieder von *John & Rue Car-*

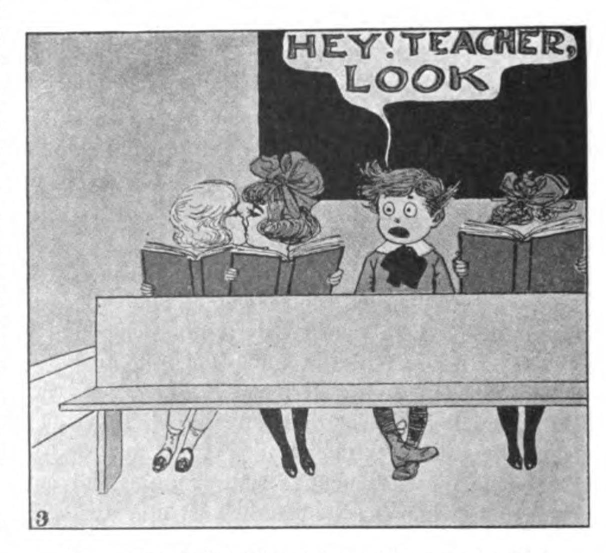


Abb. 7. *Outcault*, Buster Browns Fun and Nonsense. New York, Frederik A. Stokes Comp. (2/3.)

penter (bei McClurg in Chicago erschienen) „Improving Songs of anxious Children“ und „When little Boys sing“. Die Bordüren sind teilweise sehr gut gezeichnet, wenn auch wenig typisch Amerikanisches darin ist.

Es erübrigt sich mir noch, auf einige originelle, wenn auch nicht immer ganz künstlerisch durchdachte Bilderbücher aufmerksam zu machen. Ein Künstlerehepaar *Clara Andrews Williams und George Alfred Williams* hat eine Serie Modellierbilderbücher herausgegeben, bei denen das Kind die eine abtrennbare Hälfte auszuschneiden und auf den anderen Teil, der dadurch vervollständigt wird, aufzukleben hat, wodurch ein neues, sozusagen durch des Kindes eigene Hand geschaffenes Buch entsteht. So ist zum Beispiel „The House that Glue built“ eine Serie von Innenräumen, in welche alle betreffenden Gegenstände eingeklebt werden, andere Bände handeln von der Zusammenstellung von Schiffen, Eisenbahnen und anderem mehr. Dieselben Künstler haben auch das „Surprise Book“ veröffentlicht, dem eine drollige Idee zugrunde liegt; in dieselbe Kategorie gehört auch das von *Gelett Burgeß* veröffentlichte Werkchen über gute Sitten für die Kinder: „Blue Goops and Red“, wo nach dem System des Verwandlungsbilderbuchs die artigen roten Kinder sich gut betragen, während sich die bösen blauen Kinder in derselben Situation schlecht aufführen.



Abb. 8. Favorite Nursery Rhymes pictured by *Ethel Franklin Betts*, New York, Frederik A. Stokes Company. (²/₁.)

Zwei interessante Puklikationen sind die bei Stokes erschienenen Bücher eines Indianers und seiner Frau *Edwin W. Deming* und *Therese O. Deming*. „Red Folk and Wild Folk“ ist eine Sammlung indianischer Sagen, von der Verfasserin nach mündlicher Überlieferung niedergeschrieben, „Indian Child Life“ eine Sammlung indianischer Kindergeschichten und Gebräuche aus dem Kinderleben, vom Künstler E. W. Deming selbst zusammengestellt und wie das erstere Buch reiohlich und originell illustriert mit Bildern aus dem Volksleben der Indianer. Beide Werke sind vom kultur-

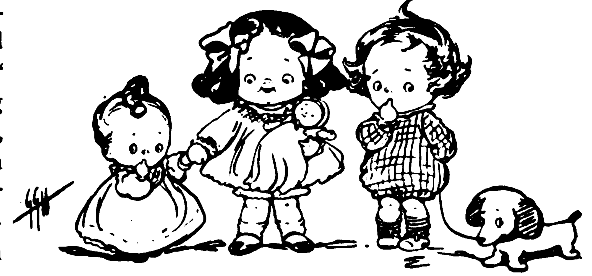


Abb. 9. The Tiny Tots, their adventures by *Grace G. Wiederseim*. New York, Frederik A. Stokes Comp. (¹/₂.)

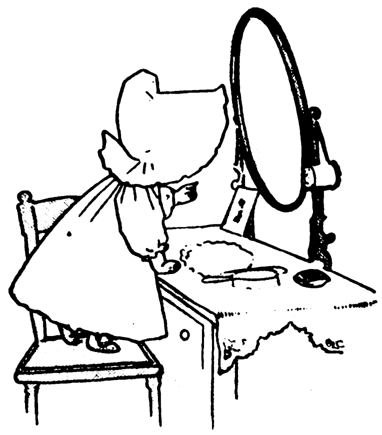


Abb. 10. The Sunbonnet Babies Book by Eulalie Osgood Grover. Illustradet. by *Bertha L Gorbett* ("The mother of the Sunbonnet Babies"). Rand, McNally & Comp. Chicago, New York, London. (*Originalgrosse.*)

historischen Standpunkt sehr wertvoll, da es verhältnismäßig wenig moderne Illustrationen von Indianern selbst gibt (siehe Abbildung 6).

Ein durch seine farbenprächtigen Bilder auch über die Grenzen Amerikas hinaus bekannter Künstler, *Maxfield Parrich*, der unter anderem „1001 Nacht" und „Hawthorne's Wonderbook" illustrierte, hat zu der bekannten Sammlung von Eugene Field's Kindergedichten „Poems of Childhood" ein paar farbige Illustrationen geliefert, die von der Eigenart dieses Künstlers zeugen.

Wie schon eingangs erwähnt, ist die einheimische Produktion von künstlerischen Bilderbüchern im Verhältnis noch recht gering; es macht sich aber immer mehr das Bedürfnis nach guten Büchern geltend, und die nächsten Jahre werden wohl noch weit Besseres bringen. Der Einfluß, den die Kinderabteilungen aller öffentlichen Bibliotheken, voran die Neu Yorker öffentliche Bibliothek, die in ihrem neuen Gebäude geradezu eine Musterbibliothek von feinen Kinderbüchern aus aller Herren Ländern zusammengestellt hat, ausüben, macht sich immer mehr geltend, und mit der Besserung des Geschmacks geht es schnell vorwärts im „Land der unbegrenzten Möglichkeiten".

Die Stadtbibliothek in Lindau.

Von

L. Dorfmüller, Bezirksamtsassessor in Wunsiedel.

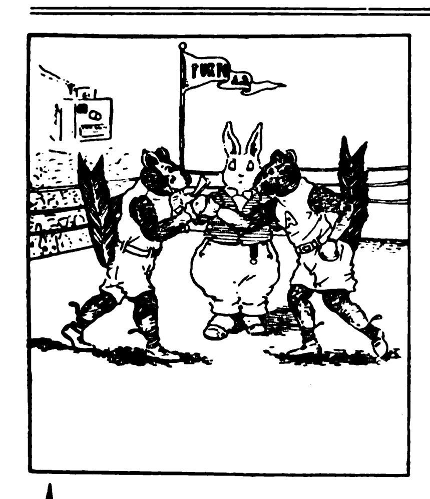
Die Provinzbibliotheken sind in der Regel wenig beachtet und wenig gewürdigt; dem größeren Teil der Fachmänner und der Bücherfreunde unbekannt, oft auch unzugänglich, schlummern die mächtigen Folianten unter dem Staub, der seit Jahrzehnten, vielleicht schon seit Jahrhunderten sie bedeckt, harren äußerlich unscheinbare Broschüren und kostbare Werke in goldgepreßten Bänden des Erweckers, der sie der staunenden Bibliophilenwelt als Unika, als köstliche, noch unbekannte Geschenke vergangener Jahrhunderte verkündet.

In etwas möchte dies auch bei der Lindauischen Stadtbibliothek zutreffen, nicht so sehr, als ob ihre Existenz so durchaus unbekannt geblieben wäre, als vielmehr wegen der beachtenswerten Qualität der Werke, die sie birgt und die bisher nur auf einigen Gebieten eine genauere Durchforschung erfahren haben.

Die Geschichte der Lindauischen Stadtbibliothek ist noch nicht geschrieben, auch diese Zeilen verfolgen ein anderes Ziel. Sie wollen dem Bücherfreund nur kurze Angaben bringen und mit der Beschreibung einiger unbekannter Drukke schließen.

Das anbrechende Reformationszeitalter weckte, wie überall in den Reichsstädten, so auch in Lindau das geistige Leben in dem Sinne einer größeren Beteiligung der Allgemeinheit an den Zeitfragen, insbesondere

Abb. 11. Nibbles Poppelty-Poppett by Edith B. Davidson. With Illustrations by *Clara E. Atwood.* Little, Brown and Comp Boston 1911. (*Originalgrosse.*)



At first Fuzzy Wuzzy
was nimble and spry
And dodged all the blows
that our Jack would let fly.

Abb. 12. The Wollopors by Anne Hare. Pictures by *Hany & L. Miller*. Saalfield Publishing Comp., New York, Akron (Ohio), Chicago. (²/₃)

an der religiösen Frage. Als im Jahre 1528 die Barfüßer-Kirche in Lindau profaniert und mit ihr das seit 1241 bestandene Barfüßerkloster aufgehoben und von der Stadt zu Eigentum genommen wurde, ging die „Klosterliberey" ebenfalls in den Besitz der Stadt über.

Ungefähr zur gleichen Zeit brachte man Bücher aus den Kirchen und dem Damenstift im Barfüßerkloster zusammen, ob in irgendeiner Form Rechtens, mag dahingestellt bleiben. Immerhin kann die Masse der so gesammelten Drucke und Handschriften nicht groß gewesen sein; denn es sind gegenwärtig nicht viel Bände erhalten, die mit einiger Sicherheit als aus diesen alten Beständen herstammend bezeichnet werden können, und es ist auch in der Zwischenzeit nicht viel zugrunde gegangen, denn trotz der schlimmen Zeitläufte des XVII. Jahrhunderts blieb die Bibliothek von Brand und Plünderung verschont. Bibliothekzeichen waren dem Damenstift und dem Barfüßerkloster, ebenso den Kirchenbibliotheken unbekannt; Kataloge der Bibliotheken sind nicht vorhanden. Lediglich aus Eintragungen, teilweise auch aus dem Alter und Inhalt oder dem Verfasser der Werke läßt sich ein Schluß auf ihren ursprünglichen Standort ziehen. Sicher ist, daß ein großer Teil der ohnehin nicht zahlreichen Handschriften, ferner die ersten Flugschriften aus dem Reformationszeitalter aus der Bücherei des Barfüßerklosters stammen, während sich die Wiegendrucke der Bibel und die Inkunabeln theologischen und philologischen Inhalts ziemlich gleichmäßig auf dieses Kloster und die übrigen Bibliotheken verteilen, was auch leicht erklärlich ist; denn in den Kirchen und im Stift herrschte der kirchlichkorrekte Geist vor, während in den Minoritenklöstern von jeher ein geistig freieres, der Reformation mehr entsprechendes Leben sich bemerkbar machte. Wie anderwärts ist ja auch in Lindau die Reformation vom Barfüßerkloster ausgegangen: seit 1522 predigte der Barfüßermönch Lesmeister Michael Hugo oder Hug in evangelischem Sinne im Kloster.

Mit Ernst trat man an die Gründung der Bibliothek 1538 heran. Über diesen Vorgang existiert ein Bericht Kaspar Heldelins, des damaligen Rektors der Lindauer Lateinschule, der hier wenigstens im Auszug als ein Denkmal des geistigen Strebens der Vorfahren und zugleich als Information über die Organisation und die Verhältnisse der Bibliothek Platz finden mag:

„Endlich, damit wirs in nichts, was irgend zum Fortgang des Evangeliums dienen könnte, an dir fehlen ließen, Nachwelt, haben wir auch unsern Sinn darauf gerichtet, eine Bibliothek zu schaffen und zu eröffnen. Weil man freilich zu deren Einrichtung größeren Aufwand machen mußte, beschloß man in unserem frommen Konvent einhellig, den Rat deswegen anzugehen. Darum traten im Jahre des Herrn 1538 am 9. August die folgenden durch Frömmigkeit und Bildung gleichermaßen geschickten Mitbürger und Brüder vollzählig vor den Rat: Thomas Gaßner, unser Bischof, Jeremias Lins, Johannes Riner, Otmar Schenk, seine Mitdiener, Hieronymus Pappus, Jakob Feurstein, Scholarchen, Mag. Andreas Hünlin, Kirchengutsverwalter, Andreas Mürgel, Siechenpfleger, Johannes Bensberg, Oberbaumeister (aedilis), Kaspar Heldelin, Schulmeister, Jakob Klein, Meister der deutschen Schule, Dr. Johann Hener, Arzt, Alexander Kroel, Simon Stocker, Neubürger, Lorenz Schefler, Meister Thomas Binder, Leonhard Baier, Hospitalschreiber, Matthäus Brombeiß, Johann Hünlin, Georg Guler, Bartscherer, lauter wohlgesinnte, evangelische Männer. Die Ansprache hielt Thomas Gaßner, und mit der Gewalt der Rede, die ihm eigen ist, lenkte er den Rat zu unserer Absicht, sodaß er beschloß, alle Jahre, so lang es ihm genehm scheine, je 24 fl. zur Erweiterung der Bibliothek zu geben. Wenige Tage darnach



hielten wir zur Beschleunigung eines für die Gesamtheit so nutzbringenden Werkes wiederum eine Versammlung, und saßen auch die Evangelisten vom Lande dabei. Da fragte man jeden der Reihe nach um seine Meinung und beschloß, daß zuerst des heiligen Augustinus Werke angeschafft werden sollten. Dann bestimmte man als Vorstände der Bibliothek Jeremias Lins den Evangelisten und Kaspar Heldelin, den Schulmeister, deren Obsorge die Leitung und Anschaffung der Bibliothek anvertraut wurde."

Aus dem Bericht geht ferner hervor, daß man schon damals einen Katalog anlegte, von dem sich leider nichts erhalten hat. Zuerst waren die Bücher in der sogenannten Konsistorialstube — im westlichen Flügel des Klostergebäudes, dem sogenannten Predigerhaus — untergebracht. Im Jahre 1749 wurde auf Veranlassung des vortrefflichen Pfarrers und Bibliothekars Bonaventura Riesch — die Bibliothekarstelle war seit ungefähr 1700 stets einem der Prediger der Stadt vorbehalten — der Chor der Barfüßerkirche durch eine Mauer vom Schiff abgetrennt, der sehr hohe Chorraum durch Einziehen eines schönen Gewölbes in zwei Stockwerke geteilt und im unteren der Hauptteil der Bibliothek aufgestellt, während im oberen die juristische und medizinische Sektion untergebracht wurde. Der gute Schelhorn in seiner Anleitung für Bibliothekare und Archivare hat Recht, wenn er sagt: „Heiter, niedlich und angenehm ist der Wohnplatz der Stadtbibliothek". Der stolze, prächtig gewölbte, weite Raum bringt die schön geschnitzten Bücherregale voll zur Geltung, die hohen Chorfenster mit Butzenscheiben senden eine Fülle mächtigen und doch gedämpften Lichtes in den alten, ehrwürdigen Chor, Buch und Raum sprechen hier dem willig lauschenden Hörer die Sprache des Mittelalters zugleich mit der der anbrechenden neuen Zeit, des Humanismus und der Reformation.

1868, als eine durchgreifende Umgestaltung des oberen Saals notwendig wurde, fand der dort aufgestellte kleinere Teil der Bibliothek in unzulänglichen Räumlichkeiten, zuerst in einem feuchten Gang, dann in einem entlegenen Schulzimmer Aufstellung, bis endlich 1910 dieser solange stiefmütterlich behandelte Teil der Bücherei durch angemessene bauliche Vornahmen in einen räumlichen und zweckmäßigen Zusammenhang mit dem Hauptteil der Bibliothek gebracht wurde. Seitdem ist erst eine ersprießliche Benützung der Gesamtbibliothek, besonders auch durch Anfügung eines mit der nötigen Handbibliothek versehenen Arbeitszimmers ermöglicht.

Die reichen Spenden der Bürger, namentlich Schenkungen von Todeswegen, auch Dedikationen von Autoren, dann die Munifizenz des Rates ließ die Bibliothek bis zum Verlust der Reichsunmittelbarkeit der Stadt auf etwa 12000 Bände anwachsen. Dann aber trat eine merkliche Stockung ein. Der Sinn für die Pflege des Vätererbes erlosch, das Interesse des Publikums verschwand mehr und mehr, die neugegründeten Schulen, besonders die Realschule, schufen sich eigene, ihrem Bedürfnis besser entsprechende Büchereien. Die Anschaffungen und Erwerbungen betrugen durchschnittlich nur mehr zwölf Bände im Jahr.

Erst der verdienstvolle Reinwald, ein Mitbegründer des Bodenseegeschichtsvereins (Bibliothekar von 1866—1898) und sein feinsinniger Nachfolger, Pfarrer Dr. Wolfart, sind der Stadtbibliothek wieder Förderer und Forscher geworden. Eine Fortsetzung in dem von den Gründern gedachten universellen Sinn hat die Bibliothek schon seit etwa 1700 nicht mehr erfahren; bis 1800 finden indessen Büchererwerbungen immerhin noch in bedeutenderem Umfang statt. Seit 1900 hat Pfarrer Dr. Wolfart eine trefflich ausgewählte Sammlung von Büchern über die Geschichte und Kulturgeschichte des Bodenseegebiets zusammengestellt.

Der früheste noch vorhandene Katalog rührt von dem Pfarrer und Bibliothekar Sembeck her (aus dem Jahre 1780); der jetzt noch benützte stammt von dem Pfarrer und Senior Jac. Matth. Thoman (1810) mit Nachträgen von späteren Bibliothekaren. Leider ist er mangelhaft.

Über die Wiegendrucke, die deutschen Drucke von 1501—1520, die Bibelsammlung und die Flugschriften des Reformationszeitalters (bis 1550) wurde vom Verfasser dieses Aufsatzes ein Zettelkatalog hergestellt.

Gegenwärtig dürfte die Bibliothek einschließlich der Broschüren und der rund 200 Hand-



schriften etwa 15000 Bände, darunter 170 Wiegendrucke, zählen. Die Zahl der Werke wird unter Berücksichtigung der vielen Sammelbände etwa 17000 erreichen.

Bis zum Jahre 1843 war auch eine Sammlung von Münzen und astronomischen Instrumenten mit der Bibliothek verbunden; von den Münzen kam ein Teil ins städtische Museum, der Rest und die astronomischen Instrumente wurden versteigert. Wohin das Skelett des 1692 strangulierten Bauern Rueff, welches von dem Doctor medicinae Georg Ulrich Miller zusammengefügt und der Stadtbibliothek verehrt wurde, geraten ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Von jeher wird die Bibelsammlung der Bibliothek gerühmt und das mit Recht. Das wertvollste Stück ist wohl die zweite (früher erste) deutsche Bibel (H 3129), daneben darf die vierte (früher fünfte) deutsche Bibel (H 3133), die vielbeschriebene Wormser kombinierte Bibel von 1529 und die erste Lutherbibel von 1534 erwähnt werden. Von dem höchstseltenen Psalterium (Proct. 7797), gedruckt um 1470 in Beromünster von Helias Heliä, sind leider nur zwei Blätter vorhanden. Als besondere Seltenheit dürfte ein Psalterium latinum cum hymnis, 4°, bezeichnet werden, das nur in zwei Exemplaren bekannt ist. Es ist in schwarzer und roter gotischer Schrift mit roten Notenlinien in Basel von Michael Wensler um 1485 gedruckt. (Beschrieben unter Nr. 293 in den Nachträgen zu Hains Repert. bibliogr. 1910.) Unter den zahlreichen Bibelteilen aus der Reformationszeit findet sich ein vollständig unbekannter, nirgends, auch nicht in der Weimarer Lutherausgabe erwähnter Prophetendruck, dessen genaue Beschreibung daher wohl berechtigt ist:

Die Propheten ‖ alle Teutsch. ‖ D. Mar. Luth. ‖ M.D.XXXII.

o. O. u. Dr. a. E.: Gedruckt im jar M.D.XXXII. ‖ vnd volendet am ersten tag ‖ des Hewmonats.

8°, Signaturen (A^8—Z^8, Aa^8—Zz^8), Kustoden und Blattzahlen (römisch) sind vorhanden, 32 Zeilen (durchlaufend).

Titelblatt + II—CCCLXVI + 1 ungz. bedr. Blatt + 1 leeres Blatt, Sa. 368 Blatt.

In der Blattzählung finden sich verschiedene Irrtümer. Die spärlichen Erklärungen im Text und am Rand sind mit kleiner Antiqua-Schrift gedruckt.

Der Titel steht in einer Einfassung; Größe derselben am Außenrand 115:82, am Innenrand 67:40; sie ist aus einem Stück; oben eine liegende nackte männliche und weibliche Figur in Fischschwänze auslaufend, auf den Seiten ein Säulenportal, hinter jeder der beiden Säulen ein nackter Knabe; beide halten zusammen einen unten schwebenden Korb an Girlanden. Drei blattgroße Holzschnitte auf Blatt 11^v (6. cap. Jesaia), Blatt 268^v (2. cap. Daniel), Blatt 279^v (7. cap. Daniel).

Auf dem letzten bedruckten Blatt findet sich eine Bemerkung über Druckfehler, sodann die oben erwähnte Schlußschrift.

Holzlederband mit Blindpressung, die beiden Schließen sind abgebrochen.

Das Buch ist wohl von Peter Schöffer dem Jüngeren in Straßburg gedruckt. Denn einmal hat der seltene Druck Peter Schöffers vom 13. April 1527, die Haetzersche Prophetenübersetzung, dieselbe Titeleinfassung, ferner entsprechen die Typen dieses Schöfferdrucks und der Wormser Bibel von 1529 in der Hauptsache denjenigen unseres Drucks, der große Zierbuchstabe D (Holzschnitt) ist derselbe und die Besonderheit Schöffers, das Wort Herr in Antiqua zu drucken, ist in den drei Drucken durchgängig zu finden. Schöffer druckte um 1532 in Straßburg; seit 1524 neigte er auf Luthers Seite, so daß ihm auch in dieser Beziehung der Druck wohl zuzutrauen ist.

Von den Wiegendrucken sind außer den schon genannten noch folgende besonders erwähnenswert: Catholicon, Straßburger Druck von 1470 (H 2253), die sehr seltenen Erstlingsdrucke des Parzifal und jüngeren Titurel von Mentelin, 1477 (H 6683, 6684), der außerordentlich seltene liber epistolarum des Hieronymus, gedruckt von Schöffer in Mainz, 7. Sept. 1470 (H 8553), Augustinus, de civitate Dei (H 2056) und liber epistolarum (H 1966), beide aus der



Offizin Mentelins, 1468 und 1470, Schatzbehalter (H 14507), ein wertvoller Sammelband, enthaltend acht von Ulrich Zell und Joh. Guldenschaff gedruckte Schriften Gersons (Voullième 498, 478, 488, 476, 483, 462, 474, 347), die Straßburger Drucke der specula des Vincentius von Beauvais, prima et secunda pars partis secundae summae Thomae Aquinatis von Schöffer in Mainz (H 1447, 1459), desselben Opus super quarto sententiarum (H 1481), das Magdeburgische Weichbild samt dem Sächsischen Lehenrecht und Remissorium, gedruckt von Sorg in Augsburg 1482 (H 13866), das Buch der Chirurgie von H. Brunswig (H 4017).

Als Unikum erscheint das in den Nachträgen zu Hains Repertorium unter Nr. 120 beschriebene Epistolare et evangeliare per totum annum, Basel, Wensler, um 1485, 4°, als sehr selten die nur noch einmal in Darmstadt vorhandenen Proverbia Senecae secundum ordinem alphabeti, Speyer, Konrad Hist, um 1495, 4° (Nachträge Nr. 322).

Auch unter den Einblattdrucken finden sich einige hervorragende Seltenheiten, so der unechte Brief des Präfekten Lentulus an den römischen Senat über Jesus „Forma ihesu qualis ſuerit dat littera talis", gedruckt von Joh. Wiener in Augsburg um 1476, nur noch einmal in der Hof- und Staatsbibliothek in München vorhanden; ferner ein gänzlich unbekannter Druck, ein italienisches Gebet, zehn achtzeilige Strophen; die obere Hälfte des Folioblatts nimmt ein fein ausgeführter Holzschnitt ein, Christus am Kreuz in einem Doppelrund, zu beiden Seiten ein Mönch. Das Gebet beginnt:

O Jesu sommo bene o magno dio
Tu ꝑpria uerita bonta infinita
Giesu come tu se benigno e pio
Exaudi il priego & la mia lingua aita
Giesu chio laudi il tuo nome giulio
Quãto conuiẽsi & ogni mente inuita:
A laudare il tuo nome in ogni canto
Giesu che a dire giesu e dolce tãto.

vermutlich gedruckt von Giovanni Batt. de Sessa, Venedig, um 1500.

Reichhaltig ist auch das Reformationszeitalter mit Flugschriften und größeren Druckwerken vertreten (über 1000 Stück). Von dem bis jetzt gesichteten kleineren Teil möge nur ein wohl allen Bibliographen unbekannter Druck eine kurze Beschreibung finden:

❡ Ein Sermon von dẽ Sacramẽt ‖ der Buß doctoris Mar ‖ tini Luters zu ‖ Witten- ‖ berg. ‖ ∴ ‖ (schwarz gedrucktes Blatt). o. O., J. und Drucker.

8°, acht Blätter ohne Titeleinfassung.

Auf der Rückseite des ersten Blattes steht die Vorrede Luthers an die Herzogin Margarete von Braunschweig und Lüneburg; auf dem zweiten Blatt beginnt der Sermon, welcher auf der Rektoseite des letzten Blatts unten endigt mit „Got sey lob".

Diese Ausgabe ist sicher eine der ältesten dieses bekannten Sermons und wohl 1519 gedruckt.

Neben den Werken theologischen Inhalts, den Bibeln, den Druckausgaben der Kirchenväter und Kirchenhistoriker finden jedoch auch andere Gebiete der Wissenschaft reiche Vertretung. Das XVII. Jahrhundert berücksichtigt vorwiegend die verschiedenen Zweige der Geschichte und Erdkunde, das XVIII. die naturwissenschaftlichen und medizinischen, dann die genealogischen und heraldischen Erzeugnisse.

Auf die schönen Wappenwerke, Atlanten, Holz- und Kupferstichwerke kann nicht näher eingegangen werden.

Von den Handschriften sei nur kurz erwähnt eine kostbare Chronik des Klosters Reichenau von Gallus Öheim, ein Quartband aus dem XIV. Jahrhundert „das buch von dem wirdigen Sacrament Gottes — gedichtet von Bruder Marquard von lyndow Barfüssen Ordens", einem Anhänger der sogenannten Gottesfreunde, ein Decretum Gratiani auf Pergament aus dem XIII. Jahrhundert, die Practica copiosa vom rechten Grund des Bruch- und Augenschnitts von dem

Arzt Strohmaier mit köstlichen Bildern und Figuren 1559 und drei Stammbücher mit Eintragungen berühmter, besonders Basler Humanisten und Reformatoren.

So bildet die Lindauische Stadtbibliothek ein schönes Denkmal des geistigen Strebens und des wissenschaftlichen Interesses der Vorfahren und ein reiches Gebiet für uns, die Nachkommen, ein Gebiet, auf dem sich interessante Blicke in die geistigen Bewegungen einer kleinen, aber in Wissenschaft und Bildung fortgeschrittenen Reichsstadt tun lassen, ein Gebiet, dessen Durchforschung auch den Bücherfreund durch Entdeckung manch seltener Funde noch reich lohnen wird.

Quellenstudien zu deutschen Gedichten.

Von

Dr. Georg Schaaffs in St. Andrews.

IV. Goethes „Leibliedchen".

Am 5. April 1829, als Eckermann bei Goethe war, sprachen die beiden von der Italienischen Reise. „Er sagte mir," lautet der Bericht (Biedermann[2] 4, 86), „daß er in einem seiner Briefe aus Italien ein Lied gefunden, das er mir zeigen wollte. Er bat mich, ihm ein Paket Schriften zu reichen, das mir gegenüber auf dem Pulte lag. Ich gab es ihm, es waren seine Briefe aus Italien; er suchte das Gedicht und las:

Cupido, loser eigensinniger Knabe!
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden,
Wie viele Tag' und Nächte bist du geblieben!
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden.

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun sitz' ich an der Erde, Nächte gequälet.
Dein Muthwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und senget mich Armen!

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben;
Ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmst so ungeschickt! Ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Ich freute mich sehr über dies Gedicht, das mir vollkommen neu erschien. „Es kann Ihnen nicht fremd sein," sagte Goethe, „denn es steht in der ‚Claudine von Villa Bella', wo es der Rugantino singt. Ich habe es jedoch dort zerstückelt, so daß man darüber hinausliest und niemand merkt, was es heißen will. Ich dächte aber, es wäre gut. Es drückt den Zustand artig aus und bleibt hübsch im Gleichniß; es ist in Art der Anakreontischen. Eigentlich hätten wir dieses Lied und ähnliche andere aus meinen Opern unter den Gedichten wieder sollen abdrucken lassen, damit der Komponist doch die Lieder beisammen hätte." Ich fand dieses gut und vernünftig und merkte es mir für die Folge. Goethe hatte das Gedicht sehr schön gelesen; ich brachte es nicht wieder aus dem Sinne, und auch ihm schien es ferner im Kopfe zu liegen. Die letzten Verse:

Du lärmst so ungeschickt! Ich fürchte, das Seelchen,
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte —

sprach er noch mitunter wie im Traume vor sich hin. Am andern Tage saßen sie wieder zusammen, und der alte Rheinwein brachte eine behagliche Stimmung herauf. Goethe summte



Undeutliches vor sich hin. Mir kam das Gedicht von gestern wieder in den Kopf, ich rezitierte:

> Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben;
> Ich such' und bin wie blind und irre geworden. —

„Ich kann das Gedicht nicht wieder los werden," sagte ich, „es ist durchaus eigenartig und drückt die Unordnung so gut aus, die durch die Liebe in unser Leben gebracht wird." „Es bringt uns einen düstern Zustand vor Augen," sagte Goethe. „Es macht mir den Eindruck eines Bildes," sagte ich, „eines niederländischen." „Es hat so etwas von 'Good man and Good wife'," sagte Goethe. „Sie nehmen mir das Wort von der Zunge," sagte ich, „denn ich habe schon fortwährend an jenes Schottische denken müssen, und das Bild von Ostade war mir vor Augen." „Aber wunderlich ist es," sagte Goethe, „daß sich beide Gedichte nicht malen lassen; sie geben wohl den Eindruck eines Bildes, eine ähnliche Stimmung, aber gemalt wären sie nichts." „Es sind dieses schöne Beispiele", sagte ich, „wo die Poesie der Malerei so nahe als möglich tritt, ohne aus ihrer eigentlichen Sphäre zu gehen. Solche Gedichte sind mir die liebsten, indem sie Anschauung und Empfindung zugleich gewähren. Wie Sie aber zu dem Gefühl eines solchen Zustandes gekommen sind, begreife ich kaum; das Gedicht ist wie aus einer andern Zeit und einer andern Welt." „Ich werde es auch nicht zum zweitenmahle machen," sagte Goethe, „und wüßte auch nicht zu sagen, wie ich dazu gekommen bin; wie uns denn dieses sehr oft geschieht." „Noch etwas Eigenes," sagte ich, „hat das Gedicht. Es ist mir immer als wäre es gereimt, und doch ist es nicht so. Woher kommt das?" „Es liegt im Rhythmus," sagte Goethe. „Die Verse beginnen mit einem Vorschlag, gehen trochäisch fort, wo dann der Daktylus gegen das Ende eintritt, welcher eigenartig wirkt und wodurch es einen düster klagenden Charakter bekommt." Goethe nahm eine Bleifeder und teilte so ab:

◡	— ◡	— ◡	— ◡	— ◡ ◡	— ◡
Von	meinem	breiten	Lager	bin ich ver	trieben.

Wir sprachen über Rhythmus im allgemeinen und kamen darin überein, daß sich über solche Dinge nicht denken lasse. „Der Takt," sagte Goethe, „kommt aus der poetischen Stimmung, wie unbewußt. Wollte man darüber denken, wenn man ein Gedicht macht, man würde verrückt und brächte nichts Gescheidtes zustande." Zwei Tage später war noch einmal von dem Gedicht die Rede: „Es ist eigen, an diesem Liede," sagte ich, „daß es in eine Art behaglich träumerische Stimmung versetzt, wenn man es sich rezitiert." „Es ist aus einer solchen Stimmung hervorgegangen," sagte Goethe, „und da ist denn auch mit recht die Wirkung eine solche."

Noch eine andere Äußerung des Dichters über sein Gedicht ist bekannt: „Wenn man das Liedchen nicht in buchstäblichem Sinne nehmen, nicht jenen Dämon, den man gewöhnlich Amor nennt, dabei denken, sondern eine Versammlung tätiger Geister sich vorstellen will, die das Innerste des Menschen ansprechen, auffordern, hin und wider ziehen und durch geteiltes Interesse verwirren, so wird man auf eine symbolische Weise an dem Zustande teilnehmen," sagt er in der Italienischen Reise zum Januar 1788 (32, 213).

Es war ihm natürlich nicht im Traum eingefallen, dem Gedicht einen solchen Sinn unterzuschieben. Er benutzt es wie eine Formel: Setzt statt der einen Größe darin die angegebene andere ein, so habt ihr eine neue Formel, die aufs kürzeste und treffendste jene Stimmung ausdrückt! Darum ist aus der Aufnahme des Gedichts in den Januarbericht durchaus nicht zu schließen, daß Goethe ihm hier chronologisch seine Stelle habe anweisen wollen; obwohl er ein nicht in Italien entstandenes zu dem Vergleich gewiß nicht benutzt hätte. Trotz alledem ist sowohl der Abdruck an diesem Platze, in nächster Nähe der Beschreibung des Römischen Karneval (32, 223), als auch die beigegebene Bemerkung für unsere Untersuchung wichtig, die sich zur Aufgabe setzt, zu beweisen, daß dies Gedicht in eben dem Grade wie es bisher für



‚erlebt' gegolten, mit dem Erlebnis nichts zu tun hat, und daß sich Goethe mindestens zu der Zeit, wo er die betreffende Partie der Italienischen Reise redigiert hat, dieser Tatsache mit voller Deutlichkeit erinnerte.

Aber auch aus den Unterhaltungen mit Eckermann ergibt sich ungefähr dasselbe. Mag der Gedanke an *Good man and Good wife* bei dem Eindruck, den er empfing, mitgeholfen haben, die Darstellung der in dem Liede geschilderten Situation steht zu dieser selbst in fühlbarem Gegensatze: Ein düsterer Zustand wird geschildert, aber diese Schilderung versetzt den Hörer in behaglich träumerische Stimmung! Das legt doch die Vermutung nahe, daß etwas Gedachtes, nicht Erlebtes geschildert werde. Wenn Goethe sagt, er wisse nicht mehr zu sagen, wie er dazu gekommen, so bezieht sich das eben nicht mehr auf das Gefühl eines solchen Zustandes, sondern auf die Frage, die er heraushörte: diejenige nach dem Anstoß zur Schilderung desselben. Warum erwiderte er denn nicht, es sei eben Rugantino, der das Lied singe? Nun, einfach, weil er damit in seinem Sinne die Frage ebensowenig beantwortet hätte. Natürlich wäre darauf, daß er nachher bemerkt, es sei auch aus einer solchen behaglichen Stimmung hervorgegangen, nichts zu geben: Man würde hier lediglich einen Rückschluß annehmen in einer Bemerkung, die die Erörterung des Gegenstandes etwas ungeduldig schließe. Will man also nicht glauben, daß sich Goethe der „Stimmung" aus der heraus er das Lied geschaffen, sehr wohl erinnnert und nur nicht weiter davon habe sprechen wollen, so ergibt doch die Zustimmung zu Eckermanns Beobachtung wiederum, was wir oben angenommen haben: Daß der Dichter mit dem von Cupido gequälten jungen Mann nicht identisch gewesen sein kann.

Wo bietet sich denn auch, soweit wir Goethes römische Erlebnisse kennen, nur der geringste Anhaltspunkt für das Gegenteil? Das Gedicht muß nach der Bemerkung vom 8. Dezember (32, 157) zu urteilen spätestens im Oktober 1787 entstanden sein: Es käme also nur das Verhältnis zu der Mailänderin in Betracht; denn auf solche in den Niederungen der Liebe, von denen man übrigens nicht das geringste weiß, würde die im Gedicht angenommene Lage nicht passen. Nun will ich für einen Augenblick den höchst fragwürdigen Bericht über Goethes Beziehung zu der Schönen unangetastet lassen und aus denselben methodischen Gründen das Gedicht im günstigsten, das heißt oberflächlichsten Sinne auslegen — „aus einer kleinen Liebelei ist eine tiefe Leidenschaft geworden" —: Paßt solche Auslegung auf die Entstehung und Entwicklung jenes Verhältnisses, wie sie Goethe geschildert hat? Nein.

Mit den Worten „Es ist in Art der *Anakreontischen*" und „jenen *Dämon*, den man gewöhnlich *Amor* nennt", und indem er das Lied in die nächste Nähe seiner Schilderung des fröhlichen Karneval stellt, hat Goethe die Quellen, aus denen er geschöpft, angedeutet. Wenn ich das nachweise, verzichte ich doch auf jede eingehendere Erörterung des Zusammenhangs in den das Gedicht gestellt war: Die soll einer besonderen Untersuchung des Singspiels vorbehalten bleiben, die ich gelegentlich liefern werde.

„Dämon Amor" heißt eine Erzählung in Musäus' Volksmärchen (Halle 1839: 2, 137 ff.). Am Schluß wird unter starker Anlehnung an das Kapitel des Faustbuchs *Von zweyen adelichen Personen | die D. Faustus zusammen verkuppelt* (Widmann-Pfitzer 1711, 381 ff.), erzählt, wie zu einer Prinzessin, die jeglicher Liebe zum Manne abgeneigt gewesen, durch List der kleine Amor hineinpraktiziert sei, so daß er ihr den verhängnisvollen Pfeilschuß habe verabreichen können Aber auch in den andern Erzählungen spielt der Schalk eine wichtige Rolle.

In Ulrich mit dem Bühel (6, 39) wird erzählt: „Indessen zog Graf Ulrich über Berg und Tal, hatte die trügliche Minne abgelobt und abgeschworen ... und wurde Sinnes, zum Heil seiner Seele, eine Wallfahrt zum heiligen Grabe zu tun ... Ehe er aber die Grenze des deutschen Vaterlandes überschritt, hatte er noch einen schweren Strauß vom Teufel Amor auszuhalten, der ihn wie einen Besessenen marterte, *wenn er die alte Wohnung zu verlassen* exorzisiert wird." In der Erzählung Libussa (4, 21) heißt es: „Sie freuete sich zwar insgeheim der Siege, die ihre Schönheit über die Männerherzen gewann ... aber keiner durft ihr ein Wort von



Liebe sagen, oder sich herausnehmen um ihr Herz zu werben. Doch *Amor* der Schalk *übt* an den Spröden *seine Gerechtsame* am liebsten, und *schleudert* oft seine *brennende Fakel* auf ein *niedriges Strohdach*, wenn er einen hohen Pallast in Flammen zu setzen gedenket." Auch Goethe will sich gelobt haben, sich durch kein Weib von dem großen Zweck abhalten zu lassen, zu dem er die Wallfahrt nach der heiligen Stadt unternommen: Die Äußerung erinnert stark an den Grafen Ulrich, der ebenfalls über die Alpen zieht und denselben Weg nimmt wie Goethe. „Er streifte in den tyrolischen Gebirgen herum, und hatte beinahe die welsche Grenze, unfern von Roveredo erreicht," heißt es ein paar Zeilen weiter (6, 40).

Die nächste hier anzuführende Stelle führt uns direkt auf die *eine* Quelle von Goethes Gedicht. Sie findet sich in der Novelle „Die Entführung" (5, 140 f.): „Die fahrlässige Mutter hatte, bei der Unruhe im Hause, die Wache vor dem Herzpförtlein der geliebten Tochter gerade zu unrechter Zeit eingezogen, und da dieser wichtige Posten unbesetzt war, so *ersah der listige Schleichhändler Amor seine Gelegenheit, sich im Zwielichten unbemerkt hinein zu stehlen*. Wie er sich einmal *in Posseß gesetzt* hatte, gab er dem Fräulein ganz andere Lehren als Mama. Er, der abgesagte Feind von aller Zeremonie, benahm gleich Anfangs seiner folgsamen Schülerin das Vorurteil, Geburt und Rang müsse bei der süßesten der Leidenschaften mit in Anschlag kommen..." Goethe hat bemerkt, sein Lied sei in Art der Anakreontischen. Jeder Kenner aber weiß, daß ihm alle diejenigen Züge, die den Gedichten der *deutschen* Anakreontiker eigen sind, abgehen. Man greift darum zum *alten* Anakreon, nach dem Gedicht suchend, wo Eros des Nachts vor der Türe steht und um Einlaß bettelt: Schleicht sich doch auch Rugantino an die Gittertür, um mit seinem Liedchen die Aufmerksamkeit der Bewohner des Schlosses zu erregen und Gelegenheit zu erhalten, das Mädchen das er liebt zu sehen, zu sprechen und sich zu erobern. Es ist das dritte Gedicht.

Ob Goethe es im Urtext je kennen gelernt hatte, weiß ich nicht, aber in einer von den vielen Bearbeitungen, in Ronsards *L'amour mouillé, Au Sieur Robertet*, hatte er es sicher gekannt: Wo er die Form *Seelchen* gebraucht, geschieht es fast immer in Erinnerung an Ronsards *amelette*. Auch andere Diminutive sind nach Ronsard gebildet, und wenn sogar ein Doppeldiminutiv *Miselé* (besser wäre *Miselet*) irgendwo erscheint, so war damit Ronsards läppischste Manier nachgeahmt. Sein Gedicht lautet:

Du malheur de recevoir
Un estranger sans avoir
De luy quelque cognoissance,
Tu as fait experiance,
Menelas, ayant receu
Pâris, dont tu fus deceu;
Et moy je la viens de faire,
Las! qui ay voulu retraire
Tout soudain un estranger
Dans ma chambre et le loger.

Il estoit minuict, et l'ourse
De son char tournoit la course
Entre les mains du bouvier,
Quand le somme vint lier
D'une chaine sommeillere
Mes yeux clos sous la paupiere.

Ja, je dormois en mon lit,
Lorsque j'entr'ouy le bruit
D'un qui frapoit à ma porte,
Et heurtoit de telle sorte
Que mon dormis s'en alla.
Je demanday: „Qu'est-ce là
Qui fait à mon huis sa plainte?
— Je suis enfant, n'aye crainte,"
Ce me dit-il. Et adonc
Je lui desserre le gond
De ma porte verrouillée.

„J'ay la chemise mouillée,
Qui me trempe jusqu'aux oz,
Ce disoit, car sur le doz
Toute nuict j'ay eu la pluie;
Et pour ce je te supplie
De me conduire à ton feu
Pour m'aller seicher un peu".

Lorsque je prins sa main humide,
Et par pitié je le guide
En ma chambre, et le fis seoir
Au feu qui restoit du soir;
Puis, allumant des chandelles,
Je vy qu'il portoit des ailes,
Dans la main un arc turquois
Et sous l'aiselle un carquois.
Adonc en mon coeur je pense
Qu'il avoit grande puissance,
Et qu'il falloit m'apprester
Pour le faire banqueter.

Ce-pendant il me regarde
D'un oeuil, de l'autre il prend garde
Si son arc estoit seché;
Puis, me voyant empesché
Me tire une fleche amere
Droict en l'oeuil, et qui de là
Plus bas au coeur devala,
Et m'y fit telle ouverture
Qu'herbe, drogue ny murmure,
N'y serviroient plus de rien.

Voilà, Robertet, le bien
(Mon Robertet qui embrasses
Les neuf Muses et les Graces),
Le bien qui m'est advenu
Pour loger un incognu.

Wenn Goethe von seinem Liedchen sagte, es bleibe hübsch im Gleichnis, so rühmt er ihm mit gutem Grunde etwas nach, was den beiden fremden Vorbildern abging. Bei ihm fällt auch nicht der kleinste Zug aus dem Gleichnis heraus: Der junge Mann selbst ist die Hütte, der Herd sein Herz, dessen Wärme der Kluge sparsam verbraucht; Amor bezeichnet nur das Gefühl, das der kleine Gott im Menschen wachruft. Hätte Goethe an gewisse deutsche „anakreontische" Gedichte angeknüpft, so würde die Versuchung nahegelegen haben, einen andern Weg zu gehen, wo dann Amor ein Dirnchen bezeichnete, das erst demütig bittet, dann immer sicherer wird, und schließlich, den Rollentausch vollkommen machend, kommandiert. In solcher Weise hat er später, zum Teil durch dieselben Stellen bei Musäus angeregt, den Inhalt der bekannten Romanze *En manteau, manteau sans chemise*, wo der Zustand des jungen Mannes freilich sehr an denjenigen des armen Kupido erinnerte — vgl.:

En manteau, manteau sans chemise . . .
Aux bords glacés de la rivière
Au point du jour, demi-Janvier,
Il fir ce jour-là sa prière . . .
Le manteau . . .
Le préserva de quelque injure,
Sans l'empêcher d'aller nud pieds . . .

J'ay la chemise mouillée
Qui me trempe jusqu'aux oz,
Ce disoit, car sur le doz
Tout nuict j'ay eu la pluie;
Et pour ce je te supplie
De me conduire à ton feu
Pour m'aller seicher un peu . . .

usw. — zu bearbeiten angefangen: „Im stillen Busch den Bach herab | Treibt Amor seine Spiele, | Und immer leise, dip, dip, dap, | So schleicht er zu der Mühle . . .", aber sehr bald eingesehen, wie verkehrt dies Beginnen war, und darum von Grund auf geändert, wobei zwei reine Gleichnisse gebraucht wurden, in denen Amor als Subjekt vorkam:

Es hat ihn jener Schalk betrogen,
Und ihm den Bündel abgepackt . . .

Weiß Amor seinem schönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn.
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen sechzehn Jahre stehn.

Dort war Amor, der zur Mühle schleicht, kein anderer als der Edelknabe gewesen: Hier kann es nur Amor selbst sein; denn die Müllerin, die ihn ausgezogen hat, kann nicht mit Amor verglichen werden; von den letzten vier Versen zu schweigen.

Vergleicht man Goethes Liedchen mit dem französischen, so wird man gewahr, daß eigentlich nur der Anfang sich direkt daran anschließt: Vers 2 bei Goethe ist zweifellos den Versen 10, 32 ff. bei Ronsard nachgeahmt. Zwar im allgemeinen ist das dreiste Auftreten Amors geblieben, aber schon mit Vers 3 schlägt Goethes Gedicht andere Wege ein als das französisiche angab. Es schließt sich hier an neue Vorbilder an.

Bei Ronsard ist der um Obdach flehende Gast dem jungen Mann gänzlich unbekannt: So auch der Heldin in Musäus' Brunnennymphe (4, 28 ff.), welche Erzählung Goethe wiederum im vierten Gedicht von der Müllerin benutzt hat.

Mathilde, aus hochedlem Geschlecht geboren, dient in armseliger Gestalt als Küchenmagd im Hause Ritter Konrads: Zufälligerweise begegnete er ihr, indem sie eines Morgens Wasser schöpfte, auf dem Hofe, und



sein Anblick schloß Gefühle in ihrem Herzen auf, die ihr ganz neu und fremd waren ... Sie ging tiefsinnig in die Küche zurück, und versalzete zum erstenmal in ihrer Funktion alle Brühen ... Tag und Nacht schwebte ihr der schöne Ritter vor Augen ... ob sie gleich keines Anblicks von dem stolzen Junker gewürdigt wurde. Graf Konrad schien bloß für das Vergnügen zu leben; er verabsäumte keine Lustbarkeit ... Als die Fastnachts-Mummereien begannen, schien der Freudentaumel aufs höchste gestiegen zu seyn. Fräulein Mathilde hatte an dem allen keinen Theil, saß in der rauchenden Küche und weinte sich schier die schmachtenden Augen wund ... Ihr Herz war beklommen, ohne daß sie eigentlich wußte warum; daß Amor sich darein gebettet hatte, war ihr gänzlich unbekannt. Dieser unruhige Gast, der in jedem Hause Verwirrung macht wo er herbergt, flüsterte ihr am Tage tausend romanhafte Gedanken zu, und unterhielt sie des Nachts mit schalkhaften Träumen.

Erkennt man hier, warum Goethe in der Italienischen Reise sein Gedicht so nahe an den Anfang seiner Schilderung des römischen Fastnachtstreibens geschoben hat, so bietet sich zugleich das Vorbild für die Verse 3ff. des Lieds, ohne daß doch das französische ausschiede: Seit vielen Tagen und Nächten ist der Gast da und will nicht wieder weg, er richtet Verwirrung an wo Ruhe und Ordnung geherrscht hatte. Man fühlt hier deutlich, wie Goethe über das französische Vorbild hinausgelangt, weil bei ihm eben alles und unzweideutig Gleichnis geworden ist. Nur mit Mühe ließe sich bei Ronsard dasjenige was dem Pfeilschuß des warmgewordenen Amor vorausgeht, als Gleichnis deuten: Bei Goethe bedeutet Kupidos Bitte um Quartier auch schon den Eintritt der Liebe in das Herz des Mannes, und das Folgende schildert nur, wie mächtig sie darin wird und welche Verheerung sie anrichtet. Trefflich hat er zugleich die einzelnen szenischen Züge des französischen Gedichts und der Stelle bei Musäus — vergl. auch die früher ausgehobenen — in sein Gleichnis einbezogen. Ich führe noch eine an, die gleich darauf folgt (5, 33): Mathilde tanzt zum ersten Mal mit dem Grafen auf dem Fastnachtsball. „Da entbrannte er gegen die schöne Tänzerin in heißer Liebe .. und trieb sein Minnespiel mit solchem Ernst und Eifer, wie einer unserer heutigen Romanhelden, denen flugs die Welt zu enge wird, wenn der schäkerhafte Amor sie hetzt. Fräulein Mathilde war eben so wenig Meisterin ihres Herzens: sie siegte und wurde besiegt: der Erstlingsversuch in der Liebe schmeichelte ihr ...“

Der Vers „Dein Muthwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes“ ist oben gehörig gedeutet worden, aber er zeigt auch an, wie völlig der Gast Herz und Meister im Hause geworden ist. In der der Brunnennymphe unmittelbar vorhergehenden Erzählung „Der geraubte Schleier“ (4, 157) heißt es am Schluß: „Sie vermeinte, ein früherer Kompetent habe vom Herzen ihrer Tochter bereits Posseß ergriffen, und zum Beweisthum seiner Gerechtsame schon Feuer auf dem Heerde als in seinem Eigenthum angezündet!“

Nun begnügt sich Goethe aber wiederum nicht damit, nach Musäus' Vorbilde zu sagen, daß Amor Verwirrung angerichtet habe, sondern gestaltet diesen Zug in seiner Schlußstrophe weiter aus. Der Gedanke in den letzten Worten, Ich fürchte, das Seelchen entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte, begegnete schon an der zuvorletzt ausgehobenen Stelle bei Musäus, aber weiterhin wird er noch weit deutlicher ausgeführt. Als Graf Konrad vergeblich auf Mathilde gewartet hat, mit der er Verlobung feiern wollte, da (5, 40) „zieht er sich in die Einsamkeit seines Gemaches zurück, um sich seinem melancholischen Harm zu überlassen ... Er warf sich auf dem Bette unruhig hin und her ... das Blut kochte in den Adern, der Morgen kam eh' er ein Auge geschlossen hatte, die Diener .. fanden ihren Herrn mit wilden Phantasien kämpfen .. von einem heftigen Fieber befallen. Darüber geriet das ganze Haus in Bestürzung, die Ärzte .. schrieben ellenlange Rezepte, und in der Apotheke waren alle Mörser im Gange ... Aber das Kräutlein Augentrost, das allein der Liebe Sehnsucht lindert, hatte kein Arzt verschrieben; darum verschmähte der Kranke Lebensbalsam und Perlentinktur — vergl. Ronsard:

Et m'y fit telle ouverture
Qu' herbe, drogue ny murmure,
N'y serviroient plus de rien.

— unterwarf sich keinem Regime, und beschwor die Ärzte, ihn nicht länger zu quälen, sondern den Sand seines Stundenglases allgemach verrinnen zu lassen ... Sieben Tage lang hatte sich



Graf Konrad durch geheimen Kummer so abgezehrt, daß die Rosen seiner Wangen dahin welkten, das Feuer der Augen verlosch, und Leben und Odem ihm nur noch zwischen den Lippen schwebte, wie ein leichter Morgennebel im Thal, der auf den kleinsten Windstoß wartet, ihn ganz zu verwehen ... Ritter Konrad lag im stillen Hinbrüten matt und kraftlos, schickte sich zu seiner Heimfahrt und begehrte das Sacrament der letzten Ölung zu empfangen ..." Ähnlich ist es der Gräfin Jutta in Musäus Geschichtchen „Liebestreue" (3, 16f.) zumute, als sie erfahren hat, daß ihr Gemahl im Kampfe gegen die Stedinger gefallen sei: „sie wünschte, des Leibes ledig zu sein, damit ihr .. Geist den geliebten Schatten ihres Gemahls noch auf dem Wege in die Ewigkeit einholen möchte. Doch diesmal war ihr Wunsch vergebens; es wär auch ungerecht gewesen, *wenn ihre Seele die reizende Wohnung, welche ihr zum Aufenthalt angewiesen war, so eilfertig hätte verlassen wollen. Denn ein niedliches bequemes Obdach zu verschmähen, um unter freiem Himmel zu wohnen*, ist eigentlich Übermuth; ein anderes ists, *wenn jemand in einer räuchrigen oder gebrechlichen Hütte hauset* ..., da ist der *Wunsch zu emigriren verzeihbar* ..." Es ist wohl nicht zu verkennen, daß diese Wendungen Goethes konsequente Durchführung des „Gleichnisses" sehr stark unterstützt haben.

Wem aber tritt nicht trotzdem eine rauchige Hütte, die mit dem Herde zugleich als Küche, oder eine Küche, die mit dem Bett zugleich als Kammer dient, vor die Augen, und darin der Bewohner, seinen Peiniger, den kleinen nackten Gott, vor sich? Goethe selbst hat bemerkt, das Lied habe so etwas von „Good man and Good wife" an sich, und Eckermann verweist unter seiner Zustimmung auf niederländische Maler und auf jenes Bild von Ostade, das zwar auch keine Illustration zu dem Schottischen Gedicht war, dennoch aber Goethen (Biedermann[2] 4, 63) die Bemerkung entlockt hatte: Hier haben Sie die Szene zu unserem Good man and Good wife. Ich glaube, daß Goethe als er auch bei dem andern Gedicht an Ostade erinnerte, nicht nur seinen Eindruck wiedergab, sondern vor allem seine Erinnerung an die Entstehung des Liedchens unter dem Eindruck verschiedener Bilder.

Eins der besten von Ostade ist Die Werkstatt des Malers. Er sitzt vor einer Staffelei und führt nach einer über der Leinwand angehefteteten Skizze ein Bild aus. In malerischer Unordnung liegen und stehen umher Pinsel, Farben, Bücher und Kupferstiche, Töpfe und allerhand andere, zum Teil wunderliche Dinge wie der Schädel eines Pferdes usw., vor allem aber steht da auch ein Manneken. Freilich, das ist ein lebloses Ding, und wenn die Erinnerung an Ronsards Gedicht sich noch nicht eingestellt hatte, konnte schwerlich die Idee entstehen, daß dies Manneken Kupido sei und die Unordnung mit sich gebracht habe, zumal der Maler ganz in seine Arbeit vertieft ist und statt der Pein vollkommene Seelenruhe verrät. Dafür aber halfen andere Bilder mit, die sich dann vor Goethes geistigem Auge mit dem Ostadeschen und jener Szene, wo Mathilde in der rauchigen Küche die Suppen versalzt und sich die Augen schier blind weint, zu dem Gedanken assoziierten, der in den Versen ausgedrückt ist:

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben;
Ich such' und bin wie blind und irre geworden ...

Ostades Bild ist in der Dresdener Galerie. Ebendort hängt eins von Adrian Brouwer, das nach allgemeiner Annahme Goethen bei der Schilderung der Hexenküche vorgeschwebt haben soll. Den unmittelbaren Anstoß zur Schaffung der Hexenküchenszene hat aber die Lektüre der Erzählung „Rolands Knappen" in Musäus Werk (1, 117 ff.) gegeben. Wie die drei Knappen zu der Höhle der Hexe gelangen und dort Einlaß erhalten, das erinnert nun sehr an Ronsards Gedicht. „Nachdem sie (121) manche Schwierigkeit überwunden, in der Finsternis über manchen Stein gefallen, und mit dem Kopf gegen manchen Ast angerennet waren, gelangten sie an ... eine feste Thür, die verschlossen war. Andiol ging hinzu und pochte an, vermutend, der Bewohner der Höhle möchte irgend ein frommer gastfreier Einsiedler sein. Aber er vernahm eine weibliche Stimme von innen, welche fragte: Wer klopft, wer klopft an meinem Hause? Gutes Weib, sprach Andiol, thue uns auf die Thür zu eurer Grotte, drei irrende Wanderer harren hier an der Schwelle und verschmachten



vor Durst und Hunger. Geduld! antwortete die Stimme von innen, daß ich vorerst das Haus beschicke, und es zum Empfang der Gäste bereite. Der Horcher an der Thür hörte darauf von innen ein groß Geräusch als würde das ganze Haus aufgeräumt und ausgescheuert ... als aber die Hausmutter kein Ende finden konnte, klopfte er nochmals etwas soldatisch an die Thür ... Die vorige Stimme antwortete: Gemach! ... Schüret indessen draußen das Feuer an, daß der Topf wohl siede, und nascht mir nichts von der Brühe ... Nachdem endlich alles zur Richtigkeit gebracht war, hatte sie zum Unglück den Hausschlüssel verkramt, und weil sie noch dazu aus großer Eil ihre Lampe umgestoßen hatte, konnte sie solchen nicht wieder finden." Man vergleiche auch hier schon immer Goethes Gedicht. „Die schmachtenden Wanderer mußten also .. Geduld üben, bis .. die Thür aufgethan wurde. Aber ein neuer Verzug, die Gelassenheit der Fremdlinge zu prüfen! Kaum war die Thür halb geöffnet, so sprang eine große schwarze Katze heraus mit feuerfunkelnden Augen: sogleich schlug die Hausmutter die Thür wieder zu .. schalt und schmähte auf die ungestümen Gäste, die ihre Wohnung verunruhigten und sie um ihr liebes Hausvieh gebracht hätten. Haschet meinen Kater ein, ihr Wichte, rief sie von innen, oder laßt euch nicht einfallen, meine Schwelle zu betreten." Wütend über dies Ansinnen schlägt Andiol vor, die Thür zu erbrechen und sich auf gut soldatisch einzuquartieren, aber der bedächtigere Rat Scarrons dringt durch, sie machen auf den Kater Jagd, was freilich ein schweres Stück Arbeit ist. „Denn obgleich seine Augen so hell funkelten als die Augen der Lieblingskatze des Petrarca, deren Schimmer dem Dichter zur Lampe diente, ein unsterblich Lied an seine Laura dabei niederzuschreiben, so schien der pyrenäische Murner doch eben die Nücken seiner Domina zu haben .., und blinzelte entweder geflissentlich die Augen zu, oder drehete sie so — vgl. Ronsards Gedicht, vorletzte Strophe —, daß sie ihn nicht verriethen."

Ich mache hier halt. In der Erzählung „Stumme Liebe" (Musäus 3, 117), wo Amor auch eine wichtige Rolle spielt, begegnet dem Helden ebenfalls ein unheimliches Erlebnis. Ganz solo nimmt er nachts Quartier in einem Schlosse, wo ein Geist umgeht und zu ihm tritt. Musäus macht dabei seine charakteristischen Randbemerkungen: „In einer volkreichen Stadt, mitten unter einer zahlreichen Hausgenossenschaft ... mag's für den Denker eine angenehme Erholung seyn, über die Einsamkeit zu philosophieren, sie als die lieblichste Gespielin des menschlichen Geistes zu gestalten .. und nach ihrem Genusse zu verlangen ... Wenn Ritter Zimmermann in Franzens Stelle sich befunden hätte ..., so würde er ohne Zweifel in dieser Lage die Grundideen zu einer ebenso interessanten Schrift über die Geselligkeit ausgesponnen haben . . ." Wie der Geist in das Schlafzimmer Eintritt erlangt, erinnert wieder deutlich an Ronsards Gedicht, und auch bei ihm bemerkt der Bewohner das mitgeführte Gerät. Dann putzt er gleich dem jungen Mann bei Ronsard (Vers 39) die Kerzen . . . Auf dem Titelblatt des vierten Teils der großartigen Prachtausgabe von Zimmermanns Buch „Über die Einsamkeit" (Leipzig 1785), die Goethe, wie ich an anderer Stelle zeigen werde, kannte, befindet sich ein Kupfer, das die in „Rolands Knappen" erwähnte Szene darstellt, wenn auch nicht genau so wie dort beschrieben: Beim düstern Schein der Kerze sitzt Petrarka in dichterischer Begeisterung am Tische der kleinen Hütte von Vaucluse und macht ein Lied auf seine Laura; zu seinen Füßchen steht der Kater, dem Beschauer sein Hinterteil zudrehend; im Hintergrunde ist das Bette zu sehen: Ein an holländische Meister erinnerndes Bild.

Das Liedchen von Kupido steht in der Claudine. Bei deren in Italien ausgeführten Umarbeitung benutzte Goethe sehr stark gewisse Kapitel in De Sades' dreibändigem Werke „Mémoires pour la vie de François Pétrarque . . ." (Amsterdam 1764—67). Im ersten Bande befindet sich auf Seite 1, wiederholt Seite 111, ein Kupfer, dessen Inhalt einerseits demjenigen in Zimmermanns Buch, anderseits dem von Ostades Malerwerkstatt ähnlich sieht: Petrarka, am Tisch sitzend, auf dem sein Gerät steht, blickt von seiner Arbeit auf und nach Amor hin, der das seinige auf die Erde geworfen hat und sich die schwere Mühe nicht verdrießen läßt, ein Bild Lauras in ovalem Rahmen — vielleicht hat er es von der Wand genommen: auf dem Zimmermannschen Kupfer sind an der Wand über dem Bette zwei Bilder in ovalem Rahmen



undeutlich zu erkennen — dem Dichter vor die Augen zu halten. Das Bild ist fast so groß wie Amor selbst, aber er ist ein feister Bursche, der über die nötigen Körperkräfte verfügt: Er scheint auf Kosten des Dichters stramm geworden, dem vor Liebesgram der Hinterkopf geschwunden ist.

Das Zimmer sieht nun freilich nicht aus, als ob es zu der primitiven Hütte gehöre, in der Petrarka Aufenthalt genommen hatte, aber diesem Umstand wird man nach den früheren Nachweisen kein Gewicht beilegen. In dem Kapitel, wo De Sade des Dichters Aufenthalt zu Vaucluse beschreibt, erinnern zahlreiche Stellen auch an die Stimmung des Mannes in Goethes Gedicht, und aus den Sonetten, die ihm angefügt sind, ergeben sich gleichfalls viele Parallelen. Ich darf mich auf die Wiedergabe weniger beschränken.

„Ma maison ressemble à celle de Fabrice ou de Caton (347) .. Il l'éprouva plus que jamais dans son nouvelle établissement à Vaucluse, où il ne fût pas plutôt arrivé, que l'image de Laure vint le poursuive sans relâche. Elle se présentoit à lui par-tout, en tout temps, & sous milles formes différentes (vgl. Briefw. mit Frau von Stein³ 2, 106). Il faut l'entendre lui-même: la peinture qu'il en fait, est bien vive. „Trois fois, au milieu de la nuit, la porte de ma chambre fermée, je l'ai vue devant mon lit avec une contenance assurée, réclamant son esclave, la peur glaçoit mes membres; mon sang abandonnoit mes veines ... Je me levois tremblant avant l'aurore; & sortant bien vîte d'une maison, où tout m'étoit suspect, ... je courois dans les bois, regardant de tout côté, si cette image, qui étoit venue troubler mon repos, ne me suivoit pas ...

Et jusques dans le sein de ce charmant réduit,
Ce fantôme adoré sans cesse me poursuit:
Il s'assied avec moi sur le bon des fontaines;
Je le retrouve encor dans le calme des plaines,
Dans le fond des forêts, dans l'ombre de la nuit.

(355 f.) .. Pétrarque étoit mal logé; il avoit pris une maison de païsan qu'il rebâtit ensuite pour la rendre plus logeable; mais dans la plus grande simplicité (358).
(386:)

Fuggendo la prigione ov' Amor m'ebbe
Molt' anni a far di me quel ch'a lui parve,
Donne mie, lungo fora ricontarve,
Quanto la nova libertà m'increbbe.
Diccami 'l cor, che per sè non saprebbe
Viver un giorno: e poi tra via m'apparve
Quel traditor' in sì mentite larve,
Che piu saggio di me ingannato avrebbe ...

(388:) in dem berühmten Gespräch des Dichters mit seinen Augen:

Già prima ebbe per voi l'entrata Amore
Là onde ancor, come in suo albergo, vene ...

(389:) im Sonett *Io son dell' aspettar' omai si vinto* die Verse, die uns deutlich an das Kupfer erinnern:

Ma'l bel viso leggiadro che dipinto
Porto nel petto, e veggio ove ch'io miri ...

Sollte ich solche von anderer Stelle zum Vergleich heranziehen, so wäre es vor allem das folgende:

Amor con sue promesse lusingando
Mi ricondusse alla prigione antica,
E diè le chiavi a quella mia nemica,
Ch' ancor me di me stesso tene in bando ...



und *Sal principio risponde,* das in denselben Gedanken ausklingt wie das Liedchen von Kupido:

> Appena infin a qui l'anima scorgo;
> Nè so quanto fia meco il suo soggiorno;
> Che la morte s'appressa, e 'l viver fugge.

Auch davon bin ich überzeugt, daß Goethes Vers unter dem Einfluß der italienischen Hendekasyllaben entstanden ist: Grade die ersten Verse lassen sich noch mit leichter Mühe in solche umwandeln, und Goethes Erklärung des Eindrucks von gereimten Versen vergißt, daß sie alle wie der italienische weiblichen Ausgang und darin das berüchtigte tonlose *e* haben, dessen Übermacht er später in den Sonetten, im Tagebuch usw. mit so vielem Erfolge begegnet ist, obwohl oder grade weil er sich streng an das klassische Vorbild hielt. Darum wird man auch seiner Abteilung des Verses in Trochäen und Daktylus nicht zustimmen, sondern Jamben und Anapäst erkennen:

◡ —	◡ —	◡ —	◡ —	◡ ◡ —	◡
Von mei	nem brei	ten La	ger bin	ich vertrie	ben

Goethes Leibliedchen ist also ein überaus künstlich zusammengesetztes Werk. Aber man wird nicht sagen können, daß ihm diese Art des Entstehens geschadet habe oder daß es auch nur die Spuren davon an sich trage.

Jede Beziehung zu römischen Erlebnissen weise ich ab. Wenn etwas darin Erlebnis ist — und das kann selbst bei dem künstlichsten Produkt der Fall sein —, so kommt lediglich Frau von Stein in Betracht. Was macht es aus, daß das Liedchen anfängt „Du batst mich um Quartier auf einige Stunden": Ich denke an die Ursache, die Petrarka von Avignon nach Vaucluse getrieben; daran daß ihm Amor auch dorthin gefolgt war; an Goethes Briefe an Charlotte aus dem Jahre 1787 und an das Petrarchische, das ihrem Verhältnis von jeher eigen gewesen war. Ende Oktober und Anfang November sind ja nur der Terminus, *vor* dem das Lied entstanden ist.

Dem Aufsatz, der vor längerer Zeit niedergeschrieben ist, habe ich ein paar Notizen anzufügen.

Der Gedanke, daß Amor von der Hütte Besitz genommen, ist oben mit ein paar treffenden Parallelen aus den Volksmärchen belegt worden. Aber die Einkleidung, „Und bist nun *herrisch* und *Meister geworden*", verwendet Reminiszenzen aus andern Quellen. In Götzens ebenfalls ein Anacreonticum nachahmendem Liedchen „Der dichtende Knabe" (Schüddekopf 78) heißt es zuletzt von Amor:

> Ich armes Knäbgen!
> Wer kann mir rathen!
> In meinem Haupte
> *Ist er nun Herr.*
>
> Und dieses Liedgen,
> Wie er so kleine,
> Und *dieses Liedgen*
> Ist schon von ihm.

Und in der alten deutschen Bearbeitung von Shakespeares The Taming of Shrew (herausgegeben von Köhler, Berlin 1864, Seite 210), von der Goethe höchstwahrscheinlich ein aus Gottscheds Besitz stammendes (und jetzt in Weimar befindliches) Exemplar schon in Leipzig gekannt hatte[1], sagt Sabina: „Ich danke Gott nunmehro, daß der Bock, den ich zum Gärtner gesetzt, selbst *Meister worden*." Wer an die Wandlung denkt, die mit dem Liebhaber der bösen Catharina vorgeht — erst ist *er* wie ein Lämmchen, dann kehrt er den Herren und Meister heraus und macht aus *ihr* eins — der wird nicht daran zweifeln, daß hier eine wirkliche Parallele vorliegt, zumal die Worte am Schluß des Dramas stehen, wo die guten Lehren gezogen werden. Die böse Catharina erinnert nun in ihren frechen Antworten sehr oft an

[1] Sie ist, wie ich demnächst nachweisen werde, eine wichtige Faustquelle: Man vergleiche einstweilen die Verse Urfaust 423 f. mit dem Titel „Kunst über alle Künste Ein bös Weib gut zu machen".



das aus Percy bekannte Weib von Bath, die Quelle zu Bürgers in Weimar so beliebte Frau Schnips. Auch sie steht wie Amor an der Türe und begehrt Einlaß: aber nicht leise flehend, sondern grob fordernd wie Andiol, der die Tür am liebsten eintreten möchte:

Sanct Peter kam nun auch zum Spiel:
„Die Thür nicht eingeschlagen:
Madam, *Sie lärmt auch allzuviel;*
Wer kann das hier vertragen?

Der Maler sagt zu Amor „Du *lärmst* so ungeschickt, Ich fürchte, das Seelchen Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumt die Hütte", und Adam, Jacob und wie sie alle heißen nehmen (vgl. Strophen 9, 12, 15 usw.) vor der Schnips Reißaus.

Unbekannte Wertherschriften.

Von

Dr. Paul Schumann in Leipzig.

Mit 5 Abbildungen.

Die im Nachstehenden verzeichneten und charakterisierten Schriften sind in ihrer Zugehörigkeit zur Werther-Literatur noch völlig unbekannt; nur Nr. 5 und 6 sind schon in Antiquariatskatalogen genannt worden. Die kleine Zusammenstellung ist das Ergebnis einer Durchsicht meiner eigenen Büchersammlung. Sie regt vielleicht auch andere zu erneuter Aufmerksamkeit an und kommt hoffentlich noch zurecht, um der neuen Bearbeitung der Goethe-Bibliographie in Goedekes Grundriß zu dienen.

*1. Franz Blumenthal oder Handlungen und Begebenheiten einer angesehenen Familie in L**. (Holzschnittvignette.)*

Sanfter Friede Gottes um den Grabstein her!
Weint ihr Edlen! — ach sie haben
Ein'n Jüngling from und gut und liebevoll begraben,
Und mir war er mehr!

Frankfurt und Leipzig, 1782. kl. 8°, 70 Seiten, ein weißes Blatt.[1]


Franz Blumenthal
oder
Handlungen und Begebenheiten
einer angesehenen Familie
in L**

Sanfter Friede Gottes um den Grabstein her!
Weint ihr Edlen! — ach sie haben
Ein'n Jüngling from und gut und liebevoll begraben,
Und mir war er mehr!

Frankfurt und Leipzig,
1782.

Abb. 1. Verkleinert. Original 15×9,5 cm.

In der Vorrede sagt der Verfasser, er mache die Geschichte nicht bekannt, „um etwa die Reihe der unglückseligen Romane zu vergrößern", sondern um das Andenken an diese Begebenheiten zu verewigen und dem alten, eigennützigen, unbarmherzigen Kaufmann L. ein Denkmal zu errichten „damit sich itzt und in folgenden Zeiten Väter und Mütter an dieser schreklichen Geschichte spiegeln, und nicht ihren Kindern ohne ihren Willen aus Stolz oder Eigennutz einen pedantischen, unleidlichen Bräutigam aufdringen mögen. Kann sich diese Ceschichte durch sonst nichts empfehlen, so hat sie wenigstens das vor vielen tausenden voraus, daß sie wahr ist und ohne Zusätze überliefert wird." Einige Briefe

[1] Das Buch fehlt bei Holzmann und Bohatta. Bei Kayser ist Cnobloch in Leipzig als Verleger angegeben, Preis 4 Groschen. — Nicht zu verwechseln mit dem zweibändigen Roman „Wilhelm von Blumenthal", Leipzig 1780, 81, von J. G. Schummel verfaßt.



hat der Verfasser weggelassen, da sie ihm zu lästerlich und verwegen, mit vielem Leichtsinn und im heftigsten Drange der Leidenschaft geschrieben schienen. Ein Nachwort des Herausgebers schließt, wie im Werther, das Buch ab.

Die Erzählung besteht aus Briefen zwischen Blumenthal, einem leidenschaftlich erregten, liebesbedürftigen studierenden Jüngling und seinem älteren und gesetzteren Freunde Herrmann. Der Schauplatz ist Leipzig. Blumenthal ist auf Bitten seines Vaters von Göttingen dorthin übergesiedelt, fühlt sich aber hier einsam und verlassen, da er kurz vor seinem Weggange in Göttingen eine junge Dame kennen und lieben lernte. Sie war schon damals leidend, sie wird schwer krank und stirbt. Blumenthal ist verzweifelt und zieht sich vollständig in die Einsamkeit zurück. Auf Bitten Herrmanns entschließt er sich nach langen qualvollen Wochen, wieder die Gesellschaft zu suchen und macht in einem der Leipziger Gärten die Bekanntschaft einer Großkaufmanns-Familie. Die liebenswürdige Tochter nimmt Anteil an seinem Kummer, Blumenthal erzählt die traurige Geschichte, „und wenn ich einige Worte gesagt hatte, stürzten Ströme von Thränen über meine und ihre Wangen herab". Noch glaubt er aber tief in seiner Seele zu fühlen, daß ihn kein Mädchen auf der Welt Gottes glücklich machen könnte, nachdem er die Auserwählte verloren hat. Blumenthal wird nun mehrmals in das Haus des Kaufmanns L. eingeladen und bald kommt es zu einer Liebeserklärung zwischen ihm und seiner neuen Bekanntschaft. „Wir hielten uns bis gegen Abend in G. auf, und dann kehrten wir durch das angenehme Rosenthal zurück. Was ich gedacht, was wir mit einander geredet, was ich empfunden, von dem allen kann ich kein Wort sagen. Mich umfloß ein Meer von Seligkeiten, mich durchbebten wonnige Gefühle, die mir vorhin ganz unbekannt waren. Endlich kamen wir zu Hause an, es war ein gar göttlicher Abend, der friedliche Mond stand in stiller Majestät am sternevollen Himmel, ein sanfter West wehete wollustathmend daher, und mein Herz ward so weich, so ergiesend, daß ich gar nicht wußte, wie ich diese Empfindungen ausdrücken sollte. Wir waren beyde so melancholisch, so schwermüthig, und doch so freudig und vergnügt, drückten uns wechselweise mit so einer nie gefühlten Zärtlichkeit die Hände, sahen uns oft stillschweigend einander an — und o Gott, auf einmal riß mich ein geheimer Zug zu ihr hin, ich fiel zitternd um ihren Hals, und drückte ihr den ersten, feierlichen und heiligen Kuß der Liebe auf ihre schmachtenden Lippen ...... und ich und sie, o wir waren so froh, so seelig, wie Engel Gottes im Himmel." Der Freund Herrmann mahnt zu Besonnenheit und Behutsamkeit, das Romanlesen, *Werther und Siegwart*, seien die Quellen der übergroßen Reizbarkeit seiner Nerven. „O welch Unglück haben die Romane nicht schon verbreitet, sie haben wenig Nutzen, aber beträchtlichen Schaden, und doch ist des Schreibens und Lesens noch kein Ende. Es sollte öffentlich verbothen werden, keinen Roman von der gewöhnlichen Gattung mehr zu schreiben." Blumenthal aber antwortet: „Sie haben gut predigen von Vorsichtigkeit und Behutsamkeit, da Sie in einer weiten Entfernung dem Schauspiele ruhig zusehen können, indem ich die wichtigste Rolle spiele. Und wie soll ichs denn anfangen, um vorsichtig zu handeln, soll ich ihre Gesellschaft entbehren, soll ichs ihr abschlagen, wenn sie mir Abends beym Abschiednehmen süß klingend ins Ohr flüstert: „Kommen Sie ja Morgen hübsch wieder!" Er gibt es zu, daß daß Lesen der Romane die Quelle seines Elends ist, sie hätten ihn in eine andere Welt geführt, ihn tiefer empfinden, aber auch schmerzhaft leiden gelehrt. „Ich las — nein, ich las ihn nicht — ich verschlang den *Werther*, und sog seinen süßen Gift mit gierigen Zügen in mich, ich las ihn dreymal hinter einander durch, und ich mußte jedesmal dieses Vergnügen mit den heftigsten Thränen bezahlen, so, daß ich warlich endlich in eine gefährliche Mattigkeit und Schwermuth versank, und einen ganzen Sommer auf dem Lande zubringen mußte, um mich wieder zu erholen; aber, wie kann sich ein Schwermüthiger bey der ländlichen Stille und Einsamkeit erholen, die ihn überall umgiebt? Meine Schwermuth wuchs täglich. . . . Ich bekam einen ganz anderen Begrif vom Menschen; sah sie hier anders handeln und leben, als ich sie im ordentlichen Leben handeln und leben sah, und nun glaubte ich, dieses wären die rechten Menschen, welche mir da der Romandichter aufführte, ich warf meinen Haß auf die gewöhnlichen Menschen, und kann mich auch izt noch nicht ganz mit ihnen aussöhnen." Er wird bei der Lektüre des „Karl Burgheim" weinend von seiner Geliebten angetroffen, „ich zeigte ihr die Stelle, sie durchlas sie, und wir weinten beyde die bittersten Zähren!" „Aber, *Werther* — sprach sie — hat mir die meisten Thränen gekostet, ich las ihn in einem Alter, wo ich mich und meine Neigungen noch zu wenig kannte, und so schlichen sich eine Menge mir ganz unerklärbarer Stimmungen und Empfindungen in meine Seele, die mich kalt und trüb gegen die Stimme der Freude machten, meine Phantasie mit schwärmerischen Bildern, und mein Herz mit einer süßen Melancholie erfüllten."

Doch bald wird die Idylle gestört. Der Vater zwingt „Muthgen", sich mit einem ihr unausstehlichen Doktor L. zu verloben. Sie selbst teilt dies Blumenthal in einer rührenden und thränendurchfeuchteten Szene mit und hofft nur, daß Gram und Kummer sie bald ins Grab bringen, sie will dann „ihm vorangehen in die Gefilde des Todes und in reiner himmlischer Sehnsucht ihn in den Fluren Elisiums erwarten". „Ist sie eine Beute des Todes — was werde ich dann seyn" — schreibt Blumenthal an Herrmann — „ist das wohl eine Frage? — Ach ich folge — ich muß, ich werde ihr dann bald — bald nachfolgen." Und nach wenigen Tagen: „Ach nun ist sie die Frau eines pedantischen Mannes, der fast ihr Vater seyn könnte (an einer andern Stelle wird er uns als „schon 28 Jahre alt" vorgestellt); heute hat sie die Hand des Priesters vereinigt, und heute schreibe ich Ihnen zum allerletztenmahl diesen Brief. Morgen gehe ich nach Erfurt, in das erste beste Kloster . . . Ich will mich in meine Zelle verschließen und keine menschliche Figur um mich leiden. Ich will beten und fasten, und hungern und dursten, und mich geiseln und kreuzigen, um bald diese schaudervolle Welt zu verlassen, und der




Karl und Julie.

Eine Geschichte in Briefen.

Frankfurt und Leipzig, 1782.

Abb. 2. Verkleinert. Original 16×9,8.

Herrlichen nachzuwandeln." Er bittet den Freund, seinen Eltern die Geschehnisse zu melden, sie zu beruhigen und zu trösten. „So weit gehet die eigne schriftliche Nachricht von der Geschichte dieser Unglücklichen." Er ging noch am selbigen Tage nach Erfurt in ein Kloster und glaubte durch immer wachsenden Gram seinen Lebenslauf bald zu vollenden. Über ein halbes Jahr lebte er in tiefer Schwermut dahin, ohne das erwünschte Ziel zu erreichen. Der Tod seiner Mutter, die aus Herzeleid starb, verwandelte seine stille Schwermut in rasende, wilde Melancholie, in einer hellen Mondnacht stürzte er sich vom obersten Geschoß zum Fenster herunter und blieb tot. Sein Vater starb bald darauf an einer hitzigen Krankheit.

Die Ehe des Doktor L. und seiner Gattin war in höchstem Grade unglücklich. Nach mehrmaligen Fluchtversuchen wollte sie sich in Apels Garten ertränken, wurde aber von ihrem sie immer beobachtenden Mann daran verhindert; Scham, Reue und Schwermut folterten sie dermaßen, daß sie nach wenigen Wochen im Hause ihrer Eltern starb. Auch der Kaufmann L., der harte Vater, starb bald und wurde nicht betrauert, sondern noch im Tode verachtet. Doktor L. nahm bald darauf eine wichtige Stellung am Hofe an. —

Es sind nicht nur die mannigfachen, direkten Hinweise auf Goethes Werther, die das vorliegende Buch den Wertherschriften anreihen, auch der Inhalt ist „wertherisch", und Stil und Aufbau verraten eine starke, wenn auch nur äußerliche, Verwandtschaft mit „Werthers Leiden".

2. *Karl und Julie.*

Eine Geschichte in Briefen. (Vignette in Holzschnitt). Frankfurt und Leipzig, 1782. 8°. 192 Seiten. Mehrere Holzschnittvignetten im Text.

Am Schlusse der Vorrede (Seite 8) nennt sich als Herausgeber ** S****l. Dieser Name ist vielleicht als Seidel, Karl August Gottlieb, zu ergänzen; er lebte 1754—1822 und hat viele Erzählungen, Novellen, Romane usw. geschrieben. Dies wäre aber noch festzustellen.

Das Buch soll nach dem Willen des Verfassers ein Gegenstück zu den Moderomanen der Zeit sein. „Es ist den Romanschreibern nicht zu vergeben, wenn sie das männliche Geschlecht, das zur stillen, tiefen Betrachtung geschaffen ist, sich unter das weibliche demüthigen lassen, das doch zur Sanftmuth und zu süßen anziehenden Reizen gebildet ist. Die Erfahrung bestätiget es zwar täglich, daß unsere Verliebten männlichen Geschlechts Thoren genug sind, um ihren freyen Willen der Willkühr ihres geliebten Gegenstandes zu opfern. Aber, muß darum ihrem falschen Wahn noch Weyhrauch gestreuet werden? Müssen ihre Handlungen noch durch Beyspiele gerechtfertiget werden? Oder muß es denen, die noch unerfahren sind, durch Muster zur Nachahmung süß gemacht werden?" (Seite 6, 7.) Auch sind die Romane der Zeit zu einseitig, entweder nur bestimmt uns in Trauer zu versetzen, oder nur zum Lachen zu reizen. Eine Mischung alles Guten sollen nun die nachfolgenden Briefe enthalten, die zwischen drei jungen Damen unter sich und mit ihren Liebhabern, und von diesen wieder unter sich oder mit Freunden gewechselt werden. Der Verfasser legt, seiner Absicht gemäß, Wert darauf, immer und überall die Männer als die bei aller Liebe vernünftigen, als die starken und das Schicksal bestimmenden, die weiblichen als die dem männlichen Willen und Einfluß unterworfenen zu schildern. Zwei Paare werden glücklich, die eine der jungen Damen aber, die mit zwei Liebhabern zugleich spielt, wird von beiden verlassen und stirbt vor Reue und Gram. Wie der Gegensatz zu „*Werther*" und „*Siegwart*" immer betont wird, geht aus folgender Stelle hervor, in der Karl an Henrici schreibt: „Ich kam auf den Gedanken, daß Julie schon einen Liebhaber haben könne, welches leicht bey ihren Vollkommenheiten zu vermuthen ist, und daß dieser Brief von ihm sey. Dieß hat mich bestimmt, meine Rolle nicht weiter fortzuspielen, es koste mir auch so viel Überwindung als es nur wolle. . . . Nun sollte aber ja wohl im Roman die Reihe ans Erschießen kommen? Bruder, ich würde ein Mädchen mit ganzer Seele lieben; aber immer noch Mann bleiben!" (Seite 30.) Und wenn die Damen auch beklagen, daß die Männerherzen nicht des schwärmerischen Enthusiasmus, nicht des leidenschaftlichen Gefühls so fähig sind wie die der Frauen, so hassen sie doch noch mehr den Schein solchen Empfindens und stellen die männnliche Stärke und Vernünftigkeit ihrer Auserwählten dazu in angenehmen Gegensatz „Ich glaube nur an *einen* Werther", schreibt Sophie an Julien, „und hasse alle, die ihn *spielen* wollen. O ihr Männer! bleibt wie ihr seyd; spielet keinen Siegwart, wenn ihr sein Herz nicht habet; formt euch nicht um, und betrügt nicht das Auge des Mädchens, das freylich für euch zu wenig scharfsichtig ist; denn wenn die

Täuschung aufhört, und das Mädchen findet am Ende das Herz kalt, das sie glühend hofte, so ist der Haß ein richtiger Erfolg" (Seite 139).

Und doch ist über das Buch schwärmerischer Empfindung und der Mondscheinpoesie genug ausgegossen. Einige Beispiele mögen dafür sprechen. Die ungetreue Florentine schreibt an Julien: „Die kleine Laube in unserm Gärtchen, wo wir beyde uns oft in unserm schwesterlichen Arm hielten, du von deinem Karl schwatztest, ich von Ferdinand — wir mit thränenden, doch mit lächelnden Blick in den Mond sahen, und wie der in seinem Aether schwamm, schwammen unsre Herzen in dem reinsten Aether der seligsten Gefühle; — diese Laube ist mir der Stoff zu den bittersten und schmerzhaftsten Thränen, und mit jedem Blick, den ich auf sie werfe, nehm ich von jenen selgen Stunden Abschied." (Seite 46.) Julie an Florentinen: „Wie doch alles so still ist — — die Natur um mich her ist wie mit Schlaf übergossen — jetzt weht mir ein kühles Lüftchen durchs Fenster, und die Blätter des Apfelbaums rasseln — — buh! wie der Uhu im Thürmchen mit seiner Kett klirret — es ist mir schauerlich, aber doch wonnigt — — — mir ist wie Eloisen in der Einsamkeit des Klosters! Es wird spät, ich muß aufhören zu schwärmen. Gute Nacht, du bleichwangigter Nachtwandler, — lieber Mond, — gute Nacht Schwester!" (Seite 62/63.)

Diese Stellen verraten ihren Ursprung zur Genüge, und die Liebesszenen sind darum, dank ihrer Vorbilder, das beste am Buche, das im übrigen aber unheilbar krankt an den eingestreuten Reisebriefen, die entsetzlich steife und zopfige Beschreibungen enthalten und auch durch die nach dem Vorbilde des „*Werther*" und „*Siegwart*" eingefügten Genreszenen nicht schmackhafter werden. Sind diese Szenen bei „*Werther*" vergoldet von dem Schimmer echten Mitgefühls und edler, aller Unterschiede vergessender Menschlichkeit, so ist hier immer mit Bewußtsein hervorgehoben, wie die hohen Reisenden sich herablassen, und wie sie nur, um sich nicht zu ennuyieren, und weil keine bessere Unterhaltung da ist, ihren Scherz mit den „Baurenknaben und Bauren" oder mit dem „Schulmeister" treiben.

Daß man mit einem solchen Buche, das überdies das wenige Anziehende, das es enthält, gerade den bekämpften Vorbildern nachahmte, den „*Werther*" und den „*Siegwart*" nicht aus der Gunst des Lesepublikums verdrängen konnte, ist ohne weiteres verständlich. Trotzdem scheint 1783 in Altona, bei Kave, ein Nachdruck erschienen zu sein (nach Kayser), wenn es sich nicht etwa um eine andere Geschichte von gleichem Titel handeln sollte.

3. Ein neuer Werther.

***ΓΝΩΘΙΣΑΥΤΟΝ** oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte. Mit Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde herausgegeben von Carl Philipp Moritz. Dritter Band. Berlin bei August Mylius 1785. Zweites Stück, Seite 115—120. Ein neuer Werther. Auszug aus einem Briefe (vom K. R. Sch.). Dazu: Moritz, Revision der drei ersten Bände dieses Magazins. Band IV, erstes Stück, Seite 31/32.*

„*Werthers Leiden*" hatten auf *Carl Philipp Moritz*, der sie mit *Iffland* zusammen an den Hängen des Deistergebirges zuerst las, einen außerordentlichen Eindruck gemacht. *Appell* spricht davon an mehreren Stellen und *Erich Schmidt* hat die *Wertherbeziehungen* aus dem „*Anton Reiser*" sorgsam zusammengestellt. Die ganze Persönlichkeit von *Carl Philipp Moritz* hatte etwas *Wertherisches*, er lebte einige Jahre lang selbst eine interessante Wertheriade, und auch die von ihm herausgegebenen Sammelwerke und Zeitschriften verraten die Hinneigung zu Wertherstimmungen und Wertherproblemen. So bietet das „*Magazin zur Erfahrungsseelenkunde*" in seinen zehn Bänden, die von 1783—1793 erschienen, ein ungewöhnlich reichhaltiges Material zur Erkenntnis pathologischer Seelenzustände und widmet dem Selbstmord und den Selbstmördern ein sehr lebhaftes Interesse. Es geht auch den Motiven des Selbstmordes, soweit möglich, nach, bringt Selbstbekenntnisse der Selbstmörder und dergleichen zum Abdruck und analysiert sie sorgfältig. In dem oben angeführten Briefe wird der Selbstmord des jungen L.... erzählt, der schon in seinem 18. Lebensjahre durch allerlei Ausschweifungen sehr berüchtigt war, nach Berlin zur Erziehung geschickt wurde, dort eine Zeitlang sich gut führte, dann aber wieder anfing, auszuschweifen. Er schlich sich des Nachts aus seiner Pension, vertat alles, was er hatte, in einem Bordell und ging dann nach der Hasenheide, um sich zu erschießen. Dieser Versuch mißlang. Ein halbes Jahr später erschoß er sich wirklich, wie der Brief ausführlich schildert. Die Art des Selbstmordes, die Motive desselben, die Beziehungen zum



„Werther“ erkennen wir am besten aus der oben ebenfalls zitierten *Moritzschen Analyse des Falles:* „Unter der Überschrift *„Ein neuer Werther“* steht im zweiten Stücke des dritten Bandes ein Beispiel des Lebensüberdrusses, welcher vermuthlich in einer lächerlichen *Eitelkeit* des jungen Menschen, der sich erschoß, gegründet war. Denn er hatte alles so eingerichtet, daß der Selbstmord recht *brillant* werden sollte. Er hatte sich noch vorher balbiert, einen neuen Zopf gemacht, und sich rein angezogen; dann hatte er *„Werthers Leiden“*, Seite 218, aufgeschlagen und auf den Tisch vor sich hingelegt. Er wollte aber auch die That nicht ohne Zeugen verrichten, sondern da man des Morgens seine Thüre eröfnete, stand er mit fliegendem Haar, in einer völlig tragischen Stellung da, hielt sich die Pistole, grade so wie das Muster, das er nachahmte, über das rechte Auge, drückte loß, und stürzte nieder.

Der junge Mann schien nun einmal *glänzen* und eine Art von *großer Rolle* spielen zu wollen, sollte es auch mit Verlust seines Lebens seyn.“

4. Gedichte von Fried. Lud. Wilh. Knüppeln, Königlich Preußischer Kriegs- und Steuer-Rat. Herausgegeben von D. Jul. Fried. Knüppeln. Berlin 1796. Bei C. G. Schöne, 8°. XXVI, 292 Seiten, zwei Blatt.[1]

Der Name *Knüppeln* ist in der Wertherliteratur nicht unbekannt. Der Herausgeber dieser Gedichte *J. F. Knüppeln* schrieb: „Über den Selbstmord. Ein Buch für die Menschheit“. Mit Titelkupfer, Gera 1790; er ist wahrscheinlich auch der Autor der „Biographischen Skizzen von Selbstmördern als eine Nachlese zu den Biographien der Selbstmörder“, Leipzig und Berlin 1793, die drei Briefe *Fannys von Ikstatt* enthalten. Dieser Unglücklichen widmet sein Bruder ein Gedicht, das Goedeke entgangen ist, der unter Paragraph 237, 11, 58a verschiedene Dichtungen und Schriften zu der traurigen Münchener Affäre anführt.

Seite 152/153. *Beim Tode des Fräulein von Ikstadt.*[2]

Sie ist nicht mehr! — ihr lokkigt Haar
Rollt nicht mehr hin auf ihres Busens Schöne,
Kein Zephir spielt mit dieser Lokken-Schaar,
Kein Jüngling horcht mehr ihres Mundes Töne —
Sie ist dahin! zerbrach, des Elends müde,
Das mächtig sich an ihrem Leben hing
Da schon geschwunden war des Lebens Friede,
Keine Hofnung mehr zum Herzen ging,
Den Kerker selbst, worin, in Fesseln bange,
Unsterblich ihre Seele lag —
Damit sie in der Ruhe Land gelange,
Hier nicht mehr weinte einen Tag —
Schön warst du einst — du nun zerbrochne Hülle,
Wie Engel schön, als der Empfindung Fülle,
Der Gottheit Bild, die Seele Denkerinn,
In ihrem Tempel thronte drin — —
Doch jezo herrscht Entstellung in den Mienen
Voll Todesblässe, und der Blik
Flieht nun von den zerschmetterten Ruinen,
All' deiner Reizze schon zurük.
Der Pöbel weilt bei dieser Trauerszene,
Und schikt, zur Lästerung stets wach,
Dir in die Ewigkeit — wär's eine Mitleids Thräne?
Nein tausend bittre Flüche nach —
Hier wagt es einer deine That zu schelten,
Verdammet sie, und spricht der Liebe Hohn;
Dort, schonend, gleich dem Richter edler Welten
Vertheidigt sie der Menschenliebe Sohn —
Wer hat in diesem weiten Labirinte
Der Zweifel Recht — wer Unrecht hier?
Ist jemand frei von aller Erden-Sünde,
So richt' er hier!! —

Für seine ethisch hohe und menschlich schöne Auffassung des Selbstmordes spricht auch sein

*Nachruf an *** v. E**,*
der im Wasser einen selbst gesuchten Tod fand. (Seite 51/52.)

Teutscher Sohn! mir beben meine Glieder,
Welche Göttermacht
Riß dich hier in diese Fluten nieder,
In die Todesnacht?

Wo, wo find ich *Ahndung deiner Leiden,*
Gründe deiner That?
Gott im Himmel! hattest du der Freuden
Und des Lebens satt?

Oder, war dein Leben Dorngewinde?
Gnade Vater! dann,
Komm o Mittler, tilg des Armen Sünde,
Nimm den Dulder an.

---

[1] Goedeke, Band V, Seite 383 führt einen Druck: Halle 1793, an und zählt bei dem Berliner Druck nur XVI und 292 Seiten.

[2] „Das Fräulein von Ikstadt stürzte sich im Jahr 1785 zu München vom Thurme, 300 Fuß herunter.“ (Anmerkung des Dichters.)



Edel warst du sonst, und gut, und bieder,
Und dein Herz getreu:
Dies sind Blumen, die ich thränend nieder
Auf dein Grabmal streu.

Diese Blumen mögen dich umblühen
Einst am Herrscher-Thron,
Und dann sprießt im Kelche deiner Mühen
Dir Vergebung — Lohn!

5. Karrikaturen.

Frankfurt und Leipzig 1788. 8°. XVI, 352 Seiten.

Dieses Buch ist in den Antiquariatskatalogen der letzten Jahre des öfteren vorgekommen, auch in Meyers Goethe-Bibliothek unter Nr. 329 angeführt, und verdient wegen seines interessanten, satirischen Inhalts noch heute Beachtung. Die gesamte Zeitkultur des ausgehenden XVIII. Jahrhunderts wird karikiert. Zwar steht dem Verfasser als Ausdrucksmittel des Witzes eigentlich nur die Übertreibung zu Gebote, aber in einigen Abschnitten auf dem Gebiete der theologischen und politischen Karikatur erhebt sich die Darstellung doch zu der Höhe der freien Satire.

Wertherstimmung und Wertherempfindung werden mannigfach gegeißelt, so in den Abschnitten: Roman (Seite 125/132), Empfindsamkeit (Seite 137/140), Mond (Seite 140/142), in der Karikatur aufs *Genie* (Seite 170/172). „*Werther* war auch *kein unrechtes Genie.* Seine größte Force bestund im *Voltigiren,* wie er denn auch endlich durch einen Bravoursprung über den hohlen Graben der Zeitlichkeit auf die Wiese der Ewigkeit übersetzte. — Seine schwache Seite war eine — *Butterbämme,* die *Lotte* für ihre Geschwister schmierte; und ein Kopf, der über so etwas so viel und so lange denken kann, muß schlechterdings einem *Genie,* oder einem — *Narren* gehören." (Seite 171.)

Der Verfasser des Buches soll nach Holzmann und Bohatta, die das Buch übrigens unter „C" anführen und sich auf Hayn, Bibl. Germ. erotica, zweite Auflage 1885, berufen, der angesehene Theolog und Kanzelredner *Johann Gottlob Marezoll* sein, der seit 1803 als Oberpfarrer, Konsistorialrat und Superintendent von Jena in *Goethes* Nähe wirkte.

6. Apostrophen; in Fragmenten an Erwina.

Geschrieben in den düstern Stunden der tiefsten Mitternacht. (Holzschnittvignette.) Stendal, bei Franzen und Grosse, 1790. 8°. XVIII und 504 Seiten.

Auf dieses Buch hat *Friedrich Meyer* vor kurzem in seinem *Werther-Katalog* (Seite 99/100) hingewiesen, sein Exemplar zählt aber nur XVI und 448 Seiten. Die Schrift fehlt bei *Holzmann* und *Bohatta,* bei *Kayser* ist 1791 als Erscheinungsjahr angegeben, Preis ein Reichsthaler; die Versuche, den Verfasser zu eruieren, waren bis jetzt vergeblich.


Apostrophen;

in Fragmenten
an
Erwina.

Geschrieben in den düstern Stunden
der tiefsten Mitternacht.

Stendal,
bei Franzen und Grosse, 1790.

Abb 3. Verkleinert. Original 16,2×9 cm.

Das Buch besteht aus einer großen Anzahl kleiner Aufsätze, Gedichte, Epigramme, Sentenzen, Dialogen usw. Der Inhalt ist so mannigfaltig, daß selbst eine Charakterisierung desselben unmöglich ist. Manches ist noch jetzt des Lesens wert. Seite 211—220 finden wir eine Analyse des *Goetheschen Clavigo,* nach dem Besuche einer Aufführung desselben niedergeschrieben, Seite 91/93 einen „*Werther*" behandelnden Abschnitt. *Dondino's* Verlangen nach den „*Leiden des jungen Werthers*".

Das Aufheitern, *Erwina,* ist eine gar eigene Sache, zuweilen gedeihet's, zuweilen aber auch nicht. —

O, wer doch alle die giftartigen Nebel, die so oft den Geist umhüllen und ihn in seiner Düsternheit einengen, daß er weder auf- noch unterwärts zu sehen vermag, wer sie doch endlich einmal durchdringen, und einen aufmunternden Sonnenstrahl in sein Inneres von oben herablocken könnte! — ! — !

Drum gieb mir *Werthers Leiden* her,
Ich *muß* das Buch jetzt lesen! —
Schon weinte ich der Thränen mehr,
Trank schon des Wermuths mehr denn Er,
Und bin doch brav gewesen:

Gieb mir d'rum *Werthers Leiden* her
Ich *muß* das Buch jetzt lesen! —

Gieb mir nun *Werthers Leiden* her,
Ich *darf* das Buch wol lesen! —
Wie Sturm und Woogen in dem Meer,
So wühlt des Kummers tödtend Heer
In meinem Seyn und Wesen:
Gieb mir d'rum *Werthers Leiden* her,
Ich *darf* das Buch wol lesen! —

Gieb mir nur *Werthers Leiden* her,
Ich *will* das Buch jetzt lesen! —
Mein Blick ist nicht mehr hell und hehr.
Und Unmuth treibt mich wild umher,
Wie Wuth den Iroquesen:
Gieb mir d'rum *Werthers Leiden* her,
Ich *will* das Buch jetzt lesen! —

O, gieb mir *Werthers Leiden* her,
Ich *muß* sie wahrlich lesen!
Von Trost ist meine Seele leer,
Und Trost bedarf *Dondino* sehr,
Soll anderst er genesen:
Gieb mir d'rum *Werthers Leiden* her,
Ich *muß* das Buch jetzt lesen! —

7. *Woburg.*

Abgerissene Scenen der Einbildungskraft, welche sich jedoch in mancher großen Stadt realisieren. Herausgegeben von Ernst Adolph Eschke. Halle, bei Johann Christian Hendel, 1791, 8°. XII, zwei Blätter Inhalt, 148 Seiten.

Die sehr verworrene und schwül erotische Erzählung, die der Verfasser in einem an geschlechtlichen Andeutungen reichen Gedichte seiner jungen Frau widmet, der er auch mitten im Text eine merkwürdige Huldigung erweist, ist in umfangreichen Partien eine schwächliche Nachahmung *Werthers* und durch mehrfache Apostrophen an *Werther* mit diesem in direkte Verbindung gesetzt.

Aus einer Darstellung des Inhalts und dem Anführen einiger Stellen werden sich diese Beziehungen klar ergeben.

Woburg, der sich in Geschäften in Hamburg aufhält, liebt Minna Mattig. Sein ganzes Innere ist aufgewühlt, nicht die Natur, nicht die heiteren Scherze des Wandsbecker Botens, *Asmus Claudius*, den er oft aufsucht, können ihn fesseln. „Er wanderte in sein Wandsbecker Hölzchen dicht vor Jüthorn, warf sich hin, ruhiger zu atmen, ungestörter zu träumen; lag hingeworfen da, bis der Mond an das Gewölbe hinwandelte. — Er lächelte und dachte an Minna. . . . .

Es schoß ein Raubvogel auf einen Sperling herab und trug ihn mit sich fort in höhere Gefilde. . . . .

Es war, als ob er die räuberische Klaue an seinem eigenen Herzen fühlte. — Er schwieg eine Zeitlang: auf einmal rief er mit melancholischwüthendem Laut: „Wenn Minna mir so geraubt würde, so vor meinem Antlitz! — — Hu!" — —

Wolke an Wolke schlossen sich, als zum Reihentanz, um die Fürstin der Nacht. Eine schwere Wolke sank, zog dem Monde vorüber, und Schatten fiel gleich einem schmalen Eilande über Woburg.

Er ward aufgeschreckt vom Dunkel, blickte stier hinauf zum Gewölke:

„So schnell! und ich ward's nicht gewahr! — — Wenn leidenschwangeres Unglück so über mich fiele!"

Er sprang auf und stürzte wieder hin.

„Minna! — — laß mich den Gedanken des Verlustes denken, mir selbst den Werth des Besitzes zu steigern! — — *Werther* ist der einzigste Trost, die einzigste Labung für meine sieche Seele. *Lotte!* Hättest du das empfinden können, daß dein *Werther* sich für dich hingab; für dich! ich fühle, was heißt für dich, aus Liebe zu dir! — — Das zerstörende Elend, das in seinem Innern wüthete, all' die Angst, die Schrecknisse einer verzweifelnden Liebe! das brausende Toben seiner Sinne, das die Bürde seines Lebens so furchtbar durchwirrte! Jedes Wort, jeder Ton weckt seinen Ausdruck in meiner Seele und senkt mich tief in gräßliche Verworrenheit. Theurer *Werther!* schaue hier deinen leidenden Bruder, ein unwiderstehlicher Zug, der alle meine Gefühle mit wüthender Leidenschaft spannet, reißt mich unaufhaltsam zu dir ins Verderben!" — —

Das Gewölke entzog. Luna's Silberlicht floß herab auf ihn. Er sprang auf und warf sich wieder hin, wie vor. — Bst! bst! — — horch! — — da begann die Nachtigall mit dem gurgelnden Hälschen ihre schmelzende Klage.

„Warum singe ich nicht auch ein Lied?"

Er hörte nicht mehr die Nacht lispeln in den Tannenwipfeln; er hörte nicht mehr das Seufzen der Sängerin am Hügel herauf. Woburg sang:

Melodie: *Ausgelitten hast du, ausgerungen usw.*

Sind denn alle Stürme losgerüttelt? —
Hallen alle Donner um mich her? —
Unglücksurne über mich geschüttelt —
Brüllt Verderben mir das wilde Meer —
Giebt der Schöpfung neuerwachtes Leben,
Allen Wonne bringend, mir nur Qual?
Leert des Weltenall's rastloses Streben
Meiner Sorgen grausenvolle Zahl?



Warum tönen meiner Freunde Worte
Kalt und öde meiner Seel' vorbei?
Warum schreckt von jedem Ruheorte
Mich die schreckenschwangre Phantasei?

Wie die Ketten der Verbrecher träget
Schlepp' ich meins Lebens Bürde hin —
Fleh' zum Blitze, daß er mich erschläget,
Suche nur im nahen Tod Gewinn.

Harmonie und sanfte Dichtergabe
Fliehn vor meinem starren finstern Blick.
Nur zur Leichenschrift auf meinem Grabe
Bleibt Melpomene bey mir zurück.

Freundes-Rede ist mir eitles Wähnen,
Ekel mir Gesang, Musik und Tanz.
Vor den Augen, trüb von heißen Thränen
Flimmert mir ein welker Todtenkranz.

Auch des Rheines volle Feuertrauben
Fernen meinen Liebeskummer nicht.
Auf des Knöchlers Ankunft harr' ich, — rauben
Wird er mir des Duldens schwere Pflicht.

Grabesnacht und ernster Nachtzeit Schatten
Schrecken nie des Mannes Heldenlauf —
Gruft, öffne dich! — Nimm mich lebenssatten
Mattgerungnen Wandrer freundlich auf! —

(Seite 6—10.)

Bei einer Schwärmerei vor dem Miniaturgemälde Minnas treffen ihn seine Freunde Lisbert, Chittif und Weisling, denen er seine Liebe offenbart, die sie, je nach dem Temperament, sehr verschieden beurteilen. Woburg gewinnt inzwischen die Zuneigung Minnas so weit, daß sie ihm Zusammenkünfte an verschwiegenen Orten gestattet und sie sich „studentenmäßig" du — nennen. Minnas Eltern erfahren die Liebschaft und verbieten den ferneren Verkehr. Das ist natürlich Öl ins Feuer, und Minnas Mädchen vermittelt eine nächtliche Zusammenkunft auf dem Hamburger Walle. In der Liebestrunkenheit vergessen sie sich. „Hier gebietet die Delikatesse, den Vorhang sinken zu lassen. Jeder kann ihn nach seinem Temperamente aufheben." (Seite 64.) Minna wird von vielen Liebhabern und Freiern umworben, sie verwilligt einem von ihnen. dem Kapitän D'Aubry, eine Unterredung, in der sie seinen Heiratsantrag abweist. Woburg erfährt natürlich von der Unterredung und glaubt, verraten zu sein. „Voll rasender Wuth gehet er nach Eppendorf. — Hier irren blökende Heerden im wankenden Klee: dort wiegen auf überhangenden Ufern sich duftende Bäume über den kleinen Strom; und unten saugen Vergißmeinnichtchen Leben aus den äussersten spielenden Wellen. Die Vögel singen liebende Lieder auf dem Busche: die Schnecke liegt aufgerollt in der erquickenden Sonne: die grünenden Blätter zittern von dem kühlenden Winde, bilden einen bunten Schatten auf der Erde. — Eine ruhige Seele würde sich in sanfte Empfindungen eingeschlummert, vom Geräusche der Wogen, von des Geißblatts wehendem Duft in süße Selbstvergessenheit eingelullt, von der sanften Nachtigall in jene Welten hinüber gezaubert haben. Ein Liebender, mit seiner Liebenden vereint, hätte mit langen Zügen Entzückungen getrunken; — aber Woburg stürzt sich von der Brücke, die nach Winterhude führt, in den Alsterfluß. Gleich hier unter der Brücke ist ein Wirbelloch; die Wasserfluthen stürmen auf Woburg zu, die Nacht des Sterbens bricht herein, Wellen und Wogen verschlingen ihn. Er schwimmt fort und — — — verlieret sich." (Seite 82/83.) Aber — er wird herausgezogen von dem Küster in Eppendorf, von einem Chirurgen ins Leben zurückgeführt — ohne es ihnen zu danken. „Wochenlang lebte er nunmehr auf seiner einsamen Klause in unruhiger Thätigkeit, in thatenloser Unruhe. Seine Gestalt verfiel, sein Adlerblick trübte, die blasse Schwermuth ätzte Leichenzüge in sein Antlitz. Ach! Gram ist der Krebs der Schönheit. Woburg ward ein echtes Konterfei der Liebesnoth, ward Haut und Knochen, bleich und blaß, ein hohläugiger *Werther*." (Seite 88.) Immer wieder ist er dem Selbstmord nahe. Die Freunde Woburgs, die ihn vergebens zu trösten suchen, veranstalten endlich bei einem derselben eine Gesellschaft, die den Zweck hat, Woburg und Minna wieder zusammenzuführen. Sie sehen sich, sprechen sich aus und versöhnen sich. Nach Einwilligung der Eltern erfolgt die Hochzeit und nach dieser reisen die Eheleute nach Wien ab, wo Woburg Sekretär beim Gesandten am Kaiserlichen Hofe geworden ist. Er aber versäumt bald den Dienst, seine Stelle wird ihm gekündigt, er ist brotlos, sie kommen ins Elend und flüchten nach Amsterdam, wo ein reicher Verwandter von Woburg lebte. Dieser aber will nichts von ihnen wissen. Woburg ergibt sich, um sich dadurch zu helfen, in einem entlegenen Keller der Alchimie. Dorthin flüchtet sich mitten in der Nacht einmal zufällig der reiche Verwandte, der auf der Straße tödlich verwundet worden ist, und stirbt dort. In Woburg reift der Gedanke, die Leiche zu beseitigen und sich des Erbes zu bemächtigen. Er tut es, verrät es aber später seiner Frau, die ihn beim Gericht beschuldigt, als er in seinem Wohlleben ihr untreu wird. Woburg wird nicht nur des Raubes, sondern auch des Mordes bezichtigt und zum Tode verurteilt. An seinem Schafott stößt sich Minna den Dolch ins Herz, nachdem sie vorher auch ihr Kind, die Frucht des Zusammenseins auf dem Hamburger Walle, gemordet hat.

8. Männliche Standhaftigkeit und männlicher Wankelmuth in wahren Begebenheiten. Leipzig, Züllichau und Freistadt bey Darnmann, 1802. Kl. 8°. XVIII, 268 Seiten, ein Blatt Anzeigen.

Der Verfasser nennt sich am Schlusse der Widmung an Professor Dr. *J. G. C. Kiesewetter* in Berlin. Es ist der Verfasser des „Woburg", *D. Ernst Adolf Eschke,* Königlich Preußischer Professor und Direktor des Taubstummen-Instituts in Berlin.[1]

[1] 1766—1811. Über diesen merkwürdigen und viel verdienten Mann vergleiche Dr. Paul Schumann, Ein Freund der Taubstummen, „Voßische Zeitung" 1911, Nr. 355, und Dr. Paul Schumann, Versuch einer Eschke-Bibliographie, „Eos". Vierteljahrschrift für das Abnormenwesen. Wien 1911, Heft IV.



In dem Bändchen sind zwei Geschichten vereinigt: *Cola's di Rienzo Revolution in Rom* (Seite 1—128) und *Karl Reinbrecht. Eine psychologische Romaneske* (Seite 129—268). Nur die zweite Erzählung beschäftigt uns.

In der Vorrede sagt der Verfasser: „In ihr schilderte ich Sitten, Denkungsarten, Handlungen und Empfindungen, die ich theils selbst fühlte, theils geschehen sah, wovon ich also ein anschauliches Bild in und um mir hatte. Wiewohl ich nicht mißkenne, daß dieses Werkchen sich dem, was es meinem Ideale gemäß hätte werden sollen, im Ganzen bald mehr bald weniger nähert: so kann ich doch nicht verbergen, daß es noch immer weit unter demselben geblieben ist. Ein großer Theil dieser Schuld liegt offenbar an den Göttern, die nun einmal gewollt haben, daß in unserer sublunarischen Welt nichts menschliches vollkommen sey."

Die Leichtfertigkeit, mit der *Eschke* hier die Unvollkommenheiten seiner Erzählung rechtfertigt, ist bezeichnend für das ganze Produkt. Es ist nachlässig im Stil, locker und verworren in der Komposition; nicht nur der Untertitel, sondern die Anlage des Ganzen sind dem „Anton Reiser" nachgebildet, dem schon der „Woburg" einiges entlehnte, aus dem das vorliegende Buch aber ganze Kapitel wörtlich ab- und ausschreibt. Auch dieses Buch ist stark erotisch und in einigen Szenen geradezu abstoßend. Daß *Eschke* in seiner Stellung es wagte, diese Schrift einem so angesehenen, kenntnisreichen Manne, dem Professor *Kiesewetter*, dem wohlwollenden Gönner und Förderer seines Institus, zu widmen, zeugt von einer erstaunlichen Unverfrorenheit.

Der Inhalt der Geschichte ist kurz folgender: Karl Reinbrecht wächst als der verzogene Liebling seiner Eltern heran, kommt dann auf die Fürstenschule und bezieht mit 15 Jahren schon die Universität Leipzig, um zuerst Theologie, dann Jura zu studieren. Von hier geht er nach Erfurt, wo er an den theatralischen Aufführungen der Studenten teilnimmt (diese Kapitel sind wörtlich aus dem „Anton Reiser" abgeschrieben), muß aber auf Befehl des Vaters nach Leipzig zurückkehren, um zu disputieren und sich examinieren zu lassen, und übernimmt dann „eine Referendarien- oder Akzessisten-Stelle bei einem hochpreislichen Kollegio in Dresden". Hier lernt er in Begleitung eines vertrauten Freundes erst wahre und schöne Natur kennen, die ihn von dem hohlen Pathos und der falschen Empfindsamkeit zurücklenkt auf wahres und tiefes Gefühl (leider sind auch diese Kapitel aus „Anton Reiser" ausgeschrieben). Er wird Sekretär und lernt Paula Wittig kennen und lieben, die sich jedoch bald darauf mit Reinbrechts Vorgesetzten, einem alten Hofrat, verlobt, eine Verbindung, die Paulas Mutter verschuldet. Um Paula zu vergessen, nimmt Reinbrecht Urlaub und kehrt erst nach anderthalb Jahren nach Dresden zurück. Er trifft dort zur Zeit des Karnevals ein, sieht Paula wieder und fühlt, daß die Liebe nicht, wie er geglaubt hat, erloschen ist, sondern hell emporflammt. Er sucht sich zu nähern und wird nun von dem alten Geheimrat, der sich teuflisch daran weidet, den jungen Mann in den Flammen sich verzehren zu sehen, der sich vollständig auf die bis dahin bewährte Treue Paulas verläßt, selbst in das Haus gezogen. Paula wird weich, aber die Bedingung der Gewährung der höchsten Gunst, ist der Tod. Reinbrecht erscheint diese letzte Gunstbezeugung als das, was allein noch sein Leben wünschenswert mache und entschließt sich rasch, diese Bedingung einzugehen. Er nimmt Gift aus ihrer Hand, nachdem sie ihm versichert, daß dieses Gift nicht impotent mache, und sie gewährt ihm alles. Aber die ganze Szene ist nur Farce. Das Gift ist ganz unschädliches Pulver, Paula hat sich nur eine Liebesprobe grausamster Art ausgedacht. Bald aber erfährt der Herr Geheimrat den sträflichen Verkehr seiner Gattin, er bringt Reinbrecht beim Mahl auch ein Pulver bei. Diesmal aber war es Arsenik, und Reinbrecht stirbt unter gräßlichen Schmerzen.

Wertherisches steckt genug in dem wunderlichen Buche, einiges wird schon die Inhaltsangabe gezeigt haben. Das sechste Kapitel trägt die Überschrift *„Werthers Leiden"*. *„Die Leiden des jungen Werthers* taten auf Karln eine unglaubliche Wirkung, verursachten in ihm eine schreckliche Revolution. Denn nun gingen seine Ideen auf nichts geringeres, als: einmal einen *Werther* zu spielen. Seine ausschweifende Phantasie ließ ihn schon sich selbst erschossen sehen, mit verbundenem Kopfe, im dunkelblauen Frack, hellgelber Weste und Hosen, Stiefel und Sporen. Seine Ohr hörte schon die überschwenglich süße Stimme der Mädchen:

Ausgelitten hast du, ausgerungen,
Armer Reinbrecht, deinen Todesstreit,
Abgeblutet die Beleidigungen
Und gebüßt für deine Zärtlichkeit . . .

Seine Einbildungskraft machte alle Leiden und Freuden seiner Jugend. Wie oft, wenn er an einem trüben Wintertage bis zum Überdruß an seinem Phädrus, Nepos und Paläphatus gespannt war, er mürrisch da saß und ein Sonnenstrahl durch die bereifte Fensterscheibe drang, erwachten plötzlich in ihm Vorstellungen von *Werther und Lotten*, wie jenseits beide Arm in Arm dahin wallten, von einem Sterne zum andern hüpften und jenes Lebens sich freuten" (Seite 153—154). Das siebente Kapitel ist überschrieben: *„Wo ist Werther?"* „Wo jetzt wohl *Werther* sein mag,



sagte Karl oft vor sich selbst und schwieg nachdenkend ... Wo mag wohl jetzt *Werther* sein? dachte Karl, und Nähe und Weite, Gegenwart und Zukunft blitzte durch seine Seele. Kein Federzug zeichnet die Empfindung dabei; tausend und aber tausend Mal ist sie zwar wieder erwacht, doch mit der ersten Stärke niemals" (Seite 157—158). Als Sekretär in Dresden trug sich Reinbrecht „wie *Werther*: blauen einfachen Frack, ganz mit demselben Kragen und mit gleichen Aufschlägen, auch solche gelbe Weste und Beinkleider dazu, Steifstiefel und Sporen. Die Frisur wie *Werther:* zwei Locken und ein fliegendes Toupet" (Seite 219). Er beschloß, nach einer starken Enttäuschung, sich gegen die Liebe auf ewig zu stählen, mit Hilfe seiner Philosophie und eines Ideals, das die glühende Phantasie ihm schuf. Er formte sich selbst eine Geliebte, wie er sie wünschte, vollkommen schön und mit Engelstugenden geschmückt, schwebte und schwärmte um dies Mädchen, richtete alle Gedichte an dasselbe, und taufte es „*Lotte*" (Seite 223). Als er dann Paula Wittig sah „glaubte er, das Bild seiner *Lotte* wäre lebendig geworden, wie Pigmalions Bild" (Seite 224).

Freilich ist auch vieles von diesen Wertherstimmungen und Wertherbeziehungen aus „*Anton Reiser*" geborgt.

9. Theorrytes, eines Priesters Geschichte. Von Therese Huber geb. Heyne.
Enthalten in Urania. Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1818 S. 181—238.

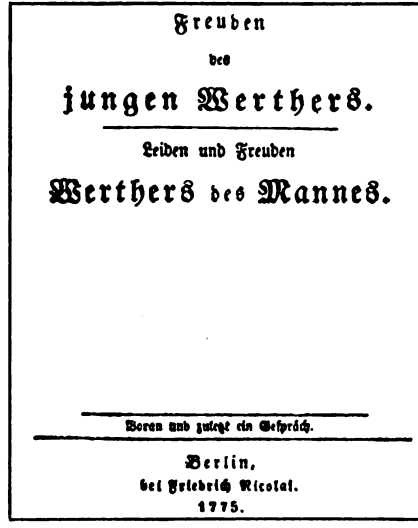
Die Erzählung, die in Tirol spielt, schildert die Erziehung eines Priesters und soll nach dem Vorwort zeigen, wie der veredelte Mensch auch der edlere Priester wird und ebenso auch das gläubigere Kind der Kirche der bessere Mensch sein muß.

Auf der Universität Innsbruck lernt Theorrytes, der Held der Erzählung, durch einen Landsmann, der aus Göttingen zurückkommt, „Götz von Berlichingen" kennen; die Episode vom Bruder Martin ruft eine Krisis in ihm hervor und stellt ihn vor die Frage, ob er auf dem rechten Wege sich befinde. Mit Hilfe seines Beichtvaters überwindet er diese Krise. Während der letzten Vakanz, kurz vor dem Empfang der höheren Weihen, erfährt Theorryt an der Person der Gräfin Acha, deren Gemahl den heimatlichen Edelsitz besaß, die Reize weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit. Noch ist ihm sein Seelenzustand unbewußt, bis ihm die Gräfin von dem eben eingetroffenen Bücherballen „*Werthers Leiden*" noch ungelesen übergibt, die eben ihren Weg bis zu dieser Grenze Deutschlands gefunden haben. Das Buch war von dem kleinen Kreise schon längst erwartet worden, Theorryt sollte es vorlesen; nun aber muß er abreisen und die Gräfin gibt ihm das Buch mit, unter der Bitte, ihr beim Zurücksenden seine Ansicht darüber zu schreiben. Mit der Furcht, noch einmal durch Goethe unglücklich zu werden, nimmt Theorryt nach seiner Abreise den „*Werther*" zur Hand. Die Außenwelt, in der *Werther* sich bewegte, war ihm neu; aber seine innere war auch die Welt *seines* Herzens. Ängstlich wirkte auf ihn *Werthers* gewaltiges Streben in eine unbestimmte Ferne, sein Unwille über Formen und Begrenzungen, ... abschreckend auf sein strenges Pflichtgefühl, sein bestimmtes Begehren, sein mutloses Verzweifeln. Aber *Werther* liebte wie er, und zweifelte wie er, deshalb verlor er sich ganz in Liebe und Mitleid für den Unglücklichen, der ihm für tausend bisher unverständliche Gefühle den Namen genannt hatte; mit dem seine Seele tausendmal im Einklang gewesen war, ehe er ihn gekannt hatte. Tage und Wochen brachte er zu in ängstlicher Spannung, als lebte er *neben Werther*, und sähe sein Schicksal vor sich reiten, und müsse ein Mittel finden, ihn vom Verderben zu retten. Oft drängte es ihn, ihm zuzurufen, wie er tausendmal sich zurief: Bete, arbeite und kämpfe, mit der Hoffnung zu siegen ... Unmöglich hätte er mit jemand von dem Buche sprechen können, aus Furcht ein hartes Urteil zu hören, einen Tadel über den Unglücklichen, den er so innig beweinte. Nicht *seine* Geschichte las er in *Werthers* anmaßlichem Leben, er glaubte nie für eine Welt, die ihn nicht verstehe, zu gut zu sein. Theorryt war auf der festen Bahn täglicher Pflichterfüllung mit der unfehlbaren Aussicht auf täglich wohltätige Wirksamkeit fortgeschritten, erhoben durch das stete Hinblicken aufs Ziel ... Er konnte sich zwar der Macht der Gefühle nicht entziehn, aber die Geschichte ihrer Willkür, die *Werther* ihm darstellte, rief alle seine geistigen Kräfte auf, ihnen keinen Sieg zu gestatten. Er gestand sich nun kühn, daß er liebte, wie *Werther* geliebt hatte, aber, glücklicher wie jener, nicht herrischer Begehrlichkeit ausgesetzt sei, sondern aufgefordert, das höchste Opfer um den höchsten Preis zu erfüllen. Es war ihm von vornherein klar, daß er seiner Liebe entsagen müsse und aller Seligkeit, die er nur erschrocken geahnt hatte; aber diese innere Gewißheit half ihm im Kampfe und gab ihm die Hoffnung zu siegen. Wie mit diesem Entschlusse seine Liebe für *Werther* begründet ward, wie er jedem profanen Auge sein Schicksal entzog, und wie er in den Momenten seiner frömmsten Entzückung um *Werther* weinte, das begreift nur, wer die Allgewalt eines mächtigen Gefühls, eines außerordentlichen Eindrucks bei Menschen beobachtete, in deren einfachem Leben jede Begebenheit einen so großen Raum einzunehmen findet, daß sie ihr Schicksal auf Jahre lang bestimmt.

Theorryt fühlte sich nicht im stande, der Gräfin eine bestimmte Rechenschaft von seiner Ansicht über Goethes Buch zu geben. Er schrieb ihr erst spät; meldete ihr mit Begeisterung den Empfang der höheren Weihen, und setzte zum Schlusse hinzu: „*Werther* ist gewiß kein Roman; ich sehne mich als Priester für den Unglücklichen zu beten."

Nun las ihn die Gräfin auch, und da die Gegenwart des Jünglings ihre weibliche Sehnsucht nicht beschäftigte,




Freuden
des
jungen Werthers.
Leiden und Freuden
Werthers des Mannes.

Voran und zuletzt ein Gespräch.

Berlin,
bei Friedrich Nicolai.
1775.

Leben und geringe Thaten
von
Werther dem Sekretär,
Einem gutmüthig-grausigen Liebhaber,
Der sich ohne Ursache viel Ruhm erwarb,
Doch endlich durch einen Pistolenschuß starb.

Eine Historie, traurig und weinerlich in modischen Verselein.

Geschrieben und leider auch gedruckt in Leipzig,
da man zählte 1779.

Abb. 4 und 5. Titelblatt eines der Neudrucke und Titelblatt der Mystifikation.
Beide verkleinert. Originale 12,7×10,5 cm.

ihr lebhaftes Gefühl nicht verleitete, sah sie mit Bestürzung, wie traurig dieses Buch hätte auf ihn wirken können. Diese Einsicht bewog sie, ihm bald, aber mit Ernst und Herzlichkeit zu schreiben. Geist- und gefühlvoll, wie sie war, mußte ein solcher Briefwechsel, wie sich nun zwischen ihr und dem Jüngling entspann, geeignet sein, dieses letzteren Gefühle ganz zu verklären . . . [Seite 223—228].

Wir erfahren in den Schlußkapiteln noch, wie Theorryt Hauskaplan des Grafen wird. Jeder Erdengedanke ward ihm fremd, die Sinnenwelt überwältigte ihn nicht mehr.

10. Die Neudrucke von Wertherschriften und ihr Verhältnis zu der Mystifikation: *Leben und geringe Taten von Werther dem Sekretär,* 1779.

Ich besitze eine Sammlung von Neudrucken in einem Bändchen mit der Aufschrift *Werther* vereinigt. Sie enthält

a) Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch. Berlin bei Friedrich Nicolai 1775. 30 Seiten in 12°, ein unpaginiertes Blatt mit der Druckeradresse C. Roeßler in Grimma.

b) Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers. Zweite verbesserte Auflage. Frankfurt und Leipzig 1775. 8 Seiten in 12°.

c) Eine entsäzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther, wie sich derselbe am 21. Dezember elendiglich ums Leben gebracht hat, allen jungen Leuten zur Warnung. Frankfurt und Leipzig, 1775, 8 Seiten in 12°.

d) Werther an Lotten. Ein unpaginiertes Blatt in 12°.

e) Dank für Werthers Leiden. Ein unpaginiertes Blatt in 12°.

f) Brief an Lottchen. Ein unpaginiertes Blatt in 12°.

g) Lotte bei Werthers Grabe. Ein unpaginiertes Blatt in 12°.

Diesen Drucken war als achter angeführt und ist erst von mir abgetrennt worden die bekannte Mystifikation: *Leben und geringe Taten von Werther dem Sekretär, Einem gutmüthig-grausigen Liebhaber, der sich ohne Ursache viel Ruhm erwarb, doch endlich durch einen Pistolenschuß starb. Eine Historie, traurig und weinerlich in modischen Verselein. Geschrieben und leider auch gedruckt in Leipzig, da man zählte 1779. 18 Seiten in 12°.*

Dieses Schriftchen ist auf dasselbe Papier, mit ganz gleicher Satzanordnung, mit denselben Typen gedruckt wie die eben angefügten Neudrucke, also auch bei Roeßler in Grimma. Das Schriftchen wurde entschieden mit jenen Neudrucken zusammen ausgegeben; es sollte durch die Vereinigung mit den Neudrucken *echter* Wertheriaden die Einführung der Neudichtung als *der Neudruck einer alten Wertheriade* glaubhafter und wahrscheinlicher gemacht werden, ein

entschieden geschicktes Manöver. Daß der Verfasser die Schrift als ein Druckerzeugnis des XVIII. Jahrhunderts, als eine, in einem Restposten aufgefundene, alte Wertheriade habe verkaufen lassen, ist in das Bereich der *Ebelingschen* Fabeln zu verweisen. *Ebeling* allerdings hat die Schrift für einen Druck des XVIII. Jahrhunderts gehalten; er sagt sogar (Stöhrs Literarische Korrespondenz 1877 I, 1) „daß Papier und Schrift den typographischen Erzeugnissen der Zeit seines Erscheinens völlig konform seien, daß es in der That nicht möglich war, Merkmale der Unterscheidung (von echten Wertheriaden) aufzufinden". Indessen kann kein Mensch, der nur einige Druckerzeugnisse vom Ende des XVIII. Jahrhunderts aufmerksam betrachtet hat, die bei dem Schriftchen angewandte Type für eine solche des XVIII. Jahrhunderts halten, und daß *Ebeling*, dem Geschichtsschreiber der komischen Literatur des XVIII. Jahrhunderts, das Vorbild der „Jobsiade" nicht einfiel, ist ein bedauernswertes Zeichen von Urteilslosigkeit. Aber auch andere, selbst Goethe-Sammler, sollen die Wertheriade für alt und echt hingenommen haben. Das Publikum erwies sich also als viel urteilsloser, als der entschieden nicht geistlose Urheber der Schrift vorausgesetzt hatte, es hat die Schrift für einen Originaldruck vom Jahre 1779 angesehen, während es als erwiesen gelten muß, daß sie nur als der *Neudruck* einer alten Wertheriade erscheinen sollte. Vielleicht gelingt es nun mit Hilfe der festgestellten Druckeradresse C. Roeßler in Grimma, und der bewiesenen Gleichzeitigkeit mit den anderen Neudrucken echter Wertheriaden, den Urheber und die Zeit des Erscheinens einwandfrei festzustellen.

Dabei möchte ich noch daran erinnern, daß mir der *Iphigenie-Druck* von 134 Seiten mit dem Verfassernamen *Göthe* und der Firma Göschen 1790, in Typen und Papier sehr den obigen Erzeugnissen verwandt erscheint. Von diesem aber sah ich vor kurzem ein Exemplar mit der handschriftlichen Bemerkung: Zum Geschenk erhalten 1837, der Druck kann also nicht erst von etwa 1850 stammen, wie *Friedrich Meyer* annimmt. Vielleicht ein neuer kleiner Anhalt zu weiteren Feststellungen.

Zum Schluß möchte ich noch darauf hinweisen, daß ich von *„Albert, dem Selbstmörder"* (dessen Zugehörigkeit zur Wertherliteratur von *Seliger*, „Zeitschrift für Bücherfreunde" 1902 erwiesen wurde) ein Exemplar besitze, dessen gestochenes Titelblatt in Typendruck die Jahreszahl 1816 (statt 1795) trägt. Ein ähnliches Beispiel einer Späterdatierung ist mir von *Apel und Launs „Wunderbuche"* bekannt. Beide Bücher gehörten seiner Zeit dem Bestande von Lesebibliotheken an, wenn sie auch nicht gestempelt sind. Das Lesepublikum wollte nun zwar einerseits die beliebten Genres des Erotisch-Sentimentalen wie des Grausigen nicht entbehren, verlangte aber auch immer Bücher vom letzten Jahre. Das mag findige Inhaber von Lesebibliotheken auf den Kniff geführt haben, alte bewährte Erzeugnisse jenes Genres durch Entfernung des ursprünglichen Erscheinungsjahres mittels Rasur und das Einsetzen eines späteren Druckjahres zu den begehrten Neuerscheinungen zu machen. Ist dieser Betrug nicht ungeschickt ausgeführt, können daraus leicht bibliographische Zweifel und Mißverständnisse entstehen.

Andeutungsweise möchte ich auch noch hinweisen auf ein interessantes Buch, das in allerletzter Zeit mehrmals in Antiquariatskatalogen genannt worden ist: *Bergk, J. A., Die Kunst, Bücher zu lesen. Nebst Bemerkungen über Schriften und Schriftsteller. Jena 1799, Hempelsche Buchhandlung. gr. 8°, XVI und 416 S.* — Es behandelt *Werther* an mehreren Stellen, am ausführlichsten in dem Kapitel: Wie muß man Romane lesen?, wo Bergk Seite 216—226 dem *Werther* widmet. Mein Exemplar entstammt der Bibliothek der Königlich Preußischen Chirurgischen Pepiniere.

In einem merkwürdigen, von verhaltener Leidenschaft durchwehtem Briefwechsel, den *Gottfried Hermann*, der große Philologe, als vierzigjähriger und längst glücklich verheirateter Mann mit einer jungen Leipziger Dame führte, der mir in den, leider nicht vollständig erhaltenen, Originalen vorliegt, schreibt die junge Dame am 28. November 1811, daß sie in der kalten Novembernacht im Bett *„Werthers Leiden"* gelesen, und nur aufgehört habe, als die Mutter aus dem Großen Konzert nach Hause kam, um dann weiterzulesen bis das Buch zu Ende war — obgleich der Hauch ihres Mundes auf der Bettdecke zu Reif erstarrte und sie das Buch kaum noch halten konnte. Und 1911 wird wohl irgendwo auch eine fühlende Seele noch mit gleicher Glut *Werthers Leiden* gelesen haben, und in hundert Jahren wird es noch so sein, wenn nicht inzwischen die Menschheit zu alt geworden ist, um dieses ewig junge Buch zu lesen und zu lieben.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Cranachstr. 38. Druck u. Verlag von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.



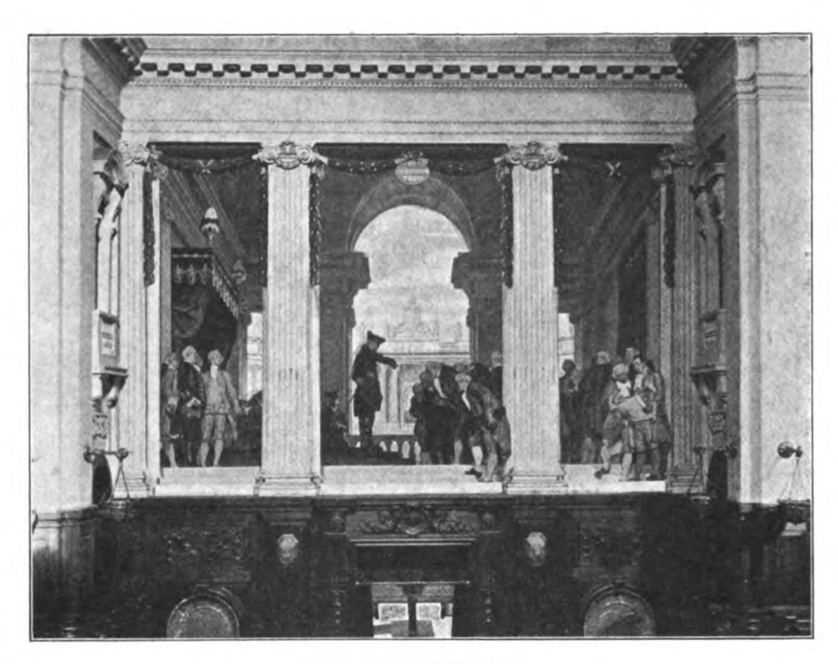


Abb. 3. Aus dem Lesesaal.

Der Neubau der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Von

Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Groß-Lichterfelde.

Mit fünf Abbildungen.

„Sie wundern sich, daß alle Männer hier plötzlich stehen bleiben, mit der Hand in die Hosentasche greifen und in die Höhe schauen. Mein Lieber, wir stehen just vor der Akademieuhr, die am richtigsten geht von allen Uhren Berlins, und jeder Vorübergehende verfehlt nicht, die Seinige danach zu richten. Es ist ein possierlicher Anblick, wenn man nicht weiß, daß dort eine Uhr steht." So schrieb Heinrich Heine aus Berlin am 26. Januar 1822.

Er fände heute ein völlig verändertes Bild. Die allen älteren Berlinern so vertraute Uhr ist samt dem ganzen Akademiegebäude verschwunden, desgleichen die dahinterliegende Kaserne der Gardes du corps und die Marstallnebengebäude, die alte Sternwarte, alles bis zur Dorotheenstraße, und an ihrer Stelle ist die Barockarchitektur der wuchtigen Sandsteinmassen des Bibliotheksneubaus emporgewachsen.

Schon 1838 war ein Neubau der Königlichen Bibliothek beschlossen worden, damals nicht wegen Raummangels, sondern weil man von dem eben errichteten Palais des Prinzen von Preußen her Feuersgefahr befürchtete. Schinkel hatte damals den Plan für einen Neubau im Akademieviertel entworfen. Dieser Plan kam aber nicht zur Ausführung, und man darf das nicht einmal bedauern, denn Schinkels Plan rechnete nur auf eine halbe Million Bände, sein Neubau wäre also bald unzureichend geworden. Man entschloß sich im Gegenteil, das Gebäude durch Einziehen von Zwischendecken und Aufstellung von Mittelrepositorien für lange Zeit brauchbar zu machen, wobei freilich der imposante Eindruck der Innenarchitektur völlig verloren ging. Bereits 1879 war der Raum aber doch so wenig zureichend geworden, daß Teile der Bestände in ein andres Gebäude verlegt werden mußten. Es gelang der Bibliothek dann 1883/84 die an die Bibliothek anstoßenden Hintergebäude des Niederländischen Palais für





2600000 M. zu erwerben und für 400000 für ihre Zwecke einzurichten; und so wurde, freilich sehr notdürftig, für ein weiteres Vierteljahrhundert Platz geschaffen. Als nun alle Ausdehnungsmöglichkeiten erschöpft waren, das immer raschere Anwachsen der Bücherbestände gebieterisch eine Abhilfe verlangte und nichts als ein Neubau mehr übrig blieb, da lenkten sich die Blicke wieder auf das Akademieviertel.

Dieses äußerst günstig gelegene Grundstück wurde nun aber von einer Mehrzahl von Anstalten gleichzeitig begehrt. Die Akademie der Wissenschaften wollte von ihrer geschichtlichen Stelle nicht weichen, die Akademie der Künste wollte auf dem Gelände einen geräumigen Ausstellungssaal, die Universität eine Aula errichten, und dieser Widerstreit berechtigter Interessen führte schließlich zu dem Gedanken, den Bibliotheksneubau nach dem Westen in die Nähe des Bahnhofs Zoologischer Garten zu verlegen. Das hätte auch viele Vorteile gehabt. Die Bibliothek hätte dort nicht entfernt die Rücksichten auf die Wirkung der Fassaden nötig gehabt, die die Lage an der via triumphalis, der Straße Unter den Linden gebot, und hätte durchaus nach den Anforderungen des praktischen Bedarfs errichtet werden können. So fand dieser Gedanke grade in bibliothekarischen Kreisen viel Anklang, wie zum Beispiel Otto Hartwig im „Zentralblatt für Bibliothekswesen" dafür eintrat. Dagegen hielt der damalige Generaldirektor August Wilmanns die zentrale Lage des Akademieviertels für einen ausschlaggebenden Vorzug. In einem ausführlichen Berichte trat er sehr entschieden für die Wahl dieses Platzes ein, und zahlreiche Zeitungsartikel zeigten, daß die öffentliche Meinung Berlins ihm zustimmte. Ehe nun aber die Bebauung des Akademieviertels begonnen werden konnte, erwies es sich als nötig, die Eigentumsrechte festzustellen. Es kamen da Ansprüche der Akademien, der Universität Berlin, der Krone und des Reichsmilitärfiskus in Frage. Die Akademien der Wissenschaften und der Künste sowie die Universiät Berlin gründeten ihren Anspruch darauf, daß in einer Kabinettsordre König Friedrich Wilhelms III. vom 16. August 1809 unter den anderen Grundstücken, die der Universität und den Akademien für wissenschaftliche Zwecke überwiesen werden sollten, auch das ganze Akademieviertel genannt war. Die betreffende Kabinettsordre war aber nicht an die Universität gerichtet, die zur Zeit des Erlasses noch nicht bestand, sondern an die Minister. Das Akademieviertel war auch später nicht wie andere in der Ordre genannte Grundstücke der Universität überwiesen worden. Im Gegenteile wurde ein 1814 an den König gerichteter Protest gegen die Instandsetzung von Ställen auf dem Gelände abgewiesen, ähnlich in den 1820er Jahren bei Erbauung der Gardes-du-corps-Kaserne. Das Erweiterungsbedürfnis der Universität ist dann später durch Überweisung des Friderizianischen Bibliotheksgebäudes befriedigt worden, die Akademie der Wisssenschaften hat ein neues Heim an der alten Stelle erhalten und für die Akademie der Künste ist anderweitig gesorgt worden.

Der Anspruch der Heeresverwaltung war aus der Annahme hervorgegangen, daß das vom Heere als Kaserne benutzte Gebäude der Gardes-du-corps selbstverständlich Eigentum des Militärfiskus sei. In dieser Annahme hatte sogar, als man im Reichstage die hohen Kosten eines Potsdamer Kasernenbaus bemängelte, der damalige Kriegsminister darauf hingewiesen, daß aus dem Verkaufe des Grundstücks im Akademieviertel ein hoher Ertrag zu erwarten sei. Ein Eigentumsrecht konnte der Militärfiskus aber nicht nachweisen, es gab sogar für das von der Akademie wie vom Militär innegehabte Gelände nicht einmal ein Grundbuchblatt, wie solches für den Rest des Geländes zugunsten des Kronfiskus bestand.

Unter diesen Umständen hätte sich ein Recht der betreffenden Institute und des Militärfiskus gegen die Krone höchstens durch die Behauptung der Ersitzung begründen lassen. Das ist erfreulicherweise nicht geschehen. Der Staat kaufte der Krone das Grundstück für 11¹/₄ Million ab; die Krone aber erwarb ihrerseits die zur alten Bibliothek gehörenden Hintergebäude des Niederländischen Palais, so daß von der ganzen Kaufsumme noch 7300000 M. bar zu zahlen waren.

Ehe wir nun zu der Schilderung des Neubaus kommen, sei hervorgehoben, daß der Bau, obwohl längst bezogen, doch noch nicht fertig ist. Es ist deshalb die Verteilung — nicht der Büchermagazine, die Bücher stehn an den endgültigen Plätzen — wohl aber der Benutzer- und





Abb. 1 Dorotheenstraße-Universitätsstraße.

Beamtenräume noch nicht die endgültige. Da die Vollendung des Baus aber in Kürze bevorsteht, so wird es sich empfehlen durchweg den endgültigen Stand zu schildern und die wichtigsten derzeitigen Abweichungen in Klammern beizufügen.

Der Neubau nimmt das ganze Gelände zwischen den Straßen Unter den Linden, Universitätsstraße, Dorotheenstraße und Charlottenstraße ein. Es ist ein längliches Rechteck, das an den schmalen Seiten (Linden, Dorotheenstraße) je 106, an den Längsseiten je 170 Meter Länge hat, nahezu 18000 Quadratmeter bedeckt und sich in den Seitenflügeln bis 25 Meter, in der Kuppel des großen Lesesaals bis 40 Meter über die Straßenoberfläche erhebt. Doch das sind tote Zahlen, die von dem gewaltigen Umfange des Neubaus kaum eine Vorstellung vermitteln. Erst wenn man von der Höhe des dreizehnten Büchergeschosses oder noch besser von dem platten Dache etwa des Flügels an der Dorotheenstraße die Gesamtanlage überschaut, wird es klar, daß das, was hier erstanden ist, nicht mehr ein Gebäude ist, sondern ein ganzer Stadtteil.

Allerdings ist die Königliche Bibliothek zwar die hauptsächlichste, aber nicht die einzige Bewohnerin dieser gewaltigen Räume. Auch die Akademie der Wissenschaften wird binnen kurzem an ihren alten Ort zurückkehren und die Bibliothek der Universität Berlin hat ihren Einzug schon bald nach der Königlichen Bibliothek gehalten.

Außer diesen drei ständigen Insassen haben nun aber noch andere Institute in dem Neubau vorübergehend Unterkunft gefunden, die ihre Räume wieder verlassen müssen, sobald das Wachstum besonders der Königlichen Bibliothek das verlangt. Einige Institute der Universität haben so Aufnahme gefunden, ferner das Amerika-Institut, das Böttinger Studienhaus.

Um nun für die Einzelheiten des Baues eine Übersicht zu gewinnen, unterscheiden wir am besten die vier Flügel, die den Straßenfronten entlang laufen und die auf dem gewaltigen Hofraum entstandenen Bauten.

Die naturgemäß am meisten ornamental gehaltene Front unter den Linden, die, besonders was den bildhauerischen Schmuck betrifft, noch nicht ganz fertig gestellt ist, enthält nach dem Brandenburger Tore hin die Räume für die Generalverwaltung der Königlichen Bibliothek, nach der Universitätstraße die für die Akademie der Wissenschaften. Zwischen beiden befindet sich ein monumentales Tor, durch das der Eingang zu den Haupttreppen wie zu den anstoßenden Baulichkeiten der Königlichen Bibliothek erfolgt. (Eingang zur Königlichen Bibliothek zurzeit von der Dorotheenstraße.) Es ist dabei vor allem darauf Bedacht genommen, daß die Wege der Beamten und des Publikums sich nicht berühren sollen und daß die den Benutzern zugänglichen Räume von denen, die dem inneren Dienste vorbehalten sind, geschieden werden. Außer dem Eingang für die Benutzer von den Linden her ist deshalb ein besonderer für die Beamten vorgesehn. Jeder der beiden Eingänge hat geräumige Kleiderablagen und Personenaufzüge in der Nähe.

Die drei weiteren Flügel an den Straßenfronten enthalten in den unteren Geschossen Arbeitsräume, darüber die Büchergeschosse. Der Flügel an der Dorotheenstraße, durch den der Eintritt zur Universitätsbibliothek (zurzeit von der Universitätsstraße aus) erfolgt, hat ein monumentaler gehaltenes Portal. Bei den Arbeitsräumen ist, da die Zwischenböden nur auf den Außenmauern aufliegen, die Möglichkeit gegeben, ganz nach Bedarf größere Räume in eine Mehrzahl von kleineren zu zerlegen oder aber mehrere kleinere zu einem größeren zusammenzuziehn.

Die Büchermagazine (im Erdgeschoß und im ersten Geschoß von Arbeits- und Benutzerräumen durchbrochen) gliedern sich in 13 Halbgeschosse von je 2,195 Meter Höhe, also bequemer Reichhöhe. Nach dieser Zählung fällt Nr. 1 auf das Kellergeschoß, während das zwölfte und dreizehnte zum Teil im Dachstuhl liegen. Im sechsten Büchergeschoß liegen mächtige Eisenträger, um die darüber liegenden Bücherspeicher zu tragen.

Die Büchergestelle sind Repósituren nach dem System Lipman, dessen Eisenkonstruktion als tragender Teil des Baues eingebaut ist. Auch die Bücherbretter, die diesen Namen also eigentlich nicht verdienen, sind aus Metall. Die Räume sind mit Doppelrepositorien in einem Achsenabstand von 1,84 Meter besetzt und die Länge der Doppelgestelle beträgt im sechsten bis



Abb. 2. Lesesaal.

elften Büchergeschoß im Ost- und Westspeicher acht Meter, im Nordspeicher sechs, im zwölften und dreizehnten Büchergeschoß tritt eine Verkürzung um ein bis zwei Meter ein. Zwischen den Stirnseiten der Gestelle und den Fensterwänden läuft an der einen Seite ein schmaler, an der anderen Seite ein breiter Gang. Der letztere dient dem Durchgangsverkehr und soll später eine elektrische Bücherbahn aufnehmen, die zur Überwindung der großen Entfernungen auf die Dauer nicht gut zu entbehren sein wird.

Außer diesen Hauptspeichern sind ferner an verschiedenen Stellen der Bibliothek noch unbenützte Räume für Bücheraufstellung vorhanden, so besonders unterhalb des noch nicht vollendeten großen Lesesaales und im Kellergeschoß, das durch Lichtschachte und hochgezogene Fenster auch der Tagesbeleuchtung einigermaßen zugänglich gemacht ist. Endlich besteht eine bedeutende Erweiterungsmöglichkeit für die Zukunft darin, daß die Hofflügel hochgeführt und die Räume der Nebeninstitute zugezogen werden. Wenn man alle diese Reserven an Raum in Rechnung stellt, so darf man die Aufnahmefähigkeit des Gebäudes auf rund fünf Millionen Bände veranschlagen, während zurzeit nur die 1450000 Bände der Königlichen Bibliothek und die etwa 300000 Bände der Universitätsbibliothek darin enthalten sind.

Zwischen den vier Straßenflügeln liegen nun die Bauten, die in der Richtung von den Linden nach der Dorotheenstraße auf dem mächtigen Hofraum errichtet sind. An sie schließen von den anderen Straßenfronten her Verbindungsbauten an, so daß sieben kleinere Höfe frei bleiben. Diese Baulichkeiten bestehen, von den Linden an gerechnet, aus der Leihstelle und dem großen Lesesaal der Königlichen Bibliothek und dem Lesesaal der Universitätsbibliothek. Wenn schon bei allen Räumen auf würdige und ansprechende Ausstattung Bedacht genommen ist, so gilt das besonders von dieser Bautenflucht. Die Bedeutung der Königlichen Bibliothek tritt in der Gestaltung der Architektur in glücklicher Weise zutage.

Durch das große Portal unter den Linden gelangt man in einen Ehrenhof, aus diesem über eine große Treppe zur Leihstelle der Königlichen Bibliothek, die ihr Licht von den benachbarten Höfen erhält, was freilich bei trübem Wetter nicht ausreichen wird. Über die Haupttreppe und durch eine elf Meter hohe Vorhalle gelangt man dann in den großen Lesesaal. Da dessen innere Ausgestaltung noch aussteht, konnten Abbildungen nicht gegeben werden, während der von der Königlichen Bibliothek schon seit Jahren benutzte Lesesaal der Universitätsbibliothek durch zwei Abbildungen vertreten ist. Der große Lesesaal ist ein Kuppelbau von 34 Meter Höhe mit acht vorspringenden Pfeilern, die ebensoviele Nischen bilden. In diese Nischen, mit Ausnahme der den Eingang bildenden, kommt die Handbibliothek und zwar in eigenartiger Anordnung, indem immer je zwei Büchergestelle in angemessenem Abstande hintereinander aufgestellt werden. Die hinteren Gestelle sind um je einen Meter gegen die vorderen erhöht und über kleine Nebentreppen zu erreichen. Für den am oberen Gestell Stehenden bildet so der Kopf des unteren Gestells zugleich ein Auflegepult. In der Höhe des

Hauptgeschosses läuft eine Galerie um den Saal; sie dient zur bequemen Beaufsichtigung der Benutzer, gewährt aber auch den Fremden, die die Bibliothek nur besichtigen wollen, einen eindrucksvollen Anblick.

Die Bücherausgabe im Lesesaal liegt in der Nähe des Eingangs, so daß jeder Benutzer beim Eintritt und Austritt an ihr vorbei muß. Sie erstreckt sich aber ziemlich weit nach der Mitte des Saals. Infolge davon wird der aufsichtsführende Beamte trotz der Größe des Raumes, der einen Durchmesser von 43 Metern hat, eine gute Übersicht haben.

Unmittelbar über der bereits angeführten Galerie befinden sich die sieben großen Fenster, die dem Lesesaal Licht geben. Außerdem ist im Scheitel der Kuppel ein rundes Oberlicht vorgesehen. Der Saal bietet Raum für 360 Leser; die Tische sind nur einseitig besetzt; die Gänge laufen radial zu den Tischen, so daß man zu jedem Platze gelangen wird, ohne hinter dem Rücken der arbeitenden Nachbarn durchzugehn, und auch die Handbibliothek von jeder Stelle aus bequem erreichbar ist.

Außer diesem großen Lesesaal steht noch ein Reservelesesaal mit 150 Plätzen zur Verfügung. An ihn schließen sich Zimmer für solche Benutzer, denen ein ungestörtes Arbeiten mit einem größeren Apparat ermöglicht werden soll. Ferner hat das Zeitschriftenzimmer einen Lesesaal mit 150 Plätzen, und auch die Nebenabteilungen der Königlichen Bibliothek, Handschriftenabteilung, Musiksammlung, Deutsche Musiksammlung und Kartensammlung haben eigene Leseräume. Zieht man nun in Betracht, daß die Königliche Bibliothek nicht Präsenzbibliothek ist, wie die Nationalbibliothek zu Paris oder die Bibliothek des British Museum zu London, sondern einen Ausleihverkehr hat, der in der letzten Zeit jährlich etwa eine halbe Million Bände betrug, so wird man sagen dürfen, daß für die Benutzung der Bibliothek reichlich Sitzgelegenheit vorhanden sein wird.

An die Rückseite des großen Lesesaals der Königlichen Bibliothek stößt nun der Lesesaal der Universitätsbibliothek, der zurzeit noch von der Königlichen Bibliothek benutzt wird, und zu dem der Eingang von der Dorotheenstraße aus erfolgt. Er erhält ausreichendes Seitenlicht von den benachbarten Höfen her durch zwei gewaltige Fenster; außerdem sind die zur Aufstellung von Büchern benutzten Nischen an den Langseiten mit Oberlicht versehn. In jedes der beiden Fenster ist eine große Uhr eingebaut, deren Zifferblätter freilich nur in den Stunden der künstlichen Beleuchtung gut ablesbar sind, weil sie dann von innen heraus beleuchtet werden. Die Zahl der Arbeitsplätze beträgt 300, die Aufstellung der Tische ist ähnlich wie oben geschildert. Zu ebener Erde und auf der ersten Galerie ist Aufstellungsraum für eine Handbibliothek von 20000 Bänden vorhanden, auf den oberen, den Benutzern nicht ohne weiteres zugänglichen Galerien für weitere 30000 Bände. Über dem Eingang befindet sich ein von Professor Kampf geschaffenes Freskogemälde von großer Wirkung, das Friedrich den Großen darstellt, wie er seinen Bibliotheksneubau den Berliner Gelehrten übergibt. Das Bild soll also eine Art Verbindung des heutigen Baues mit dem Bibliotheksbau des großen Friedrich herstellen und hätte ebendeshalb wohl eher in den großen Lesesaal der Königlichen Bibliothek gehört.

Wie aus allem bisher Gesagten hervorgeht, handelt es sich bei dem Berliner Neubau um Entfernungen, wie sie bisher im Bibliotheksbetrieb nicht üblich waren. Das führt zu der Frage, wie es ermöglicht wird, diese Entfernungen soweit zu überwinden, daß die Schnelligkeit des Betriebs nicht darunter leidet. Es handelt sich also um die Beförderung erstens der Bücher, zweitens der Bestellzettel.

In Bibliotheken, wo nur eine Benutzungsstelle zu bedienen ist, zum Beispiel in der Kongreßbibliothek in Washington, hat man diese Fragen durch Errichtung eines fortlaufenden mechanischen Werkes lösen können, wenn man auch mit der Sicherheit des Arbeitens des Werkes nicht überall gute Erfahrungen gemacht hat. In Berlin lagen die Verhältnisse von vornherein ungünstiger, weil hier eine ganze Anzahl von Benutzungsstellen zu bedienen ist. Hier hat man gleichzeitig die Elektrizität und die pneumatische Kraft dienstbar gemacht und doch die Fragen noch nicht restlos gelöst. Man hat im Erdgeschoß zwei Zentralen geschaffen, Ost und West, (siehe Abb. 5), die die aus den Speichern kommenden Bücher in



Abb. 4. Büchermagazin.

Empfang nehmen und sie, nach den Benutzungsstellen geordnet, weitergeben. Zu diesem Zwecke stehen beide Zentralen mit jedem Büchergeschoss durch besondere, elektrisch betriebene Bücheraufzüge von 40/60 Zentimeter in direkter Verbindung. Außerdem stehen für größere Formate und Lasten größere Aufzüge zur Verfügung, die auch für Personenverkehr zu benutzen sind, je ein kleiner und ein größerer. Die kleineren tragen je 300 Kilogramm oder vier Personen, die größeren je 500 Kilogramm oder sechs Personen. Die Beförderung der Bestellzettel dagegen erfolgt pneumatisch, die pneumatische Anlage stammt von den Siemens-Schuckert-Werken. Die Zettel werden pneumatisch an die Zentralen befördert, von diesen pneumatisch in die Magazine hinaufgesendet. So ist erreicht, daß die Zettel auf das schnellste bis ins Magazin gelangen und auch die Bücherbeförderung in senkrechter Richtung an Schnelligkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Solange es nun dabei bleibt, daß die bestellten Bücher den Bestellern erst nach bestimmten Fristen ausgehändigt werden, mit anderen Worten, solange die Vorschrift der Vorherbestellung bestehen bleibt, wäre durch die oben beschriebenen Einrichtungen dem Bedürfnis genug getan. Grade im großstädtischen Betriebe und grade den größten wissenschaftlichen Bibliotheken gegenüber drängen aber die Benutzer mit gutem Rechte immer lebhafter auf die Aushändigung der bestellten Bücher in tunlichst kurzer Zeit nach der Bestellung. Die Bibliotheksverwaltungen können und dürfen sich diesem Verlangen gegenüber auf die Dauer nicht ablehnend verhalten. Räumliche Verhältnisse und Mangel an Personal mögen den Übergang zur sofortigen Aushändigung der Bücher verzögern oder vereiteln, es muß immer das Ziel bleiben, auf das jede

Verwaltung hinarbeitet. Wo liegen nun im Berliner Neubau mit einen elektrischen Aufzügens und seinem pneumatischen Apparat die Hindernisse? Sie liegen innerhalb der Bücherspeicher, liegen darin, daß die Wege innerhalb der Speicher, vom Aufzug bis zum Standorte der Bücher zu weit sind, als daß die ständig in den Speichern befindlichen Beamten die pneumatisch ankommenden Zettel sofort nach Ankunft herausnehmen und erledigen könnten. Heute, unter der Herrschaft der Vorherbestellung geht es noch einigermaßen, wenn auch nicht immer glatt. Wenn aber die sofortige Aushändigung der bestellten Bücher eingeführt werden sollte, so wäre die unerläßliche Vorbedingung die Verdoppelung bis Verdreifachung der Zahl der Speicherbeamten oder aber die Herstellung einer elektrisch betriebenen Bücherbahn mindestens innerhalb der Speicher. Rätlicher und billiger ist sicherlich das zweite, und wir haben ja bereits oben gesehen, daß der Platz für die Anlage einer solchen Bücherbahn in den Magazinen bereits vorgesehen ist. Über das System ist freilich noch keine Entscheidung getroffen, was den nicht verwundern wird, der die untereinander vielfach abweichenden Urteile amerikanischer Bibliothekare über die Vorteile und Nachteile ihrer Systeme vernommen hat oder die lange Leidensgeschichte des tapis roulant kennt, das für die Nationalbibliothek zu Paris geplant wird.

Wenden wir uns im Anschlusse daran gleich den übrigen rein technischen Einrichtungen zu, so haben wir Staubsaugeanlage, Telephon, Beleuchtung und Heizung zu nennen. Die Staubsaugeanlage ist von der Firma Hardegen erbaut. Ihre Röhren sind in alle Räume, auch in die Bücherspeicher eingebaut, während die Kraftanlage im Keller liegt. Die Anlage arbeitet vorzüglich, doch müssen die Bücher zwecks vollständiger Reinigung sowohl der Bücher wie der Repositorien aus den Gestellen entfernt werden. Die Telephonverwaltung hat innerhalb der Bibliothek eine öffentliche Fernsprechstelle geschaffen, die für den inneren Dienst freilich nicht in Betracht kommt. Für den inneren Dienst der Königlichen Bibliothek besteht eine eigene Telephonzentrale, die die zahlreichen Sprechstellen miteinander verbindet. Jede Speicherabteilung ist mit Telephon versehen, jeder Arbeitsraum, die größeren sogar mit zwei, desgleichen die Zimmer der Direktoren usw. Diese Telephonzentrale ist so stark beschäftigt, daß sie während der Hauptdienstzeit die volle Arbeitskraft einer Person erfordert. Die Beleuchtung liefert die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft. Auch die Bücherspeicher haben durchweg elektrisches

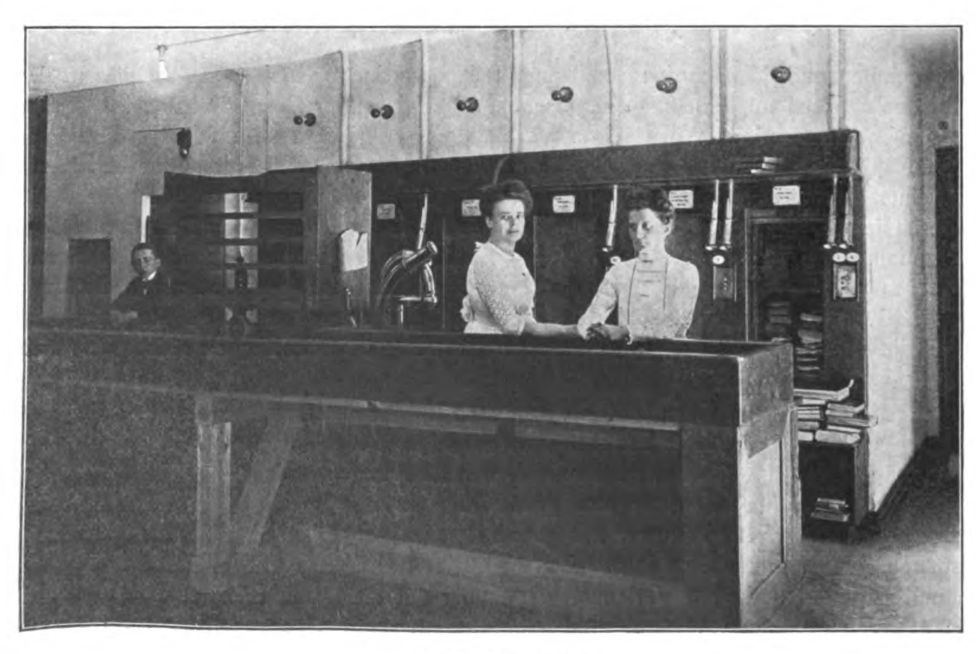


Abb. 5. West-Zentrale.

Licht und zwar getrennt für die großen Gänge und für die Repositorien. Die Gangbeleuchtung kann vom Anfang und vom Ende der Gänge aus ein- und ausgeschaltet werden; die Schaltstellen für die einzelnen Repositorien liegen an den Kopfenden derselben. Bei einer am 13. Dezember 1910 vorgenommenen Zählung der Druckschriftenbestände mußte die Arbeit in den Abendstunden in allen Speichern bei elektrischem Lichte ausgeführt werden und die Beleuchtung erwies sich überall als durchaus genügend. Auch für die Verstärkung der Tagesbelichtung ist herangezogen, was sich an kleineren Mitteln bot. Die Zwischendecken in den Bücherspeichern zum Beispiel bestehn aus hellen Kunststeinplatten und haben an der Unterseite eine spiegelnde Fläche, um die Lichtverhältnisse zu verbessern. Zu demselben Zwecke sind die Mauern der Hofflügel sämtlich in hell glasierten Steinen gehalten.

Die Heizungsanlage ist für alle Institute gemeinsam. Sie befindet sich im sechsten Hofe, zwischen Charlotten- und Dorotheenstraße. In fünf mächtigen Cornwallkesseln wird dort Hochdruckdampf erzeugt, der für die verschiedenen Bedürfnisse reduziert wird. Im allgemeinen erfolgt die Heizung durch heißes Wasser.

Bei einem Baue wie dem unseren, in dem außer den Büchern und dem Mobiliar brennbare Stoffe kaum vorhanden sind, ist die Feuersgefahr schon an sich nicht groß. Es ist aber natürlich in dieser Hinsicht alles getan worden, was die Sicherheit erhöhen kann. So sind von allen Straßenseiten her Durchfahrten geschaffen worden, durch die die Feuerwehr an alle Bauteile, auch in den Höfen, unmittelbar heranfahren kann. Auch sind an den Hofseiten der Bauten ständige eiserne Feuerleitern angebracht. Es besteht auch unmittelbare Telephonverbindung zwischen Bibliothek und Feuerwehr.

Endlich die bildhauerische Ausschmückung. Die sämtlichen Außenseiten des Baues bestehen aus schlesischem Sandstein. Die mächtigen Säulen, die sie schmücken, sieht man auf der Abbildung der Dorotheenstraßenseite. Außerdem sind auf allen Seiten Figuren angebracht, je zwei zu zwei. Sie stellen an der Dorotheenstraße (abgesehen von den zwei mittelsten) Bildungsstätten alter Zeit dar, und zwar von der Charlottenstraße an Bologna, Paris, Padua und Salerno, während die mittleren die Buchdruckerkunst und den Kupferstich personifizieren. An der Universitätsstraße finden wir Personifikationen deutscher Hochschulen: von der Dorotheenstraße an: Greifswald, Kiel, Charlottenburg, Hannover, Marburg, Münster, Aachen, Danzig. In der Charlottenstraße sind berühmte Bibliotheken dargestellt und zwar, wieder von der Dorotheenstraße an: Venedig, Florenz, Eskurial, Oxford, London, Washington, Wolfenbüttel, Leyden. Endlich die Lindenfront: Ecke Charlottenstraße und Linden findet man die Allegorien von Technik, Landwirtschaft (Charlottenstraße), Philosophie, Naturwissenschaft (Linden); in der entgegengesetzten Ecke: Mathematik, Geschichte, (Linden), Jurisprudenz, Theologie (Universitätsstraße). Rechts und links vom Haupteingang unter den Linden her sind Figuren angebracht, die Berlin und Athen darstellen. Nach oben schließt der Mittelbau mit einem Giebel ab, dessen Giebelfeld die Huldigung der Kunst und Technik vor der durch Pallas Athena dargestellten Wissenschaft trägt. Darüber erhebt sich eine Quadriga.

Die Pläne und die oberste Bauleitung lagen in den Händen des Wirkl. Geh. Oberhofbaurats von Ihne, Bauaufsicht und Ausführung bei dem Regierungs- und Baurat Adams. Die Bauverwaltung stand durchweg in enger Fühlung mit der Generalverwaltung der Königlichen Bibliothek, August Wilmanns, dessen Gutachten, wie oben gesagt, für die Wahl des Bauplatzes den Ausschlag gab, Adolf Harnack, Paul Schwenke.

Hinsichtlich der Kosten des Baues ist der hohe Betrag, den der Erwerb des Grund und Bodens verlangte, schon angeführt. Für den Bau selbst, ohne die innere Einrichtung, waren über zwölf Millionen bewilligt, für die innere Einrichtung bisher eine halbe Million Mark. Die Gesamtkosten werden also vier- bis fünfundzwanzig Millionen betragen.

Zu den Abbildungen: Da die Lindenseite und der große Lesesaal noch nicht fertiggestellt sind, können von beiden zurzeit Abbildungen nicht gegeben werden. Um die Wirkungen der Fassaden zu zeigen, bringen wir den Flügel an der Dorotheenstraße mit dem anstoßenden Teile des Universitätsstraßenflügels und zwar nach einer Aufnahme von Herrn Waldemar





Titzenthaler-Berlin, der auch die Genehmigung zur Vervielfältigung gütigst erteilt hat. Das zweite und dritte Bild sind Aufnahmen aus dem Lesesaal der Universitätsbibliothek. Das zweite zeigt in der Höhe die elektrischen Kronleuchter, unten einen Teil der Sitzplätze und im Hintergrunde den Platz des aufsichtführenden Beamten, während das dritte die Ausgestaltung des Eingangs, darüber das oben erwähnte Bild mit Friedrich dem Großen darstellt. Die vierte Abbildung bietet einen Einblick in die langen Fluchten der Büchergestelle. Auf den Rat der Bauleitung sind hier wie auf dem folgenden Bilde Personen mit abgebildet, um eine bessere Schätzung des Maßstabes zu ermöglichen; hier eine erwachsene Dame und ein dreizehnjähriges Kind, dort zwei Damen und ein heranwachsender Jüngling (Laufbursche). Das fünfte Bild endlich zeigt die eine der beiden Zentralen (West) mit den Bücheraufzügen und dem pneumatischen Apparat. Der am weitesten rechts befindliche Aufzug ist geöffnet, um das Innere zu zeigen. Die hellfarbigen Röhren (Messing) gehören zum pneumatischen Apparat. Die stärkeren Röhren, die sich in der Mitte des Bildes befinden, bringen die Hülsen mit den Bestellzetteln an die Zentrale heran; die in der Kopfhöhe der beiden Damen befindlichen nehmen die Hülsen auf und befördern sie sofort in die betreffenden Büchergeschosse. Die in der Höhe sichtbaren knopfartigen Gegenstände sind elektrische Glühbirnen mit roter Verglasung, die aufleuchten, sobald der zugehörige Bücheraufzug die Zentrale erreicht hat und entleert werden muß.

A. L. Schlözers „Entwurf eines Zeitungs-Collegii".

Herausgegeben von

Dr. G. A. E. Bogeng in Berlin.

Der Mitbegründer der neueren deutschen Geschichtswissenschaft und (seit 1767) Professor der Politik in Göttingen, August Ludwig von Schlözer (1735—1809), hat das große deutsche „Beschwerdebuch" seiner Zeit geführt und veröffentlicht: Den „Briefwechsel" (Göttingen, 1776—82, X) und die „Staatsanzeigen" (Göttingen, 1782—93, XVIII), damit „das erste Beispiel tiefwirkender Publicistik in Deutschland seit des Thomasius Monatsschrift" gebend und durch furchtloses Auftreten weitreichenden Einfluß gewinnend. Es ist hier nicht die Gelegenheit, die Verdienste des Mannes um die Entwicklung der Staatsrechtswissenschaft ausführlicher anzuzeigen und nur daran soll in diesem Zusammenhange erinnert werden, daß er als Zeitungsschreiber kein Tagesschriftsteller im üblen Sinne dieser Bezeichnung gewesen ist, vielmehr immer aus den Eigenheiten des besonderen Falles Nutzen für das Allgemeine und Werte für die Zukunft zu gewinnen suchte. Auch in seinen kleinen Schriften offenbart er einen Ideenreichtum, aus dem noch unsere Tage sich manches zu eigen machen können, um so mehr, als die Lebensfrische seiner Art und seine von Gelehrtenpedanterie freie Darstellung ihn als einen der nicht allzuvielen erscheinen lassen, die man als Klassiker des wissenschaftlichen deutschen Schrifttums werten kann. Und wenn auch sein Zeitungs-Kollegium heute, der Entwicklung der Wissenschaften und des Zeitungswesens entsprechend, in vielen Einzelheiten von dem Entwurf des Jahres 1777 abweichen müßte, in seinem Grundzuge könnte es unverändert erhalten bleiben, um noch immer eine der nützlichsten Universitätsvorlesungen zu sein. Ursprünglich mit einem Reise-Kollegium verbunden (und zusammen mit dessen Ankündigung veröffentlicht: Entwurf zu einem Reise-Collegio . . . nebst einer Anzeige seines Zeitungs-Collegii. Göttingen 1777) würde es heute selbständige Bedeutung haben, womit nicht gesagt sein soll, daß A. L. v. Schlözers Anweisungen zum Reisen, mutatis mutandis, nicht recht vieles enthielten, was noch gegenwärtig zu beherzigen nützlich wäre und womit nicht der vortrefflichen Idee einer allgemeinen Vorlesung über Reisekunst widersprochen werden soll.

Auch künftig denke ich manchmal wieder in den Winter Halb-Jaren, wie bisher bereits etliche male geschehen, 2—3 Stunden wöchentlich, nachmittags von 1—2 Uhr, oder abends von 6—7, ein Zeitungs Collegium zu lesen, und mit solchem das (vorbeschriebene) Reise-Collegium zu verbinden.



Da aber der Name Zeitungs-Collegium so unbestimmt ist, daß niemand daraus die eigentliche Einrichtung desselben erraten kan; folglich mancher mer oder weniger darinn erwartet, als wirklich geleistet wird: so habe ich es für Pflicht gehalten, einmal für allemal öffentlich anzuzeigen, was ich unter einem Zeitungs-Collegio verstehe.

Die Absicht desselben ist keineswegs, I dem Zuhörer selbst die Mühe des Zeitungslesens zu ersparen, und bloß dessen Lector und Zeitungs-Referent zu seyn. Vielmer wird vorausgesetzt, daß solcher die vornemsten an unserm Ort gangbaren Zeitungen regelmäßig lese, und die Vorfälle bereits wisse, die den Stoff zu den Vorlesungen abgeben werden.

Eben so wenig verspreche ich II viele geheime Nachrichten vom neusten Weltlaufe, die in keiner gedruckten Zeitung stehen. Teils habe ich dergleichen nicht, und niemand erwartet sie von meiner Situation: teils, wenn mir manchmal der Zufall eine und andre zufüren sollte; so trage ich eben so sehr Bedenken, sie in Vorlesungen zu publiciren, als in meinem Briefwechsel abdrucken zu lassen, wenigstens so lange sie nicht actenmäßig erwiesen werden kan.

Am allerwenigsten endlich werden III politische Beurteilungen der jetzigen Weltvorfälle, ob sie recht oder unrecht, vernünftig oder unklug, seien oder gar politische Weissagungen, was solche für einen Ausgang nemen werden, ein Hauptgeschäft dieses Collegii seyn. Zwar wo hinlängliche Data hiezu bereits im Publico bekannt sind: da wird auch der blos speculirende Staatsgelerte ein Urteil und eine Vermutung kühnlich wagen dürfen. Denn er weiß, daß aus eben diesen Datis Könige und Minister nicht anders, wie er, nämlich in Barbara und Celarent, schließen. Und irrt er ja einmal in diesen seinen Urteilen und Vermutungen: so tröstet er sich, daß sich, eben so wie er, die Welt-Regierer selbst nicht selten irren. Aber gerade jener Fall, daß die nötigen Data und Prämissen bereits bekannt sind, ist bei neuen großen Vorfällen äußerst selten. Und so wie dieses hauptsächlich den bloßen Theoretiker unter den wirklichen Statsmann herabsetzt, daß dieser die bemeldten Prämissen nach der Regel weiß, jener sie aber nicht weiß, und entweder nie oder doch erst spät erfärt: so hebt dieses den waren Statsgelehrten über den politischen Kannengießer hinauf, daß jener, beim Bewußtseyn seiner Unkunde, sein Urteil aufschiebt, dieser hingegen frech und wild ins Gelag hinein richtet und weissagt.

Sondern der Nutzen des ganzen Collegii, falls einer davon zu erwarten ist, soll nur hauptsächlich in folgenden drei Dingen bestehen:

I

Jedes Halbe Jar hat seine Hauptbegebenheiten, von denen eine Zeitlang alle Zeitungen voll sind, und alle Gesellschaften ertönen: jetzo z. Ex. der Nord Amerikanische Krieg, und die Händel wegen St. Sacrament; ein andermal eine Papstwal, oder die Krönung eines Königes usw. Umständliche historische, geographische und politische „Erläuterungen" dieser Begebenheiten müßten, dächte ich, in dem Zeitpuncte ihrer Ereigniß, einen doppelten Reiz haben. Diese Erläuterungen, so gut sie sich, mit angestrengtem Fleiße, beim Gebrauche einer Bibliothek, wie unsre öffentliche Göttingische ist, machen lassen, verspreche ich jedes mal zu liefern; sollten mir auch manch mal mühsame Untersuchungen von Einer ganzen Woche in Eine Vorlesung einer halben Stunde zusammen schwinden.

Mit unter kommen in Zeitungen sehr wichtige Nachrichten vor, die der gemeine Zeitungsleser völlig übersieht, weil der Lieferant derselben sie, entweder aus Unwissenheit, oder aus Vorsicht, nur kurz und abgebrochen erzält, oder sie unter einen Wust andrer ganz unerheblichen Nachrichten versteckt. Diese zu bemerken, auszuheben, und von der Seite ihrer Wichtigkeit zu zeigen, wird ebenfalls ein Hauptgeschäfte dieses Collegii seyn.

Oft felet wichtigen Zeitungs Nachrichten die nötige Präcision und Umständlichkeit. Beide werde ich manchmal ergänzen können, wenn es mir nämlich glückt, die Actenstücke selbst früh genug zu erhalten, aus denen jene Nachrichten bloß eilige Extracte waren.

II

Es giebt eine „Kunst Zeitungen zu lesen", die wie andre Künste erst gelernt werden muß.

So wie jetzo alle europäische Zeitungen sind — und ihrem Wesen nach können sie kaum anders seyn —, finden sich darin durcheinander,

1. Tatsätze und Raisonnemens, Facta und Judicia. Wer aber die Herren in Paris, Petersburg, Stockholm etc von Antlitz kennt, die gewöhnlicher Weise, von auswärtigen Ländern her, unser Publicum mit Neuigkeiten bedienen: wird zwar ihre bloße Anzeigen von vorgefallenen Veränderungen, und selbst von bloßen Gerüchten, so wie sie auf Caffeehäusern, in Assembleen, und Lakajenzirkeln laufen, mit Danke annemen; aber ihre, wiewol herzlich gutgemeinte Urteile darüber, ernstlich verbitten müssen. Dies kan aber nicht geschehen, solange man nicht beide Arten, Anzeigen und Urteile, durch untrügliche Kennzeichen von einander zu unterscheiden weiß

2. erhebliche und unerhebliche Nachrichten. Die Ankunft eines Couriers, von dessen Depechen noch zur Zeit nichts transpiriren sollen, die Feirung eines RitterOrdenFestes mit Trompeten und Pauken, der Katarrh einer alten Prinzeßin, und die Geburt eines jungen Grafen, werden manch mal so weitläuftig, wie PolychrestPillen, und mit so festlichem Pompe, beschrieben: daß der betäubte Leser, wenn er nicht gerüttelt



wird, seine ganze Aufmerksamkeit bei diesen Artikeln erschöpft, und nachher keine mer auf solche übrig hat, wo kurz und gut einer neuen Commerz- oder Finanz-Verordnung Erwänung geschieht, die in weniger als Einem Menschen Alter Land und Leute umschaffen wird

3. ware und falsche Nachrichten. Keine Zeitung hat sich je vermessen, daß sie nichts als Warheit melde; alle füren die Devise: Relata refero. Der Zeitungsschreiber also ist gemeiniglich außer Schuld, wenn er etwas falsches debitiret; und es ist unvernünftig, gegen ihn, wie doch häufig geschieht, als vorsetzlichen Erfinder einer Unwarheit zu toben. Aber der Zeitungsleser sollte hübsch auf seiner Hut seyn, und Zeitungen für nicht mer halten, als wofür sie der Zeitungsschreiber selbst gehalten wissen will: „eine Sammlung nämlich von Nachrichten und Gerüchten, so wie er sie den nächsten Posttag vorher aus allerlei Gegenden, von allerlei Leuten, die er nicht einmal nennen darf, erhalten hat, für deren Richtigkeit er nichts weniger als Gewähr leistet, sondern deren Warheit oder Warscheinlichkeit zu bestimmen, er der Urteilskraft des Lesers lediglich anheimstellt."

Wir Studirte lachen über Bauren, wenn sie etwas aus dem Grunde mit Heftigkeit behaupten, weils gedruckt da steht. Aber wie oft hört man studirte Leute eine Nachricht mit warmer Teilnemung erzälen, und hart und fest glauben, einzig und allein aus dem Grunde, weil sie in der Zeitung gestanden hat?

Eine Geschichte des Zeitungswesens überhaupt; eine umständliche Beschreibung der Art, wie jetzo noch alle Zeitungen zur Welt kommen; eine kritische Klassification der Quellen, aus denen die meisten Zeitungs Nachrichten stammen; und eine Analyse einzelner vorkommender Zeitungs Artikel nach den gegebenen allgemeinen Regeln, soll, wie ich hoffe, obberürte Kunst Zeitungen zu lesen, deutlich lehren, und ihre Ausübung möglich machen.

III

Es giebt einen Cursus politicus, der, wenn er gleich auf keiner Universität noch eine eigene Facultät hat, doch ebenso weitläuftig und gemeinnützig ist, als immer der Codex theologicus, juridicus, medicus, mathematicus &c., und so gut wie diese seinen eignen Mann und sein eignes Studium erfodert.

Nicht alle Gelerte können zugleich Theologen, Aerzte, und Politiker seyn: sie brauchen es auch nicht einmal. Aber nicht recht kleidet es doch z. E. einen gelerten Juristen, wenn er von der Religion nichts als den kleinen Katechism weiß, wenn er sich keine Vorstellung davon machen kan, wie er athmet und verdaut; wenn ihm die Worte, Actie, Bank, Uso, und Registrirung eines Edicts, so fremd, wie dem Theologen das Stillicidium, sind.

Man hat daher schon auf mereren Universitäten angefangen, Dogmatik, Anatomie und Physiologie, abgekürzt und elementarisch, für alle Facultisten zu lesen. Sollte es nicht nützlich seyn, ein gleiches mit den Grundbegriffen der Staatswissenschaften zu thun?

Das Bedürfnis allgemeiner politischer Kenntnisse für alle Studirende, scheint mir wenigstens eben so allgemein und dringend zu seyn, wie jene. Jeder ohne Ausname, der sich zum Gelerten Stande rechnet, ließt doch wol Zeitungen? Aber wann kommt eine Zeitung, die nicht ein halbes Dutzend politischer Kunstwörter enthielte, die niemand aus dem Worte selbst errät; und wer versteht einen Artikel völlig, ohne diese Kunstwörter? Noch mer, der große Haufe von Ungelernten traut jedem Gelerten zu, daß er von Zeitungen und Weltläuften besser urteilen könne, wie er: welche Beschimpfung für den ganzen Stand, wenn dieser, in andern Dingen Hochgelerte, von alltäglichen Weltbegebenheiten so unwissend und verkert spricht, wie eine Magd? Endlich möchte man fast an Linnés Curiositate naturali, als einem allgemeinen Grundtriebe der menschlichen Natur, zweifeln, wenn man sieht, daß viele Studirte alle Wochen 2mal die lezte Columne im Altonaer Postreuter (vom Geld-Cours) ansehen, und doch ausstehen können, daß sie — nie einen Gedanken dabei denken.

I Diejenigen, deren Beruf es nicht ist, sich mit der Statsgelersamkeit ex professo abzugeben, werden sich doch in einem halben Jare ohne Mühe einen Vorrat einzelner richtiger Begriffe einsammeln; deren geringster Nutzen darinn besteht, daß sie ihnen das Zeitungslesen künftig weit angenehmer machen werden.

II Für andre hingegen, die ihre Bestimmung zu einem vollständigen Cursu politico ruft, werden diese abgerissene und vereinzelte Kenntnisse die Stelle politischer Institutionen vertreten, die sie zu dem großen und schweren Ganzen (Statslehre, Statskunde oder Statistik, und Statsgeschichte, samt allen deren untergeordneten Wissenschaften) vorbereiten.

III Manche einzelne statistische Materie wird hier auch umständlicher behandelt werden können, als in der Statistik selbst die eingeschränkte Zeit erlaubt.

IV Und außer den kürzeren politischen Abhandlungen, zu denen die laufenden Nachrichten die nächste Veranlassung geben werden, sollen jedesmal zwei der allgemein nützlichsten, anmutigsten, aber auch tiefsinnigsten Materien aus der höheren Politik (1 vom Gelde und der Münze, 2 von der Ungleichheit der Menschen, Verschiedenheit der Stände, Ursprung des Adels etc) historisch und politisch, umständlich und für jeden ohne Ausnahme faßlich, und für das gemeine Leben so wol, als für verschiedene andre Wissenschaften brauchbar, erörtert werden.



Ein zeitgenössisches Pasquill auf Jean Paul.

Von

Dr. Eduard Berend in München.

Mit einer Abbildung.

Am 11. Juni 1799 schreibt Jean Paul aus Weimar an Otto: „Amöne[1] sagt mir von einem pro patria oder ex patria Papier oder libellulum gegen mich, das mir meine Landsleute wie einer Marktdiebin auf die Brust hängen. Sage niemand von meinen Freunden was dagegen, lasset es auslaufen. Vogel in Arzberg[2] ist zu edel, es gemacht zu haben. Lieb ist mirs, daß mein Vaterland doch einmal etwas Gedrucktes von mir hat, das ihm — ich hoff' es — ein unvermischtes Vergnügen gewährt, dessen es gewiß nicht unwürdig ist. Indes mag ich das libellulum nicht lesen." In seiner Antwort vom 19. Juni wirft der damals überhaupt etwas gegen den Freund verstimmte Otto ihm vor, daß er zu hart gegen sein Vaterland sei: „Wenn auch die Nachrichten in dem elenden Buche, das hier gar keine und noch weniger Sensation macht als jedes Buch, hier aufgelesen und ungefähr, wenn man Dich in den Schwarzenbacher Gesichtspunkt stellt, nach dieser Ansicht gegeben sind, so ist es doch noch eine Frage, ob das Buch wirklich in unserer Gegend geschrieben ist". Am 21. Juli muß er indessen melden: „Die armen Menschen hier machen mich zum Verfasser des elenden Buchs gegen Dich. Über eine so dumme Schlechtigkeit könnte man sich wahrlich erbittern und ihnen feind werden." Jean Paul antwortet am 1. August: „Dem Schurken, der Dich zum Verfasser des libellulum macht, möcht' ich ins Angesicht seinen Namen geben oder etwas mehr; Du siehst aber, welche geringe Meinung die Höfer von — mir haben; denn sonst könnten sie die Gotteslästerung nicht denken". — Vier Jahre später, am 1. Mai 1803, schreibt Jean Paul: „Ich las den frischaufgelegten mehr dummen als bösen Schakal wieder; gewiß machte ihn Kirsch, schon wegen des Arabischen. Auch wollt' er früher das Publikum über mich berichtigen." Otto erwidert am 3. Juli: „Den Shakal, dessen neuere Auflage ich nicht gesehen, traue ich Kirsch nicht zu."[3]

Das Buch, auf das sich diese Stellen beziehen, lautet mit seinem vollständigen Titel:

> Shakal, der schöne Geist. Fragment einer Biographie aus dem vierzehnten Jahrhundert, von dem Araber Albezor. Aus dem Arabischen ins Maleyische, aus diesem ins Lateinische, dann ins Französische und endlich ins Teutsche übersetzt und mit schönen Anmerkungen geziert von Hanns Görg. *(Motto.)* Dintenstadt, zu finden bei Aloysius Grünwald. 1799.

Eine „Neue und mit einer fortgesetzten Biographie des wieder aufgelebten Helden vermehrte Auflage" erschien 1801. — Als wahren Erscheinungsort nennen die Bücherlexika übereinstimmend Leipzig (bei Fleischer), für die zweite Auflage Hof (bei Grau); als Verfasser den damaligen Rektor des Gymnasiums in Hof, Johann Theodor Benjamin Helfrecht. Ich komme darauf am Schluß zurück.

Das Buch hat bei seinem Erscheinen wenig Beachtung gefunden, obgleich sofort erkannt wurde, daß Jean Paul gemeint sei.[4] Der Jean-Paul-Forschung ist es bisher gänzlich entgangen, was wohl mit der großen Seltenheit zusammenhängt. Mir ist es erst mit Hilfe des Berliner

---

[1] Amöne Herold, Jean Pauls Jugendfreundin und spätere Gattin Ottos, war als Gesellschaftsdame Charlottens von Kalb nach Weimar gekommen.

[2] Erhard Friedrich Vogel (1750—1825), Pfarrer in Rehau und Arzberg, später Superintendent in Wunsiedel, Jean Pauls „ältester literarischer Wohltäter".

[3] Vgl. Jean Pauls Briefwechsel mit seinem Freunde Christian Otto, Berlin 1828—33, Band 3, Seite 85, 89, 148, 152, Band 4, Seite 124, 133. (In der Nerrlichschen Ausgabe des Briefwechsels findet sich von diesen sechs Stellen nur die erste!)

[4] Vgl. die wohlwollende Rezension in der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek", 55. Band, Seite 486 (von Langer in Wolfenbüttel).



Auskunftsbureaus gelungen, ein Exemplar der ersten Auflage in der Bibliothek des freien deutschen Hochstifts zu eruieren, nachdem sich von einem Exemplar der zweiten Auflage, das der Katalog der Münchner Universitätsbibliothek verzeichnet, nur das Titelblatt als echt erwiesen hatte, das versehentlich einem fremden Werke vorgebunden ist.

Die Lektüre des 230 Seiten langen, liederlich gedruckten Buches überzeugte mich bald, daß es entschieden mehr Beachtung verdiene, als ihm bisher zuteil geworden. Man erkennt sofort, daß es von einem genauen Kenner von Richters Heimatverhältnissen herrührt, der von seiner Persönlichkeit und seinem Werden ein zum mindesten nicht uninteressantes, oft recht anschauliches und im großen und ganzen sogar objektives Bild zu geben weiß. Es behandelt hauptsächlich die Zeit vor seinem Eintritt in die große Welt, das heißt gerade die Jahre, für die uns objektive Berichte, wie sie zum Beispiel für Schillers Jugendzeit zur Verfügung stehen, so gut wie ganz fehlen (denn Ottos Biographie kann nicht als solcher angesehen werden und ist auch kaum über die Anfänge hinausgekommen). Außerdem kann das Buch als ziemlich treuer Ausdruck alles dessen angesehen werden, was man von dem Dichter in seiner Heimat dachte und sich erzählte. Bei der großen Seltenheit desselben verlohnt sich daher wohl eine eingehende Besprechung.

Wenn ich in der Überschrift das Werk als Pasquill bezeichnete, so ist das nur cum grano salis zu verstehen. Die versteckte Art, wie unter dem Schutze der Anonymität in durchsichtiger exotischer Verhüllung Jean Pauls persönliche Lebensverhältnisse aufs Theater gezogen werden, die offenbare Absicht, ihn in der Achtung des Publikums herabzusetzen, läßt sich nicht wohl anders als pasquillantisch nennen. Aber es muß von vornherein betont werden, daß der Verfasser seinem „Helden" durchaus nicht mit einseitiger Abneigung gegenübersteht. Er erkennt — wenn auch vielleicht halb widerwillig — die Lauterkeit seines Charakters unbedingt an und gesteht sogar dem Schriftsteller manche Vorzüge zu. Er habe, so lautet das Endurteil (Seite 212), durch seine Schriften, ungeachtet ihrer Mängel, der Literatur seines Zeitalters genützt und seinem Vaterlande Ehre gemacht. „Er war, was wenige große Köpfe sind, ein Mann von gutem Herzen, der groß und edel dachte und, einige Abweichungen von der geraden Bahn der Tugend weggedacht, edel handelte. Seine Bücher ... werden als Originale in ihrer Art, solange die Sonne den Erdball beleuchtet, fortdauern und den Namen ihres Urhebers unter den Erdenbürgern unsterblich machen".

Warum aber, fragt man sich, dann diese Satire? Darauf gibt der Verfasser selbst die Antwort: er habe sich, ob er den Dichter gleich persönlich verehre und liebe, verpflichtet gefühlt, dem nachteiligen Einfluß seiner Schriften auf den Geist des Zeitalters entgegenzutreten; die bösen Krankheiten der Zeit erforderten aber eine scharfe Medizin, darum habe er reichlich Vitriol in seine Tinte gießen müssen. Auch hoffte er, wie er durchblicken läßt (Seite 194, 228), dadurch Jean Paul selber zur „Reinigung und Ordnung" seiner Elaborate zu veranlassen.

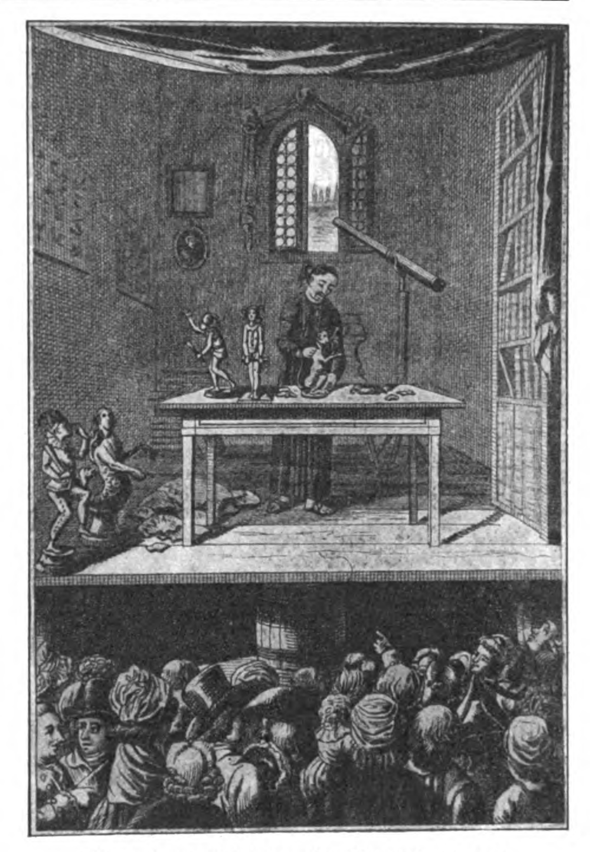
Wir haben es also mit einer Satire gegen die damalige geistige Revolution zu tun, gegen „den bösen Samiel, der sich erfrecht, auch in die Gelehrsamkeit zu blasen", wie der Verfasser sich ausdrückt (Seite 230), und als dessen Vertreter ihm Jean Paul erscheint. Er ist natürlich durchaus ein Mann der alten Schule: die Periode der Gellert, Rabener, Cramer, Schlegel[1] usw., der Bremer Beiträger, ist ihm die „goldene", die Allgemeine deutsche Bibliothek in ihrem ersten Jahrzehnt das Muster einer kritischen Zeitschrift, alles spätere, trotz einzelner großer Geister, Niedergang und Verfall. Man kennt diese Jeremiaden, die er in langatmigen Exkursen vorbringt, zur Genüge aus den Auslassungen anderer „Nikolaiten" jener Tage, als daß wir uns damit aufzuhalten brauchten. Auch was er über Jean Pauls Werke im allgemeinen und im einzelnen bemerkt, ist nichts als das damalige Durchschnittsurteil der alten Schule: Lob der Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit der Ideen, des Reichtums an Vergleichungen, der Fülle der Kenntnisse, der

---

[1] Aus Joh. Adolf Schlegels Schrift „Vom Natürlichen in Schäfergedichten" (2. Auflage, Zürich 1746) stammt das Pseudonym „Hanns Görg".



treffenden Bemerkungen über Natur und Menschenleben, andrerseits Tadel der ungeordneten Anwendung solchen Reichtums, der häufigen Ausschweifungen, des raschen Wechsels von Rührung und Komik, des Hanges zur Satire, der Liebe zum Sonderbaren, Pretiösen und Verschraubten in Anlage und Ausdruck usw. (Seite 143 f. 190 f.) Von einem höheren Gesichtspunkte der Beurteilung fehlt jede Spur.



Titelkupfer zu „Shakal, der schönē Geist“, Leipzig 1799.

Nur ganz kurz gehe ich auch auf die verhüllende Einkleidung des Ganzen ein. Wie schon der Titel anzeigt, gibt sich der Verfasser nach beliebtem Muster nur für den Herausgeber einer alten Handschrift aus, deren verwickelte Entstehungsgeschichte er in der Vorrede (Seite 50f.) umständlich darlegt. Sie sei im XIV. Jahrhundert in Spanien von dem Araber Albezor geschrieben in einer Periode des Niedergangs der arabischen Literatur. Damals habe *„Shakal der schöne Geist*[1], oder *Jago Piedro*, wie er sich selbst, oder der *Irrwisch*, wie ihn einige rechtgläubige Ästhetiker nannten“, den vornehmsten Beifall der Nation gewonnen, seine Schriften seien nicht gelesen, sondern verschlungen worden. Weniger seinen „Harlekinaden“ als der damaligen Seuche der Literatur habe Albezor in seiner ganz das Gepräge der unparteiischen Wahrheit tragenden Biographie entgegenwirken wollen. Sie sei dann im XV. Jahrhundert von einem Braminen ins Maleyische übersetzt worden, im XVI. Jahrhundert, nach Verlust großer Teile, von einem Jesuiten ins Lateinische, im XVII. und XVIII. Jahrhundert zweimal ins Französische und jetzt endlich von Hanns Görg ins Deutsche. Von allen Bearbeitern sei sie mit oft anachronistischen Zutaten und mit Noten versehen worden. — Diese räsonierenden Noten, meist von Hanns Görg, unterbrechen nun fortwährend den biographischen Text, dessen Lücken mit langen Digressionen ausgefüllt sind. Das Ganze zerfällt in drei Bücher, jedes Buch in zwei oder drei „Shuras“ (Suren). Die Dedikation steht am Schluß, die Vorrede — nach dem Muster von Jean Pauls „Grönländischen Prozessen“ — am Ende des ersten Buchs; wie überhaupt das Ganze offenbar eine Parodie des Wirrwarrs in Jean Pauls Werken vorstellen soll. — Ich werde im folgenden diese verwirrende Einkleidung soviel wie möglich beiseite lassen. Nur die arabisch-spanischen Orts- und Personennamen müssen beibehalten werden, da sie mancherlei Anspielungen enthalten.

Bevor wir zur Hauptsache kommen, muß endlich noch kurz des hier abgebildeten altmodischen Titelkupfers gedacht werden, von dem der Autor selber eine umständliche, salzlose Deutung gibt, aus der ich nur das Wichtigste hervorhebe. Das Ganze ist eine satirische Darstellung von Shakal-Jean Pauls literarischer Produktion. Aus den am Boden liegenden Bruchstücken des zertrümmerten Erdkreises bildet er seine Figuren, tiefsinnig scheinende Harlekins und horazianische Mißgestalten. Daß er dabei so traurig dreinschaue, erklärt sich der Verfasser

[1] Was mit dem Namen „Shakal“ gemeint ist, weiß ich nicht.

daraus, daß die Welt so voll Torheiten sei, daß man, um sie alle zu bilden, im Leben eines Methusalah nicht fertig werden würde.[1] Daß er dem gotischen Kirchenfenster den Rücken zukehrt, soll — ebenso wie das Bild Voltaires unter dem Spiegel — eine Anspielung auf seine Heterodoxie sein (wovon wir noch hören werden). Das auf eine ferne Stadt gerichtete Perspektiv deutet an, daß er die große Welt, die er in seinen Büchern schildert, nur von weitem auf seiner Studierstube kennen gelernt hat. Die in der Ecke liegenden Stöße Schriften sind seine Exzerpte und daraus entstandenen Werke. Die mit Hieroglyphen und Quodlibets bedeckten Wandtafeln sind Symbole der Dunkelheit und Heterogenität seiner Schriften. Vor der auf Tonnen ruhenden Marktschreiersbühne drängen sich staunende Zuschauer (Leser) aus allen Ständen, sogar einige vornehme Damen darunter; nur die ernsten Männer kehren sich geärgert ab . . .

Doch kommen wir nunmehr zu dem uns eigentlich Interessierenden, der Biographie. Ich gebe von derselben einen gekürzten Bericht, indem ich nur die Deutung der Namen hinzufüge und darauf hinweise, inwieweit die Angaben dem uns bisher Bekannten widersprechen oder es ergänzen.

Über Jean Pauls Geburtsjahr und -ort ist der Verfasser scheinbar nicht genau unterrichtet. Als ersteres gibt er (Seite 9) vermutungsweise das Jahr 1260 n. Chr. an, was jedenfalls 1760 bedeuten soll (statt 1763), als letzteren ebenfalls mit einem Fragezeichen (Seite 4) „das kleine Dorf Albolote in Granada", womit wahrscheinlich Joditz gemeint ist (statt Wunsiedel).[2] Als Ort der Erziehung aber nennt er mit Bestimmtheit den Flecken Padul, das ist Schwarzenbach,[3] wohin sein Vater zur Vergrößerung seines Wirkungskreises von Albolote versetzt worden sei.[4] Schon in den Windeln sei er von Eltern und Großeltern zum „Derwisch oder Iman" (Geistlichen) bestimmt worden. Der Vater, wird behauptet, habe sich nicht viel um die Erziehung der Kinder gekümmert (was wohl nur für die Schwarzenbacher Jahre zutrifft), die zärtliche Mutter ihnen ganz ihren Willen gelassen, woraus sich Shakals nachmalige Eigenwilligkeit erkläre. In hämischer Weise läßt der Biograph durchblicken, daß es in der Ehe nicht immer friedlich hergegangen sei, und unterstützt somit die von Schneider[5] ausgesprochene Vermutung, daß im „Siebenkäs" Szenen aus Jean Pauls Elternhause nachklingen. Er erwähnt mit einiger Achtung des Vaters musikalische Begabung, seine geistlichen und weltlichen Kompositionen, die „unter den schlechtesten noch immer obenan standen", sowie seine (sonst nicht überlieferte) Vorliebe für den Schnupftabak, durch dessen zu starken Gebrauch allmählich sein Gehirn abgenommen habe, so daß er schließlich ganz apathisch geworden sei. (Dies ist keine bloße satirische Wendung: Schneider[6] hat bereits aus dunklen Andeutungen Jean Pauls richtig gefolgert, daß sich des Vaters angeborne Melancholie in seinen letzten Jahren ins Krankhafte gesteigert habe.)

Shakal, fährt der Biograph fort, sei zu seinem Glück noch vor der Verminderung des väterlichen Gehirns erzeugt worden, die aber bei den meisten folgenden Kindern zutage getreten sei. (In der Tat waren Jean Pauls vier Brüder mit Ausnahme des jüngsten, Samuel, ganz unbegabt.) Shakals natürlicher Begabung wird das beste Zeugnis ausgestellt; als seine vorstechenden Eigenschaften werden genannt: lebhafte Einbildungskraft, Witz und Kombinationsgabe, starke Wißbegierde und Fassungskraft, dazu eine vom Vater ererbte Liebe zur Musik, ein frühzeitiger Hang zum Sonderbaren und — zur Verspottung seiner Mitmenschen. Von seinem Vater und dem Schullehrer zu Padul (er hieß Werner) in den Elementarkenntnissen unterrichtet, habe er bald nach stärkerer Geistesnahrung verlangt; seine Mutter aber habe ihn lange nicht

[1] Wohl eine Anspielung auf Jean Pauls beständige Klage, daß er sterben werde, ohne nur den zehnten Teil dessen was er auf dem Herzen habe, der Welt gesagt zu haben.

[2] Ein Hofer Schulprogramm von 1779 nennt irrtümlich Schwarzenbach als Richters Geburtsort.

[3] Bei dem kleinen Ort Padul in Granada befindet sich ein „schwarzer Quell" (Ojo obscuro)!

[4] Das geschah aber erst 1776, als Jean Paul schon im 13. Jahre war.

[5] Ferd. Jos. Schneider, Jean Pauls Jugend und erstes Auftreten in der Literatur, Berlin 1905, Seite 76.

[6] Schneider, a. a. O. Seite 49.



fortlassen wollen, bis endlich im Jahre 1274 (statt 1779) der Vater den 14 (statt 16)jährigen zu weiterer Fortbildung nach Alhama (Hof) gebracht habe.

Soweit die erste „Shura". Die zweite beginnt mit einer Charakterisierung des Hofer Gymnasiums, seines Lehrerpersonals und besonders seines Oberhaupts, des „weisen Almoreh", das heißt des damaligen Rektors *Kirsch*, desselben, den Jean Paul für den Verfasser unsres Pasquills hielt. Die Schilderung, die hier von dem Manne gegeben wird, macht das sehr unwahrscheinlich; er müßte denn absichtlich dadurch haben irreführen wollen. Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit zwar wird hervorgehoben — er habe sogar die chinesische Sprache verstanden (Kirsch war ein bedeutender Orientalist) —, ihm aber wissenschaftlicher Hochmut und Sophistik vorgeworfen. In Gesellschaft habe er wegen seines lauten Spaßens als witziger Schöngeist gegolten, „wenn gleich trockene Grillenfänger zuweilen keinen rechten Sinn finden konnten". Von seinen Schülern, auf die er vielen Fleiß verwandt, sei er zugleich gefürchtet und geliebt worden; aber nur die Begabten hätten seinem rasch fortschreitenden Unterricht zu folgen vermocht, unter ihnen Shakal.

Der Biograph schildert nun des letzteren stillen Fleiß und gutes Genie, seinen anhaltenden Eifer und sein schnelles Wachstum in den Sprachen und nützlichen Wissenschaften; doch sei er allmählich gegen manche Lektionen, zu denen ihn nicht eigene Gemütsstimmung trieb, gleichgültig geworden. Neben der Schule habe er noch Zeit gefunden zu ausgebreiteter Lektüre und zu fleißigem Exzerpieren, wozu ihm sein Lehrer selbst geraten. „Hier wurde die erste Anlage seiner zahlreichen Schriften gemacht. Lexika und Register erleichterten in der Folge die Arbeit." Seine lebhafte Kombinationsgabe gewann dadurch immer mehr Stoff, und durch zunehmende Übung erlangte er die nachmals so bewunderte Fähigkeit, die entferntesten Dinge zu vergleichen. Als seine Lieblingsdisziplinen nennt der Biograph Naturwissenschaft und Geschichte (letztere gewiß zu Unrecht), demnächst Mathematik und Philosophie. Außer wissenschaftlichen Werken habe er aber auch mit Vorliebe belletristische gelesen, Romane und Halbromane, Rittergeschichten, Feenmärchen, Erzählungen, Dialoge, Satiren, Gedichte usw., und sich daraus eine wunderbare Idee von der Welt gemacht, die er in der Folge oft für die wirkliche Welt genommen. Mit entschiedener Mißbilligung gedenkt der Verfasser sodann der Gleichgültigkeit, ja Abneigung Shakals gegen die — Religion. Durch Lektüre philosophischer Schriften, besonders des ungläubigen Averroes (Voltaire?) seien die Stützen seines väterlichen Glaubens untergraben worden. „Er spöttelte auch über manche Hauptlehren, unter andern über das 16. Kapitel des heiligen Korans, über des großen Propheten Wunder und über die wahre Geschichte von der heiligen Kaaba." (Das scheint eine Anspielung zu sein auf die von Otto berichtete Schulepisode, die damals im ganzen Ort Aufsehen erregte, wie Jean Paul als Opponent bei einer öffentlichen Disputierübung dem zur Diskussion gestellten Dogma so heftig zu Leibe ging, daß nur mehr die Autorität, nicht die Gründe des Lehrers ihn zum Schweigen bringen konnten. Schneider vermutet, es habe sich dabei um die Trinität, Existenz des Teufels, Ewigkeit der Höllenstrafen oder Verdammung der Heiden gehandelt. In der 16. Sure des Korans ist vom Heiligen Geist die Rede, durch den Gott sich dem Propheten offenbart habe; vielleicht ist aber das 16. Kapitel Marci gemeint, die Auferstehung, Taufe oder Himmelfahrt.) Umsonst versuchten seine Lehrer, ihn auf den rechten Weg zurückzuweisen; er rächte sich dadurch, daß er sie lächerlich machte, wie auch seine Mitschüler oft unter seiner Spottsucht zu leiden hatten.

Freundlicher wird der Biograph wieder, wenn er auf Shakals innige Freundschaft mit dem guten, sanften Selim (Christian Otto) zu sprechen kommt; er zweifelt nicht, daß beide „im Notfalle des Damons und Phintias Szene erneuert haben würden". In ihren Charakteren findet er zwar große Verschiedenheit:

„Selim war gelassen und sanft, Shakal leidenschaftlich und cholerisch. Selim ging gern die gerade Bahn der Weisheit; Shakal lief auf dem Wege überall herum. Selim liebte die Menschen und trug ihre Fehler ohne Bitterkeit; Shakal brauste gern zu stechendem Spott auf. Selim liebte Humanität, Wohlstand und angemessenen Schmuck; über alles dieses setzte sich Shakal nur gar zu oft hinweg. Selim war bescheiden und schränkte sich, wie ein stiller Weiser,





in einen kleinen Wirkungskreis ein; Shakal war zuweilen andringlich und lästig, wollte immer alles mit seiner Spanne umfassen, auf eine sonderbare Art auf das Ganze wirken und haschte nach allgemeinem Ruhm. Selim wurde allgemein liebenswürdig [gefunden]; Shakal oft gefürchtet und gehaßt und sein Spott mit Spott vergolten." (Und diese Charakteristik trauten die Höfer Otto selber zu!) Andrerseits findet der Biograph doch auch viele harmonische Berührungspunkte zwischen beiden: gemeinsame Liebe zu Kunst und Wissenschaft und Fülle der Erkenntnis, Abneigung gegen die Religion, edle, biedere Denkungsart und Abscheu vor Niedertracht, feine, richtige, tiefe Empfindung, endlich die Vorliebe für ein zwangloses Leben in philosophischer Muße. Durch den Umgang mit Selim, meint der Autor, habe Shakals Geist wie seine Sitten nach und nach mehr Geschmeidigkeit gewonnen. „Je uninteressierter und inniger übrigens ihre Jugendliebe war, desto hochachtungsvoller und fester wurde sie. Wenn beide die Schickung an verschiedene Orte hinwies und sie trennte, so verstärkte dieses die Sehnsucht, und neue Wonne durchströmte ihre Seelen, wenn ihnen die Vorsehung winkte, sich einander wieder zu nähern." (Diese Schilderung greift offenbar voraus, sie trifft nicht auf die Schulzeit, sondern erst auf eine zehn Jahre spätere Periode zu.)

Die dritte Shura behandelt Jean Pauls Universitätszeit. Sie gedenkt zunächst des Todes seines Vaters und seiner Armut, die ihn aber nicht abgehalten habe, nach „Alkala, dem Stapelplatz der Wissenschaften und der Schriften" (Leipzig)[1] zu ziehen, zusammen mit seinem reichen Mitschüler Rezin (Lorenz Adam von Oerthel), der ihn unterstützt habe, wenn er in Mangel geriet. Auch diesem Jugenfreunde widmet der Biograph Worte der wärmsten Anerkennung, er nennt ihn „eine holde, süß duftende Blume in Allahs Garten, bei der man nichts beklagte, als daß sie früher zu welken drohte, ehe noch ihr Kelch zu künftiger Frucht genugsam gebildet werden konnte". An einer späteren Stelle wird der günstige Einfluß hervorgehoben, den die Freundschaft mit Richter auf ihn gehabt habe.

Von Shakals Studium heißt es, daß er sich hier noch mehr ausgezeichnet habe als auf der Schule, daß er aber allen Zwang, alle alten Formen gehaßt und sich daher keiner bestimmten Brotwissenschaft zugewandt, sondern ein Gelehrter nach seiner eigenen Erfindung, ein schöner Geist habe werden wollen. Von den damaligen Leipziger Professoren macht der Biograph eine offenbar auf eigner Anschaung beruhende abfällige Schilderung, die indessen zu flüchtig ist, als daß es verlohnte, die einzelnen zu identifizieren. Shakal habe besonders philosophische und mathematische Vorlesungen gehört und am meisten Gefallen gefunden an dem weisen Alpelatan (Platner), dessen Lehre ihn in dem Vorsatz bestärkte, ein Schöngeist zu werden. Im ganzen habe er aber überhaupt wenig gehört, sondern lieber gelesen und exzerpiert, so daß seine Auszüge zu Bänden anwuchsen. Die Dauer seines Studiums gibt der Verfasser richtig mit drei Jahren an; von dem tragikomischen Abschluß desselben (Richter mußte Schulden halber aus Leipzig fliehen) scheint er nichts zu wissen, er hätte ihn sonst schwerlich verschwiegen.

Mit rückhaltloser Anerkennung gedenkt er der liebenden Sorgfalt, mit der sich Shakal nach der Rückkehr in die Heimat seiner alternden Mutter und seiner noch unerzogenen Brüder angenommen. Gut unterrichtet zeigt er sich weiterhin über Richters „erste Lehramtsstation" in Cambil (Töpen) wo er den jüngeren Bruder seines Freundes Oerthel zu erziehen hatte. Den alten frischgeadelten „Hidaljo" Oerthel — er nennt ihn bezeichnenderweise Raf-Ganef (Gauner) — schildert er (in Übereinstimmung mit unsern sonstigen Nachrichten) als hartherzigen Geizhals; Shakal habe sich aber in seine Launen zu schicken verstanden, ihn durch Scherz erheitert und sich für seine rauhen Ausfälle in dem süßen Umgange mit Rezin entschädigt. Mit seinem Unterricht dagegen ist der Autor nicht einverstanden; er spricht ihm rundweg das Lehrtalent ab. Er habe nur auf Witz und Einbildungskraft gewirkt, sein Vortrag sei wie seine Exzerpte gewesen, und frevelhaft habe er dem Knaben die Stütze des Glaubens entzogen; übrigens habe er mehr für sich als für seinen Zögling gesorgt. Nach einigen Jahren sei er der Launen des Alten doch überdrüssig geworden, der auch geglaubt habe, wohlfeileren Unterricht für seinen Sohn finden zu können,

[1] Die spanische Universität Alkala ist auch als Druckort bekannt.



und so sei er gegangen, zum Schmerze Rezins, der bald darauf verschied. (Letzteres stimmt nicht: Oerthel war schon gestorben, bevor Richter (Dezember 1786) nach Töpen kam, am 13. Oktober 1786. — Der Selbstmord von Jean Pauls Bruder Heinrich (1788) wird nicht erwähnt.)

Eingehend schildert der Biograph den Unterricht, den Shakal darauf den Kindern „dreier der Vornehmsten in Padul" (Schwarzenbach) erteilte: „Er erfand ... ein Ideenspiel, da man allerlei heterogene und entfernte Begriffe durcheinander warf, und dann mußte ein Kind um das andere einen Aufsatz daraus verfertigen. Die Kleinen bekamen nur zwei bis drei Begriffe, die sie zusammenfügten, die Größern schon zu Dutzenden. Er ließ auch manches umändern, um den Witz und die Erfindungskraft noch mehr zu üben, zum Exempel aus dem Alphabet ... mußten die Knaben eine Quittung, aus einer Ökonomierechnung eine philosophische Abhandlung von der Unsterblichkeit der Seele, aus einem Gebete eine Satire, aus den arabischen Zahlen eine moralische Erzählung machen. Je mehrere Schwierigkeiten zu überwinden waren, desto mehr glaubte er ihren Verstand zu üben. Oft ließ er sie nacheinander witzige Einfälle aus dem Stegreife erfinden, und diese wurden hernach in ein Buch eingetragen, mit Benennung des Erfinders, um seine Ehre zu spornen. Wer wenig Fähigkeit hatte, mußte exzerpieren und abschreiben, und ganze Stöße von Auszügen waren die Früchte dieser Stunden, welche unterdessen Shakal in einem Winkel des Zimmers ganz still mit einem Buche zubrachte". (Man sieht, wie das Gerücht den ja in der Tat sonderbaren Unterricht Jean Pauls — die Übungen im Witz und die Eintragungen ins „Bonmot-Buch" sind Tatsachen — ins Abenteuerliche verzerrte. Die Aufrichtung erkünstelter Schwierigkeiten war gewiß nicht seine Sache, er hat sich oft gegen dergleichen erklärt.) Noch wird ihm vorgeworfen, seine Schüler zu Spöttern, Skeptikern und egoistischen Kosmopoliten erzogen zu haben statt zu praktischen Christen und redlichen Staatsbürgern. Erfolge habe seine Methode nicht gezeitigt: einige seiner Schüler seien gänzlich mißraten und — hier wird ein Hiatus im Manuskript fingiert — „als unbrauchbar verworfen" (gemeint ist vielleicht: bei der Aufnahmeprüfung ins Gymnasium).

Die erste Shura des zweiten Buches wird ganz von einer pessimistischen Schilderung des Niederganges aller Künste und Wissenschaften ausgefüllt. In der zweiten kommt der Verfasser auf Shakals literarische Produktion zu sprechen. „Seine Exzerpte," so drückt er sich aus, „gerieten in Gährung und brachten nun monströse Erscheinungen hervor." In durchsichtiger Maskierung werden die Titel von Richters Werken aufgeführt: „Streitsachen aus dem Königreiche Tangut" (Grönländische Prozesse), „Auszüge aus den vornehmsten Schriften des Ormuzd" (Auswahl aus des Teufels Papieren), später „Die Katakomben" (Die unsichtbare Loge), „Sirius" (Hesperus), „Pankratius Wieselein" (Quintus Fixlein) usw. „Die Bücherverkäufer", behauptet der Biograph, „machten großen Gewinn mit Shakals Schriften und bezahlten ihn auch gut. Hiervon aber machte er den edelsten Gebrauch. Er zog nach Alhama (Hof), ernährte seine dürftige Mutter und reichte seinen Geschwistern alle Notwendigkeiten des Lebens auf eine so uneigennützige Art, als sie nur denkbar war. Wo er sonst etwas Gutes im Stillen tun und eine heilsame Anstalt befördern konnte, da war niemand williger als der edeldenkende Shakal. Selbst Bequemlichkeiten und äußerlichen Schmuck versagte er sich und hielt sich für glücklich, wenn er den Seinigen wohltun oder sonst die Summe des Guten vermehren konnte." (Wir geben denen, die Jean Paul einen Egoisten schelten, diese Worte aus Feindesmunde zur Erwägung!) — Neuerdings gedenkt der Biograph Shakals Exzerpier- und Lesewut, der er sogar beim Spazierengehen gefröhnt, sowie seines freundschaftlichen Umgangs mit Selim (Otto), an welchem nur das zu tadeln sei, daß er den Freund in seinen literarischen Beschäftigungen nicht mehr zurechtgewiesen, sondern alles schön gefunden habe. (Der Briefwechsel widerlegt diese Behauptung.) Interessant ist, was über Richters gesellschaftlichen Verkehr berichtet wird: „Shakal war nicht bloß ein Mann für die Studierstube. Er suchte manche Gesellschaften auf, in welchen er Menschen studieren konnte. Denn dieses war seine Hauptsache. Einen neuen Charakter gefunden zu haben, gab ihm einen Festtag: und Alhama hatte so wenig Mangel an Toren, daß es ihm an Stoff zu Beobachtungen nicht fehlen konnte." Nach einer anschaulichen Beschreibung des aus Empfindsamem und Rauhem wunderbar gemischten geselligen Tones in

Hof kommt der Biograph auf Richters weiblichen Umgang zu sprechen und bemerkt zutreffend, daß ihm auch dieser in erster Linie dazu gedient habe, charakteristische Züge in seine Sammlungen einzutragen: „Seinen meisten Umgang widmete er der belesenen *Zulima*, welcher er vieles von seiner Weisheit mitteilte. Gegen diese fühlte er rein platonische Seelenliebe. So sagte der Ruf, und ich habe auch nie gehört oder gelesen, daß diese Seelenliebe eine Rückwirkung auf den Körper gehabt habe. Für körperliche Reize hatte die Natur bei Shakaln fast gar nicht, bei Zulima nur mäßig gesorgt ... Beide hatten manche Ähnlichkeit. Beide lasen gern. Beide liebten Scherz und muntere Laune, beide peitschten gerne Toren mit der Zunge, beide liebten die Tonkunst. Waren gleich beide ein wenig verschraubt, so hatten doch auch beide noch viel natürliches Gefühl und Geschmack übrig behalten. Zulimas ganze Familie liebte Shakaln und Shakal sie, und zuweilen machte er hier bei häuslichen Vorfällen den Schiedsmann und Richter." Ganz sicher läßt sich nach dieser Schilderung nicht bestimmen, welche von Jean Pauls damaligen Freundinnen gemeint sei, wahrscheinlich ist es aber die eingangs genannte Amöne Herold, die spätere Gattin Ottos, die auch als Schriftstellerin auftrat, und in deren Familie es durch die Roheit des Vaters oft „Szenen" gab. Übrigens wird auch Shakals Umgang „mit anderen Schönen" erwähnt, doch habe er sich in keine nähere Verbindung eingelassen. (Seine kurze Verlobung mit Karoline Herold, Amönens jüngerer Schwester, scheint also nicht ruchbar geworden zu sein.) Seine gesellschaftliche Stellung wird im günstigsten Lichte gezeigt; überall sei er bekannt und wohlgelitten gewesen. „Er hatte Ehrliebe genug, sich nicht wegzuwerfen, Menschenkenntnis genug, um zu wissen, wie er jeden behandeln müsse, und mit wem er sicher umgehen dürfe, Anmut genug in seinen Unterredungen, um Verlangen nach seinem Umgang zu erwecken. Ein Scherz, ein naiver Einfall jagte den andern; wer Scherz liebte, suchte ihn. Der Gelehrte fand an ihm einen Mann von weitläuftiger Belesenheit, seltenen Kenntnissen und tiefem Nachdenken; und wenn auch Shakal nicht lange bei einer Materie verweilen konnte, sondern leicht wie ein Aal entschlüpfte und in krummen Mäandern herumfuhr, so ging man dennoch aus seinem Umgang fast nie ohne Belehrung, selten, ohne etwas Neues gehört zu haben, hinweg". Nur seine häufigen Anfälle von satirischer Bitterkeit erregen des Biographen Unwillen, und er erzählt mit einer Entrüstung, die das Ereignis fast als ein selbsterlebtes erscheinen läßt, wie Shakal einst in einer Gesellschaft einem braven, ihm ganz ergebenen Manne ins Ohr gesagt: „Höre, Lamed, du bist ein Narr!" Und der Mann sei doch nichts weniger gewesen ...

Das Kapitel schließt mit dem Protokoll eines Leihbibliothekars (datiert: Dintenstadt, 12. Dez. 1798), der im Laufe eines Vormittags Leute aus allen Ständen, vom Hauptmann, Rektor, der gnädigen Frau herab bis zum Schuster, Friseur, Juden und zur Kammerjungfer, bei sich antreten läßt und nach ihrem Urteil über Shakals Schriften befragt, das denn bald günstig, bald ungünstig ausfällt. Wir erhalten hier von dem Durchschnittsurteil des zeitgenössischen Publikums ein amüsantes und im ganzen wohl zutreffendes Bild.

Das dritte Buch schildert zunächst Shakals wachsenden Ruhm: wie durchreisende Fremde von Genie und Wissenschaft nicht versäumten, den witzigen Jago Piedro aufzusuchen (er erhielt damals zum Beispiel von der Frau von Krüdener und dem Kapellmeister Reichardt Besuch); wie man sogar aus dem entfernten Algarbien Maler abschickte, um sein Antlitz zu zeichnen (Lavater sandte im März 1797 den Maler Pfenninger nach Hof, um Jean Paul zu porträtieren); wie spanische Dons und Donnas sich ihn zum Reisegefährten erbaten (gemeint ist vielleicht der Antrag der Prinzessin von Hohenlohe, die ihn zum Erzieher ihrer Kinder haben wollte); wie er überall in die Häuser der Vornehmen eingeführt wurde. Schlecht unterrichtet zeigt sich der Biograph über Richters erste Reise nach Weimar (im Juni 1796). Der König von Saragossa, berichtet er, ein besonderer Liebhaber und Beförderer der Wissenschaften, habe den schon längst Bewunderten zu sich gerufen; sein munterer, unerschöpflicher Witz habe dem Hofe gefallen, „und selbst einige der größten Genies, die Spanien je gehabt hatte, zollten ihm ihre Achtung und Lob". Der König habe ihn zum Bleiben aufgefordert: „willst du, so lies meiner Tochter deine und andere gute Schriften vor und beleuchte sie mit deiner Erklärung". (Von einem derartigen Antrag ist nichts bekannt; dem Herzog von Weimar trat Jean Paul weder



damals noch später näher. Von Charlotte von Kalb scheint der Verfasser gar nicht zu wissen.) Shakal habe sich aber entschuldigt, da er frei und ungestört den Wissenschaften leben und ohne fremde Unterstützung, nur durch eigne Arbeit für die Seinen sorgen wollte. Auch habe ihn das Hofzeremoniell, „so sehr es dort durch guten Geschmack verbessert war", abgeschreckt. Doch sei freilich durch die ihm widerfahrenen Ehrungen sein Stolz genährt worden, er habe nun immer aufwärts gestrebt und sich nur zu Personen von höherem Stande gehalten. (Ähnliche Klagen hören wir in dieser Zeit auch aus Ottos Munde.) Trotz des Zuratens seiner Freunde habe er sich nicht entschließen können, ein öffentliches Amt anzunehmen, da er allen Zwang und Verbindlichkeiten haßte. Es wird hier ein langes Gespräch mitgeteilt, welches einst in Alkala (Leipzig) zwischen Shakal, dem Vater Albezors und einem dritten Araber stattgefunden habe, worin sich der erstere mit triftigen Gründen besonders gegen den Amtseid wendet. Es macht den Eindruck, als ob wir es dabei mit einem wirklich vorgefallenen Disput zu tun haben.

Der Anfang der nächsten Shura berichtet den Tod der Mutter, Shakals Trauer um sie und seinen Entschluß, die Heimat zu verlassen. „Seine Brüder waren meistens soweit gekommen, daß sie sich selbst bei nützlichen Geschäften als redliche Männer forthelfen konnten.[1] Der jüngste nur (Samuel) bedurfte noch seiner Hülfe, welche er ihm aber in Alkala (Leipzig) besser leisten zu können hoffte." Auch habe er dort ein weiteres Feld des Ruhmes und Umgang mit gelehrten Männern gesucht. Der Biograph mißbilligt diesen Schritt; doch muß er zugestehen, daß Shakals jetzt entstehende Schriften, „Wiedererschaffungen" (Palingenesien) und „Polyphem" (Titan, der damals freilich erst angekündigt war), so viel noch immer daran auszusetzen, im ganzen eine bessere Schreibart aufwiesen. In Alkala aber habe man ihn nicht geschätzt, nicht einmal so hoch, als er es verdiente, sondern ihn verspottet, weil er sich den herrschenden Gewohnheiten nicht fügen mochte; „ja, es kam soweit, daß man ihn den Irrwisch nannte". Er habe dafür auch seinerseits die Einwohner für alberne Menschen erklärt (das stimmt) und der Stadt den Rücken gekehrt.

Die letzte Shura behandelt seinen zweiten Aufenthalt in Saragossa (Weimar). Wiederum sei er vom Könige liebreich und ehrenvoll empfangen worden und nicht minder auch von den dasigen Weisen. „Aragonien hatte damals viele große Genies mit vollendeten Kenntnissen ... Hier war ein Bischof (Herder), so weise, als kaum einer gewesen war, seitdem es Bischöfe gab ... Besonders waren zween Mauren, Algeddin und Walid (Goethe und Wieland) in Aragonien, Männer von dem feinsten Geschmack, deren Namen man nie ohne Verehrung aussprach. Ich glaube, eben weil sie so hoch erhaben waren, so fühlten sie keinen Neid gegen Shakaln. Sie lobten, sie ermunterten ihn vielmehr. Er führte hier anfänglich ein Leben in Vergnügen und Zufriedenheit ..."

Hier war nun der Biograph (in der ersten Auflage) bei der unmittelbaren Gegenwart angelangt. Um aber einen Abschluß zu gewinnen, begibt er sich ins Fabelland. Er läßt den Helden von der erreichten Höhe langsam herabsinken. Seine Geisteskraft habe allmählich nachgelassen, der allzu häufige Gebrauch der arabischen Bohnen, durch den er sich bei anhaltendem Arbeiten munter zu erhalten suchte (Richter trank damals wirklich viel starken Kaffee), habe seine Nerven geschwächt. Zu größeren Werken habe seine Kraft nicht mehr gereicht, so daß er nur noch kleine Schriften lieferte (bis zu einem gewissen Grade trat das später wirklich ein). Seine Exzerpte seien verbraucht gewesen, die Mode habe sich geändert, seine Beliebtheit abgenommen usw. Nur eines wirklichen Ereignisses gedenkt der Biograph noch, welches eben damals (im Herbst 1798) passiert war, des Leichtsinns Samuels, der in Leipzig dem Spiel verfiel, den Bruder bestahl und auf und davon ging. „Sein jüngster Bruder," heißt es, „ein flüchtiger und undankbarer Herumstreifer, hatte die Hoffnung nicht erfüllt, die man sich sonst von seinen Naturgaben machte, und der Aufwand, den Shakals Bruderliebe gemacht hatte, wurde nicht durch die erwünschten Belohnungen ersetzt. Er hatte bei unreifen Kenntnissen ein böses Herz,[2] das

[1] Adam war Barbier geworden, Gottfried Rendant.

[2] Jean Paul hat das nie zugegeben.

sich nur des Bösen freute und der Tugend Hohn sprach. Unstet durchzog er manche Länder — — — alberne Streiche — — — Verführer — — — Gefängnisse — — — bis er endlich — —" (Daß Samuel im Gefängnis gesessen, ist sonst nicht überliefert, auch nicht wahrscheinlich. Er wurde erst Schreiber, später Soldat.)

Schließlich läßt der Verfasser den Helden noch in Mangel und Not geraten und im Jahr 704 der Hegira sterben, das ist 1326 nach christlicher Rechnung. Ist damit, entsprechend der obigen Angabe des Geburtsjahres, 1826 gemeint, so hat der Biograph Jean Pauls wirkliches Todesjahr (1825) nahezu erraten.

Es folgt dann noch die bereits angeführte Gesamtcharakteristik Jean Pauls und die Darlegung der Tendenz der Schrift, hierauf eine witzig sein sollende Dedikation an Sancho Pansa und endlich ein „Schlüssel", in dem sich der Autor aber natürlich mit allerhand Späßen um die wirkliche Auflösung herumdrückt.

Wir haben den „Schlüssel" zu den Personen- und Ortsnamen bereits gegeben. Zu erörtern bleibt aber noch die Frage nach dem Verfasser.

Bereits zwei Jahre nach dem Erscheinen wurde das Werk in Fikenschers „Gelehrtem Fürstentum Baireuth" (4. Band, Erlangen 1801) dem Rektor Johann Theodor Benjamin *Helfrecht* zugeschrieben. Jean Paul muß die Angabe nicht erfahren oder nicht geglaubt haben, da er ja noch 1803 Helfrechts Vorgänger Kirsch im Verdacht hatte, „schon wegen des Arabischen". Die arabischen Namen und sonstigen Brocken des Buches zeugen jedoch, wie mir von Sachverständigen versichert worden ist, von so geringer Kenntnis der Sprache, daß sie gerade gegen Kirschs, eines gewiegten Orientalisten, Autorschaft sprechen. Eine Reihe von Umständen macht es vielmehr wahrscheinlich, daß Fikenscher richtig orientiert war.

Über Helfrechts Leben macht Fikenscher a. a. O. folgende Angaben. Geboren zu Hof am 7. März 1752, besuchte er sechs Jahre (bis 1772) das dortige Gymnasium, studierte in Erlangen und Leipzig hauptsächlich Theologie, wurde dann Waisenhausinspektor in Hof, 1780 Quartus am Gymnasium (also ein Jahr vor Jean Pauls Abgang) und Organist, 1791 Tertius, 1793 Konrektor, 1795 Rektor und Inspektor der Alumnen. Später (1808) wurde er (nach Meusel), was damals nichts Ungewöhnliches war, Prediger zu Höchstädt bei Wunsiedel; sein Todesjahr habe ich nicht festzustellen vermocht.

Es ist also zunächst klar, daß Helfrecht mit Richters heimatlichen Verhältnissen wohl vertraut sein konnte. War auch Jean Paul selber wahrscheinlich nicht mehr sein direkter Schüler gewesen, so waren es doch seine Brüder (über die sich die Biographie ja besonders gut unterrichtet zeigt), vor allem der jüngste, Samuel, dessen ungesittetes Betragen dem Rektor nicht wenig zu schaffen gemacht hatte.[1] Daß Helfrecht mit Richter auch persönlich bekannt war, geht aus dem Briefwechsel zwischen Jean Paul und Otto hervor.[2]

Helfrechts zahlreiche Schriften — darunter viele Schulprogramme — zerfallen in zwei Hauptgruppen: die einen beschäftigen sich mit der Einrichtung und Geschichte der öffentlichen Anstalten der Stadt Hof, an denen er angestellt war, des Waisenhauses, des Gymnasiums und Alumneums, der Schulbibliothek, die andern mit der Geographie und Mineralogie des Fichtelgebirges. Diese rein gelehrten Abhandlungen ergeben für unsre Schrift also zunächst keinen Anhaltspunkt. Daß er indessen auch Anleitungen zur Dicht- und zur Redekunst (für den Schulgebrauch) herausgab, zeigt immerhin, daß er nicht ganz ohne literarisches Interesse war. Vor allem geht aber aus dem Ottoschen Briefwechsel hervor, daß Helfrecht — was uns bei einem ehrwürdigen Schulrektor allerdings in Erstaunen setzt — es nicht verschmähte, den

[1] Schneider a. a. O. Seite 238f.

[2] So schreibt zum Beispiel Otto in einem (ungedruckten) Brief vom 19. September 1798: „Ich traf vor einigen Tagen den Helfrecht, der mir sagte, daß er an Unger in Berlin geschrieben, ihm den Verlag seiner Schrift über das Fichtelgebirge angeboten und sich auf Dich berufen habe. Er beklagt sich sehr und mit Recht über den Grau (Verleger in Hof). Er läßt Dich bitten, daß, im Fall Du einmal an Unger schreiben oder im Fall sich dieser nach ihm erkundigen sollte, Du ihn empfehlen möchtest. Ich versprach in meinem Namen, die Bitte anzubringen, und in Deinem, daß Du sie gewiß erfüllen würdest. Thue es also!"



alten Hofer „Hochzeit-, Kindtauf- und sonstigen Bitter und allgemeinen Spaßmacher", Karl Hofmann, für den auch Jean Paul einen Neujahrswunsch und ein Schützenkarmen geschrieben,[1] mit eben solchen zu versorgen[2]. Von diesen Gedichten, die natürlich meist satirischen Inhalts waren, läßt sich sehr wohl zu unserm Pasquill eine Brücke schlagen.

Es ergeben sich aber für Helfrechts Autorschaft noch weitere, direkte Anhaltspunkte. — Was der Verfasser des Pasquills, den wir im allgemeinen mit dem fingierten Herausgeber Hanns Görg zu identifizieren haben werden, von seinen persönlichen Verhältnissen verrät, zum Beispiel den frühen Tod seiner Eltern (Seite 42), seine innige Freundschaft mit einem seit 24 Jahren von ihm getrennten „Caspar" (Seite 96), läßt sich bei unsrer geringen Kenntnis von Helfrechts Lebenumständen im allgemeinen nicht nachprüfen. Als Geburtstag Hanns Görgs wird jedoch der 7. März 1832 angegeben (Seite 226); Helfreich aber ist (nach Fikenscher) am 7. März 1752 geboren![3]

Weiter: Hanns Görg bedauert allerdings einmal (Seite 48), keine Gelegenheit zu haben, seine pädagogischen Maximen zur Ausübung zu bringen. Andrerseits zeigt aber der Verfasser überall besonderes Interesse für die Pädagogik. Zudem ist von all den Urteilen der verschiedenen Stände über Jean Pauls Schriften, die am Ende des zweiten Buchs protokolliert sind, das des *Rektors* das (nach Ansicht des Verfassers) vernünftigste.

Endlich fällt es auf, daß in der Schilderung des allgemeinen Verfalls der Künste und Wissenschaften zu Beginn des zweiten Buchs für die *Naturwissenschaften* eine Ausnahme statuiert und besonders der Fortschritt der Astronomie anerkannt wird (Seite 101). Nun war Helfrecht auf Grund seiner Schriften über das Fichtelgebirge korrespondierendes Mitglied der naturforschenden und mineralogischen Gesellschaft zu Jena, und als Verfasser einer Biographie Tycho Brahes (1798) vermutlich auch in der Astronomie bewandert.

Fügen wir noch hinzu, daß im allgemeinen die konservative, altfränkische, orthodoxe, gelehrtpedantische Haltung des Pasquillanten durchaus zu dem Bilde paßt, das wir uns von Helfrecht machen müssen, so dürfen wir wohl mit ziemlicher Bestimmtheit Fikenschers Vermutung für richtig erklären. Es ergibt sich nur noch die Frage, was den Herrn Rektor zu solchem Beginnen veranlaßt haben mag. Denn daß es ihm, wie er vorgibt, nur um das Wohl des Zeitgeistes zu tun sei, credat Judaeus Apella! Es fällt auf, daß immer wieder Jean Pauls vermeintliche Neigung zur Verspottung seiner Mitmenschen mißbilligend erwähnt wird, so daß man den Eindruck gewinnt, der Verfasser möge wohl selbst einmal darunter gelitten haben. Auch hier läßt sich nun mit einiger Wahrscheinlichkeit eine Vermutung beibringen. In Jean Pauls 1796 erschienener Humoreske „Des Rektors Florian Fälbels und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelberg" geht der Held, der Typus des gelehrten Schulpedanten, mit der Absicht um, von der bereisten Gegend eine gedruckte Beschreibung zu liefern, sieht sich aber zum Schluß genötigt, davon abzustehen, da er erfährt, daß „ein anderer Gelehrter, Herr Konrektor *Helfrecht* aus Hof, das Fichtelgebirge ... schon völlig wörtlich abgeschildert und in Kupfer gestochen habe".[4] Zwar spendet Jean Paul gleich darauf der Helfrechtschen Arbeit sowie den allgemeinen pädagogischen Verdiensten desselben unzweideutige hohe Anerkennung: möglich ist es aber doch, daß dieser, nach der Art beschränkter Köpfe, die hinter jeder humoristischen Schilderung persönliche Satire wittern, sich mit dem Helden Fälbel identifizieren zu müssen glaubte, oder, wenn nicht persönlich, doch in seinem Stande sich getroffen fühlte. In unserm

[1] Literarischer Nachlaß, 4. Band, Seite 217 f.

[2] Otto an Jean Paul, 3. Januar 1798: „Das neue Jahr führte den Hofmann zur Stube herein und einige Groschen hinaus. Ich schicke Dir das Gedicht, das er brachte ... Was aus seinem Munde kam, war besser, als was aus seiner und Helfrechts Feder floß ..." (2. Band, Seite 171). 24. September 1798: „Helfrecht hat sich in einem ‚Versuch eines kurzen historischen Abrisses von den Asylen' herausgelassen und er und Spiek (?) in beiliegendem Vogelschießkarmen" (2. Band, Seite 338 unvollständig).

[3] Nach Meusel, „Gelehrtes Deutschland", 14. Band, Seite 90: 1753.

[4] Helfrechts Schrift „Das Fichtelgebirge, nach vielen Reisen auf demselben beschrieben" erschien zwar erst 1799, war aber damals schon angekündigt, und als Vorläufer 1795 eine Beschreibung der „Ruinen, Altertümer und noch stehenden Schlösser auf und an dem Fichtelgebirge" erschienen.



Pasquill lautet das Urteil über den „Quintus Fixlein" („Pankratius Wieselein"), in dessen Anhang Fälbels Reise erschienen war, besonders abfällig: „Viel Wahrheit, viel Verdrehtes und Schiefes, viel Unwahrscheinlichkeit und viele Possen, dabei ein kleiner Pranger für ehrliche Männer, die nicht ohne Fehler sind, wie andere Erdensöhne auch". Der letzte Teil des Satzes kann sich noch auf die Hauptgeschichte beziehen (dabei = in eo) — deren Held ja übrigens auch ein Schulmeister ist –, ebenso gut aber auch auf den angehängten Fälbel. — Übrigens scheint Otto ein solches Mißverständnis sogar vorausgesehen zu haben; Jean Paul schreibt nämlich am 22. Mai 1795 in Erwiderung einer Ottoschen Kritik des Fälbel-Manuskripts: „Über den Philologen — Eyl — und Helfrecht habt ihr beide recht, Du und die Moral: es soll weg. Deine Bemerkung und ihr Beweis — die Anspielungen betreffend — ist schön."[1] Leider fehlt die betreffende Stelle in der Ottoschen Kritik;[2] die Worte „und die Moral" zeigen aber, daß er die Anspielungen nicht nur, wie es nach Jean Pauls weiteren Ausführungen scheinen könnte, wegen ihrer Unverständlichkeit beanstandet hatte. Ob es sich hierbei nun um noch eine andere auf Helfrecht anspielende Stelle handelte, die Jean Paul dann strich, oder um die stehengebliebene, die er vielleicht durch das hinzugefügte Lob genügend entkräftet glaubte, läßt sich nicht entscheiden; wie überhaupt die hier versuchte Erklärung der eigentlichen Veranlassung des Pasquills nur als Möglichkeit vorgetragen sein soll.

Und somit schließen wir diesen bescheidenen Beitrag zu dem Kapitel: der Prophet und sein Vaterland.

Rechtfertigung der berühmten Frau von Maintenon durch Christoph Martin Wieland.

Zum 20. Januar 1913 veröffentlicht

von

Professor Dr. Bernhard Seuffert in Graz.

Der unermüdliche und erfolgreiche Gründer des Wieland-Museums in Biberach an der Riß, Herr Reinhold Schelle, hat mir eine Handschrift Wielands vorgelegt, die dem Museum von den Schwestern Emminghaus in Weimar erfreulicher Weise gestiftet worden ist; ein Oktav-Heft von 15 Blättern mit vielfachen Verbesserungen, 25 Seiten sind von des Dichters eigener Hand, mit Ausnahme der Fremdwörter in deutscher Schrift, beschrieben.

Die Anregung zu dieser Niederschrift gaben ihm die „Bekenntnisse einer Giftmischerin, von ihr selbst geschrieben", die 1803 in Berlin bei Unger anonym erschienen waren. Er besaß sie selbst, sie sind in dem Verzeichnis seiner nachgelassenen Bibliothek als Nr. 1665 eingereiht. Goethe hat das Buch am 23. August 1803 gelesen (laut Tagebuch) und erkundigte sich am 29. August bei Zelter um den Verfasser, den er dabei „einen tüchtigen Mann in jedem Sinne" heißt (Briefe 16, 275; vergleiche 328). Der Befragte wußte einen Herrn Buchholz als Urheber zu nennen.[3]

Zu Wieland ist die Kenntnis des Namens Paul Ferdinand Friedrich Buchholz (Goedeke 6, 385) nicht so bald gedrungen. Er schreibt in einem undatierten Briefe an seinen Berater K. August Böttiger: „L. B. Ich gehe damit um etwas über die Beichte der Giftmischerin zu schreiben, und habe zu diesem Behuf einige Fragen auf nebenstehendes Blat gesetzt, deren Beantwortung ich durch Ihre Güte zu erhalten wünsche. Vale. Das fortdaurende schlimme Wetter hält mich noch immer im Hausarrest. W.

Ich wünschte zu erfahren

1.) Was für eine Sensazion die bey Herrn Unger in B. herausgekommene Bekenntnisse

[1] Im Druck fehlt diese Stelle. [2] Vgl. I. Band, Seite 243.

[3] Buchholz selbst dankt am 6. Oktober 1804 [1803] für Goethes „günstiges Urteil", das er wohl durch Zelter erfuhr, und verteidigt „die sogenannte Immoralität" seines Buches.



einer Giftmischerin etc. bey dem dortigen Publico, und besonders bey dem weiblichen Theile desselben machten?

2.) Ob man den *Verfasser* derselben kennt, oder vermuthet?

3.) Ob die darin enthaltenen factischen Umstände, und überhaupt das historische dieses Buchs für *wirkliche Thatsachen* gelten, oder ob das Ganze blos für eine Art von *Roman*, wozu die angebliche Giftmischerin der Mad. U*** etwa den Anlaß und die Grundlage hergegeben, gehalten wurde?

4.) Was es mit dieser Dame U*** für eine eigentliche Bewandtniß habe? Ob die ihr angeschuldeten Verbrechen gerichtlich untersucht worden? Ob der Proceß noch daure, oder durch Urtheil und Recht für oder wider sie geendigt sey?

5.) Wie es zugegangen, daß diese Geständnisse einer Giftmischerin zu Berlin die Censur passieren konnte[n].[1] W."

Brief und Fragebogen fallen gewiß in die gleiche Zeit wie das Stadtbillett aus W[eimar] vom 22. Oktober 1803: „Wenn Sie, l. B. die neue Berliner Monatsschrift besitzen und in selbiger einige Nachrichten von der berüchtigten Giftmischerin vorkommen sollten, so würden Sie durch Mittheilung derselben sehr verbinden Ihren Wieland."

Wieland hat entweder von dem sonst allwissenden Böttiger diesmal keine genügende Auskunft erhalten, oder er war zu ungeduldig, darauf zu warten; er schrieb wirklich über die Giftmischerin und diese Niederschrift wird nun im Wieland-Museum bewahrt. Daß er sie nicht veröffentlicht hat, erklärt sich leicht: Seine Ausführungen suchen zu beweisen, daß das Buch von einer Frau geschrieben sein müsse. Sobald er den Namen des Verfassers erfuhr, war ein Teil des Inhaltes seiner Blätter widerlegt; seine Psychologie hatte ihn einmal im Stiche gelassen. Der Gedankengang bleibt trotzdem beachtenswert genug, er läßt in seine Auffassung weiblicher Schriftstellerei blicken.

Der Entwurf hätte völlig umgearbeitet werden müssen, wenn Wieland den Hauptteil, den er auch in der Überschrift hervorgehoben hat, die Rettung der Madame Maintenon hätte zum Abdruck einrichten wollen. Sie lag dem Kenner französischer Kultur zwar am Herzen, aus seiner Bibliothek mag er sich Louis Ant. de Caraccioli's Biographie der Dame und ihre Briefe, auch Voltaires Siècle de Louis Quatorze (Bibliotheksverzeichnis Nr. 2806, 2977, 2064—2134) hervorgesucht und das ihm vorschwebende Bild für seine Verteidigung belebt haben: aber der Irrgang über die Verfasserschaft war zu verdrießlich, diesen andern Teil allein neu zu gestalten.

Zumal das Ganze eine Art künstlerischer Form erhalten hatte. Vielleicht anknüpfend an Goethes „Gute Frauen" oder an den Rahmen seines „Hexameron", der eben im Entstehen war, setzt Wieland eine Gesellschaft voraus, ähnlich der Tiefurter, die sich über das Buch unterhält. Doch führt er das Gespräch nur eine Strecke weit, dann überläßt er dem Hauptunterredner dauernd die Darlegung seiner Gedanken und wendet seine Worte erst am Schlusse wieder leichthin an die versammelten Zuhörer.

In jedem Betracht ist das Stückchen bedeutend genug für Wieland, um ein Gedächtnisblatt zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages zu bilden. Ich lege es mit wenigen Ausgleichungen der Orthographie und Interpunktion vor.

[1] Rechtfertigung
der berühmten Frau von Maintenon
gegen eine höchst ungerechte Anklage.

---

gezogen aus einem
durch die berüchtigten Bekenntnisse
einer Giftmischerin
veranlaßten
zufälligen Gespräche.

3 Anklage *in der dritten Titelzeile nachgetragen für das als vierte Zeile geschriebene und gestrichene* Beschuldigung

[1] Darüber wundert sich auch der Braunschweigische Hofrat Pockels in seiner sehr entrüsteten Anzeige des Buches: Allgemeine deutsche Bibliothek 58, 503ff.



[3] Vor einiger Zeit befand ich mich in einer Gesellschaft, wo die Unterhaltung unvermerkt auf die *Bekenntnisse einer Giftmischerin* fiel, ein Buch, welches damahls an dem Orte meines Aufenthalts die Neuigkeit des Tages war.

Beinahe jeder von den Anwesenden, die das Buch gelesen hatten, schien es in einem eigenen Lichte zu betrachten: nur darin kamen sie alle überein, der Verfasser habe einem bis zum Ekel widerlichen Stoffe durch die Art der Behandlung, so viel Interesse zu geben gewußt, daß man bey allem Abscheu, den ein weibliches Ungeheuer durch seine Darstellung in naturalibus erwecken müsse, sich doch schwerlich enthalten könne, ihre schändliche Beichte von Anfang bis zu Ende anzuhören.

„Mir, sagte ein witzelnder junger Herr, war beym Anschauen dieser eben so reitzenden als zurückstoßenden Sirene beynahe so zu Muthe, wie der armen Princessin *Ferandine* in dem *Hamiltonschen* Mährchen[1], die, so oft die abscheuliche blutige Fischhaut sich ihren Augen darstellte, des entsetzlichsten Ekels ungeachtet, sich nicht [4] erwehren konnte in sie hinein zu kriechen."

„Ist das nicht so viel gesagt, fragte eine Dame, die sich nicht selten von ihrer Lebhaftigkeit über die Grenzen der gewöhnlichen Zurückhaltung ihres Geschlechtes hinausreissen läßt, als, Sie würden, wenn Sie die Giftmischerin von Person gekannt hätten, in großer Gefahr gewesen seyn, die Heerschaar ihrer sogenannten Liebhaber zu vermehren?"

„Kennen Sie ein größeres Unglück, Madame? erwiederte der junge Mann; und doch, wenn es nun einmahl *mein Schicksal* gewesen wäre? Was vermag ein armer Sterblicher gegen die eiserne Notwendigkeit?"

„Dies, sagte Herr X., scheint wenigstens der Gesichtspunkt zu seyn, woraus die Verfasserin oder der Verfasser dieses in seiner Art einzigen Buches die Geschichte seiner Heldin betrachtet wissen will."

Diese Rede gab dem Gespräch auf einmahl eine andere Wendung. Man warf die Frage auf, ob es wohl denkbar sey, daß *eine Frau* von allen Grazien ihres Geschlechts so gänzlich verlassen werden könne, um [5] vor die Welt hinzutreten und sich zu einem Leben zu bekennen, dessen Andenken sie, ihrem eignen Geständniß nach, in sich selbst zu vertilgen wünscht? Die anwesenden Damen erklärten sich einmüthig, daß sie an Erörterung dieser Frage um so weniger Theil nehmen könnten, da keine von ihnen das Buch, wovon die Rede sey, nur gesehen, geschweige gelesen habe; und keiner von den Herren war so unbescheiden über diese Erklärung zu spötteln oder nur den Mund zu verziehen; zumahl da sich kaum zweifeln ließ, daß Väter und Ehemänner alle gehörige Vorsicht gebraucht haben würden, ihren Töchtern und Gattinnen die Versuchung, in ein so unziemliches Buch hinein zu gucken, unmöglich zu machen. Die Sache wurde also, auf Ersuchen derselben, in einem anstoßenden *ofnen* Nebenzimmer von den Männern allein abgehandelt.

„Ich gestehe, sagte Herr Y. der Gedanke, daß die Heldin dieser Geschichte auch die Verfasserin sey, hat für mich etwas so empörendes, daß ich unter dem Lesen lange mit mir selbst kämpfte, bis sich mir die Überzeugung aufdrang, es sey noch viel weniger denkbar, daß [6] ein Mann das Buch geschrieben haben könne."

Diese Äusserung des Herrn Y. erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Man bat ihn, sich über die Gründe seiner Überzeugung ausführlicher vernehmen zu lassen; er weigerte sich aber dessen mit vieler Hartnäckigkeit so lange, bis man ihm zu verstehen gab, er werde sich doch nicht in den Verdacht setzen wollen, als ob er fähig sey das ganze schöne Geschlecht durch eine Meinung zu beleidigen, welche er mit guten Gründen zu rechtfertigen nicht vermöge.

„Sollte dies letztere nicht wirklich mein Fall seyn können, versetzte Herr Y., ohne daß Sie, meine Freunde, darum Ursache hätten, einen so grausamen Verdacht auf mich zu werfen? — Sie wissen so gut wie ich, daß man die Gründe, die uns zum Urtheilen und Handeln bestimmen, nicht immer *vor Gericht stellen* kann. Sie bestehen öfters in so leisen und zarten Gefühlen, daß es nicht Jedem gegeben ist, sie Andern mit Worten eben so klar zu machen, als sie uns selbst in der unmittelbaren Anschauung sind. Es ist nicht unmöglich, daß man durch solche [7] Gefühle getäuscht werden kann; oder daß sie in andern nicht so lebhaft sind als in demjenigen, den

---

5 *nach* darin *gestrichen* schie[nen] *nach* überein, *gestrichen* daß habe *über der Zeile nachgetragen* Ekel *über gestrichen* Eckel 6 so *bis* gewußt [*darnach gestrichen* habe], daß man *über gestrichen unsicher leserlich* daß man auch *oder* deßen ung[eachtet] *nach* ein *gestrichen* solches 7 doch schwerlich *über gestrichen* dennoch kaum 9 war *über der Zeile nachgetragen* 15 die Heerschaar *über gestrichen* das Heer 19. 20 die *bis* Verfasser *durch Ziffern umgeordnet aus* der Verfasser oder die Verfasserin 21 Rede *über gestrichen* Bemerkung 22 *nach* gänzlich *gestrichen* hätte könne *aus* können 23 *nach* sich *gestrichen* öffentlich 24 *vor* Die *vielleicht Absatz* 26 so *über der Zeile nachgetragen* *nach* unbescheiden *gestrichen* genug um 27 *nach* daß *gestrichen* ihre 28 und Gattinnen *über der Zeile nachgetragen* 33 *nach* daß *gestrichen* ein 34 *nach* erregte *gestrichen* eine 35 *nach* mit *gestrichen* so 36 so *bis* man *über gestrichen* , daß man nur desto stärker in ihn drang, und *nach* ihm *gestrichen* zulezt 37 *nach* sey *gestrichen* daß

---

[1] Le bélier. Hamiltons Oeuvres mélées 1731 sind in Wielands Bibliotheksverzeichnis als Nr. 2624 angeführt. Sie wirken bekanntlich auf Wieland seit dem Verkehr mit Stadion. Im Jahr 1777 behauptet er, sie gewiß zwanzigmal gelesen zu haben (Wagner, Merckbriefe 2, 109); er tut das bei Besprechung der „Drei hüpschen kurzweiligen Märlein" von Görg Bider, das ist Wilhelm Christhelf Siegmund Mylius (Goedeke 4, 236), der in seine Verdolmetschung des Bélier Verse aus Wielands Amadis und Idris eingestreut hat.

sie unwiderstehlich nöthigen für wahr zu halten, was Andern vielleicht kaum wahrscheinlich däucht: aber in dem vorliegenden Fall wenigstens könnte ich das Juramentum credulitatis abschwören, daß ich wirklich sehe was ich zu sehen glaube. So finde ich, z. B. in dem ganzen Buch eine Menge Krümmungen und Wendungen, sich vor ihrem eigenen Gewissen zu verbergen, worin mir die *Weiblichkeit* unverkennbar scheint, deren auch die Verworfenste ihres Geschlechts — vorausgesetzt daß sie eine so feine Ausbildung erhalten hat wie die Giftmischerin — sich schwerlich ganz entäussern kann. Können Sie glauben, meine Herren, daß eine Frau, welche solche Greuel und Schändlichkeiten zu beichten hat, wie ernstlich sie sich auch vorgesetzt haben möchte die reine Wahrheit zu bekennen, nicht durch die unwiderstehliche Gewalt der Eigenliebe und der Scham, bald unvermerkt, bald wenigstens mit dunkelem Bewustseyn, verleitet werden müßte, manches in ein milderndes Licht, manches in ein täuschendes Helldunkel zu stellen, sich öfters mitten in [8] einer Selbstanklage zu rechtfertigen, kurz, die auffallendsten Züge ihrer moralischen Häßlichkeit mit aller ihrem Geschlecht eigenen Feinheit und Gewandtheit verbergen und übertünchen zu wollen, wenn es ihr gleich nicht gelingt ein schärferes Auge wirklich dadurch zu täuschen. Von diesem allen finde ich so naive, so unverkennbare Spuren in den Bekenntnissen einer Giftmischerin, daß ich mir nicht vorstellen kann, daß ein Mann, wie groß auch sein Scharfsinn, seine Kenntniß der weiblichen Natur und sein Schriftsteller-Talent seyn möchte, sich so ganz (wenn ich mich so ausdrücken darf) zu *verweiblichen* fähig seyn sollte. Auch die Art der *Freygeisterey*, die in diesem Buche herrscht, und der Mißbrauch, den die Person, die sich selbst darin zu schildern vorgiebt, von einigen aufgeschnappten Begriffen und Lehren neuerer Mode-Philosophen macht, scheint mir eine gewisse weibliche *Seichtigkeit* zu verrathen, die ein Mann, mit allem Bestreben, so natürlich nachzumachen schwerlich vermögend wäre. Die Weiber dieser Art haben eine eigene Weise zu *deraisonnieren*, [9] eine eigene Taschenspielerkunst mit schillernden Begriffen und ihnen oft selbst unmerklichen Trugschlüssen; eine Kunst, welche wohl verdiente von irgend einem unsrer, oft mit weit unnützern Spitzfündigkeiten beschäftigten, Akademisten in *formam* Artis gebracht zu werden."

„Mir fällt noch etwas bey, das mich, wiewohl es an sich selbst eine Kleinigkeit ist, in meiner Meinung, daß die Bekenntnisse von der Giftmischerin selbst geschrieben sind, nicht wenig bestärkt. Diese hatte (wie sie sagt) von früher Jugend an, viel und mancherley, ohne Ordnung und Zweck, aus bloßem Vorwitz und Müßiggang durch einander her gelesen; und so ist leicht zu erachten, daß, ungeachtet des ausserordentlichen Gedächtnisses dessen sie sich rühmt, von so vielem flüchtig Gelesenen in dem Kopf einer mit sich selbst und ihren Leidenschaften und Intrigen so sehr beschäftigten Person, sich manches mit der Zeit *verschieben* und *verwirren* mußte; so daß sie, bey der Erinnerung an Anekdoten, die sie vielleicht vor zwanzig Jahren gelesen, Ort und Zeit, Personen und Verhältnisse auf die seltsamste Weise verwechselt und durch einander wirrt. [10] Zwey Beyspiele dieser Art sind mir in den Bekenntnissen so stark aufgefallen, daß ich sie wörtlich anführen kan. — „*Hen-„riette von England*" (sagt unsre witzige und hochgelahrte Giftmischerin) „eine Princessin aus dem *Hause Bourbon*, „opferte dem liebenswürdigen Grafen von *Lauzün* ein *Herzogthum* auf, das sie an *Ludwig den Vierzehnten* abtrat, „um ihren *Angebeteten* aus der *Bastille* zu ziehen. Was war ihr Lohn? Sie mußte dem Undankbaren *die Stiefel „ausziehen wenn er von der Jagd kam,* und sich *ausser dem* von ihm *schlagen lassen*." — Wie viele Unwahrheiten in sechs Zeilen! *Henriette von England,* obgleich ihre Mutter eine Tochter *K. Heinrichs des Vierten* von Frankreich war, war darum so wenig eine Princessin aus dem Hause Bourbon, als Ludwig XIV. wegen seiner Mutter, einer Princessin aus der ältern Linie des Hauses *Österreich*, ein Österreichischer Prinz war; sie ließ sich nie einfallen den schönen Lauzün anzubeten; sie opferte ihm keine Stecknadel, geschweige ein Herzogthum auf, hatte auch keines aufzuopfern; und daß sie jemahls dem Grafen Lauzün die Stiefel hätte ausziehen oder sich Schläge von ihm [11] geben lassen sollen, daran war vollends gar nicht zu denken. — Sollte wohl ein Schriftsteller, wie gering auch seine Bekanntschaft mit der Geschichte der Regierungszeit Ludwigs XIV. seyn möchte, sich einen so lächerlichen Verstoß zu Schulden kommen lassen, *Henrietten Stuart*, die Tochter *Karls des Ersten* von England und erste Gemahlin *Philipps von Orleans*, einzigen Bruders von *Ludwig XIV.*, mit der so bekannten *Mademoiselle de Montpensier*, Tochter von Heinrich des Vierten zweytem Sohn *Gaston de France Herzog von Orleans*, zu verwechseln? Die Ähnlichkeit zwischen diesen beiden Princessinnen konnte wenigstens nicht Schuld an der Verwechslung seyn, denn nie waren zwey Frauen einander unähnlicher als diese. Auch rettete Mademoiselle de Montpensier ihren Geliebten, der damahls schon ihr wirklicher Gemahl war, durch förmliche Schenkung des souveränen Fürstenthums *Dombes* und der Grafschaft Eu an den *Duc du Maine*

---

1 *nach* halten *Komma gestrichen* *nach* was *gestrichen* einem 2 *nach* ich *gestrichen* ich 4 *nach* deren *gestrichen* sich 8 nicht *über der Zeile nachgetragen* 10 *nach* Selbstanklage *gestrichen* sich 12 *nach* Gewandtheit *gestrichen* zu 18 Philosophen *aus* Philosophien *aus* Philosophie *nach* eine *gestrichen* Seichtig[keit] 19 *nach* Bestreben, *gestrichen* schwerlich 20 *nach* haben eine *über der Zeile und gestrichen* ganz Weise *über gestrichen* Manier 21 eine Kunst, *über der Zeile nachgetragen* 26 so ist *über gestrichen* es läßt sich 27. 28 und ihren *bis* sehr *über gestrichen* so sehr 28 sich *über der Zeile nachgetragen* mit der Zeit *über gestrichen* sich 29 *nach* gelesen, *gestrichen* hatte, 32 hochgelahrte *aus* gelehrte 36 *nach* England *gestrichen* war K. *über gestrichen* von Heinrichs des *aus* Heinrich dem 38 war *über der Zeile nachgetragen* 40 *nach* aufzuopfern; *gestrichen* sie hätte *über gestrichen* sollte ausziehen *aus* ausgezogen 41 *nach* ihm [11] *gestrichen* hätte 43 *nach* Henrietten *gestrichen* v[on] 45 des Vierten *über gestrichen* IV. 48 *nach* durch *gestrichen* eine 49 *nach* Maine *gestrichen* , einen



(natürlichen Sohn von Ludwig dem Vierzehnten und der schönen *Montespan*) *nicht* aus der *Bastille*, sondern aus dem Schlosse *Pignerol*, wo ihn der [12] König, zur Strafe daß er sich gegen sein Verbot mit der Enkelin Heinrichs IV. hatte trauen lassen, zehn Jahre in strenger Gefangenschaft schmachten ließ. Diese Princessin war weder schön noch von liebenswürdiger Gemüthsart, und überdies, da sie endlich stillschweigende Erlaubniß erhielt mit dem Grafen als seine Gemahlin zu leben, bereits zwey und fünfzig Jahre alt. Ob nun gleich die Undankbarkeit des eiteln, in sich selbst verliebten *Lausün* nicht zu entschuldigen ist, so war es doch nicht ganz unnatürlich, daß ihm die übermäßige Leidenschaft einer so wenig liebreitzenden Person als Mademoiselle de Montpensier bald genug lästig werden mußte. Daß er sich aber so weit gegen sie vergessen haben sollte, wie die Giftmischerin uns glauben machen will, ist weder wahr noch wahrscheinlich. Aus der Art, wie Diese die Anekdote vom Stiefelausziehen vorbringt, muß man schließen, die Princessin habe ihm *gewöhnlich*, *wenn* er von der Jagd kam, die Stiefel ausziehen müssen und noch Schläge dazu bekommen. Das Wahre dieser Anekdote, die überdies auf [13] einer bloßen Sage beruht, ist weder mehr noch weniger als, daß zum Beweise, wie unwürdig sie von dem übermüthigen Menschen behandelt worden, erzählt wurde, er habe sich, als er *einsmahls* von der Jagd zurückgekommen, in einen Lehnstuhl geworfen und zu seiner Gemahlin gesagt: Louise de Bourbon, tire-moi mes bottes; und da sie, wie leicht zu erachten, eine solche Insolenz mit der gehörigen Lebhaftigkeit beantwortet, habe er einen Stoß mit dem Stiefel nach ihr gethan; wovon die Folge gewesen sey, daß sie ihm gleich am nächsten Morgen, mit der Miene und dem Ton einer ächten Enkelin Heinrichs des Vierten, untersagt habe ihr jemahls wieder vor die Augen zu kommen."

„Auf der 94sten Seite der Bekenntnisse komt noch ein solcher Verstoß vor, der einem in der Geschichte bewanderten Manne noch weit weniger zu verzeihen wäre. — „Ich stand, sagt die Giftmischerin, zwischen beiden „(dem geheimen Rath R. und seiner Gattin) wie *die Maintenon* zwischen *Ludwig dem Vierzehnten* und *seiner* „*Gemahlin*, welche täglich dem lieben [14] Gott dankte, ihr das Herz des Gemahls durch einen Engel in sicht„barer Gestalt wieder zugewandt zu haben, *während eben dieser Engel — nichts entbehrte*." — Der ganze Zusammenhang, worin diese unverschämte Vergleichung der Verworfensten ihres Geschlechts mit einer Frau wie Madame de Maintenon, vorkommt, erklärt nur zu deutlich, was sie mit der sittsam seyn sollenden Redensart *nichts entbehren* sagen will — nehmlich nicht weniger als, Frau von Maintenon habe zwischen dem König und der Königin eben die betrügerische und ehebrecherische Rolle gespielt, wie *sie* zwischen dem geh. Rath *R.* und seiner Frau, für deren beste Freundin sie gelten wollte. Aus welcher historischen Quelle sie wohl eine so grobe Verläumdung geschöpft haben kann? Wie viel Tadelhaftes auch an dem Charakter jener berühmten französischen *Esther* kleben mag, nichts ist gewisser, als daß die Reinheit ihrer Sitten im ganzen Lauf ihres Lebens von niemand der sie kannte, bezweifelt worden ist. Sie war bereits über sechs und dreissig Jahre alt, als sie durch Vermittlung [15] der Frau von Montespan im Jahr 1672 vom König zur Erzieherin des damals zweyjährigen Duc du Maine ernannt wurde. Der König zeigte, bevor er sie besser kennen lernte, eine Abneigung gegen sie, die sich auf die Meinung, daß sie den Bel-esprit machen wolle, zu gründen schien. Vielleicht trug auch der Nahme *Scarron* dazu bey, den sie erst im Jahr 1674 mit dem edler klingenden *Maintenon* vertauschte, der Benennung eines damahls von ihr erkauften adelichen Gutes, womit der Titel eines Marquisats (dessen sie selbst aber sich niemals bediente) verbunden war. Man würde sich sehr irren, wenn man sie im Verdacht hätte, die königliche Freygebigkeit, wodurch sie in den Stand gesetzt war diesen ersten Schritt zu ihrer folgenden Erhebung zu thun, durch sträfliche Gefälligkeiten erkauft zu haben. Sie waren eine bloße wohlverdiente Belohnung der ungemeinen und glücklichen Sorgfalt, die sie auf die Wartung und Erziehung des jungen *dü Maine*, seines Lieblings, verwandte, und der König selbst war damahls noch eben so weit davon entfernt dergleichen Ansprüche an sie zu machen, als sie es war, falls er sie gemacht [16] hätte, sich dazu herzugeben. Frau von Maintenon, die einen scharfen Blick in das menschliche Herz mit vieler Weltkenntniß verband, hatte, so bald sie durch

---

1 *Klammern nachgetragen* dem Vierzehnten *über gestrichen* XIV. 4 da *über gestrichen* als stillschweigende *über gestrichen* die 5 als seine Gemahlin *über gestrichen* als ihrem Gemahl zwey und fünfzig *über gestrichen* 52 *[oder 50?]* *Punkt vor gestrichen Strichpunkt* Ob nun gleich *über gestrichen* und wiewohl 7 so *über gestrichen* so 8 *nach* Montpensier *gestrichen* in [kurzer Zeit] 9 Diese *aus* diese *über gestrichen* sie 10 *nach* schließen, *gestrichen* daß habe *über der Zeile nachgetragen* 11 *nach* Stiefel *gestrichen* habe *nach* bekommen. *gestrichen* habe. dieser *über gestrichen* ist, daß die 12 die überdis auf *unter gestrichen* die auf einer *über gestrichen* auf einer einer *vor* bloßen *über der Zeile nachgetragen* ist *[darnach gestrichen* bloß] *bis* als, *über und neben gestrichen* scheint zu seyn, 13 *nach* worden, *gestrichen* seye, sich, *über der Zeile nachgetragen* 14 Louise *aus* Louis 15 Insolenz *nach gestrichen* Imper[tinenz] 16 habe er *über der Zeile nachgetragen* *nach* wovon *gestrichen* übrigens 18 ihr *nach gestrichen* ihm 19 *nach* Seite *gestrichen* thut *nach* einem *gestrichen* Manne und einem 20 Manne *über gestrichen* Gelehrten *nach* stand, *gestrichen* f 24 *nach* Zusammenhang, *gestrichen* der 26 *nach* weniger *gestrichen Komma* 27 *nach* die *gestrichen* schändliche 29 kann? *über gestrichen* mag? 32 im *bis* König *über der Zeile nachgetragen* *nach* damals *am Rande gestrichen* z zwey *über der Zeile nachgetragen* 33 *nach* König *am Rande gestrichen* z zeigte *über der Zeile nachgetragen* 36 adelichen *über der Zeile nachgetragen* 36. 37 womit *bis* war. *über gestrichen* welches von Ludwig XIV. in der Folge zum Marquisat erhoben wurde. 37 sie *bis* hätte, *über gestrichen* glaubte, 38 war *über gestrichen* wurde ihrer *aus* ihrem 39 Sie *aus* Die 42 *nach* war, *gestrichen* sich, sich *über der Zeile nachgetragen*



ihren Zutritt bey Hofe mit dem Charakter und den häuslichen Verhältnissen des Königs bekannter worden war, und sich durch die Anmuth ihres Umgangs, die Sanftheit ihrer Gemüthsart und die Weisheit ihres sich selbst immer gleichen Betragens in Achtung und Vertrauen bey ihm gesetzt, einen geheimen Plan gemacht, den sie mehrere Jahre lang mit der größten Klugheit und Beharrlichkeit verfolgte. Dieser Plan war nichts geringers, als *ihre Ambition* (die einzige Leidenschaft, von welcher sie sich desto ruhiger beherrschen ließ, weil sie sich über die Beschaffenheit und den Zweck derselben immer selbst getäuscht zu haben scheint) *mit der Begierde, ihr eigenes und des Königs Seelenheil zu schaffen* (de faire son salut), *zu vereinigen*, und nicht eher zu ruhen, bis sie den König von seiner beynahe mechanisch gewordenen und ihm selbst zuletzt äusserst lästigen Schwachheit für die Marquise von *Montespan* gänzlich befreyt hätte. [17] Mit Einem Worte, die *abgezielte* und endlich gewisser Maßen *bewirkte Bekehrung des Königs* war das einzige Mittel, wodurch sie sich seiner täglich zunehmenden Anhänglichkeit an sie, ohne Gefahr eines Rückfalls, für ihr ganzes übriges Leben zu versichern hoffen konnte; ein Unternehmen, welches ihr um so gewisser gelingen mußte, da sie darin aufs kräftigste von seinen Beichtvätern und von seinem eignen erwachten Gewissen unterstützt wurde. Man darf nur ihre Briefe aufmerksam und ohne vorgefaßte Meinung gelesen haben, um sich hievon bis zur Anschauung zu überzeugen. Unter anderm erhellet aus diesen auch, daß sie wirklich von einer Art persönlicher Zuneigung für den König eingenommen war. Man kann sagen, sie *liebte* ihn, aber mit einer Liebe, woran die Sinne wenig oder keinen Antheil hatten, und von welcher eine Frau von ihrem Alter, ihrer Gemüthsart und ihrer vieljährigen Übung in der Kunst sich selbst zu beherrschen, sehr leicht Meister bleiben konnte, ohne eben die Religion und den härnen Gürtel einer Karmeliterin zu ihrem Beystand rufen zu müssen. Wie hätte sie [18] auch auf andre Weise zu dem großen Ziele gelangen können, Rivalinnen, die ihr an Jugend und äusserlichen Liebreitzen so weit überlegen waren, zu verdrängen, und am Ende im ausschließlichen Besitz des Herzens des stolzesten Monarchen seiner Zeit zu bleiben. Zu einem solchen Wagestück wurde die größte Klugheit und Wachsamkeit über sich selbst, die kaltblütigste Aufmerksamkeit auf alle ihre Umgebungen, und die feinste Kunst ihr Spiel vor allen Menschen, am meisten vor dem Könige selbst, zu verbergen, erfordert. Ein einziger falscher Schritt, die kleinste Voreiligkeit in den Maßnehmungen die zu ihrem Zweck führten, würde alles unwiederbringlich verdorben haben."

„Was den König betrift, so fühlte sich dieser einige Jahre (um mich der Worte *Voltärens* zu bedienen) getheilt zwischen Madame de *Montespan*, von welcher er sich nicht loswickeln konnte, Mademoiselle de *Fontanges*, in die er verliebt war, und Madame de Maintenon, bey welcher allein er die Ruhe wieder fand, die ihm [19] durch die ewigen Neckereien der beiden andern, und durch seine eigenen Gewissensbisse geraubt wurde. Natürlicher Weise konnte eine Person in den Jahren der Frau von Maintenon, wie schön sie auch *ehmahls* gewesen, und wie liebenswürdig und wohlerhalten sie auch noch damahls seyn mochte, einem Louis XIV. keine *heftige* Leidenschaft einflößen. Was er bis zum Jahr 1651, wo er die schöne *Fontanges* durch einen frühzeitigen Tod verlohr, für sie fühlte, war eine hohe Achtung für ihren Verstand und Charakter, und ein immer zunehmendes Vertrauen in die *Wahrheit* der zärtlichen Anhänglichkeit, die sie ihm zeigte. Niemand als Sie wußte ihn so vollkommen zu behandeln, wie er behandelt seyn *wollte*. Der schneidende Contrast zwischen ihr und der übermüthigen, gebieterischen, eifersüchtigen und Launenvollen *Montespan* fiel ihm daher immer stärker auf, und in dem Maß, wie seine Leidenschaft für die letztere erkaltete, nahmen, auf der *einen Seite*, seine *Gewissens*zweifel, und die sanfte Gewalt der *Freundin* über sein Herz, auf der *andern*, täglich zu. Frau von Maintenon [20] bediente sich dieser Gewalt mit aller Behutsamkeit einer Frau, die durch die Kälte ihres Temperaments und durch die Größe dessen was bey ihrem Spiele zu gewinnen war, über alle Möglichkeit eines schwachen Augenblicks sich hinweggesetzt fühlte. Sie wußte zu gut, daß die hohe Meinung, die der König von ihrer Frömmigkeit und Tugend gefaßt hatte, der wahre *Talisman* war, auf welchem ihre ganze Zaubermacht beruhte: aber eben die Klugheit, die ihn immer in den gehörigen Schranken zu halten wußte, verbot ihr auch, ihm alle Hoffnung zu benehmen. Je le renvoye *toujours affligé, jamais desesperé*, schrieb sie einer vertrauten Freundin. Man nenne dies kokettische Prüderie, oder Prüdenhafte Koketterie, wenn man will; genug es war zu ihren Absichten

---

1 Charakter und den *über gestrichen* Gemüthsart des Königs be[kannter] war, *über der Zeile nachgetragen* 3 bey ihm *über der Zeile nachgetragen* *nach* gesetzt, *über der Zeile nachgetragen und gestrichen* sich geheimen *über der Zeile nachgetragen* 5 ihre Abition (*[Klammer aus Komma]* die *über gestrichen* die zwey einzige Leidenschaft *aus* einzigen Leidenschaften sich *[vor* desto] *über der Zeile nachgetragen* beherrschen *aus* beherrscht ließ, *über gestrichen* wurde, da 6 *Klammer nachgetragen* 8 äusserst *über der Zeile nachgetragen* 9 *nach* für *ausgelöscht* M[adame] Marquise *über gestrichen* Frau hätte. *über gestrichen* , und vermittelst der religiösen Gesinnungen, die sie *[unten am Rand:]* nach und nach 9. 10 abgezielte *bis* bewirkte *über der Zeile nachgetragen* 15 diesen *nach gestrichen* diesen *nach* Art *gestrichen* von 16 *nach* einer *gestrichen* Art von 18 eben *über der Zeile nachgetragen* 21 *vor* stolzesten *gestrichen* größten und 25 unwiederblinglich *Schreibfehler* 29 wieder *über der Zeile nachgetragen* 30 Neckereien *über gestrichen* Tracasserien 33 1651 *kann auch* 1681 *gelesen werden* 35 als Sie *über der Zeile nachgetragen* 36 *Punkt nach* wollte *über gestrichen* , als sie. 37 Launen-*[vor Zeilenschluß]* *über gestrichen* laune 38 zweifel *über gestrichen* scrupel 41 Größe *über gestrichen* Wichtigkeit *nach* war, *gestrichen* sich 42 sich *über der Zeile nachgetragen* 44 auch, *über der Zeile nachgetragen* 46 kokettische *aus* koketten



nothwendig. Eine Frau, die bereits dreissig Frühlinge über die Blüthenzeit ihrer Jugend und Schönheit hinaus ist, müßte den Verstand verlohren oder nie keinen gehabt haben, wenn sie sich einbilden wollte, das Herz irgend eines Mannes, geschweige eines Königs wie Louis XIV. durch Vergnügung seiner Begierden zu fesseln. So etwas läßt sich kaum von einer *Frau von Warens*, [21] aber nimmermehr von einer *Maintenon* denken."

„Der König, wiewohl nicht mehr in den Jahren, worin die Liebe bey einem Franzosen *Phrenesie* ist, und durch seine bisherigen Liebschaften ziemlich abgekühlt, konnte doch, von Temperaments und Gewohnheits wegen, gewisser Befriedigungen nicht entbehren. Es war also sehr natürlich, daß nach dem Tode der schönen *Fontanges*, seine Neigung zu der Frau von Maintenon die Grenzen der Freundschaft, oder (wenn man will) der *Platonischen Liebe*, unvermerkt überschritt, und seine eben so weise als zärtliche Freundin in die Nothwendigkeit setzte, Maßregeln gegen ihn zu nehmen, die auch von solchen, die nicht an ihre *Tugend* glauben, wenigstens ihrer *Klugheit* zuzutrauen sind. Unfehlbar würde ihre Regierung von sehr kurzer Dauer gewesen seyn, wenn sie ihre so öffentlich erklärte Grundsätze und ihr ganzes bisheriges Leben durch eine in ihren Jahren schlechterdings unverzeihliche Nachgiebigkeit Lügen gestraft hätte."

„Um diese Zeit war es also, wo sie ihre Bemühungen verdoppelte, den König, dessen Gewissen immer wunder und unruhiger [22] wurde, seitdem die Reitze der *Armide Montespan* ihre Macht über ihn gänzlich verlohren hatten, zu seiner allzulange vernachläßigten Gemahlin zurückzuführen. Die Königin *Maria Theresia*, Tochter *Philipps des Vierten* von Spanien, im gleichen Jahre (1638) mit Ludewig XIV. gebohren und 1660 mit ihm vermählt, war durch Natur und Erziehung eine Frau von sehr beschränktem Geist und äusserst sanfter Gemüthsart. Es fehlte ihr nicht an Schönheit, aber desto mehr an allem, was der Schönheit *Liebreiz* giebt, und sogar ihren Mangel ersetzen kann. Einzig mit ihrem *Seelenheil* beschäftigt, lebte sie mitten an dem glänzendsten, prächtigsten und üppigsten Hofe der Welt wie eine Klosterfrau, mischte sich in keine Intrigen, nahm so wenig als möglich Antheil an den Lustbarkeiten des Hofes, und ertrug die Gleichgültigkeit und die Untreuen ihres Gemahls mit der Gelassenheit und Ergebung einer Heiligen. Mit allen diesen Tugenden konnte sie einem Manne wie Ludwig XIV. wohl *Hochachtung* einflößen, aber nicht die Art von [23] Liebe, die den Geschmack, das Herz und die Sinnen zugleich befriedigt. Indessen scheint er ihr doch die *negativen* Verdienste, die sie sich um ihn machte, ziemlich hoch angerechnet zu haben, und als sie im Jahr 1683 starb, hörte man ihn mit Rührung sagen: voilà le seul chagrin qu'elle m'ait donné."

„Wie geduldig übrigens die fromme Königin sich in ihr Schicksal geschmiegt hatte, so waren ihr doch die Beweise von zärtlicher Aufmerksamkeit, die sie von ihrem Gemahl erhielt, um so angenehmer je ungewohnter sie waren, und je weniger Ansprüche sie machte, desto leichter war sie zu befriedigen. Frau von Maintenon machte sich eine Angelegenheit daraus, die Mittelsperson zwischen ihnen zu seyn, und war dabey um so aufrichtiger, da sie ihre eigenen Absichten dadurch beförderte, und der guten Königin an Geist und Annehmlichkeiten aller Art viel zu überlegen war, als daß diese ihr im Licht hätte stehen können. Im Gegentheil, ihr Umgang wurde dem König nur desto unentbehrlicher, je weniger Befriedigung er bey jener fand."

[24] „Alles müßte mich betrügen, oder das bisher gesagte ist mehr als hinreichend, das Verhältniß der Frau von Maintenon zu Ludwig dem Vierzehnten bis zum Tode der Königin von allem Argwohn einer sträflichen Vertraulichkeit frey zu sprechen. Und wenn es ja noch eines andern Beweisgrundes bedürfte, könnte man wohl einen stärkern verlangen, als die unläugbare Thatsache, daß dieser König im Jahr 1685, dem funfzigsten ihres Lebens, sich in Gegenwart des Jesuiten La Chaise, seines Beichtvaters, des Grafen von Mont-Chevreuil, und seines ersten Kammerdieners Bontems, von dem Erzbischoff von Paris mit ihr trauen ließ; und daß sie sich von dieser Zeit an bis zum Tode des Königs (1715) dreissig Jahre lang in immer gleicher Achtung bey ihm erhielt; etwas wovon sich in der ganzen Geschichte aller Zeiten kein zweytes Beyspiel findet."

„Verzeihen Sie, meine Freunde (fuhr Herr von Y. nach einer kleinen Pause fort) daß ich mich, durch diese Rechtfertigung der Frau von Maintenon, der ritterlichen [25] Pflicht die Ehre der Frauen und Jungfrauen zu beschützen, zu entledigen gesucht habe. Sie hat mich von dem eigentlichen Punkt, wovon die Rede war, zu weit entfernt, als daß ich, ohne Besorgniß Sie noch länger zu belangweiligen, wieder auf ihn zurückkommen dürfte. Genug ich bin überzeugt, daß nur eine so schändliche Creatur wie die Giftmischerin sich selbst schildert, fähig seyn konnte, eine Frau von so seltnen Vorzügen wie die Stifterin von *St. Cyr* zu sich in ihren Schlamm herab ziehen zu wollen, daß ich keines andern Beweggrundes bedarf, sie für die wahre Urheberin der *Bekenntnisse* zu halten; die ihrer um so würdiger sind, da sie ihr möglichstes darin thut, sich der Welt auch als eine Meisterin in der *moralischen* Giftmischerey darzustellen."

---

4 sich *über der Zeile nachgetragen* 6 seine] sein *die Klammern aus Kommata* 7 weise *über gestrichen* kluge 10 und *über gestrichen Komma* 11 schlechterdings *über gestrichen* ganz 13 wunder und *über der Zeile nachgetragen* Reitze der *über der Zeile nachgetragen* 14 zu *in* allzulange *am Rand nachgetragen vor* Die *wahrscheinlich Absatz* 15 *über* (1638) *wiederholt* 1638 *[oder* 1635] *zur Verdeutlichung der Ziffern* 16 beschränktem] beschränkten 18 *vor* lebte *über der Zeile und gestrichen* scheinend [?] 21 Untreuen *aus* Untreue *davor* die *über der Zeile nachgetragen* und Ergebung *über der Zeile nachgetragen* 22 Manne wie Ludwig *über gestrichen* Gemahl wie Louis 27 *nach* Gemahl *gestrichen* um diese Z[eit] 29 *nach* war *gestrichen* k[onnte] 37 sich *über der Zeile nachgetragen* 38 daß *über der Zeile nachgetragen* 40 von *über der Zeile nachgetragen* 43 Y] X *Schreibfehler*



Der „Katalog Weisstein".[1]

Von

Fedor von Zobeltitz in Berlin.

Gotthilf Weisstein wurde in Berlin am 6. Februar 1852 geboren als der älteste Sohn des Kaufmanns Wilhelm Weisstein und seiner Gattin Therese, geborenen Neumann. Er besuchte zunächst die Grützmachersche Vorschule am Hausvoigteiplatz und hierauf das Königliche Französische Gymnasium, wo er am 18. Oktober 1870 das Abiturientenexamen ablegte. Auf der Berliner Universität studierte er klassische Philologie und beschäftigte sich gemeinsam mit Eduard Engel, dem späteren bekannten Literarhistoriker, eifrig mit Sanskritstudien. Im dritten Semester kam er als Pensionär in das Haus des Sprachforschers und Philosophen Professors Dr. Hermann Steinthal, der damals auch an der Hochsule für die Wissenschaft des Judentums Kritik des Alten Testaments, philosophische Ethik, Religionsphilosophie und Religionsgeschichte lehrte. Durch Steinthal trat der junge Student in engere Beziehungen zu dessen Schwager, dem Philosophen Professor Moritz Lazarus. Lazarus war bisher Lehrer an der Kriegsakademie gewesen und lehrte derzeit als ordentlicher Honorarprofessor an der Universität; mit Steinthal gab er seit 1859 die „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" heraus. Im Hause des Professors Lazarus lernte Weisstein den gelehrten Imanuel Löw, jetzt Rabbiner in Szegedin, und Paul Heyse kennen, mit dem er noch lange Jahre später in regem schriftlichen Verkehr geblieben ist; auf seine Anregung wurde übrigens auch der Berliner Paul Heyse-Straße ihr Name gegeben. Nach der Berliner Studienzeit ging Weisstein nach Tübingen und Marburg, wo er sich gleichfalls vorwiegend mit Philologie beschäftigte und sein poetisches Können in gelungenen Übersetzungen der Gedichte des Catull versuchte. Seine erste größere schriftstellerische Arbeit war eine (anonym erschienene) Broschüre über Paul Lindau, seine erste journalistische Etappe ein Redakteurposten in Stuttgart. Der Feuilletonredaktion des „Berliner Tageblatts" gehörte er längere Jahre an; er führte damals neben Oskar Blumenthal hauptsächlich die Theaterkritik und schrieb in dieser Zeit auch gelegentlich der ersten Gastspiele der „Meininger" in Berlin seine „Meininger Erinnerungen". Vom „Tageblatt" ging er zur „National-Zeitung" über, die zahlreiche Kritiken, Essays und Feuilletons aus seiner Feder veröffentlicht hat und in deren Redaktion er bis zu seinem Tode verblieb. Er starb am 21. Mai 1907.

Das sind ein paar knappe biographische Daten über den äußeren Lebensgang meines Freundes Gotthilf Weisstein. Ich wurde mit ihm bekannt, als ich eben erst den bunten Rock ausgezogen hatte, um mir als Schriftsteller einen neuen Beruf zu schaffen. Das mag um 1880 gewesen sein. Damals hatte ein kunstliebender reicher Holländer, der Jonkheer van Schorer, ein neues Familienblatt begründet, dem als erster Redakteur Otto Hammann, der später zur Diplomatie überging, und als zweiter ich selbst angehörte. Weisstein besuchte mich eines Tages, um mit mir einen theatergeschichtlichen Artikel zu besprechen, und seine originelle Persönlichkeit gefiel mir so, daß ich mich rasch mit ihm anfreundete. Es kam dazu, daß ich damals auch den in Groß-Lichterfelde wohnenden Joseph Kürschner kennen lernte, dessen Sammeltätigkeit mich interessierte; die gemeinsamen bibliophilen Neigungen führten uns näher zueinander, und schon zu dieser Zeit trugen wir drei uns mit dem Plane, eine „Gesellschaft der Bücherfreunde" zu gründen. Daß es nicht dazu kam, lag eigentlich nur an unserer Werbefaulheit; ich entsinne mich jedenfalls noch gut, daß Weisstein, Kürschner und ich eines Abends in einer kleinen Wein-

[1] Wie der Gesellschaft der Bibliophilen bereits wiederholt mitgeteilt worden ist, wird der von Fedor von Zobeltitz redigierte Katalog der Bibliothek unseres verstorbenen Freundes Gotthilf Weisstein in der ersten Hälfte des neuen Jahres versandt werden. Der erste Band liegt fertig vor, der zweite ist in Arbeit. Wir geben nachfolgend das Vorwort des Herausgebers wieder. Die Redaktion.

stube der Potsdamer Straße sogar schon die Statuten für den neuen Verein zu entwerfen versuchten. Kürschner, der zwar ein prächtiger Mensch, aber keine recht gesellige Natur war und dem wir als ewigen Wassertrinker eine gewisse Verachtung entgegenbrachten, zog sich bald zurück; mit Weisstein aber war ich von da ab häufiger zusammen, und mit ihm gemeinsam durchstöberte ich auch zuweilen die Antiquarläden, vor allem Lederer in der Kurstraße, Danz unter den Kolonnaden und Kampffmeyer in der Friedrichstraße. Die Bibliophilie war noch keine moderne Passion geworden: man konnte derzeitig auch noch Seltenheiten zu billigem Preise bekommen. Als ich einmal bei einem Antiquar in der Karlstraße die beiden „Zwoten Ausgaben" der „Räuber" gekauft hatte, lief ich mit meinen Schätzen stracks zu Weisstein, und er erbleichte förmlich, als ich ihm erzählte, daß ich für beide Werke nur vierzig Mark bezahlt hätte. Ein paar Jahre später konnte er sich revanchieren. Da hatte er Schillers „Elegie" aus dem Nachlasse Adalbert von Kellers für sage und schreibe achtzig Pfennige erworben. Der betreffende Antiquar, der die Kellersche Bibliothek angekauft, hatte den ungeheuren Wert des Drucks nicht erkannt und ihn in seinem Katalog auch nicht unter die „Werke", sondern unter die „Schiller-Literatur" gesetzt, so daß er unbeachtet geblieben war und Weisstein ihn sich noch telegraphisch sichern konnte.

Bibliophiler Neid war Weisstein im übrigen fremd. Er war ein herzensgutmütiger Mensch und ging für seine Freunde durch Wasser und Feuer. Ich war einmal ein paar Jahre Feuilletonredakteur bei einem längst selig entschlafenen konservativen Blatte, das auch antisemitischen Tendenzen huldigte. Das machte ihm Spaß, und jedesmal, wenn ich in dieser Zeit mit ihm zusammenkam, machte er irgendeine ulkige Bemerkung über sein Judentum und meinen Feudalismus. Er war ein fabelhaft witziger Kopf mit sprudelnden Einfällen: davon zeugen auch die „Gedankensplitter", die er unter den Anfangsbuchstaben seines Namens vielfach in den „Fliegenden Blättern" veröffentlichte. Auf seiner schweren wuchtigen Figur, die mit den Jahren an Rundung zunahm, saß ein sehr interessanter Kopf mit hoher Stirn, klugen Augen und geistig regsamen Zügen. Der Sprachfehler, unter dem er Zeit seines Lebens litt, erhöhte das Originelle seines Sichgebens. Unter seinem leichten Stottern schossen die Witze und Wortspiele wie Raketen hervor. Zu den am meisten kolportierten Anekdoten über ihn gehörte die folgende. Er hatte sich einmal mit einem ihm unangenehmen Menschen gestritten, geriet schließlich in Wut und fuhr den andern heftig an: „Sie sind — ein Ka — Ka — Kaffer! . ." „Herr Weisstein", replizierte der Gegner, „wollen Sie das sofort zurücknehmen?" . . „Nein", schrie Weisstein, „ich bin f — f — froh, daß ichs r — r — raushabe" . . . Er scherzte auch selbst über seinen Sprachfehler. So erzählte er mir einmal, er habe in einem Schreibwarengeschäft einen Füllfederhalter kaufen wollen, das Wort aber nicht rasch genug über die schwere Zunge bringen können. „Und da hab' ich denn bloß einen Gu — Gu — Gummi genommen," sagte er; „der lag grade auf dem T — T — ische" . . .

Rührend war sein Verhältnis zu seinem alten Vater, der achtundachtzig Jahre alt starb und ihn noch sechs Wochen überlebte. Der alte Herr besaß ein Haus in der Lennéstraße gegenüber dem Lessingdenkmal. Im Parterre wohnte er selbst, im Souterrain hauste Gotthilf. Zwei große Zimmer und die verbindende Entrée waren mit Bücherregalen gefüllt; in einer kleineren Hinterstube nächtete er. Er ging gern spät zu Bett und schlief bis in den hellen Tag hinein. Auch über diese Langschläferei kursierten mannigfache Anekdoten unter seinen Freunden. Einmal weckte ihn in aller Frühe ein Redaktionsbote: Wilhelm Jensen sei gestorben und er möchte sofort einen Nekrolog schreiben. Schimpfend machte sich Weisstein an die Arbeit, um nachher zu erfahren, daß man ihn nur habe aus dem Bett bringen wollen: Jensen lebte damals noch ganz vergnügt. Einige Zeit später kam wieder ein Redaktionskuli zu ihm — morgens um sieben: Schmidt-Cabanis sei gestorben, die Zeitung brauche schleunigst einen Nachruf. Aber da ließ sich Weisstein nicht stören. „Scher dich raus", schrie er den Jungen an; „das kenn ich — das ist wie mit Jen — Jensen . . ." Drehte sich auf die andere Seite und schlief weiter. Doch diesmal war es wirklich Ernst, und den Nekrolog für Schmidt-Cabanis mußte ein anderer schreiben . . .



Der alte Herr Weisstein war ein wohlhabender Mann, aber er liebte es, seinen Filius ein wenig an die Kandare zu nehmen, während andrerseits Gotthilf es in seiner liebenswürdigen humoristischen Art und Weise ausgezeichnet verstand, den Vater für seine kostspielige Bücherpassion immer wieder weich zu stimmen. Der Verkehr zwischen ihnen war auf einen kameradschaftlich burschikosen Ton gestimmt; dabei vergötterten sich aber die beiden. Die Theaterleidenschaft des alten Herrn hatte sich auch auf den Sohn vererbt, und manche seiner Erinnerungen aus vergangenen Zeiten konnte Gotthilf für die eigenen literarischen Arbeiten verwerten, beispielsweise für seine Geschichte des Balletts. Verschiedene seiner Privatdrucke hat er denn auch in treuer Anhänglichkeit dem geliebten Vater gewidmet.

Gotthilf war ein ausgesprochener Bibliophile — aber doch mit einer Einschränkung. Für das sogenannte „schöne Buch“ des modernen Buchgewerbes fehlte ihm, ich will nicht sagen das Verständnis, immerhin die Vorliebe. Seiner Ansicht nach leerten die zahllosen kostbaren Luxusdrucke der Neuzeit nur die Taschen der Bücherfreunde. Er stellte das Innere über das Äußere. Er sammelte auch nicht, um wahllos einen Haufen Bücher zusammenzubringen, sondern aus Interesse an der Forschung. Und er war ein glücklicher Finder und Entdecker. Die Goetheforschung hat ihm mancherlei Neues zu verdanken, und als vor einigen Jahren bei Boerner in Leipzig die Biedermannsche Goethesammlung versteigert wurde, freute er sich, daß seine eigenen Privatdrucke sehr begehrt wurden und verhältnismäßig hohe Preise erzielten. Auch seine Arbeiten zu Lenz und Maler Müller haben sich in der Fachwelt Beachtung erworben; vor allem aber gehörte seine Liebe dem einstmaligen Konrektor des Grauen Klosters und Cöllnischen Gymnasiums zu Berlin, dem römischen Freunde Goethes, Karl Philipp Moritz, von dem er eine ganze Anzahl, den Bibliographen bisher unbekannt gebliebene Werke in seiner Bibliothek vereinigen konnte. Seine Biographie Moritzens ist leider nur bis zu den Vorarbeiten gediehen.

Als Bibliophile hatte Weisstein auch eine feine Witterung. Seltenheiten wie Bernhardis „Kynosarges“, Sodens „Potpourri“, die „Bibliothek der elenden Skribenten“, den „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben“ und andere konnte er für wenige Groschen erstehen: er stöberte sie in verstaubten Ecken der Antiquariate auf oder fand sie an entlegenen Stellen der Kataloge unter einem Wust andrer Bücher vergraben. Er gierte nicht nach sogenannten „großen Stücken“, sondern wartete ruhig ab, bis dies und jenes ihm zu zivilen Preisen in den Schoß fiel. Mit bedeutenden Mitteln ist es natürlich nicht schwer, sich eine kostbare Bibliothek zusammenzustellen. Aber Weisstein hat es verstanden, sich auch unter immerhin beschränkteren Verhältnissen die schöne Bücherei zu schaffen, deren Katalog demnächst den Bibliophilen vorgelegt werden soll. Der Wert der Sammlung liegt in ihrer Geschlossenheit. Gewiß fehlen einzelne Prachtstücke, die Gotthilf auch sicher noch erworben hätte, wenn sein zu früher Tod ihm nicht die Erbschaft des Vaters vorenthalten hätte. Dafür gibt es kaum eine zweite Privatbibliothek, die so reich an Ephemeren, namentlich auf dem Gebiete der Theatergeschichte ist, wie diese. Auch auf die große Anzahl der Widmungsexemplare möchte ich noch besonders aufmerksam machen.

Schon ein Jahr vor seinem Tode erlitt Gotthilf einen leichten Schlaganfall. Er erholte sich aber wieder und konnte mir im Winter darauf freudestrahlend erzählen, wie gut ihm der Aufenthalt im Seebade getan habe. Im Mai 1907 lag ich selbst schwerkrank in einem Sanatorium in Berlin. Gotthilf hatte davon gehört und schickte mir mit einem freundlichen Grußwort ein paar Rosen. Am nächsten Tage las ich in den Zeitungen die Nachricht von seinem Tode. Er hatte bei Paul Lindau mit noch einigen Freunden beim Skat gesessen und war plötzlich vom Stuhle gesunken. Dieser zweite Schlaganfall kostete ihm das Leben — und die Freunde brauchten sich der Tränen nicht zu schämen, die sie um diesen liebenswerten Menschen weinten . . .





Der Erbe Gotthilfs wurde sein einziger Bruder, der Königliche Baurat Hermann Weisstein in Brieg. Er hat nicht nur beschlossen, die hinterlassene Bibliothek Gotthilfs in ihrem Zusammenhange zu belassen und die noch unvollendeten Periodica weiter zu führen, sondern beabsichtigt auch, die Bibliothek dem Publikum in einer zur Zeit noch nicht feststehenden Form zu erschließen. Er hat sich ferner bereit erklärt, den Katalog der Sammlung auf eigene Kosten für die Gesellschaft der Bibliophilen, der Gotthilf vom Tage der Begründung ab angehörte und für die er immer ein reges Interesse zeigte, drucken zu lassen und den Mitgliedern zu schenken, um seinem Bruder ein bleibendes Denkmal zu setzen. Ein zweiter Katalog, dessen Herausgabe geplant ist, soll die Sammlung der Autographen, Stammbücher, Bilder zur Theatergeschichte und Medaillen umfassen. Dem hochherzigen Spender sagt der Vorstand der Gesellschaft auch an dieser Stelle seinen warm empfundenen Dank.

Gotthilf Weisstein hatte bereits mit einer Katalogisierung seiner Bibliothek begonnen, die freilich nicht über die Anfänge hinausreichte. Ich habe deshalb bei dem Kataloge mich nicht streng an die üblichen bibliothekswissenschaftlichen Normen gehalten, sondern mich nach dem vorliegenden Katalogtorso von Weisstein selbst gerichtet. Beispielsweise: Weisstein bevorzugte die Fraktur; ich habe die Aufnahmen denn auch in dieser Type drucken lassen (selbstverständlich mit Ausnahme der fremdsprachigen Literaturen), aber überall da, wo Antiquaausgaben von bibliographischer Wichtigkeit sind, dies in den beschreibenden Glossen vermerkt. Ich habe ferner nach dem Vorbilde Weissteins die alphabetische Anordnung gewählt, auch die Übersetzungen der Abteilung Deutsche Literatur eingereiht und in solchen Fällen die Namen der Übersetzer, nicht die der Autoren und bei anonym gebliebenen Übersetzungen die Titel der Werke an die Spitze gestellt. Sehr genau gearbeitete Register ermöglichen im übrigen eine leichte Orientierung. Auch bei den bibliographischen Glossen und Hinweisen berücksichtigte ich immer die zahlreichen Notizen von Weissteins Hand, die sich auf eingelegten Zetteln oder auf den Vorsatzblättern der Bücher fanden. Die Titelaufnahmen besorgte Fräulein Else Buky; bei der Korrektur des Ganzen unterstützten mich freundlichst Professor Dr. Carl Schüddekopf in Weimar, bei einzelnen Bogen Dr. Leopold Hirschberg in Charlottenburg und Buchhändler Martin Breslauer in Berlin.

Möge auch dieser „Katalog Weisstein“ die Erinnerung an einen lieben prächtigen Menschen und an einen begeisterten Bibliophilen festhalten helfen.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Cranachstr. 38. Druck u. Verlag von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.



Zur Entstehungsgeschichte der Grolier-Einbände.

Von

Freiherrn J. Rudbeck in Stockholm.

Mit drei Abbildungen.

Unter den Bucheinbänden, die für Jean Grolier, den bekannten großen Bücherfreund, ausgeführt worden sind, lassen sich in bezug auf die dekorative Ausstattung im großen und ganzen drei Hauptgattungen[1] unterscheiden, und zwar: Einbände mit einfacher Linienornamentik und glatten Vollstempeln, solche mit reicherer, häufig farbiger Linienornamentik und glatten oder gestrichelten Stempeln, und zuletzt solche mit Blätterwerkschlingen und Spiralen. Was nun die Einbände der ersten Gattung betrifft, so sind sie im Vergleich mit den beiden übrigen weit einfacher ausgestattet; nichtsdestoweniger läßt es sich aber fragen, ob sie nicht trotzdem, oder vielmehr gerade durch ihre somit erzielte saubere und vornehme Eleganz, den Preis vor ihren viel luxuriöseren Verwandten davontragen. Unleugbar bleibt es jedenfalls, daß sie — mit einer nie versagenden Sicherheit des Geschmackes gearbeitet, wie sie sind — ganz reizende Kunstwerke ausmachen, und ich werde im folgenden Gelegenheit nehmen, gerade auf sie etwas näher einzugehen, indem ich versuchen werde, einen Beitrag zur Bestimmung ihres Entstehungsortes zu liefern.

Daß die Frage, wo und von wem die weltberühmten Groliereinbände ausgeführt sein mögen, von je her die Bücherfreunde interessiert hat, ist selbstverständlich; viel ist auch darnach geforscht, vieles darüber geschrieben worden. Zu irgendeinem entscheidenden Ergebnis ist man jedoch bis jetzt nicht gelangt; vielmehr bleibt es recht auffallend, wie sehr man sich dabei mit schwebenden und vorwiegend nur auf Wahrscheinlichkeiten gestützten Mutmaßungen hat begnügen müssen. So ist zum Beispiel die Hypothese vielfach als glaubhaft hingestellt worden, daß etliche Einbände während Groliers Aufenthaltes in Italien (Venedig) in den Jahren 1512—29 für ihn ausgeführt wurden, andere wiederum in Lyon oder Paris. Mehr und mehr scheint man aber jetzt zu der Ansicht zu neigen, daß die meisten Groliereinbände nicht in Italien, sondern in Frankreich entstanden sind, so unter anderen J. Weale[2] und Lehnert[3]. Etwas für ihre Ansicht eigentlich Beweisendes ist jedoch auch von ihnen nicht erbracht worden; vielmehr scheinen sie zunächst durch kunsthistorische und kunsttechnische Vergleiche dazu gelangt zu sein. Einem anderen Verfasser, F. Gottlieb,[4] der ebenfalls zu demselben Schluß gekommen, ist es dagegen gelungen, mehr überzeugende Beweise zu erbringen; er weist zum Beispiel auf Groliereinbände hin, wo altes französisch beschriebenes Pergament vom Buchbinder zur Arbeit verwendet worden oder wo das Vorsatzpapier nachweisbar französisches Erzeugnis ist.

Wie annehmbar nun diese Schlüsse auch erscheinen mögen, entscheidende Beweiskraft wird man ihnen immerhin schwerlich beimessen können, wenn auch nicht zu leugnen sei, daß sie — wie ich im folgenden dartun zu können erhoffe — sich zweifelsohne auf der richtigen Spur befinden. Es ist mir nämlich gelungen, einen Aufschluß zu finden, der als direkter und

[1] In der Bibliothèque Nationale zu Paris sind die Groliereinbände in sieben Gattungen aufgeteilt, vgl. H. Bouchot, Les Reliures d'art, Paris 1888, Pag. IX.

[2] Bookbindings and rubbings of bindings, I., London 1898, Pag. LXXVIII.

[3] Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes, Berlin 1909.

[4] K. K. Hofbibliothek, Bucheinbände, Wien 1910, Spalten 12—16, 51—54.





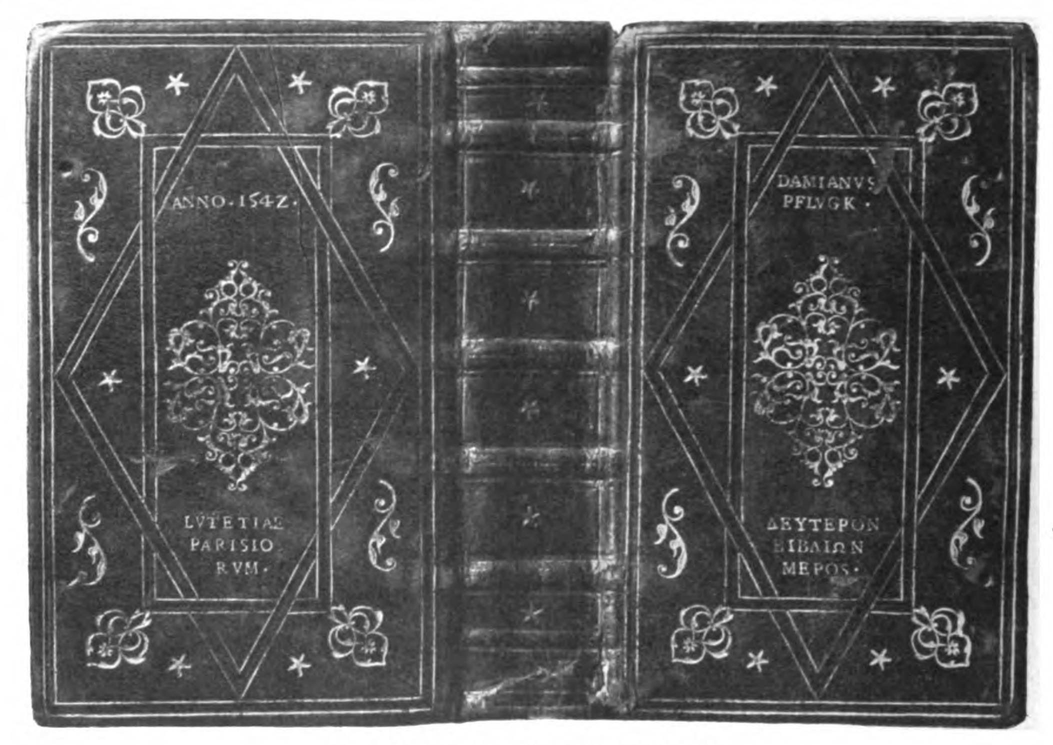


Abb. 1. Bucheinband für Damianus Pflug. Paris 1542.

meines Erachtens gewichtiger Beitrag zur Lösung der Frage betrachtet werden muß, indem sich daraus ergeben dürfte, daß diese ganze Gattung der Groliereinbände auf Frankreich und näher bestimmt, auf *Paris* zurückzuführen ist.

Ein junger deutscher Student, Damianus Pflug, aus dem Hause Knauthayn[1], weilte im April 1542 in Leipzig und hat das folgende Jahr in Bologna studiert. Er scheint auch im Jahre 1545 sich in Bologna aufgehalten zu haben, was daraus hervorgeht, daß einige Bucheinbände vorhanden sind, die seinen Namen, wie auch den der Stadt und die Jahreszahl 1545 tragen. Zwei solche Einbände sind abgebildet worden[2] und scheinen unverkennbar von demselben Meister ausgegangen, der ebenfalls als Hersteller einiger anderer, jenen sehr ähnlicher Einbände ganz sicher angenommen werden kann. Diese sind für einen andern deutschen Studenten, Nicolaus von Ebeleben, ausgeführt und Bologna 1548 datiert; etliche darunter sind ebenfalls durch Abbildungen bekannt geworden.[3] Von jenem Damianus Pflug, der schon bei jungen Jahren ein so ausgesprochenes Bücherinteresse bekundet, wußte ich im übrigen nicht vieles, als ich in der Bücherei des namhaften schwedischen Bibliophilen, Freiherrn Per Hierta auf Främmestad, auf einen für Pflug ausgeführten, hier (Figur 1) abgebildeten Einband aufmerksam wurde. Es ist dies ein brauner Maroquinband mit Handvergoldung. Zu äußerst hat er eine Bordüre, aus zwei goldgepreßten Linien, und dazwischen einer blindgepreßten, zusammengesetzt, die einen auf die Spitze gestellten und mit einem Rechteck zusammengeflochtenen Rhombus, beide in der nämlichen Ausführung, umschließt. Außerdem ist der Einband mit stilisierten

1 Vgl. G. C. Knod, Deutsche Studenten in Bologna, Berlin 1899, S. 405, 406, 690.

2 Catalogue of the collection of books in valuable bindings of the late Professor W. H. Corfield (sold by Sotheby, Wilkinson and Hodge), London 1904, Nr. 392, wie auch F. Gottlieb, angeführte Arbeit Nr. 21 a.

3 Vgl. J. Stockbauer, Abbildungen von Mustereinbänden, Leipzig 1881, Nr. XXXI, und E. Hannover, Kunstfaerdige gamle Bogbind. Kobenhavn 1907, Nr. 38.

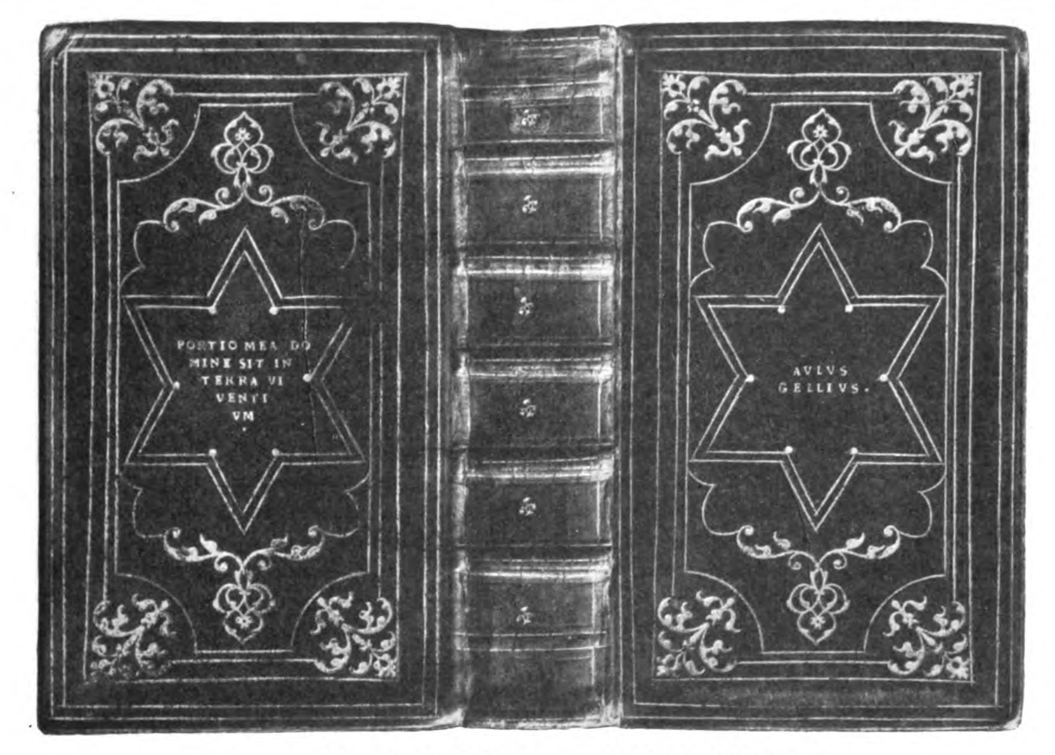


Abb. 2. Bucheinband für Jean Grolier. Paris, aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts.

Blätterwerkornamenten und einem fünfzackigen Stern geschmückt; auf dem Vorderdeckel hat er folgende Aufschrift: *Damianvs Pflvgk.* — ΔΕΥΤΕΡΟΝ ΒΙΒΛΙΩΝ ΜΕΡΟΣ; auf dem Hinterdeckel: ANNO 1542. — *Lvteticæ Parisiorvm.* Der Rücken hat fünf Bünde und außerdem noch zwei Fitzbünde, in jedem Felde einen fünfzackigen Stern. Schnitt vergoldet. Größe 17×9,8 cm. Die Vorsatzblätter fehlen, so auch die Verschlußbänder. Das darin gebundene Buch macht, wie der griechische Titel auf dem Vorderdeckel angibt, einen Teil der Bibel aus; Druckort: *Argentorati apud Voulph. Ceph. MDXXVI.*

Das, was diesem Einband ein ganz besonderes Interesse verleiht, ist natürlich die Aufschrift des Hinterdeckels, wodurch erhärtet wird, daß das Buch anno 1542 *in Paris* gebunden worden ist. Daß Pflug sich dieses Jahr in Paris aufgehalten, hat man bisher nicht gewußt; wahrscheinlich ist wohl dann, daß er von Leipzig, wo er, wie oben erwähnt, im April 1542 weilte, sich über Paris nach Bologna begeben habe. Es ist jedoch weniger die erweiterte Kenntnis von Damianus Pflug und seinem Lebenslauf, die hier von Belang ist; um so mehr aber die dekorative Ausstattung des Einbandes, dessen Aufschrift für die Lösung der hier zu erörternden Frage die allergrößte Bedeutung gewinnt, insofern dadurch festgestellt wird, daß dieser Einband tatsächlich Pariser Erzeugnis ist. Seine einfache, aber besonders geschmackvolle und elegante Art des Dekors — so verschieden von dem des obenerwähnten Bologneser Meisters, wiewohl offenbar auf denselben Grundprinzipien gebaut — kommt uns keineswegs fremd vor; sie ist uns, wenn auch nicht in sklavischer Nachbildung, so doch unverkennbar von derselben Meisterhand und mit denselben Stempeln ausgeführt, vielfach in Abbildungen begegnet. Und kaum brauche ich besonders darauf aufmerksam zu machen — es leuchtet von selbst sofort ein, daß diese Hand dieselbe sein muß, die für Grolier gearbeitet, woraus dann weiter sich folgern läßt, daß die Groliereinbände dieser Stilart einem Pariser Meister entstammen.

Zum Vergleich gestatte ich mir einen Groliereinband, ebenfalls aus der Bücherei Hierta,



hier wiederzugeben (Figur 2). In rotbraunem Maroquin mit Handvergoldung ausgeführt, zeigt er eine äußere Bordüre aus zwei Linien in Gold und einen inneren Rahmen aus drei ähnlichen Linien, eine blindgepreßte umschließend, zusammengesetzt. In jeder Ecke ein stilisiertes Blätterwerkornament und im Mittelfelde einen sechszackigen, aus Doppellinien in Gold gebildeten Stern. Oben und unten ist das Mittelfeld von stilisierten Blätterwerkornamenten ausgefüllt. Im Stern auf dem Vorderdeckel ist der Verfassernamen des im Einbande enthaltenen Buches: *Avlvs Gellivs* angebracht, und ganz unten, zwischen dem äußeren und inneren Rahmen, hat die bekannte Devise Groliers: *Jo. Grolierii et amicorum*, einmal gestanden. Leider ist diese von irgendeinem selbstsüchtigen Barbaren ausgetilgt worden; nur folgende Buchstaben daraus sind noch auf dem Original, wenn auch nicht in der Reproduktion, deutlich wahrzunehmen: . O . G . . . . . . M. Auf dem Hinterdeckel steht der ebenfalls bekannte Grolier-Spruch: *Portio mea Domine sit in terra viventivm.* Der Rücken hat fünf Bünde und zwei Fitzbünde, sowie in jedem Felde ein kleines Blätterornament. Schnitt vergoldet. Größe: 17,2×10 cm. Vorsatzblätter vorn und hinten aus Pergament. Der Titel des darin eingebundenen Buches lautet: *Avli Gellii noctivm Atticarvm libri vndeviginti*, nebst dem Druckerzeichen Aldus'. Druckort: *Venetiis in Ædibus Aldi et Andreæ soceri mense septembri MDXV.* Die Provenienz kann auf mehrere Besitzer zurück verfolgt werden und entbehrt nicht ihr Interesse; darauf hier näher einzugehen, würde aber zu weit führen.[1]

Wenn jetzt die beiden hier abgebildeten Einbände (Figur 1 und 2) miteinander verglichen werden, stellt sich sofort heraus, daß sie in mancher Beziehung große Ähnlichkeit haben. So zum Beispiel gibt es zwei Ornamente, die in beiden wiederkehren und wozu derselbe Stempel offensichtlich benutzt worden ist. Es sind dies teils das in den Ecken des Rechtangels auf dem Pflugeinbande angebrachte Ornament, teils die dicht daran, zwischen jenem und dem Rahmen, befindliche Blätterwerkspirale. Für diese ist, wie schon Gottlieb nachgewiesen,[2] kein glatter Vollstempel verwendet worden, denn sie zeigt ganz feine, eingegrabene und somit nicht vergoldete Linien auf und kann demgemäß als ein Zwitterding zwischen dem glatten Stempel und dem gestrichelten (fer azuré) bezeichnet werden. Der Rücken auf beiden weist ebenso, bezüglich Anordnung der Bünde und dergleichen, eine nicht zu leugnende Ähnlichkeit auf, wie auch die Buchbinderarbeit im übrigen auffallend übereinstimmend ist. Zieht man nun dies alles in Erwägung, so wird man sich schwerlich von dem bestimmten Eindruck losmachen können, daß sie alle beide von demselben Meister ausgegangen sind, der dann aber, laut der Aufschrift des Pflugeinbandes, seine Werkstatt in Paris gehabt haben muß.

Wenn wir andere Groliereinbände, die abgebildet worden sind, näher durchmustern, gibt es keine Schwierigkeit, darunter solche ausfindig zu machen, die ebenfalls mit jenen beiden unverkennbare Vergleichspunkte darbieten und demgemäß auf denselben Ursprung hinweisen. Was zuerst das Ornament in den Ecken des Rechtangels betrifft, findet man es zum Beispiel auf folgenden Einbänden wieder: G. Libri, „Monuments inédits", London 1862, Pl. XL; G. Brunet, „La reliure ancienne et moderne", Paris 1884, Nr. 5 und 32; L. Gruel, „Manuel de l'amateur de reliures", Paris 1887, Pag. 107; B. Quaritch, „A collection of facsimiles", London 1889, Nr. 23 (72); R. R. Holmes, „Specimens of bookbinding selected from Windsor castle", London 1893, Nr. 121; B. Matthews, „Bookbindings, old and new", London 1896, Pag. 15 und 19; Hannovers angeführtes Werk, Nr. 31; Gottlieb a. a. O., Nr. 40b und 41b.

Was ferner die obenerwähnte Blätterwerkspirale auf den hier (Figur 1 und 2) abgebildeten Einbänden betrifft, so begegnet sie uns beispielsweise in folgenden Abbildungen: G. Libris, angeführtes Werk, Pl. XL; L. Gruel, a. a. O., Pag. 107; H. Bouchot, „Les reliures d'art", Paris 1888, Nr. 22; Matthews', angeführtes Werk, Pag. 19; W. Fletcher, „Foreign Bookbindings in the British Museum", London 1896, Nr. 11; Hannovers angeführtes Werk, Nr. 31; Gottlieb a. a. O., Nr. 39b, 40a und b, sowie 41a und b.

---

[1] Dieses Exemplar ist übrigens schon mehrfach erwähnt worden, siehe: Le Roux de Lincy, Recherches sur Jean Grolier. Paris 1866, Nr. 27; Katalog Sunderland-Marlborough-Blenheim 1882, Nr. 5422: Katalog Crawford-Lakeland 1891, Nr. 209; Katalog B. Quaritch 166, London 1897, Nr. 421.

[2] Vgl. Gottlieb, angeführte Arbeit, Einleitung, Spalte 14.



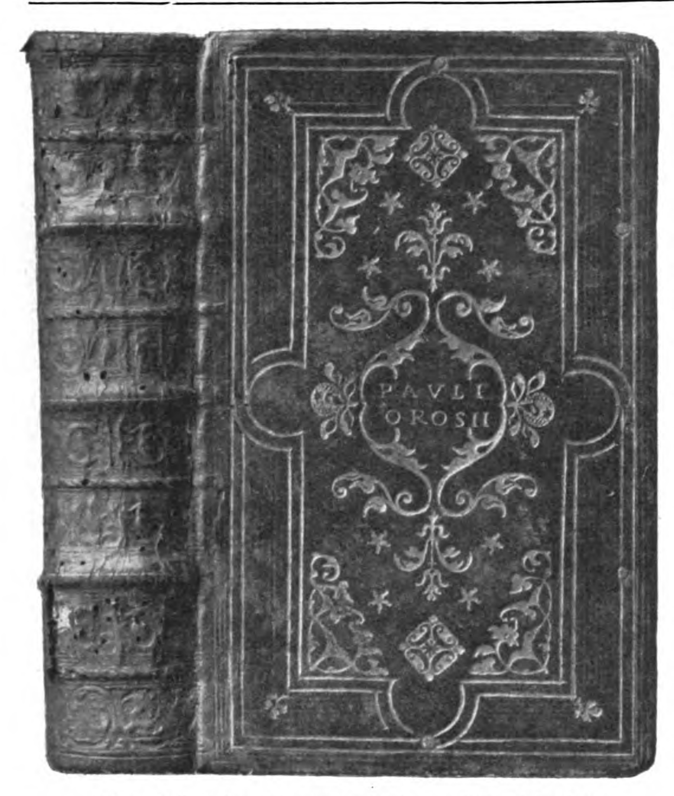


Abb. 3. Italienischer Einband aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts.

Die ganze Gattung dieser Einbände weist eine so ausgesprochene Verwandtschaft auf, daß ich kein Bedenken trage, sie als von einem und demselben Meister ausgegangen anzunehmen, und auf Grund meiner obigen Ausführungen dürfte man sie wohl jetzt mehr als echte und unbestrittene Pariser Einbände aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts zu betrachten wagen. Der vornehme und diskrete Geschmack, wie er sich im ganzen Charakter des Dekors ausspricht, nicht weniger die solide und erstklassige Ausführung der Arbeit überhaupt weist ebenfalls auf Paris hin — Jahrhunderte hindurch das gelobte Land der Bucheinbandkunst, deren Meister, wenn auch manchmal dem Namen nach unbekannt, durch ihre Werke in der ganzen gebildeten Welt bekannt und berühmt geworden sind. Die gleichzeitigen italienischen Buchbinder haben ja gewiß auch Schönes geleistet, aber einen Unterschied gibt es hier doch. Um dies einigermaßen zu belegen, gestatte ich mir auch einen italienischen Bucheinband, ebenfalls aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts und vom Freiherrn Hierta aus Italien erworben (Figur 3), hier wiederzugeben, der ganz interessante Vergleichspunkte mit den beiden französischen darbietet. Er ist aus rotbraunem Maroquin mit Handvergoldung; die Bordüre ziemlich einfach, mit einem halbzirkelförmigen Einschnitt in der Mitte jeder Seite und in den Ecken je ein Blättchen; auch sind einige blindgepreßte Linien darin vorhanden. Das Mittelfeld ist mit stilisiertem Blätterwerke und dergleichen reich verziert. In dem die Mitteldekoration oben und unten abschließenden Ornament erkennen wir dieselbe kleine Blätterspirale wie auf den französischen Einbänden wieder, die aber hier ganz deutlich nicht mit demselben, sondern mit einem weit rauher gearbeiteten Stempel ausgeführt worden ist. Ebenso kehrt der fünfzackige Stern des Pflugeinbandes hier wieder, auch er jedoch mit einem andern Stempel ausgeführt. In der Mitte ist der Verfassernamen des eingebundenen Buches angebracht. Der Rücken hat drei Bünde und außerdem vier falsche Bünde, die Rückenfelder sind mit Blätterornamenten in Blindpressung verziert. Schnitt vergoldet und in Flechtwerkstil ziseliert. Größe: 16,5×9,7 cm. Ein Vorsatzblatt aus Papier. Verschlußbänder sind einmal vorhanden gewesen, zwei Paar auf der Langseite und je ein auf den beiden Querseiten. Der Titel des darin enthaltenen Buches lautet: *Pavli Orosii Presbyteri Hispani . . . . adversvs Paganos . . . . historiarvm libri septem . . . . Coloniæ . . . . anno MDXXXVI.* Im Buche kommt eine handschriftliche Aufzeichnung auf italienisch aus dem Jahre 1579 vor. Daß der Einband italienischen Ursprunges ist, geht mit aller Deutlichkeit aus der Anordnung des Rückens und der Ziselierung des Schnittes mit Flechtwerk hervor, um vom Aussehen und Gepräge des ganzen Dekors usw. nicht zu reden. Der Geschmack des Einbandes verrät eine greifbar nahe Verwandtschaft mit dem der Groliereinbände, weist aber — wie aus dem oben Ausgeführten und einem Vergleich zwischen den beiden Abbildungen genugsam erhellen dürfte — doch etliche Verschiedenheiten davon auf.

Ein nicht unwesentlicher Unterschied liegt auch in der Feinheit der Ausführung, worin die französischen Einbände den italienischen bei weitem übertreffen.

Vielleicht könnte hier die Einwendung erhoben werden, daß Grolier schon während seines Aufenthaltes in Italien sehr wohl Einbände in dem Stil habe für sich ausführen lassen können, den ich jetzt auf Paris und die Mitte des XVI. Jahrhunderts zurückgeführt wissen will. Diese Annahme dürfte auch dadurch bestätigt erscheinen, daß mehrere von den in dieser Stilart eingebundenen Büchern in Italien gedruckt sind und zwar um dieselbe Zeit, da Grolier hier weilte oder noch früher. Näher besehen, ist dies aber doch kein Beweis, und in vielen Fällen umschließen jene Einbände Bücher, die erst in den 1540er Jahren gedruckt sind. Wenig glaubhaft muß es jedoch dabei erscheinen, daß Grolier, dessen Einbände bekanntlich in mehreren verschiedenen Arten der Ausführung gearbeitet wurden, eine so lange Zeitspanne wie annähernd 40 Jahre hindurch jene in einem und demselben, immerfort wiederkehrenden Stil habe ausführen lassen. Außerdem geht aus dem gleichartigen Aussehen der hier fraglichen Einbände noch hervor, daß sie offenbar von demselben Meister und mit denselben Stempeln gearbeitet worden sind. Es sei denn, daß dieser Buchbinder, nachdem er seine Wirksamkeit in Italien angefangen, Grolier nach Frankreich begleitet und dort, mit aus der Heimat mitgebrachten Werkzeugen, die Arbeit für ihn fortgesetzt haben sollte. Wenn auch an sich nicht undenkbar, erscheint eine solche Annahme doch wenig wahrscheinlich, weil daraus dann wohl zu folgern wäre, daß auch andere solche Einbände von ihm, wie der hier beschriebene Pflugband aus Paris, in Italien vorkommen würden. Daß aber irgendwelche Exemplare dieser Art wirklich in Italien existieren sollten, habe ich wenigstens nie in Erfahrung bringen können, und übrigens sind ja — wie ich oben nachgewiesen zu haben glaube — die Einbände dieses Meisters von einem ausgesprochenen französischen, keineswegs aber von italienischem Sondergeschmack.

Hiermit sei meine Untersuchung bezüglich der Provenienz der oben erörterten Einbände, wenigstens für dieses Mal, zu Ende geführt, und ihr Zweck wird reichlich erfüllt sein, wenn mir dadurch gelungen sein sollte, einen neuen Beitrag zur Klärung der in manchem noch so dunklen Entstehungsgeschichte der Groliereinbände zu liefern.

Die Einführung der Lithographie in Italien.

Von

Kustos Dr. Walter Gräff in München.

Mit vier Abbildungen.

Uns schnellebige Menschen des XX. Jahrhunderts, für die Entfernungen fast gar nicht mehr in Betracht zu kommen scheinen, die heute schon gedruckt lesen können, was gestern auf der andern Hemisphäre sich ereignet hat, die die neueste Erfindung aus fernsten Landen in einigen Wochen zu Hause anstaunen können, uns berührt es ganz eigentümlich, wenn wir bedenken, welch lange Zeit in früheren Jahrhunderten manche Erfindungen gebraucht haben, ehe sie zum Gemeingut der Kulturwelt geworden sind. So sind jetzt knapp mehr als hundert Jahre verflossen, seit der Steindruck erfunden worden ist, der etwa zwanzig Jahre lang um seine Anerkennung zu kämpfen hatte, was damals übrigens durchaus nicht für besonders lange gehalten wurde.

Seiner Verbreitung standen im allgemeinen die unruhigen Zeitläufte und vor allem die mit Geheimniskrämerei verbundenen Privilegien — wahre Privilegia odiosa — entgegen. Die Andréschen Niederlassungen in London und Paris fristeten im ersten Jahrzehnt nur ein kümmer-



liches Dasein und noch schlimmer erging es den Anstalten von Senefelder in Wien und Reuter in Berlin, um nur die bedeutendsten zu nennen. Erst nach den Befreiungskriegen trat allgemein eine Wendung zum Besseren ein.[1]

Frühzeitig gelangte die Lithographie auch nach Italien. Ihr Schicksal war das Gleiche, wie fast überall: Es wurden Patente genommen, Anstalten eingerichtet, und als dann deren Leistungen den Erwartungen nicht entsprachen, führten sie noch einige Zeit ein Scheinleben, gleichsam unter dem Ausschluß der Öffentlichkeit, bis endlich im zweiten Jahrzehnt oder gar noch später die Männer kamen, die die nötigen technischen Kenntnisse und auch Unternehmungsgeist genug besaßen, um sich und das Verfahren durchzusetzen. Während aber in England und Frankreich die starke Zentralisation nach der Hauptstadt eine dort eingeführte neue Erfindung dem ganzen Lande leicht zugänglich machte, fehlte diese Einheit in Italien ebenso, wie in Deutschland. Darum hatte in jener Zeit eine Anstalt in Rom für die Halbinsel eine viel geringere Bedeutung, als etwa eine Pariser in Frankreich, und in Rom konnte eine Anstalt florieren, ohne daß Neapel oder Turin überhaupt davon berührt worden wären.

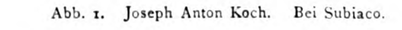
Zum ersten Male tritt der Steindruck in Italien auf im Jahre 1805, unter der Ägide von jungen Münchner Künstlern.[2] Es waren dies Andreas Dall'Armi und sein Bruder Johann (Giovanni), Söhne eines Münchner Bankiers, und Raphael Winter. Die treibende künstlerische Kraft scheint anfangs Andreas Dall'Armi gewesen zu sein. Er hatte bei dem Inspektor der Königlichen Gemäldegalerie in München, Georg Dillis, und dem Landschaftsmaler Simon Warnberger Unterricht in der Zeichen- und Malkunst gehabt, war dann zu seiner weiteren Ausbildung in Paris gewesen. Die Lithographie hatte er wahrscheinlich durch seinen Lehrer Warnberger, der selbst für die Anstalt bei der männlichen Feiertagsschule in München tätig war, kennen gelernt. In Rom wollte er sich unter Leitung des berühmten Joseph Anton Koch weiter zum Landschaftsmaler ausbilden. Die Anstalt in Rom wurde von Johann Dall'Armi begründet, wie uns dieser in seinen „Cenni sulla Litographia" mitteilt, die ich leider nicht einsehen konnte, die aber Amati in seinen „Ricerche" häufig zitiert. Er nimmt darin für sich das Recht in Anspruch, Einführer und Verbreiter der Lithographie in Italien seit 1805 zu sein. Raphael Winter (Wintter), ein ebenfalls mit dem Verfahren vertrauter junger Mann, ein Schüler Mettenleiters, hatte sich ihnen angeschlossen. Lange scheint dieser aber nicht in Rom geblieben zu sein, denn in den folgenden Jahren finden wir ihn häufig als Zeichner bei der Feiertagsschule in München wieder, wo er allerlei Getier für den Anschauungsunterricht lithographierte. Zeichenmaterial, Steine und eine Presse hatten sie von München mitgebracht. In Venedig und Mailand hielten sie sich auf, aber es kam dort nicht zur Gründung von Anstalten, jedoch führten sie wohl ihr neues Verfahren praktisch vor.

Von Arbeiten aus der frühesten Zeit dieser römischen Anstalt ist leider sehr wenig erhalten. Die beiden einzigen Blätter befinden sich in der Ferchlschen Inkunabelsammlung der

[1] Die benutzten Quellen sind: Don Giacinto Amati: „Ricerche storico-critico-scientifiche sulle origini, scoperte, invenzioni e perfezionamenti fatti nelle lettere nelle arti e nelle scienze". Milano, Pirotta. 1828. Das fünfte Kapitel, Seite 263—281 gibt eine Geschichte der Lithographie. Als seine Hauptquelle nennt der Verfasser auf Seite 263: Giovanni Dallarmi, „Cenni sulla Litografia", Roma, Nov. 1826. Leider konnte ich auf keine Weise ein Exemplar dieses Buchs oder der Broschüre auffinden, so daß es mir nicht möglich gewesen ist, auf die Hauptquelle zurückzugehen, was um so bedauerlicher ist, als Dall'Armi ja der Gründer der ersten Steindruckerei in Italien gewesen ist. — Franz Maria Ferchl: „Geschichte der Errichtung der ersten Lithographischen Kunstanstalt bei der Feiertagsschule für Künstler und Techniker in München". München 1862. Eine kürzere erste Auflage erschien 1856 bei Montmorillon, sie war ein Sonderabdruck aus dem „Oberbayrischen Archiv für vaterländische Geschichte, herausgegeben von dem historischen Verein von und für Oberbayern", Band XVI. 2. Heft. München 1856. — Aloys Senefelder: „Vollständiges Lehrbuch der Steindruckerei". München 1818. — Walter Gräff: „Die Einführung der Lithographie in Frankreich". Heidelberg 1906. — Camillo Doyen: „Trattato di Litografia". Torino 1877. — Einzelne Bemerkungen finden sich im: „Morgenblatt für gebildete Stände", Cotta in Stuttgart 1807. — „Annuaire de l'industrie française par Sonnini et Thiébault de Berneaud". 1811—12. — G. P. (Gabriel Peignot): „Essai historique sur la Lithographie". Paris 1819. — „Bulletins de la société d'encouragement de l'industrie nationale." Sie erschienen seit 1801 in Paris.

[2] Gabriel Peignot setzt die Gründung der römischen Anstalt irrtümlich in das Jahr 1807 statt 1805; er schreibt statt „Dall'Armi": „Dalarmé".





München, K. graphische Sammlung. Abb. 1. Joseph Anton Koch. Bei Subiaco. Verzeichnis Nr. 1.

Lithographie in der Königlichen Graphischen Sammlung in München.[1] Die erste ist eine große Landschaft mit einer Ansicht des Klosters Subiaco, die von dem Lehrer Andrea Dall'Armis, Joseph Anton Koch, gezeichnet wurde (Ferchl, S. 50). Winter und Dall'Armi machten nur einige wenige Abdrücke davon, die aber verworfen wurden. Selbst Dall'Armi bewahrte keinen davon auf; das Exemplar der Sammlung Ferchl wurde diesem von dem Münchner Landschaftsmaler Heinrich Adam zum Geschenk gemacht. Als Druck ist es nicht tadellos und auch technisch noch recht unvollkommen, aber nach seiner künstlerischen Seite hin ist es in der Art, wie die Landschaft architektonisch aufgebaut und die Staffage hineingesetzt ist, für den Meister sehr bezeichnend; es ist ein „echter Koch". (Abb. 1.)

Das zweite Blatt, von Ferchl in seinem Buche nicht besprochen, aber ebenfalls in seiner Sammlung befindlich, ist nach der Aufschrift des Sammlers von Andreas Dall'Armi gezeichnet. Es stellt eine kleine Landschaft aus der römischen Campagna dar, mit einer durch einen Turm befestigten Brücke, wahrscheinlich den Ponte Nomentano an der Via Nomentana. Die kleine Zeichnung ist künstlerisch so gut wie wertlos und der Druck höchst unvollkommen. Das einzig bedeutsame dieses Probedrucks ist, daß er ein Unikum aus jener frühen Periode ist, etwa gleichzeitig mit dem Kochschen Versuch. Im Zusammenhang mit dieser Darstellung hat die Nachricht im Cottaschen „Morgenblatt für gebildete Stände" vom 15. Oktober 1807 eine gewisse Bedeutung, daß man in jener Zeit in Rom an einem Werke in Steindruck über die Via Appia gearbeitet habe. Ob diese Blätter in der Tat ausgeführt worden sind, habe ich nicht erfahren können, ebensowenig sind mir jemals dahin gehörige Drucke zu Gesicht gekommen. Wenn aber die Absicht bestanden haben sollte, die Blätter in der Art des Ponte Nomentano auszuführen, dann war es weise, ein solches Unternehmen gleich einschlafen zu lassen, denn mit so minderwertigen Abbildungen war den kräftigen Radierungen eines Piranesi oder auch denen eines Pinelli gegenüber keine Ehre einzulegen.

Einige Jahre später gelangten Münchner Lithographien nach Rom. Hierüber fand ich eine interessante Nachricht in den Briefen des Malers und Dichters Friedrich Müller aus Rom an den Münchner Zentralgemäldegaleriedirektor Christian von Mannlich, die sich in dem Archiv der Alten Pinakothek in München befinden. Müller schreibt am 20. Jenner 1811 an Mannlich: „Von dem Herrn Vincenz Camuccini habe ich vernom̄en, daß unser Königl. Kronprinz Ehren Mitglied von der Academie von San Luca geworden sey, und daß S. Königl. Hoheit ein Geschenk von allen Abdrucken der Werken welche bisher in München in Stein geätzt worden, dagegen gemacht habe."

Nachrichten über die römische Anstalt sind sehr spärlich zu finden. In dem „Annuaire de l'industrie Française" von 1811 heißt es in dem Artikel „Gravure sur pierre": „J'ai vu à Rome décalquer lithographiquement des dessins coloriés, des miniatures etc." Eine rege Tätigkeit hat die Anstalt jedenfalls niemals entfaltet und im Jahre 1812 war der Steindruck in Rom der Vergessenheit anheimgefallen, denn Gabriel Peignot, der bekannte französische Bibliophile, berichtet uns in seinem „Essai historique sur la lithographie" (S. 19, Anm. 1): „ . . . . M. Millin, qui en 1812 et 1813 était à Rome et y a vu beaucoup d'artistes et de savans, n'a point entendu parler de Lithographie et n'y a vu aucun essai."

Erst mit dem Beginn der zwanziger Jahre taucht Dall'Armis Name wieder auf. Oder sollten die von Loys Delteil zuerst insgesamt publizierten Lithographien von Ingres, datirt „Roma 1815" hier entstanden sein? (Loys Delteil, Le peintre graveur illustré. Tome troisième, Ingres & Delacroix. Paris 1908). Das Datum der Bezeichnung deutet darauf hin, auch zeigen sie

[1] Die Ferchlsche Sammlung von Incunabeldrucken der Lithographie war seinerzeit von der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften angekauft worden und befand sich längere Jahre in der K. B. Hof- und Staatsbibliothek in München, wo sie nur sehr schwer benutzbar war. Im Jahre 1906 trat insofern eine Wandlung ein, als die Einzelblätter der Sammlung an die K. B. Graphische Sammlung (Kupferstichkabinet) abgegeben wurden, während gebundene Werke, Blätterserien und Musiknoten in der Bibliothek verblieben. Auf diese Weise ist die Benutzbarkeit gebessert worden, leider aber die wertvolle Sammlung etwas bureaukratisch auseinandergerissen worden. Jedenfalls ist jetzt nach der Vereinigung der Ferchlschen Sammlung mit ihren eigenen Beständen die Graphische Sammlung in München die an süddeutschen Inkunabeln reichste öffentliche Sammlung in Deutschland.



künstlerisch absolut die Handschrift des großen Malers. Immerhin aber wäre nicht ausgeschlossen, daß wir es mit Lithographien nach Zeichnungen des Meisters zu tun hätten. Und dafür spräche der Umstand, daß vier der Blätter die Adresse tragen: „C. Hullmandel's Lithography". Diese Anstalt wurde 1818 begründet und noch später sind die Zeichnungen gedruckt worden, wie aus dem Umstand hervorgeht, daß bei einem Porträt das Todesdatum des Dargestellten, 2. Oktober 1819, beigedruckt ist. Nun kann ja die Sache auch so liegen, daß Ingres in der Tat in Rom selbst mit dort vorhandenem Material die Porträts auf Stein gezeichnet hat und daß die Dargestellten bei ihrer Rückkehr nach England diese mitgenommen haben, um sie dort bei Hullmandel drucken zu lassen. Jedenfalls ist nicht zu leugnen, daß die Blätter, soweit die Reproduktionen (a. a. O.) ein Urteil zulassen, künstlerisch sehr hochstehen und nicht eigentlich an ein Faksimile von anderer Hand denken lassen. Dagegen führt Delteil unter Nr. 6 eine Wiederholung des Porträts von Frederic Sylvester Douglas auf, das augenscheinlich den Eindruck einer späteren Kopie macht, und zwar könnte es dem Strich und der etwas spritzigen Art der Stiftführung nach recht wohl von Achille Devéria gemacht sein; doch soll dies nur ein Vorschlag sein; an Hand der Reproduktion allein ist eine sichere Entscheidung nicht zu fällen.

Ingres hielt sich von 1806 bis 1820, die ersten Jahre als Romschüler in der Villa Medici, dann als frei schaffender Künstler in Rom auf. Während der Jahre 1815—18 hatte er mit mancherlei pekuniären Schwierigkeiten zu kämpfen, und um des Verdienstes willen zeichnete er in dieser Epoche eine große Reihe von Porträts von Engländern, Franzosen und Leuten aus aller Herren Ländern, die sich in Rom zusammengefunden hatten. Sein erster Auftrag war ein Porträt des Lord North, den er so zur Zufriedenheit seiner Freunde zeichnete, daß dieser die ganze englische Kolonie zu Ingres hinzog. (Vgl. H. Lapauze, Ingres, sa vie et son œuvre. Paris 1911, S. 173ff.). Damals entstanden wahrscheinlich die erwähnten Lithographien. Sie stellen dar:

1. Sylvester (Douglas) Lord Glenbervie.
2. Katherine Anne (North) Lady Glenbervie. Kopf fast en face, 180/170 cm.
3. Frederic (North) Earl of Guildford. Delteil Nr. 5.
4. Frederic Sylvester Douglas.
5. Ein unbezeichnetes Porträt eines unbekannten Herrn.

Die Zuschreibung des letzten Blattes an Ingres scheint aus künstlerischen und technischen Gründen gerechtfertigt zu sein.

Größere Bedeutung als in Rom hatte der Steindruck in jener Zeit in Mailand erlangt. Dort waren die ersten Versuche im Jahre 1807 gemacht worden. Ein Tiroler, namens Wertz hatte eine Anstalt eingerichtet. Der Besitzer scheint aber wenig von seinem Geschäft verstanden zu haben und hat wohl das Technische, also den Hauptteil, seinem Drucker Grünewald überlassen. Dieser war Gehilfe bei Senefelder in Wien gewesen, war aber von dort im Jahre 1804 weggegangen, um in Leipzig eine Anstalt für Breitkopf & Härtel einzurichten (Senefelder Lehrbuch, Seite 100 und 114 Anm.). Dieselbe Aufgabe sollte er hier in Mailand lösen, aber er war ihr nicht gewachsen. Das rein handwerkliche der Erfindung scheint er nicht in genügendem Maße beherrscht zu haben. Er brachte ein Verfahren mit, das dem in Wien ausgeübten ähnlich war und nur eine beschränkte Anzahl guter Drucke zuließ. Marcel de Serres meint in den „Annales de Chimie" (Bd. 72 vom November 1809) der Grund hiefür sei die Qualität der Steine gewesen: man verwandte in Mailand einen bei Verona gewonnenen Kalkstein.

Hier ist noch mehr zu bedauern, als bei der römischen Anstalt, daß wir so wenig Wiegendrucke kennen, denn höchstwahrscheinlich waren darunter eine Reihe von künstlerisch wertvollen Blättern. Nach Amati haben Appiani, der berühmte Mailänder Historienmaler, Bossi, der Sekretär der Malerakademie der Brera und der Kupferstecher Longhi[1] Zeichnungen auf den

[1] Besonderes Interesse hätten jedenfalls die Blätter von Giuseppe Longhi beansprucht, schon allein, um zu sehen, wie ein so gediegener Linienstecher und ausgezeichneter Radierer und Kaltnadelarbeiter wie er sich mit dem neuen Verfahren abgefunden hat; den Wunsch, dies zu sehen, hatte 1809 schon Aloys Schreiber in seinem Lehrbuch der Ästhetik (Seite 200) ausgesprochen: „ . . . . es käme darauf an, welche Vorteile ein Müller oder ein *Longhi* daraus (aus der Lithographie) ziehen könnte."





München, K. graphische Sammlung. Abb. 2. Unbekannter Künstler. Bildnis des Buchdruckers Bodoni aus Parma. Verzeichnis Nr. 3.

Stein gemacht, die aber infolge der ungenügenden technischen Ausbildung der Drucker nur recht mangelhafte Abdrücke ergaben. Von diesen verlohnte es sich natürlich nicht eine größere Auflage zu drucken und auch diejenigen Sammler, welche einen Abzug besaßen, warfen ihn in der Folge achtlos bei Seite. So kam es, daß Amati schon im Jahre 1828 nur mehr wenige frühe Blätter zu Gesicht bekommen hatte; wieviele mögen davon heute noch vorhanden sein? In der Ambrosiana haben sich bei der Neuordnung vor einigen Jahren keine frühen Lithographien vorgefunden, möglich bleibt aber immerhin, daß in einer Bibliothek oder einer Privatsammlung bei Gelegenheit noch eines oder das andere Stück auftaucht.

Mit großer Wahrscheinlichkeit dürfte ein 1807 oder bald darauf entstandenes Porträt des berühmten Buchdruckers Bodoni von Parma aus dieser Anstalt hervorgegangen sein (Sammlung Ferchl). Es ist eine gute, flotte Kreideskizze, sehr einfach in der Ausführung, aber doch von charakteristischer Mache, im Druck jedoch ungleichmäßig. (Abb. 2.)

Wir können recht wohl annehmen, daß Bodoni von Parma aus die Mailänder Anstalt besucht hat, um selbst den Wert der neuen Druckgattung zu erproben, bei welcher Gelegenheit dies Bildnis entstanden sein mag.

Ein anderes interessantes Mailänder Blatt birgt ebenfalls die Ferchlsche Sammlung. Es ist ein Soldatenstück von dem bekannten Münchner Pferdemaler Albrecht Adam. Dieser war damals vom Vizekönig von Italien Eugen Beauharnais, dem Schwiegersohn des Königs Max Joseph von Bayern, der in Mailand residierte, zum Hofmaler ernannt worden; er hielt sich mit Unterbrechungen von Herbst 1809 bis zum russischen Feldzug im Frühjahr 1812 in Mailand auf, wo er sich 1811 verheiratete.[1] In diesem Jahre entstand die Steinzeichnung des „aufsitzenden Kavalleristen". Als Druck ist das Blatt recht mittelmäßig und auch künstlerisch steht es nicht auf der Höhe der übrigen Leistungen des feinen Zeichners. (Abb. 3.)

An dieser Stelle wäre wohl eines Versuchs des oben schon kurz erwähnten Bossi zu gedenken, den er in Mailand im Jahre 1813 machte. Es ist die gute lithographierte Kopie einer Handzeichnung, einer Pietà, die man früher — zu Bossis Zeit — dem Mantegna, dem sie stilistisch nahe steht, jetzt aber allgemein und mit Recht dem Giambellino zugeschrieben hat.

Ich konnte bis jetzt nicht feststellen, ob die Zeichnungen von Adam und Bossi noch in der Anstalt von Wertz gedruckt worden sind oder ob dieser schon damals seine Druckerei aufgegeben hatte. Nach Ferchls Aussagen (S. 60) sollte man allerdings das erstere annehmen. Das Schicksal dieses Unternehmens war jedenfalls das gewöhnliche: Der pekuniäre Erfolg entsprach den geringen Leistungen, der Besitzer konnte daher froh sein, wenn er durch den Verkauf des Geheimnisses an Interessenten und Neugierige noch einigermaßen auf seine Kosten kam. Dann verließ er Mailand, um sein Glück anderwärts zu suchen; das unmündige Kind „Lithographie" vertraute er unerfahrenen Leuten an, denen die Praxis fehlte und denen selbst die Theorie nur mangelhaft bekannt war. Das Material der Anstalt an Steinen, Pressen usw. fand Unterkunft im Kriegsministerium des Königreichs Italien, wo man es in der Folge noch gelegentlich zum Druck von Zirkularen verwendete; nach dem Sturze Napoleons gelangte es endlich in die k. und k. Druckerei in Mailand, um ähnlichen Zwecken zu dienen.

Ein dauernder Erfolg war also bis zum Ende der Napoleonischen Herrschaft in Italien nicht zu verzeichnen gewesen. Von neuem regte sich das Interesse an der Sache in Mailand, als um 1816/17 von Paris und London her gute Steindrucke nach der Lombardei gelangten, Blätter, die geeignet waren, die Vorzüge des Verfahrens in helles Licht zu setzen. Nun versuchten sich einige Mailänder Künstler an dem Material der Druckerei, das man ihnen hierfür zur Verfügung gestellt hatte: doch es war — infolge mangelnder Erfahrung — nur ein Mißerfolg mehr. Wenige haben ihre Erzeugnisse gesehen, kaum ein Blatt wurde verkauft.

Eine neue Epoche beginnt im Jahre 1818, als der bekannte Musikverleger Ricordi sich des Verfahrens annahm. Zwar hatte er wenig Erfolge, solange er den Steindruck lediglich zum Ersatz für den Notenstich heranzog, denn diese Versuche kosteten ihn auf die Dauer mehr, als dabei herauskam. Doch er ging dann mit besseren Resultaten zum Kunstfach über. Von den bei ihm erschienenen Zeichnungen macht uns Amati mehrere namhaft, die aber wohl alle aus den 20er Jahren stammen. „La Stuarda" von Hayez in gr.-fol.[2], und „Francesca da Rimini" vom römischen Künstler Paris. Ferner erschienen bei ihm Landschaften, Porträts von berühmten Tänzerinnen, Sängern und Schauspielern, Szenenbilder aus Opern (Le principali

[1] Vergleiche Albrecht Adams Buch: Aus dem Leben eines Schlachtenmalers. Herausgegeben von Holland. Stuttgart 1886. 8°.

[2] Aus dieser Zeit mag auch ein Porträt, angeblich des Malers Hayez herrühren, das in der Sammlung des Verfassers sich befindet. Es trägt technisch, obwohl gut gedruckt, doch durch seine ungemein rauhe Körnung noch Incunabelcharakter. Der Dargestellte mag sich etwa in der Mitte der zwanziger befinden. Hayez war 1791 geboren.





München, K. graphische Sammlung. Abb. 3. Albrecht Adam. Aufgesessen. Verzeichnis Nr. 7.

Scene del Sanquirico) usw., lauter Blätter, die wegen ihrer volkstümlichen Darstellungen geeignet waren, zur Verbreitung des Steindrucks wesentlich beizutragen.

Den größten Einfluß schreibt Amati dem Eintreten des Kupferstechers Vallardi zu, dem Besitzer der damals bedeutendsten Kupferstichhandlung in Mailand. Von späteren Anstalten nennt unser Gewährsmann die von Elena und von Vasselli. Besonders letztere habe alle Erwartungen übertroffen. Bei ihm erschienen Zeichnungen von Hayez, Roberto Foccosi, Giuseppe Bisi und Ticozzi. Ich führe diese Werke, als nicht mehr der Incunabelepoche angehörig, nicht im Einzelnen auf.

In andern Städten blühten im dritten Jahrzehnt Anstalten, unter denen die bedeutendste die von Felice Festa in Turin war. Weitere finden wir in Florenz und Neapel. Über die letztere lesen wir 1819 im „Moniteur universel" (vom November 1819, S. 1359), daß Patrelli in Neapel die Lithographie zum Notendruck verwandte. — In Siena bestand, wie aus einem datierten Blatte vom Jahre 1820 hervorgeht, eine Steindruckerei von Gagnoni. (Verzeichnis Nr. 14.)

In Rom finden wir die Anstalt von Dall'Armi wieder, aus der in den zwanziger Jahren sehr interessante und künstlerisch bedeutende Zeichnungen von dem holländischen Maler Hendrik Voogd und seinem Schüler, dem Conte Ascanio di Brazza, von letzterem italienische Ansichten und eine Darstellung des Brandes von S. Paolo fuori le mura, hervorgingen.

Außer den erwähnten Blättern, denen sich wohl im Laufe der Zeit noch manches weitere Blatt anschließen mag, möchte ich hier ein paar Versuche erwähnen, die ein in jener Zeit wohlbekannter und geschätzter Künstler bei Senefelder in München gemacht hat, Vincenzo Camuccini. Dieser war nach Ferchls Angabe (S. 60), die ich auch in Müllers Briefen bestätigt finde, im Jahre 1810 in München gewesen, wo er mit Mannlich die Galerien zu München und Schleißheim studierte. Mannlich war es auch jedenfalls, der ihn auf die Lithographie aufmerksam machte und der ihn zu Senefelder führte. Dort hat er zwei Kompositionen, „ein Dioskurenopfer" (Abb. 4) und eine „heilige Familie" auf Stein gezeichnet. In den Kompositionen zeigt sich der Empirekünstler durch eine gewisse Kälte, immerhin gehören sie ihrem künstlerischen Wert nach zu den erfreulicheren Erzeugnissen jener Zeit. In der Technik sind sie einfach und im Druck wohl gelungen, wenn auch nicht alle Exemplare gleichmäßig gut geraten sind. Daß Camuccini auch nach seiner Rückkehr nach Rom den Steindruck nicht aus den Augen verloren hat, beweist eine Stelle aus einem Briefe des Malers Müller an Mannlich. Es heißt dort am 23. November 1810: „Heute früh noch unterhielt ich mich auch einige Augenblicke mit dem H. Vincenz Camuccini, der immer mit dem lautesten Entusiasmus von der Königl. Galerie von München spricht . . . . da er hörte daß ich im Begriffe sey so eben Hochdenselben zu schreiben, so trug er mir nebst vielen Grüssen auf Dieselbe zu versichern, daß er nächstens die bewußte Zeichnungen zum ätzen auf Stein nach München absenden . . . . werde".

Verzeichnis der dem Verfasser bekannten italienischen Inkunabeln der Lithographie.

(Die Maße der nicht durch Einfassungslinien begrenzten Blätter entsprechen den Seiten des Rechtecks, das sich so um die aufrechte Darstellung legen läßt, daß die Seiten die äußersten Punkte der Darstellung gerade berühren.)

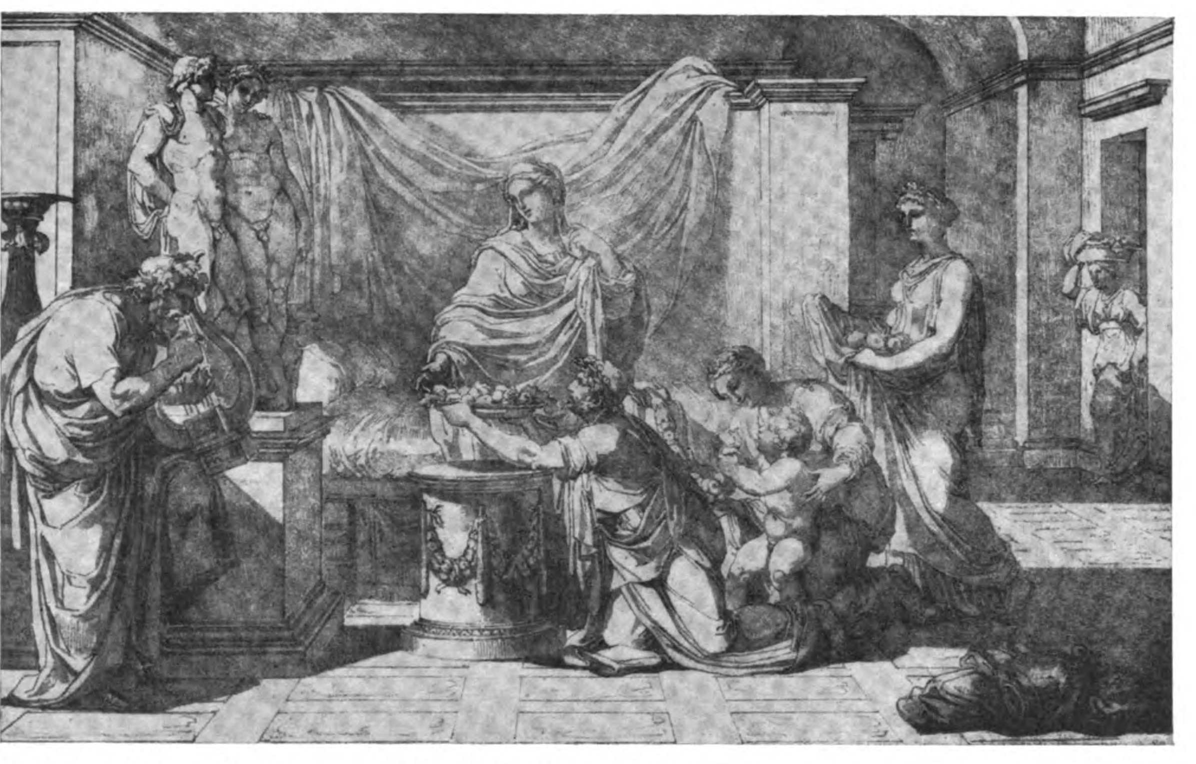
1. *Koch*, Joseph Anton. Rom 1805. — Das Sabinergebirg mit einem der Klöster bei *Subiaco* im Vordergrund. — Bez.: ɐɯoᴚ uı ɥɔoʞ. Hoch 292 mm, breit 411 mm. — Kreide, grobes Korn. — Slg. Ferchl. Unikum. — Litt.: Ferchl. S. 50/51.

2. *Dall'Armi*, Andrea. Rom 1805. — Die *Nomentanische Brücke* in der Campagna bei Rom, mit einem Turme befestigt. Auf der Rückseite des Blattes Spuren eines anderen Versuchs. Hoch 555 mm, breit 880 mm. — Kreide, roh in Körnung und Druck. — Slg. Ferchl. Unikum.

3. *Unbekannter* Lithograph. Mailand um 1807. — Bildnis des berühmten Buchdruckers Giovanni Battista *Bodoni* aus Parma; Brustbild nach rechts im Profil. — Bez.: I. B. BODONI unten in der Darstellung. Hoch 126 mm, breit 120 mm. — Kreide, grau. — Wasserzeichen: 1807 — Slg. Ferchl. — Es gibt zwei États dieses Blattes, der erste hat die Unterschrift in Antiqua, der zweite ist bezeichnet I: B: Bodoni in geschriebener lateinischer Cursive.

4. *Camuccini*, Vincenzo. München 1810. — Ein *Dioskurenopfer*. Vor dem Standbild der Götter bringt eine Familie ein Opfer von Früchten dar. Links ein Harfner, rechts Dienerinnen mit Gaben. — Bez.: (schwer





München, K. graphische Sammlung. Abb. 4. Vincenzo Camuccini. Ein Dioskurenopfer. Verzeichnis Nr. 4.

lesbar) „V. Camuccini fecit", dazu hat Ferchl mit Bleistift bemerkt: „V. Camuccini 1810". Hoch 210 mm, breit 339 mm. — Kreide, ungleichmäßiger Druck. — Slg. Ferchl. — Die Platte wurde wahrscheinlich später ausgebessert und dann mit einer Tonplatte neu abgedruckt. Die ersten Drucke sind ohne Tonplatte. — Litt.: Ferchl. S. 27 und 60.

5. *Camuccini*, Vincenzo. München 1810. — *Die heilige Familie.* Die Madonna sitzt auf einem Steine und hält das Kind eng umschlungen auf ihrem Schoß. Links rückwärts der heilige Joseph lesend. — 1. État: vor der Schrift; 2. État links unten bezeichnet „Camuccini inv. del."; dazu hat Ferchl mit Bleistift bemerkt: „in München 1810". Hoch 202 mm, breit 148 mm. — Kreide. — Slg. Ferchl. — Nach einer handschriftlichen Bemerkung Ferchls schrieb *Senefelder* den Namen des Künstlers darunter, der nicht verkehrt zu schreiben verstand.

6. *Massai*, Pietro. about 1810. — Romagna, environs of Firenzuola. — Bez: Pietro Massai, diso litografia Salucci. — Shows the characteristic of all early lithographs, a silvery gray tone. — (Zitiert nach dem Katalog der Ausstellung von Lithographien im Grolier Club in New York 1896. Nr. 10.) Dem Verfasser unbekannt.

7. *Adam*, Albrecht. Mailand 1811. — *Aufgesessen!* Ein Kavallerist im Begriff sein Pferd zu besteigen; er hat den Fuß im Bügel und faßt das Pferd in die Mähne. (Er trägt den Säbel rechts und sitzt von rechts auf! vgl. den Kosaken des Generals Lejeune.) Rückwärts sprengen drei andere Reiter mit gezogenen Säbeln. — Bezeichnet in der Ecke links unten: „Adam invenit a Milano". Hoch 120 mm, breit 170 mm. — Kreide. — Slg. Ferchl. — Litt.: Ferchl. S. 60, Abb. daselbst auf Tafel IV. Nagler, Künstlerlexikon, Bd. I, S. 16.

8. *Bossi*[1], Giovanni. Mailand 1813. Kopie einer Handzeichnung von *Giovanni Bellini: Pietà*, der tote Christus wird von zwei Frauen gehalten. Im Hintergrunde Johannes. — Bez.: „All' Ego Cave. De Lazara Ammiratore del gran Mantegna G. Bossi consacra questi pochi Segni di quell' insigne Maestro. Milo. 12. Ap le 1813". — Hoch etwa 128 mm, breit etwa 96 mm. — Federzeichnung. — Venedig, Slg. Querini-Stampaglia, Zimmer VIII.

9. *Ingres*, Jean Auguste Dominique. Rom 1815. — Porträt des *Lord Glenbervie.* Halbfigur nach links, auf einem Stuhl sitzend, den Kopf fast im Profil. — Schrift: „Sylvester (Douglas) Lord Glenbervie . . . C. Hullmandels Lithography". Bezeichnet links: „Ingres Rome 1815." — Unikum, British Museum, London. — Litt.: Delteil Nr. 2.

10. *Ingres*, Jean Auguste Dominique. Rom 1815. — Porträt der *Lady Glenbervie.* Gegenstück zum vorigen, nach rechts gewandt, Kopf fast geradeaus. — Schrift: „Katherine Anne (North) Lady Glenbervie . . ." Mit Hullmandels Adresse. Bezeichnet rechts: „Ingres Rome 1815." — Exemplare im British Museum und in der Bibliothèque Nationale in Paris. — Litt.: Delteil Nr. 3.

11. *Ingres*, Jean Auguste Dominique. Rom 1815. — Porträt des *Earl of Guildford*, Halbfigur nach rechts, der Kopf fast geradeaus. — Schrift: „Frederic (North) Earl of Guildford . . ." Mit Hullmandels Adresse. Bezeichnet rechts: „Ingres Rome 1815." — Unikum im British Museum. — Litt.: Delteil Nr. 4.

12. *Ingres*, Jean Auguste Dominique. Rom 1815. — Porträt des *Frederic Sylvester Douglas.* Halbfigur fast ganz nach vorn, Kopf leicht nach rechts. — Schrift: „The Houble Frederic . . ." Mit Hullmandels Adresse. Bezeichnet rechts: „Ingres Rome 1815." — Unikum im British Museum. — Litt.: Delteil Nr. 5.

13. *Ingres*, Jean Auguste Dominique. Wahrscheinlich Rom 1815. — *Porträt* eines Unbekannten, leicht nach links gewandt. „Ohne Schrift und Adresse." Unbezeichnet. — 3 Exemplare bekannt. — Litt.: Delteil Nr. 7.

14. *Orr*, T. (?) Siena[2] (?) 1820. — *Die Köchin* nach *Gerard Dou*; sie steht am Fenster und scheuert Geschirr. — Bezeichnet links: „G. Dauw pin.", in der Mitte: „T. Orr del.", rechts: „Imp. Lith. Gagnoni. 1820." Hoch 196 mm, breit 168 mm. — Kreide, tonig. — Privatbesitz in München.

[1] Bossi war damals Sekretär der Akademie in Mailand. Unter den von ihm erworbenen Handzeichnungen befand sich außer unserem, damals Mantegna genannten Blatte, unter andern das sogenannte Raffaelische Skizzenbuch. Bossi starb 1815 und 1822 gelangte seine berühmte Sammlung um den Preis von 28000 Lire an die Akademie zu Venedig. Die Handzeichnung ist dort als Nr. 115 ausgestellt. Vgl. den Katalog der Akademie (Deutsche Ausgabe von 1904, Seite 248). Sie ist photographiert von Alinari Nr. 1065, Auderson Nr. 1588, Brusa Nr. 29 und abgebildet bei Gronau, die Künstlerfamilie Bellini, Abbildung 49, Seite 65.

[2] Die Bestimmung auf Siena erfolgte auf Grund einer alten Notiz auf der Rückseite des Blattes: „Litografia fatta a Siena, 1820." Das Blatt wurde übrigens auch in dieser Stadt erworben.



Oper und Musik in Dresden und Wien im Jahre 1820.

Berichte eines Zeitgenossen

mitgeteilt von

Stadtarchivar Prof. Dr. Heinrich Mack in Braunschweig.

Im Jahrgange 1880 der „Neuen Zeitschrift für Musik“[1] erschien ein längerer sehr anziehender Aufsatz F. Gustav Jansens „Briefwechsel Beethovens und Schumanns mit Kapellmeister G. Wiedebein“.[2] Durch diesen Aufsatz wurde die Erinnerung an einen Mann wachgerufen, der bei seinen Lebzeiten als Kapellmeister und Komponist einen wohlverdienten, weitverbreiteten Ruf genossen hatte. 1779 in Eilenstedt in der Nähe von Halberstadt geboren, ward *Gottlob Wiedebein* 1805 Kantor an der Brüdernkirche in Braunschweig, 1817 Kapellmeister des dortigen Nationaltheaters und 1826 des neu gegründeten Hoftheaters, nachdem er schon 1824 förmlich zum Hofkapellmeister ernannt worden war; bereits 1832 mußte er sich krankheitshalber pensionieren lassen, doch starb er erst im Jahre 1854. Jansen konnte für seinen Aufsatz außer zuverlässigen mündlichen Überlieferungen den schriftlichen Nachlaß des Künstlers benutzen, der damals noch von dessen Töchtern verwahrt wurde und, wenngleich auch derzeit schon nicht mehr vollständig[3], seitdem noch weitere beträchtliche Einbußen erlitten zu haben scheint. Denn in dem der Stadtbibliothek zu Braunschweig in den Jahren 1892 und 1894 von den alten Damen überwiesenen Restbestande fehlt mancherlei, was Jansen noch vorgelegen hat, namentlich die von ihm glücklicherweise in langen Auszügen mitgeteilten Briefe Wiedebeins aus Italien, wo dieser seit Weihnachten 1820 eine Reihe von Monaten weilte. Nicht so ausführlich wie von der italienischen Reise handelt Jansen gleich nachher[4] von derjenigen, die Wiedebein 1825 im Auftrage Herzog Karls durch Deutschland unter Einschluß von Wien unternahm, um tüchtige Kräfte für das Hoftheater zu Braunschweig zu gewinnen, das zu Ostern 1826 an die Stelle des dortigen Nationaltheaters treten sollte. Der Schwerpunkt von Jansens Mitteilungen über diese Kunstreise liegt in dem höchst anerkennend gehaltenen Hinweise auf einige vertrauliche Berichte über die Kunstinstitute von Dresden, Wien, München usw., die Wiedebein bei der Gelegenheit teils an das Hofmarschallamt, teils an den Herzog selbst erstattet habe. Heute sind im Wiedebeinschen Nachlasse leider nur noch zwei dieser Berichte vorhanden[5], die hier nun zum ersten Male in vollem Wortlaute veröffentlicht werden. Daß sie wirklich zu denen gehören, deren Jansen in dem erwähnten Zusammenhange gedenkt, steht deshalb fest, weil gerade sie ein paar von jenem zum Beweise für die Genauigkeit der Berichte wörtlich angeführte Stellen enthalten. Das nachdrücklich zu betonen ist sehr nötig, denn die Behauptungen Jansens über Zeit und Veranlassung ihres Entstehens, die von F. Hartmann in seiner prächtigen braunschweigischen Theatergeschichte und von Merbach und Istel in ihren kürzlich erfolgten Veröffentlichungen aus Wiedebeins Nachlasse[6] wiederholt worden sind, treffen nicht das Richtige. Der Beweis hierfür läßt sich leicht erbringen. Der erste Anlaß jene Behauptungen zu be-

[1] Nummer 25 ff. Seite 269 ff. Auch in dem Buche „Die Davidsbündler (Leipzig 1883)“ Seite 113 ff. hat Jansen sich mit Wiedebein eingehend beschäftigt.

[2] Den darin veröffentlichten Brief Wiedebeins an Schumann aus dem Jahre 1836 hatte schon Schumann selber — im Jahrgange 1838 der genannten Zeitschrift — abdrucken lassen.

[3] Siehe a. a. O. Seite 279 Anmerkung 1.

[4] Siehe a. a. O. Seite 308 f.

[5] In Form von zwei Quartheften, von denen das den Bericht über Dresden darbietende 10 1/2, das Wien betreffende — außer dem Titelblatte — 21 1/2 in zierlicher Schrift eng beschriebene Seiten enthält; der erste weist eine ziemliche Anzahl von Korrekturen auf, in dem zweiten fehlen solche fast ganz.

[6] P. A. Merbach, Aus vergangenen Tagen. Briefe von Poißl, Bader, Lindpaintner und Spohr an G. Wiedebein (Neue Zeitschrift für Musik, Jahrgang 1911 Seite 175 ff.); derselbe, Aus den Briefschaften G. Wiedebeins. Ein Beitrag zur Braunschweig. Theatergeschichte im XIX. Jahrhundert (Jahrbuch des Braunschweig. Geschichtsvereins 1912 Seite 48 ff.); E. Istel, Drei Briefe Marschners an Wiedebein (Die Musik, Jahrgang 11, 1911, Seite 259 ff.).





zweifeln ward für uns eine Zeile in dem Berichte über Wien, in der Wiedebein von dem Spiel des Orchesters der Hofoper bemerkt (siehe unten Seite 345): „Die Sauberkeit vor zehn Jahren habe ich nicht ganz so wiedergefunden." Nun ist ein Wiener Aufenthalt Wiedebeins im Jahre 1815 nicht bekannt, wohl aber ein solcher von 1810, der für den bescheidenen Braunschweiger Organisten durch den Verkehr mit Beethoven besonders bedeutungsvoll wurde. So lag schon eine große Wahrscheinlichkeit vor, daß der Bericht über Wien nicht erst 1825, sondern schon 1820 entstanden sei, und es mußte demnach versucht werden, die von Wiedebein in seinem Berichte erwähnten Vorstellungen alle oder wenigstens zum Teil in dem Repertoire der Wiener Theater von 1820 nachzuweisen. Dabei waren vor allen die beiden Aufführungen ins Auge zu fassen, die Wiedebein im Theater an den Wieden hörte, denn beide brachten, wie er erzählt, ein Debut, die erste, die Zauberoper Rosenhütchen von Karl Blum, das der Demoiselle Dermer[1], die zweite, die *Cenerentola* Rossinis, das der Madame Schütz[2], beide konnten also, wenn nur das einschlägige Quellenmaterial ausreichte, ganz genau bestimmt werden. Das ist in der Tat gelungen. Von der ersten jener Aufführungen besitzt die großartige Theaterzettelsammlung der Braunschweiger Stadtbibliothek den Zettel: danach fand sie am 15. August 1820 statt. Über die zweite Aufführung aber berichtet Karl Costenoble in seinem Tagebuche unterm 29. August 1820[3]. Mit nicht ganz so großer, aber doch immerhin ziemlich weitgehender Gewißheit ließ sich übrigens auch die von Wiedebein im Theater in der Leopoldstadt gehörte Aufführung der falschen Primadonna ermitteln. Denn in der von ihm überlieferten Besetzung und gleichfalls „auf hohes Begehren"[4] wurde dort jene von Adolf Bäuerle verfaßte und von Ignaz Schuster komponierte „Originalposse" einem Zettel der Braunschweiger Sammlung zufolge am 5. September 1820 gegeben. Nebenher kommt noch in Betracht, daß sich auf Grund des Braunschweiger Materials von den vier Opern, die Wiedebein im Hoftheater am Kärnthner Tore gehört zu haben ausdrücklich angibt, der Rosalieb (Rotkäppchen) von Boieldieu, dem Ferdinand Cortez von Spontini, dem Tankred von Rossini und den Sängerinnen auf dem Lande von Fioravanti wenigstens zwei als in der hier in Frage kommenden Zeit und zwar genau in der von Wiedebein mitgeteilten Besetzung aufgeführt nachweisen lassen: eine Aufführung des Cortez fand am 18. Juli, eine des Tankred am 10. September statt.[5]

Rührt nun aber auch nach alledem Wiedebeins Bericht über das musikalische Wien unbestreitbar aus dem Jahre 1820 her, so ist darum noch nicht ohne weiteres gesagt, daß dies auch mit dem über Dresden der Fall sein müsse. Mancher möchte vielmehr zunächst geneigt sein, ihn, Jansen folgend, als eine Frucht der im Auftrage Herzog Karls im Jahre 1825 unternommenen Kunstreise des Verfassers anzusehen und zwar wegen der gegen Ende eingeflochtenen Entschuldigung beim Fürstlichen (d. i. Herzoglichen) Hofmarschallamte[6]. Trotzdem erweist jedoch eine genauere Prüfung des Inhalts, daß auch dieser Bericht anläßlich der Reise von 1820 entstanden ist. Nicht allzuviel Gewicht soll darauf gelegt werden, daß nach dem Berichte über Wien dem dortigen Aufenthalte einer in Dresden voraufging[7] und daß der Bericht über Dresden sich als in Wien verfaßt angibt[8], denn 1825 kann ja Wiedebein ebenso gut über Dresden nach Wien gereist sein wie 1820, wenigstens läßt sich das Gegenteil nicht mehr beweisen. Indessen sprechen gegen 1825 und für 1820 mit einer alle Zweifel ausschließenden Deutlichkeit einige andere Tatsachen. Von den bei Wiedebein erwähnten dermaligen

1 Siehe unten Seite 346.

2 Siehe unten Seite 346.

3 K. L. Costenoble, Aus dem Burgtheater 1818—1837, Band 1 (Wien 1889) Seite 93.

4 Siehe unten Seite 348.

5 Nur beiläufig sei bemerkt, daß auch *die* Stelle des Wiener Berichtes (siehe unten Seite 349): „Möge das Zauberland auch hierin (das heißt hinsichtlich der Kirchenmusik) nur ein einziges Mal ... seinen Zauber mir offenbaren ..." allein dann einen guten Sinn gibt, wenn man den Bericht ins Jahr 1820, das heißt vor Wiedebeins einzigen Aufenthalt in Italien, setzt.

6 Siehe unten Seite 341.

7 Siehe unten Seite 344, 348.

8 Siehe unten Seite 341.



Leitern und Mitgliedern des Dresdener Hoftheaters schieden der Generaldirektor Graf Vitzthum von Eckstädt schon im September 1820, der Bassist Toussaint 1821, der Konzertmeister Polledro und Demoiselle Willmann 1823 aus ihren Stellungen, starben der Tenorist Cantu am 9. Mai 1822 und Madame Miksch im Juni 1824. Die von Wiedebein mitgeteilte Liste der „im vergangenen Jahre“ am selben Theater von den Deutschen neu aufgeführten Opern (siehe unten Seite 340) ist nachweislich die des Jahres 1819[1]. Und endlich: eine Aufführung der Zauberoper Aschenbrödel von Niccolo Isouard (= de Malte) auf dem Linkeschen Bade in derselben Besetzung, in der Wiedebein sie hörte[2], wird durch einen Dresdner Zettel der Braunschweiger Sammlung zum 27. Juni 1820 bezeugt, eine der *cantatrici villane*[3] auf dem Hoftheater in der Stadt desgleichen zum 1. Juli 1820. Wiedebein will nun in Aschenbrödel Madame Gerstäcker als Debutantin gehört haben, und aus der Braunschweiger Sammlung ergibt sich, daß dieselbe Künstlerin am 18. Juni 1820 in dem Familiengemälde „Vetter Benjamin aus Pohlen“ als Bianca Krone debutierte. Daraus darf man nicht etwa folgern, daß Wiedebeins Angabe irrig sei: er meint offenbar das Debut der Frau Gerstäcker in der Oper, während ihr Debut am 18. Juni das im Schauspiel war. Zwischen diesen beiden Debuts wird aber sicher nur ein kleiner Zeitraum gelegen haben, wenngleich die obenerwähnte Aufführung vom 27. Juni nicht gerade die gewesen sein kann, von der Wiedebein spricht; denn die fand ja an einem Sonntage statt, wogegen der 27. Juni 1820 ein Dienstag war. Was übrigens die Entschuldigung Wiedebeins beim Fürstlichen Hofmarschallamte betrifft, von der wir sagten, daß sie dazu verleiten könne, den Bericht ins Jahr 1825 zu setzen, so läßt sie sich ganz ungezwungen auch auf das Jahr 1820 beziehen. Bestand doch jene Behörde auch während der vom Tode Herzog Friedrich Wilhelms (1815) bis zum Regierungsantritt Herzog Karls II (1823) waltenden vormundschaftlichen Regierung weiter und war ihr doch schon damals das von Wiedebein geleitete Orchester des Nationaltheaters unterstellt, das zugleich als Hofkapelle galt und deshalb von der Regierung besoldet wurde[4].

Haben wir eben die Datierung der beiden Berichte durch Jansen als irrig bekämpfen müssen, so können wir andrerseits dem hohen Lobe, das er ihrem Inhalte spendet, nur beipflichten. Wiedebein referiere hier, sagt Jansen[5], in einer Weise, die von seinem scharfen Auge, seinem unbestechlichen Urteil und seiner edlen Kunstrichtung ein sprechendes Zeugnis liefre. Es seien wahre Muster von Kunstberichten, sehr eingehend, ungemein gewissenhaft, dabei in klarer, anziehender Sprache geschrieben. Man mag sich daher, zumal in Anbetracht der großen kultur- und kunstgeschichtlichen Bedeutung ihrer Gegenstände, wohl wundern, daß diese Berichte nicht schon längst veröffentlicht worden sind, und wird begreiflich finden, daß es nun endlich geschieht. Durchsichtig klar, wie sie sind, bedürfen sie keiner Inhaltsanalyse. Nur darauf sei noch mit ein paar Worten hingewiesen, daß sie den Charakter Wiedebeins im besten Lichte erscheinen lassen: bei aller Schärfe und Strenge des Urteils bleibt der Berichterstatter doch durchaus sachlich und hält sich von jeglicher verletzenden Malice fern, obwohl ja, wie er an einer Stelle erwähnt[6], seine Auslassungen nicht für den Druck bestimmt waren.

Wir kommen damit auf den Zweck, den Wiedebein mit Abfassung der Berichte verfolgte. Daß er sie lediglich für sich selbst geschrieben habe, um etwa die gewonnenen Eindrücke festzuhalten und über sie größere Klarheit zu gewinnen, ist von vornherein wenig glaublich: er würde dann kaum so viel Sorgfalt auf die Stilisierung verwandt haben. Außerdem beweist ja aber die schon ein paarmal erwähnte Entschuldigung beim Fürstlichen Hofmarschallamte in dem Berichte über Dresden, daß mindestens dieser auch vor andere Augen kommen sollte. Und das darf man denn doch auch ohne weiteres von dem Berichte über Wien annehmen, der

[1] Vergleiche R. Prölß, Geschichte des Hoftheaters zu Dresden. Von seinen Anfängen bis zum Jahre 1862 (Dresden 1878) Seite 639.

[2] Siehe unten Seite 339.

[3] Siehe unten Seite 338.

[4] F. Hartmann, Sechs Bücher Braunschweigischer Theatergeschichte (Wolfenbüttel 1905) Seite 343.

[5] A. a. O. Seite 308 f.

[6] Siehe unten Seite 346.



mit dem andern im allerengsten zeitlichen und sachlichen Zusammenhange steht. Wir möchten glauben, daß beide Berichte allen denjenigen Persönlichkeiten, die an der Leitung des Nationaltheaters beteiligt waren und denen Wiedebein vielleicht nicht nur den Urlaub, sondern auch ein Reisestipendium verdankte, Rechenschaft ablegen sollten von dem gewissenhaften Bestreben des Verfassers, seine Reise durch Erweiterung seines künstlerischen Gesichtskreises auch in den Dienst des braunschweigischen Theaters zu stellen.

Das mag zur Einführung in Wiedebeins Berichte allenfalls genügen. Die Erläuterung im einzelnen mußte den Anmerkungen vorbehalten bleiben. Daß diese nicht ganz leichte Aufgabe nur unvollkommen gelöst ist, weiß niemand besser als der Herausgeber selbst. Zur Entschuldigung möge ihm die Unzulänglichkeit der literarischen Hilfsmittel gereichen, die ihm noch dazu nicht sämtlich zu Gebote standen.

I.

Ueber die Oper in Dresden.

Den Tag nach meiner Ankunft in Dresden wurde von den italienischen Operisten *le cantatrici villane* von Fioravanti[1] aufgeführt. Nicht leugnen mag ichs, daß ich mit großen Erwartungen — man hatte mir gesagt, daß diese Oper vorzüglich gut gegeben werde — dem Theater zueilte, aber beim Anblick des Innern, welches nichts weniger als königlich ist, um ein Mäßiges herab gestimmt wurde. Wohl hat es vier Ränge, jeden zu vierzehn Logen; doch sind diese nicht sehr groß, welches schon daraus abzunehmen, daß — bei gar nicht geringen Preisen von 16 *Ggr.* für Parterre, ersten und zweiten Rang — die größte Einnahme sich nicht über 300 *Rt.* beläuft. Eine Krone mit zehn Lampen erhellte den ganzen Raum und hoffte ich, es werde noch eine Nebenerleuchtung statt finden. Das geschah aber nicht, außer zwei Lichter, die noch gegen Ende des Anfangs in der königlichen Loge angezündet wurden. Eben so erstaunt war ich, das Orchester so klein zu finden, erfuhr aber nachher, daß nur die Hälfte der Kappellisten, und auch diese kaum, wechselsweise spiele. Die Gesammtzahl — wie ich später gehört — spielt nur bei eintretenden Feierlichkeiten im großen Theater auf dem Schlosse, was aber höchst selten geschieht, indem die bloße Erleuchtung dort auf 200 *Rt.* zu stehen kommen soll.

Das Einstimmen der Instrumente geschah verständig und mit der größten Reinheit aller Instrumente gegen einander — ohne daß Einer oder der Andre sich vorlaut hören ließ, und zwar eine Viertelstunde vorher. Darauf herrschte eine gänzliche Stille bis zur Ankunft der königlichen Familie, welche mit Trompeten und Paucken empfangen wurde. Dies war das Zeichen, nach welchem die Ouvertüre begann, sämtliche Zuschauer sich erhoben und so lange stehen blieben, bis jene geendigt.

Sehr wiedrig ist es mir immer gewesen in der Oper bald reden bald singen zu hören; allein diese mageren Rezitative mit dem dazwischen knurrenden Basse, und wo man noch immer in Zweifel ist, ob's Gesang oder Sprache sei, können mir unmöglich behagen und scheinen ebensowenig in das Fach der reinen Ästhetik zu gehören — wahrhaftig, wir haben eben nicht Ursach über die Griechen zu spötteln, wenn Hesiodus berichtet, daß Dichter ihre Hymnen öfter unter Gertenschlag und Peitschenknall abgesungen[2]; das Eine ist wie das Andre. Gottlob daß auch hierin die Deutschen die Bahn gebrochen, diese Gattung dramatischer und charackteristischer zu behandeln und sie aus dem Bänkelsängertone herauszuziehen.

Gegen das Orchester, welches seinen Ruf rechtfertigte und in der Tat sehr brav, nur weniger diskret als das unsrige, ackompagnirte, war nichts einzuwenden; was aber das Gesangpersonal betrifft, so weiß ich nicht, obs im Allgemeinen den Ruhm und Ruf wirklich verdient, den ihm das Ausland gewöhnlich zu zollen pflegt. Signora Sandrini[3] ist allerdings eine Erscheinung wie man sie sehr, sehr selten sieht, und ich möchte geneigt sein sie mit der verstorbnen Bethmann[4] zu vergleichen, indem man bei beiden über die Höhe der Kunst, Spiel und Mimik, alles Uebrige ganz und gar vergißt. Wohllaut der Stimme, gediegner Vortrag, verbunden mit schönem Spiel und vielsagender Mimik; größte Reinheit und Gleichheit des Tons sowie der Passagen, in der Höhe wie in der Tiefe; mit einem Worte, hier tritt der eigentliche Zauber der Kunst in seiner gewaltigen Kraft mächtig und sichtbar hervor. Das ist Gesang und Spiel, und nur so sollte Beides sein!

Signor Beninicasa[5] pflegt man gewöhnlicherweise — wie es so wol zu gehen pflegt, der Eine sagt's dem

[1] Valentino Fioravanti, geboren 1770 in Rom, seit 1816 Kapellmeister an der Peterskirche, gestorben 1837 in Capua. *Le cantatrici villane* (Die Sängerinnen auf dem Lande), eine seiner bekanntesten Opern.

[2] Die Herkunft dieses Zitates vermag der Herausgeber nicht nachzuweisen; Hesiod scheint hier mit einem andern griechischen Schriftsteller verwechselt worden zu sein.

[3] Luigia Sandrini, Sopranistin, geboren 1782 im Haag (oder 1781 in Neapel?), 1808—31 an der italienischen Oper in Dresden, gestorben daselbst 26. Oktober 1869.

[4] Die berühmte Schauspielerin Friederike Auguste Konradine Bethmann-Unzelmann (1760—1815).

[5] Gioachino Beninicasa, Bassist, geboren 1783 in Perugia, 1811—32 an der italienischen Oper in Dresden, gestorben daselbst 1835.



Andern nach, theils aus Unverstand, theils aus Furcht, nicht für unverständig verschrieen zu werden — mit ihr zugleich oder als Seitenstück zur Sandrini anzuführen; allein dieser Ruhm kann ihm kaum zur Hälfte gebühren, denn hier ist die Kunst nicht mehr rein, das Menschliche, und wohl noch mehr als dieses, mischt sich schon zu sehr und öfter mit ein. Alle Achtung für Beninicasas Spiel und Gesang im Einzeln; dennoch behaupte ich, Günther[1] giebt den Kapellmeister theilweise ungleich besser, ungeachtet er mit weit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen hat. — Vom ersten Tenor Sig. Cantu[2] ist viel gerade nicht zu rühmen. Wohl ist die Figur ganz gut, Stimme rein, und der Vortrag würde nicht übel sein, wäre er weniger lappländisch. So aber fehlt Leben, Wärme, Farbe; und Spiel und Anstand sind doch zu steif, so wie sein Gesicht ohne allen Ausdruck ist. — D[elle] Funk[3], die sehr brav sein soll, habe ich nicht gehört; die Übrigen aber scheinen mir für eine große berühmte Oper, wie die Dresdener doch nun einmal sein soll, nicht hervorstechend. — Im Winter pflegt wöchentlich zweimal italienische Vorstellung zu sein, Mittwochs und Sonnabends; im Sommerhalbenjahre nur Sonnabends. Die Vorstellung war nicht sehr besucht und soll es selten sein, was sich wol erklären läßt, jedennoch den Hass der Italiener gegen die Deutschen, welche einmal unvorsichtigerweise geäußert haben: sie müßten die italienische Oper mit unterhalten, nur noch mehr anfacht.

Kapellmeister Maria v. Weber — der vorzüglichste Direktor, den ich jemals gesehen, und dabei ein höchst liebenswürdiger und vielseitig wissenschaftlich gebildeter Mann — versprach mir für den Sonntag früh eine recht gute Messe auszuwählen; ich muss es dankbar bekennen, er hat Wort gehalten. Eine schöne Arbeit von Naumann[4] wurde mit vieler Präzision, Kraft und Zartheit ausgeführt. Das vollständige, herrlich eingeübte Orchester wirkte mit gewaltigen Massen. Mit ihm in schönem Verhältnisse der 32 starke Chor der Kreuzschüler — die jetzt nur in der Kirche, nicht aber im Theater mehr mitsingen — und zwischen dieser Gesammtfülle von Sängern und Spielern, Melodieen und Harmonien, die heißen Töne der Castraten, die wie glänzende Lichtpunkte das musikalische Universum durchzuckten — dazu das prachtvolle angemessne Local, worin die[5] einzelnen Tongebilde mit Lust umherwallen[6]; dann der ruhige Geist des Zuhörers, der von keinen Außendingen gestört, vielmehr von diesen zu ruhiger Beschauung in sich selbst zurückgeführt wird — ja, das ist schon etwas. Sassaroli als Sopran verdient noch immer die Achtung, die ihm von jeher geworden; seine Stimme ist rein, voll Umfang, gleich, zart und dabei doch kraftvoll, wo es sein muss; dennoch möchte er von dem Altisten, der einen überaus rührenden Ton und gleichmäßigen Vortrag hat, noch übertroffen werden. — Die Chöre gingen, wie es sich von einen solchem Personale schon erwarten läßt, kräftig und präzis Schade, daß das öftre Geschmetter der Trompeten und Pauken — beim Vorzeigen des Allerheiligsten u. d. mehr — den reinen Genuss gar zu stöhrend unterbrachen.

Den Abend hörte ich auf dem Link'schen Baade[7] Aschenbrödel[8]. War mir das Theater in der Stadt schon ärmlich vorgekommen, so schien es mir hier kaum anständig. Zwei Ränge und Gallerie — dem unsrigen im Kaffehause[9] nicht unähnlich — auf jeder Seite fünf Logen und in der Mitte drei, machten es den Schauspielern sehr leicht vor einem gefüllten Hause zu spielen, was dennoch nur bei Opern oder Sonntags bei gutem Wetter gelingt. Die Bänke im Parterre waren so schmal und so eng, daß ich nicht begreife, wie es ansehnliche Personen anfangen ihre Füße zu lassen, da ich mit meinen Wenigkeiten nicht wußte wo ich sie unterbringen sollte; und wohin es jezt die größte Oeconomie wahrscheinlich noch nicht gebracht hat — das ganze Haus war durch sechs gewöhnliche Lampen erleuchtet, wovon auf jeder Seite drei hingen. — Wie gar viel auf einen guten Vorgeiger ankomme, war hier sehr sichtbar, denn das Einstimmen in der gestrigen Vorstellung, in welcher Polledro[10] anführte, geschah ungleich anständiger und mit größerer Genauigkeit.

Gerstäckers[11] Gesang und Spiel als Prinz bekannt, doch wurde letzteres durch das gar zu kleine Lokal sehr beschränkt. Seine Frau gab die Rolle des Aschenbrödel als Debüt nicht übel. Die Rolle des Alidor wurde von Toussaint[12] sehr breit gesungen und gesprochen, und unbegreiflich ist es mir warum man sie dem

---

1 Karl Günther, Sänger und Schauspieler, geboren 1786 zu Dresden, zuerst 1818/19, dann seit 1820 dauernd am Theater zu Braunschweig, gestorben daselbst 11. September 1840.

2 Giovanni Cantu, geboren 1799 zu Mailand, seit 1818 in Dresden, gestorben 9. Mai 1822.

3 Friederike Funk, bis 1827 am Dresdner Hoftheater (vgl. Proelß, Geschichte des Hoftheaters zu Dresden, Seite 404).

4 Joh. Gottlieb (Amadeus) Naumann, geboren 1741 zu Blasewitz, Kapellmeister in Dresden, Kopenhagen, dann wieder in Dresden, gestorben 1801 in Blasewitz.

5 „die" in der Handschrift durchstrichen.

6 „umherwallen" in der Handschrift durchstrichen.

7 Wo seit 1812 im Sommer das Hoftheater spielte.

8 Siehe oben Seite 337.

9 An der Südecke der Breitenstraße und der nach ihm benannten Kaffeetwete, jetzt Breitestraße Nr. 20.

10 Giovanni Battista Polledro, hervorragender Violinvirtuose, geboren 1781 in der Nähe von Turin, 1816—23 Konzertmeister in Dresden, gestorben 1853.

11 Samuel Friedrich Gerstäcker, berühmter Tenor, geboren 15. November 1790 zu Schmiedeberg in Sachsen, mit seiner Frau 1820 in Dresden als Gast, dann bis 1821 fest engagiert, gestorben 1. Juni 1825 in Kassel.

12 Bassist, auch Schauspieler, in Dresden engagiert 1818, entlassen 1821.



ersten Bassisten Meier[1] nicht zugetheilt hatte. Wenn gute Mittel da sind, dann sollte man sie doch auch ohne kleinliche Rücksichten gebrauchen. — Köppen hat wohl ehemals bei uns die Parthie des Stallmeisters ziemlich stark heruntergezogen, Hr Wilhelmi[2] trieb's noch weiter. Ein Page mußte im zweiten Ackte den Schwestern eine Priese Taback aus seiner Dose präsentiren — nun sie nahmen sie, und das Publikum beklatschte des guten Stallmeisters Laune.

Die beiden Schwestern endlich, wurden von Dell Willmann[3] und von Mme Miksch[4], welche in der gestrigen Vorstellung die Agathe machte, dargestellt. Ein Wunder von Schönheit — wie von Carlsruh geschrieben wurde — ist D. Willmann nun gerade nicht, indem sie bei weiten älter aussieht als sie wirklich sein mag, doch ist die Haltung ihrer Figur ganz gut. Sie besitzt eine außerordentliche Höhe, und wo diese vorherrschend ist, steht sie an ihrem Platze; kann sie durch diese aber nicht imponiren, so möchte der Beifall nicht so groß sein, denn die übrigen Töne sind dünn und scharf — ich möchte sie Nasentöne nennen — keine Fülle, keine Frische. Uebrigens besitzt sie viel Fertigkeit, einen guten Triller und ist in Bravourparthien recht brauchbar. Für Spielparthien möchte sie indeß nicht so gut passen, denn bei aller Kunst, oder vielmehr kunstmäßigen Fertigkeit, hat ihr Vortrag, Spiel, Stimme, Haltung, Gesicht etwas ältliches, abgelebtes, die ergötzliche Jugend fehlt. Mme Miksch, als zweite Schwester, ist ebenfalls eine recht gute Sängerinn. Da aber auch bei ihr die Jugendzeit vorüber, und sie viel in der italienischen Oper beschäftigt ist, wo Spiel weniger beachtet wird, so ist sie eben nicht dazu geeignet, einen gewöhnlichen jungen Mann, noch weniger einen Fürstensohn zu fesseln.

Die Chöre gingen wiederum sehr gut, und ich bin überzeugt, daß bei größerm Local die Oper sich recht gut gemacht haben würde, vorzüglich im zweiten und dritten Ackte, wo die reiche und prachtvolle Garderobe für den starken Chor sich sehr stattlich ausnahm. Hätten wir übrigens Bader[5] und allenfalls noch eine jugendliche Liebhaberin für Dell Seconda[6], unser Theater würde so leicht von keinem andern übertroffen werden.

Man hat sich öfter — wenn auch nicht gerade mir in's Gesicht, doch gegen Andere — darüber beklagt, daß bei uns so wenig neue Opern gegeben würden; hier in Dresden halten der Kapellmeister Weber, Dietz[7] und der Chordirecktor ihre Proben, und im vergangnen ganzen Jahre hat die Oper neu geliefert: 1. Aschenbrödel[8] 2. Doctor und Apotheker[9] 3. Schwestern von Prag[10] 4. Junggesellenwirthschaft[11] 5. Nachtigall und Rabe[12] 6. Wasserträger[13] 7. kleine Matrose[14] 8. Teufelsmühle[15] 9. Carlo Fioras[16] und 10. das unterbrochne Opferfest[17]. Die eine Hälfte davon ist gar nicht zu rechnen; folglich haben sie nur fünf, und diese kaum, geliefert. Und ob endlich diese Opern mit unserer Genauigkeit in allen Theilen gegeben sind, ist noch immer die Frage. Man hat mir freilich öfter gesagt: es mache nichts aus, wenn es auch nicht so vollkommen gehe; aber der Erfolg hat sattsam bewiesen, daß die Darstellungen, die ein vollkommen Ganzes waren, öfter wiederhohlt werden konnten als diejenigen, wo es bei den ersten Vorstellungen hier und dort stockte. Und nicht einmal der Folgen zu gedenken, die unausbleiblich eintreten und hernach vielleicht gar nicht wieder gut zu machen sind, wenn einmal Nachlässig- u. Gleichgültigkeit sich eingesogen haben.

Die italienische Gesellschaft hat nur drei neue Opern[18] im vorigen Jahre geliefert, folglich kann diese der deutschen nicht hinderlich gewesen sein. Lächerlich ist es, aber dennoch wahr, daß deßungeachtet ein ewiger Streit zwischen den deutschen und italienischen Sängern besteht und ein Theil sich immer über den andern beklagt, daß er seine Proben nicht ordentlich halten könne.

Sehr übel ist es für die deutsche Truppe, daß sie alle Opern, welche von den Wälschen gegeben, nicht aufführen dürfen, weil es heißt, daß sie von diesen besser dargestellt werden. Und diese haben natürlich für

1 Aug. Mayer, Schauspieler und Sänger, engagiert 1819, nach Proelß (a. a. O. Seite 399) bis zu seinem Tode (1829) am Dresdner Theater, nach demselben Seite 651 schon 1. April 1823 entlassen.

2 Schauspieler und Sänger, in Dresden engagiert 1817—28.

3 Karoline Willmann, in Dresden engagiert 1820—23.

4 Schon 1816 dem Dresdner Theater angehörend, gestorben im Juni 1824.

5 Karl Adam Bader, berühmter Tenorist, geboren 10. Januar 1789 in Bamberg, gestorben 14. April 1870 in Berlin. Ueber seine Beziehungen zu Braunschweig und Wiedebein vgl. Neue Zeitschrift für Musik, Jahrgang 78 (1911) Seite 176 f.

6 Antonie Seconda.

7 Vizekonzertmeister Ludwig Tietz (siehe unten Seite 341 Anm. 10)?

8 Siehe oben Seite 337.

9 Von Karl Ditters v. Dittersdorf.

10 Von Wenzel Müller.

11 Von Adalbert Gyrowetz.

12 Von Josef Weigl.

13 Von Cherubini.

14 Von Pierre Gaveaux.

15 Von Wenzel Müller.

16 Von Ferdinand Fränzl.

17 Von Peter v. Winter.

18 *La gazza ladra* (Die diebische Elster) von Rossini, *Gianni di Parigi* von Morlacchi und *L'Italiana in Algeri* von Rossini.



gut gefunden alle größeren Werke an sich zu reißen, um die Deutschen nicht aufkommen zu lassen. Das unterbrochne Opferfest ist die einzige große Oper, die sie durch List erhalten haben, indem sie einen durchreisenden Sänger dahin vermocht, nicht anders als in dieser Oper aufzutreten. Alle Uebrigen, z. B. alle Mozartschen, Paërschen, so wie überhaupt alle italienischen und die in das Italienische übersetzten, werden nur von Jenen gegeben. — —

Das Personal der wälschen Oper mit Zuziehung der deutschen Sänger beläuft sich auf 15 bis 18. Das Personal der deutschen Oper und Schauspiels auf 32.

Ueber beide stehen und gehören: 1. Der Graf Vitzthum von Eckstädt[1] als General Director der Kapelle und beider Theater. 2. Ein Theater Secretair[2] 3. ein Oekonom[3], und 4. ein Cassirer.

5. Drei Kapellmeister a. Morlachi[4], b. Weber und c. Schubert[5]. 6. Ein Regisseur der deutschen Schauspiele und Opern — Helwig[6] und 7. ein Regisseur der italienischen Opern — Bassi[7]. 8. Zwei Theatermaler, 9. zwei Souffleurs, ein Copist, ein Theaterdiener und ein Theaterbesorger. 10. Ein Chordirector[8], 11. sieben weibliche Diskantisten und sieben weibliche Altisten. 12. Neun Tenoristen und zwölf Bassisten. Sämmtliche Choristen und Choristinnen erhalten Jeder 100 *Rf.* Gage. — 13. Vier besoldete Statisten.

14. Ein Garderobe-Inspector, 15. drei Herren- und drei Damenschneider. 16. Zwei Friseurs und ein Gehülfe. 17. Ein Schuhmacher, eine Requisitenbesorgerin und zwei Garderobenaufwärter. 18. Ein Theatermeister und zehn Maschienenarbeiter. Endlich 19. zwei Beleuchtungsdiener und zwei Gehülfen; 20. ein Hausinspector und eilf Logenmeister.

Die Kapelle besteht a. aus zwei Kapellmeistern, Morlachi und Weber, mit einem Gehalte von funfzehnhundert Thalern, b. einem Kirchenkompositeur und *quasi* dritten Kapellmeister — Schubert — mit 800 *Rf.* Gehalt. c. Zwei Conzertmeister, — Polledro[9] und Tietz[10], und d. einem Instrumental-Inspector. e. 18 Violinen, 4 Flötisten, 5 Oboisten, 5 Klarinettisten, 6 Fagottisten, 4 Bratschisten, 5 Violonzellisten und Contrabassisten. f. Zwei Trompeter, einem Pauker und zwei Clavierstimmer. Unter diesen giebt es bei jedem Instrumente — die Klarinett ausgenommen, wo unser Rasch als Solospieler besser ist — sehr brave Virtuosen, und Allen gebührt der Ruhm tüchtige und brauchbare Orchesterspieler zu sein. Kann Jemand seinem Dienste nicht mehr vorstehen, so bleibt ihm dennoch sein Gehalt. Dieser fängt mit zwölf Thalern monatlich an und steigt bis zu funfzig. Die letzte Summe beziehen indeß nur — die Anführer abgerechnet — sechs bis sieben. Daneben erhalten sie aber freie Instrumente und freie Saiten; und dieses macht es eben, wodurch die allgemeine Reinheit und schöner Ton aller Instrumente so sehr befördert wird. Die Stimmung ist um zwei Kommata niedriger als bei uns.

Ich hatte vor meiner Abreise eben die Idee, um eine ähnliche Vergünstigung, vorzüglich hinsichtlich der Saiten — weil das ewige Reissen der schlechten Quinten eine gar große Stöhrung bei den Opern veranlasst — für unser Orchester unterthänigst nachzusuchen. Die Unruhe, worin ich mich befand, wolle mich in etwas entschuldigen und ein Fürstl. Hofmarschallamt dahin bewegen mir diesen Fehler nicht zu hoch anzurechnen.

Nicht kann ich diesen Aufsatz schließen, ohne auch meiner, und zwar mit Lust, zu erwähnen. Stets habe ich eifrig nach dem Guten gestrebt, ich darf es frei gestehen — und es ist eine innere große Freude für mich gewesen, allgemein, selbst hier in Wien, zu erfahren: daß ich stets das Richtige getroffen, und daß unsere Darstellungen hinsichtlich der Feinheit und Delikatesse — in sofern sie auszuführen möglich waren — sich vor anderen Theatern durchaus nicht zu schämen haben.

II.

Tonkunst und Theater in Wien, ein musikalischer Entwurf.

Einleitung.

Jede Kunst, nicht allein die schaffende, auch die ausübende, verlangt mehr oder weniger wissenschaftliche Bildung; Tonkunst ganz besonders. Beider Studium erfordern Aufmunterung, Würdigung, Belohnung. Volkscharacter, Schulen, Staatsverfassung bestimmen den Standpunkt und begründen ihr Wohl.

---

1 Heinrich Karl Wilhelm Graf Vitzthum von Eckstädt (1770—1837) stand an der Spitze des Hoftheaters von August 1815 bis September 1820.

2 Hofrat Karl Winkler, als Schriftsteller unter dem Namen Theodor Hell bekannt.

3 Franz Seconda.

4 Der bekannte Komponist Francesco Morlacchi, geboren zu Perugia 14. Juni 1784, gestorben 28. Oktober 1841 in Innsbruck, von 1811 bis zu seinem Tode Kapellmeister in Dresden.

5 Franz Anton Schubert (1768—1824), seit 1807 Musikdirektor bei der italienischen Oper, seit 1814 Königlicher Kirchenkompositeur.

6 Friedrich Hellwig, Schauspieler und Sänger, Regisseur 1815—25.

7 Luigi Bassi, geboren 1766 zu Pesaro, gestorben September 1825 in Dresden, wohin er 1815 von Morlacchi berufen war.

8 Bis 1. September 1820 Moritz Metzner, dann Joh. Aloys Micksch.

9 Siehe oben Seite 339 Anm. 10.

10 Ludwig Tietz (1774—1827) trat 1790 als Violinist in der Dresdner Kapelle ein und ward 1818 Vizekonzertmeister.



Der Charackter der Wiener ist heiter, gutmüthig, jovial, geht aber mehr nach Außen als Innen, und physischer Lebensgenuss ist das Ziel aller Bestrebungen. Daher mehr Form als Innhalt, mehr Pracht als Solidität, mehr Schein als Wirklichkeit, mehr Gefühl als Verstand. Sitte, Gewohnheit, Nahrungsmittel, Getränke, Fabrikate und Kunsterzeugnisse aller Art liefern hinlängliche Belege.

Daß hohe wissenschaftliche Cultur, geistige Bildung hier nicht sehr hoch stehen, folgt aus dem Vorhergehenden, ist aber noch andern theils in Schulen, Religion und Staatsverfassung begründet.

Diese — die Schulen — sind nicht dazu geeignet jene zu befördern, indem sie sich nur auf das beschränken, was sich auf Oestreich als einen in sich abgeschlossenen Staat bezieht. Sprachstudium — ganz besonders Latein — ist das Vorzüglichste, beinahe Einzige, was darin getrieben wird und doch nur, in so fern es dem Theologen, Juristen, Mediziner nöthig ist. Daher die Unkunde in der Geschichte, auffallender noch in der Geographie. Logik verbiethet die Religion, und diese wie die Censur und das Pappiergeld machen nicht allein, daß der gewöhnliche Wiener mit der Cultur anderer Länder und deren Geistesproduckten unbekannt bleibe, sondern verhindern dadurch auch die seinige.

Schöne und höhere Wissenschaften können nur von Oben ausgehen, durch Auszeichnung, Wirkungskreis, Belohnung; doch dem tiefen Denker, dem philosophischen Kopfe stellen sich Gedanken- und Pressunfreiheit[1] mit Allgewalt entgegen. Wirkungskreis kann daher nicht statt finden, mithin auch keine Würdigung, keine Belohnung.

Cultur der Sprache entspringt aus Cultur der Wissenschaften und bestimmt genau den jedesmaligen Standpunkt derselben. Wie weit die Ausbildung jener in Oestreich gediehen, wie weit sie noch selbst in Wien zurück sei, beweisen die Produckte dieser Kaiserstadt. Gehe ich also von jener aus, so ergibt sich die Folge: wo keine Veredlung der Sprache, kein wissenschaftliches Fortschreiten; wo dieses nicht, keine geistige Bildung.

Kunst bedarf der wissenschaftlichen Bildung wie Gefühl der des Verstandes. Das eine kann ohne das andere nie geistig werden und bleibt stets Schiff ohne Ruder; der Wind treibt's freilich, aber dem Zufall ist's überlassen, wohin es gelangt. „Kunst bleibt Kunst, sagt der große Dichter[2], — wer sie nicht durchgedacht, der soll sich keinen Meister nennen." Steht jene also nicht hoch, so vermag auch diese als solche sich nicht empor zu schwingen, wird immer auf unsicheren Bahnen schreiten und das Materielle ewig das Geistige beherrschen.

Und so ist es denn hier. Künstelei gilt mehrentheils für Kunst, Kunstfertigkeit für Vortrag, Organ für Ausdruck und Ohrenkitzel für höchste Staffel der Kunst. Der Schauspieler wird bei dem Sänger, wie der Text und Situation bei der Oper, wenig oder gar nicht berücksichtigt. Die Gutmüthigkeit des Wieners kommt hier freilich sehr mit in's Spiel, aber sie ist es nicht allein, die die Verstöße gegen den reinen Geschmack übersieht, vielmehr ist es Mangel an Ansicht und Einsicht, Mangel ästhetischen Gefühls, Mangel des rein Geistigen. — Wenn der Sänger auftritt, so wird so lange geklatscht und gepocht, bis er seine tiefe Verbeugung gemacht; dann tritt er gewöhnlicherweise ganz nahe vor, singt gegen das Publikum seine Arie oder was es ist, macht wieder seine Verbeugungen, und nun ist für ihn alles übrige so lange vorbei, bis er wieder zur Sprache kömmt. Gefällt eine einzelne Stelle, und sei sie mitten in der größten Handlung, so wird diese unterbrochen, jene Stelle erst ein oder auch mehrere Male wiederhohlt, und dann geht die Handlung weiter. Im Cortez[3] sollen die gefangenen Spanier geschlachtet werden, und schon beginnt der wilde Opfertanz, während dessen man sie unter Toben und Schreien fortschleppt; darauf hat der Oberpriester „Halt" zu gebiethen; dieses „Halt" wird aber vom Publikum wenig beachtet, die Mordscene muss noch einmal gemacht werden, und nun kommt jener mit seinem wirkungslosen „Halt" von neuem an. — In den Sängerinnen auf dem Lande[4] gefällt die Scene, wo die Gerichtsdiener draußen pochen und dann hereinstürzen; was ist zu thun? sie gehen wieder hinaus, pochen noch einmal und kommen nun ruhig wieder.

Wenn solche und ähnliche Verstöße, deren ich noch mehrere aufzählen könnte, wenn diese in der großmächtigen Kaiser Residenz, wenn diese im Hoftheater vorfallen; wenn z. B. der Bassist in ebengenannter Oper[5] die Tenorparthie singt, die des Kapellmeisters in Jemandes Händen ist, der vieles gar nicht singen kann, folglich weglassen muss; wenn dieser dann aber noch weit besser ist als der Marco, der außer den Finalen wenig oder gar nichts kann; wenn man endlich die Parthie der Amenaide im Tankred[6] einer 58jährigen Frau — obgleich junge Mädchen da sind — übertragen kann und dieser nicht allein ruhig zuhört, sondern beim Auftreten und Abgehen noch heftig applaudiert: so scheint mir dieses wol hinlänglich zu beweisen, daß der gute Geschmack von dannen gewichen und der Wiener Beifall mit dem Pappiergelde al pari stehe.

Im gleichen Verhältnisse mit der ausübenden steht die schaffende Kunst. So selten in den Buchladen die auswärtigen Geistesproduckte gewöhnlicherweise vorräthig sind, eben so selten und noch seltner trift man in den Musikhandlungen die auswärtigen Verlags Artikel. Aehnlich den Produckten der schönen Wissenschaften

[1] In der Handschrift „Pressfreiheit".

[2] Goethe in „Künstlers Apotheose": „Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht, der darf sich keinen Künstler nennen."

[3] Von Spontini.

[4] Siehe oben Seite 338 Anm. 1.

[5] Die Sängerinnen auf dem Lande.

[6] Von Rossini.



sind ebenfalls die der Musik. Da das Technische der Kunst, im Gesange wie im Spiele, vorherrschend ist, so sind sie meistentheils auf Glanz und Schimmer oder, wenn dieses nicht, bloß auf angenehmen Zeitvertreib berechnet; leer an Inhalt sind sie alle. Was aber das hellste Licht über den allgemeinen Verfall hiesiger Kunst verbreitet, wodurch der Materialismus sich offenbar beurkundet, wodurch so zu sagen das ganze Räthsel mit Einemmale gelöst wird, ist, daß alle neueren Opernklavierauszüge weder Text noch Singstimme haben.

Wenn ich nun nach dieser langen Einleitung endlich mit der Behauptung hervortrete, daß die Cultur der Musik im Allgemeinen hier nicht so hoch stehe, als das Ausland meistentheils wähnt, so hoffe ich um so weniger eines falschen oder unüberlegten oder einseitigen Urtheils beschuldigt zu werden, da die Folge zeigen wird, daß ich das einzeln Vortreffliche gar gern anerkenne.

Theater.

Für die Oper giebt es in Wien drei Theater: das Hoftheater am Kärnthner Thor, das Theater auf der Wieden und das Marinellische Theater in der Leopoldsstadt.

Das Kärnthner Theater war das erste, welches ich besuchte, theils weil ich mir mit Grund am meisten von ihm versprach, theils weil die Erinnerung ehemaliger Zeit[1] — wo ich hier die italienischen Melodieen so reitzend vortragen hörte — mit Gewalt mich hinzog. Das Gebäude hat zwar nicht die Größe und Pracht des Wiedener Theaters, ist aber für Musik ganz vortheilhaft gebauet und die Darstellungen haben vor den Wiedener bedeutende Vorzüge. Dahin gehört vor allen anderen der ausgezeichnet herrliche Chor, der wahrscheinlich der vorzüglichste in ganz Europa sein möchte. Mag der Darmstädter noch stärker sein, dieses Eingreifen, diese Handlung, diese lebendige Darstellung kann er schon nicht haben, weil er dort aus lauter Choristen, hier aber aus Choristen und Schauspielern besteht. Er ist nämlich in drei Classen und Gehaltsverbesserungen abgetheilt, wodurch der Eifer sich auszuzeichnen und vorzurücken gar mächtig gespornt wird. Dazu kommen in die erste Classe meist nur angehende oder auch neu angestellte Schauspieler, die wiederum vortheilhaft auf die Uebrigen einwirken. Ferner hat der Chor außer den gemeinschaftlichen noch seine eigenen Proben im Gesange wie im Theatralischen und muss selbst in den Leseproben, deren mehrere gehalten werden, gegenwärtig sein. Endlich werden, ehe die eigentlich großen Proben angehen, so lange Theaterproben gehalten, bis man mit Stellung, Haltung, Handlung, Statisterie — mit allem Theatralischen — im Reinen ist. Das ist aber auch nur hier möglich, wo jährlich drei bis vier große Opern einstudiert werden. Zuletzt noch ist der Director des Chors und der Scenerie ein feiner Leipziger[2], ein Mann von außerordentlicher Thätigkeit und unermüdeten Eifer.

Die erste Darstellung, die ich sah, war Rosalieb[3], und da gesteh' ich gern, daß ich von der Introduction, mehr noch von den folgenden Chören, überrascht war. Hätte nur der Himmel gewollt, alles übrige sei so gut gewesen, aber schon das Einstimmen geschah nicht mit der Sauberkeit, die mich ehemals erfreuet, noch weniger war der Gesang mit dem damaligen zu vergleichen. — Herr Forti[4] — bestimmt der erste Sänger hier und dadurch eben Theil, und zwar bedeutender, der Vorzüge dieses Theaters vor dem Wiedener — gab den Wolf, sowohl musikalisch als dramatisch, theilweise sehr brav. Ich kann nicht umhin nur theilweise zu sagen, denn der übermäßige Stolz und Dünkel dieses Mannes, der aus allen Theilen seines Wesens, seiner Handlungen gar zu auffallend hervordringt, macht, daß er diese Rolle nicht rein durchzuführen vermag. Dazu kömmt, daß er eigentlich Basssänger ist, mithin die hohen Töne nur durch Kunst hervorbringen kann, die bei Solosachen allerdings sehr zu rühmen sind, bei großen Ensembles aber verlohren gehen. Wer daher Bader[5] in dieser Parthie gehört — die so zu sagen für seine Stimme geschrieben zu sein scheint —, der muss vielleicht bei jedem Andern etwas vermissen. So denn auch hier; die letzte Scene zwischen Wolf und Rosalieb bleibt Baders Triumph, und auch Herr Forti muss hier weichen. Dagegen diesen Forti als Held zu sehen, ist wiederum etwas, dessen sich nur wenige Theater zu rühmen haben. Von dem übrigen Personale ließe sich wohl manches Gute sagen. Ausgezeichnetes wüßte ich indeß nichts anzuführen. Man machte freilich ein großes Wesen aus dem ersten Bassist — Vogl[6] — doch das lässt sich schon erklären. Das Wiener Urtheil liegt durch die Theatercritiken meistenteils in den Händen der Theater Regie. Von dieser werden alle öffentlichen Beurtheilungen geleitet, und andere, die ihren Meinungen und Zwecken zuwieder sein könnten, werden von den hiesigen Redacteurs nur selten aufgenommen. Opposition findet hier wenig statt, auswärtige Nachrichten bekommt der Wiener selten zu lesen, ist daher ganz unbekannt mit den Urtheilen und Forderungen anderer Länder; und was am meisten sagen will: was er gedruckt sieht, mehr noch was in Wien gedruckt ist, da ist er gutmüthig genug, es auf Treu und Glauben als wahr anzunehmen. Dazu kommt noch, daß beinahe alle Musiklehrer durch Anstellung in den Orchestern, durch freies Entree und andere Verbindungen mehr oder weniger vom Theater abhängen oder in Berührungen mit ihm stehen. Ein ausgezeichneter Basssänger ist nicht

---

[1] W. spielt auf seinen Aufenthalt in Wien im Jahre 1810 an (siehe oben Seite 336).

[2] Dirzka?.

[3] Das ist Rotkäppchen (*Le petit chaperon rouge*) von Boieldieu (siehe oben Seite 336).

[4] Franz Anton Forti, geboren 8. Juni 1790 in Wien, gestorben 18. Juli 1859 ebenda, anfänglich Violaspieler am Theater a. d. Wieden, dann Sänger in Eisenstadt, Wien, Berlin, Wien, 1834 pensioniert.

[5] Siehe oben Seite 340 Anm. 5.

[6] Johann Michael Vogl (1768—1840), Sänger am Hofoperntheater 1794—1822.





da [1]; Vogl ist der älteste, ist Hofsänger und — Mitglied der Regie. — Der Rosalieb möchte ich noch gedenken, deren Spiel und Gesang zwar nicht ausgezeichnet war, die aber durch ihr rein unschuldiges Benehmen und Gemüth in der Scene mit dem Beschauen des Ringes das Unanständige und Schlüpfrige dieser Situation rein verwischte.

Das Orchester unter Weigls [2] Leitung war sehr lobenswerth. Zwar befriedigte mich die Ouvertüre am wenigsten und das Andante $^3/_8$ wurde auch offenbar vergriffen, denn zu Anfang war nach Mäzl die Bewegung 138 = ♪, nach zehn oder 12 Tackten 120 und im dritten Ackte, wo das Thema der Ouvertüre wiederkehrt, 108 = ♪; dennoch wurde sie, wie es die eingeführte Sitte erfordert, stark applaudirt. — Die Wald- und Wolkendekorationen so wie die scenischen Anordnungen und Gruppirungen waren um so mehr zu loben und zu bewundern, da das Theater weder Breite noch Tiefe — nur drei Seitenkoulissen — hat.

Den schönsten Jouvel besitzt dieses Theater in Mme Grünbaum [3], deren volle klingende Stimme so wie Figur sehr lebhaft an unsre Mahner erinnert. Eine hohe Freude ist's, eine Sängerinn zu finden, die bei dem großen Reichthum aller Kunstmittel eine solche Selbstverleugnung besitzt, die den vorgezeichneten Charackter des Componisten so treu, rein und wahr wiedergiebt. Diese Frau im Cortez [4] und dazu mit Forti [5], der als Held hier ganz an seinem Platze steht, vereinigt zu sehen — dazu der markige Krieger Chor mit den wilden Tänzen der Mexikaner: — ist ein Genuss, der nicht häufig zu finden; und hier vergisst man schon das Menschliche der Uebrigen, die glücklicherweise weniger stöhrend eingreifen. — Gesellt sich zu diesen zwei seltenen Erscheinungen nun noch eine dritte — die Mme Waldmüller [6], deren männlicher Alt die Catalani in Erstaunen setzte — und machen diese drei, wie im Tankred, die einzigen Personen aus [7]: ja da kann man eine solche Vorstellung wol mit Wahrheit einzig nennen.

Hier, im Tankred, ist die Grünbaum wiederum ein ganz anderes Wesen. War sie im Cortez schöne gediegene Declamation, so ist sie hier lauter Wohllaut. Ihre Cadenzen fliegen wie Raqueten in die Höhe, wo die Töne immer weicher und weicher in einen Hauch sich verlieren. Dabei eine Reinheit, eine Präzision, ein hinreißender Zauber im Ausdruck, daß selbst die Fantasie in einzelnen Momenten nicht höher zu steigen wagt. Bei ihr ist kein falscher Schimmer, kein Modetand, auch nichts Veraltetes, Alles ist fein gedacht, gefühlt und herrlich ausgeführt. Der jederzeit treugehaltene Charackter der Situation, die genaue Beobachtung der rhytmischen Formen und richtigen Aczente machen diese Frau zu einer der ersten serieusen Sängerinnen. Das Muntere scheint ihrem ganzen Wesen weniger angemessen, und so viel Rühmens man auch von ihr als Rosa in den Dorfsängerinnen [8] machte, so sehr man in mich drang doch ja diese Vorstellung nicht zu versäumen: so muss ich doch aufrichtig gestehen, daß sie mich darin weniger befriedigt, und zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß sie in dieser Rolle der Sandrini in Dresden [9] in vieler Hinsicht nachsteht. Habe ich nun noch nachzuholen, daß nicht allein die kraftvolle Metallstimme der Waldmüller, sondern auch ihr Vortrag, Spiel nnd Haltung meistentheils zu loben sei, daß Forti die Parthie des Arsir als ächter Italiener durchgeführt; habe ich noch angeführt, daß unter dem weiblichen Personale noch manch schätzbares Talent z. B. Mme Vogl [10] als Mutter, D. Laucher mit einer recht schönen Altstimme, Mme Lembert [11] und D. Vio [12]; zähle ich zu den Guten noch Herrn Gottdank [13], der als recht braver Komiker nur zu wenig benutzt wird, so habe ich auch alles erschöpft, was sich vorzügliches und gutes über das Gesangpersonal des Kärnthner Theater sagen läßt. Von den männlichen Personal mag ich nicht weiter reden, denn Gutes läßt sich nun einmal nicht sagen, und das Schlechte will ich lieber gar nicht erwähnen. Dell Wranitzky [14] mit ihrer hübschen Figur, lieblichen Stimme und Vortrag, aber kalten Spiel habe ich nicht erwähnt, weil sie in dieser Zeit das Theater verlassen. — Das Orchester zählt sehr wackere Männer — vorzüglich noch aus früherer Zeit — unter sich und hat an Weigl — wenn er will — einen wahrhaft tüchtigen

---

1 Forti, von Wiedebein (siehe oben Seite 343) als Bassist bezeichnet, war nach der üblichen Klassifikation Baritonist: seine Glanzrolle war der Don Juan.

2 Joseph Weigl (1766—1846), fruchtbarer Opernkomponist, seit etwa 1803 Kapellmeister an der Hofoper.

3 Therese Grünbaum, Tochter des Komponisten Wenzel Müller, geboren 24. August 1791 in Wien, vermählt 1813 mit dem Tenoristen Joh. Christoph Grünbaum, 1816—28 an der Hofoper zu Wien, „die deutsche Catalani", gestorben 30. Januar 1876 in Berlin.

4 Als Amazilly.

5 Als Cortez.

6 Katharina Waldmüller geborene Weidner, Gattin des berühmten Malers Ferd. Georg W., nach Engagements in Preßburg, Prag, Brünn, Agram usw. zuletzt in Wien.

7 Madame Waldmüller als Tankred, Forti als Arsir, Madame Grünbaum als Amenaide (siehe oben Seite 336).

8 Gemeint sind „die Sängerinnen auf dem Lande".

9 Siehe oben Seite 338 Anm. 3.

10 Katharina Vogel geborene Dupont, Gattin des dramatischen Schrifstellers und Schauspielers Wilhelm V.

11 Frau des dramatischen Dichters und Schauspielers Wenzel Lembert, mit ihrem Gatten seit 1817 am Wiener Hoftheater, vorher in Stuttgart.

12 Betty Vio, seit 1819 an der Hofoper, 1831 mit Joseph Spitzeder vermählt, Mutter von Adele Sp., gestorben 1872.

13 Tenor.

14 Katharina Wranitzky (1800—51), 1818—20 an der Hofoper.

Direcktor. Die Sauberkeit vor zehn Jahren habe ich nicht ganz so wiedergefunden; ob nun die Ursache davon vielleicht in der jetzigen rauschenden Begleitung liegt, oder ob die Einbildung bei mir das Vergangene verschönert, vermag ich nicht bestimmt zu entscheiden. Genug, zu rühmen bleibt immer noch vieles, obgleich die Dresdener Kapelle wesentliche Vorzüge hat. Was nun aber Garderobe und Dekoration betrifft, da muss man schon gestehen, daß die kaiserlich sind; diesen Glanz, diese Pracht habe ich auf keinen andern Theater, außer dem Wiedener, gefunden.

Den inneren Raum des Gebäudes füllen ein Parterre noble mit Sperrsitzen und ein zweites erhöhtes Parterre; im ersten und zweiten Stock überall 24 Logen; im dritten, vierten und fünften Stock offene Gallerieen. Die Beleuchtung besteht in einer Krone mit 18 großen und 12 kleinen Lampen. Im ganzen Jahr wird täglich gespielt, viermal Oper und dreimal Ballet, außer in den Monathen Juli und August, wo die Schauspieler, Sänger und Tänzer einen oder den andern Monath Ferien haben. — Die Sänger und Sängerinnen, deren Anzahl sich auf 20 bis 25 beläuft, sind entweder mit Decret auf Lebenszeit angenommen und werden in diesem Falle bei höherem Alter oder zufälliger Unbrauchbarkeit nach der Normale der übrigen k. k. Civilbeamten förmlich pensionirt, oder sind nebenbei Hof- und Capellsänger oder auch nur auf einzelne Jahre engagirt.

Das ganze Theaterpersonal steht in letzter Instanz unter den Fürst Stadion[1]; hat einen k. k. Hofrat Filgod[2] — zum Commissär und Director, einen Hoftheatersecretär — Schreivogel[3], bekannt unter den Namen West —; einen Cassier, 1 Cassa-Offizier[4], 1 Kassendiener, 1 Logenmeister, 1 Logendienerin und 16 Billeteinnehmer; 2 Ärzte und 2 Wundärzte; 1 Decorations Director, 1 Inspector, 1 Canzellist, 1 Magazinär, 3 Garderobengehülfen, 2 Friseurs und 1 Garderobediener; 1 Architekt, 4 Decorateurs, 1 Machinist, 2 Decorations Inspectoren, 2 Theatermeister, 2 Lichtanzünder, 2 Zimmerleute, 1 Feuermaurer, 1 Zettelträger, 2 Theater Feldwebel, 2 Schnürmeister, 2 Arbeiter und 2 Theatertischler.

Einen Opern-Director und Kapellmeister — Weigl[5] —, zwei Kapellmeister — Gyrowetz[6], Umlauf[7] — 1 Vice-Kapellmeister[8], 1 Chordirector, 1 Correpetitor und 2 Regisseur; 38 Choristen, 20 Choristinnen, 16 Chorknaben und 2 Soufleur; 1 Orchester Director, 1 Directions Adjunct, 1 Ballet-Orchester-Director, 1 Solospieler, 6 erste und 6 zweite Violinen, 4 Bratschen, 3 Violonschells und 3 Contrabässe, 2 Oboen, 2 Flöten, 2 Clarinetts, 2 Fagotts, 4 Hörner, 2 Trompeten, 3 Posaunen und 1 Paucker.

Das Ballet hat 1 Balletmeister, 1 Inspicient, 2 erste und 3 zweite Tänzer, 3 Pantoministen, 2 Coriphäen und 16 Figuranten; 4 erste und 3 zweite Tänzerinnen, 2 Pantominístinnen, 2 Coriphäen, 20 Figurantinnen, 2 Kinder, 1 Ansager, 2 Wagendiener und einen Requisiteur.

Theater an der Wien.

Das Theater an der Wien — richtiger Wieden — ist bestimmt eins der gelungensten Gebäude für große Oper wie für Schauspiel. Größe — es fasst über 3000 Zuschauer — Pracht und Bequemlichkeit stehen mit der Akustick, Optick und Mechanik im schönsten Verhältniß. Ich kenne kein Theater, wo man von jedem Standpunkte aus so gut sehe und höre. Der Sänger mag hintreten, wo er will, mag stark oder schwach singen, beim vollen wie leeren Hause — überall wird man ihn deutlich vernehmen, immer der Ton einer schönen Resonanz haben. Die Mechanik nun vollends steht auf einer so hohen Stufe, daß kein zweites Theater sich einer ähnlichen rühmen könnte. Die Zauberflöte war die Gründerinn all dieser Herrlichkeiten[9], ist aber auch der Keim des unvermeidlichen Falles. Für Zauberopern und Specktakelstücke, auf äußeren Glanz und Prachtaufwand ganz besonders berechnet — wurde dieses Haus gebauet, und während die Hoftheater mit schützendem Hinterhalte ganz ruhig auf ihrer Bahn fortwandelten, musste dieses sich selbst überbiethen und Erschöpfung über kurz oder lang die unvermeidliche Folge sein. Und wenn mich nicht alles täuscht, so ist dieser Zeitpunkt schon da, ist schon längst da gewesen. Nicht möglich ist's ja die Kräfte beider Hoftheater in sich zu vereinen; die niederen Sinne, denen auf Kosten des Geistigen gefröhnt wurde, sind übersättigt, alle Reizmittel versucht; das Ganze eine verblühte Hetäre.

---

1 Ist etwa der Finanzminister Johann Philipp Karl Graf von Stadion gemeint? Lemberts Taschenbuch für Schauspieler usw. auf das Jahr 1821 nennt als Obersten Direktor des Hoftheaters Rudolph Graf von Wrbna und Freudenthal.

2 Lemberts Taschenbuch: Claudius Ritter von Füljod.

3 Joseph Schreyvogel (1768—1832) unter den Namen Thomas West, auch Karl August West als Bearbeiter spanischer Dramen und Verfasser eigner Dichtungen bekannt.

4 Lemberts Taschenbuch: Kassen-Official.

5 Siehe oben Seite 344 Anm. 2.

6 Adalbert Gyrowetz (1763—1850), eifriger und seinerzeit beliebter Komponist, auch von mehreren Opern.

7 Michael Umlauf (1781—1842), Sohn des als Komponist bedeutenderen Ignaz U. (1752—96), vorzüglicher Dirigent.

8 Joseph Kinsky (Kinky), geboren um 1790, Komponist leichter Musik.

9 Die Zauberflöte erlebte ihre Erstaufführung bereits am 30. September 1791 in dem alten Theater an der Wieden; das hier beschriebene neue Theater an der Wieden ward erst am 13. Juni 1801 eröffnet; insofern es aber von Schikaneder begründet und dieser durch die Zauberflöte zu Reichtum und Ruhm gelangt war, mag man Wiedebeins Aeußerung gelten lassen.



Die Sängerinnen hatte Gott Hymen mit seinem Gefolge heimgesucht und dadurch mir wie der Direction einen argen Streich versetzt. Was und wieviel ich dadurch verlohren, kann ich nicht sagen; die einstweiligen Repräsentantinnen schienen mir indeß nicht dazu geeignet die nöthige Ruhe der Hohen zu stöhren. Eine gewisse Dell Schwarz[1] wäre die Einzige, die ich auszeichnen möchte. Ihre Stimme von vielen Umfange — sie singt von a bis $\overset{\equiv}{c}$ — hat eine große Ähnlichkeit mit der unserer zweiten Seconda[2], mit natürlich ungleich höherer Ausbildung und lobenswerthem Vortrage. Da sie noch junges Mädchen ist, so lassen sich an ihr Spiel wie Gesang noch keine große Forderungen machen, und es ist schon genug, daß sie als Jüngste so vielen Älteren voransteht. — Um sich einigermaßen aus der Verlegenheit zu ziehen, ließ die Direction zwei angehende Sängerinnen debütiren. Die erste eine Dell Dermer[3], mit angenehmer Figur und Stimme, trat in Rosenhütchen — einer verunglückten Nachahmung von Rothkäppchen — als Rosalieb auf[4]. Nicht zu leugnen ist's, daß das hiesige weibliche Geschlecht im Allgemeinen viel Anlage für guten Gesang besitzt, und seine erste Periode hat in der That viel Erfreuliches. Leider aber verliehrt sich mit dieser wie mit der Jugend — physisch wie psychisch — das reine natürliche Gefühl, und statt sich zu veredeln, geht es in Unnatur Schimmer und Künstelei zu Grabe. So war denn auch dieser erste Versuch der D. Dermer gar wohl zu loben, nur fürchte ich, daß auch bei ihr nicht der verdorbene Geschmack unheilbringend vorübergehen werde. — Die zweite Debütantinn, eine eben verheirathete Mme Schütz[5], trat, ungleich höher — technisch — ausgebildet, in Rossinis *Cenerentola* als Aschenbrödel auf[6]. Die Figuren brachte sie recht gut heraus, überhaupt sang sie alles, wie es der Componist durch Noten angedeutet, aber kalt; und die Stimme hatte mir etwas hartes, nicht das milde, wohlthuende, was an jugendlichen Stimmen so sehr gefällt. Wie das Auge, so ist auch die Stimme Verkünderinn der Seele, und noch immer habe ich das Eine mit dem Anderen vereinigt gefunden; wo mich der Ton erfasste, da strahlte auch das Auge. Fehlt aber beides, wie hier der Fall war, ist weder sichtbarer noch unsichtbarer Ausdruck vorhanden: da ist es um den Genuss des aufmerksamen Zuhöhrers geschehen, da ist die Wirkung oft sogar entgegengesetzt.

Es ist mir ein Trost, daß meine Urtheile nicht gedruckt sind, denn da würde mir das folgende vielleicht den härtesten Strauß zuziehen. Ich kann und kann nicht, bei dem reinsten Willen vermag ich's nicht in das allgemeine Lob über Jägers[7] vortrefflichen Gesang einzustimmen. Ja, ich gebe zu, daß seine Stimme von großem Umfange und dabei gleichmäßig ist, daß sie vielleicht die höchste Höhe aller jetzigen Tenoristen in sich vereinigt und noch übertrifft; aber Stimme ist ja doch noch immer nicht Gesang, und bei alledem hat sie für mich noch etwas taubes, nicht den feinen Silberklang, der wie magnetisches Fluidum unsere feinsten Nerven berührt; und wie dieser fehlt auch seinem Vortrage die wahre Feinheit, das Edle, Geistige — mit einem Worte der über alles hinreißende Zauber. — Er war früher Schulmeister in einer Vorstadt Wiens oder nicht weit um Wien. Der Graf Palfi[8] hörte von ihm, überredete ihn zum Theater und ließ ihn im Tanzen, Fechten und Reiten unterrichten; aber so wie trotz aller angewandten Bemühungen in Haltung, Anstand und Spiele noch immer die frühere Bildungsstufe hervorblickt, ebenso im Gesange. Wo das Eine nicht ist, fehlt auch gewöhnlich das Andere. Ich bin der festen Meinung, und ich glaube, sie ist wahr, daß das Innere mit dem Äußeren im genauen Verhältnisse stehe, und wie das eine auf das andere, so auch wiederum umgekehrt wechselseitig einwirke. Ist etwas wahr gedacht und gefühlt, so äußert es sich auch im Ton, Mienen, Gesten und Haltung wahr. Ist dies bei der Rede der Fall, so muss es auch in der Musik sein, oder die ganze Kunst wird zur Lüge. Eine irrige Meinung ist's, daß der Sänger nicht Schauspieler zu sein brauche; ich kann ihr nicht beipflichten, behaupte im Gegentheil, daß der ächte dramatische Sänger als solcher auch zugleich ächter Schauspieler sein müsse. Ist er es nicht, so erregt er entweder bei mir den Verdacht, es nur bis zum Lesen in seiner Kunst gebracht zu haben, der Sinn einzelner Worte wie ganzer Gedanken sei ihm fremd, oder sein Vortrag entspringe nicht rein aus dem Innern, könne mithin nicht gefühlt, nicht wahr sein.

Der erste Bassist — Seipelt[9] — ist für grämliche Alte sehr gut, doch aus dieser Sphäre muss er nicht heraustreten, denn das Edlere wie das Muntere sind seinem Äußeren wie seinem ganzen Wesen entgegen. Mit diesen steht auch seine Stimme im genauen Verhältniss, sie hat etwas dumpfes, hohles, das bei starken Tönen leicht in Brüllen ausartet.

---

1 Schauspielerin und Sängerin (Altistin).

2 Sophie Seconda?

3 Betty Dermer (1803(?)—61), 1823—30 am National- bezw. Hoftheater zu Braunschweig, Geliebte Herzog Karls II.

4 Siehe oben Seite 336.

5 Amalie Schütz geborene Holdhaus (daher ihr Künstlername Schütz-Oldosi) (1803—52), Gattin von Joseph Schütz, Sänger und Schauspieler am Theater an der Wieden.

6 Siehe oben Seite 336.

7 Franz Jäger (1796—1852), Tenor; er verlor seine Stimme früh durch Forcieren der Töne.

8 Ferdinand Graf Palffy von Erdöd (1774—1840), eifriger Kunstfreund, seit 1813 Besitzer und Leiter des Theaters an der Wieden, an dem er sein ganzes Vermögen verlor.

9 Joseph Seipelt (1787—1847), auch als Komponist nicht unbekannt.



Sind nun an die Hauptparthieen — Spitzeder[1], Schütz[2] und vor Allen Schwarzböck[3], machen oft sehr ehrenwerthe Ausnahmen — keine große Forderungen zu machen, so darf man diese bei den Nebenparthieen um so weniger hoch stellen. Hier kann ich aber nicht unterlassen zu bemerken: daß die besseren wie die minder guten Darstellungen um einen großen Theil von dem einen und dem anderen Kapellmeister auszugehen scheinen. Bei dem Einen[4] werden mehr die bloßen Noten gesungen und gespielt, selbst das *forte* und *piano* wie manches übrige weniger berücksichtigt. Bei dem Andern[5] hingegen herrscht eine ungleich größre Feinheit und Genauigkeit beim Sänger wie beim Spieler; das Einzelne wie das Ganze tritt nur da hervor, wo es der Effeckt verlangt, und muß sich wieder unterordnen, wo es die Klarheit und Deutlichkeit wie die Situation gebeut. Der Unterschied ist auffallend, sonst würde ich es nicht einmal erwähnt haben. — Der Chor nun, obgleich an und für sich immer sehr achtungswerth, darf sich mit dem des Kärnthner Theater in keiner Hinsicht gleich stellen, und von dem Orchester kann ich auch nicht sagen, daß es das andere übertreffen sollte. Unter Riottes[6] Direction ist es öfters sogar mittelmäßig, indem die Leitung zwischen ihm und dem Anführer Clement[7] — der auch noch einmal so viel Gehalt bezieht — getheilt ist; unter Seifrieds[8] Führung, wo diese Unordnung nie eintritt, habe ich es wiederum sehr brav gefunden. — Es bleibt also diesem Theater kein Vorzug vor jenem als die Größe, Pracht, der Dekorationen wie der Maschienerie.

Die reiche Garderobe des Chors und der Statisten ist im Kärnthner Theater schon sehr zu bewundern, hier geht sie, möchte ich sagen, zu weit; das Auge wird öfters geblendet und weiß nicht, wohin es schauen, worauf es haften soll. Und noch ist diese — die Garderobe — nicht der einzige Theil, der das Auge verwirrt, nein, die Dekorationen sind es erst, die im ersten Moment den ganzen Menschen gefangen nehmen. Obgleich das Theater viel Tiefe hat, so ist man damit noch nicht zufrieden, sondern setzt noch einen durchbrochnen Hintergrund hinter den andern, so daß die Aussicht, die Tiefe, sich bis in's Unendliche verliehrt. In der Maschienerie lässt sich manches gar nicht erklären: die den ganzen Hintergrund durchzuckenden Schlangenblitze, die Wasserfälle mit dem gischenden Schaum, das Verstärken und Vermindern einzelner Wellen bleiben mir noch immer ein Räthsel. Alles dieses erfordert aber einen Kostenaufwand, den das Theater unmöglich erschwingen kann, und nicht dieses allein: es hilft nichts mehr, denn es hat den Reiz der Neuheit verlohren; wirkt vielmehr entgegengesetzt, denn der Sinn für das Solide ist entfremdet und der Wiener verlangt nun immer Reiz auf Reiz. Wohl war es daher in bedrängter Lage eine sehr glückliche Idee das jetzige Kinderballet[9] zu organisieren, denn das war wieder etwas nie Dagewesenes. Sollte aber auch diese Stütze des Theaters fallen, dann ist bei der jetzigen Verwaltung viel und zwar sehr viel zu fürchten.

Das Theaterpersonal dieser Bühne ist zahlreicher als das der Kärnthnerthor's, weil hier Opern und Schauspiel mit einander abwechseln; dagegen ist hier der Chor nicht halb so stark wie dort, denn er enthält 16 Choristen[10] und dort 38. Das Orchester möchte wohl ziemlich mit jenem gleich sein; denn es zählt ebenfalls wackere Männer in seiner Mitte, wohin außer dem Kapellmeister Ritter von Seyfried, der ein vielseitig höchst gebildeter Mann und ein wahres Muster von Director ist — der Anführer der ersten Violine Clement, der erste Violonschellist, erster Oboen- und Flötenbläser gehören. Der innere Raum dieses schönen und regelmäßigen Gebäudes hat 8 Parterrlogen und 10 Logen im ersten Stock; ein erstes und zweites Parterre mit Sperrsitzen und vier Gallerien übereinander. Obgleich die Krone nur 10 Lampen enthält, so ist dennoch eine helle Beleuchtung. —

Alles dieses Gesagte nun soll sich aber ohne und mit allem Vergleich nur einzig auf Wien beziehen und zwar nur in sofern, als hier die erste aller Opern sein könnte und, wenn's recht zuginge, sein müsste. Die Wiener Oper sollte allen übrigen ein Ideal sein, nur das Vortrefflichste im Vereine mit sich selbst sollte hier gesehen, gehört und geleistet werden; und sie hat der Mittel dieses zu erreichen schon viele und könnte deren noch mehr haben. Ehe aber das Ganze nicht anderen Händen anvertraut wird, ehe nicht an der Spitze ein Mann mit unumschränkter Macht steht, dessen Namen selbst das Ausland mit Achtung nennen muss: ehe wird es nicht anders werden.

Das Theater in der Leopoldstadt

ist ein unansehnliches Gebäude mit doppeltem Parterre, zwei Reihen Logen und einer Gallerie. Auch die Decorationen sind alt und ohne Werth, und verhält es sich gegen die andern wie unser Theater im Kaffehause

1 Joseph Spitzeder (1796—1832), Baßbuffo (siehe auch Seite 344 Anm. 12).

2 Joseph Schütz, Gatte der Amalie Schütz-Oldosi (siehe oben Seite 346 Anm. 5), Schauspieler und tüchtiger Baritonist.

3 Ludwig Schwarzböck, Chordirektor und Bassist.

4 Riotte.

5 Ritter von Seyfried.

6 Philipp Jakob Riotte (1776—1856), seinerzeit beliebter Komponist, namentlich von Theatermusik, seit 1818 Kapellmeister am Theater an der Wieden.

7 Franz Clement (1780 bis um 1840), Violinvirtuose, auch Komponist.

8 Ignaz Ritter von Seyfried (1776—1841), schon 1797 von Schikaneder als Kapellmeister am Theater an der Wieden angestellt, was er bis 1825 blieb, ungemein fruchtbarer, erfolgreicher Komponist.

9 Dessen Urheber der Balletmeister Horschelt war.

10 Lemberts Taschenbuch auf 1821: 14 Choristen, 18 Choristinnen, 12 Chorknaben.



gegen das Opernhaus. Ueber die Oper kann ich kein ausreichendes Urtheil fällen, weil ich nur eine einzige, die falsche Prima Donna[1], dort gehört. Sie wurde auf hohen Befehl gegeben, und was zu leisten möglich war, wurde geleistet, indem der Herzog von Cambridge[2] gegenwärtig war. Ist dieser nicht des Ignatz Schuster[3] wegen hingegangen, so wird ihm die Braunschweiger Darstellung besser gefallen haben, wie sie denn auch mit jener Ausnahme der hiesigen weit vorzuziehen ist. Hr Stephanie als Nikolaus Staar war kein aufgeblasener Bürgermeister. Dummheit war wol bemerkbar, aber keine stolze Dummheit oder besser kein dummer Stolz; hölzerne Dummheit, ja, die wäre ihm vielleicht nicht abzusprechen. Albertine — D^ell^ Schwobada — war unter dem weiblichen Personale noch die beste; — gute Figur, Haltung und auch Spiel. — Rummelpuff, — Herr Sartori[4] nicht so übel, doch schlechtes Organ; bei weitem nicht so gut als Köster[5], wiederum aber natürlicher. Ueberhaupt habe ich bei diesem Theater öfter die Bemerkung gemacht, daß bei dem tollsten Zeuge wenig oder gar nicht aufgetragen wird. Ueber alle Anderen ragte der Ignatz Schuster als *prima donna* gewaltig hervor. Ich wiederhole es als *prima donna*, denn als Schauspieler Lustig[6] wird man mit sich uneins und kann nicht begreifen, wie man von diesem Menschen so viel Lärm machen könne. Kommt er aber als Catalani an, da begreift man wohl, daß das allgemeine Gerücht kein bloßes Geschwätz sei. Erstlich diese treue Copie, das ganze Wesen gewisser Sängerinnen im Allgemeinen, zweitens die entfernte Ähnlichkeit mit der Catalani, und nun vollends im Gesange — er hat das schönste Falset, was mir noch vorgekommen — da geht es so weit, daß man nicht allein staunt, daß man stutzig wird. Durch seine guten musikalischen Kenntnisse, durch häufiges und aufmerksames Hören der besten Italiener, durch näheren Umgang mit ihnen — er ist zugleich Hofsänger — hat er ihren Gesang, ihren Vortrag, ihre Sprache und Aczent so studiert, daß man bei seinem ersten Auftreten als Catalani, bei seinem *io son contento* sich für den Italiener todschlagen ließe. Die Scene am Claviere — er ist zugleich braver Clavierspieler — bleibt in jeder Hinsicht ein Muster ächter Burleske. Schade, daß sie durch den Sperling — Hr Fermier, der mir überhaupt nicht aus sah, als vermöge er in den Charakter einer Rolle einzudringen — gestöhrt wurde; mit unsern Bachman[7] müsste sie ein Meisterstück gewesen sein. In dem nachfolgenden Conzerte aber wurde ein Bock geschossen daß mir heiß und kalt wurde, und ich jetzt noch nicht begreifen kann, wie es möglich gewesen, diesen ungeheuren Verstoß zu begehen. Nach der Arie: *il cor mi sento palpitar* war ein großes Hallo und die Sängerinn trat wieder vor und sang — *god save the King.* Noch immer wird mir ganz warm, wenn ich daran denke; — und hiermit noch nicht zufrieden, nein, *god save the King* musste sogar wiederholt werden. Hätte ich auch den Herzog beobachten können, ich glaube nicht, daß ich das Herz gehabt haben würde ihn anzusehen; der Wiener aber hatte dabei gar nichts Arges, fand darin nichts Anstößiges; im Gegentheil hielt er es für ein Zeichen der Achtung gegen den Herzog. — *al saltar della fossa si vede, chi asino è e cervo esser si crede*[8].

Kirchenmusik.

Wer von Dresden kommt, dem rathe ich sehr, wenn er es nicht ganz unterlassen kann, so lange als möglich die Kirchenmusiken aufzuschieben. Trifft es sich, daß gerade zu irgend einem Feste oder sonstigen Feierlichkeit eine Gesellschaft von Sängern und Musikliebhabern sich vereinigt hat, eine gute Musik aufzuführen, dann geht's; ist dieses aber nicht, dann verspreche er sich ja nicht zu viel. Da keine Singechöre hier existiren, so muss der *regens chori* — oder auch Capellmeister — an jeder Kirche das Singepersonal zugleich mit besorgen. Von dem, was er dafür zu seinem Gehalte bekommt, ist es nicht möglich, Chorsänger zu ziehen noch zu unterhalten; er sucht sie also meistentheils durch seine Bekannte und Schüler zu ersetzen. Einen vollen starken Chor hört man daher nie, öfter kleinere Sachen, Arien, die die Schülerinnen gerade eingeübt, auch wohl italienische. In der Hofkapelle ist nun freilich ein Chor von 16 Sängern — 8 Hofsängern und 8 Capellknaben, — aber diese Hofsänger sind meistentheils abgelebte Leute, so daß man von den alten Herren gar wenig hört, weniger noch versteht. Die Hofsängerinnen dürfen nicht mit in die Kirche, und die Capellknaben, die für diesen Dienst freien Unterricht genießen, sind auch nicht vermögend die Seele durch ihren Gesang zu erheben. Dann ist auch ihr Gesang beim Diskante in der That zu schwach und der Alt die einzige Stimme von allen, die ich deutlich vernommen. Das Orchester ist sehr lobenswerth, doch für die schwächlichen wie unmündigen Sänger, so auch für das gar zu beschränkte Local, meistens zu stark. Ich war sehr ungehalten über mich, die erste Messe versäumt zu haben, und verschloss den folgenden Sonntag ganz früh mein Zimmer, um durch keinen Besuch von neuem daran verhindert zu werden. Der Zufall wollte, daß ich eine schöne Kirchenmusik zu hören

---

1 Die falsche Prima Donna in Krähwinkel. Posse mit Gesang von Bäuerle, Musik von Ignaz Schuster.

2 Adolphus Frederick Herzog von Cambridge (1774—1850), jüngster Sohn König Georgs III von England, 1816—31 Generalstatthalter, 1831—37 Vizekönig von Hannover.

3 Ignaz Schuster (1770 oder 1779—1835), großer Volks-Komiker, Bassist, auch als Komponist beachtenswert.

4 Johann Sartory (1758—1840), Vertreter des Fachs der humoristischen Alten.

5 Am Nationaltheater zu Braunschweig.

6 Schusters Rolle in der falschen Prima Donna; Lustig erscheint in dem Stück als Prima Donna und zwar als die Catalani.

7 Karl Bachmann.

8 Beim Springen über den Graben sieht man, wer ein Esel ist und ein Hirsch zu sein glaubt.

bekam, eine gediegene Arbeit und trotz der schwachen Stimmen eine brave Ausführung. Das war aber auch die Einzige, denn an den folgenden hatte der heilige Geist keinen Antheil; sie waren strohern, wie der alte Mann Gottes[1] sagt, und es wurde mir jetzt sogar wahrscheinlich, daß ich bei dem ersten Male über den innern Gehalt manche Schwächen der Ausführung übersehen hatte. — Möge das Zauberland[2] auch hierin nur ein einziges Mal, nur durch einen einzigen Strahl, seinen Zauber mir offenbaren, gern will ich ausrufen: Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren! —

Gehalte.

Durch diese wird vieles deutlich, was sich sonst schwer erklären ließe. Der Hof Kammer- und Kapellsänger wie der Hof Kammermusikus hat ohne Unterschied der Person 500 fl. Silber; dafür ist er verpflichtet in jeder Kirchenmusik wie bei jedem Hofkonzerte, deren es jeden Winter zehn giebt, zu erscheinen und mitzuwirken. So lange der tüchtige Opernsänger noch Kraft genug in sich verspürt, trägt er auf lebenslängliches Engagement — wenn er es auch zu erhalten wüßte — nicht an, weil alsdann seine hohe Gage heruntergesetzt wird. Ist er nicht lebenslänglich angestellt, kann er auch nicht Hofsänger werden. Daher der schwächliche Gesang der Kirchenmusiken. Die Stelle eines Hofmusikus bekommt auch nicht leicht Jemand, der nicht schon längere Zeit bei einem Theater gewesen ist; auch diese sind also keine junge rüstige Leute. Die Hofsängerinnen haben eben nicht mehr, singen dafür aber nur in den Hofkonzerten. Wird von Jemanden, der nicht bei der Hofkapelle angestellt ist, eine Arie gesungen oder ein Solo gespielt, so erhält er dafür ein Honorar von 200 fl. W. W.; spielt er bloß als Ripienist[3] mit, wie dieses z. B. bei Flöten und, wenn ich nicht irre, auch bei Klarinetts der Fall ist — in der Hofkapelle sind nur diejenigen Instrumente angestellt, die in den älteren Kirchenmusiken vorkommen —, so erhält er für die Probe 10 fl. und für die Aufführung dasselbe. Wie es mit den Hof-Conzerten übrigens bestellt sein müsse, beweiset der Vorfall, daß man zu dem Conzerte beim Dasein des Herzogs von Cambridge eine Sängerinn aus der Vorstadt holen musste. Die Noth war um so größer, da sich unter den Sängern kein eigentlicher Konzertsänger befindet und der Hof Capell Director Salieri[4] das Solospiel zu verhindern suchte.

Bei dem Theater ist es wie überall — München, Berlin, Dresden, Frankfurt, Stutgard usw. ehrenvoll ausgenommen —, wo das Orchester weniger berücksichtigt wird, daß der Sänger über Gebühr bezahlt wird und der Spieler Noth leiden muss. Bei Forti, der 17000 fl., und der Grünbaum, die 1000 Ducaten — aber lebenslänglich — hat, möchte dieses hingehen; wenn aber ein Mensch, der weder Stimme noch Gesang noch Spiel hat, 12000 fl. Gage bezieht und sich eigne Equipage hält, während die armen Menschen im Orchester, die tagtäglich geplagt sind, mit 12—15, höchstens 18 hundert Gulden sich durchschlagen müssen, so liegt darin kein Verhältniß und ist selbst nicht klug berechnet, denn ohne ein ausgezeichnetes Orchester ist auch keine ausgezeichnete Darstellung denkbar, um so weniger, da ein einziger Blick in die jetzigen Partituren hinreichend beweiset, daß dem Orchester oft, und zwar sehr oft, mehr als den Sängern anvertrauet ist. Zum Glück sind meistentheils die hiesigen Musiker zugleich Clavierspieler, und in sofern wird das Theater zum Nebenverdienst, indem der Clavierunterricht ganz vorzüglich bezahlt wird. So hat denn auch das Clavierspiel hier eine wirklich hohe Stufe erreicht; und will ich dieses auch nicht im Allgemeinen behaupten, so läßt sich doch wohl mit Recht annehmen, daß unter so vielen tausend Clavierspielern — und die giebt es hier — schon viele sich hervorthun müssen. Wie bei den Spielern, so giebt es auch bei den Sängern noch einen Nebenverdienst, den ich aber leider nicht rühmen kann, denn einzig und allein durch ihn ist ein großer Verfall in das Ganze gekommen, dem schwer entgegen zu arbeiten sein möchte. Unter der Direction des Grafen — oder was er sonst war — Braun[5], erhielt jeder Sänger und Schauspieler bei Uebernahme einer neuen Rolle zwei Gulden Spielgeld. Die Idee war so übel nicht, denn sie beförderte nicht nur eines Theils das schnellere Einstudiren, sondern verhütete auch anderen Theils bei dem großen Personale die etwanige Weigerung der Annahme dieser und jener Rolle. Aber bei den zwei Gulden blieb es nicht lange, die Summe stieg immer höher und höher bis auf zehn, zwanzig und mehr Gulden. Je älter der Mensch wird, je geitziger in der Regel; kein Wunder, daß die Alten, bei neu engagirten Mitgliedern, ihre Rollen nicht allein nicht abtraten, sondern auch bei Vertheilung eines neuen Stücks noch ihre alten Rechte geltend zu machen suchten. Bei Forti ist diese Summe bei Uebernahme einer Tenorparthie bereits auf hundert Gulden gestiegen; die Folge ist, daß er eine andre Parthie, wenn sie nicht sehr dankbar ist, gar nicht mehr übernimmt. Von Weigl habe ich gesagt, daß er, *wenn er wolle*[6], ein ausgezeichneter Director sei. Wie er die Proben halte, wie weit seine Einwirkung sich auf das Gesammtpersonal erstrecke, ist etwas, was nur für mich dastehen würde; daß es aber eine Freude sei, die Präzision so wie das gegenseitige Verhältniss zu einander, in

---

[1] Luther, der den Jacobusbrief eine stroherne Epistel nannte.

[2] Italien, wohin Wiedebein zu reisen im Begriffe war.

[3] Musikalischer Kunstausdruck: Ausfüller, -helfer.

[4] Antonio Salieri (1750—1825), seit 1766 in Wien, 1788—1824 Hofkapellmeister, als Komponist in den Bahnen seines Freundes Gluck wandelnd, Gegner Mozarts.

[5] Peter Freiherr von Braun (1758—1819), Großindustrieller und Kunstmäcen, 1794—1807 Leiter der Wiener Hoftheater.

[6] Siehe oben Seite 344.



kleineren wie in großmächtigen Ensembles, unter seiner Leitung zu hören: dieses darf ich nicht unberührt lassen, denn das ist einzig, mir ist es wenigstens so gewesen. — Jetzt die nähere Erörterung des Wollens. Er ist eigentlich nur verpflichtet die große *opera seria* zu dirigiren und hat dafür einen Gehalt von 10000 Gulden. Da er nun aber außer diesem Gehalte, wie der Sänger, noch 10 fl. Directionsgeld für jede Oper erhält, so ist die Folge, daß er beinahe alle Opern übernimmt, dadurch natürlicherweise öfter ganz abgestumpft und gleichgültig wird, und — was dem Ganzen noch nachtheiliger ist — lieber den Vicekapellmeister für sich hinschickt als den anderen Capellmeistern, die nur 3000 fl. und etwas mehr haben, die Direction zu überlassen.

Und so möge denn diese kleine Abhandlung geschlossen sein, nachdem ich *noch einmal* in Erwägung bringe, daß meine Urtheile über die Gegenstände, wie sie sind, nur einzig und allein von dem Standpunkte: *wie und was sie sein sollten, sein könnten,* zu betrachten sind.

Ein Nachtrag
zu dem Aufsatz von Dr. H. Rausse: „Zur Geschichte der Simpliziaden"[1].

Von

Dr. A. Bechtold in Freiburg i./Br.

Dr. H. Rausse hat seinem Aufsatze „Zur Geschichte der Simpliziaden" die Reproduktionen zweier Stiche aus dem „Frantzösischen Kriegs-Simplicissimus" von 1682 beigegeben; er bemerkt dazu, daß es den Anschein habe, als habe Simplicissimus an Hand dieser Bilder seine Gesichte gehabt und nicht umgekehrt, worauf auch die lateinischen, französischen und holländischen Verse unter den Darstellungen schließen ließen.

In der Tat veranlaßt schon die stilkritische Untersuchung, die Stiche einer bedeutend früheren Zeit zuzuweisen; Stechweise, sowie die Proportionen der langgestreckten Figuren mit den kleinen Köpfen und der gespreizten Haltung weisen auf einen der niederländischen Manieristen aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts hin. Zum Überflusse befindet sich auf dem mit Nummer 1 bezeichneten Blatt mit der Darstellung der Pietas das Monogramm des Stechers: es ist der ebenso als Kupferstecher wie als Dichter und theologischer Kampfhahn bekannte Dirck Volckertszoon *Coornhert* (geboren zu Amsterdam 1522, gestorben zu Gouda 1590), der Lehrer des berühmten Hendrik Goltzius. Auch die ausgeschliffenen Worte: „*A. de Weert inuent.* lassen sich noch zum Teil erkennen, zum Teil erraten, wenn man weiß, daß Coornhert eine Anzahl Zeichnungen dieses Künstlers in Kupfer gestochen hat. Von dem rechts angebrachten Datum Anno 1682 standen nur die beiden Ziffern *16* auf der unretuschierten Platte; das Wort *Anno* und die Zahl 82 sind erst später an Stelle einer früher vorhandenen Inschrift von einer ziemlich ungeübten Hand eingefügt worden.

Herr Professor J. H. Scholte in Amsterdam hatte auf meine Bitte hin die Liebenswürdigkeit, im Amsterdamer Kupferstichkabinet nach früheren Abdrücken der Platte zu forschen. Es ergab sich, daß die beiden von Rausse veröffentlichten Blätter zu einer aus 12 Blättern bestehenden Folge gehören, die Coornhert nach Entwürfen des Brüsseler Zeichners Adrian de Weert gestochen hat. Die ursprüngliche „Schrift" ist auf den Amsterdamer Exemplaren noch intakt; an Stelle der Jahrzahl des „Frantzösischen Kriegs-Simplicissimus" steht dort die „Adresse" des Verlegers Hendrik Hondius: *Hh excud. 1604.* In diesem Jahr befand sich also die Kupferplatte im Besitz des Kupferstechers und Kunsthändlers Hondius. Ob bereits vorher, noch zu Lebzeiten Coornherts, von der Platte Abdrücke veranstaltet wurden, kann ich nicht angeben.

Es findet mithin die von Rausse ausgesprochene Vermutung ihre Bestätigung. Wir haben hier dieselbe Erscheinung wie bei der Wiederverwendung Jost Ammanscher Holzstöcke durch Grimmelshausen (siehe den Aufsatz von J. H. Scholte in dieser Zeitschrift); in ähnlicher Weise haben *Moscherosch* einige Holzschnitte des XVI. Jahrhunderts, die er dann in der Ausgabe der Gesichte Philanders von Sittewald von 1650 (Straßburg, bei Mülben und Städel) abdrucken ließ, Anregungen für seine Schilderungen gegeben.

[1] Oktoberheft 1912, Seite 207.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Cranachstr. 38. Druck u. Verlag von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10



Der Fechter von Ravenna.

Von

Dr. Karl Freye in Friedenau.

Daß jene Streitfrage, die sich an Friedrich Halms Trauerspiel „Der Fechter von Ravenna" in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts schloß, seinerzeit nicht endgültig gelöst ist, das muß sich jedem ergeben, der Laube und Dingelstedt in ihren Erinnerungen von den alten Vorgängen reden hört. Die beiden Theaterdirektoren erzählen sehr amüsant, aber völlig subjektiv; sie sprechen von der Bedeutung, die die Affäre in ihrer eigenen Theaterlaufbahn gewann, sie äußern zugunsten Halms mehr oder weniger bestimmte Vermutungen, aber eben immer noch Vermutungen. Das Hin und Her der Ansichten hat sich dann in den neueren literarhistorischen Schriften und Aufsätzen immer weiter erhalten. Nun ist aber 1910 in einer Dissertation von Hermann Petersen („Friedrich Halm, Der Fechter von Ravenna", Marburg) der Versuch gemacht, ein letztes Urteil zu sprechen. Dieser Versuch, der übrigens nur einen Teil der Petersenschen Schrift ausmacht, ist meines Erachtens völlig mißlungen und hat so in mir den schon länger gehegten Gedanken, mich zu dem Falle zu äußern, zur Reife gebracht. Rudolf Fürst hat freilich, ebenfalls 1910, in der flotten Gesamteinleitung zu seiner Auswahl Halmscher Werke eine der Petersenschen Hypothese entgegengesetzte Vermutung bereits geäußert. Aber er vermutet doch eben nur wieder (wenn auch, wie ich überzeugt bin, richtig), stellt die Reihenfolge der alten Ereignisse nicht durchweg genau dar und konnte den ihm unbekannten Petersen noch nicht widerlegen. Daß dessen so sicher ausgesprochene Hypothese absolut unbewiesen ist, denke ich im folgenden klarzulegen; das wird, glaube ich, gelingen — und sollte zum Beweis meiner eigenen Gegenbehauptung das letzte äußere Material nicht bei der Hand sein (vielleicht findet man noch einmal später Ausschlag gebende Aktenstücke), so wird doch eine *innere* Begründung auch dafür nicht fehlen.

Eine kurze Einführung wird dienlich sein, denn die über fünfzig Jahre zurückliegenden tragikomischen Ereignisse, die einst alle Welt in Atem hielten, sind wohl nicht jedem mehr völlig gegenwärtig. Von Wien aus begann im Oktober 1854 ein anonymes Stück seinen Siegeszug über viele deutsche Bühnen, betitelt „Der Fechter von Ravenna", ein Drama, das so sehr durch theatralische Vorzüge und ein fesselndes Problem ausgezeichnet war, daß gewisse Schwächen unbemerkt bleiben konnten. Der Schatten Armins (einer damals schon wegen des unfertigen, in Detmold lagernden Denkmals aktuellen Gestalt) stand hinter den Vorgängen des Stückes. Thusnelda war seine handelnde Vertreterin und beider Sohn, der in römischer Gefangenschaft geborene Thumelicus, der „Held" des Stückes. Ein eigentümlicher Held; als Fechter in Ravenna auferzogen, weiß er nichts von seiner Fürstenschaft, und *will* sogar nichts davon wissen, als ihm seine Abkunft klar wird. Thusnelda, die Vertreterin deutscher Kraft und deutschen Gewissens, muß die schwerste Mutterpflicht erfüllen: sie gibt ihrem endlich wiedergefundenen Sohn selbst den Tod, um nicht den Erben Armins im Zirkus zum Ergötzen Caligulas kämpfen und fallen zu sehen. Thumelicus nämlich rechnet es sich zur Ehre, vor dem Cäsar fechten zu dürfen, er will nicht Führer seines bedrängten Barbarenvolkes sein, obwohl es ihn zu sich ruft. Trotz seinem guten deutschen Herzen zeigt er, wie weit ein Deutscher innerlich sinken kann, der um den großen Lebenszweck schmählich betrogen ist. Diese ungewöhnliche Grundanlage mit ihren vielen aktuellen Beziehungen, verbunden mit einer

schlagenden Charakteristik aller *brüchigen* Elemente und mit einem großen Geschick im Herausarbeiten von Theatersituationen, verschaffte dem Stück seinen Erfolg. Trotz diesem Erfolge aber blieb der Autor im Dunkel, ließ sogar, nach Laubes Bericht, zunächst die Tantiemen nicht einfordern — Veranlassung genug, daß die verschiedensten Vermutungen laut wurden. Daß es sich eigentlich um mehrere Autoren handle, wurde 1855 in Nr. 8 von Gutzkows Wochenschrift „Unterhaltungen am häuslichen Herd" erwähnt, unter Nennung eines ursprünglichen Stückes „Thusnelda" von einem „Jemand", das ein- oder zweimal umgearbeitet sei von anderer Hand. Da geschah (verhältnismäßig spät) im Frühjahr 1856 das unerhört Lächerliche: in München, einem der Hauptschauplätze des „Fechter"-Sieges, wurde ein halbgebildeter Dorfschulmeister aus Oberpfaffenhofen am Starnberger See als Eigentümer der Grundidee des vielgenannten Stückes proklamiert. Franz Bacherl hieß dieser Schulmeister, als „Literat und Realitäten-Besitzer" bezeichnete er sich selbst brieflich, und sein zunächst genanntes Drama „Die Cherusker in Rom" enthielt nach den bald veröffentlichten Proben tatsächlich das Hauptproblem des anonymen „Fechters", trotzdem es im übrigen namenlos albern, ja kindisch in der Ausführung war.

Da der Autor des siegreichen „Fechters" (wenigstens offiziell) unbekannt war, so richteten sich die Angriffe der Bacherlpartei, speziell ihres Anführers Otto von Schorn in München, zunächst gegen den Leiter der ersten Darstellung, gegen Heinrich Laube, den artistischen Direktor des Hofburgtheaters in Wien. An Laube, so sagte Schorn am 1. März 1856 in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", habe Bacherl sein Theaterstück „Die Cherusker in Rom" eingesandt, und mit einem noch vorhandenen Begleitschreiben Laubes vom 12. September 1854 sei das Werk, nachdem es „eine Reihe von Monaten" in Wien geblieben, an den Verfasser zurückgeschickt. Schorn nannte den Namen Friedrich Halm als den des vermutlichen Verfassers des „Fechters" und gab deutlich zu erkennen, daß er ein Einverständnis zwischen Laube und dem räuberischen Autor des „Fechters" für wahrscheinlich halte. Laube, dem wir wohl glauben dürfen, daß er sich der Bacherliade, die ihm wirklich vorgelegen hatte, zunächst gar nicht erinnerte[1], erwiderte in der „Allgemeinen Zeitung" vom 10. März im ganzen ruhig und sachlich, obwohl nicht völlig befriedigend. Der „Fechter von Ravenna", sagte Laube mit berechtigter Nachdrücklichkeit, sei bereits im Januar 1854 als das Werk eines Anonymus fertig in seinen Händen gewesen, daher sei die Beschuldigung schon der Zeit wegen hinfällig; den Autor des „Fechters" freilich nannte Laube nicht, obgleich er (wohl um den sich auch vor ihm Verkappenden zur Äußerung zu bringen) hervorhob, daß dessen Name in Wien keinem Kunstverständigen zweifelhaft sei. Der Streit war durch diese Antwort keineswegs erledigt, man konnte verlangen, daß der Verfasser des „Fechters" genannt werde und selbst spreche. Als Gegenpole seien Gutzkows und Schorns weitere Hauptäußerungen erwähnt. Der erste erklärte jetzt in einem offenen Brief an Schorn, datiert vom 15. März, ein so törichter Mensch, wie Bacherl nach den bekanntgegebenen Proben im Grunde sein müsse, könne unmöglich die Bildungsvorbedingungen besitzen, die zur ehrlichen Autorschaft der bewußten „Cherusker" nötig seien; also sei es viel wahrscheinlicher, daß Bacherl, vielleicht nach Einsicht in das Münchener Theatermanuskript des „Fechters", nachträglich gefälscht habe. Diese Vermutungen suchte Schorn am 19. März vor allem dadurch zu entkräften, daß er von früheren dramatischen Arbeiten Bacherls sprach, in denen sich bereits eine Kenntnis des Theaters zeige, die ihn durchaus zur selbständigen Verfasserschaft seiner „Cherusker" befähige. Abschließend suchte Schorn den Autor des „Fechters" in der „Allgemeinen Zeitung" vom 26. März zur Erklärung zu zwingen. Er berief sich bezüglich der Priorität des Bacherlschen Werkes auf die bereits früher veröffentlichten Zeugnisse dritter und vierter, die schriftlich und unter Siegel bestätigt hatten, daß die „Cherusker" in der jetzigen Form bereits im Frühjahr und Sommer 1853 vorhanden gewesen seien, wodurch ja eine Fälschung Bacherls unwahrscheinlich gemacht war. Durch neue

[1] Obwohl er in der Tat ein von Bacherl eingesandtes Stück, wahrscheinlich die „Cherusker" (ein kleines Manuskript), früher seiner Familie (warum also nicht auch einem Freunde?) außeramtlich als Kuriosum vorgezeigt hatte, wie er selbst in seinem Buche „Das Burgtheater" zugibt.



einleuchtende Proben suchte endlich Schorn den Satz zu beweisen: „Der Schullehrer Fr. Bacherl aus Pfaffenhofen muß als ursprünglicher Quell und geistiger Eigentümer des ‚Fechters von Ravenna' betrachtet werden."

Unmittelbar darauf, aber bereits allzuspät, erhob Friedrich Halm seine Stimme, indem er am 27. März im Morgenblatt der „Oesterreichischen Zeitung" eine Erklärung veröffentlichte, die allerdings doch, wie die Dinge lagen, geeignet war, den Ankläger zum Schweigen zu bringen. Halm bekannte sich als Autor des „Fechters". Er erwähnte (was ihn belasten konnte) Bacherl überhaupt nicht, sagte daher auch nicht, daß ihm Bacherls Stück bei Abfassung des eigenen Werkes unbekannt gewesen sei. Aber er betonte (und das muß man natürlich glauben), im November 1853 sei der „Fechter" fertig gewesen, im Januar 1854 anonym an Laube gesandt und seitdem nicht mehr verändert. Als seine Quelle nannte Halm C. W. Goettlings „Gesammelte Abhandlungen aus dem klassischen Altertume", deren erster Band, 1851 erschienen, am Schluß den Aufsatz enthält „Thusnelda, Arminius' Gemahlin, und ihr Sohn Thumelicus". Daß in Halms Datierung seines Dramas ein starker Beweis gegen Bacherl liege, sah Schorn sofort. Denn vor Anfang 1854 wollte Bacherl sein Stück „Die Cherusker in Rom" gar nicht nach Wien gesandt haben, es konnte Halm also wirklich nicht bekannt gewesen sein, als er den „Fechter" schrieb. Trotzdem gab Schorn seine Sache nicht auf. Er betonte nunmehr, zunächst durch die Feder eines Freundes, die Tatsache, daß Bacherl laut einem amtlichen Brief Laubes bereits 1850 ein Drama „Hermann und Teutonia" nach Wien zu einer Konkurrenz gesandt habe. Von diesem Drama, das in Wahrheit „Hermann [!] und Teutonias Fürstin" heiße, habe Bacherl, der es früher als verloren bezeichnet habe, den ersten Akt wiedergefunden. Das Stück sei im Gange der Handlung identisch mit den kürzeren „Cheruskern in Rom", und dies längere Stück müsse Friedrich Halm, der zu der Prüfungskommission des Wiener Preisausschreibens gehört habe, gekannt und benutzt haben. Am 9. April schrieb dann Bacherl selbst für die „Allgemeine Zeitung" eine Erklärung, in der er auf seine Ehre, sich zu einem Eide bereit erklärend, versicherte, alles verhalte sich, wie seine Partei behaupte, „Hermanns [!] und Teutonias Fürstin" habe er bereits 1849 verfaßt und 1850 „bei der Ausschreibung für Preisspiele" nach Wien gesandt. Diese neuen Behauptungen suchte eine Wiener Zeitungskorrespondenz (von wem veranlaßt?) unsicher zu widerlegen. Halm aber schwieg weiterhin, nach seinem in der „Erklärung" geäußerten Vorsatz. Er schwieg, obwohl Bacherl seine zwei Dramen als „Die Cherusker in Rom, Tragödie in zwei Abteilungen [!]" 1856 in Buchform veröffentlichte, wobei in kurzen „Schlußbemerkungen" auf die wichtigen Punkte des Streits verwiesen wurde — er schwieg, obwohl Schorn Ende Juli 1856 alle Akten und Erklärungen in einer Broschüre zusammenfaßte. Ja, Halm schwieg auch bei der Buchveröffentlichung seines „Fechters" 1857, trotzdem ihm zum Beispiel Dingelstedt Ostern 1856 brieflich nahe gelegt hatte, eine Äußerung gerade bei dieser Gelegenheit sei wünschenswert. Ein Prozeß, den die Bacherlpartei unter dem Advokaten Dr. Noël anstrengte, erwies sich infolge der in Österreich damals gültigen weitherzigen Gesetze über geistiges Eigentum als aussichtslos. Und so ist die ganze Angelegenheit im Sande verlaufen und nur als eine zwar unentschiedene, aber lächerliche Klatschgeschichte im Gedächtnis geblieben.

Hier konnten nur die Hauptpunkte des Streites hervorgehoben werden. Erwähnt wurde zum Beispiel nicht ein drittes Bacherlsches Stück „Thusnelda", das, ebenfalls den Fechterstoff behandelnd, von dem Verfasser nach seiner Angabe mit den kurzen „Cheruskern" 1854 nach Wien gesandt, aber nicht zurückgekommen sein soll. Die Datierung der Einsendung macht diese Angelegenheit ja für die Beweisführung unwesentlich.[1]

Aus allem Angeführten wird jedenfalls zur Genüge hervorgehen, daß die ganze Affäre

[1] Bacherl versandte seine Werke offenbar sehr oft. Er hat ja nicht nur Laube, sondern auch Dingelstedt in München, Hülsen in Berlin, Benedix in Frankfurt mit Zuschickungen bedacht. Es wäre daher wohl denkbar, daß die „Thusnelda" eine besondere dritte Sendung an Laube gebildet hätte, ohne daß Bacherl davon noch wußte. Im Dunkel liegt noch manches. Zum Beispiel scheint Laubes Rücksendungsbrief an Bacherl vom 25. November 1850 gar nicht eine Antwort auf die Einschickung von Preisdramen, sondern eine ablehnende Antwort des Theaterdirektors Laube zu sein.



durchaus ungeklärt geblieben ist. Nimmt man zunächst einmal eine auffallende Ähnlichkeit zwischen dem „Fechter" und „Hermanns und Teutonias Fürstin" als sicher an, so wird für Halm höchst belastend sein: 1. daß er niemals versichert hat, er kenne überhaupt kein Stück Bacherls und habe keins benutzt, 2. daß er dem Preisgericht wirklich angehört hat, dem Bacherl 1850 sein Stück vorgelegt haben will und wahrscheinlich vorgelegt hat. Stark zuungunsten der Bacherlpartei aber wirken wieder zwei Punkte: 1. Warum kommt Bacherl und mit ihm seine Anhänger jetzt erst mit einem zweiten, früher verfaßten Stück? 2. Wieso galt dieses Drama für Bacherl zuerst als zerrissen und verloren, wieso fand sich dann der erste Akt wieder, und wieso konnte Bacherl schließlich in der Buchausgabe ein *ganzes* Drama „Hermanns und Teutonias Fürstin" abdrucken als das von ihm 1849 verfaßte? Wir wollen zunächst bei diesem äußeren pro und contra verharren und dann uns auf einen inneren Beweis einlassen. Daß ein Zusammenhang zwischen Bacherl und Halm zuungunsten des einen oder des andern bestehen muß, wird dabei vorausgesetzt, denn sonst wären Bacherls Ansprüche ja sehr leicht aus der Welt zu schaffen. Die Belege für die Notwendigkeit dieses Zusammenhangs werde ich natürlich weiter unten noch zu detaillieren haben.

Das Schlimme für Bacherls Sache ist, daß aus Schorns Darstellung, wie er sie in seiner Broschüre „Die Autorschaft des Fechters von Ravenna" gibt, wirklich nicht sehr einleuchtend hervorgeht, warum Bacherl mit der Existenz einer ersten Bearbeitung des Fechterstoffes so lange zurückgehalten. Und diesen Punkt benutzt nun Petersen in seiner Dissertation sogleich zu der gewichtigen Folgerung: die frühere Fassung hat in der Tat vorher nicht existiert, sondern Bacherl mußte sie, als Schorn die Sache nach Halms „Erklärung" verloren sah, auf Schorns Veranlassung nachträglich zu betrügerischem Zwecke herstellen. Ich will diese Art äußerer Beweisführung nicht von vornherein für ungültig erklären, sondern will sie sogar zunächst noch zu stützen suchen. Petersen übersieht nämlich noch eins. Es erhebt sich die Frage: wie konnte denn Bacherl 1849 auf den Stoff zu seinem Stück „Hermanns und Teutonias Fürstin" kommen, zu einer Zeit, wo noch gar nicht die Vermutung von wissenschaftlicher Seite geäußert war, daß Thumelicus in Ravenna als Fechter erzogen war, um vor dem Kaiser zu kämpfen? Es ist ja klar, daß ohne Goettlings Abhandlung wirklich niemand auf diesen Gedanken kommen konnte; denn Tacitus, wie er auf uns gekommen ist, erzählt ja eben die Schmach nicht, zu der Thumelicus in Ravenna aufgespart wurde, er verspricht nur, davon zu erzählen. Goettling mußte erst gesagt haben: der Knabe wurde fern von der Mutter in der *Fechterschule* zu Ravenna herangebildet, und jene Schmach, von der Tacitus spricht, war sein Kampf im Zirkus, wahrscheinlich vor dem Kaiser selbst — erst dann war die dichterische Weiterbildung möglich, wie sie bei Bacherl und Halm vorhanden ist: Thumelicus ist wirklich mit Leib und Seele Fechter, und seine Mutter tötet ihn deshalb. Goettlings Buch aber ist, wie Halm und alle folgenden, auch noch Petersen, angeben, erst 1851 erschienen. Also hätte Bacherl gelogen, das 1850 nach Wien gesandte und Halm vorgelegte Stück kann gar nicht den Fechterstoff behandelt haben! Und doch kann man das nicht gegen Bacherl geltend machen. Denn in Wahrheit ist Goettlings Aufsatz gesondert in Großfolio bereits 1843 erschienen (lateinisch und in kürzerer Gestalt sogar schon 1841 in einer italienischen Zeitschrift), und die Ergebnisse werden, da man sich allgemein für Armin interessierte, sehr bald popularisiert sein. Das muß nachdrücklich hervorgehoben werden. Bacherl selbst hat nämlich „den Sporschill" ganz allgemein als seine Geschichtsquelle genannt, und Sporschills „Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage" (erster Band 1849), die doch wohl allein mit *„dem* Sporschill" gemeint sein könnte, ergibt nur eine ganz kurze nichtssagende Notiz über den Sohn Armins, nach Tacitus. Sehr wohl aber ist es möglich, daß Bacherl entweder Goettlings Schrift oder (was wahrscheinlicher ist) eine Popularisierung der Hypothese Goettlings in irgendeiner Zeitung oder Zeitschrift kennen gelernt hat, denkbar sogar (obwohl mich nicht gelüstet, darnach zu forschen), daß auch diese Popularisierung von dem Vielschreiber Sporschill gestammt hätte, der sich selber später nicht mehr an alle seine Schriften und Schriftchen zu erinnern vermochte. Also: der hauptsächliche, von mir erst hier vorgebrachte scheinbare äußere Beweisgrund *gegen* Bacherl fällt



fort. Goettling hatte absolut recht, wenn er 1856 am Schluß einer Titelauflage seiner Abhandlung erklärte: weder Bacherl noch Halm könnten ihre Stücke ohne seinen Aufsatz geschrieben haben. Bacherl aber konnte eben sehr wohl, auch ohne es zu wissen, unter Goettlings Einfluß stehen. Selbstverständlich nähme ihm das nichts von seiner eventuellen Erfinderehre, wie Schorn fürchtete, der darum Goettling unverständig angriff. Denn das muß ich wieder im Gegensatz zu Petersen behaupten: keineswegs ergibt sich aus Goettlings Aufsatz mit Selbstverständlichkeit die Charakterentwicklung des Thumelicus und der Thusnelda, sondern die mußte erst eine spezielle freie Kombinationsgabe herausbringen.

Trotz dem allen jedoch bleibt es bei den ersten Einwürfen: Schorn hat in seiner Broschüre nicht unwiderleglich bewiesen, daß das 1856 gedruckte größere Stück Bacherls eben das 1850 nach Wien gesandte ist, und die Möglichkeit, daß Bacherl (eventuell nebst Schorn) ein Betrüger sei, bestände danach — ist sie doch nicht erst von Petersen, sondern (wenigstens in bezug auf Bacherl) schon 1856 von Gutzkow und später etwas milder von Laube und Dingelstedt erwogen. Aber diese äußere Möglichkeit ist eben auch nur gerade so groß als die, — daß Halm nicht ehrlich verfahren ist. Und da wären wir, bei dem Mangel schlagender äußerer Beweise, wieder auf dem alten Punkt der völligen Unklarheit.

Davon ausgehend, daß die Sache ja wohl nicht ganz klar sei, sind denn nun zum Beispiel Laube und Dingelstedt zu einer im ganzen einmütigen Erledigung der ganzen Angelegenheit gekommen. Ich möchte sie die Weltmanns-Erledigung nennen. Sie meinen nämlich beide: ist es nicht im Grunde geradezu albern, einem Kavalier und vornehmen Dichter wie Friedrich Halm vorwerfen zu wollen, er habe das Gut eines beschränkten und ungebildeten Dorfschulmeisters gestohlen? Ja, sagen sie, es ist lächerlich, und auf solche Jämmerlichkeiten muß man heutzutage überhaupt eingehen! Traurige Zeiten! Dieser Gedankengang ist meines Erachtens nicht nur voreilig, sondern auch so unpsychologisch wie möglich.

Man muß sich doch auch wohl vergegenwärtigen, daß man, falls Halm beschuldigt wird, diesem damit freilich den Vorwurf entschlußrascher Aneignung und mangelnden Wahrheitsmutes macht, daß aber die Bacherlpartei durch eine Widerklage der Halmfreunde direkt zu einer Gesellschaft von Verbrechern gestempelt wird. Vielleicht wird man einwenden: es ist viel eher möglich, daß ein größenwahnsinniger Halbgebildeter, der in Wahrheit nichts Ordentliches leisten kann, zum Betrüger wird, als daß ein hochgebildeter und talentierter Schriftsteller ihm etwas gestohlen haben soll. Allein, wie die Charaktere mir in diesem Falle gruppiert scheinen, muß ich es durchaus für unwahrscheinlich halten, daß Bacherl-Schorn einen Ehrlichen beschmutzt haben. Ich begreife nicht, wie Anton Schönbach in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" ruhig zugeben kann, daß Halm ein skrupelloser Stoffaneigner war, wenn derselbe Schönbach einen Satz vorher den „bayrischen Bacherl" mit seinen Ansprüchen abgefertigt hat, als ob es sich um einen bayrischen Hiesel handle. Gewiß, warum soll man um dieses Schulmeisters und Realitätenbesitzers willen sentimental werden, und warum soll man an und für sich darüber sich entrüsten, daß (nach Schönbach) der österreichische Freiherr „die Ansichten der englischen Dramatiker aus der Zeit Elisabeths über das Recht des Dichters an die Stoffe" gehabt hat? Aber ist das gleichbedeutend damit, eine Entscheidung des Streitfalls überhaupt vornehm abzulehnen? Noch verfehlter freilich ist es, daß Petersen seine Auseinandersetzung über Bacherl und Halm, die nicht nur Ablehnung, sondern endgültige Beweisführung sein soll, mit dem treuherzigen Satz einleitet: „Vor allem aber wollen wir die Beschuldigungen Schorns gegen Halm und Laube energisch zurückweisen und widerlegen und versuchen, Halms Ehre als Dichter wie als Mensch als vollkommen unantastbar hinzustellen."

Der Eindruck, den man von Otto von Schorn, einem Neffen des Malers Schorn, aus seiner Broschüre erhält, ist durchaus nicht ungünstig. Ein Journalist, ja (zur Zeit der Veröffentlichung der Broschüre war er Redakteur des „Düsseldorfer Journals") — aber keiner im schlechten Sinn. Er schreibt ohne egoistische Motive und mit ehrlicher Überzeugung, wird auch trotz aller gegnerischen Attacken nicht unangenehm im Ton. Zwar sind seine Angriffe gegen Laube nicht immer stichhaltig, seine Beweisführung häufig lückenhaft, seine ganze Schrift daher keineswegs



objektiv zuverlässig – aber eine ehrliche Überzeugung hat dieser Mann. Auch den Autor des „Fechters" hat er zunächst keineswegs beschimpft, sondern unter Nennung seiner Beweisgründe ein Eingeständnis verlangt, die Bedeutung des „Fechters" durchaus anerkennend und keineswegs Bacherl als großen Dichter proklamierend. Wohl wirkt die ernsthafte Schilderung des mißkannten Dorfpropheten mit dem lang herabwallenden Haar und dem Aussehen eines Turners der Maßmannischen Periode hie und da ungewollt komisch, aber absichtlich lächerlich konnte Schorn doch die Person seines Klienten auch nicht darstellen. Also: mag man selbst den Aufwand von Lärm um eines Bacherl willen für übergroß halten, den Eindruck eines strafbaren Verbrechers macht Schorn durchaus nicht, und ein solcher wäre er nach Petersen, der ihn Bacherl zur direkten Fälschung verleiten läßt.

Und Bacherl? Er hatte bereits am 1. Januar 1856 brieflich beteuert, daß er am „Fechter von Ravenna", von dem er damals nach Schorns Bericht nur durch einen Freund genauere *Nachrichten* erhalten hatte, Eigentumsrechte besitze. Falls er es nicht für wahr hält, was kann ihn zu dieser Behauptung bringen? Woher kann er den Mut nehmen, wieder und wieder seinem Vertreter in der Presse den Schwindel als wahr einzureden, selbst nachdem der Autor des „Fechters" sich genannt hat, wie kann er sich zu einem Eide bereit erklären, die Beschuldigungen in der Buchausgabe seiner Dramen erneuern und einen Prozeß gegen Halm beginnen — alles mit dem Bewußtsein: du bist ein Betrüger, und das kann durch den geringsten Zufall, durch die geringste klare Äußerung deines Gegners an den Tag kommen? Aber das sind mir beinah noch Nebenbeweise. Es könnte noch immer jemand meinen, die Zeugnisse dritter und vierter für Bacherl beruhten auf Irrtum, Schorns Verhalten gehe teils aus Betrogensein, teils aus Betrug hervor, und Bacherl sei ein direkter Schwindler, der keineswegs (wie Schorn und Bacherl behaupten) erst am 15. April 1856 den „Fechter" persönlich kennen gelernt habe.[1] Der Hauptbeweis für meine zur Überzeugung gewordene Ansicht liegt in der Beschaffenheit der beiden seit 1856 im Druck vorhandenen Stücke Bacherls.

Vorangestellt hat Bacherl das fünfaktige „für größere Bühnen" bestimmte Stück „Hermanns und Teutonias Fürstin oder die Gefangene in Rom", „verfaßt im Jahre 1849", dann folgen die dreiaktigen „Cherusker in Rom", „für kleinere Bühnen", „verfaßt im Jahre 1852". Es soll uns keineswegs genügen, daß Unbeteiligte urkundlich versichert haben, das zweite Stück sei genau so schon 1853 vorhanden gewesen, daß Bacherl auf Ehre und Eid erklärt hat, das erste sei in dieser Form 1849 entstanden, daß Schorn sagt, er habe Bacherl bestimmt, *nichts* mehr an den alten Stücken vor dem Druck zu ändern. Unsere Beweise sollen anderswo liegen. Wer dann nach den folgenden Auseinandersetzungen noch immer Zweifel an der Richtigkeit meiner Schlußerklärung hegt, den kann ich nur noch bitten, sich selbst durch Lektüre der Bacherlschen Stücke zu überzeugen. Daran scheint mir nämlich die ganze Entscheidung der Frage bisher gescheitert zu sein, daß die wenigsten von all denen, die Worte oder Gehör dafür übrig hatten, es für nötig befunden haben, die grotesken opera des Oberpfaffenhofeners sich einmal genau anzusehen.[2]

Petersen, der sich durch ein solches Studium ja freilich doch nicht hat belehren lassen, meint, das kürzere dreiaktige Stück, das ja weit weniger in Betracht kommt, weil Halm es nicht benutzt haben *kann*, habe keine Ähnlichkeiten mit dem „Fechter", die sonderlich auffallend seien. Ich stelle dem die Behauptung entgegen, daß auch dies kürzere Stück in einem Zusammenhang mit dem Fechter stehen muß, der der Erklärung bedarf, sei es durch die Annahme Bacherlschen Betruges, sei es auf andere Art. Es ist in beiden Dramen, dem Halms und dem Bacherls, nämlich folgendes vorhanden: aufständische Germanen tauchen in Rom in Thusneldas Nähe auf; Thusnelda bemüht sich vergeblich, ihren als Fechter erzogenen Sohn Thumelicus aufzurütteln;

---

[1] Es scheinen Manuskriptdrucke existiert zu haben. Dingelstedt bittet die Rettich (respektive Halm) um zwei gedruckte Exemplare unter Kreuzband (am 5. Januar 1855). Man könnte Bacherl vorwerfen, ein solches Exemplar sei in seine Hand gekommen.

[2] Nicht allzuviele derer, die das Wort ergriffen, werden mehr als die bei Schorn zu findenden Proben gelesen haben — und Schorn gibt nur Teile des weit unwichtigeren kürzeren Stückes!



sie entschließt sich, den Sohn zu töten, der eine Ehre darin sieht, im Zirkus in Cherusker-rüstung vor dem Kaiser und im Angesicht der Mutter kämpfen zu dürfen; sie hält einen Monolog unmittelbar vor der Tat am Lager des schlafenden Sohnes, der sich zum Ausruhen vor dem Kampf niedergelegt hat; sie tötet sich nach der Ermordung des Thumelicus selbst vor den Augen des Caligula, in dessen Regierungszeit die ganze Handlung gelegt ist; Caligula wütet und sucht sich Ersatz für das verlorene Zirkus-Schauspiel in anderem „Spiele". Von Einzelheiten sei noch erwähnt: bei beiden Autoren wird der Thusnelda eine „kurze" Waffe als Mordinstrument kunstvoll in die Hand gespielt, bei beiden schmückt sich Thusnelda mit dem Eichenkranz (bei Halm vor dem Mord, bei Bacherl unmittelbar nach dem Mord), bei beiden ist ein Muttermal an Thumelicus das Erkennungszeichen für Thusnelda, bei beiden wird ein auffallendes Gespiel mit dem Worte „deutsch" getrieben, das bei Halm Lycisca und Thusnelda, bei Bacherl Thusnelda, Winna und Thumelicus in den Mund gelegt ist. Hinzugefügt sei endlich noch, daß Bacherl seinen Thumelicus ganz ausdrücklich von einer andern Person des Stückes als „Fechter zu Ravenna" bezeichnen läßt. All diese Berührungen (es ließen sich noch mehr anführen) treten so prägnant auf, daß, selbst bei dem konventionellen Muttermalmotiv, an einen Zufall gar nicht zu denken ist; wichtig ist es, daß keine dieser Ähnlichkeiten in dem größeren, noch weit ergiebigeren Stücke fehlt. Erklärt würden sie sein, wenn man als sicher annehmen dürfte, daß dies kürzere Bacherlsche Stück ja eben nur eine Verkürzung desjenigen Bacherlschen sei, das Halm 1850 bei der Preiskonkurrenz vorgelegen habe. Aber es ist ja freilich bisher nicht sicher, daß das Stück für „größere Bühnen" wirklich in der 1856 gedruckten Gestalt 1850 nach Wien gegangen ist. Ist das aber eine Erfindung Bacherls, so muß auch das Stück „für kleinere Bühnen" auf Betrug beruhen — sonst wären die angeführten, einer Erklärung bedürfenden Ähnlichkeiten ohne jede Erklärung.

Bei „Hermanns und Teutonias Fürstin",[1] dem längeren Stück, sind nun die Berührungen mit dem „Fechter" unendlich gehäuft; das will natürlich an sich noch nichts zugunsten Bacherls sagen. Der Aufbau ist auch hier kindlich genug, aber doch immerhin wesentlich klarer (Petersen meint daher, er könne nicht von Bacherl stammen) und daher dem „Fechter" verwandter. Wie bei Halm erfolgt im ersten Akt die Belehrung der Thusnelda durch germanische Abgesandte (ihr Führer Narisko = Merowig bei Halm), daß Hermann tot sei. Wie bei Halm finden wir einen rohen (hier freilich unendlich töricht und unklar gezeichneten) Sklaven- und Gefangenenaufseher (Narbonius, gleich Halms Glabrio), und Thumelicus hat eine blumenstreuende Geliebte (Cetta, Halms Lycisca). Eine Leidensgenossin Thusneldas Ramis wird schon von Strabo erwähnt, es will also wenig besagen, daß sich die Halmsche Ramis in Bacherls Winna (wie auch im kürzeren Stück) wiederholt. Wichtiger ist es, daß wir bei Bacherl und Halm eine Verschwörung gegen Caligulas Leben finden, deren Haupt Cassius Chärea ist. Außerdem müssen wir uns alle bei dem kürzeren Stück hervorgehobenen Ähnlichkeiten ausgearbeiteter hier wieder denken. Wie Halm liebt es Bacherl auch, mit rasenden Auslassungen des lustbegierigen Caligula die Akte (zwei und fünf) zu schließen. Von Einzelheiten, die einander sogar im Wortlaut ähneln, führe ich an (indem ich die Stellen aus dem bekannteren „Fechter" jedesmal voransetze):

1. Bei Halm Thusnelda zu Merowig (erster Akt):

> „So sind sie [die Deutschen]! Ja, das ist so ihre Art!
> Was lebt mit ihnen, achten sie gering
> Und zerren dran und treten es mit Füßen!
> Was ist, gilt nichts, nur was da war, ist heilig."

Bei Bacherl Thusnelda zu Narisko (erster Akt):

> „Ja! So sind sie! So ist ihr Verlangen:
> Was sie wirklich schon haben, das wollen sie nicht;
> Was sie dünkelhaft wollen, das haben sie nicht!"[2]

[1] Thusnelda, Hermanns ebenbürtige Gemahlin, wird von Bacherl im Drama häufig „Teutonias fürstliche Frau" und ähnlich genannt. Daher der Titel.

[2] Die letzten zwei Zeilen setzte Bacherl unter sein in Buchhandlungen käufliches Bildnis, wodurch sie noch viel komischer wirken mußten, denn man vermutete, natürlich irrig, eine *persönliche* Beziehung darin.



2. Bei Halm Thumelicus (dritter Akt):

„Ich bin ein Römer, will ein Römer sein!"

Bei Bacherl Thumelicus (vierter Akt):

„Bin ein Römer — ein Römer mit Seele und Leib,
Werde niemals für Deutschland auch fechten!"

3. Bei Halm Thumelicus auf Thusneldas und Merowigs Bitte, mit nach Deutschland zu ziehen, wo alle Stämme ihn als König begrüßen würden (vierter Akt):

„Wenn Deutschland, meine Mutter, wie du's nennst,
Durch zwanzig Jahre weder mein gedachte,
Noch dieser, die das Weib Armins, warum,
Bei allen Göttern, sollte ich nicht auch
Vergessen dürfen dieser Rabenmutter?
Was ist mir Deutschland, wiederhol' ich euch!
Ich bin kein Deutscher, kein Cheruskerfürst;
Ich war und bin, und bleibe, was ich bin,
Thumelicus, der Fechter von Ravenna."

Bei Bacherl Thumelicus in genau derselben Situation zu Thusnelda und Narisko (vierter Akt):

„Habet nie euch um mich da bekümmert!
O! Was sollten mir all eure Länder!
Schlummre lieber auf Lorbeer[1] und duftigem Grün
Als wie dorten auf Disteln und Dornen!"

4. Thusnelda ruft bei Halm die Götter an, und Caligula wirft höhnend ein (fünfter Akt):

„Törin, ruf' sie nur,
Sie hören nicht, die Götter —"

Bei Bacherl sagt Caligula in derselben Situation zu Thusnelda:

„O! Die Götter! Sie hören und sehen ja nicht!" —

Wer sich selbst umtut, der wird noch weit mehr ähnliche Einzelheiten finden. Doch wir sind mit dieser Feststellung ja noch keineswegs am Ziele — selbstverständlich leugnet auch Petersen nicht, daß hier Zusammenhang bestehen muß — was er freilich schon im oben besprochenen Fall nicht leugnen sollte.

Den Generalbeweis für Bacherls Glaubwürdigkeit nun sehe ich darin, daß seine beiden Stücke als Fälschung gar nicht denkbar sind. Namentlich das größere ist in jeder Zeile die Schöpfung eines beschränkten, aber für „teutonisches" Wesen sehr ehrlich begeisterten Kopfes, der völlig verrannt ist in einige wenige halb gute und halb närrische Gedanken. Petersen vermag auch nicht einen einzigen glaubhaften Beleg dafür anzuführen, daß diese in der Einsamkeit ausgetragene Mißgeburt den Eindruck überlegter Fälschung macht. Sie ist ganz deutlich das Produkt eines halbgebildeten oder auch halbverrückten Menschen, der, bei einer ehrlichen Gefühlsversenkung in die Schmach seines Deutschlands und bei einem Herumstöbern im Fach der Geschichte, auf einen wirklich guten Einfall gekommen ist, den ein freierer Geist verwerten konnte. Das ist meine Überzeugung. Nichts sieht sich so unähnlich als Halbdumpfheit, aus der ein paar klare Gedanken hervortreten, und durchdachter Betrug. Auch der Einwurf, Bacherl brauche ja nicht *alles* gefälscht zu haben, er könne in ein schon vor Kenntnis des „Fechters" entstandenes eigenes Werk später, beeinflußt durch den „Fechter", die Halmschen Elemente hineininterpoliert haben, auch dieser Einwurf ist hinfällig. Denn Bacherls opus *beruht* ja auf denselben Motiven wie das Trauerspiel Halms, und es wäre ohne diese Motive überhaupt nicht vorhanden gewesen.

Eine besondere Grille Bacherls, undenkbar in einer Fälschung nach Halm, ist sein Versmaß. In dem dreiaktigen Stück sind kurze, in der Hauptsache jambische und oft gereimte Verse die Regel, „Hermanns und Teutonias Fürstin" aber wird beherrscht durch stolzere anapä-

[1] Als siegreicher Fechter.



stische Reimzeilen. Und Bacherl hat dies Metrum offenbar abgeleitet aus einem national-bayrischen Versmaß, dem durch einen Spottvers bekannten Metrum Ludwigs I., das Bacherl durch ein fortwährendes hörbares Taktschlagen ganz unleidlich macht. Den die Grundlage bildenden vierhebig-stumpfen Vers läßt er abwechseln mit einem dreihebig-klingenden und reimt meist, wenn auch nicht immer:

„Aus den Gräbern der Toten ersteiget der Mut,
Ja, entströmet des Lebens erneuertes Blut
Durch die mächtigen Lande der Deutschen!"

Aus einer Lektüre oder Darstellung des Halmschen „Fechters" würde ein Imitator schwerlich dieses unglaubliche Versgewand hernehmen. Doch anderseits — ist es nur Zufall, daß Halm selbst ein einziges Mal für eine seherische Rede Thusneldas ein ganz verwandtes Metrum benutzt, was doch in einem Jamben-Trauerspiel sehr ungewöhnlich ist? Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß Halm sich hier sogar metrisch von Bacherl beeinflußt zeigt. Doch sei dem, wie ihm wolle, die Hauptsache ist mir, daß sowohl die kindlich primitive Charakteristik als das metrische Gewand, das ganz offenbar (Bacherl hatte in metrischen Dingen Ehrgeiz) die grillenhafte Erfindung eines verschrobenen Autodidakten ist, daß diese beiden Haupteigenschaften des Bacherlschen Stückes den Eindruck unmittelbarer Ehrlichkeit erwecken. Wenn Bacherl betrog, dann hätte er geradezu überlegene Einsicht in seine eigene Beschränktheit haben müssen, er hätte das Stück raffiniert so gefälscht, daß es an sich als Nichtfälschung Beweiskraft üben konnte. Das ist eine Unmöglichkeit.

Also: die kindliche Ausarbeitung des Bacherlschen Stückes ist kein Beweis gegen, sondern der stärkste Beweis für seine Priorität. „Hermanns und Teutonias Fürstin" ist der höchsten inneren Wahrscheinlichkeit nach, so wie es 1856 gedruckt ist, dasjenige Werk, das Bacherl 1850 nach Wien geschickt hat, und das Halm vorgelegen hat. Daraus ergibt sich ohne weiteres auch die rätselhafte Ähnlichkeit des kürzeren Bacherl-Stückes, das Halm gar nicht benutzt haben *kann*, mit dem „Fechter", — es ist ja nur eine Umarbeitung des 1849 entstandenen und 1850 nach Wien gesandten opus. Würde es sich schließlich aber nicht auch ganz natürlich erklären, daß Schorn und Bacherl erst so spät mit dem größeren, allein in Betracht kommenden Werk von 1849/50 hervorgetreten sind? Bacherl, durch einen Freund, der seine kurzen „Cherusker" und den Halmschen „Fechter" kannte, auf die bedenklichen Ähnlichkeiten der zwei Werke dringend hingewiesen, denkt eben zunächst nur an diese seine „Cherusker", die er in demselben Jahre 1854 nach Wien gesandt hat, in dessen Herbst dann der „Fechter" auf dem Hofburgtheater erschien. Er kann gar nichts davon wissen, daß dieser „Fechter" mit seinem früheren Drama noch weit größere Ähnlichkeit hat, denn er lernt das Halmsche Stück erst nach Austrag der hauptsächlichen Zeitungszwiste, an jenem berühmten Münchner Theaterskandaltage, dem 15. April 1856, persönlich kennen. Schorn aber, der inzwischen Bacherls literarischer Sachwalter geworden ist, hat durch seinen Klienten zunächst eben nur die „Cherusker" vorgewiesen erhalten, deren Ähnlichkeit mit dem „Fechter" ihm so lange völlig genügen mußte, wie Halm sein Stück nicht datiert hatte. Und daß dann, als dies geschehen war, bei erneuter Rücksprache mit Bacherl dessen früheres Stück eine von niemand geahnte Wichtigkeit gewann, das ist meines Erachtens recht gut vorstellbar. Bacherl hatte eben immer nur an das Jahr 1854 gedacht, das seiner Erinnerung als Einsendungstermin vier Jahre näher lag, und das ihm wegen des Zusammentreffens von Einsendung und „Fechter"-Aufführung (zwischen welche Ereignisse er etwa sieben Monate legte) so ungeheuer verdächtig schien.

Und Halm? Ich meine, zu dem Bilde dieses Mannes paßt alles recht wohl. Er hat an sich gar nichts Schlechtes getan. Ein leidenschaftlicher Stoffjäger, durch seinen Lehrer Enk wieder und wieder auf ein historisches Thema, ja sogar auf Thusnelda im Tacitus gestoßen, findet er, der sich also vielleicht (wie Grillparzer) mit Gedanken an den Hermann-Thusnelda-Stoff trägt, in einem unglaublichen Stück, dessen Verfasser ihm als ein halber Narr erscheinen muß, einen höchst glücklichen Gedanken. Es zuckt in ihm auf, die gar nicht so schlecht gedachten, aber töricht ausgeführten Situationen werden in ihm unwillkürlich zu bessern, er notiert sich dies



und das und behält noch mehr im Gedächtnis, er erhält durch Goettlings Abhandlung die Beglaubigung der historischen Möglichkeit, er schafft sein Drama, er hält den Pfaffenhofener Schullehrer für nicht zur gebildeten Welt gehörig und wählt doch (da sich schon öfter üble Nachrede an seinen Namen gehängt hatte) die Anonymität für sein Stück, die er zunächst peinlich aufrecht zu erhalten gedenkt, bis er durch den Erfolg belehrt sei. Nur ein sehr kleiner, ganz getreuer Kreis, der seiner Freundin Rettich, wird eingeweiht und zugleich zur schärfsten Abwehr aller Vermutungen angehalten. Und nun entsteht der große, ungeheure Skandal, der dem an sich nervösen und menschenscheuen Stoffokkupator auf einmal klar macht: du hast bereits über deine Haltung entschieden, mußt du dich auch als Autor bekennen, so darfst du jetzt noch weniger die übrige Sachlage zugeben[1]; denn bist du nicht trotz allem der wahre Eigentümer deines Stücks, und würden Unverständige dir dies Recht nicht verkümmern? So läßt er auf eine falsche Handlung die zweite folgen. Und so erklärt sich meines Erachtens die Sache ganz menschlich, nicht Schande auf Halms Haupt häufend, aber auch nicht gerade hohen Ruhm. Anton Schönbach hat recht, wenn er äußert (ohne eine Folgerung daraus zu ziehen): „Beständig auf der Suche nach Problemen, nahm er [Halm] gerne, wo er roh zugerichtet ein passendes Sujet fand, das von ihm behandelte hielt er dann mit Recht für sein Eigentum." Ebensogut aber darf Rudolf Fürst sagen: „Ein offenes Bekenntnis hätte den Dichter Halm nicht geschädigt, dem Menschen Münch zum Vorteil gereicht."

Von seiner Dichterehre wird Halm, wenn meine Darstellung Anerkennung findet, nichts genommen, von seinem Erfinderruhm schon etwas. Denn daß Bacherl (wie er das in seiner „Erklärung" in der „Allgemeinen Zeitung" versichert hat) die Hauptmotive des Halmschen „Fechters" erfunden hat, das steht dann fest. Und ich glaube noch hinzufügen zu dürfen: selbst wenn Halm schon früher an eine Behandlung des Stoffes von „Hermann und Thusnelda" gedacht hat, so wäre er ohne Bacherl doch wohl überhaupt nicht zu einer Ausführung gekommen. Denn die Verkörperung der Thusnelda und alter Germanen lag seinem Talent eigentlich gewaltig fern (wie denn auch die pathetische Thusnelda nebst Merowig und Ramis gründlich mißlungen sind im „Fechter"),und erst die Bacherlsche Erfindung gab ihm Gelegenheit, seine Stärke, die raffinierte Psychologie, zu zeigen.

Dem Erfinder Bacherl hat Halm übrigens in einer Beziehung wirklich gewaltig geschadet. Der Mann, um den sich sonst niemand gekümmert hätte, kam durch all das nicht enden wollende Gerede über seine Person (er ist sogar aufgeführt!) aus dem Geleise; er hielt sich selbst für einen bedeutenden Dichter, legte sein Amt nieder, setzte sich und seine Familie einem unsicheren Leben aus und ging schließlich nach Amerika, wo er starb, noch eh er die ersehnte Einigung des geliebten Teutonenlandes erleben konnte, zwei Jahre vor seinem Feinde, seiner Exzellenz dem Herrn Generalintendanten Freiherrn von Münch-Bellinghausen. Ich besitze zufällig zwei Briefe Bacherls aus der entscheidenden Zeit 1856, die von gutem Glauben und bayrischer Grobheit, aber auch von Torheit und Selbstüberschätzung Zeichen tragen.

Von einem höheren Standpunkt betrachtet, sind diese Vorgänge ja gewiß so ernst nicht, sondern sie bilden eine der komischsten Anekdoten der Literatur- und Theatergeschichte. Ich kann, wie ich mir alles zurechtlege, weder für Bacherls Verkanntheit noch für Halms Gewissensnöte tragisches Mitgefühl hegen. Eine der drolligsten Episoden der ganzen Affäre habe ich noch gar nicht erwähnt, weil sie für die Beweisführung gleichgültig war. Paul Heyse erzählt in seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen", daß zu München in einem lustigen Kreise bei einem Glase Bock (im März 1856, nicht im Mai, wie Heyse sagt) der ruchlose Entschluß gefaßt sei, eine Urballade zu fälschen und in die Zeitungen zu bringen, die den Fechterstoff in nuce enthalte und als beiden Dramatikern gemeinsame Quelle gelten könne. Heyse selbst wurde von den übrigen („Geibel, Carriere, Grosse und einigen anderen") zum Verfertiger des falschen Aktenstücks bestimmt, und er schuf denn in der Tat eine achtzehn Strophen lange Ballade

[1] Halms Mißtrauen gegen alle Welt scheint mir ziemlich klar aus den Worten hervorzugehen, die er, vielleicht für die Rettich, an den Rand eines wichtigen Dingelstedtschen Briefes, der sich auf den Fechterstreit bezieht, geschrieben hat: „Ich bitte zu lesen! Ich traue ihm nicht."



„Thusnelda“, voll von „biedermeierischem Pathos“, die in das „Frankfurter Conversationsblatt“ gebracht wurde, als ein Gedicht, das sich der Einsender („Joh. Jacob Oppermann“) vor langen Jahren aus der „Dresdener Abendzeitung“ abgeschrieben habe, und das daher sehr gut Bacherl *und* dem (damals noch anonymen) „Fechter“-Verfasser vorgelegen haben könne. Hermann Lingg tat dann noch (wie man Schorns Broschüre entnehmen kann) ein übriges, indem er in München verbreitete, er sei selber in Augsburg im Besitz einer Ballade von ähnlichem Inhalt gewesen, und zwar zur selben Zeit, als Bacherl dort Stabstrompeter gewesen sei. Schorn suchte sofort in allen alten Jahrgängen der „Dresdener Abendzeitung“ und fand nirgends das mysteriöse Gedicht, in dem sogar das vielumstrittene „kurze Schwert“ des Thumelicus vorkam. Mit dem äußersten Mißtrauen druckt er am Schluß seiner Broschüre die ganze Ballade ab, versichert, Bacherl kenne sie nicht und sei niemals Stabstrompeter gewesen, und glaubt ihre Entstehung dem bösen Willen eines Bacherlfeindes zuschreiben zu müssen. Die letzten zwei Strophen mögen als Probe für die Lustigkeit der Mystifikation hier stehen. Thumelicus will fort zum Zirkus; Thusnelda spricht:

„Verziehe, Sohn, bis ich den Segen
Gesprochen über dieses Schwert,
Laß mich ans Heft die Hände legen,
Dann tue, was dein Herz begehrt!“
Und sanft mit todeskaltem Munde
Küßt sie den Sohn zum letztenmal
Und — o der grauenvollen Stunde —
Stößt ihm ins Herz den blanken Stahl!

Er sinkt und röchelt — „Mutter — wehe“,
Allein der Cäsar schnaubet Wut:
„Das wagtest du in meiner Nähe,
So trinkt der Leu dafür dein Blut.
Hinweg zum Zirkus! Flucheswerte!“
Sie aber ruft: „Ein deutsches Weib
Wird frei im Tod!“ und mit dem Schwerte
Durchbohrt sie ihren Heldenleib.

Nun, wenn wir heute den Fechterstreit ernst behandelt haben und nicht wie Heyse scherzhaft neue Verwirrung stiftend, so sind doch auch wir wie Heyse weder Partei Halm noch Partei Bacherl. Und wenn die ganze närrische Geschichte auch eine genaue Durchdenkung verdient, schon weil sie nach Laubes Worten Hunderte und Tausende erregt und nach Dingelstedts Zeugnis das Theater, die Presse, die Gesellschaft, über Deutschland hinaus, jahrelang in Parteien zerrissen, in Leidenschaft entzündet hat — — zum Schlusse, nach Erfüllung unsrer Pflicht, dürfen doch auch wir wieder lachen, so viel uns beliebt.

Die ältesten Ausgaben der „Prophéties“ des Nostradamus.

Ein Beitrag zur Nostradamus-Bibliographie.

Von

Graf Carl v. Klinckowstroem in München.

Mit 14 Abbildungen.

Auf den ersten Blick erscheint nichts leichter als eine Beschreibung der ältesten Drucke der „Prophéties“ des *Nostradamus*. Fast alle Biographen,[1] die älteren sowohl wie die neueren, stimmen darin überein, daß *Nostradamus* den ersten Teil seines berühmten Buches, der die Zenturien 1—7 umfaßt, im Jahre 1555 herausgegeben habe und den zweiten Teil, das ist

[1] Wir nennen nur: (*Etienne Joubert*), „Eclaircissement des véritables Quatrains de M. M. Nostradamus usw.“, s. l., 1656. 12°. — (*de Haitze*), „La vie de Nostradamus,“ Aix, 1711. 12°. — *Guynaud*, „La concordance des Prophéties de Nostradamus“ usw., Paris, 1693. 12°. — Die großen Biographien von *Didot* (Band 38, Seite 302) und *Michaud* (Band 31, Seite 66) machen die gleiche Angabe.



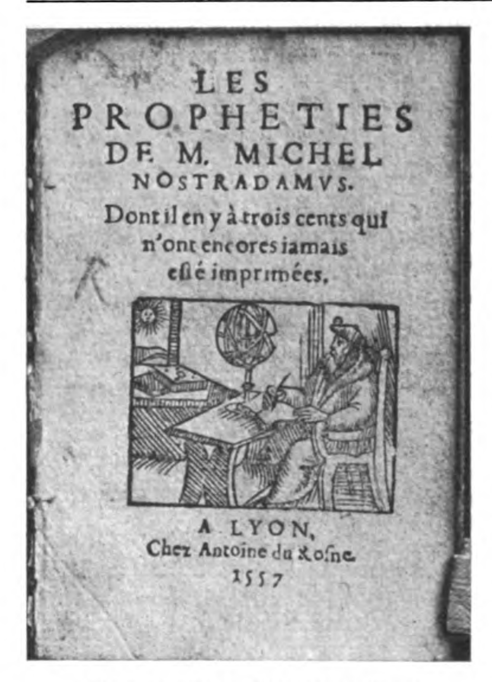


Abb. 1. Titelblatt von Nr. 4. Originalgröße.

Zenturie 8—10, im Jahre 1558 folgen ließ. In der Tat trägt die Vorrede zum ersten Teil das Datum 1. März 1555, die dem zweiten Teil voraufgehende Zueignung an König Heinrich II., der am 10. Juli 1559 starb, das Datum: 27. Juni 1558. Bei näherem Zusehen — bisher scheint noch niemand näher zugesehen zu haben — ergeben sich aber Schwierigkeiten und Widersprüche, die ihre Lösung nicht gefunden haben, und die solange bestehen werden, als einige verschollene Ausgaben des Werkes verschollen bleiben. Wir müssen hier auf die Gunst des Zufalls hoffen, der stets da einzusetzen pflegt, wo systematische Nachforschungen am Ende sind.

Zunächst widerspricht schon der Inhalt der Editio princeps (Nr. 1 unserer Aufzählung), wie sie von *Eugen Bareste*[1] beschrieben wird, den Angaben der Biographen. Dieser Druck enthält nämlich nur vier Zenturien, von denen die vierte nur 53 Quatrains hat. *Bareste* ist der einzige, der ein Exemplar dieser zurzeit verschollenen Ausgabe kollationiert hat: das Exemplar eines gewissen Mr. *James*, das seitdem wieder verschollen ist. Ein zweites Exemplar besaß die Bibliothèque Mazarine in Paris bis zum Jahre 1887 — seit dieser Zeit ist es gleichfalls verschwunden. *Bareste* teilt uns auch den Wortlaut des Privilegs mit, das sonst kein einziger der späteren Drucke enthält. Wir können an der Richtigkeit seiner Angaben nicht zweifeln, obwohl damit neue Widersprüche herauf beschworen werden. Es erhebt sich die Frage: wann sind die Zenturien 5—7 zuerst gedruckt worden? Man sollte annehmen, daß diese dann zwischen 1555 und 1558 herausgegeben worden seien. Wir haben aber keine Spur einer Ausgabe des ersten privilegierten Verlegers, *Macé Bonhomme*, der 1561 oder 1562 starb, aus dieser Zeit. Über den Inhalt zweier Ausgaben von Avignon, aus den Jahren 1555 und 1556, die im übrigen suspekt

[1] *Eugen Bareste*, „Nostradamus". 2. éd. Paris, 1840. Seite 253/54. — Die bibliographischen Notizen *Barestes* sind wörtlich wieder abgedruckt worden von *A. Le Pelletier* in seinem Werke: „Les oracles de Michel de Nostradame". Zwei Bände. Paris, 1867. Im ersten Band, S. 31 ff.

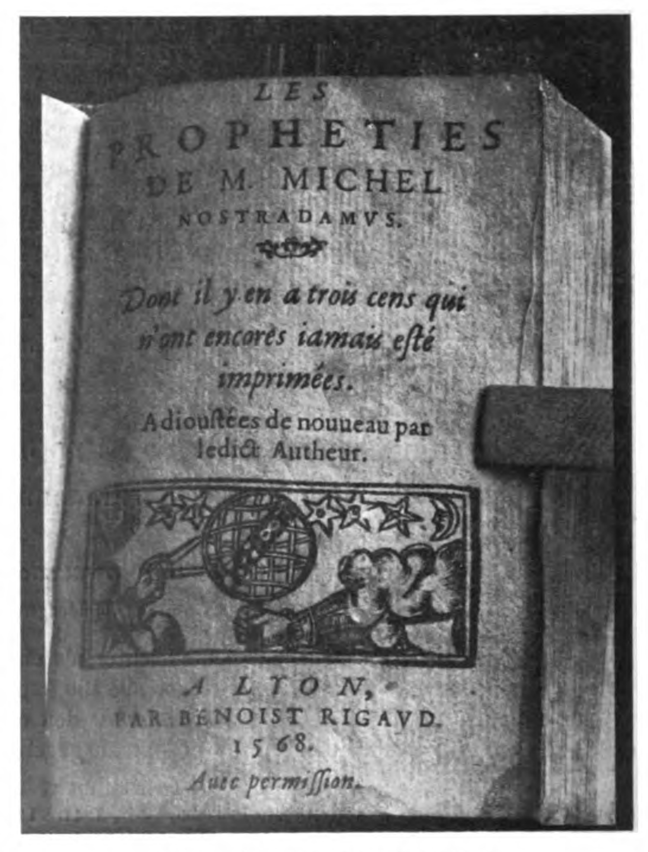


Abb. 2. Titelblatt von Nr. 7. Originalgröße.

sind, können wir leider nichts aussagen, da Exemplare dieser Drucke nicht aufzutreiben waren, und in einem anderen Nachdrucke von 1557, den *A. du Rosne* in Lyon besorgte, finden wir bereits die Zenturien 1—7.

Nun zum zweiten Hindernis. Es hat sich auch eine Ausgabe von 1558, die zum ersten Male die Zenturien 8—10 enthalten sollte, nicht nachweisen lassen. Außer der allgemeinen Angabe der Biographen fanden sich nur wenige Spuren dieses Druckes. *T. Kellen* weiß in seiner Nostradamus-Bibliographie[1] mit dieser „zweiten Ausgabe", wie er sie nennt, offenbar auch nichts anzufangen; einmal soll diese Ausgabe gegen die erste von 1555 um nur wenige Vierzeiler (soll wohl heißen Zenturien) vermehrt sein, ein andermal sagt er, dieser Druck enthalte die Zenturien 8—10. Möglicherweise handelt es sich überhaupt nur um einen bis auf unsere Tage verschleppten alten Druckfehler, so daß hiermit die Ausgabe von *Benoist Rigaud*, die 1568, zwei Jahre nach dem Tode des *Nostradamus*, erschien, gemeint ist. *Benoist Rigaud*, der *Nostradamus* im Jahre 1557 in Lyon kennen lernte, als dieser in seiner Eigenschaft als Arzt gelegentlich einer Keuchhustenepidemie dort anwesend war, druckte seine Ausgabe im Auftrage von *Crespin Nostradamus*, des Sohnes des Astrologen. Auch *Quérard* (VI, 452) hält diese Ausgabe für die erste vollständige. Was mir aber trotz alledem die Existenz eines Druckes von 1558 wahrscheinlich macht, ist die Widmung an den König Henry II., *der bereits 1559 starb.*

Im Verlaufe meiner — leider nicht abschließenden — Untersuchungen, bei denen mir der Historiograph der Lyoner Drucker und Verleger,[2] Herr *J. Baudrier*, in liebenswürdigster Weise seine überaus wertvolle Unterstützung angedeihen ließ, konnte ich nicht nur einige bisher unbekannt gebliebene alte Drucke der „Prophéties" auffinden, sondern auch einen fundamentalen Irrtum älterer Bearbeiter des *Nostradamus* aufdecken. *Le Pelletier* (siehe Anmerkung 2) legte seiner Ausgabe der Prophezeiungen den Text der undatierten Ausgabe von *Pierre Rigaud* (siehe unten Nr. 16) zugrunde, die er, mit *E. Bareste*, ohne hinreichende Begründung in das Jahr 1566 verlegt. Es hat seitdem niemand an dieser willkürlichen Datierung gezweifelt, und diese Ausgabe wurde, ebenso ohne ersichtlichen Grund, als „Originalausgabe" angesehen. Dieser Druck ist aber, wie schon aus dem benutzten Typenmaterial hervorgeht (nach *Baudrier*; briefliche Mitteilung), in der Zeit zwischen 1601 und 1608 entstanden. *Pierre Rigaud*, der älteste Sohn von *Benoist Rigaud*, fing nämlich 1601 an, seinen eigenen Verlag zu eröffnen, nachdem die Brüder von dem Tode des Vaters an (1597) ge-

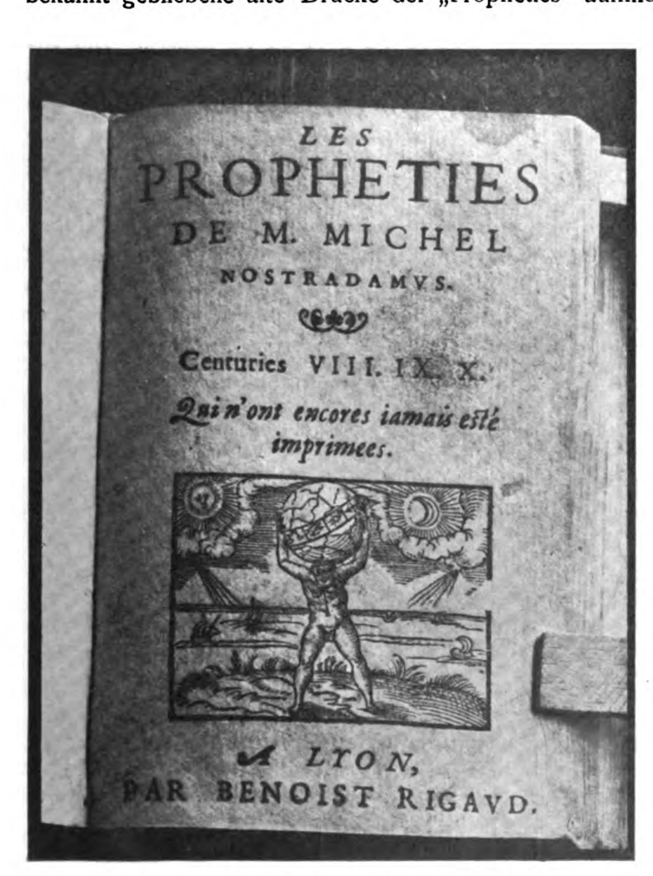
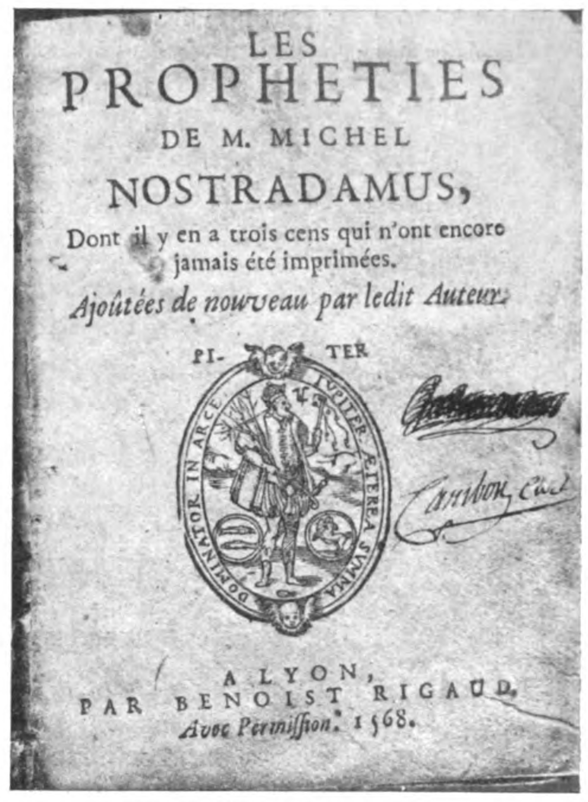


Abb. 3. Titelblatt von Nr. 7 (2. Teil). Originalgröße.

[1] Abgedruckt im „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel", 1904, Nr. 22. Für meine Zwecke waren die allzu kurzen Angaben *Kellens* leider unbrauchbar.

[2] *J. Baudrier*, „Bibliographie Lyonnaise. Recherches sur les imprimeurs, libraires, relieurs et fondeurs de lettres de Lyon", (Bis jetzt) sieben Bände. Lyon et Paris, 1895 seq. gr. 8°.



LES PROPHETIES DE M. MICHEL NOSTRADAMUS,

Dont il y en a trois cens qui n'ont encore jamais été imprimées.

Ajoûtées de nouveau par ledit Auteur.

PI- TER

A LYON, PAR BENOIST RIGAUD. Avec Permission. 1568.

Abb. 4. Titelblatt von Nr. 8. Originalgröße.

meinschaftlich die Firma weitergeführt hatten. Es leuchtet also ein, daß Drucke von *Pierre Rigaud* aus dem XVI. Jahrhundert nicht existieren können. Und doch gibt es eine Ausgabe der „Prophéties" dieses Verlegers, die die Jahreszahl 1566 trägt (siehe unten Nr. 22). Das Datum ist natürlich eine Fälschung: der Druck entstammt der Zeit zwischen 1610 und 1615. Was *Pierre Rigaud* dazu veranlaßt hat, diese Ausgabe bis auf das Todesjahr des *Nostradamus* zurückzudatieren, wird sich kaum entscheiden lassen. Am wahrscheinlichsten ist immer noch die Erklärung, die mir Herr *Baudrier* dafür angab: er wollte vielleicht den Anschein erwecken, als sei seine Ausgabe noch — ungefähr wenigstens — aus der Zeit, für die das Privileg seines Vaters noch Geltung hatte, nämlich für den Zeitraum von 1568 bis (höchstens) 1580, um so weitere Nachdrucke des gut gehenden Werkes durch andere Verleger zu verhindern. Der Erfolg war aber gering. Ein anderer Grund für diese Fälschung hätte etwa der sein können, daß *Rigaud* irgendwelchen textlichen Änderungen durch die Rückdatierung den Schein größerer Authentizität hätte geben wollen. Ein Vergleich dieses Druckes mit andern ergab aber keine wesentlichen Unterschiede: sogar die meisten Druckfehler sind mit übernommen worden[1]. *Rigaud* hat den Text seiner undatierten Ausgabe benutzt und hin und wieder nach dem Text der Ausgabe seines Vaters (1568) geändert, was ihm gut dünkte. Es sei noch bemerkt, daß der als Herausgeber zeichnende *Jean Vallier* eine mysteriöse Persönlichkeit ist, über die Herr *Baudrier* trotz aller Mühe nichts in Erfahrung bringen konnte.

[1] Ich möchte mir nicht versagen, an dieser Stelle einige Beispiele für die häufigen Varianten zu geben, die sich in den alten Ausgaben finden, deren Kenntnis besonders für Nostradamus-Interpreten von Wichtigkeit sein dürfte.

Stelle:	Benoist Rigaud, 1568	Pierre Rigaud, s. d.	Pierre Rigaud, „1566"
Cent. I, Quatr. 2	verge	vierge	verge
20	Orléans	Oriens	Orléans
20	tenduës	tenduës	renduës
24	Mantoue	Mãtoue	Mârove
37	s'esconse	s'absconde	s'absconce
Cent. III, Quatr. 39	mois	moins	moins
39	Lycurge	Ligure	Ligure
Cent. VIII, Quatr. 21	portant	pourtant	pourtant
33	signe	sine	fine
46	destrois	destrois	de trois
Cent. IX, Quatr. 14	borneaux	bordeaux	Bourdeaux
31	Mortara	Morrura	Mortura
57	Portée	Portera	Porte

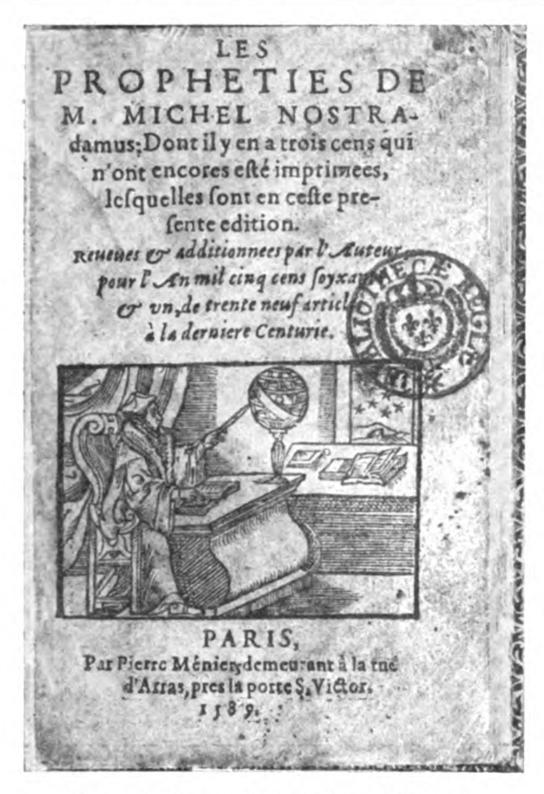

LES
PROPHETIES DE
M. MICHEL NOSTRA-
damus; Dont il y en a trois cens qui
n'ont encores eſté imprimees,
leſquelles ſont en ceſte pre-
ſente edition.
Reueues & additionnees par l'Auteur pour l'An mil cinq cens ſoyxante & vn, de trente neuf articles à la derniere Centurie.
PARIS,
Par Pierre Ménier, demeurant à la rue d'Arras, pres la porte S. Victor.
1589.

Abb. 5. Titelblatt von Nr. 11. Nahezu Originalgröße.

Ehe wir zur Beschreibung der einzelnen Ausgaben übergehen, seien noch einige Worte über die Datierung der undatierten Ausgaben gesagt. Als grobe Orientierungsmittel dienen uns da zunächst die sogenannten falschen Quatrains und Prophezeiungen, über deren Herkunft nichts Bestimmtes gesagt werden kann, die auch möglicherweise wirklich aus dem Nachlasse des *Nostradamus* stammen. *Vincent de Sève,* anscheinend ein Schwiegersohn oder ein Enkel des Astrologen, veröffentlichte 1605 eine Anzahl von Prophezeiungen als solche des *Nostradamus*: Zwei Quatrains der 11. Zenturie, elf Quatrains der 12. Zenturie, 58 Sechszeiler: die sogenannten „Prédictions" und die „Présages". Der erste Hinweis auf die verdächtige Quelle dieser Prophezeiungen, die nach dem Tode Henry IV. (10. Mai 1610) in aller Munde waren, findet sich im „Mercure françois ou la suite de l'histoire de la paix" . . . A Paris *(Jean Richer)*, 1611, 8°, im 6. Buch, fol. 436/37.

Alle Ausgaben, die diese „falschen" Prophezeiungen enthalten, entstammen also aus der Zeit nach 1605. — Zwei weitere falsche Quatrains, die nach *E. Joubert* — nach *Bareste* war *Jean le Roux* der Verfasser des „Eclaircissement" (a. a. O.; siehe Anmerkung Seite 361) — im Jahre 1649 entstanden sind, finden sich in manchen Ausgaben zwischen dem 41. und 42. Quatrain der unvollständigen 7. Zenturie eingeschoben, so daß also in diesen Ausgaben, die nach 1649 anzusetzen sind, die 7. Zenturie 44 Quatrains aufweist. Nach *Le Pelletier* (a. a. O., 2. Band, Seite 228) enthält eine Leydener Ausgabe der „Prophéties" von *Pierre Leffen*, aus dem Jahre 1650, zum ersten Male diese falschen Vierzeiler.[1] — Genauere Hilfsmittel für die Datierung der einzelnen Ausgaben boten das benutzte Typenmaterial sowie die über die in Betracht kommenden Drucker- und Verlegerfamilien in Lyon aufbewahrten Urkunden und Dokumente, die Herrn *Baudrier* zur Verfügung stehen.

[1] Eine Ausgabe im Besitz des Verfassers: „Rouen, chez *Jacquet Caillové*, *Jean Viret* et *Jacques Besogne*, M.DC. XLIX. in 8° enthält diese beiden apokryphen Quatrains noch nicht.

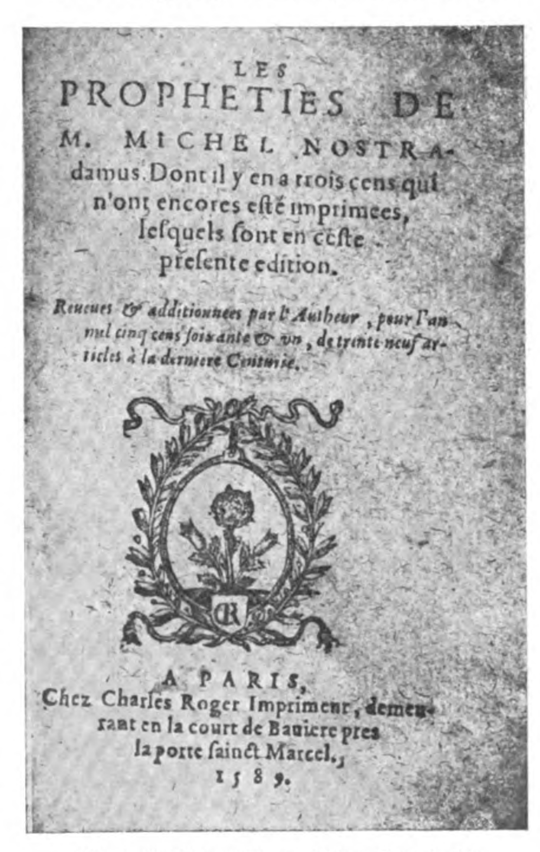

LES
PROPHETIES DE
M. MICHEL NOSTRA-
damus. Dont il y en a trois cens qui
n'ont encores eſté imprimees,
leſquels ſont en ceſte
preſente edition.
Reueues & additionnees par l'Autheur, pour l'an mil cinq cens ſoixante & vn, de trente neuf articles à la derniere Centurie.
A PARIS,
Chez Charles Roger Imprimeur, demeurant en la court de Bauiere pres la porte ſainct Marcel.
1589.

Abb. 6. Titelblatt von Nr. 12. Nahezu Originalgröße.

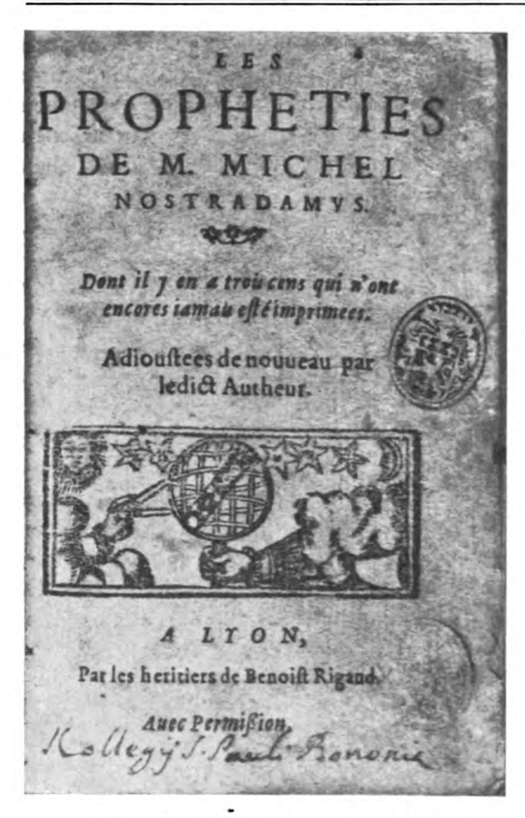

LES
PROPHETIES
DE M. MICHEL
NOSTRADAMVS.
Dont il y en a trois cens qui n'ont encores iamais esté imprimees.
Adiouftees de nouueau par ledict Autheur.
A LYON,
Par les heritiers de Benoist Rigaud.
Auec Permission.
Collegij S. Pauli Bononiæ

Abb. 7. Titelblatt von Nr. 14. Originalgröße.

Wir kommen nunmehr zum bibliographischen Teil unserer Arbeit.

1. Les Prophéties de Me Michel Nostradamus. Lyon, chés Macé Bonhomme. M.DLV. (à la fin:) Ce present livre a esté achevé d'imprimer le IIII. iour de may M.DLV. kl. 8°. 48 ff., lettres rondes. Il y a 8 ff. préliminaires.

Bareste, a. a. O., pag. 253—255. — *Brunet,* IV, 105. Diese Editio princeps enthält nur vier Zenturien, von der vierten nur 53 Quatrains.

2. Les Prophéties . . . Avignon, chez *Pierre Roux.* 1555. Kl. 8° (?)

Der einzige Hinweis auf diesen Druck findet sich am Ende der Ausgabe von *François de Sainct Jaure,* Anvers, 1590. kl. 8° (s. Nr. 13). Dort heißt es: „Fin des Professies de Nostradamus reimprimées de nouueau sur l'ancienne impression imprimée premièrement en Avignon par Pierre Roux Imprimeur du Légat en l'an mil cinq cens cinquante cinq. Auec priuilege du dict Seigneur.“ *Pierre Roux* scheint im Jahre 1555 oder 1556 von Lyon nach Avignon übergesiedelt zu sein, wo er bis zum Jahre 1574 als Drucker tätig war. Der älteste bekannte Druck von ihm aus der Avignoner Zeit ist aus dem Jahre 1557.[1] Vielleicht ist dieser Druck mit dem folgenden, gleichfalls unauffindbaren, identisch:

3. Les Prophéties . . . Avignon, 1556. kl. 8°.

Brunet (IV, 105) sagt bei der Beschreibung der ersten Ausgabe (Nr. 1):

„C'est sur cette édition qu'a été faite celle d'Avignon, 1556 pet. in 8°“. Sie wird außerdem übereinstimmend auf den Titeln der beiden genannten Ausgaben: Rouen 1649, und Leyden, 1650, genannt: „Reueuës et corrigées suyuant les premieres Editions imprimées en Auignon en l'an 1556. et à Lyon en l'an 1558.“ Auch *Joh. Jac. Held* zitiert diese Ausgabe in seinem „Historischen Bericht von den prätendirten Prophezeyungen usw.“, o. O., 1711. 8°. S. 16 seq., und andere mehr. — Außer *Pierre Roux* käme als möglicher Drucker dieser Ausgabe *Barthélémy Bonhomme,* der Bruder von *Macé Bonhomme,* in Betracht, der gleichfalls um 1555 von Lyon nach Avignon ging.

4. LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS. ‖ Dont il en y à trois cents qui ‖ n'ont encore iamais ‖ esté imprimées ‖ (Vign.) ‖ A LYON, ‖ Chez Antoine du Rosne. ‖ 1557 ‖ kl. 16°. 160 pp. (à la fin:) Acheué d'imprimer le troisies- ‖ me Nouembre.

Zitiert von *Theophil. Sincerus* „Nachrichten von alten Büchern“, Wien, 1731. 8°. 6. Stück, S, 321. — Exemplar der Hof- und Staatsbibliothek in München.


LES
PROPHETIES
DE M. MICHEL
NOSTRADAMVS.
Centuries VIII. IX. X.
Qui n'ont encores iamais esté imprimees.
A LYON,
Par PIERRE RIGAVD, en ruë Merciere, au coing de ruë Ferrandiere.

Abb. 8. Titelblatt von Nr. 16 (2. Teil). Nahezu Originalgröße.

[1] Vgl. die Arbeit des *Marquis de Monclar* über *Pierre Roux* im „Bulletin historique et archéologique de Vaucluse“ Dezember 1879.

Größe: 9,3×6,1 cm. Das Buch enthält die Préface (S. 3 bis 18) und Zenturie 1—7 (S.19—160), von der 7. Zenturie nur 40 Quatrains.

5. Les Prophéties . . (2. Teil) Lyon, 1558. kl. 8° (?)

Diese oben bereits eingehend besprochene Ausgabe wird von *Held* (a. a. O.) und von *J. C. Adelung* im 7. Teil seiner „Geschichte der menschlichen Narrheit . .", Leipzig 1789. 8°. S. 163 genannt. Außerdem auf den Titeln der unter Nr. 3 angeführten Ausgaben der „Prophéties" von 1649 und 1650.

6. Les Prophéties . . . A Paris, pour *Barbe Régnault*, 1560. (à la fin: 1561). 16° carré. *Brunet*, Suppl. II, 36. — Ein Exemplar dieses Druckes, der nach *Brunet* die Zenturien 1—7 enthält, haben wir nicht auffinden können.

7. LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS. ‖ Dont il y en a trois cens qui ‖ n'ont encores iamais esté ‖ imprimees. ‖ Adioustées de nouueau par ‖ ledict Autheur. ‖ (Vign.) ‖ A LYON, ‖ PAR BENOIST RIGAVD. ‖ 1568. ‖ Auec permission. ‖ 16°. 125 pp. et 1 f. bl. — LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS ‖ Centuries VIII. IX. X. ‖ Qui n'ont encores iamais esté ‖ imprimees. ‖ (Vign.) ‖ A LYON, ‖ PAR BENOIST RIGAVD ‖ s. d. 16°. 76 pp.

1. Teil: Préface, pag. 3—12; Centuries 1—7, pag. 13—125.
2. Teil: Widmung an Henry II., pag. 3—23; Centuries 8—10, pag. 25—76.

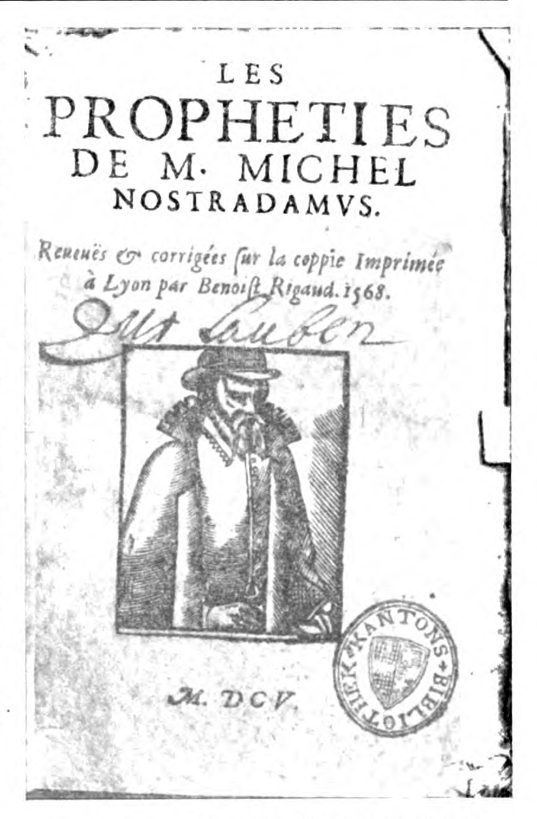

LES
PROPHETIES
DE M. MICHEL
NOSTRADAMVS.
Reueuës & corrigées sur la coppie Imprimée à Lyon par Benoist Rigaud. 1568.
M. DCV.

Abb. 10. Titelblatt von Nr. 18. Zirka 2/3 der Originalgröße.

Exemplar der Kgl. Öffentl. Bibliothek Dresden. Größe: 10,4×7,2 cm. — *Baudrier*, III, 257, kennt drei gleichlautende Ausgaben: Ed. A (die obige); Ed. B unterscheidet sich von Ed. A durch andere Schlußvignetten; Ed. C. unterscheidet sich von A und B durch andere Initialen, andere Bordüre auf S. 3, und durch das Fehlen der Schlußvignetten.

8. LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMUS, ‖ Dont il y en a trois cens qui n'ont encore ‖ jamais été imprimées. ‖ Ajoûtées de nouveau par ledit Auteur. ‖ [JU]Pl—(Vign.)TER ‖ A LYON, ‖ PAR BENOIST RIGAUD. ‖ Avoc [sic!] Permission 1568. ‖ 16°. 9 ff. lim., 187 pp., 1 f. bl.

Die feuilles liminaires enthalten die Préface und das épitaphe des Nostradamus; Centuries 1—7: pag. 1—113; die Widmung an Henry II: pag. 114—133; Centuries 8—10: pag. 134—197.

Exemplar im Besitz des Verfassers. Größe: 11,4×8,5 cm.—

9. LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMUS, ‖ Dont il y en a trois cens qui n'ont encore ‖ iamais été imprimees. ‖ Ajoutées de nouveau par ledit Auteur. ‖ JUPI—(Vign.)TER ‖ A LYON, ‖ PAR BENOIST RIGAUD ‖ Avcc [sic!] Permission. 1568. ‖ 8°. 8 ff. lim., 187 pp., et 1 f. bl.

Wie Nr. 8, mit dem vielleicht identisch. — *Baudrier*, III, 258: *Quérard*, VI, 452.

10. LES ‖ PROPHETIES DE ‖ M. MICHEL NOSTRA- ‖ damus: Dont il y en a trois cens, ‖ qui n'ont

Abb. 9. Titelblatt von Nr. 17. Zirka 7/8 der Originalgröße.

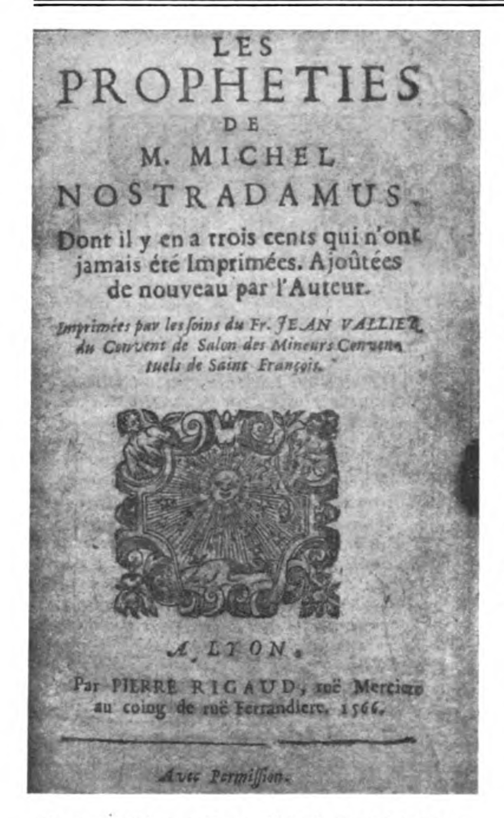


Abb. 11. Titelblatt von Nr. 22. Zirka 5/7 der Originalgröße.

encores esté imprimées, ‖ lesquelles sont en ceste presente ‖ edition. ‖ Reueues et additionnées par l'Autheur ‖ pour l'An mil cinq cens soixante et ‖ vn, de trente neuf articles à la ‖ derniere Centurie. ‖ (Vign.) ‖ A. ‖ Par Pierre Ménier, portier de la porte ‖ Sainct Victor. ‖ s. d., 16°. 64 (nicht foliierte) ff.

Fol. 2—7 enthält die Préface; fol. 7—61 die Centuries 1—6, von der 6. Centurie nur 74 Quatrains; fol. 62/63 enthält Quatrain „72—83“ der 7. Zenturie; fol. 63/64 sechs Quatrains der 8. Zenturie.

Die 12 Quatrains der 7. Zenturie sind die in der Ausgabe M.DCV. (Nr. 18 unserer Aufzählung) auf fol. 64 wiedergegebenen „Autres quatrains tirez de 12 souz la Centurie septiesme etc.“ Die sechs Quatrains der 8. Zenturie finden sich in der gleichen Ausgabe M.DCV. im 2. Teil, fol. 20: „Autres quatrains cy-deuant imprimez soubz la centurie huictièsme“. — Am Ende (fol. 64a) wiederholt sich die Titelvignette. Auf fol. 64b findet sich eine Druckermarke. Der Druckort (Paris) auf dem Titel ist versehentlich fortgefallen. — Die Entstehungszeit ist etwa 1588 (vgl. Nr. 11). — Exemplar der Bibliothèque Mazarine in Paris. Genaue Größe: 11,1×7,2 cm. — Das British Museum in London besitzt ein defektes Exemplar dieser Ausgabe.

11. LES ‖ PROPHETIES DE ‖ M. MICHEL NOSTRA- ‖ damus: Dont il y en a trois cens qui ‖ n'ont encores esté imprimees, ‖ lesquelles sont en ceste pre- ‖ sente edition. ‖ Reueues et additionnees par l'Auteur, ‖ pour l'An mil cinq cens soyxante ‖ et un, de trente neuf articles ‖ à la derniere Centurie. ‖ (Vign.) ‖ PARIS, ‖ Par Pierrc [sic!] Ménier, demeurant à la rué [sic!] ‖ d'Arras, pres la porte S. Victor. ‖ 1589. ‖ 16°. 64 (nicht foliierte) ff.

Am Ende kehrt die Titelvignette wieder. Die 6. Zenturie enthält nur 71 Quatrains. Nach der 6. und 7. Zenturie, fol. 61b und fol. 63b, finden sich zwei verschiedene Druckermarken. Sonst stimmt dieser Druck mit dem vorhergehenden überein. — Exemplar der Bibliothèque Nationale in Paris. Genaue Größe: 12,1×7,4 cm.

12. LES ‖ PROPHETIES DE ‖ M. MICHEL NOSTRA- ‖ damus. Dont il y en a trois cens qui ‖ n'ont encores esté imprimees, ‖ lesquels sont en ceste ‖ presente edition. ‖ Reueues et additionnees par l'Autheur, pour l'an ‖ mil cinq cens soixante et vn, de trente neuf ar- ‖ ticles à la derniere Centurie. ‖ (Signet) ‖ A PARIS, ‖ Chez Charles Roger Imprimeur, demeu- ‖ rant en la court de Bauiere pres ‖ la porte sainct Marcel. ‖ 1589. ‖ 16°. 64 (nicht foliierte) ff.

Diese Ausgabe ist ein genauer Nachdruck der Ausgabe von *P. Ménier* (Nr. 11). — Exemplar des British Museum in London.

13. LES ‖ GRANDES ‖ ET MERVEILLEV- ‖ SES PREDICTIONS ‖ DE M. MICHEL NO- ‖ stradamus, dont il en y a trois cens ‖ qui n'ont encores iamais esté im- ‖ primées. ‖ Esquelles se voit representé vne partie de ‖ ce qui se passe en ce temps, tant en Frã- ‖ ce, Espagne, Angleterre, que autres ‖ parties du monde. ‖ A ANVERS, ‖ Par François De Sainct Jaure. ‖ 1590. ‖ kl. 8°. 47 (nicht foliierte) ff., 1 f. bl. (à la fin:) Fin des Professies [sic!] de Nostradamus reimprimées de nouueau sur ‖ l'ancienne impression imprimée premièrement en Aui- ‖ gnon par Pierre Roux Imprimeur du Legat en ‖ l'an mil cinq cens cinquante cinq. ‖ Auec priuilege dudict Seigneur. ‖

Dieser interessante Druck enthält die Préface (fol. 1—4) und Zenturie 1—7 (fol. 5—47), von der 7. Zenturie nur 35 Quatrains. Es fehlen hier bei der 7. Zenturie die Quatrains 3, 4, 8, 20 und 22, so daß schließlich Quatrain 35 dem entspricht, der sonst als Quatrain 40 gezählt wird. — Exemplar im Besitz des Verfassers. Genaue Größe: 15,6×9,6 cm.

14. LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS. ‖ Dont il y en a trois cens qui n'ont encores iamais esté imprimees. ‖ Adioustees de nouueau par ‖ ledict Autheur. ‖ (Vign.) ‖ A LYON, ‖ Par les héritiers de Benoist Rigaud. ‖ Auec Permißion. ‖ s. d., 16°. 125 pp. — LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS. ‖ Centuries VIII. IX. X. ‖ Qui n'ont encores iamais esté ‖ imprimees. ‖ (Vign.) ‖ A LYON, ‖ Par les héritiers de Benoist Rigaud. ‖ s. d. 16°. 78 pp., 1 f. bl.

1. Teil: Préface, pag 3—12; Centuries 1—7, pag. 13—125.



2. Teil: Widmung an den König Henry II. pag. 3—24. Centuries 8—10, pag 25—78.
Baudrier, III, 448.

Exemplar im Besitz des Verfassers. Genaue Größe: 11,7×7,8 cm.

Jacques Rosenthal in München besitzt den ersten Teil. — Die Entstehungszeit dieses Druckes ist: zwischen 1597 und 1601. 1597 starb *Benoist Rigàud,* und 1601 machten sich die Söhne selbständig.

15. NOVVELLE ‖ Prophetie de M. Michel Nostradamus, qui ‖ n'ont [sic!] iamais esté veuës, n'y imprimees, que ‖ en ceste presente annee. ‖ Dédié ‖ av Roy. ‖ A PARIS, ‖ Pour Syluestre Moreau, Libraire. ‖ 1603. ‖ Avec permission. ‖ 8°. 56 pp.

Dieser Druck enthält Seite 1—15 die Widmung an den König, — der Name Henry II. ist wohlweislich weggelassen worden, da dieser bereits 1559 gestorben war — und Seite 16—56 die bekannten Zenturien 8—10. Exemplare in der Bibliothèque de l'Arsenal in Paris, der Bibliothèque Mazarine, ebendort, und der Bibliothèque Nationale, ebendort. — Vgl. *Le Pelletier,* a. a. O., I, Seite 33/34.

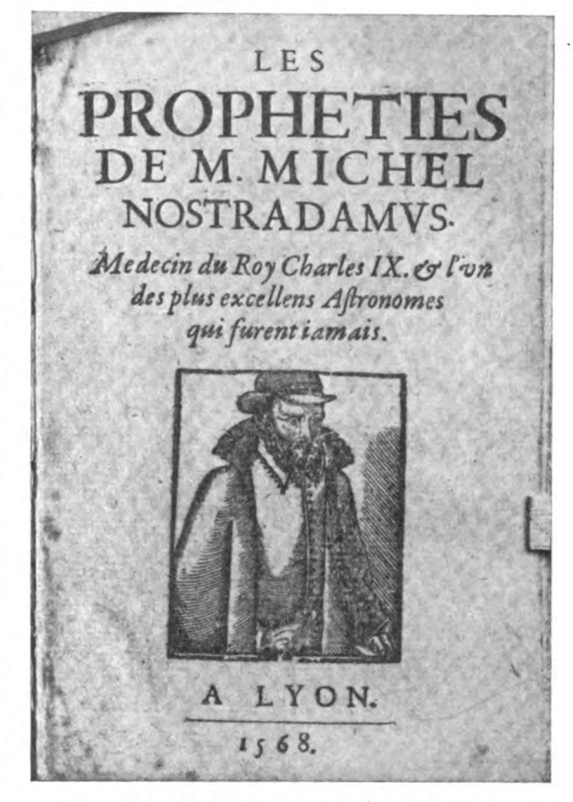

LES
PROPHETIES
DE M. MICHEL
NOSTRADAMVS.
Medecin du Roy Charles IX. & l'vn des plus excellens Astronomes qui furent iamais.
A LYON.
1568.

Abb. 12. Titelblatt von Nr. 23. Zirka ²/₃ der Originalgröße.

16. LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS. ‖ * ⁎ * ‖ Dont il y en a trois cens qui n'ont ‖ encores iamais esté imprimees. ‖ Adioustees de nouueau par ‖ ledict Autheur. ‖ (Vign.[1]) ‖ A LYON, ‖ Chez Pierre Rigavd, ruë ‖ Merciere au coing de ruë Ferrandiere. ‖ Auec permißion. ‖ s. d. 16°. 125 pp. — LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS. ‖ * ⁎ * ‖ Centuries VIII. IX. X. ‖ Qui n'ont encores iamais esté ‖ imprimees. ‖ (Vign.) ‖ A LYON, ‖ Chez Pierre Rigavd, ruë ‖ Merciere au coing de ruë ‖ Ferrandiere. ‖ s. d. 78 pp.

Diese Ausgabe stimmt mit der Nr. 14 vollkommen überein. — Exemplar der Bibliothèque Nationale in Paris. Genaue Größe: 12×7,4 cm. — Der Druck dieser Ausgabe, von dem *Jacques Rosenthal* in München den zweiten Teil besitzt, zeigt auf dem Titelblatt eine Variante (siehe Abb.): A LYON, ‖ Par PIERRE RIGAVD, en ruë ‖ Merciere, au coing de ruë Ferrandiere. ‖ —Entstehungszeit dieser Ausgabe: zwischen 1601 und 1608, wahrscheinlich vor 1605.

17. LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS. ‖ * ⁎ * ‖ Dont il y en a trois cens qui n'ont ‖ encores iamais esté imprimees. ‖ Adioustees de nouueau par ‖ ledict Autheur. ‖ (Vign.) ‖ A LYON, ‖ PAR IEAN POYET. ‖ s. a. 16°. — LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS. ‖ * ⁎ * ‖ Centuries VIII. IX. X. ‖ Qui n'ont encores iamais esté ‖ imprimees. ‖ (Vign.) ‖ A LYON, ‖ PAR IEAN POYET. ‖ s. a. 16°. 204 pp. et 2 ff. bl.
1. Teil: pag. 3—23 die Préface; pag. 23—132 Centuries 1—7 (die 7. mit 42 Quatrains).
2. Teil: pag. 135—155 Zueignung an Henry II.; pag. 156—204 Centurie 8—10.

Exemplar der Bibliothèque Nationale in Paris. Genaue Größe: 12,1×7,3 cm. — Entstehungszeit: offenbar ganz kurz nach der Ausgabe von *Pierre Rigaud* (Nr. 16). *Jean Poyet* war von 1590—1614 in Lyon als Drucker tätig, von 1602 ab als Meister.

18. LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS. ‖ Reueuës et corrigées sur la coppie Imprimiée ‖ à Lyon par Benoist Rigaud. 1568. ‖ (Porträt-Vign.) ‖ M. DCV. ‖ 8°. 64 ff. (Das 64. Blatt nicht foliiert). — LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS. ‖ Centurie VIII. IX. X. ‖ Qui n'auoient esté premierement Impri- ‖ mées: et sont en la mesme ‖ edition de 1568. ‖ s. d. 8°. 84 ff. (Davon Blatt 57—64 nicht foliiert).
1. Teil: fol. 1—7 die Préface; fol. 7—63 Centuries 1—7; fol. 64 „Avtres quatrains tirez de 12. soubz la Centurie septiesme: dont en ont esté reiectez 8. qui se sont trouuez és Centuries precedentes“, numeriert als 73, 80, 82 und 83.

[1] Die gleiche Vignette wie in der Ausgabe Nr. 14.

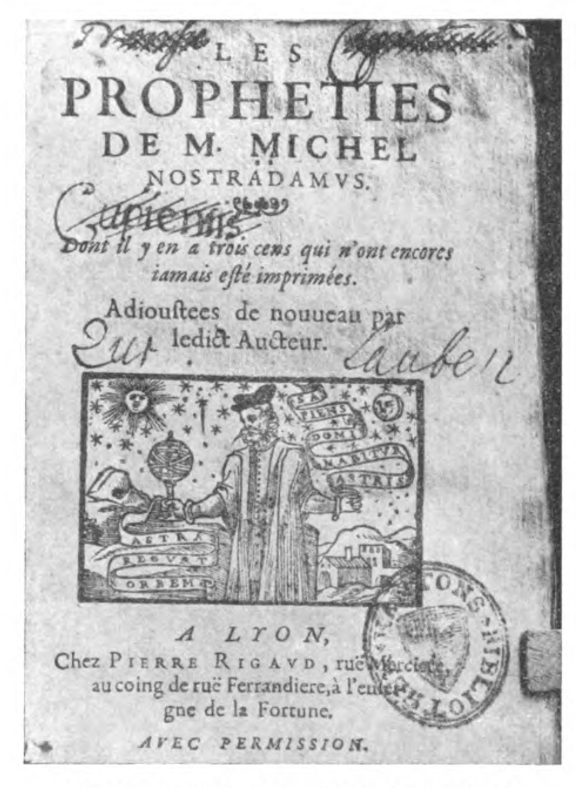


Abb. 13. Titelblatt von Nr. 24. Zirka 5/7 der Originalgröße.

2. Teil: fol. 2—11 Zueignung an Henry II.; fol. 11—38 Centuries 8—10; fol. 39—40 die sogenannten Centuries 11 (Quatrain 91 u. 97) und 12 (Quatr. 4, 24, 36, 52, 55, 56, 59, 42 [statt 62], 65, 69 u. 71); fol. 42—54 „Presages tirez de ceux faicts par M. Nostradamus, és années 1555, et suiuantes iusques en 1567" (141 Quatrains); fol. 55—64 „Predictions admirables pour les ans courans en ce siecle. Recueillies des Memoires de feu M. Michel Nostradamus, viuant Medecin du Roy Charles IX et l'vn des plus excellens Astronomes qui furent iamais. Presentées au tres-grand Inuincible et tres clement Prince Henry IIII. viuant Roy de France et de Nauarre. Par Vincent Seue de Beaucaire en Languedoc, dés le 19. Mars 1605, au Chasteau de Chantilly, maison de Monseigneur le Connestable de Montmorency." (Widmung des *Vincent de Sève* an Henry IV. und 58 Sechszeiler).

In dieser Ausgabe finden wir zum ersten Male die 11. und 12. Zenturie, die Présages und die Prédictions. Der Druck stammt offenbar aus dem Verlage von *Pierre du Ruau* in Troyes, da er mit dem folgenden (Nr. 19) vollkommen übereinstimmt. Exemplare: In der Kantons-Bibliothek Aarau (Schweiz); in der K. K. Hofbibliothek zu Wien; und im Besitz des Verfassers. (Genaue Größe: 16,7×10,2 cm.)

19. LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS. ‖ Reueuës et corrigées sur la copie ‖ Imprimee à Lyon par Benoist ‖ Rigaud en l'an 1568. ‖ (Vign.) ‖ A TROYES, ‖ Par Pierre du Ruau, rue nostre Dame. ‖ s. d. 8°. 64 ff. (Das 64. Blatt nicht foliiert) — LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS. ‖ Centuries VIII. IX. X. ‖ Qui n'auoient esté premierement ‖ Imprimées: et sont en la mes- ‖ me edition de 1568. ‖ s. d. 8°. 64 ff.

Dieser Druck stimmt inhaltlich mit dem vorhergehenden vollkommen überein. Entstehungszeit: um 1605. — Exemplare: Bibliothèque Ste Geneviève in Paris; Bibliothèque de la ville de Troyes; im Besitz von *J. Rosenthal* in München; und im Besitz des Verfassers. (Genaue Größe: 17,4×10,7 cm.)

20. LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS. ‖ Dont il y en à [sic!] trois cens qui n'ont encores ‖ iamais esté imprimees. ‖ Adioustees de nouueau par ledict ‖ Autheur. ‖ (Wappen-Vign.) ‖ A TROYES, ‖ Par Pierre Chevillot, l'Imprimeur ‖ ordinaire du Roy. ‖ Auec Permission. ‖ s. d. 8°. 64 ff. — LFS ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS. ‖ Centuries VIII. IX. X. ‖ Qui n'ont encores iamais esté ‖ imprimees ‖ (Wappen-Vign.) ‖ A TROYES, ‖ Par Pierre Chevillot, l'Imprimeur ‖ ordinaire du Roy. ‖ Auec Permißion. ‖ s. d. 8°. 48 ff.

1. Teil: fol. 2—7 die Préface; fol. 7—64 die Centuries 1—7 und 5 „autres quatrains".

2. Teil: fol. 2—10 die Widmung an Henry II; fol. 10—37 die Centuries 8—10; fol. 38—46 die „Prédictions admirables etc.", hier als Centurie XI gerechnet, enthaltend 58 Sechszeiler; fol. 47 u. 48 die Centuries 11 (Quatr. 91 und 97) und 12 (Quatr. 4, 24, 36, 52, 55, 59, 42 [statt 62], 65, 69 u. 71.)

Dieser Ausgabe ist stets ein anderes Werk beigebunden: „Recveil des Propheties et Reuelations, tant anciennes que modernes. Contenant vn sommaire de reuelations de saincte Brigide etc." aus dem gleichen Verlage, welches das Erscheinungsjahr 1611 angiebt. Aus diesem Jahre stammt dann wohl auch die Ausgabe der Propheties von *P. Chevillot.* — Exemplare: British Museum in London (das diesen Druck fälschlich auf 1570 ansetzt); Bibliothèque de la ville de Troyes; Bibliothèque de l'Arsenal in Paris; im Besitz des Hofantiquars *J. Rosenthal* in München. (Genaue Größe: 17×10,9 cm.)

21. LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS. ‖ Dont il y en a trois cens qui n'ont encores ‖ iamais esté imprimees, ‖ Trouuez en vne Bibliotecque delaissez ‖ par l'Autheur. ‖ (Vign.) ‖ A TROYES, ‖ Par Pierre Chevillot, l'Imprimeur ‖ ordinaire du Roy. ‖ Auec permißion. ‖ s. d. 8°. — LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS. ‖ Dont il y en a trois cens qui n'ont esté im ‖ primees,

où il se recognoist le passé, ‖ et l'aduenir. ‖ (Vign.) ‖ A TROYES, ‖ Par Pierre Chevillot, l'Imprimeur ‖ ordinaire du Roy. ‖ Auec permißion. ‖ s. d. 8°. 132ff., 1 f. bl.

1. Teil: fol. 1—9 die Préface; fol. 10—85 die Centuries 1—7 (Cent. 7 hat hier nur 39 Quatrains).

2. Teil: fol. 87—94 die Widmung an Henry II.; fol. 94—121 die Centuries 8—10 (Cent. X hat hier 101 Quatrain); fol. 122—130 die „Prédictions admirables . .", hier, wie in Nr. 20, als Centurie XI gerechnet, enthaltend 58 Sechszeiler; fol. 132 Centurie XI (Quatrain 91 und 92); fol. 131—132 Centurie XII (Quatrain 4, 29, 36, 52, 55, 59, 42 [statt 62], 65, 69 u. 71.)

Entstehungszeit wahrscheinlich bald nach 1611. — Exemplare: Kgl. Bibliothek in Kopenhagen; Bibliothèque de la ville de Troyes.

22. LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMUS, ‖ Dont il y en a trois cents qui n'ont ‖ jamais été Imprimées. Ajoûtées ‖ de nouveau par l'Auteur. ‖ Imprimées par les soins du Fr. Jean Vallier ‖ du Convent de Salon des Mineurs Conven ‖ tuels de Saint François. ‖ (Vign.) ‖ A LYON, ‖ PAR PIERRE RIGAUD, ruë Merciere ‖ au coing de ruë Ferrandière. 1566. ‖ Avec Permission. ‖ 12°. — LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMUS, ‖ Centuries VIII. IX. X: ‖ Qui n'ont encores jamais été Imprimées par les soins du Fr. Jean Vallier du Convent de Salon des Mineurs Cenven ‖ tuels de Saint François ‖ (Vign.) ‖ A LYON, ‖ PAR PIERRE RIGAUD, ruë Merciere ‖ au coing de ruë Ferrandière. 1566. ‖ Avec Permission. ‖ 12°. 168 pp.

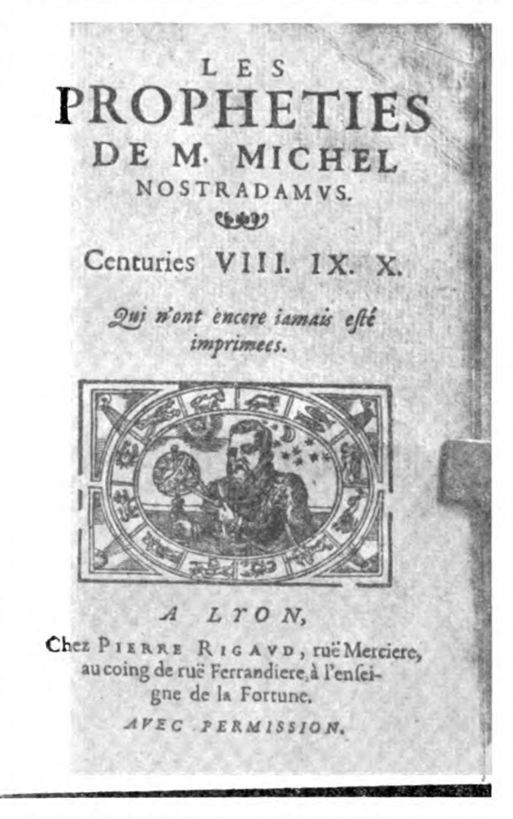


Abb. 14. Titelblatt von Nr. 24 (2. Teil).

1. Teil: pag. 2 „Epitaphe du tombeau de M. Michel Nostradamus . . .; pag. 3—12 de Préface; pag. 13—105 die Centuries 1—7.

2. Teil; pag. 110—125 die Widmung an Henry II.; pag. 126—168 die Centuries 8—10.
Brunet, Suppl. II, 36.

Vgl. das oben Gesagte über diese sehr sorgfältige Ausgabe, die zwischen 1610 und 1615 entstanden ist. Siehe auch *Le Pelletier*, a. a. O., erster Band, Seite 37/38. — Exemplare: Universitäts-Bibliothek zu Jena (genaue Größe 14×8,8 cm); Bibliothèque Nationale in Paris; *J. Baudrier* in Lyon; Bibliothèque Méjanes in Aix-en-Provence.

23. LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS. ‖ Medecin du Roy Charles IX. et l'vn ‖ des plus excellens Astronomes ‖ qui furent iamais. ‖ (Portr. Vign.) ‖ A LYON. ‖ 1568. ‖ 8°. 64 ff. (Das 64. Bl. nicht foliiert.) — LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. NOSTRADAMVS. ‖ Centurie VIII. IX. et X. ‖ Qui n'auoient esté premièrement impri- ‖ mées, et sont en la mesme ‖ edition de 1568. ‖ 64 ff., 1 f. bl.

Dieser Druck stimmt mit dem von 1605 (Nr. 18 unserer Aufzählung) vollkommen überein bis auf die 7. Zenturie, die hier 44 Quatrains aufweist. Die Entstehungszeit ist also frühestens 1649. *Le Pelletier* (a. a. O., erster Band, Seite 35) meint, diese Ausgabe sei 1649 in Paris gedruckt worden. Ich möchte sie aber eher wieder als ein Produkt der Offizin *P. du Ruau* in Troyes ansprechen. — Eine aus dem XVIII. Jahrhundert stammende Abschrift dieser Ausgabe besitzt die Bibliothèque Nationale in Paris: Manuscrit acq. nouv. franç. 4003. — Exemplare: Kgl. Öffentliche Bibliothek in Dresden (genaue Größe: 16,3×10,5 cm); Bibliothèque Nationale in Paris; Bibliothèque de l'Arsenal in Paris; *J. Rosenthal* in München.

24. LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS. ‖ Dont il y en a trois cens qui n'ont encores ‖ iamais esté imprimées. ‖ Adioustees de nouueau pas ‖ ledict Aucteur. ‖ (Vign. ‖ A LYON, ‖ Chez Pierre Rigavd, ruë Merciere, ‖ au coing de ruë Ferrandiere, à l'ensei- ‖ gne de la Fortune. ‖ Avec Permission. ‖ s. d. kl. 8°. — LES ‖ PROPHETIES ‖ DE M. MICHEL ‖ NOSTRADAMVS. ‖ Centuries VIII. IX. X. ‖ Qui n'ont encore iamais esté ‖ imprimees. ‖ (Vign.) ‖ A LYON, ‖ Chez Pierre Rigavd, ruë Merciere, ‖ au



coing de ruë Ferrandiere, à l'ensei- ‖ gne de la Fortune. ‖ Avec Permission. ‖ s. d. kl. 8°. 8 ff. lim., 200 pp.

1. Teil; fol. 2—8 die Préface; pag 1—110 die Centuries 1—7 (die 7. Cent. mit 44 Quatr.).

2. Teil: pag. 113—132 die Widmung an Henry II.; pag 133—183 die Centuries 8—10; pag. 184—197 die Prédictions admirables, als Centurie XI gerechnet, bestehend aus 58 Sechszeilern; pag. 198 die Centurie 11 (Quatr. 91 und 97); pag. 199—200 die Centurie 12 (Quatr. 4, 24, 36, 52, 60, 61, 62, 63, 64, 75.)

Entstehungszeit dieses Druckes: bald nach 1649. — Exemplare: Kantons-Bibliothek zu Aarau (Schweiz) (genaue Größe: 14,7×9 cm); Biblioteca Ambrosiana in Mailand; und im Besitz des Verfassers.

Die beiden zuletzt genannten Drucke entstammen also eigentlich nicht mehr der Zeit, auf die uns zu beschränken wir uns vorgenommen hatten. Wir nehmen sie nur wegen ihrer Beziehungen zu älteren Ausgaben mit auf.

Wir kennen ferner eine große Anzahl datierter und undatierter Drucke der Prophéties aus dem XVII. Jahrhundert, von denen *Kellen* (a. a. O.) und *Le Pelletier* (a. a. O., Seite 38) einige genannt haben. Namentlich in Lyon haben sich um der Mitte des XVII. Jahrhunderts eine ganze Reihe von Verlegern gegenseitig nachgedruckt. Nur einen Druck wollen wir noch einer ausführlichen Beschreibung würdigen: die erste in Deutschland gedruckte Ausgabe der Prophéties.

25. Les Vrayes Centuries ‖ ET ‖ PROPHETIES ‖ de Maistre ‖ MICHEL NOSTRADAMUS, ‖ Où se void representé tout ce, qui ‖ s'est passé tant en France, Espagne, Ita- ‖ lie, Alemagne, Angleterre, qu'au- ‖ tres parties du monde. ‖ Revëues et corrigées suivant les ‖ Editions imprimées à Lyon l'an 1644. ‖ et à Amsterdam l'an 1668. ‖ Avec la vie de l'Autheur ‖ à COLOGNE, ‖ Chez JEAN VOLCKER, Marchand ‖ libraire l'an 1689. 8°. 16 ff. lim., 200 pp. und 20 ff.

Die nicht foliierten ff. lim. enthalten den Titel, das „Advertissement au lecteur, dans l'édition à Amsterdam l'an 1668", „La vie de maistre Michel Nostradamus . .", die Préface des Nostradamus zum 1. Teil. S. 1—111 enthält die Centuries 1—7 (die 7te mit 44 Quatr.). S. 112 Titel des 2. Teils. S. 113—128 die Zueignung des Nostradamus (Vorrede zum 2. Teil). S. 129—200 Centuries 8—12 (wobei die „Prédictions", bestehend aus 58 Sixains, als Centurie XI gerechnet worden). Die dann folgenden nicht foliierten Blätter enthalten die „Présages" (141 Quatrains) und einen „Indice des quatrains et sixains". — Exemplar im Besitz des Verfassers.

Eine deutsche Privatbibliothek.

Ein Besuch der Bibliothek des Grafen von Giech auf Schloß Thurnau in Oberfranken (Bayern).

Von

Dr. Karl Lory in München.

Es hat mich eine gewisse Überwindung gekostet, den obigen etwas farblosen Titel meinem Berichte vorzustellen; am liebsten hätte ich geschrieben: „Das Dornröschen unter den deutschen Privatbibliotheken", denn unbekannt und wie verträumt bergen sich die reichen Schätze der gräflich von Giechschen Büchersammlung fernab von den Strömungen und Strebungen der literarischen und gelehrten „großen Welt" hinter den altersgrauen, mächtigen Mauern von Schloß Thurnau, und gerade die romantischen Erinnerungen, welche das Wort „Dornröschen" in der Phantasie lebendig werden läßt, würden meinem Empfinden nach so recht deutlich den Eindruck wiederspiegeln, den ein Besuch dortselbst auf den Wanderer, der noch nach altem Muster fürbaß seine Straße zieht, hervorzubringen geeignet ist. Aber vielleicht wäre es ebenso gerechtfertigt gewesen, zu schreiben: „Das Muster einer Privatbibliothek"; denn daß die Einrichtung derselben eine liebevolle, zum Teil sogar eine wirklich musterhafte zu nennen ist, mögen meine folgenden Ausführungen des näheren beweisen; musterhaft aber ist dort auch vor allem — und dies sei gleich an gegenwärtiger Stelle schon erwähnt — musterhaft ist die Liebenswürdigkeit und Bereitwilligkeit, mit der man dort einem fremden Besucher entgegenkommt. Und es ist dem Verfasser ein Herzensbedürfnis, bei dieser Gelegenheit dem Besitzer von Schloß und Bibliothek, Seiner Erlaucht dem jetzt regierenden Grafen von Giech, für die Freundlichkeit zu danken, mit welcher er ihm eine tagelange, eingehende Benutzung der ganzen Büchersammlung auf Vermittlung des Herrn Bezirksamtmanns Gieck von Kulmbach hin gestattete, desgleichen



auch „dem Hüter des Hortes“ Herrn Sekretär K. Bergmann, welcher nicht müde wurde, ihn bei seinen Arbeiten zu unterstützen.

Die Grafen von Giech sind eines der ältesten fränkischen Geschlechter und bewahrten sich bis in die Revolutionskriege herauf ihre reichsunmittelbare Stellung. Die gleichnamige Stammburg im ehemaligen fürstbischöflichen Gebiete von Bamberg kam bereits im XIII. Jahrhundert durch Kauf in den Besitz des Erzstiftes; dafür erwarben die Giech eine Reihe anderer Besitzungen, darunter — durch Heiratsverbinduug mit dem Geschlecht der Förtsche, die bald darauf ausstarben — Thurnau, welches Stammsitz der einen Linie wurde, nachdem sich das Haus 1695 in die beiden Linien Thurnau und Buchau gespalten hatte. 1663 bereits waren die Giech, bis dahin Freiherren, von Kaiser Leopold I. in den Reichsgrafenstand erhoben worden, später erkauften sich die beiden Linien gemeinschaftlich von Brandenburg-Bayreuth die Landeshoheit über Thurnau und andere Ortschaften, wodurch sie 1726 in dem fränkischen Reichsgrafenkollegium Sitz und Stimme erhielten. Als die Linie Thurnau ausstarb, verlegte Graf Karl Maximilian von Giech-Buchau seine Residenz nach Thurnau zurück und fortan blieb das dortige Schloß, welches sich im Laufe der Zeit durch verschiedene Anbauten und Erweiterungen zu einem gewaltigen Häuserkomplex entwickelt hatte, die Residenz des wiedervereinigten Hauses, auch nach dem Preußen 1796 den ohne seine Einwilligung mit Bayreuth abgeschlossenen Landeshoheitsrezeß umgestoßen hatte; bezeichnend für die verworrenen Zustände im alten römischen Reiche ist es, daß dieses Vorgehen von Seite Preußens nicht nur nicht die Zustimmung des fränkischen Grafenkollegiums fand, sondern daß dieses vielmehr fortfuhr, den Grafen Giech bis zur Auflösung des Reiches überhaupt als sein Mitglied zu betrachten, es ist dies insofern von Wichtigkeit, als dadurch das Prädikat „Erlaucht“, welches die Familie zu führen berechtigt ist, sich erklärt. In unserem Jahrhundert erregten die von Franz Friedr. Karl von Giech verfaßten „Ansichten über Staats- und öffentliches Leben“ (2. Auflage Nürnberg 1843) zur Zeit ihres Erscheinens um so größeres Aufsehen, als der Autor, bis 1840 Regierungspräsident von Mittelfranken, bereits durch sein Ausscheiden aus dem Staatsdienst die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. — Das Geschlecht derer von Giech hatte sich der Reformation alsbald und mit großem Eifer zugewandt; einer von ihnen soll einen katholischen Geistlichen beim Messelesen am Altar erschossen haben, wenigstens wird in Thurnau noch heute das betreffende Meßgewand aufbewahrt. Auch verband sich das Haus durch Verschwägerung mit verschiedenen Familien österreichischer Exulanten, die ob ihres Glaubens verfolgt in Nürnberg und anderen evangelischen Orten sich niederließen; besonders sind es zwei dieser Exulantengeschlechter, die Khevenhüller und Praunfalk, welche in der Geschichte des Hauses Giech hervortreten.

Dieser Überblick über die Geschichte des Hauses selbst schien mir schon um deswillen notwendig, weil sich daraus die Zusammensetzung der Büchersammlung gewissermaßen von selbst erklärt und auch eine Geschichte derselben darin bereits — wenigstens in nuce — enthalten ist.

Denn Bibliophilen, welche die Bücher um der Bücher willen kauften, scheinen die Giechs nie so recht eigentlich gewesen zu sein; weitaus die Mehrzahl der Thurnauer Bücherbestände scheint praktischer Bedürfnisse oder wenigstens praktischer Interessen halber angeschafft worden zu sein; ein Umstand, der in Hinblick auf die numerische Stärke der Bibliothek mehr als viele Worte die reich bewegte und weit über Frankens Grenzen hinausgreifende Geschichte des Hauses sowie dessen weitverzweigte Interessensphäre illustriert. Für den Besucher der Bibliothek aber bietet diese Eigenart ihrer Zusammensetzung einen besonderen Reiz. Denn da man bei einem solchen doch zunächst und in den meisten Fällen ausschließlich allgemeinere Interessen voraussetzen muß, so wird derselbe ganz von selbst mit wenigen Ausnahmen über die Werke allerspeziellsten Inhalts hinweggehen und instinktiv nach solchen von weiterem, vor allem historischen Interesse fahnden. Und Bücher letzterer Art, die er dann wirklich an so weltabgeschiedener Stelle findet, wird er hier mit doppelter Aufmerksamkeit durch seine Hände gleiten lassen, stets wird er dabei die Empfindung haben, daß dieselben wirklich einmal Worte des Lebens in sich getragen und ein Stück Geschichte verkörpert haben müssen, da sie sich sonst nicht hierher würden verirrt haben; und er wird ein viel intimeres und plastischeres Bild von jenen Flutwellen des historischen Lebens mit sich fortnehmen, die stark genug waren, ihre Spuren aere perennius an solchem Orte einzugraben, als wenn er darüber dicke Bände durchstudiert oder sogar ähnliche Zeugnisse derselben in methodischen, nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten angelegten Büchersammlungen gefunden hätte. Mir wenigstens bereitete die völlige Abwesenheit rein gelehrter und wissenschaftlicher Interessen, so sonderbar dies auch klingen mag, stets einen besonders köstlichen Genuß, wenn ich mich in den trauten Räumen der Thurnauer Bibliothek aufhielt; ich hatte stets das Empfinden, daß ich hier unmittelbar in die echteste, unverfälschteste, unverkünstelte Vergangenheit hineintrete, welche mir — ich muß dies Bild wiederholen — wie weiland Dornröschen inmitten einer vielverzweigten Tätigkeit eingeschlummert schien; daß sich hier nichts befinde, was nicht ein Stück Leben, ein Stück Geschichte hinter sich habe; und es war mir ebenso unterhaltend als rührend, nachzuspüren, inwieweit die Stürme, die über das große Welttheater hinfegten, bis hierher gedrungen waren, wie sie die Menschen aus ihrer Alltagsbeschäftigung aufgerüttelt und aufgestört hatten, wie die Menschen mit ihnen gerungen, sie besiegt hatten, oder ihnen unterlegen waren.



Der Schlummer des Märchens, nicht der Schlaf des Todes ist es, der über der Thurnauer Bibliothek brütet. Die Umgebung erwürgt nämlich hier nicht Schritt für Schritt die historische Erinnerung, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist. Schier unmerklich — man möchte sagen: wie in einem Panorama, wo entsprechende Dekoration in natura die Illusion erhöhen soll — geht die Wirklichkeit in die Vergangenheit über. Denn Thurnau, wenn schon dasselbe ein Marktflecken mit etwa 1300 Einwohnern ist, liegt völlig abseits von den Adern des modernen Verkehrs. Stundenweit hat man nach der Bahn von dort aus zu gehen, und noch nie ist der Pfiff einer Lokomotive in diese Gegend gedrungen; ohne allzuviel Phantasie kann man sich hier um zwei, drei Menschenalter zurückträumen und man braucht nur in die Bibliothek hinaufzusteigen, um Stufe für Stufe immer tiefer in die Vergangenheit sich zu verlieren, ohne eine Lücke, einen Sprung zu verspüren. Bücher- und Bibliothekfreunde, welche zugleich Altertums- und Geschichtsfreunde sind (und das ist ja doch wohl meistens der Fall), sollten daher einen Besuch Thurnaus nicht versäumen, wenn sie vom Geschick einmal zufällig in jene Gegend verschlagen werden. Und vielleicht weiß mir der eine oder andere von ihnen Dank, wenn ich hierzu einige Bemerkungen anfüge, die um so mehr am Platze sein dürften, da ja diese Zeilen auch nur ein Besuch, nichts mehr oder weniger, im Geiste wenigstens, sein sollen.

Thurnau hat als Eisenbahnstationen die beiden Hauptstädte der ehemaligen Markgrafschaft „über dem Gebirg": die Bierstadt Kulmbach und die Musikstadt Bayreuth. Von diesen beiden hat Kulmbach, an der verkehrsreichen Linie Bamberg-Hof gelegen, weitaus die beste Postverbindung, denn die Post nach Thurnau geht hier ziemlich in der Frühe weg und lange vor Mittag ist man an Ort und Stelle; und wenn man nicht Lust hat, in Thurnau bei der Wirtin im „Weißen Roß" zu übernachten, so kann man nach einigen Stunden mit dem gleichen Wagen wieder nach Kulmbach zurück. Dagegen fährt die Post von Bayreuth erst spät Nachmittags herüber und geht in aller Frühe wieder ab. Wer übrigens gut zu Fuß ist, dem sei der an landschaftlichen Reizen reiche Fußweg über die Höhen von Kulmbach her empfohlen; ebenso führt die Straße nach Bayreuth anfangs fast ohne Unterbrechung durch den schönsten Wald und ist die Partie nach Neudrossenfeld, dem aus Gutzkows Roman „Fritz Ellrodt" bekannten Sommersitz dieser Bayreuther Ministerfamilie, lohnend für den, der Waldeinsamkeit liebt; von Drossenfeld aus kann man dann immer noch die Post nach Bayreuth benutzen.

Diese Abgeschiedenheit der Lage mag schuld daran sein, daß die Giechsche Bibliothek weiterhin so gut wie unbekannt blieb. Aber ein dortselbst aufliegendes Fremdenbuch beweist doch andererseits auch, daß wenigstens aus der Umgebung, wozu ja auch Bayreuth mit seinem „historischen Verein" gehört, alljährlich eine Anzahl Besucher hier vorsprechen. Wenn also von dieser Seite die Büchersammlung bis jetzt unberührt geblieben ist, so hat das einen anderen Grund. Bücher sind eben gerade heutzutage wieder für viele zu einem Noli me tangere geworden; und wer speziell nach Thurnau kommt, der geht durch die Bibliotheksräume, weil er eben dort herumgeführt wird, wenn er sich zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten des Schlosses gemeldet hat, im besten Falle widmet er den an der Wand hängenden Karten und Kupferstichen oder den aus Eichenholz in streng gotischem Stile von einem schlichten Thurnauer Bürger geschnitzten Büchergestellen vorübergehend seine Aufmerksamkeit; das Hauptinteresse beanspruchen für ihn die übrigen Sammlungen, die Waffen-, Porzellan-, Altertümer- und vor allem die Bildersammlung. Auch ich besuchte Thurnau, als ich zum erstenmal geführt von Herrn Steueroberkontrolleur Schmitt von Bayreuth, vielleicht dem besten Kenner des alten Markgrafenlandes, dorthin kam, wegen seiner Gemäldesammlung; und ich war nicht wenig überrascht, auch eine Bibliothek zu finden, welche — das erkannte ich auf den ersten Blick — nicht nur durch die Quantität, sondern auch durch die Qualität ihrer Bestände Beachtung verdiente.

Die Thurnauer Büchersammlung ist zum weitaus größten Teil in zwei langen Sälen untergebracht; an den Wänden hin, und in der Mitte derselben laufen die bereits erwähnten Regale, und der Eindruck des Ganzen ist ein so anheimelnd-altehrwürdiger, daß man sich in eine viele Jahrhunderte alte Klosterbibliothek versetzt glauben kann, welche von der Säkularisation verschont geblieben. In Wahrheit freilich ist es noch nicht allzulange her, daß die Bibliothek geordnet und in der Weise, wie sie sich heute darstellt, untergebracht wurde. Obwohl mancher interessante Stammbaum, manches alte Kalendarium, mancher seltene Stich oder Druck an den Wänden prangt, obwohl die Bibliothek namentlich an Werken über fränkische Reformations- und Kirchengeschichte eine kaum anderswo zu findende Reichhaltigkeit aufweist, und obwohl zweifelsohne in der langen Flucht der bestaubten Regale manches verschollene Werk sich finden dürfte, so wollen wir uns doch nicht länger bei den Beständen der beiden großen Säle aufhalten. Denn obschon, quantitativ gemessen, fast die ganze Bibliothek in denselben aufgestapelt ist, vom Standpunkt des Bücherfreundes aus ist es nicht das Interessanteste was Thurnau bietet. Wohl aber wird das Herz jedes echten Bücherfreundes höher schlagen beim Betreten des dritten Raumes, welcher der Büchersammlung gewidmet ist; und hier wollen wir uns heute einmal gründlich umsehen.

Aus dem einen der beiden Säle gelangt man über einen kleinen Treppenabsatz in eine Art Turmzimmer, welches als *Lese- und Arbeitsraum* eingerichtet und ebenfalls im gotischen Stile

gehalten ist. Wer hier einmal gesessen hat, alte Stiche und Drucke vor sich, während vor den Fenstern das Laub der hohen, alten Bäume rauschte oder die Klänge des Chorals, der alle Vormittage auf dem Kirchturm geblasen wird, von dort herüber tönten, der vergißt diesen Eindruck wahrscheinlich sein Lebtag nicht wieder. Auch wir wollen uns in Gedanken, nachdem wir einen Blick auf die Creussener Krüge in den Ecken geworfen, den großen Stammbaum des Giechschen Hauses an der Wand studiert und unter demselben auf der dort sich hinziehenden truhenförmigen Bank eine lange Reihe von Cahiers mit Büchern, Stichen und Handschriften entdeckt haben, an den mächtigen Eichentisch setzen und Band um Band vornehmen.

Es war jedenfalls ein sehr glücklicher, nachahmenswerter Gedanke, die interessanteren Stücke der ganzen Bibliothek hier in Cahiers nach bestimmten Materien geordnet aufzustapeln und auf diese Weise eine Art Cimeliensammlung im kleinen herzustellen. Daß etwas Derartiges beabsichtigt war, das beweisen auch einige Folianten, die hier ebenfalls Platz gefunden haben und vom Bibliotheksordner zweifelsohne mit unter die Schaustücke der Bücherei gerechnet wurden: ein (illustriertes) Exemplar der *Chronik des Nürnbergers Hartmann Schedel von* 1496, die *„Garde Kaiser Rudolphs“* mit der Jahreszahl 1576, eine *geschriebene Chronik Nürnbergs* „Von Christi Geburt“ bis 1588, *eine ebensolche Chronik der Stadt Hof* im Vogtlande *bis zum Jahre* 1592, und abermals *eine geschriebene Chronik der Reichsstadt Nürnberg bis* 1720. Wie diese fünf Stücke nach Thurnau kamen, ist leicht einzusehen: die „Garde Kaiser Rudolphs“, ein reich illustriertes österreichisches Exerzierreglement vom Ausgang des XVI. Jahrhunderts (es waren derartige Bücher, die durch genaue und zahlreiche Abbildungen mit oft knappem Text einen Überblick über das gesamte Kriegshandwerk der Zeit gaben, damals ziemlich verbreitet) gelangte jedenfalls durch die Verbindung der Giechs mit den österreichischen Exulantenfamilien der Praunfalk und Khevenhüller in den Besitz der Thurnauer Schloßherren; auf dem gleichen Wege mag die Erwerbung der Schedelschen Chronik sowie jene der beiden Nürnberger Stadtgeschichten zustande gekommen sein; Nürnberg war ja, wie bereits erwähnt, hauptsächlich die Zufluchtsstätte der Exulanten im Reich und von dort aus haben dieselben ihre Verbindung mit den Giechs eingegangen; die Chronik der Stadt Hof endlich dürfte aus Interesse an der Einführung und Verbreitung der Reformation dortselbst, wie wenigstens andere Stücke der Bibliothek schließen lassen, erworben worden sein.

Es wäre immerhin angezeigt, die beiden Stadtgeschichten aus dem XVI. Jahrhundert einer Prüfung hinsichtlich ihrer Bedeutung als Quellen für die fränkische Reformationsgeschichte zu unterwerfen.

Die oben erwähnten Cahiers sind der Mehrzahl nach in Folioformat gehalten, nur fünf von den 29 Stück haben Quartformat. Aus den Aufschriften ist der mannigfaltige Inhalt am besten zu erkennen, obwohl ich nicht leugnen will, daß die eine oder andere dieser Aufschriften zu viel zu versprechen scheint. Da finden wir: „Religion, Kirche, Exulanten“; „Praunfalk“; „Wolfstein“; „Giechiana“; „Khevenhüller: Urkunden“; „Autographen und Siegel“; „Österreich: kaiserliche und erzherzogliche Stellen und Ämter, Landesvertretung“; „Bayern: Herzoge, Pfalzgrafen, Stellen und Ämter“; „Brandenburg — Fürstentum Bayreuth: Landesregierung, Landesgeschichte“; „Franzosen in Franken“; „Thurnau und Umgebung“; „Khevenhüller: Tagebücher I und II“; „Kulturhistorisches: Jagd, Sport, Feste“; „Varia“; „Dreißigjähriger Krieg“; „Handschriftliche Lieder und Predigten von Exulanten“; „Reformation: Streitschriften“; „Leichenpredigten für österreichische Exulanten“. Zur Ergänzung seien hier gleich weitere neun dicke Faszikel erwähnt, welche ausschließlich sauber auf blauen Karton aufgezogene *Porträts* enthalten von deutschen und ausländischen fürstlichen Persönlichkeiten und bedeutenden Männern und Frauen vom XV. Jahrhundert bis herauf in die Neuzeit, von denen die meisten auf die Reformationsgeschichte Bezug haben, darunter ein Faszikel *„Geistliche (augsburgischer Konfession) in Augsburg“* und ein weiterer *„Nürnberger Bürger und Patrizier“*.

Soviel schon aus dieser Übersicht klar wird, geht die Mehrzahl der vorhandenen Druckwerke zurück auf die *Reformationsbewegung und ihre Folgen*. Es sei daher gestattet, hier vor allem auf die vorhandene *Flugschriftenliteratur* jener Zeit etwas einzugehen.

Äußerlich betrachtet können diese Flugblätter nicht verleugnen, daß sie einer Epoche entstammen, welche die *Formen der Renaissance* geerbt hatte. Viele tragen auf dem Titelblatt Engel mit Füllhörnern und Blumenkörben, zwischen denen sich Fruchtgewinde und Girlanden in reichen Verschlingungen hinziehen; die heitere, gefällige, fast lebensfroh zu nennende Form kontrastiert gewöhnlich sehr stark mit dem polemischen und vorwiegend satirischen Inhalt. Ihr Format ist Oktav und vielfach bestehen sie nur aus einigen losen Blättern.

Nicht alle sind so lutherfreundlich wie jene Schrift mit dem Titel: „Ain Sermon von dem Ban Dr. Martin Luthers / Augustiner zu Wittenberg“, 1522, ohne Druckort. Luthers Bann wird hier als ein Glück, ein Ruhm, ein Verdienst dargestellt; der überzeugungsvolle, energische Stil aller dieser Büchelchen verfehlt auch heutzutage seine Wirkung auf den Leser um so weniger, je schmerzlicher derselbe die Stilverwässerung unserer Tage empfindet.





Dem Titel (und auch dem Inhalt) nach dieser ersten ähnlich ist die Broschüre: „Ain Sermon von dem Sakrament der Pueß Dr. Martin Luthers", 1520, welche mit den Worten schließt: „Summa Summarum: Wer glaubt, dem ist alles besserlich, nichts schädlich; wer nicht glaubt, dem ist alles schädlich, nichts besserlich".

Bei der Schrift „Wo und welches die Sünde sei in dem heiligen Geist, die nicht vergeben wird, Joannis Peugnhagn Pfarrers zu Wittenberg", welche inhaltlich kaum besondere Beachtung beanspruchen kann, ist die Ausstattung des Titelblattes besonders reizend: an den zwei untern Ecken je ein musizierender Engel, an den beiden obern solche mit Blumenkelchen in den Händen, durch Blumengewinde miteinander verbunden. Das Büchlein entstammt dem Jahre 1524.

Gegen Luther gerichtet sind „Ein Brief an die Christen zu Straßburg wider den Schwermergeist Martin Luther" (ao. 1525), und „Die recht Wahrheit und gründliche Histori von Bruder Heinrich inn Diethmar verprant durch Martinum Luther", aus dem gleichen Jahr; das Titelbild stellt in krasser Ausführung die Marter des betreffenden Bruders dar.

Dazwischen fällt uns das „Turcken puechlein" vom Jahr 1522 in die Hände, welches das Motto trägt:

„Das Türckē püchlin bin ich fry genannt
Und beger den Christen werden bekannt.
Damit Sy sich zu besserung keren,
Und dester bas des Türken erweren."

Einen Einblick in die Reformationsbewegung der Schweiz gewährt uns folgendes Werk: „Antwurten / so ain Burgermeister / Radt / vñ der groß rat / die man nempt die zway hundert der Stat Zürich / iren getrewen lieben Eydgenossen. / der aylf Orten über etlich Artickel / inen / inhalt ainer instruktion friegehalten / gebñ habent: Vnnd beschehen ist / auff den XXI. tag des monats Merzen / Anno 1524".

Für die Geistesgeschichte der Reformationszeit von Bedeutung ist das merkwürdige Buch „Vom End der Welt und Zukunft des Endtchrists; wie es vorm jüngsten Tag in der Welt ergehen wird", zusammengetragen durch Melchior Ambach, Prediger zu Frankfurt am Main, gedruckt ebenda bei Hermann Gülfferich. Unter die Propheten, „deren Weissagung in diesem Büchlein fürgetragen wird", rechnet der Verfasser nicht nur die bekannten Propheten des alten Testaments, Moses usw., sondern auch Methodius, den Bischof Haymo, den Abt Joachim, die Äbtissin Hildegard, den Barfüßermönch Rupescissa, den Predigermönch Berthold usw.; sie sind ihm die „jungen" Propheten „nach der Apostel Zeit". „Diese prophezeyen aber / also in teutsch Rheumen verfaßt / sind mir in einem alten geschrieben Buch / darin doch hin und wieder etlich Blätter ausgerissen waren / von einem eebarn unserm Mitbürger zugestellt worden. Des Rheumen Dichters Nam aber war nicht ausgedruckt". Dies sind die Angaben des Verfassers über die Entstehung seiner Sammlung, und es ist in der Tat wahrscheinlich, daß er sie einfach einem früheren ähnlichen Buche entnommen hat; jedenfalls aber war die Wirkung auf die erregten, chiliastischen Vorstellungen zugänglichen Gemüter der Reformationszeit sehr genau berechnet, wenn hier Bertholds Weissagung von Zerstörung des Römischen Reiches abgedruckt oder aus Rupescissa herausgegriffen wurde, wie „das gemeine Volk" die Laster straft, die Heiden und Sarazenen kommen werden, um Ungarn, Polen, Böhmen, Deutschland und Italien zu verheeren, wie die fürstlichen Tyrannen verschwinden, fromme Pfaffen und fromme Fürsten aufstehen, und endlich „Mohamedt der Endchrist" zu Jerusalem predigt.

Zahlreich sind die unter dem Namen Luthers gehenden Druckwerke: „Ein Brieflein an die Fürsten zu Sachsen von dem aufrührerischen Geist" (1542), welches zum Vorgehen gegen die Schwarmgeister mahnt; „Ein Sendbrief Martin Lutheri an den wolgeborenen Herrn Herrn Bartholomäus von Staremberg außgangen", 1523; „Ein schöner Sermon Dr. Martin Luthers, darin die größten Haupstück eines christlichen Lebens beschlossen sind" (1524): „Von dem christlichen Glauben", „Von dem Teufelß Stand, Münch, Nonn und Pfaffen", „Von dem hl. ehelichen Stand", „Vom weltlichen Schwerdt" usw.; „An die Herren des Deutsch-Ordens, daß sie falsch Keuschheit meyden und zur rechten ehelischen Keuschheit greifen" (1521); „Von Anbeten des Sakraments des hl. Leichnams Christs" (1523); „Wider die blindt und toll Verdammnus der siebzehn Artikel von der ellenden schendtlichen Universität zu Ingelstadt ausgangen" (1524); „Von beider Gestalt des Sakraments zu nehmen und ander Neuerung" (1522); „Von den Schlüsseln" (1530) usw. Das Bild Luthers mit den allbekannten, markanten Zügen, vor ihm ein Kruzifix, findet sich auf dem Titelblatt der Schrift: „Ein Erinnerung und Ermahnung Dr. Martin Luthers des Mann Gottes / von den letzten schweren Zeiten geschrieben", welche um deswillen hier nicht vergessen sein soll. Je weiter nämlich die Reformationsbewegung sich verbreitete und je tiefer man ins XVI. Jahrhundert hineinkommt, um so rascher verschwinden die Zierformen der Renaissance; religiöse Bilder, Porträtdarstellungen usw. treten an ihre Stelle.



Es muß hier bemerkt werden, daß wir bei der vorstehenden Übersicht keinen anderen Zweck an dieser Stelle verfolgen können als den, eine Art Inventar der Thurnauer Büchersammlung zu geben; höchstens kann noch auf das bibliographische Moment einige Rücksicht gelegt werden; wenn aber nun im folgenden auch einiges *handschriftliche Material zur fränkischen Reformationsgeschichte* angeführt wird, welches sich in Thurnau vorfindet, so müssen wir Raumes halber leider ebenfalls auf eine kritische Beurteilung verzichten, da dasselbe in dieser Zeitschrift nur insofern Platz finden kann, als es zu den Beständen der geschilderten Büchersammlung gehört.

Die Bibliothek bewahrt eine „Wiederlegung der Gebräuche und Behauptungen der papistischen-katholischen Kirche vom evangelisch-lutherischen Standpunkt", wie der später überschriebene Titel lautet, vom Jahre 1525.

Anknüpfend an das „Neue Testament" spricht der Verfasser von falschen Lehrern, deren Irrtümer aufgedeckt werden würden, von der Heimlichkeit der Geistlichen, um das „arme" Volk in Dunkel und Finsternis zu erhalten, und bald zeigt sich, daß er mit diesen Heimlichkeiten besonders den „Canon Misse, das ist die still Meß, wie man sie genennt hat", meint. „Die haben sie mit großem Ernst verborgen, und auf daß der gemein Mann diese Heimlichkeit nicht erfuhr, hat der böse Geist angericht, daß man sie still les und zu lateinischer Sprach"; das sei gegen die Schrift, denn „der hl. Geist hat darum die Gaben der Sprach austeilt, auf daß man jedem Haufen in ihrer Sprach predige". Es folgt dann eine Art Widerlegung des Kanons der katholischen Messe, die sich besonders gegen die Lehre vom Fegfeuer wendet. Sehr charakteristisch ist folgender Passus; „Lieben, irrenden, hornigen Herzen, wir haben euch lang gepfiffen, und ihr wolltet nicht tanzen, wir haben euch geklaget und ihr wolltet nicht weinen, wie Christus zu den Juden spricht: es hilft weder Warnung noch Straf an euch, ihr wollt recht haben, und die Welt mit sehenden Augen blenden, so will ich dennoch dem gemeinen Mann in einer Summa anzeigen, daß er lerne, wie wohl man euer mag geraten, denn ihr vermeint, ihr seid die rechten Priester, man muß euch haben, und könne die christliche Kirche ohne euch nichts schaffen, so nehmt nun etliche Fastnachtkichli (Kichli = Küchlein, Krapfen, Fastnachtsgebäck) von mir an, das Mehl ist eben grob, darum werden die Kichli desto rauher, Wahrheit ist aber allwegs rauh". Diese Stelle beweist jedenfalls, daß die Schrift nicht von einem Theologen stammt, sondern aus den Kreisen des Volkes hervorgegangen ist, welches die Lehren der Reformation sich in seinem Sinne ausdeutete. Und daher ist es auch begreiflich, daß wir im folgenden die Lehre vom allgemeinen Priestertum: den Christgläubigen in radikaler Weise vertreten finden; da wird ausgeführt, wie durch Christum alle Menschen, Mann und Weib, zu Priestern und Königen würden, wie das Öl, das man dem Geistlichen „an die Finger salbet", keine Priester des „Neuen Testaments" mache, wohl aber die innere Salbung des Geistes, wie „Blatte" (= Tonsur), Kutte, Ölkrug, langer Rock und Bartscheeren „eitel Fastnachtspiel, Butzenwerk und Mummerey", die „Pfaffen" werden an den Pflug geschickt, denn der gemeine Mann wisse, daß Meßgehen, Singen und Klingen, Fahnentragen und Salzweihen, Glöckleinläuten, Weihwasserumtragen und „solch Spiegelfechten" nichts sei als des leibhaftigen Antichrists Gauklerei, es gebe kein anderes Wort Gottes als jenes, so alle Christen verkünden könnten, keine andere Taufe als diejenige, so jeder Gläubige zu spenden vermöge, kein anderes Opfer als jeglichen Christen Leib. Das Ganze entpuppt sich als eine elementare, im Lapidarstil verfaßte Brandschrift gegen jede Art von geistlicher Obrigkeit, und es ist mir leider nicht gelungen, festzustellen, ob dieselbe je die Druckerpresse passiert hat; durch den Druck verbreitet, dürfte sie eine der zündendsten Reformations- oder richtiger Revolutionsschriften des XVI. Jahrhunderts geworden sein.

Welche Wandlung das religiöse Leben Leben in einem Säkulum durchmachte, nachdem es durch die Reformationsbewegung aufs tiefste aufgerüttelt worden war, zeigt ein in ganz anderer Sinnesart verfaßtes Manuskript von 1640, überschrieben: „Was ist die Summa der evangelischen Lehr?" Hier sind schon die Anfänge des pietistischen Geistes fühlbar, wenn es heißt (als Antwort auf die im Titel ausgesprochene Frage): „daß man sich einen Sünder bekenne; und erschrecke vor Gottes Zorn, und werde der Sünden spinnenfeind; darnach, daß man von Herzen glaube, daß Christus mit seinem Blut für der ganzen Welt Sünde genug getan und uns durch seine Auferstehung eine ewige Gerechtigkeit geworben habe, welche er uns in Wort und Sakrament aufteilt und zueignet aus lauter Gnade und Barmherzigkeit; zuletzt daß man von Sünden aufhöre und trete in ein neues Leben und streite wider die Sünder".

Dem gleichen Jahrhundert, dem XVII., entstammen die *Leichenpredigten von Exulanten*, die in Thurnau sich vorfinden. Bei ihnen ist es die *bibliographische Ausstattung*, die sie beachtenswert macht; jedenfalls kann dieselbe in vielen Fällen eine durchaus nicht alltägliche genannt werden.

Eine naheliegende Titelillustration und eine sehr einfache obendrein ist das Bild eines Sarges, mit einem schwarzen Tuche überdeckt, darauf ein weißes Kreuz mit irgendwelchem eingedruckten Motto, wie zum Beispiel „Nemo excipitur". Ebenso nahe liegt es gewiß, das Bild des Verstorbenen auf dem Titelblatt anzubringen. Eine andere Ausstattung desselben aber, die ich in Thurnau wiederholt, sonst aber nur äußerst selten in ähnlicher Weise gefunden habe, ist folgende:



Wir sehen zunächst vier ovale Felder, die Spitzen nach den Seiten gekehrt, so über- und nebeneinander gestellt, daß sie die Eckpunkte einer Raute bilden würden; drei davon enthalten bildliche Darstellungen mit einer bezeichnenden Überschrift, das vierte den Titel. Das erste, beziehungsweise oberste zeigt einen Amor, der, von einem Blitzstrahl geblendet, den Kopf an einen Baumstamm birgt; die Überschrift lautet: „Gottes Hut". Das zweite, das heißt von den beiden mittleren das linke (vom Beschauer aus), enthält abermals einen Amor, der in der rechten ein flammendes Herz und in der linken Kette, Kreuz, Schwert, Geißel usw. trägt, eine hübsche Allegorie für „Glaubes Mut". Im dritten das heißt mittleren rechten Feld, sehen wir den gleichen Genius von einem Felsen herab der Stadt Gottes entgegenfliegen, in deren Mitte das Gezelt des Herrn sich erhebt — „Himmels Gut". Das untere Feld trägt, wie bereits erwähnt, den Titel, der oft sonderbar genug lautet; ich erinnere mich an ein „Geistliches Schwangesänglein und Abdruckseuffzerlein des wolgeborenen Freil. Freileins Maximiliana Praunfalkin" vom Jahre 1683. Unter den vier kleinen, langrunden Feldern zieht sich über die ganze Breite des Titelblattes ein großes, oblonges Feld hin, welches ebenfalls, im Stile der Zeit gehalten, eine reizende Allegorie zeigt: in einer Höhle verbirgt sich der Gerechte, ein Trupp feindlicher Reiter eilt vorüber, doch der Verfolgte entgeht ihnen, denn in seiner Höhle verdeckt ihn ein Spinngewebe ihren Blicken. Die Ausführung sämtlicher Illustrationen ist äußerst fein und sorgfältig, auch so intim empfunden, daß der Geist des Pietismus (pietistisch angehaucht ist die gesamte Exulantenliteratur dieser Epoche), in solche Formen gekleidet, jedenfalls eine sehr anmutige Gewandung gefunden hat.

Natürlich kommen auch Abweichungen von dem hier ausführlich beschriebenen Schema vor. Desgleichen wurden *ähnliche Illustrationen zur Verzierung von Exulantenporträts*, wie solche in Thurnau ebenfalls sehr zahlreich vorhanden sind, verwendet und dieselben dabei in ähnlicher Weise angeordnet. Es sei gestattet, auch ein solches Porträt hier zu schildern, da alle diese Illustrationen meiner Ansicht nach auch für die Kunstgeschichte des XVII. Jahrhunderts von Interesse sind.

Ausgezeichnet durch eine derartige liebevolle und reiche Verzierung ist zum Beispiel der Stich, welcher Gall Freiherrn von Räcknitz, Herrn auf Berneck, Ferdinands II. gewesenen Rat und Kammerherrn, darstellt. Dieser Räcknitz starb 1658, wodurch sich die Datierung des Bildes von selbst ergibt. Das Bild (Brustbild), steht in einem Oval, unter demselben, ebenfalls noch innerhalb des Ovals, lesen wir den Spruch: „Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe". Zwei Amoretten halten das Feld mit dem Porträt. Über der oberen Spitze desselben ist das Wappen der Räcknitz, an der entgegengesetzten Stelle unten ein quergestelltes, kleines Oval, welches den Namen trägt. In den vier Ecken sind vier weitere kleine Felder angebracht, im gleichen, das heißt ovalen Format, aber mit senkrechtgestellten Spitzen. Im ersten, also linken oberen, schreitet ein Mann in biblischer Gewandung rüstig fürbaß; darüber lesen wir die Worte: „Geh nur davon"; letzteres Wort ist gespalten (da-von) durch eine Ellipse, aus Strahlen gebildet, die von dem יהוה ausgehen. Das entsprechende Feld links zeigt ungefähr die gleiche Gestalt, die an einem Steinaltar opfert; die Überschrift lautet: „Sey fromm für mir", die Strahlenellipse findet sich zwischen den Worten fromm — für. In dem linken unteren Felde teilt ein Mann, in Aussehen und Gewandung den vorigen ähnlich, Almosen aus, das letzte Bild stellt einen Sterbenden dar; als Inschriften finden wir: „Gieb Armen hier" (Jehova zwischen Armen — hier) und: „Ich bin dein Lohn" (zwischen bin und dein der hebräische Namenszug). Den unteren Teil des Blattes bildet ein oblonges, breites Feld, welches die gleichen Sprüche nochmals enthält: „Gott spricht zu Abraham Gen. 12, 1: I. Geh aus deinem Vaterland und laß deiner Freundschaft Band. II. Wandl' führ mir und sei fromm, daß mein Segen zu dir komm'. III. Ich, ich bin dein Heil und Schild, weil du bist den Armen mild. IV. Ich bin dein sehr großer Lohn und gib die Himmelskron'."

Wenn wir bei der Exulantenliteratur uns etwas länger aufgehalten haben, so ist das kein Nachteil; denn während über die kulturelle Bedeutung der französischen Exulanten, das heißt der von Frankreich aus in Brandenburg eingewanderten Hugenotten, schon oft gehandelt wurde, hat man der eigenartigen Kultur jener süddeutschen „Hugenotten" bislang so gut wie keine Beachtung geschenkt; und doch gilt gerade in der Kulturgeschichte mehr wie anderswo das Wort: gleiche Ursachen gleiche Wirkungen; meiner Ansicht nach beginnt für die Kulturgeschichte Frankens seit Aufnahme jener österreichischen Geschlechter ebenso ein neuer Abschnitt wie für die Kulturgeschichte Brandenburgs seit Einwanderung der Hugenotten. Die sämtlichen in Thurnau vorhandenen Quellen zur Geschichte der Exulanten werde ich übrigens im „Jahrbuch für Geschichte des Protestantismus in Österreich" mitteilen.

Hier aber wollen wir in unserem Überblick über die wertvolleren Bestände der Giechschen Büchersammlung fortfahren. Nicht unerwähnt möchte ich verschiedene *Zeitungsblätter* lassen, die ich unter den „Varia" vorfand. Aus dem XVII. Jahrhundert bewahrt die Bibliothek mehrere Exemplare der „Einkommenden Zeitung" von 1651 (Nr. 56ff.). Die Ausstattung des in Oktav gehaltenen Blattes ist die denkbar einfachste: die erste Zeile enthält die Worte „Anno 1651", darunter ein dicker Zierstrich, dann der Titel „Einkommende Zeitung", nochmals ein Querstrich und endlich „Aus Genua vom 26. Januar". Außerdem finden sich noch Exemplare des „Freytägigen Ordinari



Friedens- und Kriegs-Kuriers" von 1711 und der „Nürnbergischen Kaiserl. Reichs-Ober-Postamts-Zeitung" von 1796. Auch eine Anzahl Schreibkalender vom Anfang des XVIII. Jahrhunderts seien erwähnt.

Aus dem Jahre 1589 findet sich Titelblatt (mit Titelbild) einer Flugschrift über die Ermordung Heinrichs III. von Frankreich.

Unterhaltlich ist die Lektüre des vielen *kulturgeschichtlichen Materials*, das wir Raumes halber hier ebenfalls nur anführen können. Da fällt uns zum Beispiel das Gesuch eines deutschen Schulmeisters aus dem Lüneburgischen Lande (etwa 1600?) um Unterstützung in die Hände, da er sich durch einen unglücklichen Fall sehr beschädigt habe; dasselbe beweist, daß das brodlose Kunststück, winzig klein zu schreiben, schon damals im Schwange war. Aus dem Jahre 1730 finden wir eine Ankündigung „des weltberühmten Künstlers, Okkultisten, Stein- und Bauchschneiders, auch Leib- und Wundarztes" Kreller (wahrscheinlich aus Nürnberg). Daneben liegen „Zaubercharaktere gegen böse Geister", gefunden beim Abbruch der sogenannten Herrenmühle zu Thurnau im Jahre 1859; dieselben waren über drei Türen, in ledernen Säckchen angenagelt gewesen, es sind lediglich einfache Zettelchen mit rätselhaften Inschriften und Kratzfüßen, deren Bedeutung zu entziffern mir nicht möglich war. Weiter folgen Einladungen zu Essen, Gesuche um Überlassungen von Jagdzeug, Wildschützenprozesse, Vorbereitungen zu Jagden, Rechnungen eines Marqueurs für Billardspiel, Begleitschreiben zu Wildsendungen, Gratulationen usw., unter den letzteren möchte ich speziell gedruckte Neujahrswünsche erwähnen, die sich von den jetzt gebräuchlichen dadurch unterscheiden, daß der Glückwunsch darauf in Musik gesetzt war. Für romantische Gemüter mag ein Schriftstück aus dem Jahre 1580 Erwähnung finden: „Facti Species über die Entführung der Gräfin Maximiliana von Althann durch den jungen Grafen Julius von Traun und die in Ungarn vollzogene Trauung". Reiche Belehrung könnten Wirtschaftshistoriker aus den vorhandenen Rechnungen und Ausgabenverzeichnissen usw. ziehen: da finden wir ein genaues Verzeichnis über die Verteilung der Opfergelder, die zum Einlegen in der Kirche durch die Familienglieder, die Dienerschaft usw. bestimmt waren; ein „Familien- und Vermögensbuch" des Bartholomäus Khevenhüller (1539—1613), ein massiver Holzband in Folio; eine Notiz besagt, daß genannter Khevenhüller „war Pilgrim des hl. Landes"; von demselben ist auch ein Dienerbesoldungsbuch aus den Jahren 1573—1613 vorhanden. Zur Geschichte des Studentenlebens erwähnenswert ist die „Relation des Präzeptors der jungen Herren Grafen von Costell" vom 4. April 1616, „wie es auf der Universität Straßburg mit Kost, Losamenten, Exerzitien in Sprachen usw. gehalten werde". Nicht vergessen sei „eine Reisebeschreibung nach Nürnberg und ins gelobte Land" 1556—62, worin wahrscheinlich die Erlebnisse jenes obenerwähnten Bartholomäus Khevenhüller Aufzeichnung gefunden haben.

Fundquellen ersten Ranges für kulturhistorische Forschung sind ferner:

„Instrucktion, wesen sich unsere von Gottes genaden Friederichs Pfalzgraffen bei Rein ... obere und undere ambtleuth .. verhalten ... sollen." 1568. (Kopie?) Die Instruktion enthält zum Teil sehr strenge Vorschriften über Kirchenbesuch und religiöses Leben (Abschaffung der „Rockenstuben"), über die allgemeine Lebenshaltung, Geschäftsgebaren usw.

„Steuerordnung für das Fürstenthum der Obern Pfalz" 1595.

„Bericht des B. P. Schilling in Bayreuth als des letzten noch am Leben Befindlichen, der Nachricht über den Bergbau im Goldkronacher Revier aus Erfahrung geben kann, an den General-Kreis-Kommissär zu Bayreuth", 1811.

„Bercks Ordnung: mit etzlichen vil newen Artikeln, Welche die alten zum tayle auffheben. Unnd zum tayle deuten und erkleren". Erlassen zu Neustadt an der Aisch am 2. November 1520.

Desgl. die Mühlordnung des Markgrafen Friedrich von Brandenburg, erlassen 1514, nachgedruckt zu Bayreuth 1662.

„Verwilligung der Markgräfl. Regierung zu Bayreuth für die neuen Schachspieler-Juden Hirsch Baruch, Alexander Löwen und Samuel Suskind, daß sie sich mit ihrer Familie, solange sie bei Hof zu dem Schachspiel gebraucht werden, zu Bayreuth oder Sankt Georgen am See nicht nur schutzgeldfrei, sondern mit einem vierteljährigen Bezug von 50 fl. aufhalten dürfen und daß sie später wie andere Juden im Brandenburgischen niederlassen und ihre Handelsschaft treiben dürfen", aus den Jahren 1746 und 1747.

Doch wir müssen es bei diesen Proben bewenden lassen. Haben wir ja doch unseren Zweck vollständig erreicht, wenn es uns gelungen sein sollte, im allgemeinen und in großen Zügen nur, ein Bild zu entwerfen von der Bedeutung und dem ungefähren Besitz der Thurnauer Schloßbibliothek, einen Wegweiser zu geben zu derselben und vielleicht auch durch dieselbe, damit solche, die nach uns kommen, im großen und ganzen wenigstens wissen, was sie dort zu erwarten haben. Denn es wäre dringend zu wünschen, daß die Thurnauer Bibliothek auf den wissenschaftlichen Wert ihrer Bestände einmal vollständig und erschöpfend geprüft werde; einen Versuch nach dieser Richtung hin hat der Verfasser dieser Anzeige bereits unternommen und ist dabei zu der Überzeugung gelangt,



daß manches vollständig neue Material, und zwar solches auch von allgemeinerer kulturgeschichtlicher Bedeutung dort vorhanden ist. Man braucht ja deswegen die Hoffnungen in keiner Weise zu überspannen. Sollte die Wissenschaft auch nur einigen Gewinn aus meiner Anzeige ziehen, so wäre meine Arbeit reichlich belohnt; jedenfalls aber gebührt dem früheren Herausgeber dieser Zeitschrift auch vom Standpunkt der Wissenschaft aus der höchste Dank, daß er ermöglichte, eine bisher so gut wie unbekannte Büchersammlung, die neben gedrucktem auch reiches handschriftliches Material enthält, weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Aber auch für den, der nicht rein wissenschaftliche Zwecke verfolgt, sind meine Ausführungen bestimmt; ich habe sie daher so abgefaßt, daß vor allem auch der Bücherfreund ein wenig auf seine Rechnung kommen mag, und daß das allgemein Interessante meistens, wenn auch noch so kurz, Erwähnung finden konnte. Und auch dem Bücherfreund ohne wissenschaftliche Interessen sei ein Besuch Thurnaus empfohlen: mag er ein Stündchen dort rasten und die stummen Verkünder vergangenen Lebens vor seinen Blicken aufrollen, um dann vielleicht einen Spaziergang zu unternehmen hinauf nach dem Lieblingssitz der Memoirenschreiberin Friederike Sophie Wilhelmine, nach den Ruinen von Sanspareil, und er wird ein Stück deutscher Kulturgeschichte kennen lernen, davon in keinem Buche steht, das aber für ihn doppelt wertvoll ist, weil selbst erschaut und selbsterwandert!

Beiträge zum Anonymenlexikon.

Von

Dr. Eduard Berend in München.

Durch eingehende Beschäftigung mit Jean Pauls Briefwechsel bin ich imstande, von einigen anonym und pseudonym erschienenen Büchern die Verfasser zu nennen, die man in den Bücherverzeichnissen entweder gar nicht oder falsch angegeben findet.

1. *Ankündigung* und Probe einer Ausgabe der römischen und griechischen Classiker in Fragmenten. Enthaltend die Fragmente von Cicero's erster catilinarischer Rede, mit philologischen Epigrammen und Idyllen begleitet. Nebst einer Vorrede bestehend in Fragmenten von *Friedrich Schlegel.* (Motto.) Rom [Leipzig, bei Feind]. 1798.

Die Bücherlexika geben, durch den Titel irre geführt, *Friedrich Schlegel* als Verfasser der Schrift an; es ist aber vielmehr eine Satire gegen diesen, verfaßt von einem Freunde Jean Pauls, dem damals erst achtzehnjährigen Leipziger Philologen und Violinvirtuosen *Paul Emil Thieriot* (1780—1831)[1], von dem auch eine im gleichen Jahre erschienene Satire gegen die Vossische Homerübersetzung (vgl. Goedekes Grundriß IV[2], 409) und mehrere Aufsätze im „Teutschen Merkur"[2] herrühren. Schon ein Jahr darauf bereute er es, „den Schlegel so angelassen zu haben ohne allen edleren Zug und Wink" (an Jean Paul, 31. März 1799), und 1802 verkehrte er in Paris viel mit Friedrich und Dorothea.

2. Die *Zauberlaterne* oder der Wanderer aus der Hölle. Schlußstück zu Hans Kiekindiewelts Reisen und zu Ludwig Wagehals. Leipzig und Gera 1799, bei Wilhelm Heinsius.

Da die beiden andern im Titel genannten Werke von *A. G. J. Rebmann* sind (1794 und 1795 im gleichen Verlag erschienen), wird ihm auch dieses zugeschrieben. Wer aber die drei Bücher kennt (sie sind sämtlich auf der Königlichen Bibliothek in Berlin vorhanden), erkennt sofort, daß sie unmöglich von einem Verfasser herrühren können: die beiden ersten sind flache, hingesudelte, satirisch-kosmopolitische Romane in der Manier von Voltaires „Candide" und „Skarmentado"; das letzte enthält geistreiche, witzsprudelnde Essays in unverkennbarer Nachahmung

[1] Vgl. über ihn „Zeitung für die elegante Welt", November 1840 (von F. A. von Woringen, einem Schüler und Freunde Thieriots), „Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde", 1883, Seite 89 und Goethes Briefe (Weimarische Ausgabe) L, 121. 190.

[2] „Die Wünsche; eine Legende" (Mai 1799); „Exzerpte aus künftigen Schriften (März, Mai 1800); „Pythagoräische Reminiscenzen" (Juli 1800).



Jean Pauls.[1] Der Titelzusatz blieb denn auch in der 1804 erschienenen zweiten Auflage fort. Die Vorrede ist unterzeichnet: „Samelino Paulinski. Geschrieben unterm 51 Grad 20 Minuten nördlicher Breite und 10 Grad östlicher Länge.“ Das ist in Leipzig, womit uns auch nicht geholfen ist. Nun schreibt Jean Paul am 4. November 1799 an seinen Freund Otto: „Lies die ‚Zauberlaterne‘ von *Spangenberg;* auf eintausendstel Seite ist mehr Witz als im dummen Bier-Roman von Kiesling.“[2] Und als Otto (22. Februar 1800) bezweifelt, daß Spangenberg der Verfasser sei, der seinen Briefen nach dazu ganz unfähig sei, versichert Jean Paul (25. März 1800) noch einmal, es sei gewiß von jenem, „ipso teste“! Man findet diesen Spangenberg in keinem Schriftstellerlexikon verzeichnet, dagegen in der Schrift von G. Landau: „Geschichte der Familie von Trefurt mit ihren Verzweigungen . . . sowie Geschichte der noch blühenden Familie von Spangenberg“ (Kassel 1862). Er gehörte zu der Familie von Spangenberg auf Venzka bei Hirschberg im Vogtlande, in der Jean Paul während seines Aufenthaltes in Töpen (1787—89) und Schwarzenbach (1790—94) viel verkehrte. *Heinrich George Traugott von Spangenberg,* als jüngster von drei Brüdern am 30. August 1771 in Venzka geboren, besuchte das Gymnasium in Gera, studierte in Leipzig Rechts- und Kameralwissenschaften, wandte sich später dem Forstwesen zu und wurde 1801 von dem Reichsgrafen zu Solms-Teklenburg, seinem Universitätskameraden, als Forstmeister der Güter Wehrau, Klitschau und Baruth in der Oberlausitz angestellt, wo er am 17. Februar 1849 verstarb. Außer der „Zauberlaterne“ und forstwissenschaftlichen Aufsätzen hat er noch eine Übersetzung von Fieldings Roman *„Emilie Booth“* verfaßt, jedenfalls die 1797—98 in Leipzig erschienene. Für die Jean-Paul-Biographie von Döring (Gotha 1826) hat er Material geliefert (vgl. die Vorrede und Seite 6). Seine mir von seiner Enkelin gütigst zur Verfügung gestellte Selbstbiographie gibt nun auch über jenen irreführenden Titelzusatz Aufschluß. Darnach hatte Rebmann als Schlußstück seiner beiden früheren Romane die „Zauberlaterne“ angekündigt und der Verleger schon Kupfer dazu stechen lassen, als jener als Kreisrichter nach Mainz berufen wurde und nun die Herausgabe verweigerte. Aus Gefälligkeit gegen den ihm befreundeten Verleger lieferte darauf Spangenberg zu den vorhandenen Kupfern den Text.

3. *Reisen* unter Sonne, Mond und Sternen. Ein biographisches Gemälde. Erfurt in der Henningschen Buchhandlung 1798. Zweiter Teil 1799. (Exemplar in der Bibliothek des Freien Hochstifts.)

Der Verleger gab diesen ebenfalls stark jeanpaulisierenden Roman durch eine mindestens zweideutige Anzeige für ein Werk Jean Pauls aus, wogegen dieser durch seine Freunde Otto und Thieriot und der Autor selber in der Dedikation des zweiten Teils protestierte. Die Bücherlexika (auch Goedeke) schreiben es *Joh. Friedrich Ernst Albrecht* zu, wohl wegen der Ähnlichkeit des Titels mit dem einiger Albrechtscher Schriften. Jean Paul hielt anfangs den oben genannten Spangenberg für den Verfasser (an Otto, 2. Juli 1798). Am 7. Dezember 1799 schreibt er aber an Thieriot: „Die ‚Reisen unter Sonne etc.‘ hat ein guter Mensch in Erfurt, *Borg,* denk' ich, geschrieben.“ Thieriot antwortet am 15. Dezember: „Ihr *Borg,* wie Sie ihn billig taufen, heißt wohl *Schorch.*“ Verfasser war in der Tat der spätere Erfurter Professor der Ästhetik *Heinrich Schorch* (1777—1822), wie die Henningsche Buchhandlung, deren Miteigentümer er war, nach Jean Pauls Tode am Schluß von Dörings Jean-Paul-Biographie (Gotha 1826) bekannt gab.

4. Das Buch Glaube, Liebe, Hoffnung: oder die nothgedrungene Auswanderung des Ober-

[1] Der Rezensent der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek“ (Band 53, Seite 402) bemerkt, eine so weit getriebene Bildersprache sei ihm nur noch in den in den achtziger Jahren erschienenen „Grönländischen Prozessen“ begegnet, offenbar ohne zu wissen, daß diese von Jean Paul herrühren.

[2] Die Bücherlexika verzeichnen noch ein ein zweites anonymes Werk: „Die Zauberlaterne. Erstes Heft. Mühlhausen (Danner) 1797.“ Ich kenne davon nur die Rezension in der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek“ (Band 38, Seite 24), aus der aber mit Sicherheit hervorgeht, daß es nicht das von Jean Paul gemeinte ist. Auch las Jean Paul fast nur eben erschienene Werke.



försters Joseph Wolf, nebst seinem Weib und seinen neun Kindern im Jahr 1807. Herausgegeben von *Jean Paul.* Frankfurt a. M. in der Andreäschen Buchhandlung 1809.

Verfasser dieses Machwerkes ist nach „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" VII, 175 „ein Dr. Ehrmann", also wohl der Frankfurter Arzt *Johann Christian Ehrmann junior,* von dem im gleichen Verlage mehrere medizinische Schriften erschienen. Jean Paul legte gegen diesen unverschämten Mißbrauch seines Namens im Morgenblatt vom 7. September 1809 geharnischten Protest ein. In seinem Nachlasse findet sich ein merkwürdiges gedrucktes lateinisches Diplom, worin er zum Mitglied der „Gesellschaft der verrückten Hofräte" ernannt wird, unterzeichnet „Josephus Wolf" und datiert aus Mainz vom 1. April [!] 1809, — vermutlich die Rache des gekränkten Ehrenmannes. — (Über Johann Christian Ehrmann als pseudonymen Verfasser dieses Werks vgl. den Briefwechsel zwischen Goethe und *Carl Jakob Alexander Freiherrn von Rennenkampff,* Hofmarschall in Oldenburg, vom 5. und 10. April 1820, Goethes Briefe, Weimarische Ausgabe, Band XXXII, Seite 232 und 382; über den „Orden der verrückten Hofräte" vgl. zu Goethes Briefen Nr. 6462 (XXIII, 482), P. Beck in der „Alemannia" XXVI, 3, 270—273, K. C. v. Leonhard, „Aus unserer Zeit in meinem Leben", Stuttgart 1854, I, 454—456 und S. M. Prem, Goethes Freund Ehrmann, im „Boten für Tirol und Vorarlberg", 1895, Nr. 85—87. — Die Redaktion.)

5. *Mein Torso.* Bruchstück aus Peter Paul *Zwyzkes* Leben und Erfahrungen in und außerhalb Zschikkewitzsch. Von ihm selber beschrieben und zwar unter der Weltherrschaft Napoleon des großen — Vorläufig in vier Dutzend ungleichen Gaben. Frankfurt a. M. bei Franz Varrentrapp. 1823. (Exemplar auf der Universitätsbibliothek in München.)

Jean Paul nennt dies Werk, eine langweilige, fade Satire auf die deutsche Kleinstaaterei, am Schluß der „Bücherschau" (1825) unter den Werken, die ihm zu wenig Anerkennung gefunden zu haben schienen. Seinen nicht sowohl lobenden als bloß charakterisierenden Worten merkt man aber an, daß er sich hier nur einer notgedrungenen Freundschaftspflicht unterzog. Aus ungedruckten Briefen in seinem Nachlasse geht hervor, daß der Verfasser ein persönlicher Bekannter und Korrespondent von ihm war, der Mainzer Hofrat *Franz Wilhelm Jung* (1757 bis 1823), Verfasser eines dramatischen Gedichts „Odmar" (1814) und einer Ossian-Übersetzung, nicht zu verwechseln mit Jung-Stilling. Merkwürdiger, aber wohl nicht zufälliger Weise behandelt das Werk, genau wie das unter Nr. 3 genannte, die Erlebnisse eines auswandernden kinderreichen Oberförsters.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Cranachstr. 38. Druck u. Verlag von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.



BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

IV. Jahrgang. **Heft 7.**

Herausgegeben von Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-Gohlis, Ehrensteinstr. 20, Manuskripte an diesen erbeten.
Inserate direkt an den Verlag *W. Drugulin*, Leipzig, Königstraße 10.

Pariser Brief.[1]

In der „Bibliothèque Nationale" brachte die geographische Abteilung dreihundertfünfundvierzig Nummern aus ihrem wertvollen Bestand zur Ausstellung. Die Auswahl der Objekte mußte teilweise von den beschränkten Ausstellungsgelegenheiten und andern äußerlichen Gründen abhängig sein. Doch bietet diese Ausstellung, die lediglich aus den Beständen der Sektion zusammengestellt ist, besonders in der Globensammlung eine hochinteressante Übersicht über die Geschichte der geographischen Kenntnisse. Eine Kopie des berühmten Nürnberger Globus von Behaim, im Jahre der Ausfahrt des Kolumbus vollendet, zeigt von Amerika noch keine Spur; wo der neue Erdteil seinen Platz bekäme, ist die Insel Cipangu (Japan) aufgemalt. Der „Globe vert", um 1520, hat zwar Südamerika, von Nordamerika aber nur die nördliche Küste, während der „Globe de Bois", eine italienische Arbeit vor 1535 Asien und Amerika zu einem einzigen Kontinent vereinigt. Der „Globe doré", vor 1527, besteht aus vergoldetem Kupfer, die Erdteile sind nach Art des Kupferstichs graviert. Ein deutsches Astrolabium von Georgius Hartman (1526) ist 1846 aus der Sammlung Marcel in die Bestände der Sektion eingetreten. Von Portolanen, die die „Bibliothèque Nationale" schon längst (durch die Bibliothekare Jomard und Cortambert) und wohl als erste Stelle systematisch sammelte, zeigt die Ausstellung einige Stücke ersten Ranges, die neuerdings, trotz einer starken Konkurrenz, in ihren Besitz gelangten. So die reich illuminierten portugiesischen Karten vom Anfang des XVI. Jahrhunderts, von denen die eine, recto und verso bemalt, Teile der alten Welt, die andere die „Terra Brasilis" zeigt; für die Geschichte Kanadas und der französischen Amerikaexpeditionen ist die durch Jacques de Vaulx, Piloten des Königs im Havre 1584 ausgeführte Zeichnung der Länder „Terres neuvfes, la Florie, les Neuvfes Espaignes, le Péru, le Brésil", vermutlich Fragment eines Planiglobs, mit besonders reicher Nomenklatur äußerst wichtig. Sebastian Cabots Weltkarte von 1544 ist Unikum; beiderseits am Rande spricht eine lange Legende, lateinisch und spanisch, von der Weltreise der Cabots 1494, wo der Kartograph seine Kenntnis erwarb. Mit allgemeinen und besondern Karten ist Frankreich in der Sammlung am besten vertreten; zu den wertvollsten gehört ohne Zweifel die von Jolivet 1545 gezeichnete Karte der Normandie, deren Angaben für die Zeit äußerst treu genannt werden dürfen; ferner sei die Originalausgabe von Jacques Gomboussts Stadtplan von Paris, 1652 erwähnt.

Von deutschen Drucken nennen wir die seltene Erstausgabe des „Cosmographicus Liber Petri Apiani Mathematici studiose collectus", Landshut, 1524, durch Johannes Weyssenburger gedruckt. Heinrich Glareans „de Geographia Liber unus" ist in der dritten Ausgabe — „Venetiis apud Joan-Ant. de Nicolinis de Sabio, 1538 vorhanden. Unbekannt ist der Verfasser einer deutschen Routenkarte für Romreisende, betitelt: „Das ist der Rom weg von meylen zu meylen mit puncten verzeichnet von eyner Stat zu der andern durch deutsche Lantt." Das Blatt mißt 0,290 × 0,400. Weder Ort noch Jahr bezeichnet, doch entstammt der interessante Holzschnitt wohl noch dem XV. Jahrhundert. Nord ist unten. Als besondere Merkwürdigkeit verdient beachtet zu werden, daß im Text der Legende, zum erstenmal auf einer Karte, die Bussole abgebildet ist. Im Juniheft 1912 der „Revue des Bibliothèques" hat Léon Vallée den „Catalogue raisonné der ausgestellten Dokumente veröffentlicht.

„Les Boulevards de Paris" war das Thema der jährlichen Sommerausstellung der Bibliothèque Saint Fargeau an der Rue de Sévigné, die wie das benachbarte Musée Carnavalet Dokumente zur Geschichte

[1] Unser Pariser Korrespondent, Herr Otto Grautoff, wird für die nächsten Monate durch Herrn Dr. Robert Kieser vertreten, da er durch eine Studienreise an der Abfassung der Pariser Briefe verhindert ist.



der Stadt Paris sammelt. Von der Umzäunung an der Nordseite der alten Stadt, die unter Ludwig XIV. niedergelegt wurde, konnte die Bibliothek leider nur wenige Ansichten zur Schau stellen. Immerhin kann man aus ein paar Zeichnungen und besonders aus den Plänen ersehen, daß diese Bollwerke nicht genau den Platz des heutigen Straßenzuges der großen Boulevards einnahmen. Es begann an den Gärten des Hôtel de Vendôme, ließ also die heutige Rue Royale außerhalb und blieb auch bei der Rue Michodière, wo die Porte Gaillon stand, bei der Porte Richelieu, ungefähr an Stelle der Börse gelegen, und bei den folgenden Toren Montmartre und Poissonnière hinter dem heutigen Tracé; dieses entspricht also in seinem westlichen Teil einer Glacispromenade. Die Triumphbögen bei Porte S. Martin und Porte S. Denis ließ Ludwig wenig außerhalb der Mauer errichten; von hier an folgt dann die Straße ziemlich dem alten Plan, der die Mauer beim Donjon du Temple vorbei, das alte vornehme Quartier des Marais umfassend zur Bastille führte.

Die meisten der ausgestellten Abbildungen, Lithographien, Stiche, Holzschnitte und Photographien beziehen sich auf die Entwicklung der Boulevards als moderner Verkehrsadern und Schaubühne des mondänen Lebens, jenes spezifisch Pariserischen, das sich besonders unter dem zweiten Kaiserreich entwickelt hat (um nur an das Dutzend Theater und die eleganten Restaurants alten Stils zu erinnern, die sich dort ansiedelten), während heute das alte Cachet unter dem mächtig eindringenden Amerikanismus mehr und mehr verschwindet. Es hält uns hier manche Vitrine zurück, die Zeugnisse der einstigen stilvollen Herrlichkeit zeigt, Lithographien Gavarnis und Daumiers, Abbildungen militärischen Pomps oder verschwundener Boulevardtypen, und eine zahlreiche Serie von vergilbten Photographien, die die entzückenden Damen und berühmten Herren zeigen, die einst auf dem Boulevard flanierten.

Unter den jüngsten literarischen Publikationen ist eine prächtige Studie Paterne Berrichons über Jean Arthur Rimbaud zu erwähnen („Mercure de France"). Berrichon, der schon öfters über Rimbaud geschrieben hat, behandelt in diesem Band die Zeit von 1854 bis 1873, die Jugend und eigentliche Poetenzeit dieses abenteuerlichen Lebens; später ist Rimbaud nach kurzem Debut aus der Literatur verschwunden und vergessen geblieben, bis Verlaine wieder die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. In Berrichons Darstellung sind zahlreiche Briefe, bisher unveröffentlichte Gedichte und andere Dokumente einbezogen.

Der vom Verleger E. Champion geplanten großen Neuausgabe von Stendhals sämtlichen Werken sollen die auf der Bibliothek zu Grenoble verwahrten Manuskripte zugrunde gelegt werden. Als erster Band wird demnächst Stendhals Selbstbiographie „Vie de Henri Brulard" erscheinen und diese Ausgabe, mit allen kritischen und wissenschaftlichen Hilfsmitteln sowie mit Plänen und Porträten ausgestattet, wird zum erstenmal das Buch vollständig vorführen, da dem ersten Herausgeber Stryenski von Stendhal selbst bedeutende Kürzungen erlaubt wurden, die aber nur durch technische Gründe bedingt waren; dann aber auch für die folgenden Ausgaben bestehen blieben. Für den Verehrer Stendhals ist gerade bei diesem Werk vollständige Kenntnis von höchstem Interesse, wo Stendhal sich selbst analysiert, sein Leben und seine Umgebung aus jener Individualperspektive betrachtet, wie er etwa die „Schlacht bei Waterloo" als eigenstes Erlebnis des Helden seiner „Chartreuse de Parme" wiedergibt, ihn eine Staatsaktion mitschaffen läßt, von der er nur soweit eine Ahnung hat, als er sich dieses Erlebnis selbst erschafft. Beispiele dieser egotistischen Technik erweisen sich in verblüffenden Beobachtungen und diese Schärfe der Analyse gibt das Leben in den feinsten Details wieder in vielen Einzelheiten, die vielleicht auf den ersten Blick langweilig oder unbedeutend erscheinen. Doch alle sind mit Recht da, der Hauptsache zu dienen; nicht an und für sich stehn sie da, sondern um die Hauptfigur ins rechte Licht treten zu lassen. Und diese Hauptfigur ist, wie übrigens in allen seinen Werken, Stendhal selbst.

Stendhal spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Ich komme mir vor, wie eine honette Dame, die den Weg der Tugend zu verlassen gedenkt: Ich habe Mühe, bei jeder Gelegenheit die Abneigung des anständigen Mannes zu überwinden, den eine gewisse Schamhaftigheit zurückhält, von sich selbst zu reden. Dieses Buch besteht aus nichts anderem, und ich sah keine andere Schwierigkeit voraus, als überall den Mut zu haben, die Wahrheit zu erzählen." Er hat die Schwierigkeit überwunden; direkt und indirekt nur von sich selbst zu reden, das war der unfranzösische Grundzug in Stendhals Wesen und seine Bedeutung ist auch von andern als seinen Landsleuten zuerst gewürdigt worden. Neuerdings hat Alphonse Séché unter dem Titel „La chasse au bonheur" („aller à la chasse au bonheur" war ein Lieblingsausdruck Stendhals für sein Bedürfnis, die geringfügigsten Umstände in Betracht zu ziehen, um daraus Lebenskunde zu gewinnen) Maximen, Anekdoten, Ratschläge und Paradoxen aus den drei großen Bänden der Korrespondenz Stendhals gesammelt (Sansot, in „Nouvelle Bibliothèque des Variétés littéraires" à 1 fr. 60.) eine durch ihre geschickte Auswahl wertvolle Publikation.

„Renaissance contemporaine" veröffentlicht als Tome VI des laufenden Jahrgangs eine Prosa-Anthologie der zeitgenössischen Schriftsteller: Paul Adam, Auguste Aumaître, Henri Allorge, Aurel, Marcel Barrière, Henri Bergson, Paul Brulat, André Billy, Alfred Capus, Canudo, Gabriel Clouzet, Fernand Divoire, Serge Evans, Pierre Fons, Regis Gignoux, Marcel Hervieu, J. C. Holl, Pierre Ialabert, Pierre Jaudon, René Lehmann, Philéas Lebesgue Francis de Miomandre, H. Martin-Barzun, Alexandre Mercereau, Héra Mirtel, Martin-Mamy, Georges Martin, Mario Meunier, Jean Müller, Gaston Picard, Georges Polti, Jacques Reboul, Paul Reboux, Berthe Reynold, Louis Richard Mounet, Romain Rolland, Yvonne de Romain, Alphonse Roux, Marcel Edmond Naegelen, Valentine de Saint Point, Edouard Schuré, Alphonse Séché, Albert Terrien, Gustave Louis Tautain, Tancrède de Visan, Sébastien Voirol, Paul Vuillaud, Robert Veyssié, Colette Willy. („Prosateurs Français" im Verlag der Zeitschrift, Fr. 3.50.).

Die Zeitgenossenschaft ist hier im engsten Sinne der Aktualität verstanden: Die Träger dieser Namen gehören alle einer ziemlich eng begrenzten Generation an; viele der allerjüngsten, die aber deswegen ihre Stimme nicht unbeachtet erschallen lassen mußten. Von vielen war auch schon in diesen Briefen die Rede, um nur an den einen zu erinnern; Romain Rolland; einige stehn als Kunstkritiker tätig im journalistischen Betrieb, während bei weniger bekannten Namen allerdings die Mitarbeiterschaft an der edierenden Zeitschrift zu berücksichtigen ist. Aber es scheint uns, als hätten sie das gleiche Recht, an dieser Sammlung teilzunehmen, die doch die Manifestation einer Gruppe bedeutet und nichts anderes sein will und einst als solche dokumentarischen Wert haben wird. Paul Roux erklärt ihren Sinn in einer trefflichen Einleitung: „Über die neuen Tendenzen der Literatur."

Zwar hat noch keiner von all den Jungen, die hier vorgestellt werden, uns sein Meisterwerk dargebracht — es müßte denn wieder als Ausnahme Rollands gedacht werden — ein Werk, das zugleich auch als Ausdruck seiner Epoche diese von vorhergegangenen deutlich scheidet. Es haben ebensowenig wie politische schon lange keine literarischen Revolutionen stattgefunden, und dennoch präpariert sich etwas in der Literatur, wie in der Kunst, wie im bürgerlichen Geisteszustand des Landes.

Was der heute dem Alter entgegenrückenden Generation die stärksten Richtungsziele gab: Zola, Ibsen, Tolstoi oder das kaum erst noch moderne Artistentum der Goncourts oder der Skeptizismus des A. France, bei der Jugend von 1912 ist ihr literarischer Einfluß nicht mehr deutlich zu erkennen. Sehnsucht nach Gesundheit, Kraft, seelischem Gleichgewicht im Sinne der klassischen Schriftsteller veranlaßt die vorläufigen Bezeichnungen „Néoclassiques", „Pseudoclassiques" usw. es ist damit schon eingestanden, daß es sich nicht um unmittelbaren Einfluß zu handeln braucht, als vielmehr um Verwandtschaft des Seelenzustandes: ihr seelisches Gleichgewicht fanden auch die Abbé Coignard, die M. Bergeret auf ihre Weise; aber sie fanden es zu leichten Kaufes bei ihren Büchern, beim Spiel mit ihrer lächelnden Lebensklugheit; heute verlieren sie ihre Schüler, denen sie jetzt zu oberflächlich und entwurzelt erscheinen. Die haben den Wunsch, wieder zu den Quellen hinunterzusteigen, der Rasse, der Heimat; Nationalismus ist Trumpf in der Politik, Regionalismus in der Litteratur; die Dichter finden sich, indem sie die Seele ihrer Provinz enträtseln. (Der letzte Roman der Mme. Delarue Mardrus „La Monnaie de Singe" handelt von solcher Heimkehr; Paul Adams neuestes Buch „la Ville inconnue" verherrlicht die Aktion im Namen der Rasse). Es handelt sich im Ganzen um die Rückkehr der Seele: „L'âme est la clef de l'univers"; unter den Versammelten thront Bergson als Schutzpatron, dessen Werk, wie es scheint, das junge Schrifttum nun direkt berührt. — Die Sammlung empfiehlt sich auch durch biographische Notizen.

Eine Ausgabe des Gesamtwerks Balzacs in drei Bänden, ohne Kürzungen, gut gedruckt und in anständiger Ausstattung bietet der Verlag „La Renaissance du Livre" um den in anbetracht des Umfangs des Balzacschen Werks erstaunlichen Preis von 40 Fr. Unter den neuen literaturhistorischen Publikationen sind ferner zu nennen: Baron de Blay de Gaix, „Coraly de Gaix, Correspondance et Oeuvres". Einleitung von Armand Praviel, Geleitwort von Jules Lemaître. Champion. Gabriel Clouzet und Charles Fegdal, „Lamartine" mit 41 Bildern, meist Porträten. Michaud. Gaston Derys, „Les Grandes Amoureuses". (Mad. du Deffant, Duchesse de Longueville, Mad. Tallien, Marquise de Coislin.) Mit 24 Porträten. Michaud.

Aus der Zeitschriftenliteratur ist hervorzuheben: In der „Grande Revue" eine Untersuchung von Camille de Senne und Guillot de Saix über das spanische Theater vor Lope de Vega, darin auch die oft diskutierte Zahl der Lopeschen Werke neuerdings untersucht wird. Über moralische Erziehung, besonders über Moralunterricht in der Schule reden in der gleichen Nummer G. Truc und J. Delvolvé. Ein längerer Aufsatz des Arztes Julien Raspail „Le Mystère de la mort de Jean Jacques Rousseau" kommt bei Besprechung der vermuteten Todesursachen: Apoplexie, Selbstmord durch Vergiftung oder durch einen Pistolenschuß oder Totschlag auf Grund der auf Houdons Totenmaske sichtbaren Spuren von Verwundung (sie wurden durch den Sturz des Sterbenden erklärt) zur Annahme, Rousseau sei von Therèse Levasseur getötet worden.

„Nouvelle Revue française" veröffentlicht John Keats Briefe an Fanny Brawne. Louis Dumont-Wilden spricht über Maeterlinck. — In der zweiten Augustnummer der „Revue" Jean Finots betrachtet Nicolas Ségur den zeitgenössischen „Mysticisme littéraire". Barrès wendet sich, nach den Romanen, die der „Energie nationale" galten, in seinem neuesten Werk „La colline inspirée" zur Prüfung der Gläubigkeitsbedürfnisses, studiert das religiöse Problem der Gegenwart an drei lothringischen Priestern, die mit Schwierigkeiten und Ängsten unserer Zeit zu kämpfen haben. Als der Richtung angehörend werden die Autoren Charles Guérin, Francis Jammes Adolphe Rétté, Jean Lionnet, Valery Radot, André Lafon und andere eingehend betrachtet.

In der „Phalange", die auf den Winter in neuem Gewande erscheint, die Voten zur Fürstenwahl Paul Forts; Poesie von Viellé Griffin, Marius Martin, Henri Church, J. A. Nau, Charles Groz, Louis Mandin; eine philosophische Auseinandersetzung Jean Florences mit Julien Bendas Kritik des Bergsonisme. — In der „Indépendance" äußert sich der Professor des gregorianischen Gesangs an der „Schola cantorum", C. Jumel, zur Aussprache des Latein.

Ein Aufsatz Henri Descharmes' im „Mercure de France" bringt interessante Belege zu Flauberts medizinischen Kenntnissen, die sich in seinen Werken oft verraten. Flaubert nennt gelegentlich selber die Quellen seiner Studien. So schreibt er den Goncourts 1861, daß er sich pathologischer Lektüre zugewendet habe, um in Salammbô die Hungerqualen des von Hamilkar eingeschlossenen Barbarenheeres zu schildern, und bittet sie um einen Band der „Bibliothèque medicale", wo ihn ein von Hufeland mitgeteiltes Dokument inter-



essiert. „Si vous y trouvez des détails chics, envoyez-les-moi!" Doch nicht jenem entstammen die grandiosen Details des Kapitels vom „Défilé de la Hache", sondern einer Dissertation des Marinechirurgen Henry Savigny über die Wirkungen von Hunger und Durst an den Opfern der „Medusa"-Katastrophe. Jenes populäre Ereignis in der Marinegeschichte ist besonders lebendig erhalten worden durch das Bild Géricaults, der wie Flaubert aus Rouen stammte. An Zeugnissen literarischer Verwertung fehlts auch sonst nicht, ganz abgesehen von dramatischen Bearbeitungen — unter anderem eine Oper, zu der Flotow die Musik schrieb — die dem Ereignis folgten, wie heutzutage die kinematographischen Darstellungen der „Titanic"-Katastrophe. — Die kleinen „Elsässer Hefte", die die frühere Chronik der „Revue Alsacienne" ersetzen wollen und sechsmal jährlich erscheinen, bringen im Septemberheft ein Projekt zur Gründung zweisprachiger Gymnasien in Elsaß-Lothringen von Dr. phil. E. K., Aufsätze über die Kanalisation der Mosel von Paul Harelle und den elsässischen Dichter Fr. X. Neukirch — diesen in deutscher Sprache — von Paul Casper.

„Revue des Bibliothèques": Notice des documents exposés à la section des cartes etc. du departement des imprimés de la Bibliothèque Nationale par Léon Vallée. — „Archivio géneral de simancas. Secretaria de Estado". Catàlogo de los documentos de las nejociaciones de Flandes, Hollanda y Bruselas (1506—1795) par Julián Paz. — „Lettres à l'Imprimeur Barthélémy de Grave, de Louvain XVI[e] Siècle" par Alphonse Roersch. — „Deux lettres de Micheletà Daunou sur les archives et bibliothèques de Belgique et Hollande" par H. Omont. — In letzter Zeit fanden keine Bücherauktionen statt. Dagegen möchten wir noch von Versteigerungen des Frühjahrs folgende Preisangaben nachtragen.

Die Bibliothek J. M., die Mitte Mai versteigert wurde, enthielt neben Bilderbüchern vom XV. bis XVIII. Jahrhundert eine größere Sammlung von Manuskripten. Wir nennen folgende Verkäufe: 1. „Lectiones pro diebus festarum", Manuskript des XI. Jahrhunderts, auf Pergament mit 13 farbigen Initialen: 1000 Fr. — 5. „Horae B. Mariae virginis", französisches Manuskript des XV. Jahrhunderts auf Velin, in semigotischen Charakteren geschrieben, wahrscheinlich für die Diözese Arras. Einband des XVIII. Jahrhunderts: 510 Fr. — 6. „Stundenbuch, flämisch.", Ende XV. Jahrhundert mit dreizehn großen Miniaturen und viel Zierat: 750 Fr. — 8. „Stundenbuch für die Erzdiözese Paris". Manuskript Ende XV. Jahrhundert, auf Pergament, mit Miniaturen: 820 Fr. — 14. „Schachnahmeh des Firdusi", persisches Manuskript des XVIII. Jahrhunderts, mit vielen Miniaturen: 750 Fr.

Illustrierte Bücher: 29. „Le Registre des ans passez puis la creation du monde iusques a lannee presente 1532", 4°, Figuren nach Galliot du Pré, rot Maroquin, mit Wappen der Mme. de Pompadour: 655 Fr. — 33. „Evangelium sacrum Domini nostri Jesu Christi". Romae, in Typographia medicea, 1590, Alteinband mit Wappen des Kanzlers Claude de Bullion, Staatsministers Ludwigs XIII., 150 Holzschnitte nach Tempesta von Leonardo Norsini genannt Parasole: 1015 Fr. — 39. „Museum florentinum. Florentiae ex typographia Mich. Nesteni et Franc. Mucke 1731—1766", Exemplar auf Grand-Velin, 16 Bände in-fol., rotmaroquin, mit der sogenannten dentelle du Louvre geschmückt: 1655 Fr. — 46. „Boccaccio", Dekameron, übersetzt von Ant. Le Maçon, London (Paris) 1757—1761, fünf Bände mit Kupfern nach Gravelot, Boucher, Eisen etc.: 2050 Fr. — 62. „Galerie du Musée Napoléon" von Filhol und Lavallée, 1704—1815, elf Bände auf Velin, zweifacher Plattenzustand der Stiche: 1300 Fr. — 104. „Lukrez". ex recensione Andrae Nangerii, 1515, Exemplar von Grolier: 3000 Fr. — 114. „Rabelais Werke". Lyon, Pierre de Tours, nach 1548, 16°, erste Gesamt-Ausgabe der vier ersten Bücher: 3700 Fr.

Die Auktion J. Coudre, 23.—25. Mai, brachte interessante illustrierte Bücher. Darunter: 2. (Holbein). „Les Simulachres et historiees faces de la mort, A Lyon, a l'escu de Coloigne, chez Ian et François Frellon frères 1542", mit den 41 Holzschnitten Hans Lützelburgers nach dem Holbeinischen Totentanz: 3555 Fr. — 48. „Le Rouge. Atlas nouveau d. et p. à S. A. S. Msgr. le Duc de Würtemberg et Teck . . . . par Le Rouge, Ingr. géographe du roy", Paris 1748, in-4°. Dedikationsexemplar an Karl Eugen, mit dessen Wappen, alt-rot-maroquin Einband, 91 kolorierte Karten: 130 Fr. — 102. „Metastasio, Opere, in Parigi, p. la vedova Herissant". 1780—1782. 12 Bände in-4° auf Holländisch Bütten gedrucktes Exemplar. Porträt nach Gaucher und Steiner und 35 Kupfer von Cipriani Cochin etc.: 1415 Fr. — 119. „Marguerite de Navarre". Bern bey B. L. Walthard, 1791 (—1796) zwei Bände in-8°, alt-halbmaroquin Einband. Frontispiz nach Duncker von Eichler, Kupfer nach Freudenberger von Guttenberg, Halbou, Henriguez de Launay j. und andere. Vignetten und Culs-de-Lampe von Duncker und andere: 121 Fr. — 486. Obrecht (Ulricus) „Alsaticarum rerum prodromus. Argentorati apud Simonem Pauli 1681", rot-maroquin Einband mit Wappen Prinz Eugens v. Savoyen: 125 Fr.

Paris, Anfang September. *R. Kieser.*

Londoner Brief.

Das *British Museum* hat kürzlich unter ganz besonders glücklichen, zurzeit aber noch nicht näher bekannt zu gebenden Umständen, Teile eines *Bibel-Codex* in Ägypten erworben, dessen Herstellung nach dem Urteile der zuständigen Fachbehörden des genannten Instituts, in eine ältere Epoche fällt als der *Codex Vaticanus*, der *Codex Sinaiticus* (Tischendorf) und der *Codex Alexandrinus*. Trotzdem dürfte meiner Meinung nach die Abfassung des in Rede stehenden Manuskripts nicht früher als in die erste Hälfte des IV. Jahrhunderts n. Chr. zu setzen sein. Zwei Blätter des neu entdeckten, in Koptisch geschriebenen Papyrus wurden in der „King's Library" des Museums ausgestellt. Der Fund besteht aus 109 Blättern

und enthält Teile des *Deuteronomiums*, das ganze Buch *Jonas*, sowie die *vollständige Apostelgeschichte*.

Den wertvollsten Zuwachs erhielt demnächst die Bibliothek des Museums in Gestalt von 1000 Manuskripten und 3000 gedruckten, auf Musik sich beziehenden Büchern. Unter diesen nimmt wiederum eine reiche Autographen-Sammlung von der Hand *Händels*, sowie eine solche seines Privatsekretärs die erste Stelle ein. Der Meister vermachte nämlich an letzteren, Sir John Christopher Smith, seinen gesamten schriftlichen Nachlaß, der durch Schenkung des Genannten an König Georg III. überging. Vor einigen Monaten ordnete nun der jetzt regierende König an, daß der bisher im Buckingham-Palast aufbewahrte musikalische Schatz, wohl die wichtigste Quelle zum wissenschaftlichen Studium des Komponisten, dem British Museum überwiesen werden sollte, jedoch als Kroneigentum kenntlich zu machen sei. Die bezügliche Sammlung hat einen derartigen Umfang, daß für dieselbe ein besonderes Zimmer in der Bibliothek hergerichtet wird. Eine andere, sehr bedeutende Erwerbung machte das Institut durch Zuweisung der Regierung von zwei Teilen der großen *chinesischen Encyclopedia*, eines Manuskripts, dessen übrigen Bände von den chinesischen Insurgenten während der Belagerungen der Gesandtschaften im Jahre 1900, in Peking, vernichtet worden waren.

Anknüpfend an den außerordentlich Zuwachs der auf Musik bezüglichen Bestände des Museums, dürfte es von Interesse sein, zu erfahren, daß die Verwaltung desselben einen vortrefflichen, und für alle Fachleute ungemein nützlichen Katalog herausgegeben hat: *Catalogue of Printed Music published between* 1487 *and* 1800 *now in the British Museum. By M. Barklay Squire, M. A., Asstistant in the Department of printed books. Two Vols.* Ein besonderer Katalog ist bereits für die Musik seit 1800 vorhanden, während an dem vorliegenden Werk seit 1841 gearbeitet worden. Jedenfalls ein gewaltiges Unternehmen. Die Schwierigkeit für die Arbeit bestand nicht zum wenigsten darin, daß auch alle Kompositionen angeführt werden mußten, welche zuerst in Fachzeitschriften und Tageszeitungen erschienen, die sich im Besitz des British Museums befinden.

Die Verwaltung desselben hat ferner in Form eines sogenannten *Blue-book* Mitteilungen veröffentlicht über alles Wissenswerte, was sich daselbst im Laufe des Jahres 1911 zugetragen hat. Außer einigen allgemeinen, sogleich anzuführenden Bemerkungen, interessiert an dieser Stelle vornehmlich der Passus über den Lesesaal. Der amtliche Bericht besagt unter anderem: Im ganzen besuchten 723571 Personen das Museum, das heißt 16266 weniger als im Vorjahre, ein Umstand, der den Witterungsverhältnissen zu geschrieben wird. Der Eintritt an den Sonntagen stellte sich auf 63785 Personen. Der Lesesaal wurde von 223404, und das Zeitungszimmer von 19212 Personen aufgesucht. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß in letzterem sich nur Tagesblätter älteren Datums befinden. In runder Summe wurden von den Lesern eine Million Bücher verlangt.

Ein *neues Departement* wurde eingerichtet, das eine Anzahl von Beamten erhält, die geeignet sind, als Führer zu dienen und über alles Wissenswerte Auskunft erteilen können. Ferner sind im Museum selbst jetzt alle gedruckten, auf dasselbe bezüglichen und von der Direktion veröffentlichten Schriften käuflich zu haben, Photographien der dort vorhandenen bedeutendsten Kunstwerke usw.

Ein kostbares Geschenk übersandte die amerikanische Regierung der Londoner *Guildhall Bibliothek* in Form von 130 Druckbänden nebst Karten. Der Inhalt derselben ist der offizielle Bericht und die Geschichte des Krieges der Union gegen die konföderierte Armee (1861—65). Das Werk herzustellen, kostete 2400000 Mark. In ganz England besitzt außer der Guildhall-Bibliothek, nur noch die London Library und das British Museum je ein Exemplar.

Sir Cecil Smith, Direktor des *South Kensington Museums* hat sich ein Verdienst durch die illustrierte Herausgabe einer nur einen Schilling kostenden Schrift erworben, die alle dem Institut im Jahre 1911 zuteil gewordenen Zuwendungen aufzählt und beschreibt. Darunter befinden sich 639 von Lady Dilke geschenkte Bücher, und von Sir W. Dilke eine Sammlung von Drucken, die über die Londoner Ausstellungen handeln.

Ein anderes, nicht minder wertvolles Geschenk rührt von dem Premier-Minister Nepals her, der der *Bodleian Bibliothek* 6390 *Sanskrit-Manuskripte* überwies, und außerdem Professor Boden in Oxford 70 *der seltensten Sanskritschriften* sandte, um dieselben für die Universität reproduzieren zu lassen. Dies wird von der dortigen „Clarendon Press" in Faksimile, und zwar aus den Mitteln der „Max Müller-Stiftung" geschehen.

Aus der Schwester-Universität Cambridge kommt die Nachricht, daß daselbst Studenten Kalidasas „*Sakuntala*" aufführten, das erste Mal, daß ein Sanskrit-Drama öffentlich in englischer Sprache gespielt wurde.

Eine berühmte, während seiner Reisen in Asien, durch Sir F. Younghusband angelegte Sammlung von tibetanischen Manuskripten und buddhistischen Büchern befindet sich auf dem Wege nach England.

Es würde zu weit führen, wenn ich eine tatsächliche Kritik an dem nachstehenden Buche ausführen wollte, aber erwähnen will ich doch, daß in demselben: „*Râma and Homer, by Arthur Lillie (Kegan Paul & Co., London)*", der Versuch gemacht wird, zu beweisen, daß Homer in der indischen, epischen Poesie vornehmlich den Stoff für seine beiden großen Dichtungen vorfand.

Sicherlich wird es für Fachleute des Interesses nicht entbehren, zu hören, daß Mr. Paul Brockett, Bibliothekar des Smithsonian-Institus eine *graphische Ausstellung* vorbereitet, die mit Objekten der frühesten chaldäischen Keilschriften, ägyptischen Papyrus-Manuskripten beginnt, japanische kolorierte Arbeiten enthalten soll, und von den mittelalterlichen Illuminatoren alsdann zum „Blockbuch" übergeht, um mit dem Holzschnitt, Kupferstich, Lithographie und moderner graphischer Kunst zu endigen.

Eine andere von Miß *Dorothea Landau* geplante



Londoner Ausstellung graphischer Werke besteht aus Zeichnungen berühmter, interessanter und gut bekannter Zeitgenossen, sämtlich Arbeiten, wie sie in ihrer Art hier bisher wohl kaum vorzüglicher gesehen wurden. Unter den mit großer Porträtähnlichkeit abgebildeten Personen befinden sich namentlich: W. M. Rosetti, der Bruder von Dante Gabriel Rosetti und einzige Überlebende der präraphaelitischen Gemeinschaft: ferner der Dichter Meredith, der Kunstkenner und Mäcen Graf Carlisle, der große Maler G. F. Watts, die beiden unter ihren Künstlernamen bekannten Gräfinnen Gleichen (Prinzessinnen Hohenlohe), denen ein Atelier im königlichen St. James Palast eingeräumt wurde, alsdann der unvergeßliche heimgegangene Maler, Kupferstecher und Radierer Legros, der Bildhauer Lantéri und last not least Frau Landau, die Mutter der Künstlerin, und Herr H. Landau, der Onkel derselben, ein großer englischer Grundbesitzer.

Über die zu Ende August in Brighton tagende *Vereinigung der englischen Journalisten* möchte ich als besonders erwähnenswert nur die mehrfach laut gewordene Klage hervorheben — ich lasse dahingestellt mit Recht oder Unrecht —, daß nämlich persönlich der einzelne englische Journalist zu stark unter dem Drucke leide, den die Presse aus geschäftlichen Rücksichten auf ihn ausübt.

Mr. *G. E. Buckle*, der schon mit 29 Jahren und während eines Zeitraums von 28½ Jahren den Posten als *Redakteur* der *„Times“* bekleidete, zieht sich ins Privatleben zurück. Sein Nachfolger ist der 37 Jahre alte Mr. G. Robinson.

Über die zurzeit noch tagende *Library Association* will ich wenigstens vorläufig bemerken, daß allgemein, seit dem Bestehen der öffentlichen Volksbibiotheken, ein Rückgang im Lesen von Romanen zu konstatieren ist. Darüber waren die Ansichten indessen geteilt, ob die Bücherbestände dieser Bibliotheken offen zur Benutzung dastehen sollten, oder dem Publikum von einem Angestellten der Bibliothek auszuhändigen seien.

Unter den in letzter Zeit bei Sotheby stattgehabten Versteigerungen mache ich besonders eine solche namhaft, in der eine Sammlung von historischen Dokumenten und eigenhändigen Briefen bedeutender Persönlichkeiten zum Angebot kamen, so unter anderem: ein Brief *Oliver Cromwells*, der mit 4300 M. von Mr. Sabin bezahlt wurde, und desgleichen ein anderer Brief Cromwells, den Mr. Quaritch für 4200 M. erstand. Canto IX, Stanze 1—10, aus *Lord Byrons* Manuskript von „Don Juan“ ging an Mr. Sabin für 2100 M. über. Ein Brief von *Shelley* an Byron brachte 1020 M.

In dem Nekrolog für diesen Monat habe ich vor allem den Tod des *„Generals Booth“* zu erwähnen, von dem es heißt: „daß sein Glaube imstande war, Berge zu versetzen!“ Sein bekanntestes Werk betitelt sich: *„In Darkest England and the Way Out“*. Dann ist das Ableben von *Miß Octavia Hill*, einer Freundin Ruskins, zu beklagen, die mehrere verdienstliche Schriften über soziale Fragen, so namentlich *„Homes of the London Poor“* verfaßte, und ferner der Tod des wohlbekannten Buchhändlers *A. Stevenson* in Edinburgh zu verzeichnen. Endlich will ich noch erwähnen, daß die englische Presse *Theodor Gomperz* einen ehrenden Nachruf widmet und seine Verbindung mit dem Philosophen J. S. Mill hervorhebt.

London, Anfang September. *O. v. Schleinitz.*

Römischer Brief.

Die vor etwa zwei Jahren gegründete *„Associazione Italiana fra Amatori di Exlibris“* (Italienische Gesellschaft der Ex-libris-Freunde) veröffentlicht soeben das erste Heft des ersten Jahrgangs ihres Vereinsorgans, des „Archivio dell' Associazione Italiana fra Amatori di Ex-libris“. Es ist schon rein äußerlich eine Freude, dieses Heft durchzublättern, denn es gehört zweifellos zu den bestgedruckten und am vornehmsten ausgestatteten italienischen Publikationen der letzten Jahre. Ganz besonderes Interesse gewinnt das Heft durch die große Zahl ganz ausgezeichneter Tafeln, die alte Einbände und Ex-libris in kaum zu übertreffender Reproduktion wiedergeben. An erster Stelle findet sich ein Aufsatz von *Vincenzo Armando* über alte Bucheinbände, dem zehn Tafeln mit Abbildungen hervorragend schöner und wertvoller Einbände beigegeben sind. Der Verfasser sagt in der Einleitung, daß er im Jahre 1884 die Herausgabe eines Werkes über Bucheinbände in den Bibliotheken Turins begonnen habe, das auf 100 Tafeln berechnet war, aber aus verschiedenen Gründen nicht über die zehn nun hier abgebildeten Tafeln herausgekommen ist. Während in Frankreich, England und Deutschland die Zahl einschlägiger Werke jährlich größer werde, geschähe in Italien, außer vielleicht in den Katalogen einiger Buchhändler, nichts um diesen Zweig der dekorativen Kunst zu illustrieren. Er wünsche daher, daß jemand, der eine glücklichere Hand habe als er, eines Tages die Arbeit wieder aufnehme und seine Nachforschungen auf die andern Bibliotheken Italiens ausdehne. Unter den Einbänden, die Armando hier abbildet, ist einer von *Canevari* — ein prächtiges Specimen —, ein anderer für die französische Königsfamilie von 1743, einer mit dem gemalten Wappen des *Herzogs Emanuel Filibert von Savoyen*, ferner ein Pariser Einband aus dem Besitze von dessen Gattin, der *Herzogin Margherita von Savoyen*, von 1574, sowie ein herrliches Stück in der Art der Grolier-Bände. Diese kleine Auswahl ist mit Geschmack und Sachkenntnis zusammengestellt. — In der Reihe der Arbeiten folgt dann ein kurzer Aufsatz von *Fréd. Raisin* in Genf *„Barbarigo, un Ex-libris Vénitien par un graveur français“*, in dem ein schönes großes Ex-libris der Venezianer Familie Barbarigo aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts beschrieben wird, das der Besitzer bei der Versteigerung der Sammlung Bonato im November 1908 in Mailand erworben hat, und das er für sehr selten, wenn nicht für ein Unikum hält. Eine Abbildung in Originalgröße ist beigegeben. — Sodann handelt *L. A. Rati-Opizzoni* über die Ex-libris von *Bayros* unter Beifügung von

acht reizenden Arbeiten des Künstlers. — *Federico Patetta* über Ex-libris des Piemontesischen Arztes *Giac. Franc. Arpino* aus dem XVII. Jahrhundert. — *Mario Sabo* über Ex-libris des römischen Künstlers *G. A. Sartorio,* unter denen sich zwei für *d'Annunzio* und eines für den Künstler selbst befinden. Es folgen dann noch kleine Arbeiten, so *E. Rodina,* über erotische Ex-libris, *Ferd. Pasquinelli,* über den Unterschied zwischen Ex-libris und Wappen, *Alb. Grosso,* über Ex-libris in photographischer Nachbildung und am Schluß eine Bibliographie neuerer Erscheinungen. Fast alle Arbeiten sind von Abbildungen begleitet, die auf mattgelbem Papier abgezogen und auf dunkelgrüne Kartons aufgelegt sind. Es wäre zu wünschen, daß die nächsten Hefte des Organs der italienischen Ex-libris-Gesellschaft sich in Ausstattung und Inhalt dem ersten würdig anreihen möchten und daß diesem verdienstvollen Unternehmen auch aus Kreisen deutscher Bücherzeichen-Liebhaber durch Beitritt zu dem Verein kräftige Unterstützung zuteil werde. Beitrittserklärungen sind zu richten an: Avocato Edgardo Rodina, Piazza S. Martino 5, Torino.

Die berühmteste Abtei eines der geistig höchststehenden kirchlichen Orden, der Benediktiner, das Kloster *Camaldoli,* feierte kürzlich durch verschiedene kirchliche Feste ihr 900jähriges Bestehen. Im Jahre 1012 wanderte der Mönch *Romualdus,* ein Nachkomme der Herzöge Onesti von Ravenna, durch die schattigen Täler von Casentino und gelangte an einen Ort, der das *Campus Malduli* genannt wurde. Hier hatte er eine göttliche Vision, die ihn auf das Erscheinen einer neuen Klostergründung im Schoße der Kirche hinwies: die Kongregation von Camalduli. Das weite Bergland, das heute ganz von einem wunderbaren Fichtenwald bedeckt ist, stand im Jahre 1012 unter der Herrschaft des Bischofs von Arezzo, während der Graf von *Maldolo,* der dem heiligen Romualdus den Platz geschenkt haben soll, nur die Nutznießung davon hatte und lediglich den Heiligen in Besitz all der Rechte setzte, die ihm nötig waren. Nicht weit davon entfernt aber, am Ende des langen Tales, hatte Maldolo seine Wohnung, ein schön ausgestattetes Schloß, das heute noch fast unversehrt erhalten ist. Es hatte den Namen *„Castello di Fonte Buono“,* und wurde dann *Castello Malduli* genannt, das heutige *Camaldoli*, wo im Sommer sich der italienische und ausländische Hochadel vereinigt und wo noch immer eine bescheidene Mönchsfamilie existiert, um die ruhmreichen Traditionen des Ordens in Studium und Gebet fortzusetzen. Im Jahre 1012 ließ Romualdus auf dem *Campo Malduli* eine kleine Zelle als Wohnung für sich erbauen, und weitere fünf für seine Schüler: Pietro Daguino, Pietro Benedetto, Gisone und Tenzone, — sowie einen kleinen Betraum, wo sich die Mönche zur Andacht und zur Vorlesung der Psalmen zusammenfanden, obgleich jede Zelle ihren eigenen Betraum hatte, wie man heut noch sehen kann. (Die Mönche von Camaldoli wohnen bekanntlich jeder in einem Häuschen für sich.) Der Heilige verweilte einige Zeit dort oben und bevor er seine Klause verließ, wollte er für die Ruhe seiner geliebten Söhne sorgen und ließ bei den Mauern des *Castello Fonte Buono* an einem von Graf Maldolo bestimmten und von ihm überlassenen Platze ein Hospiz erbauen, in dem Pilger, die etwa das neue Heiligtum zu besuchen kämen, gastliche Aufnahme finden sollten. Dem Hospiz wurde in den Jahren 1014—1027 eine Kirche angegliedert, die Pietro Daguino erbaute. Der Graf überließ dann den Mönchen auch das Schloß *Fonte Buono*, indem er, wie die Überlieferung erzählt, selbst Mönch in dem neuen Kloster wurde, wo er dann einmal eine Vision gehabt haben soll: er sah eine Himmelsleiter, auf der weißgekleidete Engel auf- und niederstiegen. Dieser Erscheinung ist es zuzuschreiben, daß die Camaldoleser die Farbe ihrer Tracht änderten, indem sie weiße Röcke anlegten, während sie vorher das dunkle Kleid der Benediktiner getragen hatten. — Die Abtei von Camaldoli ist immer als Hauptsitz des Ordens angesehen worden und ihr Prior als der Ordensgeneral.

Im Zusammenhang hiermit möchte ich auf ein soeben erschienenes Werk über den wohl bedeutendsten Mönch dieses Ordens und berühmten Humanisten *Ambrosio Traversari* hinweisen, das ein Mitglied der Familie Traversari, der Advokat A. Dini-Traversari, dem Gedächtnis seines großen Ahnen gewidmet hat: *A. Dini-Traversari. Ambrosio Traversari e suoi tempi, albero genealogico Traversari ricostruito. — Hodoeporicon. Firenze, Lucc. B. Seeber*, 1912. Einer Besprechung dieses Buches im „Marzocco“ entnehme ich folgendes: Der Verfasser widerlegt zunächst die Ansicht, daß die Kirche die humanistischen Studien bekämpft habe und wendet sich dann dem Leben, den Werken und der Zeit Traversaris zu. Traversari stammt aus der Romagna, wo er in Portico am 16. September 1386, nicht von armen Eltern, wie Bisticci und andere meinen, sondern aus vornehmer Familie ravennatischen Ursprungs geboren wurde. Er begann seine Studien in dem nahen Galeata und setzte sie in dem Klosster *Santa Maria degli Angeli* in Florenz mit Hilfe des Priors *Matteo Guidone* fort. Wie aus seinen Briefen hervorgeht, lernte er von diesem außer der lateinischen Sprache, die er schon etwas konnte, auch die griechische. Im Kloster Santa Maria degli Angeli, das von seinem Gründer *Guittone d'Arezzo* die Liebe zu den schönen Künsten geerbt hatte, nahm er im Jahre 1400 das Ordenskleid der Camaldalenser. Und inmitten der Brüder, die sich mit Malerei, Mimieren heiliger Bücher und der Kunst Teppiche zu weben befaßten, verbreitete er die Liebe zu den humanistischen Studien, die sich so — zum großen Teile durch seine Bemühungen — in den verschiedenen Klöstern des Ordens ausbreiteten. Aus seinem Asyl für Gebet, Kunst und Wissenschaften blieb Traversari in freundschaftlichen und tätigen Beziehungen zu den ersten Gelehrten seiner Zeit, gegen die er immer ein korrektes und niemals engherzig einseitiges Verhalten gezeigt hat. Er unterstützte Philephus bei seinen Übersetzungen aus dem Griechischen; aber der berühmte Schwiegersohn des Chrysoloras hat es ihm niemals gedankt. Zwei bisher unveröffentlichte Briefe tragen zur besseren Kenntnis des Charakters Traversaris und seiner Beziehungen zu *Laurentius Valla* bei.

Dieser hatte gegen 1431 das Werk „De voluptate vel de vero bono" verfaßt, in dem er die Prinzipien der stoischen und epikureischen Schule auseinandersetzte. Die Gelehrten waren entrüstet über gewisse heidnische Theorien, und ohne den Schluß zu beachten, überschütteten sie den kühnen Schreiber mit Schmähungen, der darauf seine Arbeit an Traversari sandte, um ein autoritatives und sicheres Urteil zu haben. Der gelehrte Mönch prüfte sie ohne Voreingenommenheit oder vielmehr mit fast modernen Anschauungen, begriff die Bedeutung des dritten Teils, in dem die Überlegenheit der christlichen Moral bewiesen wird, und antwortete Valla, indem er die Arbeit sowohl wegen der Richtigkeit und Tiefe der Gedanken wie wegen des eleganten Stils lobte. — Traversari war niemals auf Chios im Ägäischen Meer, wie eine venezianische Urkunde glauben machen möchte, da er im Kloster S. Maria degli Angeli eingeschlossen blieb, bis zum Jahre 1431, wo er sich zum Kapitel nach Bertinoro begeben mußte, das ihn zum General der Camaldulenser wählte. Nach dieser Wahl wandte er den besten Teil seines Eifers und seines Wissens der Wiederaufrichtung des Ordens und der Reformation der Gebräuche in den Klöstern zu, deren bejammernswerte Zustände er treulich und unerbittlich in seinem „*Hodoeporicon*" geschildert hat. Der Verfasser zögert nicht, die nüchternen Berichte des Camaldulenser-Generals mit einigen Novellen Boccaccios zu vergleichen. Die Mönche versuchten hier und da Widerstand zu leisten und sich dem reinigenden Werke ihres Oberhauptes entgegenzustellen; aber dieser wurde von Papst Eugen IV., der ihn sehr schätzte und mit aller Freundlichkeit behandelte, energisch unterstützt. — Traversari hatte auch bedeutenden Anteil an den politischen und kirchlichen Ereignissen seiner Zeit. Er wurde von Eugen IV. auf das Basler Concil geschickt, wo er die Autorität des Papstes wirkungsvoll unterstützte. Er war auf den Concilien von Ferrara und von Florenz, und hier stellte er die Formel für die Vereinigung der lateinischen und griechischen Kirche auf. Aus seinem tätigen Leben nahm ihn der Tod im Alter von nur 53 Jahren hinweg. Man hat vielfach angenommen, daß er vergiftet worden sei, und auch Dini veröffentlicht ein neues Dokument über diese Annahme — eine handschriftliche Notiz in einem Exemplar der ersten Ausgabe des „*Hodoeporicon*". Diese erste Ausgabe (Lucca 1681) war bisher die einzige, und überhaupt ist dieses Werk unter den vielen, die der gelehrte Humanist geschrieben hat, das einzige, das uns geblieben ist. Nicht einmal *Muratori* war es möglich, einen Nachdruck davon zu veranstalten, wie es sein Wunsch gewesen ist. Dini, der lange vergeblich nach der Originalhandschrift gesucht hat, die sich früher in der Bibliothek des Klosters Santa Maria delgi Angeli in Florenz befand, hat uns nun als Anhang zu seiner Lebensbeschreibung einen Neudruck beschert, der auf Grund einer Vergleichung der ersten, mit den Randnoten von *Laurentius Mehus* versehenen Ausgabe und des Codex Camaldulensis bearbeitet ist. — Im italienischen Buchhandel bildet übrigens die einzige Ausgabe der Briefe des Traversarius an seine Zeitgenossen sowie dieser an ihn und über ihn eine geschätzte und gesuchte Seltenheit: *Ambrosii Traversariif Generalis Camaldulensium aliorumque ad ipsum et ad alios de eodem Ambrosio latinae epistolae, a Petro Caneto in libros XXV tributae, variorum opera distinctae et observationibus illustratae. Accedit Ejusdem Ambrosii vita a Laur. Mehusio. Florentiae 1759. Zwei Bände. Folio.*

Vor kurzem ist im Alter von fast 90 Jahren eine Persönlichkeit aus dem Leben geschieden, die eng mit dem italienischen Bibliothekswesen und speziell mit dem von Florenz verknüpft war, und es wohl verdient, daß wir mit ein paar Worten hier ihrer gedenken. *Torello Sacconi,* der schon im Jahre 1885 aus dem Staatsdienst geschieden und seit 1895 völlig erblindet war, war, wie es oft geschieht, ein Vergessener, und erst sein Tod hat die Erinnerung an ihn wieder wach gerufen. Selbst als vor etwa Jahresfrist in Florenz die Grundsteinlegung der neuen Nationalbibliothek stattfand, hat man nicht daran gedacht, ihn zu der Feier einzuladen. Er war im Jahre 1822 in *Montevarchi* (Arezzo) geboren. Nachdem er in Pisa sein juristisches Staatsexamen gemacht, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er sich vielfach politisch betätigte und eine der ersten Volksbibliotheken ins Leben rief, die den Grundstock für die spätere *Biblioteca Poggiana* bildete. Seine politische Haltung erregte jedoch Verdacht, und er wurde verbannt. Er nahm dann als Freiwilliger an der Schlacht von Curtatone und Montanara teil, wo er sich eine Verwundung zuzog, infolge deren ihm der rechte Arm abgenommen werden mußte. Als er in seine Heimat zurückgekehrt war, erinnerte sich die provisorische Regierung seiner und bestimmte ihn für die *Biblioteca Riccardiana* in Florenz. Am 19. Juli des folgenden Jahres traf er in Cetone Garibaldi, der sich vor den Österreichern auf Rimini zurückzog, und trug da mit der linken Hand seinen Namen in ein Album ein, das die Bevölkeruug den Flüchlingen zur Erinnerung überreichte. Zehn Jahre später, im Jahre 1855, wurde er zum Vizebibliothekar und 1877 zum Direktor der *Magliabechiana* ernannt, und hat diesem großen Institut seine ganze Liebe und Energie gewidmet. Als im Jahre 1883 die Magliabechiana durch Schenkung der *Palatina* durch Viktor Emanuel Nationalbibliothek wurde, leitete er den schwierigen Transport und die Aufstellung in den unteren Räumen der Uffizien, wo sie sich noch heute befindet. Er arbeitete dann eifrig am Gelingen des Gesetzes, durch das der Bibliothek ein Exemplar jedes in Italien erscheinenden Druckwerkes zugesprochen wurde. Bevor er aus dem Amte schied, vollendete er seine ausführliche Geschichte der Bibliothek, von deren Gründung bis zum Jahre 1883, die er in zwei großen Bänden als Manuskript hinterlassen hat. Er hat auch nach seinem Rücktritt nie aufgehört sich für bibliothekstechnische Fragen zu interessieren und vor allem seinen großen nach Materien geordneten Zettelkatalog der Bände der Biblioteca Nazionale (Magliabechiana) ausgebaut, den er dann der Marucelliana zum Geschenk gemacht hat.

Rom, den 7. September 1912. *Ewald Rappaport.*



Neu erschienene und angekündigte Bücher.

Neuere Essay-Literatur. Was eigentlich ein Essay ist, darüber sind die Meinungen der Essayisten ebenso geteilt wie die ihrer Kritiker. Das ist um so mehr zu bedauern, als gerade heute jedes Feuilleton, jede zwanglose Plauderei als Essay ausgegeben wird, besonders, wenn mehrere derartige Kompositionen in einem Bande vereinigt sind. Wer z. B. die eben erschienenen *„Essays"* des Wieners *Hermann Bahr* (*Leipzig, im Inselverlag.* 1912. M. 5,—) zur Hand nimmt, wird bald das Empfinden haben, daß es richtige Zeitungsartikel sind. Das tut dem Wert dieser Arbeiten an sich durchaus keinen Abbruch; nur an ihrer literarischen Einordnung muß man Anstoß nehmen. Ich bin zudem mit W. von Scholz („Der Tag" Nr. 207) der Ansicht, daß es recht wünschenswert wäre, wenn „der Buchrang, den der Zeitungsaufsatz erringen kann, und seine Wichtigkeit, welche die besten Schriftsteller sich heute dieser Form bedienen läßt, schon durch seinen Titel sich vorbildlich dartäte". So sind in diesem sehr ungleichen Bande vereinigt literarische Porträts, denen man auf Schritt und Tritt den Zusammenhang mit aktuellen Ereignissen anmerkt, wie die über Otto Brahm und Richard Strauß; ein Geburtstagsartikel aus dem Jahre 1900 ist der Gruß an Ludwig Speidel, den inzwischen verstorbenen Kritiker der Wiener „Neuen Freien Presse"; ein Aufsatz über Thomas Mann knüpft an dessen neuesten Roman an. Daneben haben wir dann wieder Erörterungen über reine Tagesfragen und aktuelle Vorgänge: ob eine Schauspielerin sich weigern dürfe, eine ihr nicht zusagende Rolle zu spielen; über die Öffentlichkeit der Generalproben im Theater; über das Recht der Schauspieler usw. So wenig das alles Essays sind, den Begriff selbst im weitesten Umfange gedacht, wie glänzend sind diese Zeitungsartikel und Aufsätze geschrieben! Jedes noch so aktuelle Tagesereignis wird hier vertieft. Das Gutachten über die Rollenverweigerung wird zu einer tiefgründigen prinzipiellen Untersuchung und schließt sich innerlich aufs engste zusammen mit den anderen Theaterartikeln, die ganz unabhängig davon entstanden, durch einen Grundzug damit verbunden sind: das Recht oder wollen wir lieber gleich sagen die Rechtlosigkeit der Schauspieler. Bahr gehört zu den heute nicht eben zahlreichen Tagesschriftstellern, deren Meinung man, als aus einem stark persönlichem Erleben heraus empfunden, auch dann ehren wird, wenn man sich zu ihnen im schärftsen Gegensatz befindet. So geht es mir mit seinen Versuchen (Essays im buchstäblichen Sinne des Wortes), Bayreuth und den Parsifal zu retten. Er hat sie unternommen in einer Aufsatzsammlung *„Bayreuth"*, die, vorwiegend impressionistisch von ihm und seiner Frau *Anna Bahr-Mildenburg* verfaßt, Stimmungsbilder aus den Tagen des Bayreuther Aufenthaltes vornehmlich im Jahre 1911 wiedergeben. Sehr anziehende, nicht gerade anspruchsvolle, aber aus stärkstem Erleben heraus geschriebene Feuilletons, die nicht eigentlich als Rettung Bayreuths gedacht sind, aber jetzt im Stadium der Parsifalkämpfe als solche empfunden werden. (*Leipzig, bei Ernst Rowohlt.* 1912.) Als Rufer im Streit erscheint er dagegen mit einer Kampfschrift *„Parsifalschutz ohne Ausnahmegesetz"* (*Berlin, Schuster & Löffler.* 1912. M. 0,60), einer neuen Sammlung von Zeitungsaufsätzen, die in der Hauptsache nichts Neues bringen und erst zum Schluß, die spezielle Parsifalfrage verallgemeinernd, die weit wichtigere, aber deshalb auch nicht binnen Jahresfrist zu lösende Forderung nach einem stärkeren Schutz des künstlerischen Eigentumsrechts aufstellen. Die Erörterung einzelner Irrtümer und offenbarer Unrichtigkeiten gehört nicht hierher: nur im Zusammenhang mit dem vorher über Bahr im allgemeinen Gesagten muß bedauert werden, daß diese Schrift nicht auf dem Niveau der in den „Essays" gesammelten Arbeiten steht. Als Beitrag aber von Seiten der unentwegten Bayreuthianer mag sie willkommen sein.

Als Essayisten im strengen Sinne können wir dagegen *Herbert Eulenberg* ansprechen, der in seinen vor zwei Jahren erschienenen „Schattenbildern" ein ebenso bedeutendes Darstellungstalent offenbart hat, als er sich einen Meister des Stils nennen kann. Ich habe fast täglich nach dieser „Fibel für Kulturbedürftige" gegriffen und besonders dann, wenn irgendeines seiner jetzt schon recht zahlreichen Dramen mich geärgert hat. Ich kann mir einstweilen keinen größeren Gegensatz denken, als in diesen Silhouetten und den dramatischen Gedichten Eulenbergs zutage tritt, und ich war stets mit dem Dramatiker wieder ausgesöhnt, wenn ich so einen schlechthin meisterhaften Essay wie „Goethe in Wetzlar" gelesen und diese feine poetische Darstellungskunst bewundert hatte. Eine Fortsetzung dieser Essaysammlung sind nun die *„Neuen Bilder"*, die soeben herausgekommen sind. (*Bruno Cassirer, Berlin.*) Während die meisten Beiträge des ersten Bandes in der Form einer regelrechten Ansprache gehalten waren und ja tatsächlich auch als einleitende Vorträge zu literarischen Veranstaltungen des Düsseldorfer Schauspielhauses gesprochen wurden, bedient sich Eulenberg im zweiten Bande oft einer eigenartigen Kunstform, des Dialogs, der heute wenig geübt wird. Er kleidet ihn in die Form der leichten Erzählung ein, in der dann die dargestellten Personen redend eingeführt sind. Wird der Balladendichter Bürger so im Gespräch mit seinem Knecht charakterisiert, so stellt sich Johann Christian Günther in einem Brief an sein Lenchen vor. Und Stendhal (Henry Beyle) wird uns näher gebracht durch einen Briefwechsel seiner zwei Freunde. Auch Karl der Große erscheint uns handelnd in einem fast dramatisch ausgearbeiteten Dialog, in dem sogar der Schauplatz der Handlung mit szenarischen Bemerkungen geschildert ist. Holbeins Persönlichkeit erkennen wir aus einem Bericht, den ein Baseler Kaufmann an den Bürgermeister der Stadt einreicht. Besonders kunstvoll ist der Beitrag über Kolumbus gearbeitet, der uns in acht Bildern sein Leben entwickelt und dabei sich abwechselnd der dialogischen und der erzählenden Form bedient, auch einen Brief und einen



Reisebericht mit einflicht. In allen diesen verschiedenartigen Formen der kunstvollen Darstellung zeigt sich Eulenberg als vollendeter Beherrscher der Sprache nicht minder als des Stils. Mir persönlich aber sind die ganz einfachen, in gebundener Rede gezeichneten Bilder, die am meisten zum Vortrag sich eignen und den Schattenbildern des ersten Bandes stilistisch am nächsten stehen, am liebsten. Denn gerade die Kunst, in dieser einfachen, schlichten Form der Erzählung ein solches Kultur- und Persönlichkeitsbild zu entrollen, ist es, die ich an Eulenberg so schätze. Es ist erstaunlich, bis zu welchem Grade er es versteht, ein ganzes Zeitalter lebendig vor unser geistiges Auge zu zaubern, mit wie wenigen, aber eben sicheren Strichen ein deutliches Porträt eines Chopin, Lenau oder Grabbe, und dann wieder aus ganz anderen Zeiten, eines Horaz, Abraham a Santa Clara oder Petrarka vor uns steht. Es ist ein Genuß, zu lesen und bewußt diese Stil- und Darstellungskunst zu empfinden, die hier ein ganz Berufener seinen Zeitgenossen offenbart.

Ein gut Stück entfernt von dieser Eulenbergschen Stilkunst sind die Versuche, literarische Erlebnisse darzustellen, die *Kurt Walter Goldschmidt* in einem Band „*Erlebte Dichtung*" zusammengefaßt hat. (*Leipzig, Xenien-Verlag.* 1912. M. 3,—.) Trotz dieser Einschränkung sollen sie doch herausgehoben sein aus aus der Fülle zumeist ganz wertloser und ohne jede innere Berechtigung in Buchform zusammengefaßter Aufsätze, wie sie gerade heute den Büchermarkt überschwemmen. Schon die Auswahl, die Goldschmidt getroffen hat, nimmt von vornherein für das Buch ein. Er hat seine Aufmerksamkeit einem Spitteler, Stefan George, der Lagerlöf gewidmet, Persönlichkeiten, die noch in weiten Kreisen in ihrer dauernden Bedeutung weder bekannt noch anerkannt sind. Dabei ist Goldschmidt stets ein besonnener, auch da wo er negativ urteilt, verstehender Kritiker. Das wesentlichste ist aber, daß man ihm das Erlebnis glaubt und an der Wahrhaftigkeit der wiedergegebenen Eindrücke nicht einen Augenblick zweifelt. Der Moderne ist er nicht gerade zugetan: in einigen scharfen Beiträgen des zweiten Teiles geht er in diesem Buche streng gegen sie vor. Und was für verständige Worte sagt er über die Frühreifen, wie ernst sind seine Ausführungen über Literatur und Erotik! Man kann den angekündigten, ferneren „Literarischen Porträts" deshalb nur mit Interesse entgegensehen, da man zu dem Autor dieses Buches Vertrauen gefaßt hat.

Obgleich sie sich im Untertitel so nennen, sind die „*Kritischen Miniaturen*", die *Paul Wertheimer* in einem Sammelband herausgegeben hat, keine Essays. (*Carl Konegen, Wien.* 1912. M. 3.—.) Sondern auch hier haben wir wieder den einfachen, aber nicht entwerteten Zeitungsaufsatz, gleichviel, ob diese Artikel nun wirklich auch schon in einem Blatte gedruckt sind oder nicht. Zu einem Essay gehört eben mehr, teils an Tiefe, teils an Stilkunst, teils an kritischem Empfinden. Auch Wertheimer hat sich die weniger bekannten Dichter herausgesucht, deren Profile er uns geben will. Er spricht zu uns von Storms Briefen, von dem über seinem berühmteren Bruder fast vergessenen Karl Hauptmann, von Eichendorff und Bierbaum, von Emil Prinz zu Schoenaich-Carolath und Artur Fitger und weiß immer Interessantes zu sagen und in mancherlei Einzelheiten Treffendes zur Charakterisierung hinzuzufügen. Aber was dabei herauskommt, ist fast nie ein vollständiges Profil, auch nicht wie bei Eulenberg ein Schattenbild noch wie bei Goldschmidt eine solide, tiefgründige Studie, sondern immer nur eine Skizze, ein halbfertiges Bild. Als Beitrag zu dem uns Bekannten wird vieles willkommen sein, aber es entsteht kein neues Bild. So kann ich auch den Titel Miniaturen nicht gutheißen, weil er der Ausführung nicht entspricht, sondern nur künstlich gewählt ist aus Verlegenheit für einen besseren. Es sind gute Zeitungsaufsätze, geeignet, unsere Kenntnisse zu bereichern. Auch die Untertitel der einzelnen Kapitel riechen zuweilen stark nach Druckerschwärze, da in den Zeitungen stets etwas Neues, Anreizendes als Überschrift geboten werden muß. Das ist das Anziehende gerade der Eulenbergschen Bilder, daß sie einfach den Namen dessen tragen, den sie darstellen sollen. *Franz E. Willmann.*

Felix Poppenberg, Taschenbuch für die Damen. *Ernst Rowohlt Verlag, Leipzig.* 1913.

Nach dem gänzlichen Niedergang der schöngeistigen Taschenbücher seit dem zweiten Drittel des vergangenen Jahrhunderts wird, einhundert Jahre nach der Blütezeit dieser gefälligen Büchlein, der Versuch gemacht, das Taschenbuch wieder aufleben zu lassen. Freilich trägt dieses Taschenbuch seinen Titel ebenso gewaltsam wie seine Vorgänger vor hundert Jahren. Denn man hatte bald vergessen, daß sich die Taschenbücher aus den Almanachen entwickelt hatten, deren erste, der Göttinger und der Leipziger Musenalmanach, als Nachahmungen des seit 1765 in Paris bei Delalain erscheinenden Almanach des muses im Jahre 1770 erschienen. Da der Erfolg dieser Almanache und Taschenbücher, die zuerst nur lyrische und auch späterhin vor allem belletristische Beiträge boten, groß und gewinnbringend war, wurden schließlich unter dem Titel Taschenbuch alle nur erdenklichen schriftstellerischen Erzeugnisse veröffentlicht. So kamen Taschenbücher für Bierbrauer, Leckermäuler, Ketzer, Spieler, Raucher, Regenten und Tollhäusler heraus. Auch klassische Werke verbargen sich bisweilen unter der Maske eines Taschenbuchs; nicht nur erschienen viele der bedeutendsten älteren Werke der Lyrik und Novellistik in Almanachen und Taschenbüchern, sondern auch größere, zusammenhängende Arbeiten wurden als Taschenbuch ausgegeben, um ihnen stärkeren Absatz zu verschaffen. So erschien Schillers „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" zuerst als „Historischer Kalender für Damen auf die Jahre 1791—93" und seine „Jungfrau von Orléans" als „Taschenbuch für 1803". Das bedeutendste Taschenbuch war das seit 1798 von Cotta herausgegebene „Taschenbuch für Damen". Für dieses Büchlein zierlichsten Formates, das sich auch durch besonders schöne bildliche Beigaben auszeichnete — von jeher bildeten die Kupferstiche eine Hauptzierde der Almanache und Taschenbücher —, zog Cotta alle

bedeutenden Autoren der ersten dreißig Jahre des XIX. Jahrhunderts heran, und als Herausgeber zeichneten bisweilen Schiller, Goethe oder Jean Paul. Die Taschenbücher haben ihre Verwandtschaft mit den Volkskalendern nie ganz verleugnen können, und so enthielten diese aristokratischen Seitensprößlinge auch oft wie ihre grobschlächtigen und plebejischen Vettern wirkliche Kalendarien. Das Cottaische „Taschenbuch für Damen" zeigte in einer Anzahl von Jahrgängen dies Kalendarium aufgeklebt auf dem Schuber, in dem sorglich geschützt das Buch sich befand. Auch der Urenkel dieses Taschenbuches, das jetzt bei Rowohlt von Poppenberg herausgegeben wird, trägt nun das Gewand der anmutigen Ahne. Das Buch ist in rosa Pappe oder in Seide in Taschenformat mit himmelblauem Schnitt gebunden, es wird von einem kräftigen Kartonschuber umschlossen, auf dessen Vorder- und Rückseite je die Hälfte des Kalendariums aufgeklebt ist. Das von Poeschel und Trepte in der E. R. Weiß-Fraktur trefflich gedruckte Buch enthält acht Essays von Felix Poppenberg, und zwar in einer ersten Abteilung „Dekorative Variationen", Versuche über Toiletten- und Interieurdinge, wie über den Fächer, das Damenzimmer, Frauenschmuck und Frauenbilder und über einen Modentee im Palais de danse; der zweite Abschnitt bietet „Bildnisse" dar, literarische Porträts historischer Persönlichkeiten: Casanovas, der Russenkaiserin Katharina, der Liebeskünstlerin Ninon de Lenclos und der Empirejungfrau Philippine von Griesheim. Daß man von einem Schreiber solcher Essays Belesenheit und Kenntnisse verlangt, versteht sich von selbst. Aber Poppenbergs Abhandlungen geben außer diesem selbstverständlichen Inhalte noch zwei andere Eigenschaften, die als das Verdienstvollste und Wesentlichste dieser Versuche zu erachten sind. Poppenberg besitzt den kulturpsychologischen sicheren Griff; er hebt aus vielen Memoirenbänden und aus dicken gelehrten Schriften nur einige Punkte heraus, und alsbald entsteht aus diesen wenigen Andeutungen die Zeit, der Mensch, das Milieu. Diese Fähigkeit wird aber unterstützt durch seinen Stil, der dem Stil unseres neuen Kunstgewerbes entspricht, über das Poppenberg so gern schreibt. Sein Stil ist knapp und einfach, eng gedrängt und gehäuft stehen hart nebeneinander und doch schmiegsam die Worte, und diese Worte sind so abwechslungsreich, bunt und mannigfach, daß der Autor durch den Reichtum und die richtige Wahl der Worte mehr erreicht, als andere durch langgesponnene Bilder. Diese Darstellung ist sachlich und aus der Art der Motive geboren, über die er schreibt, so daß nur der verwirrte Geschmack einer vergangenen Epoche, in der unser Prosastil am tiefsten stand, Poppenbergs Stil hat preziös nennen können. Statt der Kupfer der alten Taschenbücher sind einige Porträtabbildungen nach alten Kupfern beigegeben. Es ist zu hoffen, daß dies saubere hübsche Bändchen nicht nur eine Gabe für Bibliophilen bleibt, sondern auch ins große Publikum dringen möge.

K. P.

Damals, als Berlin die Hauptstadt des Deutschen Reiches wurde, hätte ein Bibliophilen-Chroniqueur leichteste Arbeit gehabt. Er würde durch den morgenfrischen Tiergarten gegangen sein, um mit geruhsamer Lustigkeit ein eben bei Herrn Mai gekauftes altes englisches Spottblatt betrachten zu können, auf dem die abenteuerliche Fahrt einer Dampfdroschke durch die Londoner Straßen abgebildet war. Dann hätte er mit anderen Enthusiasten den vom Morgenritt heimkehrenden Reichskanzler gegrüßt und wäre ihm durch das Brandenburger Tor gefolgt, allerdings nicht, um mit ihm in die Wilhelmstraße abzubiegen, sondern um zunächst die nördliche Seite der Lindenpromenade zu gewinnen, da ja in der Konditorei von Spargnapani, wo alle Zeitungen der Erde und noch einige mehr zu finden waren, der neueste Kladderadatsch durchzusehen war. Dann wäre er weiter an der Akademie vorbeigegangen, um seine Taschenuhr nach der berühmten Portaluhr zu richten, an der Bibliothek vorüber und den in ihrer Nähe befindlichen Buchhandlungen, von denen für die altberühmte Schlesingersche Musikalienhandlung noch Schinkel die in Mahagoniholz ausgeführte Inneneinrichtung entworfen hatte, zum alten Danz, in dessen Antiquariat unter den Kolonnaden in der Leipziger Straße er doch wenigstens hineinblicken mußte. Wahrscheinlich hätte er dann hier den Prinzen Georg auf der Bücherjagd beobachten können. Den Abschluß aber mußte der bibliophile Spaziergang wieder unter den Linden finden, in der Asherschen Buchhandlung, dem Mittelpunkt der fremden und einheimischen Bücherfreunde. Dort unterhielt sich deren Besitzer Albert Cohn, einer der größten Bücherhändler und -kenner seiner Zeit, dann wohl mit dem Freiherrn von Maltzahn und mit Carl Robert Dening, während der Jüngling Gotthilf Weisstein, der schon mit Eifer und Erfolg die fliegenden Buchhandlungen und die kleinen Raritätenläden besucht hatte, diese großen Bibliophilen beobachtete.

Albert Cohn, ein Schüler Adolf Ashers, des sogar in den Brockhaus gekommenen Antiquars, hatte später dessen Geschäft erworben. Seitdem er 1849 die 36000 Bände der Bibliothek Ludwig Tiecks unter dessen Oberaufsicht hatte verzeichnen dürfen, war er auch als Bibliograph mit einer Reihe von Schriften hervorgetreten, vor allem mit seinem 1865 erschienenen Werke *„Shakespeare in Germany"* und selbst, trotz aller geschäftlichen Tüchtigkeit, ein passionierter Sammler geblieben, wie seine (nach Weimar gekommene) Goethe- und seine (jetzt in Marbach befindliche) Schiller-Bibliothek ebensosehr wie seine anderen, der Stadtbibliothek Berlin vermachten Kollektionen beweisen. An dieses Vermächtnis erinnert auch der eben erschienene von Otto von Holten gedruckte *Katalog der Berliner Stadtbibliothek. Zehnter Band*: Buch und Bibliothekswesen. Zeitungen. Zeitschriften. Allgemeine Wissenschaftskunde und Geschichte der Wissenschaften. Allgemeine Schriften. Berlin 1912. (M. 1.50. Auslieferung bei W. Weber, Berlin), der auf seinen 205 Lexikonoktavseiten in übersichtlicher Anordnung die Bibliographica aus dem Besitze der Stadtbibliothek aufzählt, in die Albert Cohns bibliographischer Handapparat aufgegangen ist. Dadurch gewinnt dieser Katalog ein allgemeineres Interesse und wenn sich auch die biblio-



graphische Sammlung des bedeutendsten Berliner Antiquars des XIX. Jahrhunderts an Reichhaltigkeit und Vollständigkeit nicht mit der Sammlung eines sehr bekannten Antiquars unseres Jahrhunderts vergleichen läßt, der nun Unter den Linden nicht weit von dem ehemaligen jetzt aus dieser Straße verschwundenen Asherschen Geschäft den bibliopolischen Weltruhm der Berliner Avenue wahrt, so enthält sie doch mancherlei, (wie zum Beispiel die umfangreichen Katalogreihen), das genau verzeichnet zu finden auch dem Nichtberliner Bibliophilen von Interesse sein kann. G. A. E. B.

Giovanni Boccaccio, Der Dekamerone. Deutsch von Dr. Heinrich Conrad in fünf Bänden mit den Kupfern und Vignetten von Gravelot, Boucher und Eisen der Ausgabe von 1757. *München und Leipzig, bei Georg Müller und Hans von Weber.*

Zum 600. Geburtstage des in Paris geborenen, in Florenz erzogenen, in Neapel ein lustiges Leben führenden und wiederum in Florenz zur Frömmigkeit und einsamen Gelehrsamkeit bekehrten Boccacio sind mehrere Neuausgaben des „Dekamerone" angekündigt. Während der Insel-Verlag eine Ausgabe vorbereitet, deren Druck und Bildschmuck den Leser wieder in die Renaissance zurückführen will, veröffentlichen die beiden Münchener Verleger Georg Müller und Hans von Weber eine Übersetzung, die uns das dem Ton der hundert Erzählungen verwandte zierliche und zärtliche Rokoko empfinden lassen will. Die Rokokostimmung wird vor allem hervorgerufen durch die Reproduktion der Kupfer aus der berühmten französischen Ausgabe von 1757. Gravelot, Boucher und Eisen hatten jede Geschichte des „Dekamerone" mit einem Kupferstich geschmückt, die in der anmutigen, verschnörkelten, sauberen Art des Rokoko die spaßhaften und ernsten Situationen der Novellen darstellen. Die Kupfer dieser begehrten Ausgabe sind von der Kunstanstalt J. B. Obernetter, München, gut reproduziert worden. Die Abdrücke stehen zwar nicht in richtiger Proportion zu dem Satzspiegel, aber sie sind so scharf wie möglich ausgefallen und geben trotz des kleinen Formates nach Möglichkeit alle Feinheiten der ergötzlichen Originale wieder. Den zierlichen Bildern entspricht das Taschenformat des Werkes und die klare, feine Antiqua des ruhigen, ebenmäßigen, von Poeschel & Trepte hergestellten Satzbildes. Die Übersetzung ist von Heinrich Conrad mit Geschmack und Beherrschung der deutschen Sprache ausgeführt; der Satzbau erinnert gut an das behagliche und doch elegante Gefüge des Altitalienischen. Das ganze Werk wird fünf Bände umfassen. 2000 Exemplare sind für jedermann teils in einfachem, grünen Pappbande, teils in Halbfranz gebunden zu haben; hundert numerierte Exemplare wurden für die Mitglieder der Vereinigung „Die Hundert" abgezogen und hundert weitere Exemplare auf van Geldern-Velin mit dem Wasserzeichen „Boccaccio" sind von Carl Sonntag jun., Leipzig, in fünf Maroquinbände gebunden worden, die mit alten Stempeln und Fileten verziert sind. So ist jetzt neben der früheren sehr einfachen Inselausgabe ein deutscher „Druck des Dekamerone" vorhanden, der als Übersetzung wie als typographisches Werk gleich wertvoll ist und durch die Reproduktionen der alten Kupfer auch Stoff zu kunstgeschichtlichem Genuß gewährt. -th-

---

Das goldene Buch der Familie. Herausgegeben von der *Heraldisch-Genealogischen Gesellschaft m. b. H., Düsseldorf-Gerresheim.* In Ganzleinen 10 M.

Es würde dem Charakter dieser Zeitschrift widersprechen, wollte man länger bei dem vorliegenden Werke verweilen. Hier gilt es literarische und wissenschaftliche Werte herauszustellen, deren das Buch seiner Natur nach aber gänzlich enträt. Es will vielmehr dem einfachen Manne ein praktischer Ratgeber „für alle Lebenslagen" sein. Stichproben ergaben, daß die sachlichen, juristischen und volkswirtschaftlichen Belehrungen — über die medizinischen steht mir kein Urteil zu — im allgemeinen zutreffend sind. Bedenklich erscheinen mir dagegen manche Werturteile und sittliche Weisungen. Gleich eingangs heißt es zum Beispiel bei der Umschreibung des gegenseitigen Verhältnisses der Ehegatten in einer „vorbildlichen" Familie: „Und hätte sie (die Frau) in der Tat Berechtigung sich gegen das Benehmen oder Betragen des Gatten aufzulehnen, sie tue es niemals und spreche mit keinem Menschen, auch nicht mit dem nächsten Anverwandten, selbst nicht mit Vater und Mutter, über die Fehler des Mannes. Stets bedenke sie, daß die Ehe die härteste der Schulen ist." Kann ein Gebildeter seinen einfachen Volksgenossen ein solches Buch wirklich mit gutem Gewissen zur Lektüre empfehlen?

In schrillem Gegensatz zu den angeblichen Absichten des Verlags steht übrigens auch der hohe Preis des Bandes, den weder sein geistiger Inhalt noch seine Ausstattung rechtfertigt. Amüsant auch, was in unserer kapitalistisch denkenden Zeit nicht alles für Unternehmungen entstehen — sogar eine heraldisch-genealogische G. m. b. H. F. K.

Max Brod, Arnold Beer. Das Schicksal eines Juden. Roman. *Axel Juncker Verlag, Berlin-Charlottenburg.*

Ich stimme Max Brod durchaus zu, wenn er, um ein „Bild des Gesamtjudentums" zu geben, weder einen allgemeinen Typus „der Jude" herausstellt, noch das moderne Judentum als einheitliche Masse, als ein rundes und geschlossenes Ganzes hinmalt. Er will in einem Zyklus von Romanen eine Anzahl von jüdischen Typen darstellen, die, eine jegliche eine gewisse Gruppe repräsentierend, zusammengenommen und durcheinandergewürfelt das Judentum unserer Zeit verkörpern sollen. Auf den Roman, der das Leben der jungen „Jüdinnen" schildern wollte, folgt dies Buch „Arnold Beer", über das sich viel Gutes und manches Böse sagen läßt. Das Schicksal eines jungen Juden, der aus einer wohlhabenden Familie des Bürgerstandes stammt, entrollt sich. Es ist, wie angedeutet, nicht möglich, dem Buch ein Ja oder ein Nein beizufügen; es ist in den Einzelheiten vortrefflich, als Kunstwerk mißlungen. Ein gewaltiger und kunstvoller Unterbau wird sorgfältig ausgeführt,

dann wird über dies Parterre ein großes Dach in einem ganz anderen Stil gedeckt, so daß die aufstrebende Architektur des Werkes erdrückt wird. Sachlich gesprochen: die künstlerische Struktur des Buches zerfällt in drei Teile, deren jeder in der Darstellung so verschieden von den übrigen ist, daß sich kein einheitliches Werk, als welches der Roman gefordert werden muß, zusammenfügt. Die ersten vortrefflichen 64 Seiten geben als ein Mosaik feinster Beobachtungen, bedächtig ausgewählter Ereignisse in außerordentlicher Konzentration und Anschaulichkeit die Jugendjahre Arnold Beers, des Juden, der, sich zersplitternd, auf andere wirkend, selbst unwirksam, laut und nach außen dahinlebt. Dann folgt von Seite 64 an eine Episode mit doppeltem Motiv: Beer will eine Leistung geben und inszeniert einen Flugtag in seiner Heimatstadt; diese Handlung wird durch eine erotische Nebenhandlung unterbrochen. Drittens aber, und nun beginnt der Roman eigentlich noch einmal von neuem, schließt der Roman von Seite 105 an mit einer Episode, die so ausgesponnen ist, daß sie fast die Hälfte des Romans ausmacht. Beer reist mit seiner Mama zu seiner kranken Großmutter in die Kleinstadt, und hier in der ärmlichen Stube der alten Frau, die alle großartigen und furchtbaren Eigenschaften der jüdischen Passion offenbart, vor diesem geschlossenen, ganz in sich selbst wurzelnden, harten, selbstverständlichen Charakter erwacht in dem wesenlosen, wirkungslosen jungen Juden das Gefühl seiner historischen Bedingtheit und seines Zusammenhangs mit dem seltsamen Volke. Das Vorbild dieser immer tätigen, instinktsicheren Frau treibt ihn zu dem Entschluß, einen Beruf zu ergreifen, und er fährt nach Berlin, um Journalist zu werden. Während der erste Abschnitt und auch teilweise der zweite dieses Romans in einer Art Pointillismus ausgeführt sind, während also mit Auswahl und Bemühung viele kleine Einzelheiten zu dem Jugendbilde Beers zusammengefügt sind, empfindet Brod allmählich immer mehr Freude an behaglicher Schilderung; und so malt er schließlich die Großmutter-Episode mit einer an Brod bisher unbekannten epischen Breite (die aber viel bequemer ist als seine tüpfelnde Konzentration). Es muß noch einmal gesagt werden, daß der Roman in Einzelheiten vortrefflich ist, so die vielen charakteristischen Tatsachen und Menschen der ersten 64 Seiten, die Gouvernante Lina und vor allem die fast ins Mythische wachsende Großmutter. Aber der Bruch, der durch die Verschiedenheit der Darstellungsweise und das Abreißen aller Fäden des ersten Teils erfolgt, ist so stark, daß man sich fast fragen muß, ob nicht ein so ausgezeichneter Kunstkenner wie Brod diesen Kunstfehler absichtlich begangen hat. Da übrigens im ersten Teil Arnold Beer wirklich der Typus eines Juden ist, im letzten aber ein Einzelschicksal darstellt, so erstreckt sich dieser Fehler nicht nur auf die Form des Buches, sondern auch auf das Motiv selbst. *Kurt Pinthus.*

Sonette in B-moll nennen sich etwas antiquiert die neununddreißig Stücke, die *Jakob Hugo Weinschenk* bei *L. Wilckens* in *Mainz* herausgibt (1911). Die metrischen Künsteleien drücken ihnen den Stempel der Dilettantenlyrik auf. Schlagreime, Assonanzen, Alliterationen, Enjambements häufen sich ohne Rücksicht auf die innere Form. Ohne Verständnis für die Wirklichkeit sieht der Verfasser den Dichterberuf im Andersfühlen und Anderswollen. Aber die „Egoistenbande" fühlt sich in der Welt, die unbedingt einem Grabesrande (?) gleichen soll, trotzdem ganz wohl, und auch neben den erotischen Banalitäten, zu denen die Moira notwendig ist, findet sich hin und wieder ein Gedicht, das ganz normale Gefühle besingt. Das läßt sich durchgängig von *Willrath Dreesens* Gedichten sagen, die bei *L. Staackmann* in Leipzig erschienen sind (1910). Man kann sie nicht tadeln, noch weiter aber ist man vom Lob entfernt. Dreesen hat mancherlei gelernt, und wenn er einmal Eigenes bringen sollte, wollen wir sagen, daß er nie Schlechtes geleistet hat. Der „Buchschmuck" ist ein Akt der Pietät, aber damit ist ja noch nicht gesagt, daß sie immer gerechtfertigt sei. C. N.

Hermann Kesser, Lukas Langkofler. Das Verbrechen der Elise Geitler. Zwei Erzählungen. *Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.* 1912.

Ein junger Autor versucht sich in diesem Erstlingsbuch in der Kunst der reinen Erzählung. Er ist denen zuzuzählen, die sich wissentlich von der Problem- oder Reflexionsnovelle loslösen und einer einfachen, klaren, Tatsachen wiedergebenden Form zustreben. Es wird wieder die Freude am stracken Weiterschreiten der Erzählung, der sachlichen Abrollung eines Geschehnisses wach, man wendet sich also von der reflektierenden oder mit schmückenden Einzelheiten überladenen Novelle zu jener reinsten epischen Kunst, der wir die schönsten Erzählungen aller Zeiten und Völker verdanken. Leider hat keiner von den zahlreichen Erzählern, die sich in unseren Tagen um diese Erzählungskunst bemühen, bisher einen Stil gefunden, der unserer Zeit oder ihren Menschen konform wäre, sondern alle ahmen mehr oder weniger bewußt den Stil des alternden Goethe, Kleists, Kellers oder C. F. Meyers nach. Kesser hat viel vom Stil der Schweizer gelernt, breit und behäbig, mit einem gewissen Behagen sind die Sätze hingestellt. Diese Prosa klingt ein wenig altertümlich, und die gesetzte Ruhe, die ihr innewohnt, läßt eine Zeit der Behaglichkeit und des maßvoll-bewußten Genießens erstehen, die unseren Tagen impressionistischer Stile so fremd ist, und nach der wir doch zuzeiten eine gewisse Sehnsucht empfinden. Daher hat diese Erzählungskunst auch hauptsächlich in dem mittleren Bürgertum, das sich noch vieles aus jener Zeit bewahrt hat, großen Erfolg gefunden. Kesser versucht sich in einem historischen und in einem modernen Stoff. Die historische Erzählung „Lukas Langkofler" führt den Untergang eines wandernden tiroler Scholaren nach einem höfischen Liebesabenteuer in der Bartholomäusnacht vor. Die Geschichte ist einfach, sachlich und mitleidlos geschrieben wie eine alte italienische Novelle, doch ist sehr zu beachten, wie der Erzähler mit wenig Mitteln die Wirrnisse und die Kultur jener Tage Karls des IX. erstehen läßt, und



wie selbstverständlich sich die Tatsachen der Erzählung mit der Schilderung des Milieus verweben. Die zweite Novelle „Das Verbrechen der Elise Geitler" zeigt, wie eine alte Dienstmagd, deren Leben in ihrer Jugend durch einen Verführer zersplittert worden ist, ihre junge Herrin vor demselben Geschick bewahren will; aber trotzdem gleitet das junge Mädchen einem Mann, den sie nicht eigentlich liebt, in die Arme, und die Alte tötet den Liebhaber. Diese Erzählung erscheint mir außerordentlich wertvoll zu sein, ein Kosmos bescheidener, stiller Menschen eröffnet sich, und die Stimmungen dieser Welt, die trotz ihrer Klarheit und Ruhe von schweren Schicksalen erfüllt ist, sind so einfach und eindringlich wie die Storms gemalt. Wiewohl die beiden Novellen ohne Weltanschauungsgespräche oder Menschheitswesenreflexionen geschrieben sind, klingt doch ein Tieferes aus ihnen heraus: alle diese Menschen leben unter einem Fatum, und ein grauenvolles Geschick bricht über sie herein, sobald in ihr Leben das eintritt, was wir uns Liebe zu nennen gewöhnt haben. P-s

---

W. Fred, Impressionen. Aus dem Notizbuch eines Wanderjournalisten. *Ernst Rowohlt Verlag, Leipzig* 1912.

Diese gesammelten Feuilletons aus einem Zeitraum von 10 Jahren könnten als Beweis dafür angesehen werden, daß die Möglichkeiten des Journalismus unbegrenzt sind, denn es gibt nichts auf der Welt (— und außer ihr), was nicht dem Journalisten Stoff für ein Feuilleton geben könnte. Es ist hier nicht jener Journalist gemeint, dessen Tätigkeit in der Reportage besteht, und auch nicht jener, der in der Redaktion sitzend die zusammengebrachten Tatsachen zu Artikeln zusammenschweißt, sondern jener, der — so sagt Fred selbst — „Lesern einer anderen Stadt oder Welt die Atmosphäre eines Augenblicks oder Geschehnisses, die Silhouette eines Menschen geben will. Dieser Journalist ist also eine Art Kino mit Gefühl, ein Betrachter und Erleber mit poetischem Gemüt — und einer, der versteht, knapp und sicher, und doch unterhaltend, die Worte zu setzen. Und so plaudert Fred von aktuellen Ereignissen früherer Jahre, er enthüllt dem Laien „das Leben einer großen Tageszeitung", er gibt eine Impression des Pariser Palais de glace, malt mit Farbe, Luft und Menschenpsychologie erfüllte Bilder aus Spanien, läßt uns einen Wiener und Berliner Wahltag erleben und spricht mit Erfahrung und einer leisen Melancholie von weiten Reisen durch ferne Länder bis nach Lappland und Indien ... und durch stille deutsche Städte und Landschaften und Wälder. Dieser Journalist ist ein Mann, der umfangreiche Kenntnisse besitzt und ein Globetrotter genannt werden kann. Er verknüpft nicht nur die Tatsachen, sondern er umhüllt sie stets mit einer Atmosphäre, er führt sie auf ein Problem, er läßt sie aus dem Gewirr und den Verschlungenheiten der Kultur erstehen. Fred wird wie die wertvollsten Menschen unserer Zeit (bevor sie sich resigniert in sich selbst zurückziehen) von der Gier und Sehnsucht nach den unzähligen Erscheinungen der Welt umhergetrieben, die uns durch die neuen Verkehrs- und Verbindungsmittel erschlossen sind. Das Aufnehmen der Eindrücke ist für ihn ein Rausch, ein Betäubungsmittel, wie für andere Alkohol oder Arbeit. So sagt er „Nach einer weiten weiten Reise": „Das Unverlierbare, das man sich heimgebracht hat, ist die Empfindung, wieviel es nebeneinander gibt, daß die Welt nicht grau, nicht einfarbig, kein Gewebe mit geradlinigem, stets widerholtem Muster ist. Die große, bewegte *Vielfältigkeit* der Welt, die man einmal gesehen, vergißt man niemals mehr." Und jeglicher wird erkennen, daß somit in diesen Feuilletons ein Klang von dem neuen Pantheismus unserer Zeit zu vernehmen ist.

-in-

Wilhelm Holzamer, Gedichte. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Nina Mardon-Holzamer. *Egon Fleischel & Co., Berlin* 1912 (3 M.).

Lieder vor dem Tode, hätte sie der Dichter vielleicht genannt, hätte seine eigene Hand noch diese Blätter ordnen können. Wie er selbst das Bild des Herbstes oft verwendet, so wird auch sein Ausgang zu einer Herbstsymphonie. Nichts Hartes, nichts Notwendiges klingt aus diesem Sterben, es wird erwärmt von jener milden Sonne, in der die letzte Reife erlangt wird. Sie gebiert nichts Neues mehr, diese Sonne. Kein heißes Fühlen mehr bestürmt den Dichter, sein Sinnen gleitet zurück, ihn bewegt fast romantische Sehnsucht. In den Gedichten früherer Zeit kommt sie wohl zu oft zum Ausdruck, später flüchtet sie gern ins Traumland. So abgebraucht das Wort auch sein mag, Innigkeit bezeichnet am besten das Wesen seines Dichtens, Resignation freilich ist die Voraussetzung, aber reines, höchstes Streben ihre Vergangenheit. Den goldnen Ball, den der Knabe in die Luft warf, fand er nicht wieder, er ist vergeblich umhergeirrt. Und als der Ball endlich niederfiel, da war es nicht dort, wo er ihn erwartet hatte. Der Kreis, in dem diese Poesien sich leise bewegen, ist nicht weit, aber die Reife, auch der Form nach, macht es vergessen, und um des starken persönlichen Gehalts willen wird man sie lieben.

Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Berlin-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Berlin-Lichterfelde, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines.

Autographenkataloge.
Allgemeine Buchhändlerzeitung. 19. 1912. S. 476—479.

Baumstark, A., Ein rudimentäres Exemplar der griechischen Psalterillustration durch Ganzseitenbilder. (In der Bibliothek des griechischen Patriarchats zu Jerusalem.)
Oriens Christianus. N. S. 2. 1912. S. 107—119 mit 1 Taf.

Mély, F. de, Les „Très riches Heures" du duc Jean de Berry et les „Trois Grâces" de Sienne.
Gazette des beaux-arts. 1912. September. S. 195—201 mit 6 Abbild.

Serafini, A., Ricerche sulla miniatura Umbra (secoli XIV—XVI). (Forts.)
L'Arte (Adolfo Venturi). 15. 1912. S. 233—262 mit 18 Abbild.

Stübe, R., Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Schrift. 6. Die Bilderschriften. T. 1.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. August. S. 229—234 mit 8 Abbild.

Bibliophilie. Exlibris.

Albrecht, O., Ein Buch aus Luthers Bibliothek.
Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte in der Provinz Sachsen. 9. 1912. S. 51—56.

Un Ex-Libris autographe de Bossuet.
L'Amateur d'autographes. 45. 1912. S. 285 mit 1 Faksim.

(Sjögren, A.), Nyupptäckta svenska bokägaremärken.
Svensk Exlibris-Tidskrift. 2. 1912. S. 17—22 mit 8 Exlibris.

Bibliothekswesen.

Historical Account of the Library of the Royal Society of Medicine.
Library World. 15. 1912/13. S. 33—39 mit 6 Abbild.

Coggiola, G., Due inventari trecenteschi della Biblioteca del Convento di S. Domenico di Castello in Venezia.
Rivista delle biblioteche e degli archivi. 23. 1912. S. 85—122.

Biblioteche popolari. Il nostro Convegno di Roma.
Coltura popolare. 2. 1912. S. 592—599.

Union Catalogs and Repertories. A Symposium — I.
Library Journal. 37. 1912. S. 491—497.

Le nouveau Décret relatif aux comités d'inspection et d'achats des bibliothèques municipales.
Bulletin de l'association des bibliothécaires français. 6. 1912. S. 59—63.

Deslandres, P., Les nouvelles acquisitions manuscrites de la Bibliothèque de l'Arsenal.
Bulletin de l'association des bibliothécaires français. 6. 1912. S. 66—71.

Frati, C., Bollettino bibliografico Marciano. Pubblicazioni recenti relative a codici o stampe della Biblioteca Marciana di Venezia. (Forts.)
Bibliofilia. 14. 1912/13. S. 131—157 mit 14 Abbild.

Friedemann, W., Aus der Wiener Hofbibliothek. (Betrifft den Handschriftenkatalog.)
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1912. Nr. 36 vom 2. September.

Hanauer, Zentralisation der Arbeiterbibliotheken.
Der Bibliothekar. 4. 1912. S. 485—487.

Die K. Hof- und Staatsbibliothek am Scheideweg.
Münchener Neueste Nachrichten. 1912. Nr. 422 vom 20. August.

Homer, Th. J., The Boston co-operative information bureau. *Library Journal.* 37. 1912. S. 501—504.

Isenkrahe, Über Kinderlesehallen und die besonders in Trier damit gemachten Erfahrungen.
Bücherwelt. 1912. September. S. 241—246.

Kotula, R., Direktor Prof. Dr. Alexander Semkowicz. (Vorstand der Lemberger Universitäts-Bibliothek.)
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 118—120.

Marais, P., Projet d'une meilleure utilisation des ouvrages doubles que possèdent les bibliothèques publiques.
Bulletin del'association des bibliothécaires français. 6. 1912. S. 64—66.

Nestruch, Russische Bibliotheksgebäude. 5. Die öffentliche Stadtbibliothek Kaiser Nikolaus II. zu Odessa. (Russisch.)
Bibliotekar. 3. 1912. S. 85—91 m. 3 Taf.

Omont, H., Deux lettres de Michelet à Daunou sur les archives et bibliothèques de Belgique et Hollande (1837).
Revue des bibliothèques. 22. 1912. S. 247—252.

Pernerstorfer, E., Nekrolog. Siegfried Lipiner †. (Direktor der Bibliothek des österreichischen Reichsrates.)
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 121—125.

Philip, A. J., A reference library for London.
Contemporary Review. 1912. September. S. 388—396.

Phillips, D. R., The monastic libraries of Wales, fifth to sixteenth centuries (Cettic and mediaeval periods).
Library Association Record. 14. 1912. S. 288—316. (Wird fortges.)



Piper, A. C., Technical training in librarianship in England and abroad.
Library Association Record. 14. 1912. S. 332—351.

Sayers, W. C. B., The card catalogue. (Forts.)
Library World. 15. 1912/13. S. 39—44. (Wird fortges.)

Schmid, F., Zur Bibliotheksbuchbindereifrage.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 393—406.

Schultze, E., Doppelexemplare in Volksbibliotheken.
Der Bibliothekar. 4. 1912. S. 487—490.

Silva, R., Letter addressed to the chairman and the secretary of the Bibliographical Society of America. (Estado de la bibliografia en Chile.)
Bulletin of the Bibliographical Society of America. 4. 1912. S. 11—14.

Tilton, E. L., Scientific library planning.
Library Journal. 37. 1912. S. 497—501.

Wolkan, R., Die erste Tagung der deutschen, österreichischen und schweizerischen Bibliothekare.
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 76—81.

Buchdruck und -Gewerbe.

Axon, W. E. A., Where was Sommariva's „Batrachomyomachia" printed?
Library Association Record. 14. 1912. S. 317—320.

Collin, E., Der Buchschnitt.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. August. S. 249—251.

Enschedé, J. W., Een nederlandsche handleiding voor boekdrukwerk uit 1761.
Het Boek. 1. 1912. S. 243—256 mit 2 Abbild.

Geisberg, M., Teigdruck und Metallschnitte.
Monatshefte für Kunstwissenschaft. 5. 1912. S. 311—320, Taf. 69.

Lugano, Del tipografo Bresciano Bartolomeo de Zanettis al servizio di Camaldoli e della „Regula Vite Eremitice" stampata a Fontebuono nel 1520.
Bibliofilia. 14. 1912/13. S. 177—183. (Wird fortges.)

Melzi d'Eril, C., Di un altro importante „Portolano" del sec. XVI.
Bibliofilia. 14. 1912/13. S. 41—45 mit 1 Taf.

Roersch, A., Lettres à l'imprimeur Barthélemy de Grave, de Louvain (XVI[e] siècle).
Revue d. bibliothèques. 22. 1912. S. 238—246.

Salaris, R., Gli incunaboli della Biblioteca comunale di Piacenza. (Forts.)
Bibliofilia. 14. 1912/13. S. 169—176. (Wird fortges.)

Schinnerer, Englische Bucheinbände des 17. und 18. Jahrhunderts aus der Sammlung Becher.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. August. S. 252—255 mit 2 Abbild.

Schottenloher, K., Der Buchdrucker Paul Kohl (1522—1531). Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation in Regensburg.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 406—425.

Buchhandel.

Grolig, M., Bücher, die nicht gesucht werden.
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 69—76.

Löffler, K., Bücherfälschungen.
Hochland. 9. 1911/12. S. 725-733.

Ernst Steiger.
Publishers' Weekly. 82. 1912. S. 133—136.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Behrmann, M. Th. S., Sfuworin. (Leiter der Nowoje Wremja.)
Tägliche Rundschau. 1912. Nr. 404 vom 29. Aug.

Ebner, A, Mängel bei Büchern.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 9724—9727.

Elster, A., Das Urheberrecht des Verlegers.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 9591—9595.

D'Ester, K., Die deutschen Zeitungen in den preußischen Provinzen am Niederrhein. Ein Beitrag zur Geschichte der Rheinischen Presse unter französischer Herrschaft.
Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. 25. 1912. S. 211—234.

Garr, M., Die wirtschaftlichen Grundlagen des modernen Zeitungswesens.
Wiener staatswissenschaftliche Studien. Bd. 10. H. 3. 1912. 79 S.

Mori, G., Die Entwicklung des Zeitungswesens in Frankfurt a. M. IV.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. August. 234—239 mit Abbild. 3—10.

Poffé, E, Een onbekend Antwerpsch Nieuwsblad uit de 18[e] Eeuw. *Het Boek.* 1. 1912. S. 238—242.

Streißler, F., Das Urheberrecht des Verlegers und der Werkvertrag.
Allgemeine Buchhändlerzeitung. 1912. S. 451—456. 463—464.

Streißler, F., Verleger und Kommissionär.
Allgemeine Buchhändlerzeitung. 1912. Nr. 35. S. 437—440.

Bibliographie.

Josephson, A. S., Bibliographies of bibliographies. Second edition. (Forts.)
Bulletin of the Bibliographical Society of America. 4. 1912. S. 23—25. (Wird fortges.)

Mash, M. H. B., The classification of technology.
Library World. 15. 1912/13. S. 5ff. S. 50ff.

Literaturgeschichte. Allgemeines.

Adcock, A. St. John, The Literature of greater Britain.
Bookman. 1912. September. S. 233—253 mit 43 Portr., 1 Taf.

Benzmann, H., Die moderne deutsche Ballade.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. S. 624—631. (Wird fortges.).

Faesi, R., Die neuklassischen Bestrebungen im Drama.
Xenien-Almanach. 1913. S. 180—194.



Friedrich, P., Neue Lyrik.
Xenien. 1912. S. 278—280, 352—55, 476—480.

Halbert, A., Henrik Ibsen und Leo Tolsti. Eine vergleichende Studie über ihre künstlerischen und kulturellen Einflüsse.
Probleme unserer Zeit. 2. 1912. 22 S.

Holzschuher, H., Schiller, Goethe und die Xenien.
Xenien-Almanach. 1913. S. 11—26.

Kapp, J., Das literarische Jung-Österreich.
Xenien-Almanach. 1913. S. 73—80.

Kellen, T., Die Namen der Romanhelden.
Über den Wassern. 1912. H. 17. S. 557—562.

Löser, L., Vom deutschen Lustspiel.
Eckart. 1912. August. S. 679—685.

Meszlény, R., Das Epos in der Gegenwart.
Grenzboten. 1912. Nr. 33. S. 299—303.

Münzer, K., Der junge Norden.
Literarisches Echo. 1912. H. 24. Sp. 1702—1713.

Westphal, A., Der Berliner Roman.
Grenzboten. 1912. Nr. 37. S. 517—623.

Einzelne Schriftsteller.

Alfieri: Watson, V., Alfieri and America.
North American Review. 1912. August. S. 245—253.

Arnim: Schönemann, F., L. Achim von Arnims geistige Entwicklung, an seinem Drama „Halle und Jerusalem" erläutert.
Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. N. F. 12. 1912. XV, 269 S.

Castelli: Bode, W., Der Hund des Aubri.
Der Zeitgeist. Beiblatt z. Berliner Tageblatt. 1912. Nr. 35 vom 26. August.

Dickens: Rawnsley, C., Charles Dicken's connexion with the Lake District.
Contemporary Review. 1912. September. S. 379—387.

Flaubert: Descharmes, R., Les connaissances médicales de Flaubert.
Mercure de France. 1912. September. 1. S. 5—31.

—: Herwig, F., Gustave Flaubert.
Über den Wassern. 1912. H. 17. S. 553—556.

Freiligrath: Beta, O., Vor fünfzig Jahren! Erinnerungen. Ferdinand Freiligrath.
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 215—217 vom 12.—14. September.

Goethe: Alafberg, F., Goethe als Erzieher.
Xenien-Almanach. 1913. S. 81—88.

—: Fester, R., Goethe und die französische Revolution.
Deutsche Rundschau. 1912. Sept. S. 394—409.

—: Golther, W., Goethe und das Theater.
Xenien-Almanach. 1913. S. 177—180.

—: Lorentz, P., Goethe (Literaturbericht 1911.)
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. S. 640—657.

—: Luntowski, A., Goethe und Carlyle.
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 202 vom 28. August.

Goethe: Rosenthal, G., Goethe und Friderike Brun. (Ein Beitrag zur Fausterklärung.)
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. S. 620—623.

—: Schlaikjer, E., In Goethes Garten.
Eckart. 1912. August. S. 704—715.

—: Steig, R., Von Goethes Mutter und mütterlicher Freundin Delph. Neue Mitteilungen.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 35 vom 1. September.

—: Voigt, J., Goethes erster Aufenthalt in Ilmenau.
Xenien-Almanach. 1913. S. 36—43 m. 3 Abbild.

Grillparzer: Lux, J. A., Grillparzer und Kathi Fröhlich. Ein Problem der Liebe.
Bühne und Welt. 14. 1912. S. 444—447.

—: Metzeler, H., Grillparzers „Sappho".
Über den Wassern. 5. 1912. S. 598—605.

Grimm: Steig, R., Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Eine Hundertjahrserinnerung.
Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. 1912. September. Sp. 1535—1552.

Hallström: Nielsen, H., Per Hallström. Ein schwedischer Dichter. Deutsch von Richard Guttmann. (Schluß.) *Xenien.* 1912. August. S. 483—491.

Heliand: Jostes, F., Die Heimat des Heliand.
Forschungen und Funde. Bd. 3. H. 4. 1912. 32 S.

Heubner: Findeisen, K. A., Rudolf Heubner. Versuch einer Würdigung seiner Dichtungen.
Eckart. 1912. August. S. 684—705.

Homer: Moog, W., Die homerischen Gleichnisse. III.
Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft. 7. 1912. S. 353—371.

Ibsen: Bienenstock, M., Zweck und Form der Kunstkritik in Ibsens Beleuchtung.
Xenien-Almanach. 1913. S. 127—132.

Keyserling: Glock, F., Eduard von Keyserling. Eine Darstellung. *Eckart.* 1912. August. S. 715—721.

Kraszewski: Pinn, K., Kraszewki. Zum hundertsten Geburtstag. (27. Juli).
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 29 vom 21. Juli.

Kusmin: Barchan, P., Michail Kusmin und seine Zeit.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1912. Nr. 37 vom 9. September.

Liliencron: Böckel, F., Detlev v. Liliencron als Soldat.
Xenien-Almanach. 1913. S. 159—168.

—: Spiero, Detlev v. Liliencron. Briefe an seinen ersten Verleger.
Xenien-Almanach. 1913. S. 112—126.

Maeterlinck: Dumont-Wilden, Maurice Maeterlinck.
Nouvelle Revue française. 1912. September. 1. S. 428—449.

—: Fort, P., Der Freund der heroischen Zeiten. Erinnerungen an Maurice Maeterlinck.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1912. Nr. 35 vom 26. August.

Maeterlinck: Nowak, K. F., Der fünfzigjährige Maeterlinck.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1912. Nr. 35 vom 26. August.

Meyer: Baumgarten, F., Die Lyrik Conrad Ferdinand Meyers.
Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft. 7. 1912. S. 372—396.

Petöfi: Barabás, A. von, Petöfis Liebesroman.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage, Nr. 33 vom 18. August.

Pope: Heinzelmann, J. H., A. Bibliography of German translations of Pope in the eighteenth century.
Bulletin of the Bibliographical Society of America. 4. 1912. S. 3—11.

Raabe: Everth, E., Wilhelm Raabe. (Forts.).
Xenien. 1912. S. 282—290, 357—362, 492—496.

—: Krüger, H. A., Aus Wilhelm Raabes Jugendjahren.
Xenien-Almanach. 1913. S. 136—145.

Rosenow: Spiero, H., Emil Rosenow.
Grenzboten. 1912. Nr. 34. S. 370—376.

Schikaneder: Komorzynski, E. von, Emanuel Schikaneder.
Bühne und Welt. 1912. 2. Septemberheft. S. 480—487.

Schiller: Busse, A., Der Monolog in Schillers Trauerspielen.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. August. S. 606—620.

Schrott-Fiechtl: Kiesgen, L., Hans Schrott-Fiechtl.
Bücherwelt. 1912. September. S. 229—233.

Shakespeare: Schücking, Levin L., Shakespeare als Volksdramatiker.
Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. 1912. September. Sp. 1513—1534.

Siewert: Andreas-Salomé, L., Elisabeth Siewert.
Literarisches Echo. 1912. H. 24. Sp. 1690—1695 mit 1 Portr.

Sophocles: Wilamowitz-Moellendorff, U. von, Die Spürhunde des Sophocles.
Neue Jahrbücher für das klassische Altertum. 29. 1912. S. 449—476.

Spillmann: Binder, H., Joseph Spillmann S. J. als *Volks- und Jugendschriftsteller.* Literarische Skizze.
Bücherwelt. 1912. September 234—241.

Strindberg: Philipp, B., Strindberg als Historiker.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 35 vom 1. September.

Uhland: Hartmann, J., Uhlands Briefwechsel. T. 2. 1816—1833.
Veröffentlichungen des schwäbischen Schillervereins. 5. 1912. XII, 457 S.

Werner: Möllenberg, W., Zachrias Werners erster Eheroman. Ungedruckte Dokumente und Briefe.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 37 vom 15. September.

Weyssenhoff: Flach, J., Josef von Weyssenhoff.
Literarisches Echo. 1912. H. 24. Sp. 1696—1699 m. 1 Portr.

Wieland: Soltau, W., Die Berliner Wieland-Ausgabe.
Neue Jahrbücher für das klassische Altertum. 29. 1912. S. 501—516.

Von den Auktionen.

In *Oswald Weigels Auktions-Institut* (*Leipzig, Königstr. 1)* werden im Herbst einige erwähnenswerte Versteigerungen stattfinden. Zuerst kommt am 8.—10. Oktober die *Sammlung Ernst Mohn* zur Auktion, enthaltend das Werk des verstorbenen Stechers und eine Anzahl wertvoller Kunstblätter, darunter eine größere Anzahl Radierungen von *Boissieu, Hollar, Klein, Ludwig Richter, Otto Wagner.* Angefügt sind aus dem Nachlasse des Professors Theodor Schreiber in Leipzig unter anderem eine stattliche Reihe Originalzeichnungen von *Hans von Marées.* Am 22. Oktober folgt eine Sammlung: „*Theodor Körner und die Angehörigen des Dichters*" (Autographen, Bilder, Gläser, Instrumente, Möbel, Porzellan, Stammbücher, Waffen usw.), sowie *Lipsiensien* aus dem Besitze *Edwin Bormanns,* dessen Bibliothek am 23. Oktober und den folgenden Tagen bei Oswald Weigel unter den Hammer kommt.

Die Firma *C. G. Boerner in Leipzig* zeigt für den Herbst drei Versteigerungen von Bedeutung an, die in den letzten beiden Wochen des November stattfinden. Das lebhafteste Interesse davon wird die Versteigerung der großen, durch viele öffentliche Ausstellungen berühmten *Handzeichnungen-Sammlung des verstorbenen Herrn Alexander Flinsch in Berlin* erregen. Sie enthält vor allen Dingen eine große Sammlung *kostbarer Originalwerke Ludwig Richters,* darunter eine große Reihe Aquarellen, eine reiche Sammlung von *Zeichnungen Chodowieckis,* mehrere große und bekannte *Werke Feuerbachs,* eine höchst wertvolle Sammlung *Original-Arbeiten Schwinds,* dabei mehrere große Original-Kartons zu bekannten Wandgemälden des Meisters. Die ganze Reihe der Nazarener, *Koch, Cornelius, Overbeck, Olivier* usw. sind mit kostbaren, meist großen farbigen Blättern vertreten. Eine Spezial-Abteilung behandelt *Schnorr von Carolsfeld,* eine andere *Ed. Steinle,* von dem besonders schöne farbige Aquarellen vorkommen. Um diese herum gruppiert sich nun alles, was von deutscher Kunst der ersten Hälfte des Jahrhunderts Namen hat. Auch die Ölgemälde der Zeit, die den Kunstfreunden aus der schönen Villa des Verstorbenen bekannt sind, kommen jetzt zur Versteigerung.

Ein zweiter Versteigerungs-Katalog beschreibt die *Sammlung alter Zeichnungen eines bekannten Leipziger Kunsthistorikers.* Sie erstreckt sich über das XV. bis XVII. Jahrhundert. Den Hauptwert der Sammlung aber bilden einige 40—50 *deutsche und Niederländer Zeichnungen des XV. Jahrhunderts,* jedes einzelne Blatt ist eine Seltenheit und eine so reiche Kollektion ist kaum je zum Verkauf gekommen. In



demselben Katalog wird eine umfängliche *Sammlung von Miniaturen des XI. bis XV. Jahrhunderts* ausgeboten, die aus süddeutschem Privatbesitz stammt und in der äußerst kostbare Stücke vorkommen. Auch eine Reihe mit Miniaturen geschmückter Manuskripte kommen zum Verkauf. Das Hauptstück davon ist die Chronik des Rudolf von Ems, eine mit kostbaren Federzeichnungen geschmückte Handschrift aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts.

Endlich kommt noch eine *umfängliche Kupferstichsammlung* zum Verkauf, die Blätter des XV. bis XIX. Jahrhunderts enthält und reiche Abteilungen von *Jagd und Sport, Porträts und historischer Blätter*, von *französischen Lithographien*, von *farbigen Ansichten*, besonders aus der Schweiz, usw. beschreibt.

Die Kataloge dürften Mitte Oktober zur Ausgabe gelangen.

———

Die Ergebnisse der Versteigerungen Hoe und Huth. Es ist ein gewiß seltenes Ereignis, daß man gleichzeitig über die Ergebnisse zweier so bedeutenden Bücherversteigerungen berichten kann, wie es die Bibliotheken Hoe und Huth sind, die bei aller Verschiedenheit in ihrer Zusammensetzung doch auch wiederum so viele Berührungspunkte haben. Die Gesamtresultate der einander folgenden Auktionen lassen sich freilich noch nicht recht zueinander in Beziehung bringen, dazu weichen die beiden Sammlungen sowohl in der Zahl der bisher ausgebotenen Werke wie in der ganzen Anordnung der Kataloge zu weit voneinander ab. Von der Hoe-Sammlung sind bisher in drei Abschnitten, immer von A—Z laufend, 3538, 3621 und 3412 Nummern unter den Hammer gekommen, m ganzen 10571 Werke. In der ersten Versteigerung wurden rund 4 Millionen M. erzielt, die zweite erreichte fast den Betrag von 2 Millionen, und die dritte brachte es „nur“ auf wenig über M. 800000. Diese Unterschiede sind zunächst in der Auswahl begründet, die man jeweils getroffen hat. Vielleicht kann man aber auch von einer gewissen Müdigkeit der Käufer sprechen; jedenfalls hat sich in der dritten Auktion die Zahl der Preise, die unter hundert, ja sogar unter zehn Dollar geblieben sind, ganz beträchtlich gegen früher vermehrt. Gar manches Buch ist für einen Dollar fortgegangen, das hierzulande mehr brächte. Man muß dabei vor allen Dingen in Betracht ziehen, daß fast alle Bücher, die vorgekommen sind, sich in tadellosem Zustande befinden und schön und gut, nach unseren Begriffen sogar kostbar gebunden sind, auch die geringwertigen. — Die Huth-Library aber folgt von Anfang bis zu Ende dem Alphabet; in zwei Sitzungen sind hier bisher im ganzen erst 2554 Nummern erledigt worden. Der erste Teil hatte einen Erlös von ungefähr 1 Million Mark, und der zweite schließt mit rund 603000 Mark ab. Zieht man jetzt den Durchschnitt, so stehen 640 Mark für eine Nummer bei Hoe 620 Mark bei Huth gegenüber. Von der Neuyorker Bibliothek ist nur noch ein Katalog in Aussicht, von der Londoner werden noch mindestens deren sechs erscheinen. Es steht also doch wohl zu erwarten, daß Huth am letzten Ende besser abschneidet. Rechnet man den Wert der fünfzig Bücher dazu, die das British Museum erhalten hat, und dann auch noch die Shakespeare-Sammlung, die freihändig für einen bisher noch nicht bekannten Preis veräußert wurde, der aber jedenfalls nicht niedrig war und wohl eine halbe Million Mark oder gar mehr betragen dürfte, so hat der europäische Sammler seinen amerikanischen Konkurrenten schon jetzt geschlagen. Daß die Huth-Library viel ernsthafter ist, darüber ist gar kein Zweifel, vor allem ist sie nicht mit dem modernen Firlefanz französischer Buchmacherei behaftet, der sich bei Hoe so breit macht. — Geht man auf die Seltenheiten, die in beiden Bibliotheken vertreten waren, einzeln ein, so zeigt es sich allerdings öfter, daß in Neuyork die höheren Preise bezahlt worden sind. Im Folgenden sollen nun die dritte Hoe-Auktion (15.—26. April) und die zweite Huth-Auktion (5.—14. Juni) abteilungsweise zusammen behandelt werden.

Die Handschriften. An handschriftlichen Büchern ist die Hoe-Library der Zahl nach Huth sicher überlegen, aber es kommt für sie diesmal eigentlich nur das Interesse an ihrer künstlerischen Ausstattung in Frage; wissenschaftlichen Wert haben sie nur in geringerem Maße. Es wurden 37 Manuskripte verkauft, meist Horae Beatae Mariae Virginis und indisch-persische Miniaturen, die alle zusammen 26470 $ (oder 105000 M.) gebracht haben. Am höchsten wurden zwei Livres d'heures bezahlt, ein flämisches aus dem XV. Jahrhundert mit 2300 $ und ein nordfranzösisches aus dem Beginn des XVI. Jahrhunderts mit 2325 $.

Von den wenigen, die bei Huth dem gegenübergestellt werden können, erzielten die „Chroniques de France“ (geschrieben in St. Denis in den Jahren 1383—84) 1650 £ (33000 M.) und eine Weltchronik in deutscher Sprache, die um die Wende des XIV. und XV. Jahrhunderts entstanden ist, 350 £ (7000 M. Für diese Preise ist die künstlerische Ausstattung wohl nur in zweiter Linie maßgebend gewesen.

Die Inkunabeln. Siebzehn Inkunabeln waren bei Hoe vertreten, über fünfzig bei Huth. Aus der Newyorker Versteigerung sind, soweit sie nicht an anderer Stelle zu nennen sind (unter der Abteilung „Amerikana“), und außer dem Volksbuche Merlin in der ersten französischen Ausgabe in drei Bänden (Paris: A. Verard 1498; Einbände von Padeloup: 2500 $ = 10000 M. nur die englischen Drucke erwähnenswert: Gower, John: Confessio Amantis. Westminster: W. Caxton 1483. 2°, $ 10500.— (M. 42000.—). Jacobus de Voragine: Golden Legend, translated by William Caxton. Westminster: W. Caxton 1483 (?) 2°, ein Fragment von 44 Blättern der 2. Ausgabe: 2100 $ (8400 M.). Contemplacyon . . . of the shedynge of the blood of our lorde Jhesu Christe. Westminster: Wynkyn de Worde [1499—1500]. 4°. 10 Bll. 2000 $ (8000 M.). Die „Contemplacyon“ ist nur in diesem einen Exemplare bekannt. Es wurde im Jahre 1774 auf einer Londoner Auktion verkauft und blieb seitdem unauffindbar, so daß Gordon Duff im Jahre 1906 in seinem Buche über die „Westminster and London



printers from 1476 to 1535" es wohl erwähnt, zugleich aber hinzugefügt, es sei ihm trotz aller Mühe unmöglich gewesen, den Verbleib des Exemplars zu eruieren.

In der Huth-Auktion brachten die bereits beschriebenen Caxton-Drucke (cf. Bbl. vom 29. Mai) die folgenden Preise: Chaucer, G.: Canterbury Tales. [Westminster: W. Caxton um 1478] 2°. 905 £ (18100 M.). The Game and Piay of the Chess. [Westminster:] W. Caxton [um 1481]. 2°. 400 £ (8000 M.). Cicero: Of old Age and of Friendshid. [Westminster:] W. Caxton 1481. 2°. 1000 £ (20000 M.). The Fayts of Arms and of Chivalry. [Westminster:] W. Caxton 1489. 2°. 440 £ (8800 M.) The Doctrinal of Sapience. [Westminster:] W. Caxton [1489]. 2°. 310 £ (6200 M.). Chastising of God's Children. [Westminster 1491?]. 2°. 330 £ (6600 M.).

Von den übrigen Inkunabeln sind ihrer Preise wegen erwähnenswert: Cicero: Epistulae ad familiares. Venedig: Johann von Speyer 1469. 2°, die zweite im selben Jahre gedruckte Ausgabe: 100 £ (2000 M.). Columna, Fr.: Hypnerotomachia Poliphili. Venedig: Aldus 1499. 2°. 290 £ (5800 M.). Das Hoe-Exemplar in einer der früheren Versteigerungen 900 $ (3600 M.). Reichenthal, Ulrich von: Conciliumbuch. Augsburg: Anton Sorg 1483. 2°. 190 £ (3800 M.). Dante: Divina Commedia. Foligno: Joh. Numeister 1472. 2°. 475 £ (9500 M.). Dante: Divina Commedia, Mantua: Georg und Paul von Butzbach 1472. 2°. 130 £ (2600 M.); Jesi: Frederico de Verona 1472. 2°. 680 £ (13600 M.); Florenz: Nicolaus Laurentii 1481. 2°. 1800 £ (36000 M.); Brescia: Boninus de Boninis 1476. 2°. 130 £ (2600 M.). Nicolaus Pergamenus: Dialogus creaturarum. Gouda: Gerardus Leeu 1480. 2°. 105 £ (2100 M.). Die Dante-Ausgabe von 1481 ist dadurch merkwürdig, daß sie mit zu den ersten Büchern gehört, die mit Kupferstichen illustriert sind. In dem vorliegenden Exemplar finden sich deren 19 (zwei eingedruckt, die übrigen eingeklebt), die dem Baccio Baldini zugeschrieben werden und nach Zeichnungen von Botticelli gestochen sind. Manche Exemplare dieses Buches haben gar keine Kupfer, andere nur die zwei eingedruckten; es gibt ferner Exemplare mit drei, vier, neun, dreizehn, fünfzehn und neunzehn Kupfern (wie das vorliegende) und dann schließlich noch eins in der John Rylands Library in Manchester, das um eine Variante der dritten Abbildung vermehrt, deren zwanzig aufweist. Wenn die Stiche auch keine Meisterwerke sind, darin stimmen alle Kunstgelehrten überein —, so gehört ein so vollständiges Exemplar des Werkes, wie das von Huth eins ist, doch zu den begehrenswertesten Seltenheiten. Das hat sich in dem gezahlten Preise auch ausgedrückt.

Seltene Amerikana und Reisewerke. An seltenen Büchern über Amerika ist die dritte Abteilung der Sammlung Hoe nicht so reich wie ihre Vorgängerinnen. Es sind im ganzen nur 35 Nummern gewesen, von denen dreizehn in ihrem Erlöse je unter 100 Dollar blieben. Der höchste Preis, 1600 $ (= 6400 M.), wurde für ein holländisches Buch bezahlt, die „Beschrijvinghe van Virginia, Nieuw Nederlandt, Nieuw Engelandt etc." (Amsterdam 1651), worin sich als die erste Ansicht von Neuyork eine Abbildung des „Fort Nieuw Amsterdam op de Manhatans" findet. An zweiter Stelle ist ein Columbusbrief zu nennen: „Epistola Cristofori Colon ... de Insulis Indie supra Gangem nuper inventis" (Rom: Stephan Planck 1493), der aus vier Blättern besteht und 1400 $ (= 5600 M.) brachte. Im Katalog Hoe ist er als „Stephen Planck's second edition" bezeichnet, der ganzen Beschreibung nach aber ist es die gleiche Ausgabe, die bei Huth vorkam, wo sie als „Editio princeps" auftritt. Hier erzielte sie 210 £ (= 4200 M.). Von allgemeinerem Interesse ist außerdem noch der sogenannte „Verardus-Columbus", ein 1494 bei Bergmann von Olpe in Basel gedrucktes Büchlein von 36 Blättern, das vor dem Columbusbriefe noch ein Drama des Carolus Verardus zum Preise der Eroberung von Granada durch Ferdinand von Spanien enthält. Es kostete 500 $ (= 2000 M.). — Sonst ist die Huth-Bibliothek in der Zahl der seltenen Amerikana und Reisewerke und auch schließlich in ihren Preisen diesmal hervorragender. Die ebenfalls im Jahre 1493 in Rom bei Eucharius Silber gedruckte Ausgabe des Columbusbriefes ging für 240 £ (= 4800 M.) fort, und „Ein schön hübsch lesen von etlichen inszlen" (Straßburg: Bart. Kistler 1497) brachte es auf 132 £ (= 2640 M.). Hohe Preise wurden ferner gezahlt für: Cosmographiae introductio. St. Dié 1507. 4°. 195 £ (= 3900 M.). Cartier, J.: A shorte and briefe narration of the two nauigations and discoueries to ... Newe Fravnce. London 1580. 4°. 235 £ (= 4700 M.). Drake, Sir Francis: Expeditio ... in Indias occidentales. Leiden 1588. 4°. 470 £ (= 9400 M.); A summarie and trve discovrse of Sir Francis Drakes West Indian voyage. London 1589. 4°. 700 £ (= 14000 M.). De Bry: Große und kleine Reisen. 88 Bände. Frankfurt 1590—1634. 2° und 4°. 825 £ (= 13500 M.). De Vries: Korte historiael ... van verscheyden voyagiens in de vier deelen des wereldts-ronde. t'Hoorn 1655. 4°. 101 £ (= 2020 M.). Siebzehn meist holländische Einblattdrucke aus den Jahren 1624 bis 1644 schließlich, die Bezug auf Amerika haben, wurden mit 230 £ (= 4600 M.) versteigert.

Englische Literatur. Was die englische Literatur angeht, so ist die Sammlung von Hoe zwar sehr bedeutend, kann aber mit Huth doch nicht recht konkurrieren. Aus den Ergebnissen der dritten Versteigerung seien die folgenden erwähnt: Bacon, Sir Francis: Essaies. London: John Jaggard 1612. 16°. 225 $ (= 900 M.). Boccus. The history of Kyng Boccus, and Sydracke. London [um 1530]. 4°. 1200 $ (= 4800 M.). Dies Buch gehört zu der Kategorie der Volksbücher, die überall selten geworden sind. Ob der erzielte Preis übrigens mehr der unstreitigen Seltenheit oder mehr dem kostbaren Einband von Mercier gilt, soll unentschieden bleiben. Pope, Alex.: The Dunciad. Dublin a. London 1728. 8°. 910 $ (= 3640 M.). Von derselben Ausgabe war schon in der zweiten Versteigerung ein unbeschnittenes Exemplar vorgekommen, das ungefähr den doppelten Preis erreichte (1800 $). Shakespeare, William: Comedies,



Histories, and Tragedies. London 1664. 2°. 1160 $ (= 4640 M.). Auch von dieser dritten Folioausgabe war schon in der vorhergehenden Auktion ein bedeutend teureres Exemplar (für 2600 $) verkauft worden. Das vorliegende ist aus einem solchen der vierten Ausgabe ergänzt; daher sein geringerer Wert.

Aus dem Huth-Katalog aber sind die folgenden Werke zu nennen: Chaucer, G.: Works. London: Rich. Pynson 1526. 2°. £ 260 (= 5200 M.). [Chute, A.·] Beawtie dishonoured. London 1593. 4°. 350 £ (= 7000 M.). Complaynt of a dolorus lover. London [um 1540]. 4°. Vier Blätter 100 £ (= 2000 M.). Copley, A.: A fig for fortune. London 1596. 4°. 115 £ (= 2300 M.). Daniel, S.: Delia... with the Complaynt of Rosamond. London 1592. 4°. 105 £ (= 2100 M.). Davison, Fr.: A poetical rapsodie. London 1611. 8°. 152 £ (= 3040 M.). Dekker, Th.: The guls horne-booke. London 1609. 4°. 175 £ (= 3500 M.). Drayton, M.: The tragicall legend of Robert, Duke of Normandy. London 1596. 12°. 135 £ (= 2700 M. Drummond, Wm.: Poems. Edinburgh 1616. 4°. 170.— £ (= 3400.— M.). Von allen diesen Büchern sind nur Daniels Delia and Rosamond (wie das schon früher erwähnt wurde) und Drummonds Poems auch bei Hoe vertreten gewesen, und obwohl dessen Exemplar dieser Gedichte eigentlich defekt war (ein Blatt ist faksimiliert), so hat es doch einen höheren Preis, 1250 $ = 5000 M. erzielt. Auch hier mag das wieder daran liegen, daß es von Mercier künstlerisch gebunden war. Die umfangreiche Sammlung der Werke Defoes wurde vereinzelt versteigert; Robinson Crusoe in der ersten Ausgabe (London 1719) brachte 70 £ (1400 M.).

Französische und spanische Literatur. An französischer Literatur ist die Huth-Sammlung in dem Katalogabschnitt, der hier zu Betrachtung steht, nicht reich. Der Zahl nach gemessen, steht sie in dieser Hinsicht hinter Hoe, aber auch im ganzen weit zurück, der besonders die modernen Luxusausgaben in ihren ausgesuchtesten Exemplaren bevorzugt hat. Doch auch aus der älteren Literatur ist in der verflossenen Versteigerung Hoe manches Buch enthalten gewesen, das einer Erwähnung wohl wert ist. Es wurden gezahlt für: Beaumarchais P.: La folle journée. Paris 1785. 8°. 195 $ (780 M.). Béranger, P. J. de: Chansons. Chansons nouvelles et dernières. 3 Bände. Paris; Perottin 1828—33. 8°, illustriert von Johannot, Charlet und anderen, mit Dedikation des Verfassers. 280 $ (1120 M.). Dorat, C. J.: Les baisers. La Haye 1770. 8°, ein Exemplar auf großem Papier, mit den entzückenden Vignetten und Schlußstücken von Eisen und Marillier. 330 $ (1320 M.). Fables nouvelles. 2 Bände. La Haye 1873. 8°, mit Vignetten von Marillier. 190 $ (760 M.). Choderlos de Laclos: Les liaisons dangereuses. 2 Bände. Londres (Paris) 1796. 8°, mit den Stichen nach Monnet, Mlle. Gérard und Fragonard, in altem Maroquineinbande von Bozérian. 775 $ (3100 M.). Lafontaine, Jean de: Fables choisies. Paris: Barbin 1668. 4°, mit 118 Vignetten von F. Chauveau und einem handschriftlichen Gedicht des Verfassers an Mlle. de Sillerie; Einband von Lortic. 510 $ (2040 M.). Fables choisies. Nouvelle édition, gravée en taille-douce, les figures, par Fessard, le texte par Montulay. 6 vols. Paris; chez l'auteur graveur 1765—75. 8°, ein ganz gestochenes Buch mit 244 Tafeln, 243 Vignetten und 229 culs-de-lampe; in alten Maroquineinbänden von Derôme, 550 $ (2200 M.). Marguerite de Navarre: Histoires des amans fortunez. Paris 1358. 4°, kostbar von Trautz-Bauzonnet gebunden. 1175 $ (4700 M.). Molière: Oeuvres. Paris: Th. Jolly 1666. 12°, ebenfalls von Trautz-Bauzonnet in rot Maroquin gebunden. 340 $ (1360 M.). 6 Bände. Paris: Compagnie des libraires associés 1773. 8°, mit den Stichen nach Moreau le jeune, alte Maroquineinbände. 900 $ (3600 M.). Rabelais, Fr.: Oeuvres Nouvelle édition, ornée de figures de B. Picart, etc. 3 Bände. Amsterdam 1741. 4°, rote Maroquineinbände von Chambolle-Duru. 1125 $ (2500 M.). Villon, François; Oeuvres. Paris: Fr. Regnault (um 1540). 8°, Einband von Trautz-Bauzonnet. 465 $ (1060 M.) Voltaire: La Henriade. 2 Bände. Paris: veuve Duchesne (1769—1770). 8°, mit den Illustrationen von Eisen in zwei Zuständen, vor der Schrift und mit der Schrift; auch eins der Titelblätter ist im Probedruck vor der Schrift vorhanden (nur Voltaires Porträt). In genau der gleichen Form existiert nur noch ein Exemplar in der Bibliothèque nationale in Paris. Blaue Maroquineinbände von Cuzin. 700 $ (2800 M.). Diese Preise übersteigen die sonst für die gleichen Bücher üblichen manchmal um das Mehrfache; bei ihrer Beurteilung muß man sich vor Augen halten, daß es sich immer um ganz besonders schöne Exemplare handelt, und daß die Einbände nicht selten den Ausschlag dabei gegeben haben.

Von den Schätzen der *spanischen Literatur*, die bei Huth vorkamen, erzielte die erste Ausgabe des *Don Quixote* in zwei Bänden (Madrid: Juan de la Cuesta 1605—1615) den unerhörten Preis von 1460 £ (27200 M.). Das ist dem Preise von 42 £ gegenüber, den der Herzog von Devonshire in der ersten Glanzzeit der Bibliomanie vor hundert Jahren für ein Exemplar zahlte, allerdings eine ganz gewaltige Steigerung. Auch die zweite Auflage des ersten Teiles (ebenfalls Madrid 1605) brachte es auf 155 £ (3100 M.); die von Ibarra 1780 gedruckte Prachtausgabe in alten Maroquineinbänden von Derôme kostete 52 £ (1040 M.) und die »Novelas exemplares« (Madrid 1613) gingen für 31 £ (620 M.) fort.

Auch die übrigen Bücher haben zum Teil recht anständige Erfolge gehabt, z. B.: Curtius Rufus: La hystoria de Alexandre. Barcelona: Posa & Bru 1481. 2°. 95 £ (1900 M.). Cronica del famosa cauallero Cid Ruy Diez campeador. Burgos 1512. 2°. 80 £ (1600 M.). Hystoria del emperador Carlo Magno y delos doze pares de Francia. Sevilla: Jacob Cromberger 1521. 2°. 85 £ (1700 M.).

Bücher in deutscher Sprache. Erwähnenswerte Bücher in deutscher Sprache sind nur in der Huth-Sammlung vorgekommen. Erreichen ihre Preise auch die der übrigen Seltenheiten im allgemeinen nicht, so sind sie doch meist höhere gewesen, als wir bei uns dafür anzulegen brauchten. Wir nennen: Cato. Latine et teutonice. O. O. u. J. 4°. 40 £ (800 M.). Stein-



höwel, H.: Chronica. Ulm: Joh. Zainer 1473. 2°. 26 £ (520 M.). Cyrillus Hierosolymitanus: Buch der natürlichen Weisheit. Augsburg: Anton Sorg 1490. 2°. 59 £ (1180 M.). Deutsch Marial unser liben Frawen. Leipzig: Melchior Lotter 1516. 8°. 31 £ (620 M.). Calixt und Melibia. Ain hipsche Tragedia usw. Augsburg: Sigism. Grymm & Marx Wirsung 1520. 4°. 36 £ (720 M.). Dictys Cretensis: Wahrhafftige Histori vnd beschreybung von dem Troianischen Krieg. Augsburg: H. Stayner 1536. 2°. 5.5 £ (110 M.). Schachzabel. Des altenn ritterlichen spils des Schachzabels grüntlich bedeutung vnnd klarer bericht. Frankfurt a/M.: Christian Egenolff 1536. 4°. 52 £ (1040 M.).

Einbände. An Einbänden in künstlerischer Ausführung und von berühmtem Herkommen war bei Hoe auch diesmal kein Mangel, wenn auch nicht so hohe Preise wie aus den vorhergehenden Versteigerungen zu melden sind. Es gab drei Einbände aus *Groliers* Besitz mit folgendem Inhalt: Krantz, Alb.: Wandalia. Köln 1519. 2°. 1300 $ (5200 M.). Cicero: Epistolae familiares. Venedig: in aedibus Aldi et Andreae Asulani soceri 1522. 8°. 650 $ (2600 M.). Castiglione: Il librio del Cortegiano. Venedig: Aldus 1528. 2°. 2300 $ (9200 M.). Ein Einband, für *Diana von Poitiers* gefertigt, enthaltend *Paré*: La manière de traicter les playes faictes tant par hacquebutes, que par flèches (Paris 1551). Ein auf Pergament gedrucktes Büchlein über die Behandlung von Wunden brachte 1500 $ (6000 M.) und ein anderer von *Derôme*, für *Marie Antoinette* gebunden (*Gondot*: Le prix de la beauté. Paris 1760), 775 $ (3100 M.).

Huths Sammlung ist an solchen historischen Stücken nicht so reich. Aus der letzten Tagung sind vielleicht nur zwei Einbände besonderer Erwähnung wert, einer von *Du Sueil* (für H. Du Fresnoy), enthaltend »*Pierre Le Charron*: De la sagesse« (Bordeaux 1601), der mit 50 £ (1000 M.) bezahlt wurde, und ein zweiter von demselben Buchbinderkünstler für Louis XIII. und Anne d'Autriche (Inhalt: *Drouin*: Le miroir des rebelles. Tours 1592), der 120 £ (2400 M.) erzielte.

(*B. P. im Börsenblatt.*)

Vom 11.–14. November werden *Joseph Baer & Co.* in Frankfurt a. M. einen Teil der Sammlung des Herrn *Kurt Wolff* in *Leipzig* versteigern. Aus dem Vorwort zu dem bald erscheinenden Katalog entnehmen wir folgendes: „Trotzdem auf dieser Versteigerung Seltenheiten ausgeboten werden, die seit Jahrzehnten, oder überhaupt noch nie im Handel vorgekommen sind und gerade diese Bücher in Exemplaren von hervorragender Schönheit, (ich erinnere nur an Goethes Von deutscher Baukunst, den Brief des Pastors, den ersten privaten Druck von Erwin und Elmire, den allerersten Druck von Götter, Helden und Wieland, sämtlich in unbeschnittenem Zustand, an den einzigen 1796 in 30 Exemplaren hergestellten Einzeldruck der Venezianischen Epigramme und andere mehr) scheint mir doch der eigentliche Wert und Reiz dieses Kataloges nicht in den Einzelstücken zu beruhen. Gruppen, wie die Sturm- und Drangliteratur, die Theaterstücke, in denen Goethe selbst auftritt, entlegene Faustliteratur und Faustdichtungen, die überaus umfangreiche Sammlung von Privatdrucken zu Goethes Ehren, sind selten oder nie in solcher Vollständigkeit angeboten worden.

Ernsten Goethe-Sammlern wird neben den angebotenen Erstdrucken besonders willkommen sein, daß dies Verzeichnis eine große Reihe von Werken anführt, die aufs strengste zur Goetheliteratur gehören, bisher aber nirgends, auch in Meyers umfangreichem Katalog, verzeichnet waren.

Erst die im Auftrag der Weimarer Goethe-Gesellschaft befindliche große Goethe-Bibliographie wird hier zuverlässige Unterlage schaffen. Übrigens war es nicht möglich, alles auf Goethe bezügliche unter der Goethe-Literatur anzuführen; auch bei Lavater, bei Sophie La Roche und anderen mehr sind Werke aufgenommen, die ebensogut unter die Goethe-Literatur einzureihen gewesen wären.

Nicht nur die Goethe-Abteilung ist reich an solchen „ausgefallenen" Werken, auch bei Heine und anderen Stellen findet sich manches, das selten oder nie angeboten wird. Gerade bei Heine sind die Apokryphen und parodistische Publikationen seltener als viele Erstdrucke.

Sammler von schönen zeitgenössischen Einbänden oder Widmungsexemplaren usw. seien besonders auf die Nummern 41, 81, 276, die Dehmel- und Gleim-Drucke aufmerksam gemacht."

Kleine Mitteilungen.

Karl Immermann als Spielleiter. Mehrere Jahre nach dem Zusammenbruch seiner Düsseldorfer Musterbühne kurz vor seinem Tode hat sich Immermann bekanntlich als Dramaturg noch einmal Lorbeern erworben durch seine Leitung der Dilettantenaufführung von Shakespeares „Was ihr wollt", für die er, einer Anregung Tiecks folgend, mit Hilfe eines Architekten ein szenisches Gerüst konstruierte, das der altenglischen Bühne angenähert war. Wir wissen, mit welcher Strenge Immermann selbst bei solchen Liebhaberaufführungen auf sorgfältige Vorbereitung drang. Bei den Proben zu „Was ihr wollt" scheint er sich über die Nachlässigkeit der Mitwirkenden heftig erregt zu haben, wie schon ein Brief beweist, auf den ich in meiner Ausgabe seiner Werke („Goldene Klassikerbibliothek". Bd. VI. S. 292) hinwies. Ein neues interessantes Dokument über die Vorgänge, die der denkwürdigen Aufführung vorangingen, fand ich in der Harrysschen Autographensammlung zu Hannover neben andern Theaterbriefen des Dichters. Immermann schreibt an den Genremaler Dr. Frederich in Düsseldorf:

„Ew. Wohlgeboren bemerke ich ergebenst, daß ich die gestrige Probe vor ihrem Ziele abzubrechen genöthigt gewesen bin, weil Einige der Mitwirkenden ihre Rollen nicht so memorirt hatten, wie erfordert wird, wenn die Probe eines solchen Werkes Nutzen haben soll. Ich habe sämtlichen Anwesenden erklärt, daß ich nicht eher wieder eine Probe

seiten kann, als bis ich die Versicherung des gesammten Personals erhalten habe, daß *Jeder ohne Ausnahme* seine Rolle auf das Wort gelernt hat.

Ew. Wohlgeboren ersuche ich ergebenst, mich gefälligst mit wenigen Zeilen in Kenntniß setzen zu wollen, wann diese Versicherung von einem Jeden ertheilt seyn wird; insofern man nämlich meine fernere Theilnahme an der Sache wünschenswerth findet. Ich sehe mich zugleich für meine Person genöthigt, zu erklären, daß meine fernere Theilnahme davon abhängt, daß 1) Jeder der Darstellenden die Worte Shakespeares ohne willkührliche Auslassungen, Zusätze oder Umstellungen spricht; 2) Ebenso Jeder der Darstellenden genau aufmerksam auf meine Arrangements und Correcturen ist, damit endlose Wiederholungen vermieden werden.

Ew. Wohlgeboren jeden beliebigen Gebrauch von diesen Zeilen lediglich anheimstellend, verharre ich mit vollkommener Hochachtung ganz ergebenst

d. 23. Februar 1840. Immermann."

Immermanns Bericht über seine Inszenierung des Stückes wurde mit einigen Kürzungen 1906 in der Düsseldorfer Wochenschrift „Masken" (Nr. 21) wiedergegeben, nachdem schon 1896 Fellner in der Immermann-Gedächtnisschrift (S. 187ff.) der Aufführung eine dramaturgische Studie gewidmet hatte.

Werner Deetjen.

Der Unterschied zwischen Liebhaberausgabe und Luxusbuch ist der zwischen kostbarer und kostspieliger Arbeit. Das heißt: der Aufwand bei der Herstellung von Druckwerken muß in deren Zweckerfüllung begründet, nicht aber aus irgendwelchen Gründen (von denen die Rücksichtnahme auf den teueren Preis für die Luxusbücherindustrie der hauptsächlichste ist) künstlich gesteigert sein. Eine Liebhaberausgabe braucht nicht billig zu sein und sie wird meistens nicht billig sein können, wie der Liebhaber, den wir hier ohne weiteres mit dem Kenner verwechseln möchten, weiß. Denn die für sie verwendeten Stoffe, die Sorgfalt der Arbeit in ihrer Vorbereitung, Ausführung und Überwachung, die mitunter notwendige Beschränkung der Auflagenhöhe, weil manche Griffelkunst wie Holzschnitt und Radierung nur eine niedrige Zahl guter Abzüge von einem Stocke oder einer Platte erlauben, führen von vornherein dazu, ein teueres Buch herzustellen, dessen Verteuerung durch den Handel wenigstens in der Hinsicht durchaus berechtigt erscheint, als ein mühevolles und unter Umständen gewagtes geschäftliches Unternehmen mit einem großen Gewinne rechnen muß. So ist die Liebhaberausgabe als ein vollendetes Buchkunstwerk, als die Verkörperung eines bedeutenden Schriftendenkmals fast immer kostbar: kostbar im engeren Sinne, weil ihr Herstellungs- und Verkaufspreis ein hoher ist, kostbar im weiteren Sinne, weil sie ein gelungnes Stück aufrichtiger, echter Arbeit ist. Das Luxusbuch aber ist nur kostspielig und seiner Bewertung entspricht nicht sein Wert. Auch seine Herstellungskosten können sehr hohe gewesen sein, nur daß sie unnötig sehr hohe waren. Wie die Liebhaberausgabe immer einer Nachfrage zu entsprechen pflegt, mag es sich dabei um eine allgemeine Nachfrage oder nur um den Wunsch einzelner handeln, so pflegt das Luxusbuch fast stets erst mit seinem Erscheinen die Nachfrage zu suchen und deshalb alle diejenigen kleinen Mittelchen zu veranlassen, mit denen Geschäftsgewandtheit Einfluß auf den Markt gewinnen will, gleichgültig, ob dabei neben dem persönlichen Vorteil auch Vorteile für die Sache selbst, für die Buchkunst, für die Bildung des Geschmackes in Buchdingen gewonnen werden. Das ist am Ende Sache des Kaufmanns, der mit erlaubten Mitteln zu verdienen sucht und nur weil es die Sache eines allzu kurzsichtigen Kaufmanns ist, sollten die verständnisvollen Liebhaber schöner Bücher eingehend prüfen und urteilen, ehe sie kaufen. Denn die Überschwemmung des Büchermarktes mit Luxusbüchern pflegt immer, wie jede Überschwemmung, einen katastrophalen Ausgang zu haben, unter dem in gleichem Maße Bücherverkäufer wie Bücherkäufer, am meisten aber die Buchkunst leiden müssen. Wenn sich die Hochflut verzogen hat, tritt Ebbe ein, jahrelange, jahrzehntelange Ebbe und eine Bewegung, die frisch und stark begann, wie die neudeutsche Buchkunstbewegung, kann in ihrer Entwicklung aufgehalten, zurückgedrängt werden. Als vor einem Vierteljahrhundert ungefähr die Länder- und Völkerbeschreibungen mit vielen überflüssigen Bildern sehr beliebt waren, da schlugen die „Fliegenden Blätter" eine Anzeige vor: „Verleger sucht ein noch unentdecktes Land, um es in einem großen Prachtwerke beschreiben zu können." Heute könnte man ähnlich anzeigen: „Verleger sucht unbekannte Klassiker, um sie durch köstliche Nachdrucke vor der unverdienten Vergessenheit zu bewahren."

Der Luxusbücherfabrikant, der Büchermoden machen will, sieht sich gern nach solchen Moden um, die anderswo schon Erfolg hatten und ein Import ausländischen bibliophilen Geschmackes kann unter Umständen nicht nur ihm, sondern auch der Sache nützen. Wenn aber ohne jeden Sinn und Verstand irgend etwas Ausländisches nachgemacht wird, was ganz und gar nicht für die deutschen Verhältnisse paßt, dann gelangt man am Ende zu Abenteuerlichkeiten, wie es der Aufruf zur Gründung einer „Vereinigung der Zwanzig" ist, der bereits in der „Allgemeinen Buchhändlerzeitung" vom 1. August eine eingehende Würdigung gefunden hat. In diesem eigenartigen Rundschreiben heißt es unter anderem (mir steht nur der Abdruck der genannten Zeitschrift zur Verfügung): „Der bekannte Bücherfreund Gottfried Galston beabsichtigt einen Kreis von Bibliophilen zu formen unter dem Namen ‚Die Vereinigung der Zwanzig'. Ziel der Vereinigung soll es sein, hervorragende Werke der zeitgenössischen Literatur, deren Erscheinen die Verleger in Aussicht stellen, auf ein besonders wertvolles Papier mit bedeutend vergrößerten Rändern drucken zu lassen. Es sollen nicht falsche Ränder in der Art der französischen Luxusausgaben (fausses marges), sondern echte Ränder, durch vollständige Reimpression des Bogen-Satzspiegels ermöglicht werden. Dadurch entsteht dann die wirkliche Ausgabe ‚sur grand papier'." Was hier von den technischen Voraussetzungen der Herstellung eines Großpapiers alles verwirrt wird, richtig zu stellen, mag dem



geduldigen Leser des Rundschreibens überlassen bleiben (und ich kann in diesem Zusammenhange auf meine ausführlichen Darlegungen in dem Aufsatze über das Sammeln moderner Bücher [„Jahrbuch für Bücherkunde und Liebhaberei". Vierter Jahrgang] verweisen). Auch die Ökonomie des Unternehmens, die drei bis fünf derartige Großpapiere mit einem jährlichen Aufwande von 3000 Mark zustande bringen will, interessiert hier nicht. Wohl aber muß, unter der Voraussetzung, daß es sich um moderne deutsche Dichter von Ruf handeln soll, doch wohl festgestellt werden, daß dabei eine deutsche Gesellschaft nicht von den gleichen Voraussetzungen wie die in Paris von Pierre Dauze mit großem Erfolg geleitete „Société des XX" ausgehen kann. In Frankreich sind die tirages de luxe der 3,50 Francs-Bände zumeist so wenig schöne Bücher, daß das Bestreben geschmackvoller Sammler, durch Umstellen des Satzes, Verwendung gewählten Papieres und noch andere Sorgfalt aus dem häßlichen Buch ein halbweg ansehnliches zu machen, wohl gerechtfertigt erscheint. In Deutschland aber genügen selbst die gewöhnlichen Ausgaben der hier zumeist in Betracht kommenden Verleger ebenso wie die regelmäßig daneben noch in den Handel gelangenden Abzüge auf Edelpapieren schon sehr gesteigerten Ansprüchen, und es ist nicht recht einzusehen, welche Verbesserungen des Buches die „Vereinigung der Zwanzig", die Zustimmung der in Frage kommenden Verleger vorausgesetzt, noch erreichen könnte. Damit jedoch wird diese sonst private Angelegenheit der „Vereinigung der Zwanzig" auch für einen weiteren Kreis deutscher Bibliophilen interessant: Soll in Deutschland neben dem Ehrgeiz der frühen Ziffer einer gezählten Auflage, der doch gar nicht in der üblichen Herstellung eines Buches begründet ist, noch der Ehrgeiz des besonderen Papieres geweckt werden, das man nicht wählt, weil es ein schöneres Buch bedingt, sondern weil es kein anderer hat. Dann wird der eifrige deutsche Amateur bald, ähnlich wie der eifrige englische Klubman viele verschiedene Klubfräcke braucht, viele verschiedene Abzüge des gleichen Buches besitzen müssen und der weniger wohlhabende Sammler wird an einem Buche sehr lange herumzusammeln haben, um sein bibliophiles Ansehen zu behaupten. Die Ausgaben eines Buches auf verschiedenen Papieren und ihre unterscheidende Bezifferung sind geschäftliche Maßnahmen, die man als Notbehelf gelten lassen muß, deren Bedeutung für den Buchwert man deshalb aber nicht zu überschätzen braucht. Wenn ein Verleger sieht, daß er die ganze Auflage auf einem wohl besser für das Buch geeigneten, aber für einen größeren Absatz ungeeigneten Papier nicht abziehen lassen kann, dann macht er eben aus der Not eine Tugend und bringt Vorzugsausgaben in den Handel, die durch ihnen gleiche Ausgaben für besondere Vereinigungen zu vermehren nur in Ausnahmefällen ein Anlaß vorhanden sein wird, wie denn die Abzüge auf besonderen Papieren bei gut gehenden deutschen Liebhaberausgaben schon eine recht respektable Höhe erreichen. Hier erscheint also die Aufgabe, die sich die „Vereinigung der Zwanzig" setzt, bereits gelöst. Etwas anders wäre es, wenn man Großpapiere wertvoller wissenschaftlicher Werke, die nur allzuoft in Deutschland sehr schlecht ausgestattet und auf sehr schlechtem Papier gedruckt erscheinen, veranstalten wollte. Dann würde freilich wieder zu prüfen sein, ob eine Vereinigung, die sich das Verdienst erwerben will, wertvolle wissenschaftliche Werke von allgemeiner bleibender Bedeutung für die Nachwelt dieser in ihren Originalausgaben zu erhalten, jährlich drei bis fünf solcher Werke finden möchte, die die dabei notwendigerweise entstehenden großen Unkosten rechtfertigen könnten. Aber wenn eine solche Vereinigung auch nur alljährlich ein wissenschaftliches Werk liefern könnte, das das Gewand einer Liebhaberausgabe rechtfertigt, würde sie gewiß nicht in den Verdacht kommen, überflüssige Luxusbücher herzustellen. Von manchem jetzt vergilbten und zermürbten Buche der letzten fünfzig Jahre würde nicht nur der Raritätensucher gern ein Großpapier seinem Büchervorrate einverleiben. Hier ist noch heute ein Bedürfnis zu befriedigen und ein Mangel zu beseitigen, das im Auslande schon weit mehr befriedigt wird und der dort weit weniger vorhanden ist. *G. A. E. Bogeng.*

Der Leipziger Buchhändler *Friedrich Meyer*, ehrenvoll bekannt durch seine großen Goethe- und Heine-Bibliographien, wird Mitte Oktober dieses Jahres eine *Maler Müller-Bibliographie* erscheinen lassen. Die Schrift umfaßt 175 Seiten mit zwei Beilagen und vierzehn Tafeln.

Der Kampf gegen die sogenannten „*Selbstkostenverleger*" (vgl. Juni-Beiblatt Seite 159f.), den der „Deutsche Verlegerverein" in Verbindung mit dem „Schutzverband deutscher Schriftsteller" und verschiedenen Presseorganen zu führen beginnt, wird auch die Gerichte beschäftigen. Der Verleger *Curt Wigand* hat die Vorsitzenden des Verlegervereins Dr. *G. Paetel*, Dr. *de Gruyter*, den Redakteur des „Börsenblattes für den deutschen Buchhandel", sowie die Herren *Georg Hermann* und *Erich Oesterheld* usw. wegen Beleidigung verklagt.

In dem vom *Verein der Plakatfreunde zu Berlin* veranstalteten Wettbewerb zur Erlangung einer Siegelmarke erhielten den ersten Preis von 100 M. *Friedrich Wagner* in Freiburg i. B. (Motto „Alster"), je einen zweiten Preis von 50 M. *Friedrich Haffke* in Hamburg (Motto „Hoffnung auf Segen"), *Franz A. Pfeffer* in Hannover (Motto „Schnüffler"), *Johann B. Maier* in München (Motto „Standarte"). Lobende Erwähnungen erhielten außerdem noch *Franz A. Pfeffer* (Motto „Mappe") und *Albert Croll* in Steglitz (Motto „Acro").

Goethe und die Carlyles. Eine Reihe hübscher Beiträge zu dem Freundschaftsverhältnis zwischen Goethe und dem Ehepaar Carlyle bringt *Leonard L. Mackall* in dem letzten „Athenaeum". Zunächst be-



schäftigt er sich mit dem zuerst 1833 im siebenten Bande von Goethes nachgelassenen Werken (Band XLVII Seite 208 der 160 Ausgabe) ohne Titelangabe veröffentlichten, aber unmittelbar an die Carlyles gerichteter Verse folgenden Vierzeiler:

Edle deutsche Häuslichkeit
Über's Meer gesendet,
Wo sich still in Tätigkeit
Häuslich Glück vollendet.

Weimar, Neujahr 1828. Goethe.

Diese Verse finden sich in Goethes Autogramm in einem am 16. April bei *Sotheby in London versteigerten Büchlein aus der Bibliothek der Lady Ashburton*, welches die Ausgabe von 1826 von Goethes „Hermann und Dorothea" (bei Vieweg in Braunschweig) noch im Originalumschlag enthält. Der Versteigerungskatalog von Sotheby erwähnt schon, daß Goethe die Verse möglicherweise eigens zur Dedikation des Bändchens gedichtet habe; und die Darlegungen von Mackall machen es sicher, daß in der Tat sie Goethe zuerst mit diesem Dedikationsexemplar von „Hermann und Dorethea" an Mrs. Carlyle gerichtet hat, obwohl in der zweiten Ausgabe von 1836 der Goetheschen nachgelassenen Werke die Verse zwar als an Mrs. Carlyle gerichtet, aber als „mit einer weiblichen Arbeit" an sie gesandt aufgeführt sind. Am 15. Januar 1828 sandte nämlich Goethe ein Paket an die Carlyles, in dessen Inhaltsangabe „Hermann und Dorothea für Madame Carlyle" enthalten ist. Die Verse sind also nicht mit der „Semainière" zu verbinden, welche Goethe in einem Briefe an Carlyle vom 6. Juli 1829 erwähnt, sondern mit diesem Exemplar von „Hermann und Dorothea" aus der Sammlung Ashburton, welches Carlyle oder seine Frau möglicherweise Lady Ashburton geliehen hatte. Eine englische Übersetzung dieser Verse wurde im Jahre 1887, in der von Charles Eliot Norton besorgten Ausgabe der Korrespondenz zwischen Goethe und Carlyle — aus Carlyles Exemplar der Goetheschen Werke von Norton übersetzt — abgedruckt. — Eine Reihe von Original-Autographenkärtchen Goethes mit anderen Versen für die Carlyles finden sich noch im Carlylehaus in Chelsea und sind keineswegs verloren, wie die Weimaraner Herausgeber annehmen, weil sie nicht mit den Originalbriefen Goethes an Carlyle der Großherzogin Sophie im Jahre 1889 übergeben worden sind. — Im Goethehause selbst finden sich unter anderen Carlyle-Reliquien in einem großen Bogen Papier, der die Aufschrift trägt: „For the Poet". Es ist eine feine Silhouette von Madame Carlyle und eine schöne lange Locke ihres kohlschwarzen Haares, dazu vier englische Verse mit der Unterschrift „Jane W. B. Carlyle, Craigenputtok, 15. Dezember 1829". Mackall nimmt an, daß die Verse nicht von Jane Carlyle selbst herrühren, sondern von ihrem Gatten gedichtet worden sind, wie sie auch selbst von andern, kurze Zeit vorher an Goethes Schwiegertochter Ottilie geschickten Versen zugibt. — Merkwürdige Schicksale haben vier Goethesche wohlbekannte Verse in Beziehung auf ihre Autorschaft erlitten. Es handelt sich um:

Liegt dir gestern klar und offen,
Wirkst du heute kräftig frey;
Kannst auch auf ein Morgen hoffen
Das nicht minder glücklich sey.

Diese Verse standen auf der Lithographie des Goethe-Porträts von Vogelstein. Carlyle hat sie ins Englische übersetzt, und sie wurden in England, nachdem sie Carlyle veröffentlicht hatte, auch als Carlyles eigene Dichtung angesehen; ja sie dienen möglicherweise heute noch als Warenzeichen auf einem wohlbekannten Fruchtsalz (fruit salt). Andrerseits hat Goethe die Carlyleschen Verse in englischer Sprache abgeschrieben, in seiner (Goethes) eigenen Handschrift lithographieren lassen und an verschiedene Freunde gesandt, so daß man in Deutschland, und zwar noch bis 1899, in der Brockhausschen Goethe-Festschrift, sie als von Goethe selbst ins Englische übersetzte eigene Verse angesehen hat. M.

Der Katalog der Huth-Schenkung an das British Museum. In dem Testament des im Oktober 1910 verstorbenen großen Bibliophilen Alfred Henry Huth war, wie an dieser Stelle seinerzeit berichtet wurde, die Bestimmung enthalten, daß, ehe seine Bibliothek zur Versteigerung gelangen sollte, seine Testamentsexekutoren dem British Museum „solche fünfzig Bände übergeben müßten, wie sie die Trustees ganz frei auswählen würden, abgesehen davon, daß es kein Duplikat oder ein besser erhaltenes Exemplar von irgendeinem Bande sein dürfe, das das British Museum bereits besitze; jedoch dürfe die Verwaltung des British Museum ein geringeres Exemplar aus ihrem Besitze gegen ein besseres der Huth-Bibliothek eintauschen." Eine andere Bedingung war, daß ein separater Katalog dieser fünfzig Vermächtnisbücher gedruckt werden müsse und daß die Bücher von dem British Museum mit „Huth-Legat" bezeichnet werden sollen. Über diesen Katalog, der jetzt in einem großen Quartoband als ein exquisiter Druck der Oxford University Press erschienen ist, entnehmen wir einiges „The Nation". Der Band enthält achtzehn Vollseitentafeln, darunter ein Porträt des verstorbenen Herrn Huth und außerdem eine Anzahl Faksimilereproduktionen von Titelblättern usw. im Text. Der neuernannte Direktor der Bibliothek des British Museum, F. G. Kenyon, hat eine Einleitung geschrieben; eine weitere, größere Einleitung hat Alfred W. Pollard, den hervorragenden Inkunabelnkenner und Bibliographen, zum Verfasser. — In der ersten Einleitung ist eine kurze Lebensbeschreibung von Henry Huth, dem Gründer der Huth-Büchersammlung und seines Sohnes Alfred Henry Huth, dem Stifter des Huth-Legates, zu lesen. Von diesem Legat sagt Kenyon, daß es zweifellos die wichtigste und wertvollste Gabe ist, welche die Bibliothek des British Museum seit der Schenkung der Grenville-Bibliothek im Jahre 1848 erhalten hat. Von den fünfzig Nummern, welche — inklusive der Tauschbände — das Huth-Legat umfaßt, sind dreizehn Manuskripte, darunter: eine hervorragende lateinische Bibel in Frankreich geschrieben, ein flämisches Livre d'heures das hervorragendste Stück der



Huth-Bibliothek, und ein englischer Psalter aus dem letzten Viertel des XIII. Jahrhunderts. Die sechzehn für die Manuskripte bestimmten Tafeln enthalten mehr als fünfzig Reproduktionen. — Die Nummern XIV—XLIX des Kataloges, die sechsunddreißig Drucke, sind, wie man sich denken kann, die wünschenswertesten Zugänge zu dem größten Bücherschatzhaus der Welt. Die bemerkenswertesten sind drei erste Quartos Shakespeares: „The tragedia of king Richard the Second" (1597), „The tragedy of king Richard the Third" (1597), „The most pleasaunt and excellent conceited Comedie of Syr John Falstaffe and the merrie Wifes of Windsor" (1602). Mit diesen drei Quartos besitzt die Bibliothek des British Museum eine komplette Serie von Erstausgaben aller bis 1623 erschienenen Quartos; nur Titus Andronicus vom Jahre 1594 fehlt, dessen einzig bekanntes Exemplar in der Bibliothek des Mr. Folger enthalten ist. Von Sonettensammlungen, die im XVI. Jahrhundert in England erschienen sind, hat das Museum drei, die es bisher noch nicht besessen hat, durch das Legat erhalten: William Smith „Chloris, or the complaint of the passionate despised Shepheard" (1596); Bartholomew Griffin „Fidessa, more chaste than kinde" (1596) und Giles Fletcher „Licia, or Poemes of Love" (1593). Die Bodleiana besitzt längst diese drei Sammlungen. Von Fidessa existiert nur noch ein weiteres Exemplar zu Britwell Court. Unter den anderen ausgewählten englischen Büchern erwähnen wir namentlich ein Exemplar des ersten datierten, in England gedruckten Buches der „The dictes or sayengis of the philosophres" (Caxton 1477). Das letztere Buch war im Tausch aus der Huth-Bibliothek erworben, da das Museum eines seiner zwei weniger guten Exemplare dafür hergeben konnte. Das fünfzigste Werk der Auswahl ist eine Sammlung von vierundsiebzig Einblattdrucken, Balladen, meist aus früher Zeit, die in einen Band zusammengebunden waren und die Huth bereits im Jahre 1864 mit 750 Pfund bezahlt hatte. Nur vierzehn von den, von den Trustees des British Museum ausgewählten Büchern sind in einer anderen als in der englischen Sprache abgefaßt; darunter sind das Blockbuch der „Ars memorandi" und acht französische Inkunabeln. M.

Die Bodleiana, die im Jahre 1909 von dem nepalischen Premierminister eine wertvolle Kollektion von 6300 Sanskritmanuskripten zum Geschenk erhalten hatte, hat neuerdings von demselben Mäcen siebzig sorgfältig ausgewählte Sanskritmanuskripte als Leihgabe zur Benützung für westliche Gelehrte empfangen. Diese Manuskripte sind von unschätzbarem Wert, sei es aus paläographischen Gründen, sei es wegen ihrer Seltenheit. Ungefähr dreißig dieser Manuskripte datieren aus der Zeit zwischen 700 und 1400 n. Chr. und sind somit fast alle älter als irgendwelche, in Indien selbst erhältliche Handschriften; denn das ausgezeichnete Klima von Nepal erhält die Handschriften in bester Konservierung. Diese geliehenen siebzig Manuskripte sollen durch den Rotograph- und Collotypeprozeß reproduziert werden, in welchem die Oxford University Press sich zur höchsten Vollkommenheit erhoben hat. Die Kosten dieser Reproduktionen trägt zum Teil die Administration des Max Müller-Gedächtnisfonds. M.

Verborgene arabische Manuskripte in Spanien. Wenige Erinnerungen aus der Geschichte der arabischen Literatur sind so rührend als die aus jenen versteckten kleinen Manuskriptbibliotheken, die man von Zeit zu Zeit in den Mauern alter Häuser in Spanien aus der Verborgenheit herauszieht. Sie sprechen von der Schlußebbe der Moslimischen Flut in Europa und davon, was dieser Ausgang für die Masse der Mohammedaner, die einst in Spanien lebten, bedeutete. Sie sprechen von der tiefen Trauer eines in das Exil wandernden Volkes, dessen pathetische Hoffnung, einstmals in das Land, das seine Heimat geworden war, zurückzukehren, niemals in Erfüllung gegangen ist. Die meisten dieser Manuskriptschätze wurden wahrscheinlich im Jahre 1610, im Jahr der Vertreibung der Moriscos, versteckt. Uns gewissermaßen sind sie eine verspätete Rechtfertigung dieser Vertreibung; denn sie zeigen ganz klar, wie sehr diese Moriscos noch Mohammedaner waren, nachdem sie äußerlich das Christentum angenommen hatten und nachdem sie mehr als ein Jahrhundert von der moslimischen Welt isoliert und den Einflüssen einer christlichen Umgebung ausgesetzt waren. Statt arabisch mußten sie nur mehr einen spanischen Dialekt sprechen; aber sie schrieben ihn in arabischen Charakteren, dem sogenannten Aljamia, und ließen nicht nach, ihre eigenen arabischen Bücher zu lesen. Diese sind teilweise Volkserzählungen, die von größtem folkloristischen Interesse sind, und zum größten Teil in Aljamiaschrift niedergeschrieben waren; aber es fehlen auch nicht bedeutende theologische und juristische Traktate. Im Jahre 1884 hat man, in die Mauer eines Hauses zu Almonacid bei Saragossa vergraben, einen solchen Bücher- respektive Manuskriptenschatz gefunden, der jetzt das Eigentum der „Junta" zur Vermehrung der Studien (para ampliacion de estudios) zu Madrid ist. Ein Katalog dieser Sammlung ist nunmehr unter dem Titel „Manuscritos arabes y Aljamidos de la Bibliotheca della Junta" erschienen (Madrid XXXII und 320 Seiten). Siebenundsechzig vollständige Manuskripte und eine große Anzahl von Fragmenten und Einzelblättern sind, durch achtzehn photographische Faksimiles illustriert, hier in detaillierter Weise beschrieben; diese Manuskripte datieren vom Jahr 1043 bis zum Jahre 1601 nach Christus. Der Katalog ist, wie wir „The Nation" entnehmen und wie wir bei der Korrektur an ihm selbst vergleichen können, in vorzüglicher Weise ausgeführt und gibt den denkbar besten Überblick über die religiöse und literarische Situation der Moriscos im nördlichen Spanien unmittelbar vor ihrer Austreibung. Von speziellem Interesse ist, abgesehen von den folkloristischen Erzählungen, die ganz hervorragende Position, welche die religiösen Bücher von Ghazāli damals eingenommen haben. M.

Herr Engel, der Leiter der Buchdrucker-Lehrwerkstätte der Technischen Lehranstalten in Offenbach am



Main, hat seinen kleinen, an dieser Stelle schon des öfteren gerühmten Buchkostbarkeiten eines neues Stück hinzugefügt: „*Goethes Sonette*". Der dünne rot- und schwarzgedruckte Quartband in einem anmutigen Pergamentumschlage, dessen Deckel farbig gehöhte, schmale goldene Zierleisten umranden, ist in seiner noblen Schlichtheit ein Meisterwerk der Kunst im Buchdruck, ein Erzeugnis von geschultem Werkstattfleiß und typographischem Geschmack, das bei aller Schlichtheit in den Sammlungen der Kenner seinen Platz neben den anderen Prachtdrucken Goethischer Werke finden muß. Wir besitzen Goethes Werke in vielen vortrefflichen Ausgaben, aber sind sie noch so unser Eigentum, wie sie vor einem, vor zwei Menschenaltern das Eigentum gebildeter Deutschen gewesen sind? Goethes Persönlichkeit und Werk, verbreitert und vertieft durch die Wissenschaft, erlaubt heute nicht mehr die leichte, unbefangene Annäherung, die den geruhsameren, naiveren Lesern noch vor wenigen Jahrzehnten leicht war. Und je mehr die machtvolle Masse der Lebensschöpfung dieses einen Menschen monumentale Größe gewonnen hat, desto weniger gibt inniges Vertrautsein mit einigen Werken des Meisters die Möglichkeit für den einzelnen Leser, seinen Goethe zu finden. Der mit den höchsten philologischen Ehren erhobene Klassiker, dessen Denken und Dichten zum Gegenstand einer besonderen Fachwissenschaft gemacht ist, kann bei dem nachprüfenden Leser gar nicht mehr allein auf die Sinne wirken, alles, was Goethe geschrieben hat, ist schon zu sehr erklärt, als daß der gewissenhafte Leser nicht auch die Erklärung suchen, bei jeder Zeile die Anmerkung ahnen müßte. Die Goethe-Philologie, wie jede andere Klassikerphilologie, muß, wenn sie das eindringende Verständnis in die Schriften, das Verstehen des Wesens eines großen Geistes ermöglicht und erleichtert, notwendigerweise jedem ganz unmittelbaren Genuß widerstreben, die Gesamt- oder Einzelausgabe des besten Textes mit Einleitung, Erläuterungen, Lesarten und Nachwort immer der ursprünglichen Frische der Wirkung eines Werkes hinderlich sein. Auch das ist ein Grund, der die Sammler die alten Originalausgaben als Träger einer durch nichts gestörten, einheitlichen Stimmung suchen läßt, es ist ebenso ein Vorteil, den das gelungene Buchkunstwerk gewähren kann. Die Goethe-Drucke der Doves-Presse (bei denen die Form des y und des g wie bei den anderen Doves-Preßdrucken, mit Ausnahme des Tacitus, wo sie nicht vorkommen, für mein Empfinden mitunter die vollkommene Ausgeglichenheit des Satzbildes beeinträchtigen), die Ausgaben der „Elegien" und des „Tasso", die wir der Janus-Presse verdanken, die beiden Kleukens-Drucke von „Hermann und Dorothea" (Ernst Ludwig-Presse und Schriftgießerei D. Stempel), der „Westöstliche Diwan" der Reichsdruckerei (für die Hundert), der Winckelmann der Leipziger Akademie sind als Prachtdrucke, als monumentale Ausgaben bekanntester Dichtungen Goethes die schönsten Goethe-Drucke größeren Umfanges, die wir besitzen. Die Anmut einer ungestörten heiteren Augenblicksrast mit Goethe vermitteln aber mehr noch wie diese Bücher feierlicher Würde einige typographisch erlesene Büchlein, deren geringer Umfang bei höchster Formvollendung auch dem kurzen Verweilen die Abrundung eines Erlebnisses gibt und die Befriedigung des ausgelesenen Buches. Von solchen Goethebüchlein haben wir noch nicht allzuviele. Die Briefgedichte des jungen Goethe (Drugulin-Druck), die von Flinsch für die Tagung des deutschen Werkbundes 1909 veranstaltete Auslese aus „Dichtung und Wahrheit", der „Prometheus" der technischen Lehranstalten in Offenbach a. M., dem nun als zweiter Engeldruck einer Goetheschen Schrift die Sonette gefolgt sind, wären hier an erster Stelle zu erwähnen. Gewiß bleiben für den schönen Druck Goethescher Schriften noch manche Aufgaben zu lösen (und sicherlich gibt es für manche schon gelöste noch andere Lösungen), gewiß bleibt das schwierigste, die dem „Faust" passende typographische Form noch zu finden, so daß man wünschen möchte, es sollten sich die besten Buchkünstler konzentriert mit dieser größten Aufgabe immer wieder beschäftigen. Trotzdem aber wäre für die Reihe der kleinen Drucke, wie sie eben aufgezählt wurde, noch manches zierliche Heft hochwillkommen. Ihre bunte Mannigfaltigkeit, die den in den Bänden der Gesamtausgaben verlorenen, versteckten vielen Köstlichkeiten eigene Bedeutung verleiht, wird die beste Vermittlerin eines sinnenfreudigen Goethelesens sein. Sie sind wie Essenzen von Essenzen, von denen man nur einen Tropfen auf die Zunge zu nehmen braucht, um sich noch lange ihres Wohlgeschmackes zu erfreuen, und bessere Führer zu Goethe als die siebenmal verwässerten populären Aufgüsse aus den Ergebnissen der Goetheforschung. Wer sich wissenschaftlich mit Goethe beschäftigen will, der sollte aus den wissenschaftlichen Quellenwerken selbst schöpfen, nicht aber aus den kümmerlichen Ableitungen dieser Quellen in allerlei im doppelten Wortsinne billige „bibliophile Publikationen", die sich für Bemühungen um die Buchkunst und um Goethe ausgeben, aber nichts weiter sind als ein Geschäft und eine Gefahr für ihnen äußerlich ähnliche Bemühungen ernsterer Art.

G. A. E. B.

In der „Revue hebdomadaire" veröffentlicht *Leon Barthou* einige Briefe von *Victor Hugo* an *Noel Parfait*, ein armes aber gebildetes Mädchen, das die Korrektur seiner Werke las und dem er aufs strengste eingeschärft hatte, keinem Menschen auch nur ein Wort von dem Inhalt eines Buches zu verraten, ehe es auf dem Markte erschienen sei. Aus diesen Briefen geht nun hervor, daß Viktor Hugo geradezu der Schrecken seiner Setzer gewesen sein muß. Nicht selten ließ er ganze Druckbogen wieder auseinandernehmen, weil ihm der Raum zwischen den einzelnen Worten und Versen nicht zusagte und weil die Teilnahme des Lesers, wie er fürchtete, durch einen ungleichmäßigen Druck beeinträchtigt werden könne. Besonders charakteristisch in dieser Beziehung ist ein Brief, den er im Jahre 1853, während des Druckes seiner „Châtiments", an Noel Parfait schrieb und der folgendermaßen lautet: „Wenn ein Vers so lang ist, daß er den Raum einer Zeile überschreitet, so darf er nicht etwa abgebrochen und in der zweiten Zeile weitergedruckt werden, wie es gewöhnlich geschieht.



In solchem Falle ist das Format des Buches zu ändern. Ob ich den Setzern und Verlegern Unannehmlichkeiten bereite, kommt dabei nicht in Betracht. Sie sollen die Änderungen vornehmen und keine weiteren Worte verlieren, da ich als erste Forderung aufstelle, daß meine Verse so gedruckt werden, wie ich sie geschrieben habe." Diese Forderung ging übrigens, wie wenigstens Barthou versichert, nicht etwa auf die Eitelkeit des Dichters zurück, sondern auf seinen Wunsch, aus jedem Bande seiner Werke eine typographische Sehenswürdigkeit zu machen.

Der Rektoratsbericht für das abgelaufene Studienjahr an der Münchener Universität teilt mit, daß die Universitätsbibliothek große Schenkungen aus dem Nachlaß des am 1. April 1911 verstorbenen Dichters *Martin Greif*, der Ehrendoktor der Universität München war, zugewiesen erhielt. Es kommen nicht nur umfangreiche Bestände von fachwissenschaftlichen Werken aus Stiftungen oder Nachlässen von Gelehrten, sondern auch der ganze handschriftliche Nachlaß des Dichters in Betracht.

Joseph Schmellers „Bayerisches Wörterbuch", das in den Jahren 1827—1837 in vier Bänden erschien, seit langem völlig vergriffen und auch antiquarisch kaum mehr zu erhalten ist, soll jetzt, wie der „Hannov. Courier" mitteilt, von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien in Verbindung mit der Bayerischen Akademie neu herausgegeben werden. Die Wiener haben bereits 50000 Kr. für die Vorarbeiten der nächsten zehn Jahre genehmigt und werden noch weiteres Kapital dazu stiften. Ein Drittel der Gesamtsumme, die sich, niedrig geschätzt, auf etwa 120000 M. belaufen wird, soll Bayern dazugeben. Während Schmeller nur die bayerischen Gebiete der napoleonischen Zeit berücksichtigte, sollen jetzt die gesamten altbayerischen Sprachgebiete, also auch die deutschsprechenden österreichischen Länder, einbezogen werden. Demnach wird das neue Nachschlagewerk, das für die deutsche Sprachwissenschaft außerordentlich wichtig sein wird, den Namen „Österreichisch-Bayerisches Wörterbuch" erhalten. In dem Etat des bayerischen Finanzausschusses wird auch die Anlage eines Phonogrammarchivs für Mundarten, sowie die Herausgabe eines Mundartenatlas berücksichtigt; man folgt damit dem Beispiele Österreichs, das schon mit der Anlage eines solchen Archivs begonnen hat.

Die *Graphische Gesellschaft* beabsichtigt, zwei neue außerordentliche Veröffentlichungen herauszugeben: „Holzschnitte aus dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg", herausgegeben von *W. Stengel* (Subskriptionspreis 50 M.), Nachbildungen in ein- und mehrfarbigem Lichtdruck von 32 der hervorragendsten und berühmtesten Holzschnitte des Museums, hergestellt in der Reichsdruckerei, und „Holzschnitte des Guildhall-Museums in London und des Ashmolean-Museums in Oxford", herausgegeben von *Campbell Dodgson* (Subskriptionspreis 30 M.), Nachbildungen in ein- und mehrfarbigem Lichtdruck von etwa 15 noch nicht publizierten Holzschnitten und von einigen ausnahmsweise gut erhaltenen Teigdrucken dieser wenig bekannten Sammlungen. Da diese Veröffentlichungen nur dann unternommen werden sollen, wenn sich eine genügend große Anzahl von Abnehmern zusammengefunden hat, werden die Interessenten dringend gebeten, ihre Beteiligung so bald wie möglich dem Geschäftsführer der Gesellschaft, Verlagsbuchhändler *Bruno Cassirer, Berlin W 35, Derfflingerstraße 15*, anzuzeigen.

Eine Kollektion musikalischer Autographen von seltenem Wert ist dem Pariser Conservatoire von dem verstorbenen Charles Malherbe, der lange Jahre Bibliothekar der Pariser Opernbibliothek gewesen ist, vermacht worden. Besonders bemerkenswert sind darunter einer Anzahl bis jetzt ungedruckter Briefe von Berlioz, die er zu verschiedenen Zeiten in den Jahren 1830—1855 aus Italien, Deutschland, England und Rußland geschrieben hat. M.

Die Leipziger Buchbinderei *E. A. Enders* berichtet über ihre neu errichtete, unter Leitung von Professor *Walter Tiemann* stehende Abteilung für handgearbeitete Bände in einem ungewöhnlich reizvollen Heft. Gehüllt in einen wirksamen, durch Linoleumschnitt hergestellten Umschlag, enthält es zunächst einen knappen, aber sehr inhaltreichen Aufsatz *Schinnerers* über die alten Buchbinder, dann eine Auswahl vortrefflicher Werkstattarbeiten nach Entwürfen von *Cissarz, Kleukens*, und des engern Mitarbeiterkreises, alles solide im Geschmack und technisch auf der Höhe stehend, die eine gute Werkstatt zu behaupten hat.

Walter Tiemanns Mediaeval-Antiqua zählt mit Recht zu den beliebtesten Druckschriften der Gegenwart. Anmut ohne Süßlichkeit, Schlankheit ohne die dem Auge und dem ästhetischen Gefühl gleich fatale Übertreibung zeichnen sie aus, vor allem aber ein starker persönlicher Duktus, der ihr einen romantischen Hauch verleiht. Dieselben glücklichen Eigenschaften weist in noch stärkerem Maße die neue *Mediaeval-Kursiv* Tiemanns auf, die von *Gebr. Klingspor* in *Offenbach* soeben auf den Markt gebracht wird. Wir dürfen sie als ein Meisterwerk modernen Schriftschnitts bezeichnen. Das hübsche Prospektbuch erweist die Anwendbarkeit für die mannigfachsten Zwecke, sogar als Brotschrift, wofür sonst die Kursiv mit Recht als Mißgriff galt. Freilich wird das Hauptgebiet auch hier die Auszeichnung in Verbindung mit der Antiqua und der Akzidenzdruck bleiben, dem eine Fülle der reizvollsten Ornamente, ebenfalls von Tiemann gezeichnet, zur Auswahl gestellt werden.

Der Standort der *Bouquinisten am Seinequai in Paris* bildet noch immer einen beliebten Sammelplatz für



Büchersammler und Antiquare. Nur werden die großen Funde immer seltener, erstens weil nicht mehr viel da ist, und dann weil die Bouquinisten inzwischen etwas gelernt haben mögen. Dieser Tage hat zwar ein Mitarbeiter einer Pariser Zeitung einen guten Griff getan: er hat — leider verschweigt er, zu welchem Preise — ein Exemplar der *Erstausgabe von Beaumarchais' „Eugénie"* erworben, das insofern besonders interessant ist, als es handschriftliche Korrekturen und Randbemerkungen des Dichters enthält, also offenbar sein Handexemplar war. Autographen von Beaumarchais sind überaus selten; selbst die Bibliothèque Nationale besitzt in ihren gewaltigen Schätzen nur ein Manuskript von ihm, und zwar dasjenige zu „Figaros Hochzeit".

Zu dem im Juli-Heft Beiblatt Seite 161 f. erschienenen Artikel von Chas. Fred. Heartmann schreibt uns Herr *Max Harrwitz* in Nikolassee: *„The Dusseldorf Artists Album: ein Unikum?* Diese Frage kann ich mit *nein* beantworten. Außer den bereits erwähnten zwei Exemplaren habe ich damals sofort Herrn Dr. Nörrenberg Mitteilung von einem zu ganz billigem Preise verkäuflichen dritten Exemplare gemacht, und ich zweifle nicht, daß im Bedarfsfall leicht noch mehrere zu finden sind. Unter ‚Unikum' versteht man doch etwas anderes!"

Für die *Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig* 1914 soll ein Plakat beschafft werden. Zur Erlangung von Entwürfen wird unter den deutschen Künstlern ein Wettbewerb ausgeschrieben. Die Entwürfe sind mit einem Kennwort versehen bis zum 10. November 1912 an die Geschäftsstelle einzusenden. Der erste Preis beträgt 2000 M., der zweite Preis 1000 M., zwei weitere Preise zusammen 1000 M.

Der internationale Philatelisten- und Sammler-Verein, mit dem Verwaltungssitz in Hamburg, wird seinen IV. Vereinstag im Jahre 1914 in Leipzig abhalten und sich voraussichtlich durch eine große Spezial-Ausstellung an der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914 beteiligen.

Die Gesellschaft spanischer Druckereibesitzer beabsichtigt im Jahre 1914 eine Kollektivreise nach Deutschland und wird bei dieser Gelegenheit auch die Stadt Leipzig sowie die Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik besuchen, um die letztere längere Zeit eingehend zu studieren.

Voraussichtlich wird sich auch diese Vereinigung an der Ausstellung beteiligen, wie denn auch sonst wie in Spanien großes Interesse für die Ausstellung herrscht.

Das Interesse für die *Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik* in Leipzig 1914 ist nicht nur in Deutschland, sondern auch in allen übrigen Kulturstaaten schon sehr lebhaft. In nächster Zeit ist die Bildung weiterer Landeskomitees zu erwarten, nachdem solche bereits in Österreich und Frankreich erfolgreich wirken. Viele direkte Zuschriften aus Interessentenkreisen des Auslandes beweisen, daß eine großzügige Beteiligung des Auslandes zu hoffen ist.

In der nächsten Zeit werden auch in verschiedenen Großstädten europäischer Länder große Interessenten-Versammlungen stattfinden, in denen über Umfang und Bedeutung, Zweck und Ziel der Ausstellung Vortrag gehalten werden wird. Es steht zu erwarten, daß viele Staaten in einem eigenen Pavillon ihre Erzeugnisse zur Schau bringen, während andere in Form geschlossener Abteilungen auftreten werden, und es darf schon heute gesagt werden, daß den Besuchern der Ausstellung im Jahre 1914, namentlich denjenigen aus Fachkreisen, eine ganz vorzügliche und großzügig organisierte Schaustellung auf dem gesamten Gebiete der graphischen Kunst und Industrie gezeigt werden wird.

Katalogblüten. Bernh. Liebisch in Leipzig, Katalog 206, Seite 135, Nr. 28:

Blümel, erotische. Volkslieder aus Deutsch-Österreich [richtig: **Blüml**, Erotische Volkslieder usw.]

F. Waldausches Antiquariat in Fürstenwalde, Katalog 15, Nr. 59:

Breslau.—Schneidersturm, Der. Heroische Posse in 3 A. zum Benefiz der Glasermeister aufgeführt in den Straßen von Breslau. „Heute ist die lange Nacht, Morgen ist die Judenschlacht". Altenburg 1841 8°. 36 Seiten in Original-Umschlag.

Die Unzufriedenheit der Breslauer Schneider hatte ihren Grund in der Errichtung zahlreicher jüdischer *Kindermagazine* [richtig wohl: Kleidermagazine].

Nr. 305: **Pfennig-Magazin**, das usw.

Dieses seiner Zeit außerordentlich verbreitete Volksblatt wandte zum ersten Mal das neue Verfahren der lithographischen *Hochschätzung* [richtig: Hochätzung] an.

Nr. 349: **Schiff**, Dr. H. (*Vater* [richtig: Vetter] Heinrich Heines).

Literatur und Justiz.

In den letzten Wochen wurden folgende Beschlagnahmen verfügt, beziehungsweise durch Gerichtsurteil bestätigt:

E. Neumann, John Bull beim Erziehen. 1901. Amerika beim Erziehen. Zwei Bände. 1903—04. Leipzig. Leipziger Verlag;

Robinson, Unedle Rache mit Peitsche und Rute. O. O. und J.;

Hans Schönberg, Marias Züchtigungen. 1909. Cöln (Rh.). Privatdruck;

Armand Serieux, Unter strenger Hand. Zwei Bände. 1906—07. Leipzig, Leipziger Verlag;



W. Taylor, Auf Hearneshouse. 1903. Dresden, H. R. Dohrn;

Glühlichter (Wien) 1911; Nr. 23 und 24;

Pschütt (Wien) 1912, Nr. 1 und 2;

Le Sourire (Paris) 1912, Nr. 9;

Wie man in Paris liebt. Aus dem Französischen übersetzt von A. Schwarz. Budapest, Gustav Grimms Verlag.

Pschütt, Karrikaturen, Wien, und Die Muskete, Wien, enthaltend die Anzeigen: Nur für ganz intime, streng vertrauliche, geschlossene Herrengesellschaften usw. — Herren-Lektüre.

Katalog Nr. 27 der Firma Jakob P. Frankfurter in Wien (Stein der Weisen).

Blätter, Pikante und heitere, des Kaviar-Kalenders. Jahrgang 4, Heft 11.

Kaviar-Kalender 1907.

Bilderbuch für Hagestolze. 2 Bände.

Lotzelechs, Neue, für Herren. Band 1, und 1001 Lotzelech für Herren. Band 2.

Sekt-Album für Herren.

Album, Das. Jahrgang 8, Heft 1, 2, 4, 6 und 10.

Jean qui rit, Paris. Verboten infolge zweimaliger Verurteilungen auf Grund der §§ 41 und 42 des StGB, auf die Dauer von zwei Jahren.

Sekt, Blätter für fröhliche Laune, Berlin, Jahrgang 6. Nr. 25, 31, 32, Jahrgang 7, Nr. 32, 43, 44, 48, 49, Jahrgang 8, Nr. 2 und 35, Jahrgang 9, Nr. 18 und 30.

Dr. Ad. St. Phar, Die Macht des Weibes. Stuttgart, Literarisches Institut Reform.

Le Rire, Nr. 486, 489.

Der Komet, 2. Jahrgang, Nr. 4.

Das kleine Witzblatt, Jahrgang 1908, Nr. 12, 17, 21, 29, 30, 31.

Pschütt, 21. Jahrgang, Nr. 7.

Hyan, Kaschemmen-Willy. Verlag von Albert Pantzer, Essen (Ruhr). Segerothstr. 13.

Wortmann, Brautnacht, ein Wegweiser zum Eheglück.

Froese, Geheime Papiere aus dem Archiv der Liebe.

Wegweiser für junge Eheleute.

Retau, Die Ehe.

Artus, Das Menschensystem.

Dumont, La Louve, Moeurs de la Décadence, Paris, Bibliothèque des Auteurs Modernes.

Eva im Paradies. Weibliche Freilicht-Akte nach Aufnahme für Künstler und Kunstliebhaber. 2. Serie, Lieferung 1—4. Richard Eckstein Nachfolger, Berlin W 57.

Le Frou-Frou Nr. 597.

Caviar-Kalender 1899, 1900 und 1901. Budapest, Gustav Grimm.

Figaro, Wien, Jahrgang 56, Nr. 16.

Wiener kleines Witzblatt, Jahrgang 1911, Nr. 23—28, 35, 36, 38, 39, 41—52 und 1912, Nr. 1—9.

Die Manicure. Kouplet. Text vo *O. A. Alberts*, Musik von *Rudolf Nelson*. Verlag „Harmonie", Berlin (jetzt München).

Aus dem Tagebuch eines Homosexuellen. Bernhardts Verlag in Stuttgart.

Willy, Claudine geht. Budapest, G. Grimm,

Brantôme, Das Leben der galanten Damen. Mit historischen und kritischen Anmerkungen. Deutsch von Willi Alexander Kastner. 3. Auflage. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft Leipzig.

Brins de Verges, Anecdotes intimes sur la Flagellation, Paris 1908, Office Central de Librairie;

Jane de la Vaudère, Sapho Dompteuse, Paris, Albert Méricant, Editeur;

Marius Boisson, Anthologie Universelle des baisers. II. Europe. H. Daragon, Editeur, Paris.

Willi Schaeffers, Alles gestohlen. Berlin, Verlag Wilhelm Borngraeber, gedruckt bei Adolf Tienken zu Pritzwalk.

O. A. Alberts, - . . und andere hübsche Sachen. Selbstverlag des Verfassers, Berlin, Friedrichstr. 204, Druck von S. Gellert.

Onkel Jean. Wochenschrift. Nr. 24 vom 17. Juni 1911. Verantwortlicher Redakteur J. Pathinger in Neustadt a. d. Haardt.

Musterabbildungen, weibliche und männliche Aktmodelle aus Originalphotographien. Preisverzeichnis der Wiener Versandbuchhandlung Anton Johannes Berger in Wien VII, Kandelgasse 22.

Künstlerakt, Vorlagen zum Studium des nackten menschlichen Körpers. Werbeband. Berlin, J. Singer & Co.

Zwischenszene zu Faust, 1. Akt. Dritte, revidierte Auflage, Itzig Cohn Levy, Amsterdam 1907.

Ein Abenteuer.

Der Ausgang, eine romantische Episode nach dem Leben geschildert und unterstützt mit 15 vortrefflichen Illustrationen.

In Österreich wurden verboten:

Der Roland von Berlin, Verlag Dr. L. Leipziger in Berlin; Der Gardasee, Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing; Offertenblatt für Bücherfreunde, herausgegeben von der Bibliographischen Anstalt in Budapest VIII, Museumsring 10.

Die Praktiken des „Modernen Verlagsbureaus". Der Kampf, den der Deutsche Verlegerverein, der Schutzverband deutscher Schriftsteller, der Verband der Journalisten- und Schriftstellervereine und andere gegen die sogenannten „Selbstkostenverleger" führen, fand eine interessante Beleuchtung in der am 14. September vor der 4. Strafkammer des Landgerichts III verhandelten Privatklage des Leiters der Geschäftsstelle des Schutzverbandes, Schriftstellers Alfred Fred, gegen den Verlagsbuchhändler *Curt Wigand („Modernes Verlagsbureau")*. Das System der Selbstkostenverleger besteht darin, daß Leute, die gern ein Erstlingswerk gedruckt sehen wollen, von dem Selbstkostenverleger, dem sie ihr Manuskript einsenden, sehr gelobt und veranlaßt werden, in einem aufgesetzten Vertrage dem Verleger eine Pauschalsumme zu zahlen, die die etwaigen Druck- und Propagandakosten übersteigt. Das Organ des Schutzverbandes, „Der Schriftsteller", hat wiederholt vor solchen Animierverlegern gewarnt, und der Deutsche Verlegerverein hat in seiner Hauptversammlung vom 4. Mai in einer Resolution seinen Vorstand aufgefordert, auf Mittel zu sinnen, wie der Deut-



sche Verlegerverein solcher Mitglieder wie der beiden genannten ledig werden kann. — Die jetzt verhandelte Privatklage ist folgendermaßen entstanden: In Wien lebt ein armer 51jähriger Weber namens Moritz Jursitzky. Er versuchte sich auch auf verschiedenen Gebieten der Schriftstellerei, und als er infolge zunehmender Schwerhörigkeit recht tief ins Elend geraten war, fand er einen Mäzen in der Person eines österreichischen Großindustriellen, der ihn ermutigte, seinen Weg in der schriftstellerischen Laufbahn zu suchen und ihm auf drei Jahre die Summe von 1300 Kronen lieh, damit er sich in dieser Zeit erhalten und als Schriftsteller sich einen Namen machen könnte. Auf Grund der Annoncen des Herrn Wigand trat Jursitzky mit diesem in Verbindung und bot ihm seinen Roman „Die Förstercilli" an. Er war hocherfreut, als er von Wigand ein sehr schmeichelhaftes, mit großer Anerkennung über das eminente Talent verquicktes Antwortschreiben erhielt, und übertrug diesem den Verlag auf Grund eines ihm vorgelegten Vertrages, der neben anderen Bestimmungen auch die enthielt, daß der Verfasser sich verpflichte, für die Veröffentlichung der ersten Auflage des Werkes eine Pauschalvergütung von 1100 Mark zu zahlen. Der unerfahrene Mann unterschrieb diesen Vertrag. Er befand sich gerade zu jener Zeit in größter Not und sah sich gezwungen, von den ihm von seinem Mäzen ausgehändigten 1300 Kronen einen Teil für sich zurückzubehalten. Er konnte an Wigand nur 995 Mark anzahlen. Dieser weigerte sich, das Werk drucken zu lassen, ehe nicht der Rest von 105 Mark bezahlt wäre. Um Wigand zur Drucklegung des Werkes zu bestimmen, wandte sich Jursitzky an verschiedene Persönlichkeiten, die auf Wigand einen Druck ausüben sollten. Unter anderem hatte Dr. Oskar Blumenthal den vergeblich gebliebenen Versuch gemacht, eine persönliche Rücksprache im Interesse des Jursitzky mit Herrn Wigand zu erzielen. Dann befaßte sich der Schutzverband deutscher Schriftsteller mit dieser Angelegenheit. In dessen Auftrag richtete Herr Fred ein längeres Schreiben an Herrn Wigand, worin er ausführte, daß der ganze Vertrag gegen die guten Sitten verstoße usw. usw. Hervorzuheben ist noch, daß Herr Wigand bei den Verhandlungen über den Verlag des Werkes dem Verfasser auch ein Exemplar eines autographierten Schreibens des Schriftstellers Dr. Nordau in Paris zugestellt hatte, in dem dieser bekundet, daß ihm Herr Wigand seit langen Jahren als zuverlässiger und charaktervoller Verleger bekannt sei. Herr Fred wandte sich deshalb an Dr. Nordau mit dem Ersuchen, seinen Einfluß auf Wigand zur Herbeiführung einer humanen Lösung der Angelegenheit geltend zu machen. Als W. von dem Inhalt dieses Schreibens Kenntnis erhielt, stellte er Herrn Fred einen Brief zu, der starke Beleidigungen enthielt. An Herrn Dr. Nordau richtete Wigand gleichfalls ein Schreiben, das ebenfalls zahlreiche beleidigende Redewendungen gegen Fred enthielt. Diese beiden Briefe bilden die Grundlage der Privatklage. Herr Wigand sah Beleidigung seiner Person sowohl in dem Briefe, den Herr Fred an ihn selbst, als auch in dem Briefe, den er an Dr. Nordau gerichtet hat und erhob Widerklage. — Das Schöffen-



gericht verurteilte Wigand zu zehn Mark, Fred gleichfallszu zehn Mark Geldstrafe. Hiergegen war von beiden Parteien Berufung eingelegt worden.

In der Verhandlung am 14. September geißelte Rechtsanwalt Gronemann, der Syndikus des Schutzverbandes ist, das Geschäftsgebaren der „Selbstkostenverleger" im allgemeinen und des Herrn Wigand im besonderen in sehr herben Worten, und suchte nachzuweisen, daß der in Rede stehende Vertrag ziemlich das Unerhörteste sei, was einem Autor von einem Verleger geboten werden könne. Der Vertrag weise so ziemlich alle Rechte dem Verleger, alle Pflichten dem Verfasser zu; solcher Vertrag sei eine Mausefalle, in die ein unerfahrener Schriftsteller hineingelockt werde. Diese Verlegerart sei unfair; außerdem habe Herr Wigand auch noch die geschäftliche Übung, daß er mit Druckern und Papierhändlern unter einer Decke stecke, diese möglichst hohe Spesen herausrechnen lasse, aus denen er dann noch Prozente erhalte. Der Verteidiger legte einen Brief des Herrn Wigand aus dem Jahre 1904 vor, in dem er dem Adressaten unter anderem schrieb: „Ich darf Sie jedoch auf das Herzlichste bitten, von meinen Prozenten bei den Druckern und Papierhändlern zu keiner Menschenseele etwas zu äußern. Ich wäre ansonsten fabelhaft hereingefallen." Solche Verlagsgeschäfte könne man als literarische Bucket-shops bezeichnen. — Wigand, der alle die schweren Vorwürfe des Gegners als völlig unzutreffend zurückwies, bestritt nicht, einen solchen Brief geschrieben zu haben; er stamme aber aus einer Periode seines vollen wirtschaftlichen Niederganges, aus dem er sich unter schweren Kämpfen wieder emporgearbeitet habe. Er erklärte sich zu allgemeinem Staunen bereit, den Beweis zu erbringen, daß auch andere Firmen, wie beispielsweise Puttkammer & Mühlbrecht, mit doppelten Rechnungen über die Kosten, und zwar solchen, die sie an die Drucker usw. zu zahlen haben und die sie den Autoren in Anrechnung bringen, operieren. — Rechtsanwalt Gronemann beantragte die Freisprechung des Herrn Fred und die Verurteilung des Herr Wigand. Es wurde beantragt, folgende Herren als Zeugen zu vernehmen: Dr. Max Nordau-Paris, Dr. Oskar Blumenthal-Berlin, H. Brandus Berlin, H. Jursitzky-Wien, Emil Scholl-Wien und Dr. Thieme-Meißen, die über die Geschäftspraktiken des Herrn Wigand Auskunft geben sollen. — Der Gerichtshof hielt die Erhebung des angebotenen Beweises für erforderlich und vertagte die Verhandlung. *(Berliner Tageblatt.)*

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 20. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Walter Allstaedt in *Bremen* vorm. E. v. Masar. Nr. 26. Deutsche Literatur und Übersetzungen (darunter viele Erstausgaben) Almanache, Kalender, Taschenbücher, Geographie, Reisen, Nachtrag, Diverse. 1134 Nrn.



Bangel & Schmitt (Otto Petters) in *Heidelberg*. Nr. 52. Romanica. Geschichte, Landeskunde, Sprache, Literatur und Kunst der romanischen Völker. 4197 Nrn.

J. Gamber in *Paris VI*[e]. Nr. 75. Archéologie. Préhistoire. Numismatiqe. 2554 Nrn.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Nr. 102. Vermischtes. Nr. 25872—26777.

Josef Grünfeld in *Wien I.* Nr. 19. 1912. Bücher aus allen Wissenschaften. — Numismatik. 442 Nrn.

Max Jaeckel in *Potsdam*. Nr. 46. Deutsche Literatur. 2. Abt. Goethe bis K. Nr. 841—1887.

Jürgensen & Becker in *Hamburg 36*. Nr. 31. Neue Erwerbungen aus allen Gebieten. Almanache — Kalender — Taschenbücher. Bilder, Karten und Pläne. 2175 Nrn.

Th. Kampffmeyer in *Berlin S. W. 48*. Nr. 476. Mathematik, Naturwissenschaften, Geographie und Reisen, Medizin und Varia.

Fr. Klübers Nachf. Nahr & Funk in *München*. Anzeiger Nr. 7. Neueste Erwerbungen und anderes (Freimaurerei). 647 Nrn.

M. Kuppitsch Wwe. in *Wien I.* Nr. 3. Jahrgang 1912. Nr. 179. Deutsche Literatur. Kuriosa, Neue Erwerbungen. 1352 Nrn.

Bernhard Liebisch in *Leipzig*. Nr. 205. Geschichte Deutschlands. 2. Abt. Nord- Mittel- und Süddeutschland. Enthält unter anderem die Bibliothek des † Dr. C. Wittichen. — Nr. 206. Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. Folklore. Geheime Wissenschaften. Enthält unter anderem die Bibliothek des † Professors Ritter Firmenich-Richartz.

Leo Liepmannssohn in *Berlin S. W.* 11. Nr. 180. Autographen. 1929 Nrn.

Alfred Lorentz in *Leipzig*. Nr. 214. Deutsche Literatur. Interessante Seltenheiten. Kuriosa. Zum Teil aus den Bibliotheken: Emil Palleske, Konrad Duden, G. Wustmann, Kurt Lasswitz, W. Dilthey, W. Münch, Otto Liebmann, Rektor Dr. P. Vogel und Rektor Dr. B. Gerth. 2438 Nrn.

Emil Mönnich in *Würzburg*. Nr. 65. Deutsche Literatur und Übersetzungen. Mit vielen Erstausgaben. 3652 Nrn.

Ottosche Buchhandlung in *Leipzig*. Nr. 576. Deutsche Literatur. Erstausgaben von Klassikern und Romantikern. 974 Nrn.

R. L. Prager in *Berlin N. W. 7*. Nr. 189. Zeitschriften, Periodica. Größere Werke. 1527 Nrn.

C. E. Rappaport in *Rom*. Nr. 26. Architecture. Archeologie. Guides anciens. Voyages en Italie. Calligraphie. Costumes usw. 844 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau*. Nr. 39. Illustrierte und wissenschaftliche Bücher.

Ludwig Rosenthal in *München*. Nr. 148. Deutsche Literatur seit Gottsched bis zur Gegenwart. Übersetzungen deutscher Schriftwerke in fremde Sprachen und Übersetzungen ausländischer Schriftsteller ins Deutsche. Illustrierte Bücher. Autographen. Zeitschriften. 2094 Nrn.

Ferdinand Schöningh in *Osnabrück*. Nr. 137. Alte und neue Bücher aus der deutschen, französischen und englischen Literatur; zur deutschen und ausländischen Geschichte, Kulturgeschichte, Ortsgeschichte und Topographie und über ältere Reisen; über Philosophie, Kunst, Musik; zur germanischen und klassischen Philologie und aus andern Gebieten. 1730 Nrn.

Heinrich Süßenguth in *Berlin N. 24*. Nr. 18. Philosophie. Religionsphilosophie. Chiromantik, Graphologie, Hypnotismus, Magnetismus, Mnemonik, Mystik, Phrenologie, Spiritismus, Seelen- und Geisteskult. Judaica und Orientalia. Zeitschriften. 2690 Nrn.

Eduard Volkening in *Leipzig*. Anzeiger Nr. 6. Freimaurerei usw. 1431 Nrn.

F. Waldau in *Fürstenwalde, Spree*. Nr. 15. Deutsche Literatur — Illustrierte Bücher — Geschichte, Kultur- und Sittengeschichte — Kuriosa. 586 Nrn.

H. Welter in *Paris IV*[e]. 7. Année Nr. 7. La bibliographie mensuelle.





A. KÖLLNER

GROSSBUCHBINDEREI, LEIPZIG-R.

Weltausstellung Brüssel 1910
Grand Prix für Verlagseinbände.

In bekannter Qualitätsarbeit liefert die
Handarbeitsabteilung für Bibliophilen:

Einzelbände, Privatbibliotheksbände,
Privatdrucke, Mappen.

Unsere nach Entwürfen von W. Jaecker geschnittene

Jaecker-Schrift

hat sich schon kurz nach ihrem Erscheinen bei einer großen Anzahl hervorragender Druckereien eingeführt. Ihr interessanter Charakter, ihre klare Form und leichte Lesbarkeit lassen sie auf den ersten Blick für den Druck von Werken, Zeitschriften, Prospekten etc. geeignet erscheinen. Die Probe zeigt die Schrift in zahlreichen Beispielen im Werk- und Akzidenzsatz, auch der halbfette Schnitt ist in Anwendungen vorgeführt. An Interessenten geben wir die Probe gratis

Schriftgießerei
D. Stempel / A. G
Frankfurt a. M.

Grand Prix:
Brüssel und Turin



DIE EINBANDDECKEN

Für den zweiten Halbjahrsband der

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

sind jetzt fertiggestellt und durch jede Buchhandlung für 2.50 Mark zu beziehen. Nach Zeichnungen von Professor Walter Tiemann. Wir bitten diejenigen unser Leser, die noch nicht bestellt haben, ihre Bestellung sofort aufzugeben.

W · DRUGULIN · VERLAG · LEIPZIG

Im Herbst des Jahres erscheint in einer einmaligen Auflage von 200 Exemplaren:

Herr Lanzelot und das Fräulein von Astolat

Die Geschichte von der unglücklichen Liebe der schönen Elaine zu dem Herrn Lanzelot und von ihrem schmerzvollen Tode — in England liest sie jedes Kind, und jeder Liebhaber besitzt sie mit zärtlichem Stolz in schönen Drucken — ist in Deutschland so wenig bekannt geworden wie der monumentale Arthur-Roman des ehrenwerten Ritters Sir Thomas Malory, der uns diese Sage überliefert hat. Und doch hat keine Dichtung aller Zeiten die erschütternde Tragik der alles hingebenden und unerwiderten Liebe, der einzigen Tragik des weiblichen Herzens, hinreißender und zugleich so keusch und verklärt gestaltet als diese Novelle eines namenlosen französischen Troubadours. Die schöne deutsche Nachdichtung stammt von Severin Rüttgers.

Das Werkchen wird in einer alten prächtigen Fraktur in der Offizin W. Drugulin gedruckt und von Carl Sonntag jun. mit der Hand gebunden. Eine neue Auflage erscheint nicht. 30 Exemplare werden auf Kaiserlich Japan abgezogen und in Ganzleder gebunden; diese Exemplare kosten Mark 30.—; sie sind bereits gezeichnet; die übrigen 170 auf Bütten in Pergament Mark 20.—. Nach Erscheinen werden die Preise auf Mark 50.— bezw. Mark 30.— erhöht.

Düsseldorf, Sommer 1912. Ernst Ohle, Verlag.



BEIBLATT DER
ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE
NEUE FOLGE

IV. Jahrgang. **Heft 8.**

Herausgegeben von Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-Gohlis, Ehrensteinstr. 20, Manuskripte an diesen erbeten.
Inserate direkt an den Verlag *W. Drugulin*, Leipzig, Königstraße 10.

Gesellschaft der Bibliophilen.

Zum erstenmal seit ihrem Bestehen hielt heuer am 29. September die Gesellschaft ihre Generalversammlung außerhalb Deutschlands ab, und der glänzende Verlauf der *Wiener* Tagung hat bewiesen, daß auch in dem befreundeten österreichischen Reiche unsere Bestrebungen lebhaften Widerhall finden. Nicht zum wenigsten hat zu diesem erfreulichen Resultate die gastfreundliche Aufnahme beigetragen, die uns von der rührigen *Wiener Bibliophilen-Gesellschaft* bereitet wurde.

Die reichen Kunst- und Bücherschätze der Kaiserstadt, die von jeher eine Zentrale der wissenschaftlichen Arbeit gewesen sei, rühmte unser Vorsitzender, neben dem vom Vorstande die Herren *Ehwald*, *Payer von Thurn*, *Schüddekopf* und *Witkowski* erschienen waren, in seiner Eröffnungsansprache vor zahlreichen Besuchern und betonte den engen Zusammenhang der deutschen Bibliophilie mit der Forschung. Auch ein von ihm verlesener Brief des Herrn Hofrat Prof. Dr. *Jacob Minor*, der durch Krankheit am Erscheinen verhindert war, plädierte für das Zusammenwirken der bibliophilen und literarhistorischen Interessen, — eine spontane Bewillkommnung, die uns um so unvergeßlicher sein wird, da wenige Tage später, am 7. Oktober, der große Gelehrte, dessen letzte wissenschaftliche Tat die Herausgabe von Arnims „Ariel“ für unsere diesjährigen Publikationen war, aus seinem arbeitsreichen Leben abgerufen wurde.

Als Vorsitzender der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft begrüßte darauf der Leiter des Hofburgtheaters *Hugo Thimig* die Tagung mit folgenden Worten: „Hochansehnliche und hochverehrte Versammlung! Daß die Gesellschaft der Bibliophilen, da sie zum erstenmal die Generalversammlung über die Grenzen Deutschlands verlegt, unsere Wiener Stadt erwählt hat, erfüllt die junge und noch schüchterne Schwester, die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft, mit Stolz, Freude und Genugtuung. Mir wird die schöne und ehrenvolle Aufgabe zu teil, Sie herzlich willkommen zu heißen. Wie habe ich mich darauf gefreut und auf die ersehnte Gelegenheit, im gastlichen Verkehr jene Beziehungen persönlich zu festigen, die uns in der Liebe zu den gemeinsamen Bestrebungen verbinden! Da legt unvermutet das Geschick des Burgtheaters die Hand auf meine Schulter und bannt mich provisorisch in die verantwortliche, alle meine Kräfte und Zeit absorbierende führende Stellung dieses Instituts. Mein sehnlicher Wunsch, Ihnen in den Tagen Ihres Wiener Aufenthaltes dienlich zur Seite zu sein, bleibt daher unerfüllbar. Aber wenigstens ist es mir vergönnt, Ihnen den Willkommgruß zu entbieten; und das tue ich hiermit von ganzem Herzen! Willkommen, innig willkommen in unserm Wien! Möge es Ihnen in unsern Straßen und Häusern, wo Sie überall die Denkmale und Zeugnisse uralter deutscher Kultur begrüßen, behagen. Grillparzer läßt zwar im Hinblick auf die Wiener sagen:



„'s ist möglich, daß in Sachsen und am Rhein es Leute gibt, die mehr in Büchern lasen —", aber unsere junge Vereinigung beweist Ihnen, daß es auch hier Leute gibt, die sich in der Liebe zu den Büchern finden. Und wenn Sie scheiden, so hoffe ich, daß es uns gelang, den Wunsch des Wiedersehens in Ihre Herzen gelegt zu haben, und daß Sie die Gewißheit mit heim nehmen, daß unsere beiden Vereinigungen nur örtlich getrennt, aber *eins* im Sinne, im Streben sind, *eins*, wie's im Buche steht! Von ganzem Herzen willkommen!"

Der dann folgende *Geschäftsbericht des Sekretärs* wies für das Jahr 1911 eine Gesamteinnahme von 16619,74 M., eine Gesamtausgabe von 14272,87 M. nach, sodaß ein Bestand von 2346,87 M. auf das Rechnungsjahr 1912 übertragen werden konnte. Die Mitgliederzahl von 900 ist andauernd erfüllt geblieben, an künftigen Mitgliedern sind zurzeit 18 vorgemerkt. Die Publikationen für das Jahr 1912, bestehend aus einem von *J. Minor* herausgegebenen Neudruck von *Achim v. Arnims* „Ariels Offenbarungen" (in einem von Fräulein *Adelheid Schimz* in Leipzig entworfenen Einband), der von *Ernst Lissauer* herausgegebenen Novelle „Der Träumer" von *August Kopisch* und *Paul Ernsts* Schauspiel „Ariadne auf Naxos", wurden der Versammlung vorgelegt; sie gelangen mit dem XII. Jahrbuch im November zur Versendung. Auch von der Sonder-Publikation für 1912, der Faksimile-Reproduktion von *Sebastian Brants* „Narrenschiff", deren Subskription einen günstigen Abschluß gefunden hat, wurden vortrefflich gelungene Probeblätter vorgezeigt.

Als Gaben für das Jahr 1913 wurden von dem Vorstande vorgeschlagen: ein Neudruck von *August Siegfried v. Goué's* „Masuren" und zwei andern auf den Wetzlarer Ritterorden zu Goethes Zeit bezüglichen Drucken, herausgegeben unter Benutzung von handschriftlichem Material von *C. Schüddekopf*, und eine Reproduktion eines der seltensten Sammelwerke aus der Blütezeit der Silhouette, der „*Cent silhouettes*" von *Anthing*, aus dem Jahre 1792. Ferner konnten die ersten 25 Bogen des im Auftrage von Herrn Baurat H. Weisstein durch *F. von Zobeltitz* herausgegebenen *Katalogs der Bibliothek von Gotthilf Weisstein* vorgelegt werden, der in zwei Bänden von zirka 70 Bogen Großoktav den Mitgliedern im Jahre 1913 dank der Munifizenz des Stifters gratis ausgehändigt werden wird. Für 1914 ist eine Ausgabe der Gedichte Höltys, ein umfangreiches biographisch-bibliographisches Werk über Grimmelshausen aus der Feder des Geh. Archivrats Könnecke in Marburg und ein Neudruck des von Ottilie von Goethe heraus gegebenen „Chaos" in Aussicht genommen.

Nachdem auf Antrag der Rechnungsprüfer, Dr. *R. Payer von Thurn* und Hofrat Prof. Dr. *R. M. Werner*, dem Sekretär Entlastung erteilt war, brachte Prof. Dr. *G. Witkowski* folgende Resolution ein:

„Die in Wien am 29. September 1912 zur Generalversammlung vereinigten Mitglieder der Gesellschaft der Bibliophilen begrüßen freudig die Begründung der *Deutschen Bücherei* in Leipzig und erklären sich bereit, die Absicht einer vollständigen Sammlung aller in deutscher Sprache erscheinenden Schriftwerke dadurch zu fördern, daß sie die von ihnen veranstalteten und die ihnen erlangbaren Privatdrucke in je einem Exemplar der Deutschen Bücherei widmen. Sämtliche nicht anwesende Mitglieder der Gesellschaft werden gebeten, in derselben Weise die Deutsche Bücherei zu unterstützen".

Die Resolution fand einstimmige Annahme und ist dem Vorstande des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zur Kenntnisnahme übermittelt worden.

Zum Schluß folgte, nachdem als Ort der nächsten Generalversammlung *Hamburg* gewählt war, der Festvortrag des Herrn *Hans Feigl*, stellvertretenden Vorsitzenden der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft, über einen originellen Wiener Bibliophilen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, *Franz Haydinger*, den Wirt von Margarethen. Da der Vortrag in erweiterter Gestalt im Druck erscheinen wird, erübrigt es sich, hier auf den anregenden Inhalt näher einzugehen.

Bei dem gemeinsamen Festmahl im Festsaale des Kaufmännischen Vereins, an welchem etwa 120 Mitglieder und Gäste mit ihren Damen teilnahmen, wurden folgende Privatdrucke — in einer bisher noch auf keiner Versammlung erreichten Mannigfaltigkeit — verteilt:

Österreichischer Parnass bestiegen von einem heruntergekommenen Antiquar [Uffo Horn?]. Frey-Sing, bei Athanasius & Comp. (Den Teilnehmern an der Generalversammlung der „Gesellschaft der Bibliophilen" in Wien, 29. September 1912 gewidmet von der *Wiener Bibliophilen-Gesellschaft*. — Herausgegeben von *Richard Maria Werner.*) 62 S. 8°.

Mozart und Schikaneder. Ein theatralisches Gespräch über die Aufführung der Zauberflöte im Stadt-Theater. In Knittelversen von * * [Joachim Perinet]. Wien. Gedruckt mit Albertischen Schriften 1801. (Den Teilnehmern an der Generalversammlung der „Gesellschaft der Bibliophilen" in Wien (29. September 1912), gewidmet von Dr. *Fritz Brukner,* Wien. Gedruckt in 300 numerierten Exemplaren.) 16 S., 1 Bl. 8°.

Bruder Rausch. Faksimile des Straßburger Druckers von 1515. Den Teilnehmern an der vierzehnten Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen (Wien, 29. September 1912) gewidmet von der k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlagsbuchhandlung *Carl Fromme* in Wien. (Herausgegeben von Dr. *R. Payer von Thurn.*) 1 Bl., 22 und III S. 4°.

Burgkmairs Celtismedaille (1507). Überreicht von der *Gesellschaft für vervielfältigende Kunst* in Wien. 1 Bl. 4°.

Luigi *Kasimir:* Stefansturm im Winter. Originalradierung. 150 handschriftlich numerierte und vom Künstler signierte Abzüge auf Japan. Den Teilnehmern an der Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen (Wien, 29. September 1912) gewidmet vom Buchhändler *Hugo Heller.* 1 Bl. 2° in Umschlag.

Ludwig Bonnobergers Betbüchlein Wien 1607. Ein bibliographisch unbekannter Druck. (Den am 29. September 1912 in Wien versammelten Bibliophilen gewidmet von der *k. k. Hofbibliothek.* — Herausgegeben von *Theodor Gottlieb.*) 22 S. 12° und 63 Bl. kl. 8° (20,5 mm) in Karton.

Der Stock am Eisen Platz. La Place dit Stock am Eisen. Nach der Natur gezeichnet und gestochen von Carl Schütz in Wien 1779. Zur Erinnerung an den Wiener Bibliophilentag, den 29. September 1912, gewidmet von *A.[dolf] I.[ngster* in Lodz]. 1 Bl. qu. 4° in Umschlag.

Rudolf Hans Bartsch. Les Frissons dans Don Giovanni. Traduit de l'allemand, avec autorisation de l'Auteur, par *Victor Klarwill.* Den Teilnehmern an der vierzehnten Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen in Wien, 29. September 1912, gewidmet vom Mitgliede Nr. 867, *Viktor R. v. Klarwill.* Gedruckt in 250 numerierten Exemplaren. 15 S. 8° (mit dem Faksimile eines Briefes von R. H. Bartsch).

Der gewöhnliche Wiener mit Leib und Seele. Untersuchet in einer Faschingskinderlehre. Wien 1784. Den Teilnehmern an der Generalversammlung der „Gesellschaft der Bibliophilen" in Wien (29. September 1912), gewidmet vom Verlag *Paul Knepler* (Wallishaußer'sche k. u. k. Hofbuchhandlung), Wien. Gedruckt in 300 numerierten Exemplaren. 31 S. 8°.

X. Y. Z. und noch ein Z. Von *Richard Maria Werner.* (Sonderabdruck aus dem von Hans Feigl herausgegebenen „Deutschen Bibliophilen-Kalender für 1913". Den Teilnehmern an der in Wien am 29. September 1912 stattfindenden Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen (Weimar) gewidmet von der k. k. Hofbuchhandlung *Moritz Perles* in Wien.) 7 S. 4°.

Severin von Jaroschinski's letzte Stunden. (27.—30. August 1827. — Herausgegeben von Prof. Dr. *Michael Maria Rabenlechner,* Privatdruck in 150 Exemplaren.) 2 Bl. 4°.

Wiener Bibliophilen-Album XV.—XIX. Jahrhundert. Den Teilnehmern an der Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen in Wien am 29. September 1912 gewidmet von *Heinrich Ranschburg* in Fa. Gilhofer & Ranschburg, In 200 Exemplaren gedruckt. 14 Bl. 8°.

Speisenkarte gewidmet von der Verlagsbuchhandlung Brüder *Rosenbaum* in Wien. 2 Bl. 8°.

Vertheidigung der Wiener und Wienerinnen gegen das Büchel: Der gewöhnliche Wiener mit Leib und Seel sc. . . . Von Friderich Schmidt. Wien 1784. Mit Ignaz Grundischen Schriften gedruckt im heil. Kreuzerhofe. (Den Teilnehmern an der Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen in Wien (29. September 1912), gewidmet von *Josef Saar,* in Firma Heinrich Saar in Wien. Gedruckt in 300 numerierten Exemplaren.) 16 S., 1 Bl. 8°.

Ode auf den Prater. Wien, 1766 im May . . . Wien, gedruckt bey J. T. Edlen v. Trattnern. (Zur Tagung der Gesellschaft der Bibliophien in Wien am 29. September 1912 überreicht von *Ernst Schulte-Strathaus* und *Georg Müller* in München.) 13 S., 1 Bl. 8°.

Zur Geschichte der Windhagschen Bibliothek. Den Teilnehmern an der Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen in Wien am 29. September 1912 gewidmet von Dr. *Ign. Schwarz* in Fa. Gilhofer & Ranschburg. In 250 Exemplaren gedruckt. 2 Bl., 4 S. 8°.

Die Jüdischen Federhelden. Ein Flugblatt. (Den Teilnehmern an der Generalversammlung der „Gesellschaft der Bibliophilen" in Wien, 29. September 1912. *Richard Maria Werner.*) 12 S. 8°.

Zu E. Th. A. Hofmann. Ergänzungen zu Hans von Müllers grundlegendem Werke. Der Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen zu Wien am 29. September 1912 *F.[edor] v. Z.[obeltitz]* und *M.[artin] B.[reslauer].* (Gedruckt in 250 handschriftlich numerierten Exemplaren.) VI und 25 S. 8°.

Indem wir für diese reichen Gaben hier nochmals verbindlichst danken, fügen wir ausdrücklich hinzu, daß über etwa noch vorhandene Exemplare das Verfügungsrecht lediglich den Herren Spendern zusteht.



Am Montag dem 30. September wurde sodann in dem von Fischer von Erlach erbauten Prunksaale der k. k. Hofbibliothek eine auserlesene Sammlung von Handschriften und Frühdrucken zur Geschichte der christlichen Kunst unter Führung des Direktors Hofrat Ritter v. *Karabaçek* und des Kanzleidirektors im Oberstkämmereramt Hofrat Freiherrn v. *Weckbecker* eingehend besichtigt; bis zu einer gemeinsamen Fahrt nach der sonnigen Höhe des Kobenzl aufgebrochen wurde Für den Abend hatte das k. k. Oberstkämmereramt allen auswärtigen Mitgliedern im Hofburgtheater Logenplätze zu einer Aufführung der „Fünf Frankfurter" zur Verfügung gestellt, nach deren Schluß ein Abschiedstrunk im Rathauskeller die Festteilnehmer vereinigte, denen die vielfachen Eindrücke der Wiener Tagung eine bleibende, frohe Erinnerung sein werden.

Der Vorstand der Gesellschaft der Bibliophilen

WEIMAR, Cranachstr. 38. **I. A.**

Prof. Dr. Carl Schüddekopf.

Pariser Brief.

Kaum vom Lande zurück, werden die Pariser in den Herbstsalon geladen. Dort ist, wie alljährlich, versucht worden, die *buchkünstlerische Jahresernte* vorzuführen; doch scheint es, daß eher Zufall als beherrschende Methode -- die dann überhaupt nicht besonders die Eigenschaft des diesjährigen Salons, am allerwenigsten seiner retrospektiven Abteilung des Porträts ist -- vorliegende Proben zur Schau gestellt habe. Es handelt sich bei dieser Buchausstellung, die uns zunächst erkennen läßt, wie wenig sich die Franzosen um Errungenschaften anderer Nationen kümmern, mehr um Illustrationskunst, als um die kunstgewerbliche Ausstattung des Buches. Proben der im Dixhuitième fußenden französischen Illustration gibt *Robert Bonfils* mit farbigen Zeichnungen zu „Clara d'Ellbeuse" von Francis Jammes reizvolle Beispiele der Assimilierung seines nationalen Stils an jene der Russe *Benois* mit Bildern zu einer russischen Ausgabe von Dostojewskis „Pique-Dame". Von Pelletans Editionen war hier kürzlich die Rede. Die Blätter der neuesten — der letzten, der Pelletan noch seine Mitarbeit leihen konnte —: „*Les Travaux et les Jours* d'Hésiode suivis de *la Terre et l'homme* par Anatole France", sind mit vortrefflichen Holzschnittillustrationen von *E. Colin* und zartfarbigen Zierstücken geschmückt. Neben P. Moçons Übersetzung ist auch der Urtext in einer kursiven, an das Vorbild der Aldinen erinnernden schönen Type abgedruckt. Unter den plakatartigen Entwürfen zu Buchumschlägen verdient *H. Dethomas'* Komposition zur französischen Ausgabe von Schnitzlers „Reigen" Erwähnung, die geistreich und geschmackvoll die Liebesrunde vor Augen führt.

Was die kunstgewerbliche Ausstattung des Luxusbuches anbetrifft, so hat oft allein die technische Qualität zu genügen, während entweder auf künstlerisch produktive Arbeit an der Gestaltung verzichtet, oder einer Tradition nachgearbeitet wird, die weniger im Stil des XVIII. Jahrhunderts, als in dessen Entartung infolge der Erleichterung der Technik ihren Ursprung hat.

Die vorliegenden französischen Luxusdrucke unterscheiden sich weder untereinander stark, noch von solchen, die vor 20 Jahren ausgestellt wurden. Viele sind auch noch in der bekannten hagern, klaren Antiqua gedruckt, die seit 100 Jahren gebräuchlich ist, und gewiß auch von denen hoch geschätzt wird, die sich über die ungewöhnlich konservative Gesinnung der französischen Drucker wundern. Ihre Werke erscheinen uns, im Vergleich mit modernen deutschen oder englischen Drucken, allzu konventionell, eintönig, und sind bei aller untadeligen Korrektheit, die hochentwickelte Bibliophilie und angemessener Preis bedingt, fast ohne künstlerisches Interesse.

Wir zögern, sie charakterlos zu nennen, denn wir verkennen nicht die Vorzüge dieser Art, wenn es sich um schlichte Texte handelt. In dieser Beziehung sind musterhaft die Ausgaben in der Sammlung „Les maîtres du livre" des Verlags *Georges Crès* von Werken der Huysmans, Verhaeren, Barrès, H. de Régnier, Fromentin, R. de Gourmont u. a., deren Porträt, von *P. E. Vibert* in Holz geschnitten, jedem Band als Frontispiz beigeheftet ist. Die neueste Veröffentlichung der „Editions de l'indépendance", „Le Jubilé de Jeanne d'Arc" ist von dem der „Rosace", einer montparnassischen Brüderschaft katholischer Künstler angehörenden „Frère Angel", einem filius spiritualis des Angelico, mit Kopfstücken geschmückt, die feine typographische Qualitäten aufweisen.

Neuerungsversuche haben bei dieser allgemeinen traditionellen Tendenz nicht leichtes Spiel, und die Gefahr des andern Extrems bedroht sie um so schwerer. In erster Linie verdient hier die neue Buchkunst der „Belle Edition" unser Interesse, deren Erzeugnisse nun bereits in stattlicher Kollektion von quadratischen Heften vorliegen: ein Musenalmanach, in zwölf Monatsbüchlein geteilt, Gedichtsbücher, die schöngeistige Zeitschrift „Schéhérazade", die Bilderbücher von Segonzac, von denen wir die Zeichnungen nach Isadora Duncan ganz besonders hoch schätzen (Dessins sur les danses d'Isadora Duncan par *André Dunoyer de Segonzac*. Précédés de la Danseuse de Diane, glose de Fernand Divoire. 56 Seiten auf Hadernpapier, in 4° 3 Fr.) Die



Zeichnungen geben in ganz feinen Linien überaus charakteristisch die eigentümlichen Bewegungsmotive wieder; ebenso wertvoll sind 24 Zeichnungen über „Schéhérazade" des russischen Balletts sowie solche nach Ida Rubinstein vom Châtelettheater. — Wir haben schon auf die Vorliebe des Verlags für Carré hingewiesen. In einigen Fällen spricht sich damit wohl der Wunsch aus, nur ja nicht in die konventionellen Gepflogenheiten der Bücherherstellung zu verfallen; besonders da vermutet man diese Absicht, wo nur seitlich ein breiter Rand stehen gelassen wurde, während oben und unten das Blatt unmittelbar am Satz abgeschnitten erscheint. Durch viereckiges Format ergibt sich freilich mannigfaltige Gelegenheit für den illustrativen Schmuck, auf den die Edition besonderen Wert legt. Bei Gedichten wird die Mitarbeit des Zeichners in Randglossen höchst reizvoll verwendet; besonders gut ist die Vereinigung von Zeichnungen *A. Roubilles* mit den Versen von Paul Feuillâtre. Satzbild, Type, Papier verraten durchweg Sorgfalt und Geschmack, man freut sich, daß die neuern Werke besser gelungen sind als die Anfangsversuche. Dagegen ist bei der Gesprächigkeit des französischen Titels auch hier noch keine Vereinfachung der typographischen Erscheinung des Umschlags gefunden worden. Der Versuch, das nach Art eines Dissertationstitels weitschweifige Bild durch verschiedene Färbung der Buchstaben zu gliedern, bewirkt leicht kataloghaftes Aussehen. Am besten wirkt dabei — bibliographisch merkwürdig — das bunte Signet der Firma, ein Rosenzweig.

Auf neuen typographischen Wegen geht auch *Paul Véra* mit Schrift und Holzschnitten zu „Le Nouveau Jardin" (Verlag Emile Paul). Auf den schönen Katalog *Georges Lepapes* für des großen Schneider Poirets Schöpfungen, ein modernes Bilderbuch von ganz eigenem Reiz, möchten wir Sammler angelegentlich aufmerksam machen.

Deutsche Buchindustrie ist allein durch Hiersemanns und Bruckmanns Reproduktionswerke vertreten. Die der Bibliothèque d'Art et d'Archéologie nahestehende Société de Réproduktion des Dessins de Maîtres zeigt Specimina ihrer jährlichen Editionen, die vorzugsweise das französische XVIII. Jahrhundert berücksichtigen (besonders auch die ehemalige Kollektion Douzet) und — teilweise in beunruhigender Faksimiletreue — durch die Kunstanstalt A. Marty hergestellt werden. Diese Blätter sind im Handel nicht zu bekommen. Eine Subskribentenzahl von 500 soll nicht überschritten werden, um der Ausführung des einzelnen Exemplars nicht zu schaden. Dieser Gesellschaft ist auch die Wiedergabe der so überaus interessanten Auktionskataloge und „livrets de Salon" zu verdanken, die Gabriel de St. Aubin (1724—1780) zu seinem eigenen Gebrauch mit den Skizzen der ausgestellten Werke glossierte. Nebenher veröffentlicht sie, in bloß 150 Exemplaren, das aus 277 Blättern bestehende Handzeichnungenwerk Pisanellos und seiner Schüler aus dem ehemaligen Codex Vallardi, wovon dieser Tage die zweite Lieferung — meistens Zeichnungen nach Tieren — zur Verteilung kam; ein Werk, das sich den von Goloubew im Verlag Van Oest herausgegebenen Handzeichnungen G. Bellinis würdig an die Seite stellt. Die Gesellschaft für Reproduktion illuminierter Manuskripte widmet ihre Publikation der „Bible moralisé".

Bei Marty erschien eine Sammlung alter Handzeichnungen von vorwiegend kriegsgeschichtlichem Interesse, die sich im Besitz der Ecole Polytechnique befinden. Schließlich seien noch erwähnt die „Documents pour l'histoire du Costume" und *Toulouse-Lautrecs* Farbenzeichnungen „Au Cirque" im Verlag von Goupils Nachfolgern Manzi, Joyant & Cie. Einige Proben von Luxusbuchbinderei (*Kiefer, Schroeder, Mallet, Meunier, Seguy*) verraten meist allzu deutlich die Anstrengung um luxuriöse Aufmachung. Seguys Arbeiten kommen dem Ideal in würdiger Weise nahe, verfehlen sich aber gegen das Grundprinzip, daß Schmuck des Buchdeckels Flächendekoration sei. Bekanntlich kennt man in Frankreich den Verlegereinband kaum. Aber es gibt in Paris genug vortreffliche Buchbinder, die höchst geschmackvolle Einbände für die bescheidensten Ansprüche liefern.

Die Neubauten der Nationalbibliothek an der Rue Vivienne gaben Gelegenheit, die Dekoration des alten „Cabinet du Roi" wiederherzustellen. Die Wandgemälde von *Van Loo, Natoire, Boucher* wurden in getreue Kopien der alten Holzverkleidung eingesetzt. Das zugehörige Mobiliar, das im Kabinett der Medaillen aufbewahrt wurde, ist ebenfalls wieder seinem ursprünglichen Zweck entsprechend verwendet worden.

In der Sammlung „Les Maîtres d'Art" (Plon) hat eine Schülerin André Michels, *Louise Pillon*, eine erste zusammenfassende Darstellung der Bildhauerkunst von Senlis, Laon, Paris, Chartres, Amiens, Bourges unternommen („Les sculpteurs français du XIIIe Siècle"), die hier nur kurz angezeigt sei.

Der neueste Band von „l'art de notre temps" (Librairie centrale des Beaux-Arts, 3,50 Fr.) ist *Degas* gewidmet. Er enthält 48 Reproduktionen seiner Hauptwerke; deren jede P. A. Lemoine, der auch eine Einleitung beigefügt hat, mit dokumentarischen Notizen kommentiert, die über das Werk und seine Entstehungsgeschichte alles Wissenswerte mitteilen.

Einen neuen Band seiner vortrefflichen Studien der modernen französischen Literatur widmet *Jules Berteaut* den „Romanciers du Nouveau Siècle": H. de Régnier, Boylesve, H. Bordeaux, F. Vandéreur, L. Bertrand, C. H. Hirsch, R. Rolland, Frapié, Farrère, Gide. Nebst diesen werden noch drei Vertreter der regionalen Heimatkunst untersucht; Emile Guillaumin und Hugues Lapaire, die in Georges Sandscher Tradition von neuem die Stimmung der landschaftlich wenig reizvollen Gegenden Mittelfrankreichs erwecken, sowie Emile Moselly, der Sohn Lothringens und Verfasser des Vogesenromans „Jeán de Brebis ou le Livre de la Misère".

Von bibliographischem Interesse ist eine Dissertation von *Albert de Bersancourt*: „Les Pamphlets contre V. Hugo". Der Autor analysiert in sechs Kapiteln deren einige zwanzig, und erweist ihnen mit reichlichen Zitaten gewiß allzu hohe Ehre. Es wäre die Frage zu stellen gewesen, weshalb diese Pamphlete entstanden sind, und welche Wirkung sie hatten; alles andere ist für uns heute wertlos, abgesehen vom bibliographischen Interesse.



Wie sich für den, der sich nicht nur vertrauensvoll von den offiziellen Rapporten belehren läßt, das wahre Bild der „Faculté des Lettres" von Paris ergibt, zeigt in der „Grande Revue" eine sehr interessante Untersuchung des dieser Fakultät angehörigen Universitätslehrers *Ferdinand Lot.* Es handelt sich nicht um den wissenschaftlichen Zustand dieser Fakultät, sondern um die Frage nach dem Verhältnis des Studenten zu einer so wertvollen Institution, — eine Frage, die vielleicht allgemein zu wenig gestellt wird — und das Ziel des Autors ist, festzustellen, daß erstens zwei Drittel der Frequentanten keine Studenten sind, zweitens zwei Drittel der eingeschriebenen wirklichen Studenten keinen Fuß in die Sorbonne setzt, weil — ganz abgesehen von den Verlockungen der Großstadt — der Fuchs die „Licence" zu präparieren hat und dies zweckmäßiger daheim nach seinem Leitfaden unternimmt, als sich durch „interessante" Vorträge auf nicht „verlangte" Gebiete verlocken zu lassen; und drittens, daß gerade wieder die Rücksichtnahme auf Examina, z. B. als Kandidaten des höheren Lehramts, den wissenschaftlichen Betrieb — tout comme chez nous — erschwert. Und doch muß sich die Fakultät mit diesen Aufgaben einer „Ecole normale" abgeben; diejenigen Fakultätszweige, die darauf verzichten, verspüren sofort die Einbuße an Ansehen bei den Studenten, die sich durch Ignorieren ihrer Kurse ausdrückt. Der französische Student schließt sich nur dem Lehrer an, der vom ersten oder spätestens dem folgenden Jahre seiner Studien an ihn auf den Enderfolg vorzubereiten verspricht. Lots Untersuchungen sind nicht schmeichelhaft für den Wissenschaftsdrang des übrigens als Utilitarist verschrienen Pariser Studenten; aber seine Haltung ist bei dem aufs Strebertum eingerichteten Stand der Dinge durchaus verzeihlich. Schlimm ist es freilich für die große Prozentzahl der in den Vorexamina wiederholt Verunglückten, immer wieder von neuem zu versuchen; sie haben von ihren zwei oder drei Universitätsjahren kaum einen Profit für ihre intellektuelle Ausbildung, denn sie kommen vor lauter „ochsen" nie zum wirklichen Arbeiten. Man müßte zum mindesten die Erlaubnis, beliebig oft vor der Prüfungskommission zu erscheinen, wie in Deutschland einschränken; eine Maßregel, die Kandidaten wie Examen ganz beträchtlich vermindern müßte.

Im „Mercure de France" informiert eine Studie über Mallarmé als Professor des Englischen an verschiedenen Pariser Lyzeen, zuletzt am Lycée Fontanes: *Charles Chassé,* Mallarmé Universitaire. Ebenda eine neue Untersuchung der „Tendances de la poésie contemporaine" von *Georges Batault.* — Aus der „Revue" nennen wir den Aufsatz von *Nicolas Ségur:* Bergson et le Bergsonisme, aus der „Nouvelle Revue française" unveröffentlichte Briefe von *Rimbaud* und eine Studie über den Poeten von *Paul Claudel.* — „Revue du Temps présent" veröffentlicht die Übersetzung der Lebensgeschichte der Kaiserin Elisabeth von *C. v. Tschudi.* — In der „Phalange" neue Verse von *Charles Guérin;* ein Aufsatz *Jean Royères*: „l'hypothèse Romantique", Prosadichtungen von *G. de Palandrie, Claudien, L. Christophe.* — In der „Ile Sonnante" eine Würdigung des Romanciers J. H. Rosnyaîné durch *Marcel Martinet.* — In „le Feu" Poesien von *Emile Sicard* (le jardin du Silence et la Ville du Roy) und *Albert Erlande; Francis Carco* schreibt über Charles Henri Hirsch, den humorvollen, etwas in der Art Maupassants arbeitenden Erzähler. Aus „Bandeaux d'or", worin vorwiegend Lyrik der *Vildrac, Castiaux,* Arcos, Duhamel erscheint, nennen wir den Aufsatz von *René Arcos* „La Perception originale et la peinture". Kleine Zeitschriften erscheinen im Sommerquartal gern in Form eines abgeschlossenen Werks; so brachten „Cahiers du Centre" die Provinzgedichte *Jean Bonnerots,* hübsche Stimmungsbilder. — In den „Cahiers de la Quinzaine" die Fortsetzung von *Jean Christophe:* „La Nouvelle Journée" von Romain Rolland. — Besonders interessant ist die Sommernummer der in Poitiers erscheinenden hübschen kleinen Zeitschrift „l'Effort libre"; wir müßten fast alles zitieren, lassen es am Hinweis auf den Aufsatz von *Paul Amann-Wien* über Emil Strauß und Thomas Mann genügen.

In der ganzen Zeitschriftenliteratur konstatieren wir das fortgesetzte Interesse an Deutschland, seinem Geistesleben, wie seiner wirtschaftlichen Entwicklung. „Grande Revue" bringt ein Resümee der in deutschen Händen befindlichen industriellen Betriebe auf französischem Boden. In der „Revue" ein Aufsatz über die Deutschen als Kolonisten („les Allemands et les Nègres") — *Max Hochdorf* berichtet ebendort über das Drama Schmidtbonns und Wedekinds und den neuen deutschen Roman in seinen Vertretern Heinrich Mann und Gerhart Hauptmann. Heinrich v. Kleist wird von zwei Seiten beleuchtet: in der „Revue" als Nationalist und Franzosenfeind, im „Mercure" als „Poète érotique" (von *René Lauret*); hier ist auch dem Nationalismus Heinrich Heines eine Studie geweiht, dessen „Atta Troll" eingeleitet von Professor *Ch. Schweizer,* der Verlag Figuière kürzlich in französischer Übersetzung herausgegeben hat. Ferner kann in diesem Zusammenhang — immer aus der gleichen Zeitschrift — noch die medizinische literarische Studie des Arztes *Voivenel* über Nietzsche, Rousseau, Schumann und Maupassant genannt werden. Im „Pan" die Probe einer Faustübersetzung (Faust II. V. 5) von *C. A. Granger.*

Paris, Anfang Oktober.

R. Kieser.

Londoner Brief.

Die jährliche Tagung der *„Library-Association"* fand diesmal im Herbst zuerst in Liverpool und dann in Dundee statt. Es gelangten Gegenstände zur Verhandlung, die mehr zur Anregung dienten, als daß die Fragen eine endgültige und befriedigende Antwort erhalten konnten. So wurde namentlich scharf darüber debattiert, welchem System in den öffentlichen Bibliotheken der Vorzug zu geben sei: der Entnahme der gewünschten Bücher durch die Benutzer oder Verabreichung an das Publikum durch Angestellte der Bibliothek.

Auf Seiten des sogenannten *offenen Zutritts* befand



sich namentlich Mr. *F. G. Shaw*, der Oberbibliothekar in *Liverpool*, während Mr. *F. Goß* von dem „*Bishops-gate-Institut*" das System des *Verschlusses* mit der Bemerkung vertrat, daß seiner Bibliothek bei dem Versuch der erst erwähnten Methode, innerhalb eines Zeitraumes von vier Jahren in runder Zahl 1000 Bände verloren gegangen seien.

Der Präsident der Gesellschaft, Professor *Schaefer*, sprach über das Thema „*Der Ursprung des Lebens*" und führte aus, daß bei der früheren Zusammenkunft in Dundee die Ansicht noch ziemlich allgemein vertreten worden sei, daß die Entstehung des Lebens von einer andern Welt ausging. Heute habe sich dagegen die Überzeugung Bahn gebrochen, daß für uns Erdenbewohner der Beginn des Lebens auch von unserem Planeten herstammt, und was sich einmal ereignet, sicherlich wiederholen könne, da vor allem die Grenzen der organischen und anorganischen Natur in einander übergehen.

Einstimmigkeit herrschte darüber, daß eine sichtliche Abnahme im Lesen von Romanen bemerkt wurde. Als die Gesellschaft im Jahr 1883 in Liverpool ihre Versammlung abhielt, befanden sich daselbst im ganzen drei Bibliotheken, während heut elf zur freien Benutzung des Publikums vorhanden sind.

Die „*Admiralitäts-Bibliothek*", die bedeutendste Fachsammlung von Marine-Literatur in England, hat kürzlich einen offenen Lesesaal eröffnet, und gleichzeitig einen Katalog anfertigen lassen. Die „*Guildhall-Library*", der Stadt London gehörig, feierte ihr vierzigjähriges Bestehen, und veranstaltete in ihren Räumen im Rathaus, zu diesem Zweck eine Ausstellung von alten kolorierten Stichen, welche uns die Physiognomie des mittelalterlichen Londons, namentlich nicht mehr vorhandene Baulichkeiten an der Themse, veranschaulicht. Die genannte Bibliothek besitzt 150000 Druckbände und 6000 wertvolle Manuskripte.

Nach 42jähriger allgemein anerkannter Tätigkeit zieht sich Dr. *G. K. Fortescue*, der Direktor des Departements der gedruckten Bücher im „British-Museum", ins Privatleben zurück. Seiner Angabe gemäß enthält die Bibliothek des Instituts 4500000 Bände, und vermehrt sich jährlich im Durchschnitt um 50000 Drucke, zu denen noch 250000 Zeitungen hinzukommen. Neben seiner umfangreichen Geschäftstätigkeit fand Dr. Fortescue noch Zeit, um drei Kataloge anzufertigen: das nach dem Inhalt der Bücher geordnete Verzeichnis, das fünf starke Druckbände umfaßt; dann den Katalog der sogenannten „*Thomas Tracts*", einer bedeutenden und berühmten Sammlung von 22225 Werken aller Art, die König Georg III. angekauft hatte; endlich die „*Croker-Sammlung*", bestehend aus 48579 Bänden, vornehmlich über die französische Revolution handelnd.

Sowohl in der Tagespresse wie in den periodischen Zeitschriften wird infolge einer Rundfrage festzustellen gesucht, welche Bücher, das heißt welche Klasse derselben, vom Publikum vorzugsweise während der Ferien, des Urlaubs, oder der Erholungszeit, benutzt wurden? Ein wirklich übersichtlich orientierendes Resultat konnte wohl kaum erreicht werden, da die Interessen des lesenden Publikums zu verschiedenartig sind, die Wahl der Bücher von Zufälligkeiten abhängt, und oft aktuelle Vorkommnisse, sowie endlich ein gerade momentan zu erledigendes Vorhaben entscheiden. So wurden zum Beispiel unmittelbar nebeneinander genannt: Mark Twain, Bret Harte, Kipling, Kant, Pierre Loti, Saint-Simon, George Eliot, Rossetti, Goethes „Wilhelm Meister" und Montaigne.

Neu erschienene und der Empfehlung werte Werke sind: „*The Man who saved Austria: The Life and Times of Baron Jellacic, the famous Ban of Croatia.*" By *M. Hartley*. (*Mills & Boon*); dann „*The Italian Bronze Statuettes of the Renaissance*. By *Wilhelm Bode*. Vol. III. (*Grevel & Co.*), „*The collected Works of William Morris*. Vols. XIII—XVI. With Introductions by his Daughter, *May Morris* (*Longmans & Co.*) und „*Thesaurus totius Hebraitatis* by *E. Ben Jehuda*" (*H. Grevel*). Über Wilhelm von Oranien kamen gleichzeitig zwei bemerkenswerte Biographien heraus: „*William the Silent*". By *J. C. Squire* (*Methuen 10.6 d. net*), und „*William the Silent*". By *Ruth Putnam* (*Putnam. 5.|. net*).

Die Firma *Jack* zeigt ein Serienwerk großer Musiker an, in welchem jedem Meister eine Monographie gewidmet werden soll. Bisher wurden veröffentlicht: „*Beethoven*" von *F. Corder*; „*Mendelssohn*" von *Sir F. Cowen*; „*Schumann*" von *Landon Ronald*, „*Mozart*" von Sir *F. Cowen*, „*Tschaikowzky*" von *Landor Ronald* und „*Wagner*" von *F. Corder*. Dieselbe Verlagsfirma *Jack* kündigt folgendes Werk an: „*The Uffzi Gallery*", by *Paul Konody*, *with fifty reproductions in colour of the most famous pictures in the collection*. Der Ruf Konodys als Kunstschriftsteller bürgt uns dafür, daß der Text ein gediegener sein wird.

Ganz besonderen Beifall bei Publikum und Presse fand das Buch unseres Kronprinzen: „*Crown Prince of the German Empire and of Prussia, From my Hunting Day-Book*" (*Hodder & Stoughton. 6 s. net*). Nicht minderes Interesse wurde dem Werke *Hanns von Zobeltitz' „Sieg*" gezollt. Eine eingehendere Besprechung über dasselbe brachte das literarische Supplement der „Times" vom 26. September dieses Jahres. Hier heißt es unter anderem: „Das Buch beweist den Triumph des Enthusiasmus über physische Umstände. Der Krieg ist furchtbar und wird es immer bleiben, und doch, und doch . . .!" —

Die „*Times*" feierte durch eine Sonderausgabe ihrer Zeitung das Erscheinen der Nummer 40000. Das Blatt enthielt am 20. September einen Aufsatz über die eingetretene allgemeine Verschlechterung der Handschrift, ein Umstand, der durch die immer mehr zunehmende Verwendung der Maschinenschrift erklärt wird. Gleichfalls findet sich am 1. Oktober ein interessanter Artikel in der „Times" mit der Überschrift „*Englands debt to German Education*", in dem namentlich Wilhelm von Humboldt ein uneingeschränktes Lob erteilt wird.

Unter den bei Sotheby abgehaltenen Auktionen erwähne ich eine solche, in der besonders hohe Preise für Rembrandt- und Méryon-Radierungen gezahlt wurden. So brachte unter andern *Rembrandt* „Clement de



Jonghe", erster Plattenzustand 11600 M.; ferner „Jan Lutma", zweiter Plattenzustand 3100 M. und „La Mère de Rembrandt au voile noir" 1700 M. *Méryons* „L'Abside de Notre Dame de Paris", erster Plattenzustand erzielte 6600 M. — Ein kurzer, vom 23. Juli 1563 datierter Brief der *Königin Elisabeth* kam auf 4300 M. Für *Cromwells* Unterschrift in einem Brief wurden 6200 M. gezahlt.

Von der alten Auktionsfirma „Christie, Manson & Woods" ist zu berichten, daß das letzte Mitglied mit dem Namen *Christie* in dem genannten Hause, Mr. James H. B. Christie, kürzlich in London verstarb. Ferner ist der Tod von Miß *Louisa Twining* zu verzeichnen, die als eine Autorität in allen das Armenwesen betreffenden Angelegenheiten galt, und eine Reihe von Schriften über diesen Gegenstand veröffentlicht hatte. Endlich ist der Tod eines sehr bedeutenden Ägyptologen, von Mr. *P. D. Scott-Moncrieff* zu beklagen, dessen Hauptwerk *„The Hieroglyphic Texts from Egyptian Stelae in the British Museum"* von der Verwaltung des Instituts zum Druck gegeben wurde.

London. Anfang Oktober. *O. v. Schleinitz.*

Römischer Brief.

In der bei Laterza in Bari erscheinenden, groß angelegten Sammlung *„Scrittori d'Italia"*, auf die ich an dieser Stelle schon wiederholt hingewiesen habe, sind eine Anzahl neuer Bände erschienen, die der Erwähnung wert sind: *Poeti minori del settecento a cura di A. Donati. Vol. I. — Santa Caterina da Siena.* Libro della divina dottrina, detto volgarmente „Dialogo della divina providenza" *a cura di Matilde Fiorilli. — G. Guidiccionie F. Coppetta Beccuti, Rime, a cura* di *Ezio Chiorboli. — Relazioni degli ambasciatori Veneti al Senato, a cura di A. Segarizzi, Vol. I. — Trattati d'amore del cinquecento, a cura di G. Zonta.* Dieser letzte Band ist von besonderem Interesse. Der Verleger gibt der Ankündigung folgendes Geleitwort bei: „Die wichtigen Werke über die Lehre von der Liebe, die im XVI. Jahrhundert geschrieben wurden, werden in den „Scrittori d'Italia" als selbständige Bände veröffentlicht werden, so die *„Dialogi d'amore di Leone Ebreo"* oder in den Gesamtwerken der einzelnen Autoren, wie *Bembo*, *Piccolomini* und andere. Aber eine Auswahl der interessantesten kleineren Schriften dieser Richtung scheint uns nicht weniger wertvoll zu sein. Sie sind von Wichtigkeit für die Beleuchtung jener künstlerisch neuplatonisch-ficinianischen Richtung in der Behandlung des Themas Liebe, die die Quintessenz der ganzen höheren lyrischen wie pädagogischen Literatur des Cinquecento bildet, wie auch für die Geschichte der galanten Sitten in Italien und für die Kenntnis des *wirklichen* Lebens in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, im absoluten Gegensatz zu der mystischen Auffassung der Liebe, die nur in den Schriften und dem Geistesleben unserer Autoren des Cinquecento existierte. In solcher Absicht hat Giuseppe *Zarta*, bekannt durch seine Schriften über *Betussi*, in diesem Bande vereinigt: Den *„Roverta"* von *G. Betussi*, eine Folge verwickelter philosophischer Diskussionen und kurioser literarischer Auslassungen, mit eingestreuten interessanten Novellen und Erzählungen; den nüchternen *„Ragionamento"* des *F. Sansovino*, in denen den Männern geeignete Ratschläge zur Verführung der Frauen erteilt werden, den anmutigen und lebendigen *„Dialogo della infinità d'amore"* (Dialog über die Unerschöpflichkeit der Liebe) der *Tullia d'Aragona*; den unbekannten „Specchio d'amore" des Gottifredi, den Zonta unbedenklich als die künstlerisch schönste literarische Arbeit über die Liebe nach *Piccolomini's Rafaella* anspricht; und schließlich die *„Leonora"* des Betussi, eine prachtvolle Darstellung des eleganten Lebens in den italienischen Patrizierkreisen jener Zeit. — Die am Schlusse beigegebenen Anmerkungen enthalten die wichtigsten Angaben über die Geschichte der einzelnen Erzählungen, einige bibliographische Notizen und wertvolle Bemerkungen über sprachliche und grammatikalische Eigenheiten der einzelnen Autoren. — Der Band umfaßt 372 Seiten in Oktavformat und kostet 5 Lire 50 Centesimi.

Vor einiger Zeit war in den *„Times"* ein Aufsatz über die bekannten Ausgaben allerkleinsten Formates von Dante, Galilei und Manzoni aus dem Verlage der Gebrüder *Salmin in Padua* erschienen. Zur Berichtigung einiger Irrtümer in diesem Aufsatz richtet nun der Inhaber des Verlages *Luigi Salmin* einen Brief an die Redaktion der *„Times"*, den das *„Giornale della Libreria"* veröffentlicht. Worum es sich handelt, geht aus dem interessanten Schreiben selbst hervor. „In der Nummer vom 5. Februar" heißt es da, „kam in Ihrer Zeitung eine Arbeit zum Abdruck, die sich mit den Miniaturausgaben von Dantes ‚Divina Commedia' beschäftigt und auch meine Ausgabe von 1878 erwähnt, die unter dem Namen *‚Dantino'* (kleiner Dante) bekannt ist. Die Angaben, die dort gemacht werden, entsprechen, soweit sie Druck und Format des heute höchst seltenen Bändchens betreffen, der Wahrheit. Die wenigen Exemplare, die sich noch finden, werden zu ungewöhnlich hohen Preisen verkauft. Der Hauptzweck dieses meines Briefes ist, einige Irrtümer aufzuklären, die Ihnen bei der Besprechung meiner Ausgabe untergelaufen sind. Es ist nicht richtig, daß die ersten Versuche aufgegeben worden seien, wegen eines Augenleidens, das sich der Setzer zugezogen habe. Dieser lebt vielmehr noch heute in bester Gesundheit. Sie wurden von den Mailänder Druckereien aufgegeben, denen es an der nötigen Ausdauer zu dem Kampfe fehlte, den die Überwindung der nicht geringen Schwierigkeiten des Satzes und des Druckes erforderte. Ich möchte dann bemerken, daß das Büchlein, das noch kleiner ist als der *‚Dantino'*, eine kleine Schrift Galileis ist: *„Lettera di Galileo a Madama Christina di Lovena"* von 1615. Dieses Bändchen hat ein Format von 10 zu 16 mm und eine Stärke von 7 mm und wurde von mir im Jahre 1896 mit den gleichen Typen wie der „Dantino" veröffentlicht. In Holland wurde 1674 ein Büchelchen im For-

mat meines Galilei gedruckt, von dem ich weder den Titel noch den Verleger kenne, mit gewöhnlicher Schrift und dem Titel auf zwei Seiten; während mein Galilei in Schriftgröße 2 gedruckt ist und die Seite zu zehn Zeilen und etwa 100 Buchstaben hat. Diese Miniaturausgabe übertrifft alle anderen seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Tage (und die Sammlung Salomon in Paris enthält 1000 Stück!). Die Exemplare auf besonderem Papier sind von 1 bis 100 numeriert, in Pergament, mit Verzierungen und Goldschnitt, gebunden und in einer silbernen Hülse in Buchform aufbewahrt. Im Jahre 1902 habe ich eine Ausgabe der *'Promesi Sposi'* von *Alexander Manzoni* in einem eleganten Bändchen, Schriftgröße 4, Format 40 zu 60 mm und 30 mm Stärke veröffentlicht. 100 numerierte Exemplare mit Illustrationen sind in Chagrinleder mit hübschen Verzierungen und Goldschnitt gebunden. Es gibt auch gewöhnliche Exemplare ohne Illustrationen. Vielleicht haben Sie die Güte, diese meine Angaben im Interesse der Geschichte des Buchdrucks und der europäischen Bibliographie in Ihrem geschätzten weitverbreiteten Blatte zu veröffentlichen. . . ."

Wie die *„Bibliofilia"* berichtet, hat *Maurizio Mastrorilli* kürzlich unter dem Titel „Considerazioni critiche sul restauro degli antichi manoscritti" (Betrachtungen über die Restaurierung alter Handschriften) bei Giannini in Neapel eine kleine Schrift veröffentlicht, in der er diese Frage, die auf der internationalen Konferenz der Bibliothekare in Sankt Gallen 1898 und dann auf dem Kongreß in Brüssel 1910 zur Sprache gekommen ist, behandelt. Verschiedene Mittel, die für den gewünschten Zweck als brauchbar angegeben wurden, Präparate auf Grund von Gelatine, Nitroglyzerin und Arsenik *(„Kitt", „Zapon", „cellite" „new-zapon", „crêpeline")* wurden von der Schwedin *Samuelson*, dem Holländer *Schoengen* und dem Amerikaner *Gaillard Hunt* teils empfohlen, teils verworfen. Keines dieser Mittel ist ohne Nachteile. In Italien gibt es zwei Richtungen: die des Paters *Ehrle* (Präfekten der Vatikanischen Bibliothek) und *Marés* in Turin, die das sogenannte *„Crêpeline"* für Papier und einen Gelatineteig mit Formol für Pergament verwenden, und die von *Christoforo Marino*, einem Beamten des Stadtarchivs in Neapel, die Mastrorilli in seiner Schrift eingehend beschreibt, wenn er auch erklärt, daß gewisse Manipulationen dabei geheim gehalten werden. Dieses zweite System hat den Vorzug, jede Anwendung von Säuren und Chemikalien zu vermeiden; es scheint aber sehr kompliziert und von gar zu individuellem Charakter. Trotzdem aber hat es seine Brauchbarkeit erwiesen, wie die Anjouschen Codices 305 und 355, der Anjousche Codex, der aus dem Brand (des Neapeler Archivs) von 1701 gerettet wurde, die Pergamenthandschrift des Abts Aligerno in Monte Cassino (972) das *„Liber aureus"* und andere bezeugen. Die Schrift Mastrorillis schließt mit einer warmen Empfehlung an die Behörden für die Verbreitung des Marinoschen Systems. Die „Bibliofilia" entnimmt diese Angaben einer Besprechung des Professors *L. G. Péllissier* im „Bulletin Italien" (XII, 191) und fügt hinzu, daß sich auch der *Dr. F. Baldasseroni* in einer kleinen Schrift *„Per i nostri Archivi"* (Florenz, Tipografia Galileina, 1912) mit dieser Frage beschäftigt.

Im August hat in dem Städtchen Levanto (bei Genua) eine xylographische Ausstellung stattgefunden. Ich habe sie nicht gesehen und sie wird ja wohl auch kaum von sehr großer Bedeutung gewesen sein. Von symptomatischer Bedeutung aber ist, daß sie überhaupt stattgefunden hat und in solch einer kleinen Stadt veranstaltet worden ist. Und in diesem Sinne sind nachstehende Ausführungen mit denen das *„Giornale d'Italia"* (Rom) auf die Ausstellung aufmerksam gemacht hat, von nicht zu unterschätzendem Interesse für den Stand der graphischen Künste in Italien. „Im August", heißt es da, „wird in Levanto eine Ausstellung von Holzschnitten stattfinden. Diese Ausstellung, die den Zweck verfolgt, das Interesse der Kunstfreunde Italiens wieder auf die Holzschneidekunst hinzulenken, wird außer den Holzschnitten auch die Stöcke enthalten, um auch mit der Technik dieser Kunst vertraut zu machen. Alle Künstler — Italiener wie Ausländer — sind eingeladen, ihre Werke auszustellen." Nachdem er nun die Ausstellungsbedingungen angegeben hat, fährt der Schreiber fort: „Ich habe hier das Programm der Ausstellung in seinen Hauptzügen wiedergegeben, denn mir scheint, daß eine solche Anregung in weitestgehender Weise von Publikum und Künstlern unterstützt werden muß. Die graphischen Künste sind bei uns leider — abgesehen von wenigen rühmlichen Ausnahmen — stark zurückgegangen: es fehlen die Fachzeitschriften, es fehlen die geeigneten Organisationen, es fehlt an Ermutigung jeder Art. Der größte Teil unserer illustrierten Werke beschränkt sich auf photographische Reproduktionen. Werke mit Abbildungen einigermaßen bedeutender Künstler sind fast unbekannt. Diese merkwürdige Erscheinung kommt in der Hauptsache von dem Mangel an Interesse und der geringen Liebe des Publikums für schöne Ausgaben. Die großen Publikationen der englischen, französischen oder deutschen Verlagshäuser verkaufen sich, weil sie sich an ein größeres Publikum wenden, und weil unsere Liebhaber noch immer von einem Snobismus beherrscht werden, der jede ausländische Publikation ihren Augen — ich spreche nicht vom Geiste — mit größeren Vorzügen ausgestattet erscheinen läßt als irgendeine italienische. Dies könnte auch als ein „Circulus vitiosus" erscheinen, wenn nicht ihn zu brechen verschiedene Versuche unserer Verleger gemacht worden wären, die aber alle kläglich geendet sind. Andererseits sind die graphischen Künste vielleicht der getreuste Ausdruck unserer künstlerischen Kultur, und die von Jahr zu Jahr zunehmende Beliebtheit der Lithographien, Radierungen und der verschiedenen Arbeiten ähnlicher Techniken zeigt das Interesse des Publikums, das mehr und mehr anfängt, solche Blätter auch als Zimmerschmuck zu verwenden. Wenn das Unterrichtsministerium sich ernsthaft mit der gründlichen Reform unserer Kunstinstitute befassen wollte, sollte es bei der lächerlichen Königlichen Kalkographie in Rom anfangen, für die jährlich nutzlos Tausende ausgegeben werden, die verständig angewandt die besten Früchte



tragen könnten. Aber gegen gewisse Reformen erheben sich unübersteigbare Hindernisse, die zu erörtern hier nicht der Platz ist; doch eines Tages wird auch hiergegen energisch Front gemacht werden müssen. So setzt die private Initiative zur rechten Zeit ein und wird viel Gutes stiften; zum wenigsten wird sie dem Publikum zeigen, daß in Europa noch tüchtige Holzschneider existieren und daß es — auch in Italien — nicht an Künstlern fehlt, die sich dieser vornehmen Kunst widmen, eben weil sie eine der vornehmsten Künste ist, und von der „*Biblia pauperum*" bis zu den großen Illustrationen von *Gustav Doré* während vier Jahrhunderten der Kunst, wunderbare Proben eines großen Stils gegeben hat. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts standen die Holzschnitte hoch in Ehren und die Bücherillustratoren wandten diese Technik gerne an. Sie fand ihr Ende mit der Romantik und die Werke von Gavarni, Ferdinandus, Philippoteaux und Grandville bedeuten ihr Begräbnis. Dann kamen die photomechanischen Mittel, und der Holzschnitt fand sich in alten verstaubten Kisten zusammen mit den Kupferplatten der Gravelots oder Eisens und den Stahlplatten der unzähligen englischen „*Repsakes*". Jetzt kommt er wieder in Mode, unter der etwas geänderten Form des selbständigen Kunstblattes, und in dieser neuen Form können die „*Five Sports*" und die „*Twelve Portraits*" von *Nicholson* als kleine Meisterwerke angesehen werden. Möge darum die Ausstellung in Levanto gut gelingen, wie alle diese kleinen Ausstellungen in den verschiedenen Städten Italiens etwas höchst Erfreuliches haben. So war bis vor kurzem in Cosenza eine Ausstellung kalabresischer Heimatkunst, die die Italiener mehr hätten beachten sollen, zumal sie Werke erster Künstler zeigte, die in chronologischer Reihenfolge zur Schau gestellt einen unbestreitbar hohen Wert haben. Nach dem Mißerfolg so mancher großen Ausstellung, deren das Publikum allmählich anfängt müde zu werden — und nicht immer mit Unrecht — sind diese kleinen wie eine Erholung. So wünschen wir dem Unternehmen einen vollen Erfolg und hoffen, daß ähnliche Ausstellungen folgen werden zur Erziehung des Publikums und — der italienischen Künstler."

Derartig freimütige Ausführungen aus italienischer Feder und ein so ungetrübter Blick für die Mängel auf der einen und das Erreichbare auf der andern Seite sind in Italien nicht häufig. Sollten solche Äußerungen der Selbsterkenntnis eine Renaissance der graphischen Künste in Italien ankündigen, so wäre das nicht zum wenigsten auch im Interesse der Buchkunst mit aufrichtiger Freude zu begrüßen.

Rom, den 5. Oktober 1912. *Ewald Rappaport.*

Amsterdamer Brief.

Im Kupferstichkabinett des Ryksmuseums hat Herr Direktor Moes eine *Ausstellung niederländischer Volkstrachten im Bild vom XVI. bis ins XX. Jahrhundert* veranstaltet, die bis zum 30. November geöffnet bleibt. Die Tracht der Vornehmen war in einer früheren Ausstellung vorgeführt worden. Ist die städtische Tracht immer mehr oder weniger international und dadurch in den verschiedenen Kulturländern Europas ungefähr die gleiche, so zeigt die ländliche Tracht stets einen ausgesprochen nationalen Charakter und ist sehr differenziert. Es gibt nun wohl kein Land, das auf einem so engen Raum über einen solchen Reichtum an Volkstrachten verfügt als die Niederlande; nicht nur die einzelnen Provinzen unterscheiden sich durch ihre Kostüme, auch innerhalb einer Provinz herrschen oft große Verschiedenheiten. Dieselben haben sich natürlich erst im Laufe der Zeiten mit dem wachsenden Wohlstand der Landbevölkerung und des kleinen Bürgertums herausgebildet; im XVI. Jahrhundert wenigstens war die Kleidung der Bauern, nach den ausgewählten Blättern zu schließen, noch sehr uniform und primitiv. Auf dem frühesten der hier gezeigten Stiche, der „Milchmagd mit den Kühen" von *Lucas van Leyden*, sind der Mann und die Frau barfuß, die Hose des Mannes ist durchlöchert und eingerissen, er trägt eine Jacke mit Ärmeln und eine flache Mütze; die Kleidung der Frau besteht aus Rock und vorn auf der Brust zugeschnürtem Mieder mit Ärmeln, über dem Rock hat sie eine Schürze; merkwürdig ist das lange Beinkleid, das unter dem Rock hervorsieht. Ebenso dürftig ist dann das Kostüm der Bauern bei dem alten *Pieter Bruegel*, ein Menschenalter später. Die Bauern, die auf den Stichen des *Petrus van der Heyden* nach Bruegel dargestellt sind, auf dem Frühlingsbild den Garten umgrabend, und in der Sommerlandschaft das Korn mähend, sind nur mit Kniehose, Hemd und ärmellosem kurzem Wams, sowie Mütze und niedrigen Lederschuhen bekleidet. Ein anderes Blatt von Bruegel, eine Originalzeichnung, war ebenso wie die Reproduktion einer in der Albertina befindlichen Zeichnung deshalb für die Trachtenkunde von besonderem Interesse, weil das Kostüm hier bis in seine kleinsten Einzelheiten ausführlich wiedergegeben war und der Maler die Farbenbezeichnungen mit eigener Hand daneben gesetzt hatte. Auf den Stichen von *Esaias van de Velde* und *Jacques Savery* bleibt die ländliche Tracht von gleicher Einfachheit. Dasselbe gilt auch von den fünf Aquarellen ihres Zeitgenossen *Hendrick Avercamps*, die durch ihre sorgfältige Kleinmalerei von großem dokumentarischem Werte sind, weil sie den Eindruck machen, unmittelbar nach der Natur aufgenommen zu sein. Drei davon versetzen uns in einen strengen Winter mit Frost und Eis, wo die Kleidung nur ihre Hauptfunktion erfüllt, gegen die Witterungseinflüsse zu schützen und deshalb nur zweckmäßig ist. Der Entenjäger auf dem einen Blatt trägt hohe Schaftstiefel, einen grünen Mantel, darüber einen roten Schulterkragen und rotbraune Fausthandschuhe; die Fischer auf einem andern Blatt sind noch ebenso gekleidet wie die Bauern von Bruegel; diese aquarellierte Zeichnung bildet ein kleines in sich abgeschlossenes Gemälde, das von dem bunten Leben und Treiben in einer verkehrsreichen, typisch holländischen Flachlandschaft ein anschauliches Bild gibt; neben den Bauern, die zu Fuß ihre Ware zum Markte

tragen, sehen wir auf einem Kanal eine „Trekschuit" und auf der Landstraße eine altmodische Bauernkutsche. — Das erste Blatt, bei dem die Volkstracht etwas reicher ist, ist von *Dirck Evertsz Lons*; die Frau, die da im Freien ein Faß abscheuert, verrät durch den steifen, gefältelten Halskragen, den sie trägt, daß mit dem erworbenen Wohlstand auch ein gewisser Luxus im kleinen Bürgertum Eingang gefunden hat. Erstaunlich ist es, eine wie große Verschiedenheit in der Tracht in der Provinz Nordholland gegen die Mitte des XVII. Jahrhunderts herrschte; eine Folge weiblicher Kostümstiche von *Gilles van Scheyndel* nach *Willem Buytewech* geben uns davon eine gute Vorstellung; die Bäuerin aus Alkmaar kleidet sich anders als die in dem nur einige Wegestunden entfernten Edam und Hoorn. Auffällend ist, nicht nur bei diesen Blättern, sondern bei allen bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts, daß die Holzschuhe fehlen, diese heute so verbreitete Fußbekleidung der Küstenbewohner von Dünkerken bis ins Holsteinsche. Erst auf Blättern aus dem Anfang des XIX. Jahrhunderts kommen dieselben in dieser Ausstellung vor. Aber daraus den Schluß zu ziehen, daß der Holzschuh erst in dieser Zeit aufgekommen ist, wäre verkehrt; er wird wahrscheinlich nur in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts allgemeiner geworden sein; vereinzelt findet er sich schon auf süd- und nordniederländischen Gemälden der Frühzeit, bei *Hier. Bosch* wie bei *Pieter Aertsz*. Die ärmeren Leute laufen auf den ausgewählten Blättern barfuß, so die nordholländische Fischerfrau von *van Scheyndel*, oder sie tragen vielfach niedrige, hinten offene Schuhe. Aus ungefähr derselben Zeit (1635) stammen die Figuren von *Jan Jorisz. van Vliet*, die, wie die Rembrandtschen Landstreicher, den untersten Schichten der Gesellschaft angehören und deren schmutzige und zerlumpte Kleidung kaum noch einen bestimmten Charakter mehr hat. Mehr als ein halbes Jahrhundert später, etwa um 1700, sind wir bei den zum Teil farbigen Blättern von *Pieter van den Berge;* dem Stecher ist es hier ausschließlich um akkurate Wiedergabe des Kostüms zu tun, das er als eine Art Kuriosität dem Städter vorführen will. Der Mensch, der bis dahin dem Künstler der eigentliche Gegenstand war, interessiert ihn nicht weiter, er dient hier nur als Kostümpuppe. Deshalb finden wir bei ihm und den Künstlern der Folgezeit so schablonenhafte, charakterlose Gesichter; nicht mehr der ungeschliffene derbe Bauer der Wirklichkeit wird dargestellt, sondern ein erdichteter Salonbauer im Sonntagsstaat. Die Tracht selbst ist bei van der Berge im allgemeinen noch einfach und zweckmäßig, das Kostüm des friesischen Bauern mit den weiten durch einen Reifen in der Mitte aufgebauschten Kniehosen ist reicher als das der Frau; direkt unzweckmäßig ist nur, wie überall in der Vergangenheit, die Kindertracht, die sich in nichts von dem Kostüm der Erwachsenen unterschied; etwas Unvernünftigeres als die Maskerade des Säuglings, den seine Waterlander Amme auf einem der van den Bergeschen Blätter zur Schau trägt, kann man sich nicht denken. Das Kind ist in ein langschleppiges Gewand mit enger Taille gepreßt, der Hut mit dem nickenden Federbusch, den man ihm aufgezwängt hat, ist fast ebenso groß wie das kleine Wesen selbst. Auf der Folge von Kostümstichen von *Bernard Picart*, etwa ein Menschenalter später (1728), haben die ländlichen Kostüme etwas Französisiertes-Elegantes-Kokettes, so der graziöse Matelot de Frise oder die hübsche Paysanne de Helder, die herausfordernd die Hände in die Hüften stemmt, und nun gar die kleine Paysanne de Brabant mit den Vögeln auf der Stange und dem mit demselben Artikel gefüllten Henkelkorb über dem Arm, nimmt sich wie eine französische Komödienfigur aus. Mehr als die Stiche Picarts befriedigten jedoch ein paar Zeichnungen von ihm, weil er sich in diesen nach der Natur mit der größten Sorgfalt für die Einzelheiten des Kostüms entworfenen Skizzen von süßlichem Idealisieren freigehalten hatte. Die der Zeit nach dann folgenden Blätter sind vier reizende Aquarelle von *Paul Constantyn La Fargue* (1775); eine der Figuren, ein sittsames Landmädchen in himmelblauem Reifrockkleid mit dem Mieder mit den kurzen Ärmeln, von denen Spitzenmanschetten herabhängen, der Schleife um den Hals und der enganliegenden Haube, aus der gedrehte Löckchen hervorschauen, ist eine echte Rokokoerscheinung; ob sich die Bäuerinnen aber wirklich so schmuck getragen haben, dürfte zweifelhaft sein. Der Reifrock und das spitze Schnürleibchen halten sich in Holland bis in die Zeit der französischen Revolution, wovon die farbigen Kostümstiche eines Unbekannten aus dem Jahre 1792 Zeugnis ablegen. Am eigenartigsten ist da die Tracht der reichen friesischen Bäuerin, die auf dem Kopfe einen runden, tellerförmigen Hut trägt, der den Umfang eines ausgespannten Regenschirmes hat und den des Reifrocks noch übertrifft. Aber diese Modetorheiten blieben offenbar auf die Wohlhabenden beschränkt. Wie sich das einfache Volk am Ende des XVIII. Jahrhunderts kleidete, ersehen wir besser aus den zahlreichen von *M. de Sallieth* nach Zeichnungen von *Perkois* und *Prins* gefertigten Farbenstichen, die in Buchform zwar erst 1818 erschienen, die aber, da der Stecher schon 1791 gestorben war, vor diesem Zeitpunkt entstanden sein müssen. Über die Tracht aus der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts orientieren dann eine große Anzahl zum Teil ebenfalls farbige Stiche von *L. Portman*, *L. Seidel*, *W. van Senus* und *J. A. Langendyk*. Von letzterem sind zwei Blätter Volkstypen (1816) für die Wandlung interessant, die die Frauenmode auch beim einfachen Volk seit der Revolution durchgemacht hatte. Auf dem einen ist eine mit Spitzen hausierende Frau dargestellt, auf dem andern eine Bäuerin aus Vlaardingen; beide haben jene für das erste Dezennium so charakteristische fast bis zu den Achseln reichende hohe Taille. Ungefähr derselben Zeit gehören einige Gravüren von *J. E. Marcus* an, die sich durch die größere Sorgfalt, die dem Ausdruck der Gesichter und der Haltung der Figuren gewidmet ist, von den andern nur das Kostüm berücksichtigenden Blättern vorteilhaft unterscheiden. Über das Niveau der Modebilder erhebt sich auch ein 1839 datierter Stich von *Andreas Achenbach*, eine Scheveninger Fischerfrau; breitbeinig steht sie da in ihren schweren Holzschuhen, das derbe, breite, nicht ge-



schmeichelte Gesicht mit den wirr abhängenden Haaren von einem breitrandigen Strohhut überschattet, nicht im Sonntagsstaat, sondern in dem geflickten groben Werktagskleid. *J. B. Madou* hat auf einer hier ausgestellten Steinzeichnung ebenfalls eine Scheveningerin dargestellt, aber wie unwahr und süß wirkt dies im übrigen meisterhaft gezeichnete Figürchen mit dem feinen Milchgesichtchen, dem sanften Blick, der ordentlichen Frisur und dem sauberen, untadeligen neuen Staatskostüm, neben dem Achenbacher Volkstypus. Von neueren Künstlern, die sowohl der bunten Volkstracht wie dem Menschen, der dahinter steckt, ein gleiches Interesse entgegenbringen, seien dann *J. G. Veldheer, R. Roland Holst* und *S. H. de Roos* genannt. *Veldheer* bringt in seinem Farbenholzschnitt des Volendamer „Modderman" den schroffen, unabhängigen männlichen Charakter des nordholländischen Bauern überzeugend zum Ausdruck. *Roland Holst* betont in seiner Bäuerin aus Huizen die in sich versunkene Innerlichkeit eines jungen Menschenkindes und idealisiert so auf seine Weise, von den gefühlvollen, ätherischen, schwindsüchtigen Jungfrauen der englischen Präraffaeliten beeinflußt. Weniger subjektiv ist dann *de Roos* in seiner Volendamer Mutter mit Kind, in der das glückliche Lächeln der Mutter ebensogut wieder gegeben ist wie das malerische Kostüm und das an altem Hausrat reiche Interieur.

Die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages des flämischen Romanschriftstellers *H. Conscience* wurde im flämischen Land überall festlich begangen; in den nördlichen Niederlanden beschränkte sich das Feiern auf einige platonische Festartikel in den Zeitungen und Zeitschriften, in denen man zu dem Vergessenen von neuem Stellung zu nehmen suchte. In Belgien waren es weniger die schriftstellerischen Verdienste, derentwegen man seiner mit der den Flämen eigenen etwas geräuschvollen und überschwenglichen Art gedachte, als vielmehr die allgemein kulturelle und nationale Aufgabe, die Conscience unter seinen seiner nationalen Eigenheit nicht mehr bewußten Stammesgenossen zu erfüllen gehabt hatte; „Hy leerde zyn volk lezen" verkündigte in großen Buchstaben die Aufschrift auf dem Festplatz in Antwerpen, wo Prof. *Aug. Vermeylen*, der flämische Dichter, die Gedächtnisrede hielt.

Als erster nach Jahrhunderte langem Schlummer sprach hier in Conscience jemand, der von Liebe zu dem einfachen, gesunden flämischen Volke und seiner großen Vergangenheit erfüllt war, zu diesem Volke in seiner eigenen bis dahin immer als minderwertigen Dialekt betrachteten „dietschen" Sprache und er fand durch seine volkstümliche, schlichte und anspruchslose Art zu schreiben auch den Weg zum Herzen dieses Volkes. Aber heute dient er fast nur noch als Schild und Banner der nationalen Bewegung, und deshalb fand seine Jahrhundertfeier in Belgien auch einen so kräftigen Widerhall. Jedenfalls gelesen wird er nicht mehr viel; das ist zwar kein Maßstab für seine Bedeutung, wohl aber für seine Popularität. Cyriel H. Buysse hat darüber in seiner nächsten Umgebung Untersuchungen angestellt und ist dabei zu dem Resultat gekommen, daß auf dem Lande nur die alten Leute, auch viele mittleren Alters, etwas von Conscience wissen und auch mehr oder weniger von ihm gelesen hatten; auch die Kleinen kannten seinen Namen von der Schule her; aber die junge Generation, die in der Kraft ihres Lebens steht, die wußte am wenigsten von ihm; für die war sein Name nur ein leerer Klang. Viele von der Landbevölkerung hatten wohl seine Bücher gelesen, aber niemand oder nur wenige lasen ihn noch. Der Einfluß von Conscience auf die flämische Bevölkerung ist enorm gewesen, er besteht aber heutzutage nur noch hier und da auf dem Lande als eine beinahe vergessene alte Überlieferung. Das französische Bürgertum der großen Städte und der unwissende Adel denken nicht im entferntesten daran, noch ein Buch von ihm in die Hand zu nehmen. Und auch die Arbeiter in den Städten, die ganz in den sozialen Kämpfen aufgehen, finden in seinen harmlosen und braven Geschichten ihre Kost nicht mehr. Am Schlusse sagt Buysse: „Die Stelle, die Conscience offen ließ, bleibt offen, und die Lücke in dem geistigen Leben des zurückgebliebenen flämischen Volkes wird nicht wieder ausgefüllt. Und während keine Leser mehr zu finden sind, die einen neuen Volksschriftsteller ermutigen und tragen könnten, fürchte ich auch, daß sich kein Künstler mehr finden wird, der ein solches Publikum bezaubern und fesseln könnte." Ein anderer flämischer Schriftsteller, der sich mit Conscience beschäftigt (André de Ridder im Augustheft des „Nieuwe Gids") findet in Gegensatz zu Cyriel Buysse, daß auch heute noch Conscience der volkstümlichste Schriftsteller in Flandern ist: „Keiner unserer Schriftsteller ist im Herzen des Volkes, bis über seinen Tod hinaus, so lebendig geblieben. Kein Bauer, kein Arbeiter, keine Hausfrau, kein Schulkind, das ihn nicht wenigstens dem Namen nach kennt, und fast niemand, der nicht das eine oder das andere Buch von ihm gelesen hätte."

Ein nordniederländischer Romanschriftsteller, oder vielmehr eine Schriftstellerin, deren hundertjährigen Geburtstag man auch kürzlich festlich beging, *Frau Bosboom-Toussaint*, die Gattin des auch schon verstorbenen Malers von Kircheninterieurs Bosboom, erfreut sich durch ihre meistens der vaterländischen Geschichte entnommenen Romane, besonders in nationalorthodoxen Kreisen, noch heute einer großen Beliebtheit; manche ihrer Werke sind auch ins Deutsche übersetzt. In der Universitätsbibliothek zu Utrecht hatte man eine kleine Gedächtnisausstellung veranstaltet, in der die Originalausgaben ihrer sämtlichen Romane (mit Ausnahme von „De echtgenooten van Turin") die Zeitschriften, für die sie Beiträge geliefert, sogar die Lese- und Schulbücher, in denen Stücke aus ihren Romanen aufgenommen waren, ferner von ihr selbst verfaßte Übersetzungen, sowie Übersetzungen ihrer Romane in die verschiedensten Sprachen, außerdem Porträts von ihr und ihrem Kreis und eine Sammlung Handschriften und Briefe von ihrer Hand zusammengebracht hatte; den Grundstock der Ausstellung bildete die Sammlung ihres Biographen Dr. Dyserinck. In Alkmaar, ihrem Geburtsort, wurde ein Denkmal von ihr enthüllt. Über ihre literarische Bedeutung sagt Prinsen in seinem Aufsatz „De oude en de nieuwe historische roman in Nederland"



(Juni- und Juliheft des „Gids" 1912): „Die Begabung von Frau Bosboom war reicher als die von Scott, der Blick, mit dem sie das Leben betrachtete, war so viel tiefer und umfassender. Wir sehen nicht nur die Außenseite ihrer Menschen, wir schauen durch ihre Seele, wir erleben ihre Schmerzen und Triumphe mit. Ihre Helden sind nicht der Spielball von zufällig ausgedachten romantischen Abenteuern, es sind Menschen mit eigenem Willen und Charakter, mit denen sie den Lauf der Ereignisse beherrschen, und hinter ihnen steht nur die große, lenkende, geheimnisvolle Macht, ihr Christengott." Besonders hoch stellt Prinsen den Leicester-Zyklus.

Amsterdam, Anfang Oktober. *M. D. Henkel.*

New Yorker Brief.

Das Beispiel, welches *J. H. Harper* in *New York* im Anfang dieses Jahres durch die Veröffentlichung einer Monographie über dieses Verlagshaus gegeben hat, ist nun nachgeahmt worden durch eine nicht minder wertvolle Monographie über einen anderen großen Verleger *George Palmer Putnam,* den Gründer der bekannten Firma G. P. Putnam-Sons. Dr. G. H. Putnam hat unter dem Titel „George Palmer Putnam, a memoir, together with an account of the earlier years of the publishing house founded by him" einen wertvollen Beitrag zur amerikanischen Literaturgeschichte veröffentlicht und seinem Vater ein schönes Denkmal gesetzt. Putnam war ein selfmademan im wahrsten Sinne des Wortes und hat sich durch seinen achtjährigen Aufenthalt in London mehr internationale Verbindungen geschaffen, als irgendein amerikanischer Verleger seiner Zeit.

Es liest sich gleich einem Roman, wie der 15 jährige vaterlose Junge im Jahre 1829 auf der Suche nach Arbeit zufällig in einen Buchladen kommt, mit dem fürstlichen Gehalt von 25 Dollars pro Jahr nebst freier Verpflegung engagiert wird und es dort zwei Jahre aushält; außerdem noch nebenbei Zeit findet, eine Geschichtstabelle zu verfassen, die auch schon im Jahre 1832 unter dem Titel „The Worlds Progress" veröffentlicht wurde und sich in mehr oder minder veränderter Form bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Zehn Jahre später siedelt Putnam nach London über, um die Vertretung seiner inzwischen in New York gegründeten Firma „Wiley & Putnam" zu übernehmen und einesteils im Interesse der amerikanischen Autoren in England tätig zu sein, andernteils gute und dauernde Verbindungen für das amerikanische Stammhaus anzuknüpfen. Die Londoner Zeit hat besonders befruchtend auf Putnam eingewirkt, um so mehr als er es verstanden hatte, u. a. auch die politischen Flüchtlinge vom Kontinent an sich heranzuziehen, und interessant sind seine Erinnerungen an Männer wie Louis Napoleon, Louis XVII., Mazzini usw. In diese Zeit fällt auch der Beginn von Putnams Bemühungen um die Regelung des Copyright, die im Jahre 1837 einsetzten und die er bis zu seinem Tode 1872 fast ununterbrochen fortführte. Putnam war der eifrigste und erste Vorkämpfer für den Urheberrechtsschutz zwischen den beiden Ländern, und ist der jetzige Zustand der Ausbau der von ihm angeregten und geforderten Verträge.

Zu den Autoren, die er für seinen Verlag gewann, gehört in erster Linie *Washington Irving,* der treu zu ihm hielt durch dick und dünn, selbst dann, als sein Geschäft infolge seiner Vertrauensseligkeit fast ganz dem Ruin geweiht war. In dem Buche sind eine Anzahl persönlicher Erinnerungen an Irving enthalten, die von dem guten Einvernehmen zwischen Autor und Verleger Zeugnis ablegen, ferner an J. Bayard Taylor, den Verfasser von „Views about" und „Eldorado" und einer ganzen Reihe anderer Reiseerzählungen, an Edgar Allen Poe, der bei Putnam „Gordon Pym" und „Eureka" veröffentlichte, letzteres gar in den Geschäftsräumen des Verlags verfaßt unter Aufsicht von Putnam innerhalb drei Tagen gegen Bezahlung einer Summe von 14 Dollars, die Poe gerade sehr nötig brauchte; an Fenimore Cooper, den genialen Schöpfer der Indianererzählungen. Eine Monatsschrift „Putnams Magazine" konnte sich nicht auf die Dauer halten, obwohl sie die besten Literaten der Zeit zu ihren Mitarbeitern zählte; nach einem kurzen nochmaligen Versuch ging sie in das später gegründete „Scribners Magazine" über.

Eingeflochten in das Werk sind außerdem noch manche interessante persönliche Erinnerungen, so zum Beispiel wie Putnam während des Bürgerkrieges vier Jahre lang Steuereinnehmer war, da der Buchhandel zu der Zeit nichts einbrachte; sein Besuch in London und Paris im Jahre 1869 im Vergleich zu seinem ersten Besuch 33 Jahre früher; seine Erfahrungen mit der japanischen Regierung, welche im Jahre 1867 amerikanische Schulbücher im Originaltext zum Unterricht an den höheren Schulen einführen wollte, ein Plan, der aber durch die damalige Revolution nach einem ersten Versuch zunichte wurde, weil ihre Anstifter meist alle Harikiri begehen mußten.

An literarhistorischen Neuheiten wäre zu erwähnen *Brander Matthews,* „Gateways to Literature" (Scribners) eine Sammlung Essays und Vorlesungen; enthaltend unterm ander Literay Criticisms and Book Reviewing, Poes Cosmopolitan fame, French Poets and English Readers, Fenimore Cooper usw. Ferner *Edward Thomas,* „Lafcadio Hearn", eine kurze übersichtliche Lebensskizze dieses Schriftstellers und *May Sinclair,* „The Three Brontës", letztere zwei Werke bei Houghton Mifflin erschienen.

Mrs. George D. Widener, die Mutter des mit der „Titanic" untergegangenen Bücherliebhabers H. E. Widener (sie verlor Gatten und Sohn zugleich), hat zum Andenken an ihren Sohn die Mittel zu einem großartigen Bibliotheksgebäude für Harvard, welches „Harry Elkins Widener Memorial Library" heißen soll, bereit gestellt, damit die Bibliothek, welche ihr Sohn seiner Alma mater vermacht hatte, auch ein würdiges Heim erhalten soll. Die Bibliothek soll allerdings so groß werden, daß die ganze Büchersammlung von Harvard, die viertgrößte im ganzen Lande, darin Platz finden kann.

Die Wunder des Panamakanals hat *Joseph Pennell*



in zirka dreißig originellen Zeichnungen festgehalten, die bei Lippincott in hübscher Ausstattung erschienen sind. Ein wertvolles reich illustriertes Werk über Gemmen veröffentlicht *Duffield Osborne* bei Holt & Co. unter dem Titel „Engraved Gems; signets, talismans, ornamental intaglios ancient and modern".

Über den Verlauf der Auktion des vierten und letzten Teils der *Bibliothek von Robert Hoe*, welche im November stattfindet, soll im nächsten Brief berichtet werden.

New York, Anfang Oktober 1912. *Ernst Eisele.*

Neu erschienene und angekündigte Bücher.

Max Büchler, Der Kongostaat Leopolds II. Erster Teil. Verlag von *Rascher & Cie, Zürich und Leipzig*.

Nach einer kurzen Einleitung über die Entdeckung des Kongounterlaufs durch die Portugiesen am Ende des XV. Jahrhunderts gibt der Verfasser eine fesselnde Darstellung von Stanleys berühmter erster Kongoreise im Jahre 1876/77. Wie er sich dabei bemüht, die amerikanisch frisierten Berichte des großen Entdeckers auf ihren Wahrheitsgehalt zurückzuführen, so sucht er in dem gleichen Streben nach Objektivität von dem vielgeschmähten und nach seiner Ansicht viel verkannten Leopold II. von Belgien ein wahres Bild zu zeichnen; ohne sein diplomatisches Geschick und seine Energie gäbe es jedenfalls heute keinen Kongostaat. Daneben wird es stets denkwürdig bleiben, daß Bismarck auf der Berliner Kongokonferenz von 1882 dem entstehenden Staatswesen gegenüber England seinen eigentlichen Lebensnerv, den Zugang zum Meere, gesichert hat.

Im letzten Kapitel des ersten Teils seines auf zwei Bände angelegten Werkes verläßt der Verfasser die historische Darstellung und wendet sich der Behandlung der heutigen Verhältnisse im Kongogebiet zu, denen sich auch der ganze zweite Band widmen will. In der „kultivationswirtschaftlichen Übersicht", die vorerst nur geboten wird, betont er vor allem den außerordentlichen Reichtum der Kongolande an Eisen- und Kupfererzlagern. Ihre Ausbeute erscheint ihm für die ökonomische Zukunft der nunmehr belgischen Kolonie bedeutungsvoller als die bisherigen, hauptsächlichen Exportprodukte: Elfenbein und Kautschuk, deren Ausfuhrmengen durch den anfänglichen Raubbau in den letzten Jahren beträchtlich abgenommen haben.

Das flüssig und unterhaltend geschriebene, gute Buch vermag auch dem Historiker und Wirtschaftswissenschaftler etwas zu geben; vor allem aber möchte ich ihm in den weiteren Kreisen der Gebildeten recht viele Leser wünschen. F. K.

Die Kunst unserer Heimat. Mitteilungen der Vereinigung zur Förderung der Künste in Hessen und im Rhein-Maingebiet. 6. Jahrgang. Heft 6 und 7. Das schöne Sonderheft ist der Ernst Ludwig-Presse und ihren beiden Meistern, F. W. und C. H. Kleukens, gewidmet. Ein einleitender Aufsatz (in F. W. Kleukens Ingeborg-Antiqua der Schriftgießerei D. Stempel, von dieser gesetzt) handelt über die Drucke der Ernst Ludwig-Presse, die Herr Albert Windisch, sie langsam aufzählend, beschreibt, wobei leider nur die bekannten (wenn allerdings in ihrem Ursprungslande am wenigsten bekannten, wie Herr Windisch bedauert) im Insel-Verlage erschienenen Ausgaben alle genannt und mit einer Anzahl von Probeseiten erläutert werden, während die weniger bekannten, nämlich die eigentlichen Privatdrucke, von denen allein eine nach der mitgeteilten Probe zu urteilen in der Tat ganz vortrefflich gedruckte Traurede R. Binders namentlich angeführt wird, ausgelassen sind. Weiterhin werden dann noch ein Exlibris, eine Tanzkarte und ein Diplomvordruck in der Originalausführung gezeigt. Auch hier ist das Bedauern über ein Zuwenig groß. Denn die wundervollen Akzidenzarbeiten der Ernst Ludwig-Presse für den Darmstädter Hof verdienen die allerweiteste Verbreitung, ganz abgesehen von ihrem künstlerischen Wert schon deshalb, weil sie in Wirklichkeit gebrauchte Drucke sind, nicht nur Vorschläge, wie man die üble, noch allzuviel übliche Schablonenarbeit auf dem Gebiete der Hofansagen-, Einladungs-, Speisefolgen-, Tanzkarten- usw. Drucke mit Vorteil durch Besseres ersetzen könnte. Ähnliches gilt für den Diplomvordruck (Patent für Rettungsmedaille), den man als wertvollen Beitrag zur künstlerischen Hebung unseres Urkundenwesens betrachten darf. Hier ist noch sehr viel zu bessern, wenn man auch neuerdings sowohl im amtlichen wie im privaten Verkehr mannigfache Anstrengungen gemacht hat, für Urkunden, die im Leben des einzelnen gewissermaßen von monumentaler Bedeutung sind, eine ihnen angemessene äußere Form aus der Bestimmung dieser Urkunden herauszufinden, Werkkunst in der Herstellung solcher Urkundendrucke zu beweisen, wie das unsere Vorfahren für selbstverständlich hielten. An dem Exlibris für die Musikbibliothek des Großherzogs läßt sich meines Erachtens allerdings doch einiges aussetzen. Der auf Anregungen des Großherzogs selbst zurückgehende Rahmen mit den als ornamentales Element gebrauchten Notenköpfchenpflanzen ist ebenso wie das Monogrammspiel EL. (Ernst Ludwig-Exlibris) ausgezeichnet. Aber der nackte Kitharistakt hat die Stellung eines drei Schritt vor der Front neben dem Kapellmeister präsentierenden Schellenbaumträgers, eine Gedankenverbindung, die sich auch dann einstellen würde, wenn der Besitzer des Exlibris nicht ein regierender deutscher Fürst wäre, zumal der Zitherträger für den archäologischen Standpunkt ebenfalls nicht einwandfrei ist. — D. Greiner feiert F. W. Kleukens als Meister der Linie (wofür die Reproduktionen von zehn Handzeichnungen des Meisters ebenso interessante Belege geben wie die von vier Einbandentwürfen). Am Ende des Heftes, das drei Mark kostet und den Freunden der Ernst Ludwig-Presse wie der Kunst im Buchdruck wohl empfohlen werden kann) sind dann noch einige Märchen, Fabeln und Verse von C. H. Kleukens gedruckt. G. A. E. B.



Aage von Kohl, Der Weg durch die Nacht. Erzählung. Verlag der Literarischen Anstalt *Rütten & Loening, Frankfurt a. M.* 1912. (4 M., gebunden 5 M.)

Eine geradezu ekstatische Gefühlsstärke herrscht in der Seele Glaß Mortons, des Dichters, der in fieberhaftem Schaffen mit den Menschheitsproblemen ringt. In einer furchtbaren Nacht, deren jagende Fülle der Visionen einen Menschen töten muß, findet er den Weg zur Klarheit, den er am nächsten Morgen mit seinem Leben bezahlt. Der äußere Anlaß ist, daß der Mörder seiner Gattin aufgefunden wurde, mit dem er tags darauf konfrontiert werden soll. Intellektuell ist er in den zwei Jahren seit jener Zeit soweit gewachsen, daß er den Mord nur noch als einen Ausfluß des Allgemeinmenschlichen ansieht, das über alles Persönliche erhaben ist. Was kümmert ihn dieser Mensch noch? Der staatliche Rechtswille ebensowenig. Aber durch die Erinnerung an eine sonnige Zeit und an das Unfaßbare, das dann kam, wird jedes Blutkörperchen in seinen Adern aufgepeitscht. Er taumelt aus einer Gefühlswallung in die andere, der Schmerz, der ihn eisig anpackt, ist grenzenlos. Von dem Tage des ersten Sehens über die Zeit der jungen Ehe hin erlebt er diese Spanne seines Lebens noch einmal. Erleben nicht in dem banalen Sinne von Erinnern. Er hört die Stimmen wieder, seine eigne, als wesenloser Schemen folgt er der Gattin auf dem Todesgang, wissend und machtlos, vom Weh zerrissen. Und nach der Tat gewinnt er Gestalt, ringt mit dem Mörder und tötet ihn. Ein zweites Mal erlebt er an seinen Gesten und an den gleichen Willensimpulsen, wie er die Geliebte suchte, heimtrug, sie vom Blute wusch, wie er sie jeglicher Profanierung entzog. Das maßlose Racheverlangen wird wieder wach. Das Ende ist die völlige Erschöpfung Mortons. Am kommenden Morgen sieht er den Mörder und begreift mit einem Male, und fühlt es, daß Schmerz und Glück, Leid und Wonne Notwendigkeiten des Unendlichen sind, in dem die Person nur ein kleiner Punkt ist. Dann bricht er zusammen.

Die Sprachgewalt und die Formkraft, die für dieses Werk nötig waren, sind überraschend und hervorragend, und wenn ich den Stil außer Bereich der Kritik und des Lobes stelle, so geschieht es, weil das Buch eine Übersetzung ist. Dem Gefühl nach aber kann *Mathilde Mann* dem dänischen Original nicht nachgeblieben sein. C. N.

Anselm Feuerbach. Mit einer Bildermappe. *Franz Hanfstaengl, München* 1912. Preis 25 M.

„Mit einer Bildermappe" steht auf der ersten Seite des Textbüchleins, das der Begleiter des ziemlich groß angelegten, aus zehn Mappen bestehenden Feuerbachwerkes ist. Die schön ausgestatteten Mappen, die in Lieferungen erschienen, spannten die Aufmerksamkeit. Jetzt, wo das Werk vollendet ist, fühlt man einige Enttäuschung. Die Bilder laufen bunt durcheinander. Es fehlt jede Angabe, wann sie entstanden sind, wo sie sich zurzeit befinden. Die meisten werden daher mit geringem Nutzen die Mappen durchblättern. Der feuilletonistisch behandelte Text ist für den vorliegenden Zweck völlig ungenügend. Das ist zu bedauern, da der Verleger sich mit der Ausstattung sichtlich Mühe gab. M. E.

Dr. med. Iwan Bloch, Die Prostitution. Erster Band. *Berlin, Louis Marcus.* XXXVI, 870 S.

Wäre das vorliegende Werk lediglich die Arbeit eines Mediziners, so würde eine Anzeige an dieser Stelle kaum am Platze sein. Die Bibliophilen kennen Iwan Bloch aber auch als ausgezeichneten Kulturhistoriker, der in seinen dreibändigen Studien über das Geschlechtsleben Englands ein ungeheures Material zur Sittengeschichte des Inselreichs zusammengetragen hat und der seine bekannten Werke zur Sade-Forschung auf einem großartigen Hintergrunde aufbaute, so daß die Monographie zu einem glänzend dargestellten Sittenbilde der ganzen Zeit wurde. Daß die sexuelle Frage ein integrierender Bestandteil des großen Problems der Menschheitsentwicklung ist, war schon die Auffassung Wilhelm von Humboldts. Sein Fragment einer „Geschichte der Abhängigkeit im Menschengeschlechte", das 1908 zum ersten Male im siebenten Bande seiner von der Kgl. Preußischen Akadmie herausgegebenen Schriften veröffentlicht wurde, ist nichts weiter als der Entwurf eines Systems der Sexualreform, und auch Humboldt hatte schon richtig erkannt, daß die Prostitution das Zentralproblem der Sexualwissenschaft darstellt, daß man daher von ihr ausgehen müsse, um das Wesen der Sexualität und ihre vielseitigen Beziehungen zur Kultur zu verstehen. Er plante denn auch eine Geschichte der Prostitution, mag die Idee aber aufgegeben haben, als er einsah, daß die Zeit für ein solches Unternehmen noch nicht gekommen sei. 1836 trat dann Parent-Duchatelet mit seinem unsterblichen Werke auf den Plan, das indes auch schon überholt worden ist, ebenso wie Pierre Dufours (Paul Lacroix') gescheidtes Buch, das die Prostitution in Frankreich bis zum XVII. Jahrhundert schildert. Mit dem ganzen *modernen* Rüstzeug der Wissenschaftlichkeit tritt erst Bloch an die Gesamtgeschichte der Prostitution heran, und es ist geradezu erstaunlich, wie dieser ungeheuer belesene Mann auf der Basis der anthropologischen Methode das Chaos zu durchdringen und zu lichten versteht, das bisher besonders über die Prostitution bei den Naturvölkern und bei den asiatischen und islamischen Kulturvölkern herrschte. Ein riesiges Quellenmaterial mußte zur Verarbeitung herangezogen werden; es hätte unter anderer Hand eine vielleicht nicht minder kritische Sichtung erfahren, aber bei Bloch kommt noch dazu, daß er ein ausgezeichneter Darsteller ist, so daß man vor dieser Unsumme an Gelehrsamkeit nicht zurückzuschrecken braucht. Und das möchte ich besonders betonen. Ich bin kein Fachmann und kann über die wissenschaftliche Methode Blochs daher kein Urteil fällen; aber ich kann aussprechen, daß sein Buch auch eine literarische Leistung ersten Ranges ist und daß es sich, kurz gesagt, fabelhaft interessant liest. Für den Nichtfachmann werden natürlich die historischen Exkurse das Anziehendste sein;



immerhin bringen auch die biologischen Untersuchungen dem gebildeten Leser so viel Neues und Reizvolles, daß es ihm schwer halten wird, sich von der Lektüre zu trennen. Der vorliegende Band enthält die Geschichte des Ursprungs der modernen Prostitution: seine primitiven Wurzeln, die Prostitution im klassischen Altertum, in der christlich-islamischen Welt, im Mittelalter. Bloch führt hier mit scharfem Geiste den Beweis, daß die Prostitution durchaus nicht das „notwendige Übel" ist, für das man sie allgemein zu halten pflegt, sondern daß ihre destruktive Seite sich bei näherem Studium als ein bloßes Überbleibsel der antiken Kultur erweist, das erst verschwinden wird, wenn wir uns gänzlich von jener emanzipiert haben werden. So soll denn der zweite Band neben der Schilderung der modernen Prostitution in ihrem gegenwärtigen Zustande als Schlußbuch ihre Bekämpfung und Ausrottung behandeln.

Blochs „Prostitution" bildet den Beginn einer Serie von Einzeldarstellungen aus der gesamten Sexualwissenschaft, die vorläufig auf zwölf Bände berechnet ist und die nach Konzeption und Anlage die theoretische Grundlage für eine künftige Sexualreform darstellen soll. Den einleitenden Bänden Blochs wird zunächst eine umfassende Monographie des Dr. Magnus Hirschfeld „Die Homosexualität des Mannes und des Weibes" folgen und hierauf eine sexuelle Ethnologie des Freiherrn Ferdinand von Reitzenstein „Mann und Weib bei den Natur- und Kulturvölkern". F. v. Z.

Wenn es so weiter geht, wird die Deutsche Bücherei, die zu Beginn des nächsten Jahres in Leipzig begründet werden soll, in der Hauptsache aus lauter kleineren Büchereien bestehen. Die Vorliebe für das Serienbuch nimmt immer mehr überhand, eine Sammlung nach der anderen tritt in schneller Folge ans Licht. Der Einheitspreis, die gleichförmige, meist sorgsam erwogene und gefällige Ausstattung, endlich der durchgängig geringe Umfang der Bände läßt diese Form der Publikation den Lesern besonders willkommen erscheinen.

Unter den Reihen aus neuester Zeit sind *Voigtländers Quellenbücher* am schnellsten gewachsen. Sie wollen auf allgemein verständliche Art zu einem Preise von etwa einer Mark Urkunden darbieten, die geeignet sind, tatsächliche Kenntnisse auf den verschiedensten Wissensgebieten auf objektiv zutreffender Grundlage zu verbreiten. Freilich bleibt die Frage offen, ob dem Laien im allgemeinen die Fähigkeit zugetraut werden kann, die Urkunden selbst, ohne ausführlichere Erläuterung richtig einzuschätzen. Am ersten wird dies auf dem kunsthistorischen Gebiet möglich sein, das zeigt das hübsche Bändchen von *Otto Pelka* (Nr. 8) „Deutsche Hausmöbel bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts". Auch kulturgeschichtliche Ereignisse werden in den Zeugnissen der Zeitgenossen leicht erfaßt werden, wie Nr. 1, „Die ersten deutschen Eisenbahnen Nürnberg-Fürth und Leipzig-Dresden", herausgegeben von *Friedrich Schulze* bezeugen mag. Zweifel regen sich aber gegenüber allen Quellenpublikationen dieser Art, die historische und politische Vorgänge betreffen. Hier wird der ungeschulte Leser kaum fähig sein, die durch Haß und Liebe getrübten Quellen so weit zu reinigen, das Gewicht der Zeugen so zutreffend gegeneinander abzuwägen, daß in seiner Seele ein ungefärbtes Bild entsteht. Urkunden zu lesen ist Sache einer Technik, die erworben sein will. Immerhin werden solche hübsche Zusammenstellungen wie die von *Horst Kohl* („Deutschlands Einigungskriege 1864—1871. In Briefen und Berichten der führenden Männer", Nr. 9, 10, 16, 22), oder die ganz neuartige dokumentarische Schilderung des Hoflebens in Byzanz durch *Karl Dieterich* vielen willkommen sein. Hier ist eben schon eine geschickte Verarbeitung des Materials vorgenommen worden, die für alle Bändchen der Sammlung wohl in ähnlicher Weise geleistet werden sollte. Mit einem erläuterten Quellenabdruck, den *Hans Philipp* in Nr. 11 von Pomponius Melas „Chorographia" zu geben beginnt, ist nur wenigen gedient.

Mannigfaltiger gemischt sind die bunten Bändchen der *Insel-Bücherei*. Es wird keinen unter unseren Lesern geben, der nicht bei seinem Buchhändler diese zwölf netten Dinger, jedes in seinem Buntpapierröckchen für 50 Pfennige käuflich, gesehen hätte. Die Mischung aus Altem, Neuem und Neuestem von Plato bis zu Verhaeren erscheint überaus geschickt, um verwöhnte Gaumen zu reizen, unverwöhnte zu feinerem Schmecken zu erziehen.

Ähnliche Absicht verfolgt die *Liebhaberbibliothek* des Verlags *Gustav Kiepenheuer* in *Weimar*. Alles an diesen Bändchen ist liebenswürdig und entspricht den Forderungen an Solidität und Geschmack; nur nicht die Federzeichnungen von John Jack Vrieslander. Man soll Poes Gespensternovellen mit Bildchen verschonen, wenn man nicht selbst gleich ihm den Teufel im Leibe hat. Die Auswahl der bisher vorliegenden sechs Bände bringt außerdem noch Jacobsens Novellen, Andersens Bilderbuch ohne Bilder, mit hübschen Schattenrissen von M. Saalwächter (die also keine „Bilder" sind). St. Pierres „Paul und Virginie" mit Nachbildungen alter Kupfer, Novellen von Clemens Brentano und Pierre Lotis „Island - Fischer", beide illustriert von Helene Vrieslander. Als Reisebegleiter und Gelegenheitsgeschenke können diese hübschen Halbpergament- und Lederbände (zu 1.50 M. und 3.50 M.) warm empfohlen werden.

Mit der eigenartigen Färbung einer gefesteten katholischen Weltanschauung verbinden die Ein Mark-Bände der *Sammlung Kösel* äußere und innere Beschaffenheit ähnlich den beiden Leipzigern „Aus Natur- und Geisteswelt" und „Wissenschaft und Bildung". Schon ist diese Unternehmung bis zum 57. Bande vorgeschritten und bietet eine reiche Auswahl von gediegenem Bildungsstoff in leichter Form. Von den letzten Bändchen verdient als sehr praktisches und, soweit Stichproben ergeben, zuverlässiges Nachschlagebuch Empfehlung: „Das deutsche Universitäts- und Hochschulwesen" von Dr. *Karl Hoeber*. Ein interessantes Kapitel der neueren Literaturgeschichte behandelt in ausführlicher Darstellung *Oswald Floeck* vor seiner kleinen Auswahl „Novellen der Romantiker". Auch sonst ist die Literaturgeschichte in der Sammlung Kösel



gut bedacht. Bis auf die deutsche Literatur, für die Eichendorffs alte Darstellung nicht mehr ausreicht, sind die anderen Hauptnationen der Neuzeit durch Abrisse berufener Forscher der Gegenwart vertreten.

Als eine weitere Kollektion, die sicher ihr Publikum finden wird, nennen wir die *„Füllhorn-Bücherei"* des Verlags *Hesse und Becker* in *Leipzig*. Hier wird reine Unterhaltungsliteratur dargeboten, bewährtes Älteres und Neues, wie der letzte Roman *Wilhelm Jensens* „Auf dem Vestenstein". Der Leinenband Hugo Steiner-Prags mit der üppigen Füllhorndame ist praktisch; die farbigen Umschläge Otto Horns wirken recht gefällig; Papier und Druck stehen auf einer in Anbetracht des Preises (1.20 M.) erstaunlich hohen Stufe.

Zum Schlusse sei noch das rüstige Fortschreiten der *Bibliothek der Romane* (*Insel-Verlag*) erwähnt, deren Beginn wir früher begrüßten. Es bleibt bis zu dem vorliegenden zwanzigsten Bande bei der sicheren Auswahl und der soliden Art der Herausgabe, wie sie eben dieser Band bezeugt; gleich dem ersten ein Werk der *Louise von François*, „Frau Erdmuthens Zwillingssöhne", mit gescheitem Nachwort von *Reinhard Buchwald*. Unmittelbar vorherging als überstattlicher Drei-Markband *Dostojewskis* „Schuld und Sühne".

G. W.

M. Liefmann, Kunst und Heilige. Ein ikonographisches Handbuch zur Erklärung der Werke der italienischen und deutschen Kunst. *Eugen Diederichs, Jena.* 1912. Geh. 5,50 M.; geb. 6,80 M.

Im ersten Moment denkt der kunstwissenschaftlich gebildete Laie, daß er ein im Grunde nur für Fachleute bestimmtes Buch vor sich habe. Bei näherem Zusehen entpuppt es sich aber als ein geradezu unentbehrliches, schon lange sehnlichst erwünschtes Hilfsmittel für den, der in Museen und Kirchen die Denkmäler kirchlicher Kunst beschaut und ratlos vor ihnen steht. Hier greift ihm Liefmann hilfreich unter die Arme. Diese auf Grund wissenschaftlichen reichen Materials hergestellte Ikonographie zerfällt in drei Teile. Der erste bringt die alphabetische Namensanordnung, der zweite das Verzeichnis der Attribute, die Erklärungen der Symbole, der dritte ein Register verschiedener Motive. Der Verfasser ging von der sehr richtigen Ansicht aus, daß die dargestellten Erzählungen aus der Bibel, Legenden und Heiligengeschichten, deren Inhalt einst allem Volke bekannt war, heute den wenigsten geläufig sind. Die Sammlung von Erklärungen ist so außerordentlich reichhaltig, daß man darin mit steigendem Interesse lesen kann und eine bedeutende Bereicherung seines Wissens erfährt. Einzelne Abschnitte, wie der über Christus, wachsen sich naturgemäß zu förmlichen Monographien aus. Das Buch ist sehr gut in handlichem Oktavformat gedruckt, so daß es bequem in der Tasche getragen werden kann. Man wird nun, mit Nutzen zum Beispiel vor einem St. Bartolomäus stehend, das Buch hervorziehen und nachlesen, was der gelehrte Verfasser uns über diesen Apostel zu sagen hat.

Franz E. Willmann.

Herr *O. Droescher*, Schriftsteller und Zeichner (Steglitz bei Berlin, Martinistraße 3) hat in Fortführung seiner schon früher in England als *Frank May* unternommenen Versuche neuerdings ein eigenartiges Buch („Seht, da kommt der Träumer her!" 500 Abzüge je 20 M.) fertiggestellt, auf das Liebhaber hingewiesen seien. Es sind siebzehn vom Verfasser auf den Stein geschriebene Gedichte, die mit einer wechselnden, dekorativen oder illustrativen polychromen Umrahmung auf Einzelblätter abgezogen und in einem Sammelbande vereinigt sind. Auch die in ähnlicher Weise ausgestattete Novelle „Dem Tode entrissen" (12 Blätter, 100 Abzüge, je 20 M.) ist bei dem Autor — Verleger — Buchhersteller noch zu haben, von dessen origineller Art ebenso drei sehr hübsch die altdeutsche naive Weise festhaltende illuminierte Glückwunschkarten zeugen (darunter die nach Alwin Schultz älteste deutsche Glückwunschkarte in erneuerter Ausführung.)

G. A. E. B.

Psychologie des Kunstsammelns. Von *Adolph Donath.* Mit 50 Abbildungen im Texte. *Berlin, Richard Carl Schmidt & Co.* 156 S.

Dieses sehr interessante Büchelchen konnte nur von einem ausgezeichneten Kenner des Kunstmarkts geschrieben werden: von einem kundigen Thebaner, der die Bewegungen der Auktionen, die Masse der Sammlerwelt, die Zusammensetzung der Galerien auf das genaueste verfolgt. Es ist ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Sammelwesens und eine knappe Darstellung der wichtigsten Phasen des sich immer mehr vergrößernden internationalen Kunstmarkts: ein Buch „zum Nutzen und Vergnügen", in dem eine riesige Summe von Kleinmaterial geschickte Verarbeitung gefunden hat. Das einleitende Kapitel „Der Trieb zum Kunstsammeln" stellt die psychologischen Momente zusammen: Ehrgeiz, inneres Genießen, Wissensdrang, Eitelkeit. Und dann folgt eine Geschichte dieser Passion vom Altertum bis zur Gegenwart: von den Despoten des Orients bis zu den feinsinnigen Sammlern Griechenlands und der Cäsarenzeit; von Julian Apostata bis zu Petrarka, dem Bibliophilen; von Lorenzo de' Medici bis zu den Fuggern; von den französischen Ludwigs bis zu Friedrich dem Großen; von der Gründung des Hotel Drouot bis auf Lepke. Dem Aufschwung des Sammelwesens im neuen Berlin gehört ein besonderes Kapitel. Schon unter Friedrich Wilhelm III. mehrten sich die Zeichen des Sammeleifers. Die Grafen Blankenese, Raczynski, Redern sammelten meist italienische Gemälde; Reimer, der Buchhändler, besaß eine schöne Kollektion niederländischer Kleinmeister, der Oberpostdirektor Nagler eine Sammlung von Majoliken und Limogen. Aber Ravené und Wagener wandten sich auch der modernen Kunst schon zu, und seit 1870 entstanden die großen Sammlungen Darmstaedter (Porzellan), Hainauer (Renaissancemöbel), Beckenrath (Plastik und Graphik), Kaufmann (Holländer und Flämen), Richter (Niederländer), Dirksen (Majoliken), Mühsam (Gläser), Davidsohn (Graphik) u. a. m. Der „Typus Lanna" bildet den Höhepunkt des Sammlerwesens auf dem Kontinent; die verschiedenen Lanna-



Auktionen haben schlagend erwiesen, wie mächtig der deutsche Kunstmarkt sich entwickelt hat.

Viel Neues und Wertvolles bringen die Abschnitte über die Preissteigerungen und die „amerikanische Gefahr", die ja auch die bibliophile Welt kennen gelernt hat. Vor den Milliardären Amerikas zittern vor allem die Museumsdirektoren. Interessant ist der Nachweis Donaths, daß die Malerei der letzten fünfzig Jahre verhältnismäßig höher bezahlt wird als die alte Kunst. 1880 brachte ein Porträt des Velasquez 7350 M., ein Knaussches Genre aber bereits 155580 M., ein Israels 12 600 M. Ein Corot kommt auf 92 000 M. und zu gleicher Zeit Millets „Angelus" auf 800 000 M. In der Graphik stehen Dürer und Rembrandt immer noch im Vordergrunde. Der zweite Zustand von Rembrandts Hundertguldenblatt brachte 1875 9600 Franken und 1909 — 61 500 Franken. Dürers „Hieronymus" wurde 1797 auf 17 Franken bewertet, 1821 auf 100 Franken — 1910 erzielte das Blatt (Lanna) 26 400 M.

Höchst amüsant sind die Schlußkapitel: „Die Sammler und das Fälschertum". Donath erzählt reizende Geschichten: unter anderen von einem Berliner Schwindler, der nie polizeilich zu belangen ist, weil er seine „echten" Böcklins mit „Röcklin", seine Michettis mit „Mingetti", „Micetti" oder „Mincetti" signiert. Das ganze Buch ist so voller pläsierlicher Einzelheiten — ganz abgesehen von dem in ihm steckenden Wissen —, daß es wärmstens empfohlen sein möge. F. v. Z.

Der schöne Mensch im Altertum. Eine Geschichte des Körperideals bei Ägyptern, Orientalen und Griechen. 300 Tafeln mit erläuterndem Text. Zweite ganz neubearbeitete und stark vermehrte Auflage von *Heinrich Bulle. G. Hirths Verlag, München und Leipzig* 1911.

In neuer Auflage, aber so verneut und erweitert, daß er nahezu ein neues Werk geworden ist, liegt „Der schöne Mensch" der die erste Serie in Hirths Riesenwerk „Der Stil", bildet, vor uns. Unsere Gegenwart, an den Modesünden vergangener Generationen büßend, wendet sich mit Aufmerksamkeit den Fragen der Körperkultur zu. In diesem Sinne, darf man sagen, ist das Werk des Körperideals der alten Welt gerade zur rechten Zeit gekommen, obwohl damit natürlich nicht der weit über das Aktuelle hinausgehende Wert desselben gekennzeichnet sein soll. Aber es war entschieden ein glücklicher Gedanke, daß der Verfasser, moderne Strömungen aufnehmend, den Schwerpunkt der kritischen Betrachtung von der kunstgeschichtlichen Seite mehr nach der ethischen herüberzog. Dadurch gewinnt für den Laien das Betrachten der antiken Nacktgestalten einen unvergleichlichen Wert. Der flüchtigen ästhetischen Freude gesellt sich der sittliche Nutzen. Bulle hat in diesem Sinne die Frage des Körperideals, von den frühsten Anfängen ausgehend, mit einer ausgezeichneten Gründlichkeit durchgearbeitet und daneben eine Fülle neuer Forschungsergebnisse und aus ihnen sich erschließender neuer Gesichtspunkte gebracht. Den trefflichen Text ergänzt das ebenfalls großartig erweiterte in vorzüglicher Qualität ausgeführte Bildermaterial. M. E.

Artur Landsberger: Jüdische Sprichwörter. *Ernst Rowohlt Verlag, Leipzig.* 1912.

Der durch seine Berlin-W.-Romane bekannt gewordene Autor unternimmt mit dieser Sammlung jüdischer Sprichwörter in deutscher Übersetzung einen Versuch, für den ihm nicht nur die jüdische Bevölkerung in Deutschland, sondern auch jeder Psycholog, Kulturhistoriker und Rassenforscher dankbar sein sollte. Die durch Veranlagung und durch den Einfluß tausendjähriger Schicksale komplizierte Seele des jüdischen Volkes offenbart sich weder in seinem literarischen, noch historischen Dokumenten, weder in seinen religiösen Überlieferungen noch in seinen Witze so klar und eindringlich wie in diesen Volkssprichwörtern. Tausende von Sprichwörtern leben unter den sechs Millionen jener das Jiddisch sprechenden Juden, das aus hebräischen, deutschen, polnischen und russischen Wörtern zusammengesetzt ist und eine starke Ausdrucksfähigkeit für Angelegenheiten des Gefühls und des Verstandes zeigt. Teils sind die Sprichwörter dem Talmud und Midrasch entnommen, teils sind sie im jüdischen Volk selbst entstanden, teils wurden sie von andern Völkern entlehnt. Und man wird erstaunen, wenn man erfährt, daß manches deutsche Sprichwort, das man für urdeutsch hielt, sich schon im Talmud findet; und hinwiederum ist eine Anzahl mittelhochdeutscher Wörter und Formen, die im Neuhochdeutschen längst verloren gegangen sind, in jenen jüdischen Volkssprichwörtern unversehrt aufbewahrt ist. Alle Weisheit des geprüften jüdischen Volkes, all seine alten Erfahrungen und sein unendlicher Witz konzentrieren sich in den Sprichwörtern, die knapp und treffend, realistisch und praktisch sich mehr an den Verstand als an das Gemüt wenden. Oft ist durch die lange Überlieferung die Form der Sprichwörter entstellt, ihr Sinn getrübt, ihr Verständnis erschwert, aber man versteht sie fast instinktmäßig im Judentum sofort, wenn man ihre ursprüngliche Bedeutung auch oft nur schwer auseinandersetzen kann. Manches Zwischenglied ist in dem Gefüge dieser Sprichwörter verloren gegangen, und wenn man ferner bedenkt, wie formelhaft, wie typisch-jüdisch sie sind, so wird man sich erklären können, daß es fast unmöglich ist, sie einwandfrei zu übersetzen. Landsberger hat nun aus mancherlei Quellen die jüdischen Sprichwörter gesammelt und einige hundert in einer Übersetzung wiedergegeben, die sich bemüht, dem ursprünglichen Sinn und der absonderlichen Knappheit des Originals möglichst nahe zu kommen. Manchmal ist dies natürlich nicht ganz gelungen, manchmal konnte man auch für einen bestimmten Typus bezeichnendere und ursprünglichere Beispiele geben. Eine kurze Vorrede teilt das Notwendigste über die Sprichwörter mit, versucht aber nicht (und das wäre ein schweres und umständliches Unterfangen gewesen), die Beispiele zu analysieren und das Innerste, aus dem Wesen des Judentums Entwickelte · dieser Sprüche herauszuschälen. Merkwürdig ist aber, daß Landsberger in dem Vorwort neben anderen Quellen nicht die gewaltige Sammlung jüdischer Volkssprichwörter von Ignatz Bernstein nennt. Landsberger kennt nur die kleinere Sammlung aus dem „Hausfreund" 1889; aber er hätte auch die



mit ungeheurem Fleiß zusammengebrachte große Ausgabe durchstudieren sollen, die alle anderen früheren Sammlungen überflüssig macht und ein zweiter Talmud genannt werden muß. Trotzdem bietet Landsberger eine nach gewissen Themen geordnete gut lesbare anschaulich wirkende Sammlung der jüdischen Sprichwörter, er kommandiert einen Aufmarsch jüdischer Weisheit und Erfahrung in Sprüchen herbei, der nicht nur kulturhistorische Teilnahme oder ethische Erbauung, sondern auch herzliches Vergnügen gewährt.

Kurt Pinthus.

Jürgen Jürgensen, Die große Expedition. Ein Kongoroman. Verlag der Literarischen Anstalt *Rütten & Loening, Frankfurt a. M.* 1912. (4 M., gebunden 5 M.).

Ein Hymnus auf das Heldentum der Tropen, das sich auf ganz anderem Fundament aufbaut als anderswo. Diese Helden stehen nicht im Dienste einer beseelenden Idee, als Conquistadores ziehen sie durch den Urwald, der wider das expansive Europäertum einen heimlichen Kampf führt. Sie kämpfen und sterben um des Kämpfens und Sterbens willen, weil sie Männer sind. Jürgensen nennt die Armee das maskuline Organ der Seele der Nation, das solche harte, grausame Naturen erzeugt und verbraucht. Die wenigen Europäer zwingen die Eingebornen suggestiv zum Gehorsam. Vor dem Blicke des Stärkeren unterwerfen sich die blindlings der klatschenden Nilpferdpeitsche und nehmen geduldig die entsunkene Traglast wieder auf. Glänzend sind diese entsetzlichen Märsche geschildert, durch das nimmerendende Lianengewirr, ohne einen Blick auf den Himmel. Den Negersoldaten graut es vor dem Nichts, das, wie es in ihren Köpfen spukt, hinter dem Walde beginnt, aus dem sie nie hinausgekommen sind, aber es geht unaufhörlich vorwärts. Solche Märsche zermürben. Nicht bloß der Körper verfällt, von Krankheiten entkräftet, die Seelen vor allem werden in dem ewigen, unerträglichen Trott zerrüttet. Auflösung der Disziplin heißt der lauernde Dämon. Von der seelischen Spannkraft der Offiziere hängt sie noch ab, die aber auch geschwächt ist, und nachts fängt es allmählich an zu bröckeln. Der Weibertroß ist der andere Schädling, durch den die gleichförmige Masse des Heereskörpers in Individuen gespalten wird. So kommt es, geboren im Hirn eines einzelnen, der zur Nachtzeit zurückgeblieben ist, zur Rebellion, und vom Rücken her, wie ein Steingeröll unaufhaltsam wachsend, wirft sie die ganze Truppe über den Haufen. Die Offiziere fallen getrennt, einer nach dem andern, aufrecht, ohne Zagen. Die Kugel erreicht sie rücklinks: ins Gesicht treten ihnen die Empörer nicht gern gegenüber. Einer nur besteht. Er wählt sich die jungen Soldaten aus, die noch nicht am Weibe kranken, und erzieht sie zu einer Schar, deren Evangelium die Disziplin ist und deren Führer ihr Abgott. Seiner Tritte Rhythmus genügt schon, um ihren wankenden Mut wieder zu festigen. Und François Germain führt sie zum Siege.

In diesem weiten, leuchtenden Rahmen erscheint das Bild von dem inneren Werden jenes Mannes etwas zu klein, und die theoretisierenden Erörterungen über Fortpflanzungsprobleme gleichen der barocken Staffage auf alten Gemälden. Ohne sie würde das Buch nicht schlechter sein. Zum dritten Mal schöpft der Verfasser eine Dichtung aus den poetischen Tiefen des Kongo, und zum dritten Mal darf man ihn begrüßen. Wir verlangen heute nach neuen Stoffen, und drum werden wir dem Landsmann Johannes V. Jensens in gleicher Weise dankbar sein. C. N.

Neuere Essay-Literatur. Unter den Kunstschriftstellern unserer Tage ist mehr und mehr eine Persönlich hervorgetreten, teils mit Büchern, teils mit Aufsätzen in Zeitungen und Zeitschriften, teils auch als leitender Redakteur, die in ihrer Bedeutung jedenfalls erst in späterer Zeit voll gewürdigt werden wird: *Karl Scheffler*, der Herausgeber von „Kunst und Künstler". In neuerer Zeit an Stelle des verstorbenen Pietsch auch Kunstreferent der Berliner altangesehenen „Vossischen Zeitung", hat er berechtigtes Aufsehen erregt durch zwei starke Bände, in denen er Paris und Berlin als künstlerische Kulturerscheinungen zergliedernd darstellt. Ich habe noch nie so Gutes über Paris gelesen als hier, noch nie so scharf über Berlin urteilen hören. Aus jeder Zeile aber, man mag nun mit ihr übereinstimmen oder nicht, spricht eine Persönlichkeit von solch eindringlich scharfem Verstand und so eminentem Wissen, von so starkem Erleben und Erfassen des Künstlerischem, daß man gerade alles, was man nicht unterschreiben möchte, doppelt genau und immer wieder liest, um die Deduktionen nochmals zu prüfen. Und bei dieser wiederholten Lektüre dringt man ganz unversehens immer tiefer in die Seele dieses Karl Scheffler. Jetzt hat er nach einem speziellen Buche über „Die deutschen Maler und Zeichner des XIX. Jahrhunderts" eine Sammlung von Essays herausgegeben, die zum besten gehören, was auf dem Gebiete des Essays aus dem Bereiche der Kunstwissenschaft geschrieben ist (*Leipzig*, 1912. *Insel-Verlag*). Scheffler ist nicht nur ein zuverlässiger Beurteiler dessen, was er sieht, er versteht auch anschaulich zu beschreiben. Wohltuend berührt aber vor allem, daß er einen Willen zur Kunst hat, daß es ihm auch nicht nur auf das Ethos ankommt. Er ist ein geborener, nicht ein gewordener Feind alles Ästhetentums, alles Preziösentums; ein Kunsterzieher und doch kein Schulmeister. Er führt zur Produktivität; er will mit seiner Kritik zur Produktivität führen. Durch alles das unterscheidet er sich sehr wesentlich von allerhand Vielschreibern, die, gleich ihm im Dienst des Tagesjournalismus lebend, nicht über den Eindrücken stehen, sondern unter ihrem Drucke. Man lese aus diesen Essays die „Meditation über den Zwinger" in Dresden als Ausdruck deutscher Baukunst und freue sich des gesunden Volksbewußtseins oder das beschauliche „Dilettantenerlebnis". Und man wird wissen, daß Schefiler mit an erster Stelle steht als Mentor.

Neben diesem Reifen mutet *Viktor Goldschmidt* mit seinen Versuchen freilich als blutiger Anfänger an. In seiner Essaysammlung „Seiende und Werdende" (*Leipzig*, 1912, *Xenienverlag*) bringt er einige neuere



Autoren zur Sprache: Hermann Essig, Emil Ludwig, Erich Korn, die selbst in ihrer Entwicklung doch nicht weit genug fortgeschritten sind, um schon Gegenstand spezieller Betrachtung zu werden. Eher geht das bei Jakob Wassermann oder Hanns Heinz Evers und Josef Ruederer. Der Verfasser schildert die Dichter an ihren Werken und man findet in seinen Analysen manch treffendes Wort. Über die Bedeutung eines Artur Landsberger kann man allerdings sehr verschiedener Meinung sein; ich würde ihn doch nicht neben Wassermann oder Ruederer behandeln! Mit am besten gelungen ist die Analyse Hardens, wozu dessen Sammlung „Köpfe" begründeten Anlaß gibt, in denen allerdings das Beste aufbewahrt ist, was Harden geschrieben hat; doch wird man sich nicht verhehlen dürfen, daß man den wirklichen Harden in seiner ganzen Eigenart und auch Unart besser kennen lernt, wenn man eine Reihe seiner Leitartikel an Ort und Stelle liest. Dann treten die mancherlei von Eduard Engel in seiner „Stilkunst" sehr mit Recht aufs schärfste gegeißelten Sonderbarkeiten und gesuchte Geistreicheleien in das richtige Licht, in dem sie der Verfasser nicht gesehen hat.

Franz E. Willmann.

D. v. Liliencron, Gesammelte Werke. Band VII und VIII. *Berlin, Schuster & Löffler, 1912.* (Geheftet je 4 M., gebunden je 6 M.)

Diese die Gesamtausgabe abschließenden Bände enthalten des Dichters dem Umfange nach kleinere Prosastücke, von denen manche seine nach Inhalt und Form größten Prosastücke sind. Den siebenten Band (Novellen) eröffnen die „Kriegsnovellen", Liliencrons Bucherfolg, hier in 129. Auflage erscheinend. Sie sind sicherlich sein bekanntestes Prosawerk und als sein Hauptwerk (weil nun jeder Dichter einmal die Pflicht gegen die Literaturgeschichte hat das Hauptwerk zu schreiben und die Höhe zu erreichen, „anerkannt". Dann folgen die anderen Geschichtensammlungen: „Könige und Bauern", „Aus Marsch und Geest", „Späte Ernte", denen sich im achten Bande (Miscellen) „Roggen und Weizen", Übungsblätter und Gelegenheitsschriften anschließen. Der Geschichtenerzähler und Geschichtenergrübler Liliencron kann in den beiden wohl auch für sehr weitgehende Ansprüche vollständigen Bänden nach Herzenslust von seinen Freunden gehört werden und wird durch sein Temperament auch die ihm ferner stehenden fesseln. Die letzten Bände der Werke des Dichters sind die ersten, zu denen der seiner Art Fremde greifen muß, um ihn lieb zu gewinnen. Daß die acht Bände der gesammelten Werke, ergänzt durch die beiden Briefbände in der Büchersammlung des gebildeten Deutschen nicht fehlen dürfen, daß ihre Anschaffung recht, sogar sehr empfehlenswert ist oder etwas Ähnliches, möchte ich mit der üblichen Rezensentenautorität, die das Schlußprädikat verkündet, lieber doch nicht versichern. Denn ich glaube, daß trotz alles Gejammers über den Deutschen, der keine Bücher kauft, immerhin schon eine ziemliche Anzahl von Leuten vorhanden ist, denen Büchererwerb zu ihren regelmäßigen Gewohnheiten gehört, ohne daß sie gerade Bibliophilen wären. Und für diese deutschen Bücherkäufer, Bibliophilen oder Nichtbibliophilen, genügt wohl der Hinweis, daß die endgültige Ausgabe der Werke Liliencrons nun in allen, wie die Herren Verleger zu sagen lieben, besseren Buchhandlungen zu haben ist. Wer aber keine Bücher kauft oder Liliencron nicht leiden kann, den wird weder mein stolzes noch mein treuherziges Lob bestimmen, die schöne Ausgabe auch nur anzusehen.

G. A. E. B.

Saturn. Eine Monatsschrift herausgegeben von *Hermann Meister* und *Herbert Großberger.*

Diese neue Monatsschrift, die im Saturnverlag Hermann Meister in Heidelberg erscheint, ist eine von jenen jungen temperamentvollen Zeitschriften, die meistens nach kurzem Bestehen wieder verschwinden, oder aber, wenn sie durch Energie, Geld, Talent gestützt werden, in einigen Fällen ein langes und ruhmreiches Dasein führen. Später mäßigt sich der Ton dieser Zeitschriften, ihr Gehalt wird solider, allgemeiner und schließlich strömen sie breit und rauschend ins Meer der Bürgerlichkeit. Anfangs aber pflegen sie, von jungen, mutigen und kampffrohen Leuten geschrieben, feurig, polemisch, voll Übergeist und Überwitz einherzustürmen. Und so nimmt auch dieser „Saturn" alle auf, die neueste Kunst und Anschauungen bringen; kecke Essayisten treten auf, unter denen sich der Herausgeber Meister hervortut, die neuen Prager Dichter, die jüngsten Berliner, aber auch ältere wie Dauthendey, Chr. Morgenstern, Stoeßl gehören zu den Beiträgern. Natürlich werden auch jedem Heft einige Holzschnitte in möglichst primitiver oder expressionistischer Manier beigegeben. Ich für mein Teil erfreue mich an diesen jungen Zeitschriften und vergebe ihnen manche Geschmacklosigkeit, wenn Temperament und Talent zu fühlen ist. Übrigens werden die ersten Nummern des „Saturn" sehr selten werden. -in-

---

Adam Müller-Guttenbrunn, Es war einmal ein Bischof. Roman. Verlag *L. Staackmann, Leipzig.* 1912.

Es war einmal ein Rechtspraktikant, der lebte und liebte in einer jener sentimentalen österreichischen Provinzstädte, in denen das beides ganz untrennbar zu sein scheint. Dann wird eine „bittersüße Liebesgeschichte" daraus. Die da meinen, das Wort sei neu, die irren. Vor 200 Jahren kannte man es schon, und im Begriff läßt es sich wohl bis ins Mittelalter zurückverfolgen. Von „süezer liebe unde sender nôt" sangen die ritterlichen Dichter, und in der akademisch-kavaliermäßigen Kunst zu Gryphius' Tagen betrieb man die Liebe gleicherweise als eine wenig lohnende Beschäftigung, zum mindesten auf dem Papier. Jenen Zeiten war es eigen, daß sie kein starkes, selbstbewußtes Empfinden besaßen, das sich hätte durchsetzen können; gesellschaftliche Gebundenheit machte oft genug die Objektivierung des Gefühls unmöglich, so daß es dann aus Mangel an Befriedigung nie verstummte. Und endlich ward die Liebe den minderen Geistern zur Tradition. Die Dichtkunst war ein Produkt der Gesellschaft, das Volk unterlag in seinem Gefühlsleben keiner Hemmung.



So flutet auch heute wieder eine ähnliche Strömung, die sich ohne viel Mühe aus ähnlichen oder gar denselben Voraussetzungen erklären ließe. Die Berechtigung ihr abzusprechen, wäre unnütz, da diese durch ihr Vorhandensein gegeben ist, solange nicht ihre Unwahrheit offenbar wird. Vor einer Mode aber darf man warnen, und dazu scheints an der Zeit.

Also, es war einmal ein Bischof. Und es war vor allem ein Rechtspraktikant, der erlebte in Linz ein schönes Liebesglück. Leid im Herzen, kommt er hin, und das palastartige Haus mit dem Christus und dem ewigen Lämpchen auf dem Flur und das alte Fräulein, das ihn aufnimmt, sind dazu geschaffen, seine (und unsre) Stimmungen zu verdichten. Das ganze Buch duftet etwas nach Lavendel und Rosmarin. Das alte Fräulein, das den toten Bräutigam betrauert, und das an jedem Jahrestag des Friedens halbverstört auf dem Bahnhof den jungen Helden aus dem Krieg zurückerwartet, ist eine wohltemperierte Lenore, deren mütterliches Gebahren Jahrgang um Jahrgang von jungen Juristen zugute kommt. Denn nach einem Jahr gehen sie wieder weg, auch unser Held, der eine Geliebte zurückläßt. Er kann ihr Kind nur in aufrichtiger Überzeugung des Rechten öffentlich anerkennen, von einer Ehe aber kann keine Rede sein. Er scheidet, mit einem neuen Leid im Herzen. Süeze liebe — sende nôt.

Aber, es war einmal ein Bischof. Das Buch wäre nicht von Müller-Guttenbrunn, wäre kein politischer Hintergrund. Dies ist sein Ruhmestitel in unsrer so unpolitisch gestimmten Kunst. Und so zeichnet er also die reckenhafte Gestalt eines alten Bischofs, der, von wahrhaft augustinischer Überzeugung erfüllt, den Kulturkampf wagt. An Einzelheiten soll nicht genörgelt werden, obwohl zuviele der Motive recht billig sind, insgesamt ist der Vorwurf gut, nur kommt es vor jener anderen Geschichte viel zu wenig zur Geltung.

Auf die Darstellungskunst des Dichters, seine Schilderung zumal, soll noch hingewiesen werden, die dadurch erschwert wird, daß sie sich in Tagebuchform zu bewegen hat. Wie hervorragend ist zum Beispiel der junge schwindsüchtige Oberlehrer gezeichnet, der an eine ganz ähnliche Mädchengestalt aus den „Glocken der Heimat" erinnert, eine der schönsten, die dem Dichter je gelungen sind. Es ließe sich noch manches aufdecken. Nur klingen die Glocken diesmal nicht zur Harmonie zusammen. -h.

———

Max von Mallinckrodt, Mären und Märchen. *Ernst Rowohlt Verlag, Leipzig.* 1913.

Es muß auffallen, daß die Liebe für Märchen, Anekdoten, Schwänke, Sagen, Legenden in den letzten Jahren wieder sehr erstarkt ist. In vielfachen Neudrucken erscheinen die alten bewährten Märchen-, Sagen- und Volksbücher, und es entstehen ganz neue Sammlungen (wie zum Beispiel die von P. Expeditus Schmidt herausgegebenen Legenden). Diese Neuerweckung erklärt sich einmal aus der Reaktion gegen den Realismus, die nüchterne Kleinmalerei und den Psychologismus unserer Zeit und zweitens aus der wieder erwachten Freude am einfachen Dahinerzählen, am problemlosen Fabulieren. So hat der Sproß eines alten rheinisch-westfälischen Adelsgeschlechts Max von Mallinckrodt in einigen Herbstmonaten 22 Mären und Märchen aufgeschrieben, deren Schauplatz seine Heimat ist: die Länder an den Ufern des Rheins. Er mag wohl allerlei alte Stoffe gesammelt haben, die sich das Volk dort erzählt oder die in alten Chroniken zu finden sind. Die Gegenden sind bekanntlich besonders reich an romantischen und seltsamen Stoffen — man denke an die Vorliebe der Westfalen für geheimnisvolle, spoekenkiekerhafte Geschichten, an second sight und „Vorgeschichten" —; und selbst wenn sich diese Stoffe auch in anderen Gegenden Deutschlands finden, so wirken sie doch gerade durch diese Lokalisation neu und echt. Mallinckrodt erzählt einfach und schlicht, manchmal ein wenig zu dünn; er umspinnt die alten Stoffe mit knappem lyrischen und epischen Rankenwerk. Man fühlt aus seinen Mären und Märchen die Freude und Anteilnahme heraus, mit denen er seine Geschichten spinnt; aber er vermeidet allzu düstere stimmungmachende Ausmalungen oder romantisches Schwärmen. Jeder Mensch wird die Mären und Märchen leicht herunterlesen können, und so werden die abgespannten Männer und Frauen und besonders auch die Kinder winters, bevor sie einschlafen, gern diese Erzählungen von Musikanten, Rittern, Wanderern, Gespenstersehern, Tieren und Träumern, diese seltsamen Geschichten aus dem alten Köln und den rheinischen Landen zu sich nehmen wie einen beruhigenden, behaglichen Trunk. Der himmelblaue Umschlag des Büchleins ist mit einer anmutigen Zeichnung Karl Walsers geschmückt, die einen am Raine sitzenden, waldhornblasenden Wandermusikanten darstellt, und somit gut in die Stimmung der Geschichten einführt. -th-

———

Richard Wagner-Jahrbuch. Herausgegeben von *Ludwig Frankenstein.* Vierter Band. *Hausbücher-Verlag (Hans Schippel), Berlin,* 1912.

Die den letzten Teil des Jahrbuches bildende und auch in einem Sonderdruck vorliegende Richard Wagner-Bibliographie für die Jahre 1907—1911 beweist zur Genüge, daß über keinen Komponisten so viel geschrieben wird, wie über Wagner. Nach dreijähriger Pause ist auch das Jahrbuch wieder auf dem Plan erschienen, daß zwar das Aussehen, auch den Verlag, aber nicht seinen Geist geändert hat. Es zerfällt in vier Teile, die sich mit Wagner als Gesamterscheinung, einzelnen seiner Werke, mit Persönlichkeiten aus dem Bayreuther Kreise beschäftigen und allerhand Chronik, Miszellen, Kritik und die genannte, sehr umfängliche Bibliographie bringen. Unter den Mitarbeitern trifft man die bekannten Namen eines *Artur Drews,* der von der Religionsgeschichte und als Schopenhauerfreund zwei sehr gute Eingangspforten zu Wagner offen hat; *Max Koch,* der zuerst und nachdrücklichst in seiner bis jetzt zweibändigen Biographie Wagner auch für die Literaturgeschichte beansprucht hat; *Robert Petsch,* der auch vorwiegend Literarhistoriker, zur Quellenkunde des Parsifal einen sehr guten



Beitrag beisteuert. Von Musikhistorikern begegnen wir *Artur Seidl, Georg Kaiser, Wilhelm Altmann,* dem inzwischen verstorbenen *Kurt Mey,* der hier Eduard Reuß einen Abschiedsgruß widmet, und dem Herausgeber. Solche Jahrbücher haben natürlich, besonders bei einer so prägnanten Persönlichkeit wie Wagner, leicht einen sehr einseitigen Charakter, der sich durch mangelnde Objektivität und wenig Kritik kennzeichnet. Diesen Eindruck habe ich von den durchweg wertvollen literarischen und musikhistorischen Beiträgen nicht gewonnen. Dagegen ist die kritische Rundschau mindestens suspekt. Es wäre vielleicht besser, in solchen offiziellen Publikationen überhaupt nicht kritisch, sondern einfach positiv referierend, vielleicht sogar durch Selbstanzeigen die neue einschlägige Literatur zu besprechen. Denn solche angeblichen Kritiken, wo auf der einen Seite Herr X. Herrn Y., auf der nächsten Herr Y. Herrn X. anzeigt, haben wirklich keinen Sinn. Bei den Nekrologen weiß man von vornherein, daß es eine Stimme aus dem Bayreuther Lager ist, und verzichtet auf eine kritische Würdigung, da hier ja einem Freunde ein letztes Dankeswort gesagt werden soll. Insofern sind alle solchen Jahrbücher in ihrem Werte auch wieder recht beschränkt. Als Dokumente werden sie da, wo es sich um Werturteile handelt, nur mit Vorsicht zu gebrauchen sein. Eine Fundgrube aber für den Spezialforscher bilden die Beiträge an Neuem, die auch diesen vierten Band jedem willkommen sein lassen, der sich für die so reiche Persönlichkeit Wagners und seine einzigartige Stellung in der neueren Kunstgeschichte unvoreingenommen interessiert. *Franz E. Willmann.*

Robert Schwerdtfeger, Sechs Novellen. Verlag der Literarischen Anstalt *Rütten & Loening*, Frankfurt a. M. 1912. (3 M., gebunden 4.50 M.).

Sechs psychologische Rechenexempel sind es, bei denen mehrmals die Nebenrechnungen fehlen, so daß wir keine Kontrolle über die Richtigkeit besitzen. Von den „Novellen" Schwerdtfegers sind einige wohl als Inhaltsangaben von Romanen denkbar, die eine lange Entwicklung brauchen, die andern sind nur etwas zu breit geratene Erzählungen. Gemeinsam ist ihnen die ungefähre Länge von etwa 40 Seiten, und das zweite Charakteristikum ist das Bestreben ihres Verfassers, möglichst unwahrscheinliche Vorfälle wahrscheinlich zu machen. Goethes Definition der Novelle als einer „unerhörten Begebenheit" wurde nie ärger mißbraucht. Der Stil ist ganz ungelenk und noch voller Schulschnitzer; daß ein Jüngling „sein Herz in beide Hände" nimmt, darf noch nicht einmal wundern. -o-

---

Carl Hauptmann, Der Landstreicher und andere Erzählungen. Mit Einführung von *Georg Muschner.* Buchschmuck von *M. Körner* und *W. Bühler. Die Lese.* Verlag. G. m. b. H. *Stuttgart* (1912).

Carl Hauptmann wird in der Tat auswahlreif. Und möchte dieses neuste Korn, das die Lese ausstreut, sie gab noch kein besseres, recht vielfältige Frucht tragen. Die Gemeinde des Dichters aber, der noch zu oft nur als der Bruder Gerharts genannt wird, möge bald die Allgemeinheit des deutschen Publikums umfassen. Die vorliegende Auswahl bildet inhaltlich eine Einheit. In den sieben Erzählungen („Judas", „Heimstätte", „Haß", „Kinderspott", „Der letzte Wille", „Stummer Wandel", „Der Landstreicher") wendet der Dichter seinen grübelnden Blick auf die Seelen der Armen im Geiste, derer, die abseits vom Wege wandeln, deren Gefühle indessen noch stark und ursprünglich sind. Das Alltägliche an diesen Menschen sieht er nicht, aus dem Alltäglichen liest er das auf dem Grunde Schlummernde heraus, das jene über die Plattheit des Lebens erhebt. Daß man aus dieser vertieften Kunst, die mit den herkömmlichen Begriffen schön und häßlich, gut und böse nichts zu schaffen hat, einmal eine Auswahl getroffen hat, um für sie zu werben, ist sehr verdienstlich. Die Einführung des Herausgebers sucht in knappen Sätzen den Dichter zu würdigen und zu charakterisieren, die beigefügten biblio- und biographischen Daten dienen dem werbenden Zwecke wohl recht gut. Die Ausstattung ist, wie zu erwarten, würdig und ansprechend. -o-

---

Das Sopha. Moralische Erzählungen aus dem Französischen des jüngeren *Crébillon* Nach der deutschen Übersetzung von 1765 herausgegeben und eingeleitet von *Friedrich Hirth. Wien und Leipzig, Verlag Brüder Rosenbaum.* LIV, 300 S.

Die Romane des jüngeren Crébillon sind im XVIII. Jahrhundert oft übersetzt worden. Es war damals die Zeit, wo man in dem Sohne des würdigen alten Zensors und Atridendichters nicht den packenden Sittenschilderer, sondern lediglich den Verfasser „schlüpfriger" Erzählungen sah, wie er als solcher heute noch in den deutschen Konversationslexiken figuriert. Und als er nach Erscheinen seines „Ecumoire" (1734) nach Vincennes auf die Festung geschickt wurde, nahm das Interesse für ihn noch mehr zu, obwohl er nicht wegen der moralischen Ungeniertheit des Buchs, sondern wegen der politischen Anspielungen verurteilt wurde. 1750 wurde er sogar gänzlich aus Paris verbannt Damals hatte er soeben seinen langweiligsten Roman veröffentlicht: „Les amours de Zeokinizoul", der aber so mit leicht durchschaubaren Andeutungen auf Ludwig XV. und seinen Hof durchspickt war, daß die Pompadour sich dieses gefährlichen Poeten zu entledigen wünschte. Es kam freilich auch wieder eine bessere Zeit für ihn; er durfte zurückkehren, und um ihn zu entschädigen, übertrug man ihm das erledigte Amt seines Vaters und machte auch ihn zum Zensor. Crébillon fils Zensor — das war eine komische Geschichte. Aber er nahm die Sache ernst und wurde der Schrecken aller leichtsinnigen Schriftsteller. Sein Rotstift kannte kein Erbarmen. In den „Odes érotiques" Sylvain Maréchals wollte er sogar das Wort „Boudoir" streichen, worauf Maréchal an den Gestrengen die erstaunte Frage richtete, was man mit seinem „Sopha" machen solle, wenn man sogar ein Boudoir beanstande . . .

1742 erschien das erste Buch Crébillons in unsrer Sprache: G. B. Straube hatte damals die „Lettres de la Marquise de M." bei Haude in Berlin deutsch heraus-

gebracht. Dann folgten (1768) ein Bändchen „Neue moralische Erzählungen" (Kopenhagen, Profft) und 1782—85 die „Vorzüglichsten Werke", die J. C. Lotich (im Verein mit W. Ch. Mylius?) übersetzte und bei Maurer in Berlin erscheinen ließ. 1741 war „Le Sopha" in Paris verausgabt worden und wurde bis 1764 verschiedenfach neu aufgelegt. Es ist zweifellos Crébillons bestes Werk und vereinigt in harmonischer Weise die beiden Elemente seiner Kunst: feine politische Satire und plastische Schilderung gesellschaftlicher Zustände. Auch in Deutschland wurde der Roman bald bekannt. Friedrich Schlegel und Tieck wollten freilich nicht viel von ihm wissen, um so stärker wirkte aber der Einfluß Crébillons auf Heinse, Klinger und vor allem auf Wieland. 1765 war die erste deutsche Übersetzung des „Sopha" unter dem Decknamen „Pekin" (Berlin, bei Lange) erschienen (nach der „Nouvelle édition, revue, corrigée et angmentée d'une introduction historique. Pékin 1764") und wurde in Leipzig 1833 („deutsch durch J. Casanova") und in „Paris bei Peter Hammer" (o. J., wahrscheinlich 1835) ohne Veränderung neu aufgelegt respektive nachgedruckt. Es ist dies die wortgetreueste Übersetzung des Originals, die auch der Neuausgabe Hirths zugrunde liegt.

Gegenüber den massenhaften Verballhornungen des Romans, die in letzter Zeit auf den Markt gekommen sind, kann man sich über diese verständige Verdeutschung freuen. Der Herausgeber hat hie und da leichte sprachliche Retouchen vorgenommen und dem Ganzen eine sehr interessante literarhistorisch-bibliographische Einleitung vorangestellt. Für eine würdige Ausstattung des Buchs sorgte der Verlag. Auch der Preis ist niedrig (broschiert M. 3, sehr hübsch in Leinen gebunden M. 4, Luxusausgabe M. 12). F. v. Z.

A. W. Unger, Wie ein Buch entsteht. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 175). 3. Aufl. *B. G. Teubner, Leipzig*. 1912.

Des Verfassers großes, für Fachkreise und zu Lehrzwecken bestimmtes Handbuch haben wir erst kürzlich besprochen. Hier haben wir auf allgemein verständliche, einfachere Formeln gebracht einen Auszug daraus. Eine geschichtliche Einleitung bespricht die allmähliche Entwicklung der Buchformen; wir hören dann, bei der Neuzeit angelangt, von der Ausstattung, dem Papier und den verschiedenen Verfahren des Druckes, unter besonderer Berücksichtigung des Druckes illustrierter Bücher, auch alles Wissenswerte über den Verlag, Buchhändler, Antiquariate und sogar den Kolportagebuchhandel. Eine besondere Eigenschaft zeichnet dies Buch vor allen anderen in der Sammlung aus. Es ist mit den mannigfachsten Typen und bogenweise auf ganz verschiedenes Papier gedruckt, um die verschiedenen Sorten auch in ihrer Wirkung vorzuführen. Außerdem sind noch einige gute Abbildungen auf Tafeln beigegeben. *Fr. E. W.*

Karl Lamprecht, Einführung in das historische Denken. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig*. 1912.

Diese Einführung in das historische Denken ist die konzentrierteste Zusammenfassung der Ideen des Historikers, den man den Neubegründer der Geschichtswissenschaft nennen muß. Mit diesem Buche rundet sich seine Geschichtswissenschaft zu einer Geschichtsphilosophie, deren ideeller und praktischer Wert größer ist als der vieler philosophischer Systeme. Und Lamprecht identifiziert in diesem Buche sein geschichtsphilosophisches System mit dem historischen Denken unserer Zeit überhaupt. Er führt daher in einem ersten Teile aus, wie sich der historische Sinn in Deutschland entwickelt hat. Die seelische Struktur und das aus ihr folgende historische Denken der primitiven Zeitalter des Symbolismus, Typismus und Konventionalismus werden kurz geschildert, dann die philologische und pragmatische Methode des Individualismus erklärt und ausführlicher die Entwicklung des historischen Denkens im subjektivistischen Zeitalter analysiert bis zu unseren Tagen der Reizsamkeit. Schon in diesem einleitenden „historischen" Teil kommen die Ideen Lamprechts ziemlich deutlich zum Ausdruck; klar und systematisch aber werden sie in dem zweiten „grundlegenden" Teil, betitelt „Das geschichtliche Denken der Gegenwart", ausgebreitet. An einigen charakteristischen Beispielen wird die Verschiedenartigkeit des Denkens und Fühlens auf dem intellektuellen und Willensgebiet in mehreren Zeitaltern erwiesen und damit erklärt, daß aus der Erkenntnis der spezifischen Unterschiede dieser Epochen sich die Festsetzung der Periodisierung ergibt. Diese Periodisierung wird an der Entwicklung der bildenden Kunst dargelegt und dann kurz darauf hingewiesen, daß sich dieselbe Periodisierung auch auf den Gebieten der übrigen Künste, der Volkswirtschaft, der Sitten- und Frömmigkeitsgeschichte ergibt. Ferner wird auf die zahlreichen, zum Teil noch nicht geklärten Probleme hingedeutet, die sich aus diesen Grundgedanken ergeben; vor allem wird betont, daß der kulturgeschichtliche Ablauf der übrigen Völkerentwicklung parallel der des deutschen Volkes geht, daß sich also aus diesem typischen Ablauf allgemein historische Gesetze ergeben. Diese Gesetze werden in einem Schlußkapitel als Endergebnis noch einmal zusammengefaßt.

Es soll hier nicht die allgemein bekannte Periodisierung Lamprechts oder die wichtigsten Gesetze wiederholt werden, aber es muß auf drei Folgerungen hingewiesen werden, deren ungeheure Bedeutung gerade aus diesem kleinen Buche wieder deutlich hervortritt. Man erhält erstens immer mehr den Eindruck, daß man noch gar nicht die Größe von Lamprechts Tat abmessen kann, wenn er die Belanglosigkeit und Engherzigkeit der bisherigen Geschichtsauffassung als bloßer Staatengeschichte mit unermüdlicher Energie bekämpft hat und dafür die Idee der Geschichte als Universalgeschichte, als Zusammenfassung aller menschlichen Betätigungsgebiete überhaupt aufrichtete. Zweitens erkennt man, wie wichtig es ist, daß er der Geschichtswissenschaft durch die Einfügung gedanklicher Elemente, statt der bisher betriebenen Zusammenstellung bloßer Tatsachen, wieder ganz neue Werte auch philosophischer und praktischer Art schuf. Und drittens muß sein Grundgedanke, zu dem er sich selbst erst nach langen Zweifeln durchgekämpft hat, immer stärkere



Anerkennung und Bedeutung finden, daß nämlich die Entwicklung der Menschheit nicht in erster Linie abhängig war von der Staatengeschichte (wie die exakt-historische Forschung bisher annahm), und nicht von der Wirtschaftsgeschichte (wie Marx behauptet), sondern von dem psychischen Geschehen, so daß also die Weltgeschichte die Entwicklung des menschlichen Bewußtseins darstellt. Lamprecht wird das Denken unserer Zeit etwa so beeinflussen wie dereinst Herder und Hegel, aber seine Entwicklungsidee ist — analog den Anschauungsänderungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet — evolutionistisch-dynamisch und nicht mehr spekulativ oder mechanisch. Und man möge in Lamprechts Büchern nicht gleich jede Gewaltsamkeit, jeden Irrtum und jedes schiefe Urteil mit kritischem Bedenken als Unsinn oder Fälschung umstürzen. Denn von ihm gelten die Worte, die er selbst in diesem Buche über Herder sagt: „Neuerer von der Art Herders sehen noch nicht die vielfachen Widerstände, welche eine ausgebreitete Materialkenntnis ihren Anschauungen entgegensetzen könnte; sie sind weitblickend, und indem sie die fernsten Ziele mit hellseherischer Sicherheit sichten, stört sie die Tücke der Objekte nicht, die ihre Anschauungen vielleicht in nächster Nähe bedrohen" ... P—s.

Bibliophile Neuigkeiten aus der Schweiz.

Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius), Sämtliche Werke in 24 Bänden in Verbindung mit der Familie Bitzius herausgegeben von R. Hunziker, H. Bloesch, C. A. Loosli. (7. Band bearbeitet von H. Bloesch: „Geld und Geist".) *München und Bern, Eugen Rentsch.*

Daß eine Gesamtausgabe von Gotthelfs Werken dringend notwendig sei, wird kein Literarhistoriker und kein Bibliophile bestreiten. Denn die 1898 von dem verdienstvollen Berner Germanisten Ferdinand Vebter begonnene Volksausgabe der Werke im Urtext gat zu verschiedenen Bedenken Anlaß. Zunächst war sie durchaus unvollständig und in der Ausstattung recht minderwertig. Die veralteten Ausgaben der „Gesammelten Schriften" jedoch, die 1856 ff. bei Springer in Berlin und in dem wohlfeilen Neudruck von 1861 allen späteren als Grundlage dienten, kamen noch weniger in Betracht. Das vorliegende Unternehmen, von Emil Preetorius künstlerisch in die Wege geleitet, von Benteli in Bümpliz bei Bern gedruckt, wird von den sachkundigsten Herausgebern getragen und verspricht einen in jeder Hinsicht befriedigenden Abschluß.

Die Ausgabe eröffnet der Roman „Geld und Geist", von dem leider die Originalhandschrift fehlt. So wurde denn der Erstdruck (aus „Bilder und Sagen" 1843 und 1844) als Textvorlage gewählt, mit Recht, aus zwei Gründen; trotzdem nämlich die zweite Auflage des Werkes als „durchgesehene" eigentlich den von Gotthelf gewollten Text darstellen sollte, erweckt sie schon durch die vielen Druckfehler und Mißverständnisse wenig Vertrauen, zudem wissen wir, daß der Verfasser niemals großes Gewicht auf Korrekturen und Nachprüfungen legte. Ferner scheint mir mit den Herausgebern der Erstdruck als Ausgabe eines schweizerischen Verlegers und, wie doch anzunehmen ist, eines schweizerischen Setzers zuverlässiger zu sein als der zweite Druck, den ein Berliner, der offenbar kein Wort „Berndütsch" verstand, herstellte. Für die Schreibweise wurde Duden zugrunde gelegt, solange nicht durch die Modernisierung sprachliche Eigenheiten verwischt wurden oder Mundartliches in Betracht kam. Der Dialekt wurde nach Gotthelfs Erstdruck wiedergegeben. Kleine, für die Phonetik wesentliche Abänderungen führte der Herausgeber stillschweigend durch. Die Apostrophierung schränkte er auf das Mindeste ein. In der Interpunktion wahrte er sich volle Freiheit, ohne aber Gotthelfs Eigentümlichkeit in dieser Hinsicht anzutasten. Die Lesarten und Anmerkungen machen den Eindruck einer durchaus gediegenen und zuverlässigen Arbeit. Ein Zeilenzähler erleichtert das Auffinden bestimmter Stellen. Ich werde auf diese musterhafte Leistung Schweizerischer Literaturwissenschaft und Buchkunst später noch zurückkommen, sobald weitere Bände vorliegen.

Rudolf Trabold, Zwei Dächer, Roman. Bern, A. Francke 1911.

Wer das Berner Oberland nur von einer Schweizer Reise mit Generalabonnement und von einem Hotelaufenthalt in Interlaken kennt, der greife nach diesem Buche. Hier wird er Menschen und Landschaft ohne jeden Aufputz in natürlicher Wirklichkeit finden. Die Sprache ist für jedermann verständlich. Dialektausdrücke, die dem hochdeutschen Leser ein Rätsel aufgeben könnten, sind in Klammern erklärt. Die einfache anspruchslose Handlung mit ihren schlichten Charakteren mag dem modernen Publikum langweilig erscheinen, der Freund echt epischen Stils, der Verehrer Gotthelfs liest das hübsch ausgestattete Buch mit Vergnügen und verzeiht dem Verfasser manchen schablonenhaften Zug, manche schablonenhafte Wendung. Preis des grünen Leinenbands 1.60 M.

Karl Spitteler, Conrad der Leutnant. Eine Darstellung. Fünftes und sechstes Tausend. Jena, Eugen Diederichs 1911.

Spitteler ist in Deutschland als Dichter des „Olympischen Frühlings" bekannt. Seine Prosa bricht sich nunmehr gleichfalls Bahn, obwohl seine Eigenart nichts an sich hat, was dem Tagesgeschmack entgegenkommt. Schon die Kunstform, die eine gewisse Sprödigkeit ihres Schöpfers nicht verleugnet, mutet fremdartig an. Unter „Darstellung" versteht er eine besondere Abart der Prosa-Erzählung mit eigentümlichem Ziel und mit besondern Stilgesetzen, die diesem Ziel als Mittel dienen. Das Ziel heißt: denkbar innigstes Miterleben der Handlung. Die Mittel dazu lauten: Einheit der Person, Einheit der Perspektive, Stetigkeit des zeitlichen Fortschrittes — also diejenigen Gesetze, unter denen wir nach Spittelers Ansicht in der Wirklichkeit leben. In der Vorbemerkung zu „Conrad" führt er dieses ästhetische Leitmotiv näher aus: die



Hauptperson wird gleich mit dem ersten Satz eingeführt und hinfort nie mehr verlassen. Es wird ferner nur mitgeteilt, was jene wahrnimmt, und das so mitgeteilt, wie es sich in ihrer Wahrnehmung spiegelt. Endlich wird die Handlung lebensgetreu Stunde für Stunde begleitet, so daß der Erzähler sich nicht gestattet, irgendeinen Zeitabschnitt als angeblich unwichtig zu überspringen. Aus dem letzten Gesetz ergibt sich wiederum die Notwendigkeit, die Handlung binnen wenigen Stunden verlaufen zu lassen. Das alles mag dogmatisch klingen und an die drei Einheiten des französischen Theaters erinnern! Interessant ist die Theorie gewiß und Spitteler macht die Probe aufs Exempel. Die Geschichte spielt in der Schweiz, aber von der Mundart macht sie keinen Gebrauch. Die feine nuanzenreiche Sprache „Conrads" kann wohl nur von einer Literaturaristokratie voll empfunden und gewürdigt werden. Ihr freilich, den Bibliophilen, dürfte das Buch um so mehr zusagen, als die Ausstattung von E. R. Weiß herrührt, der weiter keines Lobes bedarf. Abzüge auf echtem Büttenpapier in Ganzleder gebunden und handschriftlich numeriert kosten 15 M., andere in gewöhnlicher Ausführung ebenfalls gebunden 4 M. das Stück.

Josef Viktor Widmann, Buddha. Epische Dichtung in zwanzig Gesängen. Zweite Auflage. Mit einer Einleitung von Ferdinand Vetter. Bern, A. Francke. 1912.

Widmanns „Buddha" war des Dichters religiöses Lebensbekenntnis. Nachdem er als protestantischer Theologe den frommen Kinderglauben eingebüßt hatte und während er dem Pastorenberuf endgültig Valet sagte, fühlte er sich gedrängt, poetisch auszusprechen, was ihn innerlich beseelte. Vetter, sein Schwiegersohn, der eine Darstellung „Aus Widmanns Frühzeit" vorbereitet, weist in der biographisch und literarhistorisch wertvollen Einleitung auf die Verhältnisse hin, unter denen das Epos entstand. Der junge Dichter bekannte sich zu einem weltfreudigen Pantheismus, der sich aber gleichzeitig gegen die Grausamkeit der sogenannten göttlichen Weltordnung auflehnt. Diese Auffassung behielt er bis an sein Ende bei. Noch in seinen letzten und größten Werken „Die Maikäferkomödie" und „Der Heiland der Tiere" begegnen wir ihr.

1869 erschien „Buddha" zum erstenmal. Der Dichter wehrte sich dagegen, als man ihm die Stanzenform seines Werkes zum Vorwurf machte, aber auch dagegen, daß man ihm Vorbilder entgegenhielt, er kenne überhaupt kein Epos, wo die Ereignisse auf dem psychologischen Gebiete lägen, selbst Milton passe nicht hierher, und Klopstock habe er nie gelesen. Jakob Burckhardt meinte, die Hauptsache werde der junge Dichter nicht mit den Metrikern, sondern mit den Theologen auszumachen bekommen. Im übrigen sei es gar keine Schande, Tendenzgedichte zu dichten; wer eine Tendenz zu vertreten habe und dabei zufällig mit großer dichterischer Kraft ausgerüstet sei, wie Widmann, der werde ganz ungezwungen darauf kommen, beides zu verbinden.

Der vorliegende Text ist, da keine Vorarbeiten für eine Neuauflage vorhanden waren, ein einfacher Abdruck derjenigen von 1869 mit Tilgung offenbarer oder doch höchstwahrscheinlicher Druckfehler. Karl Spitteler, von dem Widmann zuerst 1866 auf den Stoff hingewiesen worden war, wollte ursprünglich eine Titelzeichnung nach einer Skizze des Verfassers liefern. Diesen in einem der Briefe an Spitteler enthaltenen Entwurf, den Bodhibaum darstellend, dessen Zweige sich zur Erde senkend wieder Wurzel schlagen, hat Rudolf Münger für die Umschlagszeichnung der Neuauflage benutzt. Der Preis für das bei Benteli in Bümplitz sorgfältig gedruckte, in japanische Seide gebundene Buch ist unglaublich mäßig (2.40 M.). Die zweite Auflage dürfte unter diesen Umständen rascher vergriffen sein als die erste.

Schweizer Jahrbuch der „Süddeutschen Monatshefte". München, Verlag der „Süddeutschen Monatshefte" 1912.

Das Augustheft 1912 der bekannten Münchener Zeitschrift, in der vor allem die Kultur des schwäbisch-alemannischen Volksstamms eine Heimstatt findet, ist in einer Sonderausgabe als „Schweizer Jahrbuch" ausgegeben worden. Meinrad Lienert eröffnet es mit einer Erzählung aus der Urschweiz „Das blaue Wasser", wohl dem bedeutsamsten Beitrag des reichen Heftes. Jakob Schaffner, Felix Moeschlin, Ernst Zahn erscheinen als Erzähler gleichfalls vertreten. Das letzte Werk J. V. Widmanns, in dem dieser zu seiner alten Jugendliebe Wolfram von Eschenbachs Dichtung „Parzival" zurückkehrt, das Fragment „Obilot", ein reizendes Stück, zeigt den dahingeschiedenen Dichter von seiner schönsten Seite. Aus Briefen Jakob Burckhardts teilt Hans Trog, aus Briefen Pestalozzis Alfred Löckle Neues mit. Aufsätze zum eidgenössischen Jugendstrafrecht und Milizheer von Fachmännern schließen sich an. Johannes Widmer veröffentlicht Gespräche mit Hodler. Ernst Kreidolf schreibt über Albert Welti, Josef Hofmiller über den in Zürich aufgefundenen „Ur-Meister". Zu einseitig und subjektiv gehalten dünkt mich der Rundschauartikel Hermann Schoops: „Schweizer Erzähler".

Otto von Greyerz, Von unsern Vätern. Bruchstücke aus schweizerischen Selbstbiographien vom XV. bis XIX. Jahrhundert. Bern, Alexander Francke, 1912.

Der Schweizer Wirklichkeitssinn prägt sich kaum irgendwo reiner aus als in den ungeschminkten Erinnerungen der merkwürdigen Eidgenossen, die in diesem Bande versammelt sind. Von dem alten Herrn Ludwig von Diesbach, dessen Nachkommen seit Jahrhunderten im Üchtland hausen — der verdiente Direktor der Freiburger Kantonsbibliothek ist ein Graf Diesbach — bis zu Laurenz Sonderegger, dem 1896 in St. Gallen verstorbenen wort- und tatkräftigen Führer der Bewegung für öffentliche Volksgesundheitspflege in der Schweiz reicht fast ein halbes Jahrtausend. An der Hand



des liebevollen Herausgebers durchleben wir in ausgewählten Stücken aus zwölf Selbstbiographien eine Zeitenfolge, die uns die ganze kulturelle Entwicklungsgeschichte der Eidgenossenschaft seit ihrer Begründung vorführt. Die Sammlung bietet nach Absicht desjenigen, der sie zusammengestellt hat, nicht sowohl Sprach- als Lebensdenkmäler; daher erscheint alle Sorgfalt weniger auf eine sprachwissenschaftliche als auf eine künstlerische Wiedergabe der alten Texte verwendet; Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" dienten dem Herausgeber als Muster. Dankbar begrüße ich die Quellennachweise im Anhang des hübsch ausgestatteten Pappbandes, das mit Kopfleisten und Schlußstücken von Jos. Amman aus Zürich geschmückt ist, einem der fruchtbarsten und besten Formschneider und Zeichner im XVI. Jahrhundert. Preis gebunden 3.60 M.

M. Thomann, Alt-Engelberg. Kulturhistorische Streiflichter aus der Vergangenheit des berühmten Kurortes in der Schweiz. Mit 14 Illustrationen. Zürich, Orell Füßli. 1912. 1.50 M.

Das frisch geschriebene Büchlein besitzt kulturhistorischen Wert schon durch die Wiedergabe einer Reihe alter Bilder aus Engelbergs Vergangenheit. Die Schätze der Züricher Stadtbibliothek gewährten dem Herausgeber reiche Ausbeute, nur erhebt sich die Frage, ob nicht auch das von C. F. Meyer besungene Kloster mit seinen Kunstaltertümern hätte herangezogen werden sollen. Die drei Reiseberichte aus früheren Jahrhunderten, die in den Text eingewoben erscheinen, lassen uns Einblick tun nicht bloß in die Geschichte Engelbergs, sondern in die Geschichte des früheren Reisens in der Schweiz überhaupt.

Alfred Ryffel, Der Vierwaldstättersee. 24 Bilder. Mit einer Einführung von Isabella Kaiser. Zürich, Polygraphisches Institut. 1912.

Ein typographisches Kunstwerk ersten Ranges stellt sich uns hier dar. Frühling, Sommer und Winter, Morgen, Mittag und Abend am Vierwaldstättersee hat Ryffel in 24 eigenartigen photographischen Aufnahmen, die den Blick eines schöpferischen Künstlers verraten, festgehalten. Das stattliche Album (im Format 25×32) zum Preis von 8 Fr. sauber gebunden ist mit den Wappen der vier Waldstätte geschmückt.

Die Wappen der Schweiz und der 22 Kantone. Bern, A. Francke. 1912.

Auf einer farbigen Tafel, gedruckt in der Offizin Lips in Bern, werden uns sämtliche Wappen der eidgenössischen Staaten anschaulich vorgeführt. (Format 140×100, Preis 15 Fr.) Die Unterschrift des zeitigen Bundesarchivars bestätigt, daß die Reproduktionen den Originalen im Bundesarchiv genau entsprechen. Die beigegebenen Erläuterungen von dem Berner Historiker A. Zesiger verarbeiten das vorhandene Quellenmaterial sehr gut.

Paul Dubois, Selbsterziehung. 11. bis 15. Tausend. Bern, A. Francke. 1912. Gebunden 4 M.

Der Verfasser, Professor für Neuropathologie an der Berner Hochschule, ist ein moderner Smiles. In einer Reihe künstlerisch abgerundeter Essays behandelt er die Eroberung des Glücks, das Denken, das Handeln, das Gewissen, die Erziehung, sittliche Einsicht, Egoismus und Altruismus usw. Mit einem Apell an den Idealismus schließt er. Die von E. Ringier aus dem Französischen besorgte Übersetzung wird allen Anforderungen gerecht.

J. V. Widmann, Sizilien und andere Gegenden Italiens. Reisen mit Johannes Brahms. Dritte Auflage. Frauenfeld, Huber & Co. 1912. Gebunden 4 M.

Daß Widmann zu den klassischen Reiseplauderern gehört, leugnet niemand, der eines seiner glänzenden Feuilletons gelesen hat, wie sie im Berner „Bund" und anderswo seit Jahren erschienen sind. Dichter und Tourist reichen sich in seinen Skizzen die Hand. Erlebnis und Darstellung erscheinen zu einer Einheit verwoben. Wenn wir mit Widmann reisen, dann führt uns ein poetischer Baedeker, und wenn wir ihn lesen, da meinen wir die von ihm beschriebene Landschaft zu schauen, unter den von ihm geschilderten Menschen zu wandeln. Von Oberitalien bis nach Sizilien geleitet uns der vorliegende Band. An den oberitalischen Seen, in Toskana und Venedig, in Umbrien und Piemont, um Rom herum, in Neapel, Palermo, Messina, Syrakus und an vielen anderen Stätten des welschen Wunderlandes halten wir Rast, dem Führer gehorsam. Im lieben Lucca aber denken wir an Heine zurück. Auch diese Erinnerung, auch diesen Vergleich braucht Widmann nicht zu scheuen. Für eine spätere Neuauflage möchte ich nur ein passenderes Format des Buches, am liebsten Taschenformat, und einen biegsamen Leinen- oder Ledereinband empfehlen.

Cd. Kläsi, Der malaiische Reineke Fuchs und anderes aus Sage und Dichtung der Malaien. Frauenfeld, Druck und Verlag von Huber & Co. 1912. Gebunden 4 M.

Das mit sieben Vollbildern nach Entwürfen von Hans Witzig prächtig ausgestattete kleine Werk enthält eine allem Anschein nach äußerst gelungene Auswahl aus der malaiischen Literatur in guter Verdeutschung: die Geschichte vom schalkhaften Zwerghirsch, 111 malaiische Sprichwörter und Redensarten, zwei Prosastücke „Aus dem Bostan us Salathin" und „Hikajat Bajan Budiman" (Papageienbuch), Die Ballade „Der kluge Hakim" (Arzt) und die Sumatranische Sage „Sang Kalembai" (in stanzenartigen Strophen), schließlich die „Malaiische Liebesidylle", diese, in ungereimte Trochäen übertragen, vielleicht das Schönste des Buches. Inwieweit die Übersetzung mit dem Original übereinstimmt, vermag ich nicht zu beurteilen, hübsch ist sie für jeden Fall, auch der Stoff wirkt an-

ziehend. Die Sammlung des Herausgebers, eines Schweizer Arztes, empfiehlt sich als vortrefflicher Beitrag zur Folkloristik.

Eugen Aellen, Quellen und Stil der Lieder Paul Gerhardts. Bern, A. Francke. 1912. Geheftet 2.40 M.

Daß nun auch Doktordissertationen die Augen des Bibliophilen zu erfreuen beginnen, ist kein schlechtes Zeichen der Zeit. Denn warum sollte gerade eine wissenschaftliche Erstlingsarbeit auf schlechtem Papier mit den abgebrauchtesten Lettern gedruckt werden müssen, besonders wenn sie, was doch auch mitunter vorkommt, eine sehr tüchtige Leistung von weitreichender Bedeutung darstellt? Paul Gerhardt, einer der größten geistlichen Dichter, hat bisher noch keine literarhistorischen Anforderungen entsprechende Würdigung erfahren. Fast ausschließlich Theologen haben sich mit ihm beschäftigt. Die vorliegende Untersuchung aus der Schule John Meiers während seiner Basler Zeit erschließt der Forschung ein neues Ziel, eine für sie neue Persönlichkeit.

Oliver Cromwell, Briefe und Reden. Aus dem Englischen übersetzt von M. Stähelin mit einer Einleitung und erläuterndem Text von Professor Dr. Paul Wernle. Basel, Friedrich Reinhardt. 1911. Gebunden 10 M.

Die Übersetzung der Briefe und Reden des großen englischen Staatsmanns, die hier gegeben wird, ruht auf Carlyles Ausgabe, neu besorgt von S. C. Tomas 1904. Die deutschen Herausgeber dachten in Carlyles Sinn richtiger zu handeln, wenn sie von einer Übersetzung seines Begleittextes absahen und den Cromwelltexten nur die allerknappsten Anmerkungen voranstellten, für die neben Carlyle auch Gardiner und Firth benutzt worden sind. Mit Recht, denn die unmittelbare Wirkung von Cromwells Wort abzuschwächen, konnte weder vom Übersetzer, noch vom Kommentator gewünscht werden. Die Briefe erscheinen in chronologischer Reihenfolge aufgeführt, von den Reden finden wir alle, die entweder auf den Gang der Geschichte oder auf Cromwells Charakter ein besonders helles Licht werfen. Leider erfährt man nichts über entscheidende Augenblicke in seinem Leben, zum Beispiel über seine Stellungnahme zu den Irrungen zwischen Parlament und Armee, Parlament und König und recht wenig über Englands Auslandspolitik unter Cromwells Führung. Aber ein intimes Selbstporträt des Mannes erhalten wir, sein Charakter wird uns völlig offenbar. Die Übersetzung verwischt an dem Bilde nichts. In der einfachen Sprache Stähelins erkennen wir das schlichte Original der schmucklosen Schreib- und Redeweise Cromwells wieder. Der Einband in grauer Sackleinwand trägt diesem Stil äußerlich Rechnung. *Wilhelm Kosch.*

Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Berlin-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Berlin-Lichterfelde, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen. Allgemeines.

Dräsecke, J., Die neuen Handschriftenfunde in den Meteora-Klöstern.
Neue Jahrbücher für das klassische Altertum. 29. 1912. S. 542—553.

Duparchy-Jeannez, M., J.-J. Rousseau d'après son écriture.
L'Amateur d'autographes. 45. 1912. S. 308—312 mit 1 Faksimile.

Hamburger, O., Die Anfänge der Malschule von Winchester im X. Jahrhundert.
Studien über christliche Denkmäler. 13. 1912. 67 S., 12 Taf.

Strecker, K., Die reskribierten Blätter des Cod. Veronensis XC (85).
Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. 37. 1912. S. 773—777.

Bibliophilie. Exlibris.

Bouland, L., Livre aux armes de Joseph de Malarmey.
Bulletin du bibliophile. 1912. S. 387—391 mit 1 Abbild.

Exlibris in typographischer Ausführung.
Deutscher Buch- und Steindrucker. 19. 1912/13. S. 41—43.

Bibliothekswesen.

Ackerknecht, E., Büchereipolitik.
Eckart. 6. 1911/11. S. 749—765.

Adrian, F., Die Kriegsbriefsammlung der Bonner Universitäts-Bibliothek.
Kölnische Zeitung. 1912. Nr. 1070 vom 26. September.

Ameilhon, Un mémoire d'Ameilhon sur la Bibliothèque de la ville de Paris (Publié par) M. Furcy-Raynaud.
Bibliographe moderne. 15. 1911 (1912). S. 383—385.

Challier, E., Musikalische Volksbibliotheken. Ein Kapitel über Luftschlösserbau.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 10997—10999.

Come fu effettuato il trasporto di tutto il materiale scientifico posseduto dalla Biblioteca universitaria di Padova dall' antica sede dei Carrersi alla nuova di via S. Biagio.
Il Veneto. 25. 1912. Nr. 266 vom 26. September.

Dreyer, A., Die Alpenvereinsbücherei.
Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. 1912. S. 230—231.

Elenco generale delle biblioteche popolari e scolastiche esistenti nel Regno al 1 gennaio 1912.
Bollettino ufficiale del ministero dell' istruzione pubblica. 39. 1912. Vol. 2. S. 2941—3039.

Glauning, O., Aus Süddeutschland. Münchener Brief.
Zeitschr. d. Österr. Vereines f. Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 89—96.

Haigh, F., The library column.
Library World. 15. 1912/13. S. 70—76.

Heidenhain, A., Zur Frage der Ausbildung für den Dienst an volkstümlichen Bibliotheken. (Schluß.)
Blätter für Volksbibliotheken u. Lesehallen. 13. 1912. S. 153—159.

Liesegang, E., Von der Provinzial-Wanderbibliothek in Posen und von den Volksbüchereien des Deutschen Ostmarkenvereins.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 13. 1912. S. 147—153.

Martell, P., Die Nationalbibliothek zu Paris.
Allgemeine Buchhändlerzeitung. 19. 1912. Nr. 42 vom 17. Oktober.

Purves, J. W. C., A paper on library ideals: work and legislation in Canada.
Library Association Record. 14. 1912. S. 439—461.

Satzung für die Deutsche Bücherei des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 11270—11272.

Sayers, W. C. B., The card catalogue. (Forts.)
Library World. 15. 1912/13. S. 77—83. (Wird fortges.)

Schneider, G., Vorträge zur Einführung in die Bibliotheksbenutzung.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 441—444.

S(chwenke), P., Die Begründung der Deutschen Bücherei in Leipzig.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 444—450.

Statistica del incremento delle biblioteche governative e dei lavori ai cataloghi durante l'anno 1911.
Bollettino ufficiale del ministero dell' istruzione pubblica. 39. 1912. Vol. 2. S. 2786—2789.

Wilson, W., Impressions of the Liverpool Conference.
Library World. 15. 1912/13. S. 66—69.

Buchdruck und -Gewerbe.

Briquet, C. M., Les moulins à papier des environs de Tulle.
Bibliographe moderne. 15. 1911 (1912). S. 345—367.

Morin, L., L'Imprimerie à Troyes pendant la Ligue.
Bulletin du bibliophile. 1912. S. 440—453 mit 2 Abbild. (Wird fortges.)

Schinnerer, J., Die moderne Buchkunst in Deutschland. Vortrag.
Gutenberg-Gesellschaft. Jahresbericht 1912. Beilage. 12 S., 12 Taf.

Scholderer, J. V., Eine Gruppe Straßburger Drucke aus den Jahren 1496—1500.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 450—451.

Westheim, P., Neuere deutsche Buchkünstler. 32. Max Hertwig.
Deutscher Buch- und Steindrucker. 19. 1912/13. S. 21—26 mit 13 Abbild. u. 2 Blatt Tafeln.

Buchhandel.

Beck, H., Der gemischte Betrieb im deutschen Verlagsbuchhandel.
Münchener volkswirtschaftliche Studien. Stück 118. 1912. XI, 80 S.

Gualterus Dumblanensis, Notes on the exhibition of books, broadsides, proclamations, autographs, etc. illustrative of the history and progress of bookselling in England, 1477—1800, held at Stationers' Hall, 25—29 June, 1912.
Book-Auction Records (Karslake). 9. 1912. P. 4. S. I—VIII mit 1 Abbild.

Ledermann, F., Genossenschaftlicher Buchverlag.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 11681—11682.

Marchicus, Vom Buchhändler als Erzieher. Einige Worte persönlichen Bekenntnisses.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 11609—11610.

Prager, R. L., Die Reformbewegung im Deutschen Buchhandel. 1888—1889.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 10220—23. 10281—83. 10333—35. 10390—93. 10438—39.

Schottenloher, K., Vom ältesten Buchhandel in Nürnberg.
Fränkischer Kurier. 1912. Unterhaltungsblatt Nr. 74 vom 15. September.

Die Stellung der Wiederverkäufer im Buchhandel.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 11458—11463.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Carraroli, D., Il giornalismo a Torino intorno al 1860—61.
Nuova Antologia. 1912. September 16. S. 254—265.

Gruner, J. von, und Schwenke, P., Ein Zeitungskuriosum aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 454—459.

La première Loi chinoise sur le droit d'auteur.
Droit d' Auteur. 25. 1912. S. 121—124.

La Protection de la propriété intellectuelle à Cuba.
Droit d'auteur. 25. 1912. S. 135—138.

Bibliographie.

Corns, A. R., Bibliotheca imperfecta. (Forts.)
Book-Auction Records. (Karslake.) 9. 1912. S. XXI—XXIX.



Margreiter, H., Beiträge zu einem tirolischen Anonymen- und Pseudonymen-Lexikon mit Register der Autoren und Monogramme.
Zeitschrift des Ferdinandeums. 3. Folge. H. 56. 1912. S. 291—480.

Literaturgeschichte. Allgemeines.

Altaner, B., Dietrich von Bern in der neueren Literatur.
Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. 30. 1912. 114 S.

Borak, F., Der Übermensch bei Byron, Slowacki, Ibsen und Nietzsche.
Xenien. 5. 1912. S. 526—531. (Wird fortges.)

Chaponnière, P., L'influence de l'esprit mondain sur la tragédie au dix-huitième siècle.
Revue d'histoire littéraire de la France. 19. 1912. S. 547—569.

Poeck, W., Sozial-ethische Tendenzromane.
Eckart. 6. 1911/12. S. 788—792.

Risse, J., August von Haxthausen, ein westfälischer Freiherr und Nachfahr der Romantik, im Spiegel der deutschen Dichtung.
Westfälisches Magazin. N. F. 4. 1912/13. S. 8—13.

Tronchon, H., „Préromantisme" allemand et français: Herder et Creuzé de Lesser adaptateurs du „romancéro del Cid".
Revue d'histoire littéraire de la France. 19. 1912. S. 489—531. (Wird fortges.)

Einzelne Schriftsteller.

Aristophanes: Mekler, S., Aristophanes und die Nachwelt.
Deutsche Literaturzeitung. 33. 1912. Sp. 2437—2443.

Benzmann: Engelhard, K., Hans Benzmann.
Eckart. 6. 1911/12. S. 775—787.

Corneille: Boulenger, Paris dans le théatre de Corneille,
Bulletin du bibliophile. 1912. S. 245, 319, 392 ff.

Daudet: Gerstmann, A., Erinnerungen an Alphonse Daudet.
Westermanns Monatshefte. 1912. Oktober. S. 220—225 mit 1 Porträt.

Droste: Heyck, E., Annette Droste auf der Meersburg.
Konservative Monatsschrift. 1912. S. 931—942.

Duval: Bonnefou, P., Alexandre Duval. Lettres et documents inédits.
Revue d'histoire littéraire de la France. 19. 1912. S. 588—630.

Ebner-Eschenbach: Krüger, H. A., Marie von Ebner-Eschenbach.
Literarische Neuigkeiten. (Leipzig, Köhler.) 12. 1912. Nr. 3. S. 2—6 m. 1 Porträt.

Erckmann-Chatrian: Hinzelin, E., La vérité sur Erckmann-Chatrian.
Elsässische Monatsschrift für Geschichte und Volkskunde. 3. 1912. S. 341—360.

Fontane: Kricker, G., Theodor Fontane. Von seiner Art und epischen Technik.
Bonner Forschungen. Schriften der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn. N. F. 4. 1912. XII, 158 S.

Frank: Wippermann, F., Emil Frank, ein Erzähler des Münsterlandes.
Bücherwelt. 10. 1912/13. S. 14—17. (Schluß folgt.)

Freytag: Eloesser, A., Gustav Freytags Vermächtnis.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 40 vom 6. Oktober.

Gengenbach: Stütz, F., Die Technik der kurzen Reimpaare des Pamphilus Gengenbach. Mit e. krit. Anhang über die zweifelhaften Werke.
Quellen und Forschungen zur Sprach- u. Kulturgeschichte der germanischen Völker. 117. 1912. XII, 206 S.

Goethe: Rath, W., Der Urmeister.
Konservative Monatsschrift. 1912. S. 819—826.

Grimm: Hussong, F., Die Märchen der Brüder Grimm. Zum 18. Oktober 1912, ihrem 100. Geburtstag.
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 246 vom 18. Oktober.

Hauptmann: Vollmoeller, K., Gerhart Hauptmann. Zum fünfzigsten Geburtstag des Dichters.
Berliner Illustrierte Zeitung. 21. 1912. Nr. 42 vom 20. Oktober. S. 985—987 mit 4 Abbild.

Hearn: Stewart, W. C., A note of Lafcadio Hearn.
Contemporary Review. 1912. Oktober. S. 541—551.

Heine: Putzfeld, C., Heinrich Heines Verhältnis zur Religion.
Bonner Forschungen. Schriften der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn. N. F. 3. 1912. XII, 154 S.

Hermes: Muskalla, K., Die Romane von Johann Timotheus Hermes. Ein Beitrag zur Kultur- und Literaturgeschichte des XVIII. Jahrhunders.
Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. 25. 1912. 87 S.

Hugo: Séché, L., Madame Victor Hugo pendant l'Exil.
Revue de Paris. 1912. Oktober 1. S. 527—531.

Ibsen: Eick, H., Ibsens Peer Gynt.
Über den Wassern. 5. 1912. S. 623—632, 674—680.

—: Sturtevant, A. M., Olaf Liljekrans and Ibsen's later works.
Journal of English and Germanic philology. 11. 1912. S. 381—401.

Keller: Ermatinger, E., Gottfried Keller und das Dunckersche Haus in Berlin.
Deutsche Rundschau. 1912. Oktober. S. 1—59. (Schluß folgt.)

Kleist: Lauret, R., Henri de Kleist poète érotique.
Mercure de France. 1912. Oktober 1. S. 501—516.

—: Meusel, F., Neue Kunde über Heinrich von Kleist.
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 246 vom 18. Oktober.

Kralik: Morold, M., Richard von Kralik. (Zu seinem sechzigsten Geburtstag.)
Österreichische Rundschau. 33. 1912. S. 55—59.

Lang: Noack, K., Paul Lang.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 13. 1912. S. 159—165.

Laube: Kosch, W., Laube und das Burgtheater. Des Meisters Nachwirkung bis zur Gegenwart.
Eckart. 6. 1911/12. S. 765—775.



Liliencron: Kröger, T., Erinnerungen an Liliencron.
Eckart. 6. 1911/12. S. 745—749.

Molière: Berneburg, E., Charakterkomik bei Molière.
Marburger Beiträge zur romanischen Philologie. 10. 1912. 88 S.

Poe: Woltereck, K., Das Leben von Edgar Allan Poe in seinen Dichtungen.
Xenien. 5. 1912. S. 543—551.

Raabe: Everth, E., Wilhelm Raabe. (Schluß.)
Xenien. 5. 1912. S. 552—560.

Racine: Truc, G., Le cas Racine. III. La solution.
Revue d'histoire littéraire de la France. 19. 1912. S. 570—587.

Rilke: Bock, L., Rainer Maria Rilke.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1912. Nr. 42 vom 14. Oktober.

Ronsard: Jusserand, La Marie de Ronsard.
Revue d'histoire littéraire de la France. 19. 1912. S. 532—538.

Rousseau: Schneegans, F. E., Jean-Jacques Rousseau.
Deutsche Rundschau. 1912. Oktober. S. 98—113.

Saar: Minor, J., Ferdinand v. Saar als politischer Dichter.
Österreichische Rundschau. 32. 1912. S. 185—203.

Schikaneder: Komorzynski, E. von, Emanuel Schikaneder.
Österreichische Rundschau. 32. 1912. S. 456—461.

Shakespeare: Leschtsch, A., Der Humor Falstaffs.
Neue Shakespeare-Bühne. 10. 1912. 155 S.

—: Wallace, Ch. W., The evolution of the English drama up to Shakespeare, with a history of the first blackfriars theatre. A survey cased upon original records now for the first time collected and published.
Schriften der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 4. 1912. XXI, 246 S.

Shaw: Faguet, E., Bernard Shaw.
La Revue. 1912. Oktober 1. S. 316—325.

Spe: Lieder, F. W. C., Friedrich Spe and the Théodicée of Leibniz.
Journal of English and Germanic philology. 11. 1912. S. 329—354.

Staël: Carré, J. M., Madame de Staël et Henry Crabb Robinson d'après des documents inédits.
Revue d'histoire littéraire de la France. 19. 1912. S. 539—546.

—: Schlegel, A. W., La mort de madame de Staël. D'après une lettre de A. W. Schlegel.
L'Amateur d'autographes. 45. 1912. S. 305—307.

Stifter: Stammler, W., Ungedrucktes von Adalbert Stifter. *Grenzboten.* 1912. Nr. 39. S. 623—625.

Storm: Neue Kunde von Theodor Storm. Aus Storms „Verbannungsjahren".
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 245 vom 17. Oktober.

Strindberg: Philipp, B., Strindberg als Mystiker.
März. 1912. Oktober 5. S. 9—15.

Torrund: Hamann, E. M., Jassy Torrund.
Bücherwelt. 10. 1912/13. S. 6—14.

Toussaint: Wenzelburger, Th., Eine Dichterin des Prostestantismus. (Geertruida Toussaint.)
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 40 vom 6. Oktober.

Weber: Speyer, M., Fr. W. Weber und die Romantik. Zu Webers 100. Geburtstag.
Über den Wassern. 5. 1912. S. 658—664. (Schluß folgt.)

Von den Auktionen.

Versteigerung der Sammlung Mohn. Im Juni dieses Jahres starb in Leipzig Professor Ernst Fürchtegott Mohn, ein Kupferstecher von Ruf und Maler einer Anzahl bekannter Genrebilder, wie „Raucher", „Fischmann", „Frommer Wunsch". Bei *Oswald Weigel in Leipzig* kam der gesamte Nachlaß in den Tagen vom 8.—10. Oktober zur Auktion. Zwei Bildnisminiaturen auf Elfenbein, die Könige Friedrich August II. und Johann von Sachsen darstellend, gingen für je 105 M. ab. Sie stammen aus Mohns älterer Schaffenszeit wie die wenigen Ölgemälde und die zahlreichen Crayonzeichnungen. Später hat er sich ganz auf den Kupferstich beschränkt. Bemerkenswert erscheinen folgende Verkäufe: „Sitzender alter Mann, ein Buch lesend" (Öl auf Papier) 280 M.; ein kostümgeschichtlich interessantes Blatt „Junge Dorfschöne" 295 M.; „Kopf eines kleinen Mädchens" 198 M.; eine Crayonzeichnung „Kopf einer Hökerin" 310 M.; zwei Studienköpfe italienischer Banditen, Federzeichnungen auf getuschtem Papier, und ein dazu gehörendes, kostümlich interessantes Aquarell zusammen 900 M.; ein Pastell „Frühstück", aus neuerer Zeit 550 M.; eine schöne Originalzeichnung Mohns, die „Madonna" des Lorenzo di Credi, 550 M.; ein Studienkopf in Öl, „Armenischer Jude", von besonders guter Technik, eines der besten Stücke der ganzen Sammlung ging durch Privatauftrag für 3000 M. nach auswärts. Die große Sammlung von meist bekannten Kunstblättern erzielte nur sehr niedrige Preise. *Bruno Héroux* war mit acht guten Blättern vertreten, von denen eines, „Der alte Haubold von der Pleißenburg" 22.50 M. eintrug, für das seltene Blatt immerhin nur ein mäßiger Preis. Die Kupferstiche des Böhmen *Wenceslaus von Hollar* (1607—77) erregten stärkere Nachfrage. Gut schnitt ein Schüler Mohns ab, *Georg Jahn*, dessen Studienkopf „Ein alter Bauer", eine Originalradierung in Crayonmanier, 48 Mark erzielte. *Johann Adam Klein* (1792—1875) war mit einer ansehnlichen Zahl von Originalradierungen vertreten, die ziemlich billig abgingen. Eine Aquarellskizze von Wustmann erzielte 45 M.; ein Ölporträt von Mohn, den Maler Paul Thumann als Jüngling darstellend, 500 M. *Max Klinger* war nur mit drei Radierungen vertreten, zu wenigen, um größere Interessenten anzulocken. So gingen diese feinen und seltenen Arbeiten billig ab: ein Probedruck „Die Balldame" für 18 M., eine Menukarte für 30 M., eine humoristische Zeichnung, für die Leipziger Stalaktiten



gedruckt, für 12 M. Wie diese letztgenannten Werke gehörten auch die in Kollektion zur Versteigerung gebrachten, sehr feinen Rötelskizzen des eben hoch im Kurse stehenden *Hans von Marées* zu dem Nachlaß des vor kurzem verstorbenen Professors Schreiber, der sie ursprünglich für das Leipziger Museum kaufen wollte. Die neun Zeichnungen auf fünf Blättern, darunter zwei Skizzen zu den Hesperiden, die sehr stark gefragt waren, brachten zusammen die ansehnliche Summe von 3250 M., die bei dem heutigen Stande des Interesses für Marées noch nicht einmal hoch zu nennen ist. *F. E. W.*

Über seine im vorigen Hefte (S. 254f.) angekündigten Auktionen hat *C. G. Boerner* in *Leipzig* Kataloge herausgegeben, von denen zwei besondere Aufmerksamkeit verdienen. Der erste verzeichnet Manuskripte und Miniaturen des XII. bis XVI. Jahrhunderts, sowie Handzeichnungen des XV. bis XVIII. Jahrhunderts. Er ist in Großquart schön bei Poeschel & Trepte in Leipzig gedruckt, mit 16 farbigen und 40 Lichtdrucktafeln geschmückt. Unter den 263 Nummern ist die wertvollste ohne Zweifel die Papierhandschrift der „Weltchronik" des *Rudolf von Ems*, datiert vom Jahre 1402, mit 281 trefflichen kolorierten Federzeichnungen vielleicht die am reichsten illustrierte Handschrift der „Weltchronik". Ein schönes niederösterreichisches Missale (um 1250), ein deutsches Gebetbuch ähnlicher Herkunft, ein italienisches Missale aus dem zweiten Jahrzehnt des Quattrocento, zwei französische Livres d'heures schließen sich an.

Nach den zum Teil ganz hervorragenden Miniaturen machen den Beschluß die Handzeichnungen, darunter besonders gut vertreten *Hans Bol, Cornelis Bega, Pieter Bout, Dierck Bouts, Bramante, Canaletto, Anton van Dyck, Claude Gelée, Jörg Breu, Mabuse, Jan van Goyen, Hans Holbein d. J., Isaac Moucheron, Giovanni Piazetta, Jacob Ruysdael.*

Wie eine Fortsetzung dieses Katalogs erscheint der zweite, dessen Inhalt im unmittelbaren Anschluß daran am 29. und 30. November unter den Hammer kommt. Er verzeichnet die rühmlichst bekannte Sammlung Alexander Flinsch-Berlin in 680 Nummern, von denen die besten auf vier farbigen und fünfzig schwarzen Tafeln gut reproduziert sind. *Ludwig Richter, Schwind, Chodowiecki, Feuerbach, Steinle, Schnorr* stehen mit ihren Handzeichnungen, denen sich einige Gemälde anreihen, im Mittelpunkt der glänzenden Kollektion.

Kleine Mitteilungen.

Unter *Super-Exlibris*, manchmal auch Cameo-Exlibris genannt, versteht man die auf einem Buchdeckel durch Stempel reliefartig angebrachten Buchzeichen, die namentlich im XV., XVI. und XVII. Jahrhundert bis zum Ende des XVIII. die kostbaren und künstlerischen Ledereinbände geschmückt haben. Der durch sein Buch über englische heraldische Exlibris bekannte Bibliophile Cyril Davenport hat eine Anzahl derartiger Super-Exlibris neuerdings in einem Bande „Cameo Book Stamps figured and described" bei Longmans herausgegeben, worüber wir einiges „The Nation" entnehmen. Diese Stempel sind in dem Bande nur in Außenzeichnung reproduziert und alphabetisch nach ihrem Gegenstand geordnet, wobei jede Zeichnung genau beschrieben wird. Davenport macht keinen erschöpfenden Katalog, da mit Ausnahme von ein paar in englischen Privatbibliotheken befindlichen Exemplaren, seine ganze Veröffentlichung sich nur auf Super-Exlibris im British Museum bezieht. Aus dieser größten Bücherschatzkammer konnte er aber nicht weniger als 150 Zeichnungen vereinigen, die mit fast ebensovielen verschiedenartigen Gegenständen zu tun haben, seien es biblische oder Heiligenbilder, seien es die Porträts bekannter Männer und Frauen der Gegenwart oder vergangener Jahrhunderte. Aber nur ein kleiner Teil dieser Super-Exlibris sind englischen Ursprungs, was die Zeichnung betrifft. Mehr als die Hälfte der Sammlung kömmt aus Deutschland, während die andere Hälfte sich auf Italien, Frankreich und die Niederlande verteilt. Die englischen Super-Exlibris sind meist heraldisch, die deutschen zeichnen sich durch die große Anzahl in den Stempel geschnittener vortrefflicher Porträts aus. Die italienischen Stempel, welche die frühesten sind und jetzt sehr selten wurden, sind immer nur klein und oft in Farben. Die französischen Zeichnungen sind sehr groß und von der prächtigsten Ausführung. Davenport ist der Ansicht, daß alle diese Stempel bald sich großer Beachtung erfreuen werden, nicht allein wegen ihrer Kunst und ihres geschichtlichen Wertes, sondern auch weil dieses Gebiet der Stempelschneidekunst bis jetzt noch nicht genügend beachtet worden ist. Dazu tritt dann noch das große Sammelinteresse. M.

Ein Brief von Theodor Fontane wird an etwas entlegener Stelle veröffentlicht, in der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens", Band 46, von Otto Meinardus im Anhang zu einer Gedächtnisrede auf Colmar Grünhagen, Geheimen Archivrat in Breslau und bekannten Geschichtsschreiber Schlesiens und Friedrichs des Großen. Grünhagen hatte Fontane 1893 in Karlsbad kennen gelernt und es kam zu literarischen Spenden, wie bei der Ähnlichkeit der Interessen nicht anders zu erwarten. Studien über den schlesischen Adel, die dann in einem Aufsatz der erwähnten Zeitschrift Band 30, 1896, nieder gelegt wurden, gaben Fontane Anlaß zu schreiben:

Berlin, 10. Otober 1895.
Potsdamerstraße 134 c.

Hochgeehrter Herr Geheimrath!

Ganz ergebensten Dank für Ihren liebenswürdigen Brief, dessen Worte mich an mehr als einer Stelle beschämt haben. Ich freue mich auf „Thaubadel" und mehr noch auf den „schlesischen Adel vor 100 Jahren im Lichte der öffentlichen Meinung." Hoffentlich kommt er bei dieser Beleuchtung gut fort, denn wie ich eine Vorliebe für die Schlesier überhaupt habe, so speziell für den



schlesischen Adel. Er ist gewiß, nach bestimmten Seiten hin, sehr anfechtbar, aber grade diese Anfechtbarkeiten machen ihn interessant und mir auch sympathisch. Es sind keine Tugendmeier, was mir immer wohlthut. Ich war nie ein Lebemann, aber ich freue mich, wenn andere leben, Männlein wie Fräulein. Der natürliche Mensch will leben, will weder fromm noch keusch noch sittlich sein, lauter Kunstprodukte von einem gewissen, aber immer zweifelhaft bleibenden Werth, weil es an Echtheit und Natürlichkeit fehlt. Dies Natürliche hat es mir seit lange angethan, ich lege nur *dar*auf Gewicht, fühle mich nur *da*durch angezogen und dies ist wohl der Grund, warum meine Frauengestalten alle einen Knax weghaben. Gerade dadurch sind sie mir lieb, ich verliebe mich in sie, nicht um ihrer Tugenden, sondern um ihrer Menschlichkeiten, d. h. um ihrer Schwächen und Sünden willen. Sehr viel gilt mir auch die Ehrlichkeit, der man bei den Magdalenen mehr begegnet, als bei den Genoveven. Dies alles, um Cécile und Effi ein wenig zu erklären.

Mit der Bitte, mich Ihren Damen angelegentlichst empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

Bibliophiliana II. Die Forschungen über die Anfänge der Bibliophilie sind noch lange nicht abgeschlossen. Wie wenig einfach und leicht sie sind, beweist allein wohl dieser Umstand zur Genüge, daß die gelehrten Untersuchungen über das Paradies und seine frühesten Bewohner, die, von den Schriften der Talmudisten abgesehen, besonders im XVI. und XVII. Jahrhundert veröffentlicht worden sind, für sich schon eine kleine Büchersammlung ausmachen. Und Zweifel darüber, daß Adam auch der erste Bibliophile gewesen sein muß, können kaum noch bestehen, obschon wir Nachrichten über seine erste, ihm wahrscheinlich während der Sintflut ganz oder doch wohl zum größten Teile verloren gegangene Büchersammlung nicht haben. Das große Wissen Adams ist allgemein gerühmt worden, Henricus de Hesse, ein Karthäusermönch des XV. Jahrhunderts, glaubte Aristoteles nicht höher preisen zu können, als durch die Aussage, er habe ebensoviel wie Adam verstanden. Bekanntlich ist ja Adam auch als Schriftsteller durch seine beiden Werke über die Schöpfung und über das Gottwesen hervorgetreten, Werke, die heute leider zu den verlorenen Büchern gehören, die aber nach islamischen Berichten wenigstens die Sintflut überdauerten: als Abraham in Sabäa die von Adam dort zurückgelassene Kiste öffnete, fand er sie in dieser. Freilich werden Adam wenigstens im Anfange seiner Sammeltätigkeit die äußeren Umstände gezwungen haben, diejenigen Arbeiten noch selbst auszuführen, die die Bibliophilen heutzutage den anderen Leuten überlassen, wie das Bücherschreiben und Bücherherstellen; er wird dafür in der Abwesenheit der Bücherhändler und der Mitsammler einige Entschädigung gefunden haben. Da bei den Büchern berühmter Abstammung der Einband zumeist das wertvollste und wichtigste zu sein pflegt, darf an die wohlbegründete Vermutung erinnert werden, daß Adam, der, wie in der 1615 erschienenen Abhandlung „De calceo antiquo" nachgewiesen wurde, der erste Gerber gewesen ist, sich prächtigste Ganzlederbände gefertigt habe, die er wahrscheinlich auch mit seinem Wappen als Superexlibris schmückte. (Eine genauere wissenschaftliche Beschreibung des Wappens Adams, der drei Feigenblätter, gab im XVI. Jahrhundert der berühmte Pariser Genealoge Jean le Féron.) Wenn man naturgemäß von der Körpergröße Adams auf das Format seiner Bücher schließen darf, so müssen diese einen ziemlichen äußeren Umfang gehabt haben. Leider haben die bahnbrechenden Darlegungen des französischen Orientalisten und Mitgliedes der Akademie, Henrion, über die Maße und Gewichte der Alten, von denen er der Akademie noch einen köstlichen Vorgeschmack geben durfte, ihre ausführliche Begründung nicht mehr finden können. Immerhin aber zeigt seine Maßtafel (Adam 123 pieds 9 pouces, Eva 118 pieds 9¾ pouces, Noa 103 pieds, Abraham 27 pieds, Moses 13 pieds, Hercules 10 pieds, Alexander 6 pieds, Julius Caesar 5 pieds), was für Bücher Adam gehabt haben muß. Inwieweit die Heirat Adams, über deren Zeitpunkt ja sehr verschiedene Meinungen bestehen (deren gute Übersicht Bayle gab) von günstigem oder ungünstigem Einfluß auf seine bibliophilen Neigungen waren, läßt sich heute kaum noch entscheiden. Es darf allerdings nicht übersehen werden, daß in der Glanzzeit der wissenschaftlichen Adam-Literatur die Position des ersten Menschen und deshalb auch die des ersten Bibliophilen ernsthaften Angriffen ausgesetzt gewesen ist. So hat 1655 Isaac de la Peyrère gegen Adam die „Praeadamitae seu exercitatio super versibus 12, 13, 14, capitis V. epistolae 13. Pauli ad Romanos" geschrieben, um zu beweisen, daß Adam lediglich der von Gott lange nach der eigentlichen Menschenschöpfung erschaffene Stammvater der Juden sei, eine Ansicht, zu der sich dann die Praeadamiten bekannten, die aber von ihrem Urheber später vor dem Papst Alexander VII. feierlich abgeschworen ist. —

Kochkunst in ihren letzten Feinheiten gründet sich immer auf das Anrichten der Speisen. Der Meisterkoch beherrscht für eine Weile die Phantasie der Tafelgäste, wie alle großen Dichter läßt auch er die sein Werk Genießenden zu Mit-Dichtern werden. Das hat wohl ebenso für die Zubereitung jenes Bibliophilen-Ragouts Geltung, das je nach den Umständen in einem Antiquaritats- oder Auktionskataloge angerichtet werden muß. Die groben Bestandteile des Feinschmecker-Gerichtes, die zum Verkauf angezeigten Bücher, sind zusammengeworfen, solche und soviele dazu gerade da waren, nun kommen die feinen und feinsten Würzen vom Zucker, Pfeffer und Salz bis zu denen, die noch gar keinen Namen haben. Dann wird gemengt und aufgetischt. Der Bibliophile aber, der zum erstenmal den Katalog in die Hand nimmt, kann ihn noch nicht sorgsam durchlesen. Er muß ihn immer wieder ansehen, muß die geschmeidigen Blätter immer wieder durch die sie liebkosenden Finger gleiten lassen, ohne etwas anderes denken zu können, als: es ist eine Lust zu leben. Der genialste Katalogsaucenkünstler war — natürlich — ein Franzose, der im XIX. Jahrhundert lebende Pariser Antiquar und Bibliophile Herr Achille



Genty. Als er einmal, für 30 Fr., Poésies persanes ausbot, gab er zu dem Bande diese Erklärung: „Extraordinairement piqué, on ne saurait, si l'on n'avait vu l'intérieur de ce volume, se figurer jusqu'où s'étend l'ingéniosité des vers, c'est le plus curieux specimen de leur savoir-faire." Allein dieses eine Beispiel vermag eine Anschauung von der großen Kunst des Mannes zu geben, den man ruhig den antiquarischen Carême nennen darf (wenn man daran denkt, daß der berühmte Koch einmal aus einer alten Stiefelsohle eine Prunkschüssel gemacht haben soll — natürlich nur, um eine Wette zu gewinnen.) In Gentys Anmerkungen fehlen alle die kleinen üblichen Kunstgriffe, die sich immer wiederholenden nach wenigen altbekannten Vorschriften zusammengestellten Anpreisungen. Wenn er die unter dem Namen eines Abbé Esprit erschienenen „Maximes politiques" verkaufen will, so empfiehlt er sie mit der lapidarischen Erklärung, es seien gereimte Plattheiten, die man aber wegen einiger „platitudes curieuses" hochschätzen dürfe. Und auch als Verleger bleibt er seiner Art getreu. Als er den Neudruck einer pièce gothique „La fontaine des amoureux de science" erscheinen läßt, teilt er mit, er hätte das Stück schon gelesen, es sei tödlich langweilig, müsse aber doch „par respect pour la tradition" neugedruckt und gekauft werden. Kann man witziger aus den negativen Eigenschaften eines Buches seine Vorzüge sich entwickeln lassen? Und was ist gegen Herrn Achille Gentys Sirenengesang der zierlichste Pappband der Zeit, das wie immer leider unvollständig und wie alle Exemplare etwa gelesene und fleckige, sonst aber geradezu hervorragend erhaltene Exemplar eines Nachdruckes, der sehr viel seltener wie das Original ist und in den Auktionen X. Y. Z. gefehlt hat"? —

Da in Frank Wedekinds Kindertragödie „Frühlingserwachen" eine kaum gewöhnliche Bilderhandschrift zu den Requisiten gehört, kann zum Nutzen der späteren Wedekind- mit -Anmerkungen-Herausgeber eine fünfzig Jahre alte, aber bereits ganz vergessene Geschichte hier mit der Beruhigung einer halbwegs wissenschaftlichen Entschuldigung wieder erzählt werden, die Geschichte einer der eben genannten sehr ähnlichen deutschen Handschrift, die im Frankreich Napoléons III. mit besonderer Unterstützung des Kaiserlichen Hausministeriums 1860 in der Form eines Prachtwerks herausgegeben worden ist. Und das kam so. Le Bibliophile Jacob Paul Lacroix, witziger Weltmann und scharmanter Bibliothekar des Arsenals, der immer ein Dutzend Bücher gleichzeitig unter der Feder hatte, nicht mitgerechnet das, was er für die Zeitungen, Zeitschriften und für andere Schriftsteller schrieb, war erklärlicherweise ungemein beschäftigt und konnte, da sein Bekanntenkreis ganz Paris umfaßte, sein Briefwechsel die ganze Erde umspannte, für kleinere Einzelheiten nicht soviel Aufmerksamkeit und Zeit übrig haben, wie sie ihm die anderen mitunter zutrauten. Immerhin hätte er dem Ehrendomherrn Abbé Domenech, obschon er ihn vermutlich für einen sehr großen Gelehrten gehalten hat, nicht sagen dürfen, eine als „Livre des Sauvages" bezeichnete Handschrift gehöre zu den köstlichsten und unerklärlichsten Schätzen der Arsenalbibliothek. Denn der Abbé nahm das für einen Wink des Himmels, er müsse die Erklärung der Handschrift liefern. Und wenn im Verlaufe seiner Bemühungen um das enigmatische Unikum auch manche Zweifel an seiner Einsicht geäußert wurden, die Energie in der Ausführung seiner Forschungen bleibt unbestreitbar, weil sie von dieser Veröffentlichung bezeugt wird: „Manuscrit pictographique américain, précédé d'une notice sur l'idéographie des peaux-rouges, par l'abbé E. Domenech... Ouvrage publié sour les auspices de M. le ministre d'état de la maison de l'empereur . . ."

Gleich nach seiner Entdeckung war der Abbé Domenech zu Herrn Fould gegangen und hatte diesem kurzer Hand angeboten, das, wie er versicherte, aus dem XVII. Jahrhundert stammende, auf kanadischem Papier geschriebene Manuskript herauszugeben. Zwar sei die Editortätigkeit, die er da übernehme, schwierig, zumal die 140 Blätter der Handschrift erheblich durch Meerwasser gelitten hätten, doch der Erfolg werde die Anstrengungen lohnen und in Frankreich, nicht in Amerika müsse ein Hauptquellenwerk für die Geschichte der französischen Eroberung Kanadas zuerst erscheinen. Kurz und gut, die Teilnahme des Ministers wurde gewonnen und zu den auf 228 Tafeln nachgebildeten ebenso primitiven wie eindeutigen Bildern der Handschrift schrieb der Abbé Erklärungen, die allein durch ihre Gründlichkeit ungemein erstaunlich sind, aber auch deshalb, weil sie zeigen, wie sich auf sehr natürliche Symbole ein sehr unnatürliches indessen durchaus schamhaftes Zeremonialsystem gründen läßt.

Als das köstliche Werk heraus kam, bezeugten zunächst die Zeitungen in Deutschland, wo man sich auf den Dialekt eines deutsch-amerikanischen Hinterwäldler-Jungen und auf das Entziffern in schlechter Orthographie gemachter deutscher Andeutungen besser verstand als der gelehrte Ehrendomherr, die lebhafteste Freude, an der bald auch englische und französische Zeitungen teilnahmen. Das sorgfältige Faksimile eines Lausbubenbuches, dessen Bilder und Texte schon sehr erklärlich waren, veranlaßte dann noch Julius Petzholdt zu einer Flugschrift (Das Buch des Wilden im Lichte französischer Zivilisation, Dresden 1861) in der er darauf hinwies, wie ein ungebildeter Dummkopf als Herausgeber eines solchen Werkes viel weniger erstaunlich sei als die Tatsache, daß Verleger und Förderer des schönen Unternehmens auch nichts gemerkt hätten. Vorerst konnte man freilich den Abbé, der neben Berichtigungen und Erklärungen nun noch eine umfangreiche Schrift (La vérité sur le livre des sauvages) über das Thema: ich habe recht erscheinen ließ, nicht überzeugen. Er bewarb sich mit seiner eminenten Leistung um den Prix Volney bei der Académie des Inscriptions. So meinte er nämlich den Kabalen seiner Gegner, die ja nur seinen Eintritt in das Institut verhindern wollten, am einfachsten zu begegnen. Und vielleicht war, als Herr Reinaud bei der Preisverteilung diese Bewerbung mit Stillschweigen überging, der Zwischenruf; Warum nennen sie denn nicht den Herrn Abbé Domenech? dem Munde des gekränkten Ehrgeizigen selbst entschlüpft, ein Zwischenruf, auf



den die würdige Antwort kam, die Akademie beschäftige sich nur mit den ihrer Aufmerksamkeit werten Dingen. Ungemeines Gelächter, das diese kurze Unterhaltung begleitete und noch einmal leiser in den Zeitungen nachklang, beendete die bibliographische Geschichte des Manuscrit pictographique américain, eines weit von seinem Verleger Gide überaus rasch dem Handel entzogenen, heute recht seltenen Buches. Dem Abbé Domenech aber hat sein kleiner Irrtum weder von anderen obschon nicht ganz so närrischen literarischen Unternehmungen zurückgeschreckt noch hat ihm das Buch der Wilden in seiner weiteren Laufbahn, die sich auf seine literarischen Erfahrungen und Geschicklichkeiten gründete, geschadet. —

Der Bibliophilou (ein Wort, das Maillard oder Mérimée erfunden hat) ist nicht schlechthin ein Filou, der irgendwelche Bücher stiehlt, um sie sogleich zu Geld zu machen. Er ist auch nicht einer jener Unglücklichen, deren Passion zur Manie wurde, er ist in der Ausdrucksweise unserer modernen amerikanisch-englischen Kriminalgeschichten gesagt, der Gentleman-Verbrecher in der Maske des Bibliophilen. Der Meister der Gilde, Libri, dessen Büchergeschäfte in England (wofern man so den Verkauf en bloc eines aus größtenteils gestohlenen Handschriften gebildeten Bücherschatzes nennen darf) noch Jahrzehnte nach seinem Tode der Gegenstand recht lebhaft über den Kanal tönender Unterhaltungen gewesen sind, hat durch die ihm zuteil gewordene Aufmerksamkeit den herostratischen Ruhm eines Zeitgenossen nicht wenig gemindert. Wenn die Pariser jeden Augenblick von Büchertausenden lasen, die irgendwo fehlten und die man bei dem großen Libri vermutete, weil man sich allmählich daran gewöhnt hatte, gestohlene Buchkostbarkeiten nur noch bei Libri zu vermuten, so mußten sie die wenigen hundert Bände des Herrn Abbé Emile Chavin sehr rasch vergessen, zumal dieser selbst nicht wie Libri von seinem Falle leben und mit dem Anscheine preiswert gestohlener Bücher noch allerlei andere verkaufen konnte.

Dem Abbé Chavin de Malan, mit den vorzüglichsten Empfehlungen der hohen Geistlichkeit ausgestattet wurde die Benutzung der Bibliothèque Sainte-Geneviève sehr leicht gemacht. Da jedermann, den es anging, wußte, daß sich der würdige Herr Abbé mit einer „Histoire de Dom Mabillon et de la congrégation de Saint-Maur" beschäftige, so gab man ihm einfach die Bibliotheksschlüssel und der überaus bescheidene Schrittsteller besuchte am liebsten die Büchermagazine, wenn er weder Bibliothekar noch Bibliotheksbesucher stören konnte, an den Sonntagen und in den Ferien. Daß er daneben noch in der Bibliothèque Nationale und in anderen Büchersammlungen „arbeitete", war ja selbstverständlich für einen wenig wohlhabenden Bibliophilen, der über seinen Büchererwerb sich offen ausgesprochen hatte: „Alles Geld, das ich mir irgendwie erübrigen konnte, habe ich benutzt, um mir die Werke des Dom Mabillon und seiner Gesinnungs- wie Ordensgenossen anzuschaffen. Das waren für meinen schmalen Geldbeutel sehr große Opfer, aber heute, wenn ich die teueren Bände an ihrem Ehrenplatze in meiner Bibliothek betrachte, dann vergesse ich alle um ihretwillen erduldeten Entbehrungen . . ."

Als der Tod dem Abbé nicht mehr den ehrenhaften und heiteren Genuß seiner kleinen mühsam zusammengebrachten Büchersammlung mit diesem Blick auf ihren Ehrenplatz erlaubte, Chavin de Malan seiner „Arbeit" entrissen war, verlangte der Staat als Ergebnis einer plötzlichen, erst leisen, dann lauten Untersuchung aus dem Nachlaß 170 Werke in 269 Bänden, ferner Autogramme und Buchhandschriften und über 200 kostbare Griffelkunstblätter, im ganzen 514 Stücke zurück. Dabei lernte man die gründliche „Arbeit" Chavins erst schätzen, denn dieses halbtausend Bücher und Blätter war ja keineswegs alles, was er entliehen hatte, nur das, was er noch nicht in seinen Bücherverkehr hatte bringen können. Denn Chavin hatte für die Entfernung oder Verdeckung der Besitzvermerke ähnlich wie Libri sich ein kunstvolles System verschiedener Methoden geschaffen, vom rohen Ausreißen gestempelter Titelblätter bis zum sorgfältigen Überkleben aller ihn störenden Angaben durch ein zierliches mit dem Monogramm E. C. geschmücktes Stempel Ex-Libris. Der Umstand, daß Chavin ganz erhebliche Lakunen in den Bücherreihen der Bibliotheken hinterlassen haben muß, weil er ihnen vielbändige Foliantenreihen fortnahm, wie zum Beispiel die Oeuvres des Denis le Chartreux, siebzehn schöne Ziegenlederbände, die er dann dem Abbé Cruice verehrte, beweist, wie ungestört man ihn lange Zeit gelassen hat. Der Buchhändler Demichelis, der schon bei Lebzeiten Chavins alle „Dubletten" des eifrigen Sammlers erworben hatte, kaufte auch die nachgelassene Bibliothek, aus der Firmin-Didot, F. Solar und noch andere Pariser Amateure, vor allem auch englische und amerikanische Sammler vor der Versteigerung eine Auslese des Besten treffen konnten. Man begreift, daß die Rückforderung der oft mit mehreren tausend Francs bezahlten Buchkostbarkeiten nicht ganz ruhig und auch nicht immer erfolgreich verlief. Herr Demichelis schützte mit Erfolg seinen guten Glauben vor und in Paris fragte kaum jemand, wie es möglich war, daß neben dem von Chavin de Malan selbst so schön beschriebenen kleinen Ehrenplatze seiner Bibliothek die Unehrenplätze der anderen Bücher eine so große Ausdehnung gewinnen konnten. Der Fall Chavin wurde keine Sensation wie der Fall Libri, weil man hier einen Toten hatte, dem man alle Schuld geben konnte. Die „Literatur" des Falles ist wenig bemerkenswert, zwei, drei ihm gewidmeten ausführlichen Darstellungen verlieren sich in der Büchermenge, die der Fall Libri in einem Vierteljahrhundert erzeugt hat. Und das ist eigentlich schade, denn dieser Bibliophilou, der der Abbé Chavin de Malan war, hatte die für einen Bücherdieb großen Stiles merkwürdige Eigenschaft, die gestohlenen Bücher nicht nur zu verkaufen, sondern auch zu verschenken. Bald ein in bescheidenen Verhältnissen lebender Bibliophile, bald ein Sammler, der Dubletten im Wert von vielen tausend Francs abgeben konnte und bald ein Mäzen, der es liebte weniger reiche Sammlungen durch kostbare Büchergaben zu fördern, hat er diese drei Rollen so ausgezeichnet durch- und nebeneinander ge-

spielt, daß ihm zu Lebzeiten niemals eine Verlegenheit daraus entstanden ist. Vielleicht liegt darin seine eigene Bedeutung als Spitzbube. G. A. E. B

Farbige Holzschnitte. Eine Kunst, die heute nur noch selten geübt wird und doch voll der eigenartigsten Reize erscheint, ist der farbige Holzschnitt. Einer der Berufensten auf diesem Gebiet dürfte der Berliner *Heinz Rath* sein, von dessen Arbeiten die „Kunstwelt" (Verlag Weise & Co., Berlin) in ihrem neuesten (Oktober-)Heft, dem ersten des neuen Jahrganges, charakteristische Proben bringt. Es ist erstaunlich, welche wundersamen koloristischen Reize der Künstler aus dem Holzschnitt entwickelt, diese Landschaften und Stilleben mit ihren zarten Tonungen bilden einen Wandschmuck, wie er billiger und schöner kaum gedacht werden kann. Jeder der Abzüge wirkt wie ein Original. Die genannte Kunstzeitschrift zeigt sich auch in diesem neuesten Heft wieder von größter Vielseitigkeit und die Fülle des Gebotenen ist kaum zu übertreffen. Etwa hundert Abbildungen und nicht weniger als dreizehn erlesene Kunstbeilagen schmücken das Heft, aus dessen Inhalt wir nur noch die prachtvolle neue Berliner Synagoge Ehrenfried Hessels, die Tierplastiken des französischen Bildhauers Barye, die gediegenen und gar nicht kostspieligen Wohnungseinrichtungen Geßners hervorheben wollen. Auch Hugo Lederers neueste Arbeiten werden allgemein interessieren. Bei all dem Reichtum ihrer Ausstattung kostet die „Kunstwelt" vierteljährlich nur 6 Mark (Einzelheft 2,50 Mark).

In der historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften wurde im vorigen Jahre der Gedanke angeregt, eine *große deutsche Ikonographie* zu schaffen, die Bildnisse aller hervorragenden Gestalten deutscher Geschichte vereinigen soll. In der diesjährigen Plenarsitzung der Kommission hat nun Professor *Beckmann*, der Erlanger Gelehrte, in seinem Gutachten vorgeschlagen, das Unternehmen zunächst auf ein Porträtwerk zur deutschen Geschichte im Mittelalter, bis 1500, zu beschränken. Da sowohl die finanzielle Frage als die Organisation des Werkes weiterer Aufklärung bedürftig erscheint, wurde die endgültige Entscheidung bis zur nächsten Plenarversammlung vertagt.

Ergänzungen zu dem Personenregister des „Österreichischen Parnaß". Unter den reichen literarischen Spenden des Wiener Bibliophilentages befindet sich auch der Neudruck des Uffo Horn zugeschriebenen „Österreichischen Parnaß", als Widmung der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft herausgegeben von Hofrat *R. M. Werner.* Das interessante Nachwort des Herausgebers bringt das berüchtigte Pamphlet unserem Verständnisse näher, wenn auch die Frage der Autorschaft auch noch weiter offen bleiben muß.

Die Neuausgabe gibt mir Gelegenheit, zum Teil vor Jahren gesammelte Daten über die im „Parnaß" geschilderten Wiener Schriftsteller und Dichter, teilweise als Ergänzung zu den vom Herausgeber in dem Namensregister mitgeteilten Personalien hier mitzuteilen.

Adami, Heinr., gestorben 1865 zu Pötzleinsdorf bei Wien („Neue Freie Presse" 1865, Nummer 394).

Badenfeld, Frh. v., Eduard, gestorben 1860 („Gothaer freiherrliches Taschenbuch" 1911, Seite 143).

Bernard, J. C., geboren 1775 zu Horatitz in Böhmen („Ludwig van Beethovens sämtliche Briefe und Aufzeichnungen", herausgegeben von Prelinger. IV. Band, Seite 287).

Bernstein, Dr. Nicht Aaron Bernstein (Dr. Lotus), sondern der unter dem Namen Karl *Hugo* bekannte Arzt und dramatische Dichter Philipp Bernstein, geboren um 1806 zu Pest, gestorben 1877 zu Mailand. Sein „Mosaik" erschien Leipzig 1838, „Der Saphir, geschliffen und à jour gefaßt von Meister Bernstein", Leipzig 1839, „Dr. Ego, der fahrende Homöopath", Leipzig 1839, die „Sehnsuchtsklänge eines wandernden Hagestolzen", Hamburg 1840 (Wurzbach IX, 413. Szinnyei, Ungarisches Schriftstellerlexikon IV, 1393. Magyar könyvszemle [Ungarische bibliographische Revue] 1910, Seite 214 u. f.).

Bolza, J. P., gestorben 1869 zu Wien (Wurzbach XXII, 488).

Braun, Karl Frh. v. (sicher ein Sohn des Burgtheaterdirektors Peter Frh. v. Braun), gestorben 1868 zu Graz (Wurzbach XXIII, 364).

Budik, B. A., gestorben 1858 zu Klagenfurt („Carinthia", Jahrgang 1858, Nummer 13).

Chownitz (Chowanetz), Julian (Josef Feodor), geboren 1814 zu Neuhäusel (bei Wurzbach XXIII, Seite 375 unter dem aus Riegers „Slovnik naucny" geschöpften slavisierten Ortsnamen „Neu-Zamcich") in Ungarn, lebte noch 1877 (Szinnyei II, 59).

Fitzinger, Franz, gestorben 1871 (wohl in Wien).

Koch, Matthias, geboren 1798 (3. November) zu Wien, gestorben 1877 (27. April) zu Baden bei Wien („Föringer, Erinnerung an Mathias Koch". München 1879).

Mayer, S. M., gestorben 1872 (16. Mai) zu Klagenfurt („Carinthia" 1872, Seite 161).

Saphir, Sigmund, Arzt, geboren 1801 zu Lovasberény (Ungarn). Redigierte das „Pester Tageblatt" zwischen 1839 und 1845.

Dr. Ign. Schwarz (Wien).

Die *Mainzer Stadtbibliothek* ist auf längere Zeit geschlossen worden. Man ist damit beschäftigt, die Bücherschätze aus ihrem seitherigen Standort, dem ehemaligen Kurfürstlichen Schlosse, in ihr neues prächtiges Heim an der Rheinallee zu überführen. Es dürfte daher am Platze sein, einiges aus der Geschichte dieser Bücherei zu hören. Die Mainzer Stadtbibliothek ging aus der früheren Universitätsbibliothek hervor. Diese hatte sich genau so entwickelt, wie alle derartigen Anstalten in Deutschland, das heißt jeder Professor sorgte dafür, daß sein Fach möglichst auf der Höhe blieb. Und wer von den Herren Professoren die meiste Energie aufbrachte, dessen Bücherbedarf wurde natürlich zunächst angeschafft. Selbstredend überwogen in



der Stadt des Erzbischofs die theologischen Schriften. Aber selbst mit diesen war es nicht weit her. Die kostbaren Werke waren in den Klöstern oder in den Privatbibliotheken des Adels zu finden. Wie unbedeutend die Mainzer Universitätsbibliothek noch wenige Jahre vor dem Eingang der Universität gewesen, zeigt ein Bericht des berühmten Reisenden Gercken, den dieser über die Anstalt in seinem dreibändigen Werke (Reisen usw. III., 1786, 42) erstattete. Er sagt darin folgendes: „Die Mainzer Stadtbibliothek, wie ich solche im Jahre 1783 gesehen, war etwa 13000 Bände nur stark. Sie stand in einem großen Gebäude auf der Großen Bleiche (an dessen Stelle jetzt das Bankgebäude der Mainzer Volksbank steht), worin auch das juristische Auditorium ist und war nach Art der Klosterbibliotheken mit einer Galerie eingerichtet. — Zu dieser Universitätsbibliothek sind seither eine ansehnliche Partie wichtiger Bücher aus verschiedenen Auktionen zu Jena und Leipzig usw. zugekauft; die ansehnliche Jesuitenbibliothek, die allein auf 30000 Bände enthalten soll, ist dazu geschlagen und bei Aufhebung der Karthause auch diese Bibliothek, die an alten Handschriften und ersten Drucken reich ist. Man glaubt, daß der Katalog, woran man jetzt arbeitet, zusammen auf 60000 Bände alsdann enthalten wird, wo sie mit einer jeden anderen Universitätsbibliothek, die Göttinger ausgenommen, um den Vorzug streiten kann." Dies dürfte mit einer Angabe des damaligen Mainzer Universitätsbibliothekars, des Geheimen Staatsrats Johannes Müller, stimmen, der den Bestand der Bücherei mit etlichen 50000 Büchern angab. „Sonst hat die Bibliothek," so schrieb Gercken weiter, „viele schöne, große und rare Werke, die Acta SS. vollständig, die besten Ausgaben von den Kirchenvätern so auch von alten römischen Schriftstellern und vorzüglich von griechischen Autoribus aus des Aldi Offizin usw."

Nicht so günstig über die Mainzer Bibliothek urteilte Georg Forster, der, obwohl Protestant, von dem kirchlich außerordentlich freisinnigen Kurfürsten Erthal zum Universitätsbibliothekar zu Beginn des Jahres 1787 ernannt wurde. Seinem Schwiegervater, dem berühmten Philologen Heyne-Göttingen, schrieb er, als er die Mainzer Bibliothek zum ersten Male in Augenschein genommen hatte, unter anderem: „Ich glaube nach Übersicht des alphabetischen Katalogs, den ich Buch für Buch (oder Zettel für Zettel) durchgegangen bin, daß von den in der Bibliothek befindlich sein sollenden 50000 Bänden schlechterdings nicht über 15000 verschiedene Werke (Editionen mit eingerechnet) vorhanden sind, und von diesen gewiß nicht über 4—5000 seit Anno 1700 gedruckt und sicherlich mehr als die Hälfte (7—8000) theologischen Inhalts. Der Nutzen dieser Bibliothek zum Gebrauch der Lehrenden und Lernenden wird durch diese Berechnung beinahe Null, wenn ich sie gleich noch als einen Raritätenkasten gelten lassen will."

Als Forster dann nach Göttingen geschickt wurde, um zunächst die Einrichtungen an der dortigen Bibliothek zu studieren, meldete er an Müller: „Ich fange an, die verschiedenen Teile der Bibliothek zu durchlaufen und Kenntnis von der Menge der Schriftsteller zu nehmen, die uns in Mainz fehlen und welche uns nützlicher sein würden, als der größte Teil derer, die wir dort haben. Manchmal, wenn ich die Unermeßlichkeit des literarischen Apparates betrachte, den man hier in einem kleinen Zeitraum gesammelt hat, bin ich versucht, mich bis zu Tränen zu erweichen, indem ich mit jener die Bibliothek vergleiche, deren Sorge man mir anvertraut hat."

Forsters Urteil über die Mainzer Bibliothek war nicht ungerechtfertigt, denn er fand in Mainz wenig Ordnung vor. Sein Vorgänger Müller war stets Privatarbeiten und diplomatischen Geschäften mehr hingegeben, als daß er für sein eigentliches Amt hinlänglich Zeit und Muße hatte. Aber auch Forster war es nicht gegeben, Ordnung herbeizuführen. Er besuchte die Bibliotheksstunden und wartete und im übrigen überließ er alles seinem Dienstpersonal. Zu Hause dagegen arbeitete er überaus fleißig an seinen Werken. Natürlich liefen bald Klagen ein. Als Mainz französisch wurde, ging Forster zu den Franzosen über und wurde französischer Staatsbeamter. Die nunmehrige Mainzer Munizipalbibliothek wandert in das ehemalige kurfürstliche Schloß. Hier gelangen wir zu einem der wohl schmerzlichsten Ereignisse in der Geschichte der Mainzer Stadtbibliothek: die kostbarsten Mainzer Gutenbergdrucke wandern in die National-Bibliothek nach Paris, wo sie heute noch sind. Weder die Befreiungskriege noch die Jahre 1870/71 konnten in dieser Beziehung einen Wandel schaffen, es scheint, daß sie für immer für Mainz verloren sind. Was wollte es demgegenüber bedeuten, daß Napoleon die Mainzer Stadtbibliothek mit französischen Werken neuesten Datums förmlich überschüttete? Sie bilden heute allerdings einen kostbaren Bestand unserer Bücherei, indessen ein Ersatz für das Verlorene kann es doch nicht sein.

Im Laufe des XIX. Jahrhunderts bis zum heutigen Tage entwickelte sich die Bibliothek recht günstig, die Stadtbibliothekare taten mit reichlicher Unterstützung der städtischen Verwaltung ihr Möglichstes, um dem Bedürfnisse der Mainzer Bevölkerung gerecht zu werden, und heute darf sich unsere städtische Bücherei neben anderen derartigen Sammlungen wohl in jeder Beziehung sehen lassen. Ein tüchtiges Beamtenpersonal verwaltet sie in geradezu idealer Weise. Die Errichtung eines neuen Gebäudes für unsere von unseren Mitbürgern so geschätzte Institution war nicht nur durch ihre Ausdehnung bedingt, auch die Sicherheit unserer Handschriften- und Bücherschätze war seither keine allzu große; gingen kostbare Sachen zugrunde, so würden der Wissenschaft und der Kunst unersetzliche Verluste erwachsen sein. Nun ist aber dafür Sorge getragen, daß sie zukünftig besser geschützt sind, und es ist Raum und Licht geworden auch für spätere Anschaffungen. Deshalb muß die Schaffung unseres neuen Büchereigebäudes jeden Mainzer mit aufrichtiger Freude erfüllen.

Die Bibliothek Załuski. Überall, wo man Bücher druckte, fanden sich früher oder später Liebhaber, Sammler, die über den Verbrauch hinaus kauften. So

hat auch Polen seine Bibliophilen, und der größte unter ihnen, einer der erfolgreichsten und bedeutendsten überhaupt, der erste polnische Bibliograph war Josef Andreas Załuski, Kronreferendar und später Bischof von Kiev. In seiner Jugend bereits begann er zu sammeln und mit 18 Jahren nannte er etwa 13000 Bände sein eigen. Seiner Lebensaufgabe diese Schätze zu vermehren hat er sich mit ebensoviel Leidenschaft als tiefer Gelehrsamkeit, erstaunlicher Arbeitskraft und Geschick gewidmet. Jede Gelegenheit, seine Reisen und persönlichen Beziehungen hat er benutzt um anzukaufen, und bei seinem Tode 1774 zählte man rund 200000 Bände, sowie 11000 Handschriften, deren Wert auf drei Millionen Gulden geschätzt wurde. Gesammelt hat er vor allem Werke der polnischen Literatur, wovon er Tausende vor dem Untergang gerettet hat, dann aber auch Bücher aus allen Wissensgebieten und in allen Sprachen. Dabei häufte er nicht nur die Kostbarkeiten um sich, vielmehr war er ein vielseitiger Kopf und ausgezeichneter Kenner. Ein Vielleser wie es wenige gibt, hat er manches Manuskript durchgearbeitet, manches Werk mit Anmerkungen versehen, die heute dem Forscher wertvoll werden. Ein außerordentliches Gedächtnis setzte ihn instand aus dem Kopfe eine polnische Bibliographie in reimlosen Versen zu verfassen. Aber er hat sich nicht damit begnügt nur für sich Nutzen aus seinem Werk zu ziehen. Neben der Herausgabe ungedruckter Werke hat er seine Bücher allen, die ihrer bedurften, zur Verfügung gestellt, und früh steckte er sich das höchste Ziel: seine Bibliothek zu einem Mittelpunkt des geistigen Lebens seiner Nation zu machen. Mehr als einen Plan einer Akademie, die mit ihr verbunden werden sollte, hat er entworfen, und sogar eine Universität sollte in Warschau erstehen. Aber er hat kein Glück gehabt, über Ansätze kam es nie hinaus. Noch am besten ging es mit dem technischen Teil; es gelang ihm ein Gebäude für die Sammlung zu finden, handschriftliche und auch gedruckte Kataloge selbst herzustellen oder herstellen zu lassen und auch einige fähige Mitarbeiter aufzutreiben, wenn auch eine straffe Organisation, die die Bestände wirklich in ganzem Umfange erschlossen hatte nie zustande kam. Die Ursache davon war natürlich der Mangel an ausreichenden Mitteln; die finanzielle Sicherstellung der Zukunft seines Lebenswerkes wollte sich auch nicht recht ermöglichen lassen. Aber seine Absichten hätten doch verwirklicht werden können; die Gründe des schließlichen Mißerfolges lagen tiefer. Das damalige Polen ging seinem Ende entgegen. Der einzelne konnte das Niveau des geistigen Lebens nicht heben, den Verfall nicht aufhalten. Załuski fand wenig Verständnis für seine Ideen und noch weniger hilfbereite Tatkraft. Die Zahl der Besucher war gering und darunter waren noch Diebe. Seine Verbannung vollends ließ die Keime der Zerstörung aufgehen und nach seinem Tode war das Schicksal der Bibliothek besiegelt. Zwar begann man sich in Polen aufzuraffen, und dieses Sichbesinnen kam auch der in den Besitz des Staates übergegangenen Bibliothek zugute, aber es war zu spät, alle Bemühungen waren vergebens und 1794 fielen die Schätze den Russen zur Beute. Geteilt wurde hier nicht, sondern das Ganze nach Petersburg geführt. Beim Transport ist etwa $^1/_5$ der Bestände verloren gegangen, vernichtet und zum zweiten Male gestohlen worden. Der immer noch stattliche Rest kam zum größten Teil in die Kaiserliche Öffentliche Bibliothek, wo er sich noch befindet. Man hat sich später noch bemüht die Bücher nach Warschau zurück zu erhalten, aber vergebens; es ist eine der vielen polnischen Hoffnungen, dass es noch gelingen werde.

Diese Notiz beruht im wesentlichen auf dem hübschen Büchlein *Baranowskis*: Biblioteka Załuskich w Warszawie (Warszawa 1912. 8° 72 Seiten. Mit fünf Tafeln), das auch die Literatur, freilich nicht vollständig verzeichnet. *A. St. Mágr.*

Literaur und Justiz.

Ein *Prozeß wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften*, für dessen Verhandlung vorläufig sechs Wochen in Aussicht genommen sind, begann am 3. Oktober vor der 12. Strafkammer des Landgerichts I in Berlin. Angeklagt sind der Musikalienhändler *Otto Gericke* und der Buchhändler *Johannes Gericke*. In den Geschäftsräumen der Angeklagten in der Friedrichstraße war eine Haussuchung vorgenommen worden, da beide in dem Verdacht standen, eine Art Zentrale für pornographische Schriften zu unterhalten. Die Kriminalbeamten konnten anfänglich nichts finden, bis durch Zufall die Tür zu einem Geheimschrank entdeckt wurde, der von oben bis unten mit unzüchtigen Schriften vollgepfropft war. Es wurden etwa 200 Bücher beschlagnahmt, die in der jetzigen Verhandlung zur Verlesung gebracht werden müssen. Die Angeklagten, die von Justizrat Dr. Richard Wolff verteidigt werden, bestreiten, sich strafbar gemacht zu haben. Da die Verlesung der einzelnen Bücher geraume Zeit in Anspruch nimmt, ist in der Sache vorläufig Termin bis zum 16. November anberaumt worden.

Unzulässige Einziehung einer Druckschrift. Im Verlage von Max M. in Berlin war in einer Auflage von 600000 Exemplaren eine Schrift erschienen, die den Titel führt „Abschaffung des Krieges und die Selbstbestimmung des Volkes". Diese Schrift wurde, ehe noch ein Exemplar derselben verbreitet worden war, vom Polizeipräsidium beschlagnahmt. Dieses und die Staatsanwaltschaft waren der Ansicht, daß in der den Generalstreik usw. empfehlenden Schrift der Tatbestand des § 110 (Aufforderung zum Ungehorsam gegen die Gesetze) und des § 129 (Teilnahme an einer Verbindung, zu deren Zwecken es gehört, Maßregeln der Verwaltung oder die Vollziehung von Gesetzen durch ungesetzliche Mittel zu verhindern) erfülle. Die Staatsanwaltschaft konnte aber auf Grund dieser Paragraphen eine Anklage gegen den Verfasser und Ver-



leger nicht erheben, weil eine Verbreitungshandlung, die ein notwendiges Tatbestandsmerkmal jener Paragraphen bildet, nicht begangen war. Dagegen beantragte sie auf Grund der §§ 41 und 42 die Einziehung und Unbrauchbarmachung der im Besitz des Verfassers usw. befindlichen Exemplare. Das Landgericht I in Berlin entsprach am 25. März im objektiven Verfahren diesem Antrage. — Hiergegen hatte der Einziehungsinteressent M. Revision eingelegt. Der Reichsanwalt beantragte in der Verhandlung die Aufhebung des Urteils und Zurückweisung des Antrages der Staatsanwaltschaft. Das Urteil stehe im Widerspruch mit der Rechtsprechung des Reichsgerichts. Danach werde für die Anwendung der §§ 41 und 40 das Vorhandensein aller objektiven und subjektiven Tatbestandsmerkmale vorausgesetzt. Der § 42 aber verlange zu seiner Anwendung, daß beim Vorliegen eines objektiv strafbaren Tatbestandes die Verfolgung oder Verurteilung einer bestimmten Person nicht ausführbar sei. Der Staatsanwalt sage nun aber selbst in der Begründung seines Antrages, es habe sich nicht erweisen lassen, daß die Schrift bereits verbreitet worden sei. Es habe daher, so meinte der Reichsanwalt, in der Herstellung der Schrift nur ein strafbarer Versuch des Vergehens gegen § 110 erblickt und gegen niemand Anklage erhoben werden können. Die Voraussetzungen für das objektive Verfahren lägen also nicht vor. — Das Reichsgericht hob das Urteil auf und wies den Antrag des Staatsanwalts auf Einziehung zurück.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden

Theodor Ackermann in *München*. Nr. 576. Deutsche Literatur von 1750 bis zur Gegenwart. Darunter eine bemerkenswerte Sammlung von Erstausgaben der Klassiker- und Romantikerzeit, sowie aus der neueren deutschen Literatur. 7483 Nrn. (ungewöhnlich reichhaltig und zu vernünftigen Preisen).

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 570 und 571. Theologia Catholica, zum Teil aus den Bibliotheken von Franz Xaver Kraus, Friedrich Schneider, L. Dacheux und F. J. Scheuffgen, III. und IV. Teil: Jus Canonicum, Homiletik und Mystik. 1432 u. 2447 Nrn.

A. Buchholz in *München*. Nr. 53. Germanistik. 3433 Nrn.

Ernst Carlebach in *Heidelberg*. Nr. 330 Kulturgeschichte, Länder- und Völkerkunde, geistiges und häusliches Leben, religiöse Kultur. 1293 Nrn.

Franz Deuticke in *Wien*. Nr. 100. Vermischtes. 495 Nrn.

Gustav Fock G. m. b. H. in *Leipzig*. Nr. 420. Deutsche Literatur von Goethes Tode bis zur Gegenwart (Germanischer Bücherschatz III). 2476 Nrn.

J. Franks Antiquariat (Ludwig Lazarus) in *Würzburg*. Nr. 50. Geschichte und Hilfswissenschaften. 3867 Nrn.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien*. Nr. 106. Böhmen — Mähren — Schlesien — Der Dreißigjährige Krieg. Zum Teil aus den Beständen der ehemaligen Pearistenbibliothek in Schlackenwerth. 2928 Nrn. (Ein



durch die zahlreichen bibliographischen Nachweise dauernd wertvolles Verzeichnis). — Nr. 108. Landkarten. Historische Darstellungen in Flugblättern und ortsgeschichtlichen Blättern des XVI. und XVIII. Jahrhunderts. Mit 13 Textillustrationen und 5 Tafeln. 500 Nrn.

M. Glogau jun. in *Hamburg*. Nr. 74. Vermischtes. Hamburgensien. 3429 Nrn.

F. W. Haschke in *Leipzig*. Nr. 8. Illustrierte Bücher, hauptsächlich des XVII., XVIII. und XIX. Jahrhunderts. Deutsche Literatur. Goethe. Fremde Literaturen. Curiosa. Kulturgeschichte. 726 Nrn.

Heinrich Hauser in *München*. Nr. 1. Varia und Rara. 1490 Nrn.

Werner Hausknecht & Co. in *St. Gallen*. Nr. 126. Vermischtes. Nr. 2151—3198.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig*. Nr. 412. Alte Architekturwerke des XV.—XVIII. Jahrhunderts. Ornamentstiche. Buchornamentik des XIII.—XVIII. Jahrhunderts. Festlichkeiten. 564 Nrn.

Emile Jean-Fontaine in *Paris*. Nouv. série Nr. 73. Varia. Nr. 375—687. — Annexe Nr. 8. 686 Nrn.

C. Klincksieck in *Paris*. Nr. 6. Philologie classique. Histoire et archéologie grecques et romaines. 2183 Nrn.



JOHN HENRY MACKAY'S
:: PRIVAT-AUSGABEN ::

MAX STIRNER

DER EINZIGE UND
SEIN EIGENTHUM
Preis 20 Mark

DAS UNWAHRE PRINZIP
UNSERER ERZIEHUNG
oder Der Humanismus und Realismus
Preis 5 Mark

EDELSTE ERZEUGNISSE
DEUTSCHER BUCHDRUCKKUNST
Man verlange Papier- und Satzproben
unberechnet von
JOHN HENRY MACKAY
CHARLOTTENBURG, Berlinerstraße 166.

FRITZ HEYDER, BERLIN-ZEHLENDORF

In meinem Verlage ist erschienen:

Heinrich von Kleist
Michael Kohlhaas

Mit acht einzeln vom Künstler signierten Original-Radierungen, zahlreichen Kopfbildern und Initialen
von Prof. Alois Kolb

Gedruckt in 300 numerierten Exemplaren
In braunem Ganzkalblederband 60 Mark

KUNST UND LEBEN 1913
TITELBILD VON MAX KLINGER

5. Jahrgang des Kalenders 3 Mark

Neue Zeichnungen und Holzschnitte von Cissarz, Diez, Engels, Heroux, Kalckreuth, Kallmorgen, Klemm, Kolb, Kubin, Liebermann, Meid, Reifferscheid, Schiestl, Schulz, Steiner-Prag, Stuck, Thoma, Ubbelohde, Vogeler, von Volkmann, von Zumbusch u. a.

Im Herbst des Jahres erscheint in einer einmaligen Auflage von 200 Exemplaren:

Herr Lanzelot und das Fräulein von Astolat

Die Geschichte von der unglücklichen Liebe der schönen Elaine zu dem Herrn Lanzelot und von ihrem schmerzvollen Tode — in England liest sie jedes Kind, und jeder Liebhaber besitzt sie mit zärtlichem Stolz in schönen Drucken — ist in Deutschland so wenig bekannt geworden wie der monumentale Arthur-Roman des ehrenwerten Ritters Sir Thomas Malory, der uns diese Sage überliefert hat. Und doch hat keine Dichtung aller Zeiten die erschütternde Tragik der alles hingebenden und unerwiderten Liebe, der einzigen Tragik des weiblichen Herzens, hinreißender und zugleich so keusch und verklärt gestaltet als diese Novelle eines namenlosen französischen Troubadours. Die schöne deutsche Nachdichtung stammt von Severin Rüttgers.

Das Werkchen wird in einer alten prächtigen Fraktur in der Offizin W. Drugulin gedruckt und von Carl Sonntag jun. mit der Hand gebunden. Eine neue Auflage erscheint nicht. 30 Exemplare werden auf Kaiserlich Japan abgezogen und in Ganzleder gebunden; diese Exemplare kosten Mark 30.—; sie sind bereits gezeichnet; die übrigen 170 auf Bütten in Pergament Mark 20.—. Nach Erscheinen werden die Preise auf Mark 50.— bezw. Mark 30.— erhöht.

Düsseldorf, Sommer 1912. Ernst Ohle, Verlag.



11.—14. NOVEMBER VERSTEIGERUNG VON DEUTSCHER LITERATUR

ERSTAUSGABEN / STURM UND DRANG / GOETHE

KLASSIKER / ROMANTIKER / HEINE
JUNGDEUTSCHLAND / MODERNE
Darunter Autographen u. Widmungsexemplare,
Handzeichnungen und Kupferstiche aus Lavaters Besitz

WERTHER- UND FAUSTLITERATUR
LITERARISCHE ZEITSCHRIFTEN
aus der Bibliothek des Herrn

KURT WOLFF IN LEIPZIG

Kataloge an Interessenten kostenlos

JOSEPH BAER & Co. FRANKFURT AM MAIN
HOCHSTRASSE 6.

Lemberger, Die Bildnisminiatur in Deutschland von 1550 bis 1850.
Ein Band in 4° von 400 Seiten illustr. Text und 65 zum Teil farbigen Bildertafeln mit insgesamt über 300 Bildern in Lichtdruck und Gravüre. Hergestellt in 460 numerierten Exemplaren. In Saffianleder gebdn. (vergr.) 300.—

A. ACKERMANNS NACHF.
K. Schüler
königl. bayr. und großherzogl. luxemburg. Hofbuchhändler



Maximilianstraße 2.

Lemberger, Ernst, Meisterminiaturen aus fünf Jahrhunderten.
Mit einem Abriß der Geschichte der Bildnisminiatur in Europa. 75 farbige Faksimiletafeln und Künstlerlexikon der Miniaturmalerei mit den biographischen Daten von mehr als 6000 Miniaturisten. Vornehm u. reich gebunden . . . . 30.—

Hoffmann, E. T. A. Klein Zaches, genannt Zinnober. Mit Zeichnungen von Jos. V. Diveky
Das Buch erschien in einer einmaligen Auflage von 500 Exemplaren. Ganzleder. Nr. 43 . . . . 25.—

— Die Brautwahl. Eine berlinische Geschichte mit 2 Zeichnungen von Ludwig Wolf.
In der ersten Fassung vom Frühjahr 1819 mit Angabe der Änderungen vom Frühjahr 1820. Herausgegeben v. H. v. Müller. Erste Einzelausgabe des Werkes mit einem Faksimile, 14 histor. Abb., einem Nachwort des Herausgebers und einem Titelkupfer von Marcus Behmer. Gedruckt in 200 Exemplaren, Berlin zu Weihnachten 1910 . . . . 10.—

— Fantasiestücke in Callot's Manier.
Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten. Mit einer Vorrede von Jean Paul. — Lebensansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johann Kreisler in zufälligen Makulaturblättern. Herausgegeben von E. T. A. Hoffmann, — Paris. Baudry's europäische Buchhandlung. 1841. Paris. Gedruckt bei E. Thund et Comp., rue Racine 26 (selten) . . . . 8.—

Hoffmann, E. T. A. Meister Floh. Zum erstenmal vollständ. herausgegeben von Hans von Müller, mit zehn Zeichnungen von Ernst Stern. Luxusausgabe in Ganzpergament . . 20.—

Ernst Ludwig Presse.

Das Buch Esther. In Leder . . . . 24.—
Heine, Nordsee. In Pergament . . . . 20.—
Verhaeren, Helenas Heimkehr, Halbpergament . 15.—
Shakespeare, Sonette. Auf Japan in Leder (vergr.) 25.—
Storm, Immensee. In Pergament . . . . 20.—
Jacobsen, Mogens. In Pappband . . . . 10.—
Keats Gedichte. Auf Japan in Leder . . . . 30.—
Liebesgeschichte von Dafnis u. Chloe. In Leder 28.—
Auf Japan in Leder 50.—
Wagner, Richard, Wieland der Schmied. In Leder 24.—

Nietzsche, Also sprach Zarathustra. Ein Buch für alle und keinen. Monumentalausgabe. Druckanordnung, Zeichnung des Titels, der Vortitel und Füllornamente u. des Einbandes von Henry van de Velde, In Schwarz, Purpur u. Gold gedruckt. 500 numerierte Exemplare: 450 Exemplare in Pergament (vergriffen) . . . . 90.—

Nietzsche, Friedrich, Ecce Homo. Wie man wird, was man ist. Mit einem Nachwort herausgegeben von Raoul Richter. Zeichnung des Titels, der Textornamente und des Einbandes von Henry van de Velde. 1250 numerierte Exemplare. Nr. 151—1250 auf Bütten, in Halbpergament (vergriffen) . . . . 60.—



A. KÖLLNER
GROSSBUCHBINDEREI, LEIPZIG-R.

Weltausstellung Brüssel 1910
Grand Prix für Verlagseinbände.

In bekannter Qualitätsarbeit liefert die
Handarbeitsabteilung für Bibliophilen:

Einzelbände, Privatbibliotheksbände,
Privatdrucke, Mappen.

Unsere nach Entwürfen von W. Jaecker geschnittene

Jaecker-Schrift

hat sich schon kurz nach ihrem Erscheinen bei einer großen Anzahl hervorragender Druckereien eingeführt. Ihr interessanter Charakter, ihre klare Form und leichte Lesbarkeit lassen sie auf den ersten Blick für den Druck von Werken, Zeitschriften, Prospekten etc. geeignet erscheinen. Die Probe zeigt die Schrift in zahlreichen Beispielen im Werk- und Akzidenzsatz, auch der halbfette Schnitt ist in Anwendungen vorgeführt. An Interessenten geben wir die Probe gratis

Schriftgießerei
D. Stempel / A. G
Frankfurt a. M.

Grand Prix:
Brüssel und Turin





Das Werk

ADOLF MENZELS

Vom Künstler autorisierte Ausgabe. Text von Jordan und Dohme. Drei Teile. Mit 124 Heliogravüren und 120 Textabbildungen (diese auf chinesischem Papier). Imperial-Folio. In Halbjuchtenband sowie zwei gleichen Mappen . . . . für M. 500.—

Nur in 300 Exemplaren erschienen und längst vergriffen. Bei der geringen Auflage kommen Exemplare im Handel so gut wie gar nicht mehr vor, da die meisten Exemplare s. Z. von Bibliotheken und Instituten subskribiert wurden und in festen Händen sind.

HEINRICH HUGENDUBEL, MÜNCHEN

Abteilung: Antiquariat Salvatorstr. 18.

Mitte November erscheint:

ANTIQUARIATS-KATALOG Nr. 11

Deutsche Literatur

Auswahl

Viele Erstausgaben!

2150 Nrn.

R. STROHMETZ, ULM a. D.

ANTIQUARIAT.

MEDIAEVAL-KURSIV

GEZEICHNET VON PROF. WALTER TIEMANN

Mit dieser hervorragenden Schöpfung bieten wir nicht nur eine Kursiv-Auszeichnungsschrift zu unserer Tiemann-Mediaeval, sondern auch eine wertvolle, selbständige Schrift für Gelegenheitsdrucksachen aller Art. Die reizenden Zierbuchstaben, Einfassungen und Schmuckstücke ergänzen sie aufs glücklichste und betonen ihre Eigenart.



GEBR. KLINGSPOR IN OFFENBACH AM MAIN

BEIBLATT DER
ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE
NEUE FOLGE

IV. Jahrgang. **Heft 9.**

Herausgegeben von Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-Gohlis, Ehrensteinstr. 20, Manuskripte an diesen erbeten.
Inserate direkt an den Verlag *W. Drugulin*, Leipzig, Königstraße 10.

Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

Die am 16. Oktober d. J. im Beisein der Herren *Hans Feigl, Dr. Ottokar Mascha, Dr. R. Payer von Thurn, Dr. Michael Maria Rabenlechner, Dr. Alexander R. v. Weilen, Dr. Richard Maria Werner* stattgefundene Vorstandssitzung hat als erste für das Jahr 1912 bestimmte Veröffentlichung unserer Gesellschaft die Herausgabe folgender Publikation beschlossen: *Der Österreichische Parnaß, verspottet in Wort und Bild,* eingeleitet von *Richard Maria Werner.*

Die Publikation wird voraussichtlich in den ersten zwei Monaten 1913 zur Versendung gelangen. Gleichzeitig dürfte auch der erste gedruckte Jahresbericht vorliegen.

Die rückständigen Mitgliederbeiträge werden mittelst *Nachnahmesendung* eingehoben.

Mitgliederstand Anfang November: 370 Mitglieder.

Der Vorstand der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft

WIEN, 9. November 1912.

I. A.: **Hans Feigl**
stellvertretender Vorsitzender.

Pariser Brief.

Alphonse Lemerre, der kürzlich im Alter von 74 Jahren gestorben ist, war der Verleger fast des ganzen zeitgenössischen poetischen Frankreich, von Banville und Barbey d'Aurevilly bis André Theuriet und Paul Bourget; zeitgenössisch in weiterer Ausdehnung, wobei das Schwergewicht der allgemeinen Anerkennung, etwas rückwärts gerückt, den Ausschlag gibt. Im besondern wird Lemerre in der Geschichte der französischen Literatur ein ruhmvolles Andenken behalten, als der Verleger und Freund jener Gruppe von Poeten, die unter dem Namen „les Parnassiens" berühmt wurden; doch damals, als sie zu Lemerre in Beziehungen traten, noch jung und unangesehen waren, wie dieser selbst. Wie Charles Gosselin der Verleger Lamartines, Renduel der Victor Hugos, Ladvocat jener der Romantiker, Werdet der Balzacs, Paulin der Carrels, Perrotin der Bérangers war, so sammelte sich bei Lemerre die große Gefolgschaft des „Tetrarchats" der Gautier, Leconte de Lisle, Baudelaire und Banville.

Die Geburt des *„Parnasse"* im Rez-de-Chaussée an der Passage Choiseul, wo Lemerre auf dem Stock devoter und zu Geschenkzwecken geeigneter Bouquins seines frühern Prinzipals ein eigenes Unternehmen voll kühnster Aspirationen gegründet hatte, ist von *Catulle Mendès* poetisch in seiner „Légende du Parnasse contemporain", sowie von Louis Xavier de Ricard mit aller Treue der kleinen Züge, als eines der anziehendsten Kapitel der Zeitgeschichte erzählt worden. Dieser berichtet in seinen „petits Mémoires d'un Parnassien" wie seinem Freundeskreise — Verlaine, Lélian (Lepelletier) — auch ein junger Buchhändler zugeführt wurde, der, ebenso wie sie, die die französischen Poesie im antiken Geist jener klassischen Vorbilder pflegen wollten, sich für die Schriftsteller des XVI. Jahrhunderts begeisterte und das Wagnis

plante, die „Plejade“ neu zu drucken. Seine Gattin betrieb nebenan das Geschäft einer Modistin und ließ es gerne geschehn, wenn Lemerre ihre Ladenkasse leeren mußte, um im Hôtel Drouot die kostbaren Texte zu erwerben, die ihm auch als typographische Vorbilder teuer waren. Ricard erzählt weiter, wie der neue Freund seine eigenen Verse („Ciel, Rue et Foyer“) in Verlag nahm, wodurch Lemerres Vokation zum „Verleger der Poeten“ eingeweiht und seinem gastlichen Haus bald eine neue Plejade zugeführt war. Eher eine Phalanx, als ein Siebengestirn; verbrüdert in der Verehrung für Théodore de Banville und Leconte de Lisle, der ihnen sowohl an Alter wie auch an Begabung überlegen war, von dessen Werken man im intimen Kreise die Primeurs genoß, dessen Urteil man die eigenen unterbreitete. Vertrauend auf seinen überlegenen Kunstverstand und wohl etwas zaghaft vor seiner bösen Zunge, die weder groß noch klein verschonte. Victor Hugo (dem sonst der Ehrentitel „Garde national épique“ vorbehalten war) nannte er „bête comme l'Himalaya“, Mallarmé „le sphinx des Battignolles“, Banville „comparable à un savon de toilette tombé dans des eaux sales et couvert d'anciens cheveux“, und was dergleichen Familiaritäten sind, womit er seine Kollegen in Apoll bekränzte. Dennoch war Leconte der unbestrittene Meister, der durch sein Beispiel die junge Gruppe zum Respekt vor der schönen Form verhielt, und durch das Beispiel seines Lebens sie den Stolz lehrte gegenüber der Popularität, die Verachtung des von der bürgerlichen Kritik beliebten Vorwurfs der „impassibilité“, der „Kälte“. Ihnen, die die Impassibilität der Verleger für Verse genügend erfahren hatten, kam Lemerre zu Hilfe. de Ricard, Sohn eines kaiserlichen Aide-de-camp und der reichste der Kompagnie, gründete eine Wochenschrift „l'art“, die neben politischen Aufsätzen Verse von Gautier, Leconte, Sully-Prudhomme, Catulle Mendés brachte, und worin bald, nicht ohne Heftigkeit und die Übertreibungen, die wohl bei der Abgrenzung ästhetischer Theorien üblich sind, die parnassische Doktrin formuliert wurde. Sie sollte gegen jene verspäteten poetischen Sans-gênes gerichtet sein, die Lamartine und Musset fortsetzen zu müssen glaubten. Natürlich auch gegen die kleinliche und gehässige Stellung einer zünftigen Kritik, die bei allen neuen Versuchen an der Aufrichtigkeit des Wollens zweifelt. Es war in gewissem Sinn eine Reaktion auf die Romantik. „Wir wollten,“ gesteht Ricard in seinen Erinnerungen, „nur sagen, daß die Leidenschaft noch keine Entschuldigung für schlechte Verse sei, auch nicht für orthographische und grammatische Fehler; doch Künstlerpflicht, gewissenhaft und unerbittlich zu streben nach „forme, style, expression, les plus capables de rendre et de faire valoir son sentiment, son idée ou sa vision“. Anatole France hat die parnassische Kunsttheorie folgendermaßen trefflich beleuchtet (Studie über A. de Vigny): die moderne Poesie ist geschmeidig und lebenswahr, aber darum nicht weniger gewaltig und ungestüm; ihre Kraft kommt zum Ausbruch in der Anstrengung und nicht, wie die Griechen wollten, in Heiterkeit, Ruhe selbst ... die plumpen Geister, die Leidenschaft nicht anders erkennen als an Verrenkung, Grimasse, können allein seine (A. de Vignys) Ruhe für Gefühllosigkeit (insensibilité) nehmen.

Die Stellungnahme für die Goncourt bezeichnete den Höhepunkt im Leben der Revue, die bald auf den Rat Catulle Mendés' und Lemerres einer andern periodischen Publikation Platz machte und die nun ausschließlich Verse enthalten und am Jahrgangsende sich als Gedichtband präsentieren sollte. Sie wurde durch jenen vom Schicksal auserwählten Quidam, den Unbekannten, der im Vorbeigehn das treffende Wort ausspricht (nach andern durch Mendés selbst), „Parnasse contemporain“ getauft. Der Name blieb ominös. „Parnasse contemporain“, recueil de vers nouveaux wurde unter Lemerres Leitung durch den Drucker Toinon auf luxuriösem Papier, groß in-8°, mit typographischem Aufwand gedruckt — heute ein höchstbewertetes Sammelobjekt — und erschien zwischen März und Juni 1866 in 18 Lieferungen. Unter den 37 Mitarbeitern waren, außer den schon genannten Teilnehmern des Kreises, Ménard, Baudelaire, Dierx, André Lemoine, Houssaye, die beiden Deschamps, Léon Valade, Henry Cazalés, Emmanuel des Essarts, Albert Mérat, Robert Luzarche, Villiers de l'Isle-Adam, José Maria de Heredia, Verlaine, Coppé, Mallarmé, Edmond Lepelletier. Die fünf letzten als Debütanten. Gegen diese siebenunddreißig richteten sich Barbey d'Aurevillys wütende und geistreiche Angriffe; jedem hat er, den man den duc de Guise de la littérature nannte, mitleidlos und mit künstlerischer Kraft eines seiner bekannten Médaillons gewidmet. Dem ersten Parnaß folgten zwei weitere Bände, bei deren Zusammenstellung eine Redaktionskommission eklektischer verfuhr, 1871 und 1876. Lemerre dachte an einen poetischen „Salon“ mit periodischem Termin; mußte es dann bei seiner vierbändigen Anthologie bewenden lassen. — Sully-Prudhomme und Léon Dierx sind ihrem Verleger diesen Sommer im Tod vorangegangen. Von den wenigen Überlebenden jener literarischen Epoche sind in erster Linie neben Paul Bourget, Anatole France und Georges Lafenestre, der Kunsthistoriker und Konservator am Louvre, zu nennen, die, wiewohl sie nicht am ersten Parnaß mitgewirkt hatten, doch damals zu den Parnassiens in Beziehungen traten. Anatole France findet sich in jenem von 1876 mit den „Noces corinthiennes“. Um diese Zeit stand er im Dienst des Hauses Lemerre als Herausgeber klassischer Editoren für die „Petite Bibliothèque Littéraire“, für die er Scarron und Racine bearbeitete. Später verpflichtete ihn Lemerre als hauptsächlichen Berater und Lektor des Verlags, dem er dann, wie Bourget, wie Verlaine, durch einen Prozeß wieder entfremdet wurde.

Die Geschichte eines Verlegers erzählen heißt Literaturgeschichte treiben. Die „Poèmes barbares“, die „Poèmes antiques“ und die schönen Übersetzungen antiker Schriftsteller Leconte de Lisles, wo zum erstenmal *echte* Klänge hellenischer Tragik in französischer Sprache ertönten; „Les deux Saisons“ von Philoxène Boyer, „Le Reliquiaire“ von F. Coppé, „La gloire du



souvenir“ von Armand Silvestre, „Les Poèmes Persans“ von Renaud, die ersten Anfänge des großen Verlaine bedeuteten zugleich literarische Epoche wie das Aufblühen des buchhändlerischen Werkes Lemerres. Für das eine wie das andere war von besonderer Bedeutung der große Erfolg des „Passant“ von F. Coppé am Odéon (1869); ein Erfolg, zu dem auch Sarah Bernhard ihr Teil beitrug, die wir also vorhin unter den Veteranen füglich hätten erwähnen dürfen.

Unnötig zu betonen, daß alle die vorgenannten Parnassier auch mit ihren selbständig edierten Werken bei Lemerre zu finden sind. Auch Barbey d'Aurevilly, der Gegner, und viele andere. Den zeitgenössischen Dichtern eröffnete Lemerre besonders die schöne Galerie („Poètes contemporains“, der Band zu 3 Fr.), wo fast alle Meister des poetischen Frankreich, Genie und Talent, sich einfanden. Jener Neudruck der Plejade ist zur Tatsache geworden: wir kennen die schönen, endgültigen Ausgaben von du Bellay, Jodelle, Dorat, Pontus de Tyard, Belleau, Baïf, Ronsard, die Ch. Marty-Laveaux besorgte, 20 Bände in 250 Exemplaren, der Band einzeln zu 25 Fr. Von seinen Klassikerausgaben sind nicht minder berühmt die Bände der „Collection Lemerre“, wo unter anderen Rabelais und Pascal vortrefflich ediert sind und pro Band 10, auf Großpapier 25 und 40 Fr. kosten. Bibliophile Tendenzen fanden Pflege mit mehrfacher Ausgabe eines Werks. Lemerre liebte die alten Drucker, empfand stark die Forderung, daß ein Versbuch Objekt der Verehrung sein und dementsprechend — schön und handlich — ausgestattet werden dürfe. Er ließ sich besonders durch Elzevirsche Ausgaben anregen, faltete in-16° und in-18° und druckte auch gern in alten Charakteren. Seltener und absonderlicher Literatur ist die „Bibliothèque d'un curieux“ gewidmet (zum Beispiel Poggio; Arlotto; „L'excuse du Noble Seigneur Jacques de Bourgogne“ von Jean Calvin, nach dem einzig bekannten Genfer Exemplar von 1548). Auf andere der zahlreichen Kategorien des Verlags können wir im einzelnen nicht eingehen.

Als Symbol und Signet hatte Alphonse Lemerre einen grabenden Mann gewählt, mit der Aufschrift: *fac et spera*. Sein Leben beendete er, der schon seit längerer Zeit das Geschäft dem Sohn überlassen hatte, in Ville d'Avray bei Sèvres, wo Balzac, Gambetta und Corot gewohnt hatten. Er besaß jenes alte Landhaus Corots, unweit den „Etangs“, und amtete als maîre — Mr. le maîre Lemerre, wie er mit Betonung genannt wurde. —

Vor uns liegt ein neuer Band Verse, der *René Ghils* „Oeuvre“ fortsetzt (Figuière). Mit Ghils Dichterpersönlichkeit, die sich von den Verslibristen zu eigenartiger Selbständigkeit wandte, und von der wohl hier schon mehrfach die Rede war, verbindet sich das Schlagwort von der „Poésie scientifique“; „wissenschaftlich“ in zwiefachem Sinn: durch theoretische Vertiefung des Verslibrismus als ästhetisches Problem, und durch die gleichsam seherische Aufgabe, die dem Poeten gestellt wird, wissenschaftliche Dokumente durch eine Art dichterischer Hypothese intuitiv zu vervollständigen. Der so allgemein gehaltene Haupttitel des Ghilschen Werks umfaßt neuerdings freirhythmische Verse, die von einer alten mexikanischen Sage — daß die Sonne einmal Generationen lang unsichtbar geblieben sei — angeregt sind und — wie denn Ghil stofflich das Exotische bevorzugt — sich über die Idee des Totemismus verbreiten. — Aus der neuen poetischen Literatur nennen wir ferner ein Buch Charles Vildracs, „Découvertes“ (Nouvelle Revue Française), kleine optimistische Schilderungen der Genußfähigkeit und Erlebenswonne der Kindesseele, der rührenden Hilfsbereitschaft im kleinen; auch tiefere Probleme ergreifend. Entdeckungen jenes „humble trésor“, jenes idealen Schatzes des Lebens, der Gemeingut ist, wie Luft und Licht. — Georges Duhamel, der im „Mercure“ seit Quillards Tod die poetische Kritik führt, in einem kleinen Buch „Propos critiques“ mit Scharfsinn die verschiedenen Richtungen darstellte, kam eben im Odéon als Dramatiker zum Wort. Sein Schauspiel „à l'ombre des Statues“ behandelt das Problem des vom Ruhm des Vaters beschatteten Sohnes auf eigenwillige, doch wenig plausible Weise. Wohlwollende Betrachtung vermutete von Ibsen beeinflußte Absichten und veranlaßte einen Achtungserfolg. —

In der Sammlung *„Célébrités d'aujourd'hui“* (Sansot) schrieb *Claude R. Marx* eine Biographie des dramatischen Autors Georges de Porto-Riche. — „Les Hommes du Jour“, die gute satyrische Wochenschrift — etwas sozialistischer Färbung — widmeten Nummern dem Komponisten Charpentier und Frantz Jourdain, dem verdienten Leiter des Herbstsalons.

Aus dem „Mercure de France“, der (neue Serie 23. Jahrgang) seinen 100. Band beginnt, ist ein über mehrere Nummern greifender Aufsatz von P. Escoube: „Jules Laforgue, chevalier du Graal“ zu erwähnen. Ebenda eine Erinnerung an G. Flaubert und den Poeten L. Bouilhet. Flauberts Reisenotizen waren nicht allein für ihn selbst eine Quelle wertvoller Dokumente, die der Romanschriftsteller ausgiebig benutzte, sie konnten auch seinen Freunden zur Anregung dienen; insbesondere verdankt Bouilhet der Notiz einer Liebeserinnerung von der ägyptischen Reise sein Gedicht „Ruchouk Hanem“ (im Band „Festons et Astragales“), das er wiederum Flaubert widmete. — Fast so reichhaltig wie der „Mercure“ und von ähnlicher Beschaffenheit ist die ebenfalls zweimal monatlich erscheinende „Renaissance contemporaine“ (P. Vérola, R. Veyssié, A. Roux, Jacques Reboul, Henri Allorge). Eine größere Studie darin — von Marc Elder — behandelt den durch Vollendung seines „Jean Christophe“ aktuellen R. Rolland. Rolland stellte vor kurzem seine einstündige Vorlesung über Musikgeschichte an der Sorbonne ein, worauf nun in der „Grande Revue“ Louis Laloy die Schaffung eines ordentlichen Lehrstuhls für dieses Fach an der Faculté des Lettres verlangt. Aus der gleichen Zeitschrift nennen wir „Notes d'une amie“ über Guy de Maupassant „intime“. — „Revue bleue“ veröffentlicht Chateaubriands Korrespondenz; zurzeit Briefe an den Prinzen von Polignac mit Beziehung auf Chateaubriands Rolle als Bevoll-

mächtigter am Kongreß von Verona. Wir nennen ferner aus dieser Wochenschrift den Aufsatz von L. Gielly über die kritischen Methoden beim Studium der italienischen Kunst und den Bericht J. Dreschs über „L'opinion de Théodore Fontane sur la France de 1870 et la Question de l'Alsace". — „Nouvelle Revue française", die im vierten Jahr besteht, auch buchverlegerische Tätigkeit betreibt und dabei von sehr schätzenswerten Bestrebungen für moderne gute und einfache Ausstattung geleitet ist, erscheint fortan im Selbstverlag. Den guten Druck besorgt nach wie vor St. Catherine Press in Brügge. Wir finden selten Gelegenheit aus dieser Zeitschrift zu zitieren, weil sie nicht Dokumentarisches veröffentlicht, wie etwa „Revue Bleue" oder der „Mercure". Sie läßt sich, eher als dieser, in ihrem beschränkten und wohl orientierten Programm etwa der „Neuen Rundschau" vergleichen; wirbt um Interesse vorwiegend durch die Mitarbeiterpersönlichkeiten. Wir finden regelmäßig die vortrefflichen Artikel von Suarès, im vorliegenden Heft besonders eine „Eloge de la Foi", die Paul Claudel gewidmet ist, vom Herausgeber Jacques Rivière, und neue Verse, „Poèmes de France", von Tristan Klingsor. — „Revue du Temps présent" gibt ein Résumé der „Vie de Mgr. d'Hulst", von der Mgr. Baudrillart, Rektor des Institut catholique de Paris, soeben einen ersten Band, über 500 Seiten, veröffentlicht hat. — In der positivistischen „Indépendance" der Barrès, Bourget, Donnay eine Studie über die Dreyfuszeit von Georges Sorel. — In der „Revue" ein Aufsatz G. Rageots über Boutroux, den kürzlich unter die Unsterblichen Eingereihten. Mit welchem Respekt man sich solches früher gefallen ließ, lehrt — in gleicher Nummer — die amüsante Sammlung von „Epigrammes contre l'académie Française", die Victor de Bled angelegt hat. 1731 ließ La Condamine am Tage seiner Rezeption an den Pforten der Akademie folgenden Vers verteilen:

La Condamine est aujourd'hui
Reçu dans la troupe immortelle.
Il est bien sourd: tant mieux pour lui;
Mais non muet: tant pis pour elle!

Einem der Epitaphe, die Louis Ratisbonne den Unsterblichen vorsorglich schrieb (1881), möge dank seiner Kürze noch nachzuklappen erlaubt sein:

a Littré!
Ci-gît Littré,
très laid, lettré.

Paris, Anfang November. *R. Kieser.*

Londoner Brief.

Durch einen königlichen Erlaß vom 11. Oktober 1910 wurde in England eine Behörde eingesetzt, welche die öffentlichen und Staats-Archive nicht nur kontrollieren, durchforschen und von Zeit zu Zeit über ihre Tätigkeit berichten und bezügliche Kataloge anfertigen lassen sollte, sondern der auch das Recht beigelegt wurde, in der Verwaltung der genannten Institute Änderungen vornehmen zu können, Zeugen zur Sache zu vernehmen und dergleichen mehr.

Der erste Bericht der Kommission, der Fachautoritäten, wie unter andern Sir E. Vincent Evans, Professor C. H. Firth, Dr. James, Sir F. G. Kenyon, Sir Sidney Lee und Dr. H. Owen angehören, ist kürzlich in Gestalt eines sogenannten „*Blue Books*" (Ed. 6361) erschienen, das besonders zwei, in dem Staatsarchiv gemachte interessante Entdeckungen registriert: Erstens, auf Rechtsangelegenheiten sich beziehende Dokumente, Erkenntnisse der Gerichte in wichtigen Dingen, sowie Entscheidungen in Verwaltungssachen, die sämtlich bis zur Zeit Wilhelms des Eroberers hinaufreichen. Zweitens eine Sammlung von Staatspapieren, die eine Art von Spezialbibliothek für die Minister bildete, während der Regierung der Königin Elisabeth angelegt und bis 1854 fortgeführt worden war. Ferner wurde eine starke, in Buchform vereinte Serie von Papieren aufgefunden, die von 1428 bis 1477 datieren und über Schiffswesen und Zölle handeln.

Darüber, daß es wichtig ist, in jedem Lande eine Sammelstelle, eine Art von Repositorium zu besitzen, in welchem die im Druck erschienenen Werke, die geistigen zeitgenössischen Schätze der eigenen Nation, sich möglichst vollständig niedergelegt befinden, darüber vermag wohl kaum ein Zweifel zu bestehen. In England dient diesem Zweck vor allem das *British Museum*. Obgleich nun nach einem bezüglichen Gesetz jeder Verleger bei Vermeidung einer Strafe von 5 £ die Verpflichtung hat, binnen Monatsfrist nach Veröffentlichung eines Buches dem genannten Institut ein Exemplar einzureichen, so führt doch die Verwaltung des letzteren vielfach Klage über die Umgehung des in Rede stehenden „Copyright Act". Ganz besonders säumig zeigt sich in dieser Hinsicht der provinziale Verlag, und ebenso gehen rein technische Werke nur spärlich ein. So sind zum Beispiel im vergangenen Jahre in dem „*Catalogue of Works on practical Printing, Processes of Illustration and Bookbinding*" 91 Titel eingetragen, während die Direktion der Museums-Bibliothek nur 54 Publikationen erhalten hat.

Zurzeit befindet sich in der „*Kings Library*" des *British Museum* eine höchst interessante Karte ausgestellt, die sicherlich ein Unicum bildet. Sie zeigt nämlich den Weg, den Drake bei seiner Weltumsegelung 1577—1580 einschlug. Die Karte war 1595 durch Indocus Hondius im Haag publiziert worden. Der die Karte begleitende Text ist in holländischer Sprache abgefaßt, aber der lange Titel und die Unterschrift in den eingezeichneten Skizzen auf der Karte sind lateinisch. In der allgemeinen Beschreibung wird Bezug darauf genommen, daß die Reise vollendet wurde „unica tantum navi ingenti cum gloria . . . . ceteris partim flammis, partim fluctibus correptis." Die eingezeichneten Skizzen auf der Karte sind von ganz besonderem Interesse. So ist Drakes Schiff dreimal abgebildet; das eine Mal an dem beinahe Schiffbruch bringenden Felsen. Ein anderes Bild zeigt uns das Schiff im Schlepptau, gezogen von 20 auf Befehl des Königs der Mollukken-Inseln be-

orderten Ruderbooten. Die Titelunterschrift hierfür lautet: „quam mirifice a rege Moluccarum admirante, introvectus fuerit, delineatio". Gleichfalls wurde in der Bibliothek eine Reisebeschreibung von Thomas Candyssh ausgestellt, der die Welt vom 21. Juli 1586 bis zum 15. September 1588 umsegelte. Ein weiteres, unsere Aufmerksamkeit in vollem Maße beanspruchendes Ausstellungsobjekt ist eine Karte der Heptarchie, und endlich eine solche von Ptolemäus gezeichnet, aus der ersten Hälfte des II. Jahrhunderts n. Chr. stammend. Auf letzterer ist England und West-Europa dargestellt. Die an Ptolemäus die nötige Unterlage zur Herstellung des Blattes liefernden Personen oder Gehilfen müssen von Süden her nach London gekommen sein, denn die Themse fehlt.

Mrs. *Zelia Nutall* hat der „*Hakluyth-Gesellschaft*" in London einen Bericht über ihre im National-Palast der Stadt Mexiko, im dortigen Archiv gemachten Entdeckungen vorgelegt, die sich auf wichtige historische, Francis Drake betreffende Tatsachen beziehen. Die Dame fand die quaest. Dokumente unter den Papieren der spanischen Inquisition. Das bedeutendste Resultat ihrer Forschungen bildet der Beweis, daß entgegengesetzt der früher allgemein gehegten Ansicht, nach welcher Drake nämlich aus Abenteuerdrang oder Reiselust seine Expedition unternommen haben soll, irrig ist. Dies geschah vielmehr auf unmittelbare Veranlassung der Königin Elisabeth. Dann ist zweifellos ersichtlich, daß die Inquisition alles tat, um ein Bekanntwerden von Drakes Berichten zu verhindern, so vornehmlich die Kenntnis von der Vereinigung des Großen mit dem Atlantischen Ozean im Süden Amerikas. Ohne Frage ist Drake der Entdecker des Kap Horns. Endlich wurden in dem mexikanischen Archiv auch von Drake angefertigte Karten, sowie Aufzeichnungen über die Eindrücke der von ihm vorgefundenen Völker, ihrer Lebensweise, ihres Zustandes usw. zutage gefördert. Die hier angeführten Mitteilungen enthalten selbstverständlich nur einen kurzen Auszug von dem überreichen und sicherlich einen höchst wertvollen Beitrag abgebenden Material zur Ergänzung eines außerordentlich interessanten Geschichtskapitels.

Die „*London Library*" hat vor einigen Wochen einen Satz von 50 privatim in Petersburg gedruckten Büchern erworben, die unter dem Titel „Sammlungen von geographischen, topographischen und statistischen, auf Asien bezüglichen Stoff", zu vereinigen sind. Diese Bücher wurden von der russischen Regierung 1882—1893 gedruckt und auf jeder Titelseite steht das Wort „Geheim". Sicherlich befindet sich kein zweiter Satz in England, und vielleicht ist es überhaupt der einzige, der seinen Weg aus Rußland gefunden hat! Merkwürdiger Weise scheint es zweifellos, daß die einzelnen Berichte über die verschiedenen Materien zuerst in Englisch und Französisch abgefaßt und dann in die russische Sprache übersetzt wurden. Zusammengestellt hat redaktionell und endgültig das Werk der russische Generalstab und das Kriegsministerium.

Das „*Victoria- und Albert-Museum*" hält zurzeit eine Ausstellung von angekauften Zeichnungen, Holzschnitten und Illustrationsvorlagen ab, die von dem *Maler Shields* herrühren, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den sogenannten englischen „Präraphaeliten" angehörte, und namentlich ein Freund Ruskins und Rossettis war. Seine besten Arbeiten sind die Illustrationen zu *Bunyan's „Pilgrim's Process"*, ein Buch, das in der englischen Literatur eine große Rolle spielt, und ferner Illustrationsvorlagen zu *Defoe's „Plague of London"*.

Wenn ich von dem „*Senefelder-Club*" berichte, so geschieht es namentlich, um auf die von Mr. *Joseph Pennell* in dem ersteren, in der „*Stafford Gallery*" ausgestellten vorzüglichen, den „*Panama-Kanal*" illustrierenden, lithographischen Blätter aufmerksam zu machen. Ein bezügliches Druckwerk erschien hier bei der Firma *Heinemann* zu dem mäßigen Preise von fünf Schilling.

Der löblich bekannte Photograph *Frederik Hollyer* hat seit einiger Zeit Experimente vorgenommen, um technisch den Prozeß des Dreifarbendrucks zu verbessern und künstlerischer zu entwickeln. Die Resultate dieser Bemühungen liegen jetzt vereint in einer Ausstellung in seinem Atelier, 9 Pembroke Square, vor, und gewähren einen Einblick in den wirklich erreichten Fortschritt des betreffenden Spezialzweiges. Wer da weiß, wie schwer es sich gestaltet, zum Beispiel nach venezianischen Aquarellen Turners den richtigen Ton der Atmosphäre wiederzugeben, der wird den hier vorliegenden Arbeiten Mr. Hollyers sicherlich seine volle Anerkennung nicht versagen können. Andere gut gelungene Blätter sind farbige Reproduktionen nach Werken von Rossetti, Burne-Jones, Corot und Solomon.

Am 12. Oktober hielt die hiesige „*Deutsche Kolonial-Gesellschaft*", die unter der Präsidentschaft von Herrn W. Schultz eine ganz außerordentliche Bedeutung gewonnen hat, ihren Vereinigungsabend ab, in welchem Dr. H. Schubotz einen alsdann zum Druck gelangten Vortrag über die Entdeckungsreise in das Hinterland von Kamerun beschrieb. Dr. Schubotz begleitete nämlich als Zoologe die bezügliche Expedition des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg. Das von letzterem über das obige Thema verfaßte Buch wurde in der „Kolonial-Gesellschaft" durch Lichtbilder erläutert.

Gerade in dem Augenblick, als eine Reihe bedeutender Personen aus Deutschland nach London herübergekommen waren, um an den Friedenskonferenzen teilzunehmen, erschienen drei, von Engländern geschriebene Werke, die hoffentlich zur gegenseitigen Kenntnis und zum bessern Friedensverständnis beider Nationen mehr beitragen werden, als all die schönen auf der Zusammenkunft gewechselten Worte. Jene sind: *„Germany and the German Emperor". By G. H. Perris (Melrose)*; zweitens *„German Memories". By Sidney Whitman (Heinemann)*, und drittens *„Germany". Painted by E. T.* und *E. Harrison Compton. Described by the Rev. J. J. Dickie". (A. & C. Black)*.

Unter den im Monat *Oktober* bei *Sotheby* stattgehabten *Auktionen* von *Büchern* hebe ich namentlich nachstehende und die dafür gezahlten Preise hervor: John Keats „Endymion", erste Ausgabe, 250 M.; „La Fontaine" 1762, erste Ausgabe, 460 M.; „Prinz Maximilians Reise in Nord-Amerika", Ackermann 1843 bis



1844, kam auf 840 M.; „Merediths Werke“, 42 Bände, erste Ausgabe, 1280 M. Für ein beschädigtes Exemplar von Walter Scotts „Waverley“, erste Ausgabe, 1280 M. Ganz besonderes Interesse erweckte eine von Mr. Arnold gesammelte Bibliothek von 170 Bänden, die sämmtlich über „Rauchen“ und „Taback“ handeln. Diese *„Bibliotheka Nicotiana“* erreichte einen Preis von ungefähr 6000 M.

Leider habe ich den Tod von *Dr. Eugen Oswald* zu melden, der eine Reihe von Büchern verfaßt hat, literarisch überhaupt sehr tätig und namentlich bekannt war als Sekretär der *„Englischen Goethe-Gesellschaft“*. Der Verschiedene besaß unstreitig große Verdienste um das hiesige Deutschtum. Ferner ist der Tod von Mr. John Leighton, der 90 Jahre alt verstarb, zu registrieren. Er war in früheren Zeiten Besitzer des „Graphic“, mit dem er bis zu seinem Ende in Verbindung stand.

London, Anfang November. *O. v. Schleinitz.*

Wiener Brief.

Auch hier mögen einige wenige Zeilen dankbarer Erinnerung für einen Mann Platz finden, der noch bis in seine letzten Tage mit dem Gewichte seiner Persönlichkeit uns Bibliophilen in Wien und auswärts das einflußreiche Wort geredet hat: für *Jacob Minor*. Über seine Bedeutung als Gelehrter und Forscher zu sprechen, ist hier nicht der Ort. Doch Minor war der erste, der seinen Namen unter den Aufruf zur Gründung der Wiener Bibliophilengesellschaft gesetzt hat, und das bedeutete für eine noch gar nicht ins Leben getretene Vereinigung nicht wenig. Persönlich weiß ich, daß es ihm sehr leid getan hat, an der letzten Wiener Bibliophilen-Tagung infolge seiner Krankheit nur im Geiste teilnehmen zu können, und freiwillig und gerne übergab er mir das schöne warme Begrüßungsschreiben an unseren Vorsitzenden *Fedor v. Zobeltitz*, in dem er abermals für ein Zusammengehen der literarhistorischen und der bibliophilen Bestrebungen und Interessen eintrat, worüber ja auch der Bericht im letzten Hefte Mitteilung machte. Nicht allein die Wissenschaft, auch die Bibliophilen haben in Minor, der Mitglied der Weimarer und der Wiener Gesellschaft war, einen herben Verlust zu beklagen. Leider war es uns nicht vergönnt, ihm die letzten Ehren zu erweisen. Minor hat ausdrücklich in seiner letztwilligen Verfügung gewünscht, daß niemand außer den allerengsten Verwandten seinen Sarg begleite. „Auf den innigen Herzenswunsch des Verstorbenen, der so einfach heimgehen will, wie er gelebt hat, werden Kranzspenden und die Begleitung der Leiche von Seite einzelner und ganzer Korporationen verbeten.“ So hieß es in der von Minor noch selbst verfaßten Todesanzeige. In seinem *Testamente* hat der große Gelehrte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften einen Betrag von 10000 Kr. gewidmet, aus deren Ertrag alle fünf Jahre ein Preis für die *beste literaturgeschichtliche Arbeit*, die in diesem Zeitraum erschienen ist, verliehen werden soll und zwar „nur für Arbeiten, die ganz oder teilweise die neuere deutsche Literatur zum Gegenstande haben und sich von kleinlicher Parallelen- und Motivenjagd fernhalten“. Außerdem hat Minor der Universitätsbibliothek alle diejenigen Werke seiner reichhaltigen Bibliothek vermacht, die dort nicht vorhanden sind. In seinem Testamente bezeichnete er seine Kollegienhefte als die „größte Arbeit seines Lebens“. Der Wunsch des Verstorbenen, daß diese seine Lebensarbeit nicht der Öffentlichkeit verloren gehe, wird Erfüllung finden: die Tochter, Fräulein Dr. *Rita Minor* hat sich zu diesem Zwecke bereits mit den engsten Freunden ihres Vaters in Verbindung gesetzt, die auch die verstreuten Schriften Minors in Buchform herausgeben werden.

Der Tod hält überhaupt jetzt in Österreich unter bedeutenden Künstlern, Schriftstellern, Gelehrten reiche Ernte. *Kainz, Max Burckhardt, Freiherr v. Berger, Minor, Theodor von Gomperz* — das ist ein bißchen viel innerhalb eines verhältnismäßig kurzen Zeitraumes, Lediglich Gomperz, der Verfasser der „Griechischen Denker“ und anderen ist wirklich alt geworden, nämlich über 80 Jahre. *Gomperz* verfolgte bis zum Schlusse seines Lebens die gesamte Literatur und nicht bloß die engere fachliche. Wehe, wenn einmal durch Zufall der „Hinrichs“ ausblieb, den der Gelehrte Woche für Woche, Jahr für Jahr aus seiner Buchhandlung bezog, hierbei fast alle Abteilungen musternd und die zum Kaufe gewünschten Bücher bezeichnend. Nun ging seine ansehnliche *Bibliothek*, die ganz besonders reichhaltig an Werken zur hellenischen Altertumskunde, Papyrusforschung, griechischen Philosophie usw. ist, in Besitz der Firma Ed. Beyers Nachfolger in Wien über.

In den Tagen vom 4.—9. November kam bei Hugo Heller die Bibliothek *Max Burckhardts* zur Versteigerung, deren Erlös testamentarisch dem Österreichischen Bühnenverein zufällt. Seltenheiten im bibliophilen Sinne enthielt die Bücherei des verstorbenen ehemaligen Direktors des Hofburgtheaters nur ganz wenige; aber die Bibliothek gab doch Zeugnis davon, daß Burckhardt ein großer, echter Bücherfreund gewesen. Sie umfaßte Bibliothekswissenschaft, Naturwissenschaft, Philosophie, Ästhetik, Geschichte, Austriaca, Kulturgeschichte, Sagenkunde, Sprachwissenschaften, Kunst, alte, mittlere, neuere deutsche und Weltliteratur, Sport, Jurisprudenz und Theologie. Es ist nicht nötig, Versteigerungsergebnisse hier anzuführen, höchstens sei erwähnt, daß die Gesamtausgabe von Gerhart Hauptmanns Werken mit eigenhändiger Widmung des Verfassers auf 150 Kr., einzelne Werke von Artur Schnitzler mit Widmung auf 60, 70 und 80 Kr., Bücher mit Widmungen von Kainz bis auf 50 Kr. gingen. Auf was ich aber besonders unsere Leser aufmerksam machen möchte, ist das schöne Vorwort des Kataloges aus der Feder *Hermann Bahrs* (der Katalog ist nämlich leider nach Deutschland nur in geringem Maße, namentlich nicht an die 900



Mitglieder der „Gesellschaft der Bibliophilen" zur Versendung gelangt). Eine Stelle aus diesem Aufsatze Bahrs, eines der intimsten Genossen des Verstorbenen, kann ich mir hier nicht versagen.

„Und ich erinnere mich," schreibt Bahr unter anderm, „wie sonderbar es mir war, daß dieser Holzknecht mit den Blumen immer lateinisch sprach. Weil er nämlich außerdem auch ein richtiger Bücherwurm war, dieser Freiluftmensch. Ein Bücherwurm von der ganz alten Art, aus der Jean Paul-Zeit. Man liest heute sehr viel. Aber man liest heute ein Buch nur, um es gelesen zu haben. Damals las man, um mit dem Buch beisammen zu sein. Wie man jetzt mit Menschen zusammen kommt, um mit ihnen zu reden, damals aber mit ihnen redete, um mit ihnen zusammen zu sein: um ihre Nähe zu spüren. Der richtige Bücherwurm will nicht den Inhalt des Buchs, sondern den Geruch des Buchs. Indem er über dem Buch sitzt, denkt er an ganz was anderes dabei. Aber es ist ihm angenehm, während er so seine Gedanken denkt, das Buch daneben zu haben. Und schließlich kann er gar nicht mehr sagen, ob er etwas selbst gedacht oder es in dem Buch gelesen hat. Und wie, wenn zwei Menschen lange genug nebeneinander schweigen, es beinahe ganz so ist, als hätten sie sich alles anvertraut, und nun einer vom anderen mehr weiß, als sie sich je hätten mit Worten mitteilen können, so muß man auch mit einem Buch nur lange genug leben und dann weiß man, was drin steht, auch wenn man es eigentlich noch immer nicht gelesen hat, und es steht dann meistens auch richtig genau das drin, was man sich in dieser Zeit gedacht hat. Wer das albern findet und mich auslacht, ist kein Bücherwurm. Der Bücherwurm weiß, daß es so ist. Der Bücherwurm hat es gar nicht nötig, ein Buch zu lesen; er muß es nur haben. Nach einiger Zeit vereinigen sie sich dann, er und es. Bloß durch Ausstrahlung, herüber und hinüber. Ein solches Ineinanderleben von Buch und Mensch ist schließlich nicht mystischer, als wenn der Holzknecht in seinen Knochen das Wetter kommen und den Wind umspringen spürt. Wodurch es nun auch erklärlich wird, daß einer ein Holzknecht sein kann und ein Bücherwurm dazu, vielleicht eben deshalb." — Ein echter Bahr! Zum Verständnis sei noch nachgetragen, daß der Freiluftmensch Burckhardt oft wochenlang in einer einsamen für ihn errichteten Holzhütte im Gebirge lebte.

Aus dem letzten Berichte der niederösterreichischen Handelskammer ist zu entnehmen, daß der *Bücherkonsum* auch in Österreich eine steigende Richtung aufweist. Auf belletristischem Gebiete werden in Wien jetzt, was nicht immer gewesen, österreichische Autoren bevorzugt: Bartsch, Ertl, Gimkey, Schnitzler, Rosegger, Greinz usw. Immerhin ist ein Rückgang des Interesses an rein belletristischen Werken und eine wachsende Zuneigung zu Memoiren und Briefdokumenten auch bei uns zu verzeichnen.

Auf einen recht lesenswerten Artikel *M. Groligs*, des bekannten Wiener Bibliophilen, und zwar in der *„Zeitschrift des österreichischen Vereins für Bibliothekswesen"* (3. Jahrgang, Heft 2), über *„Bücher, die nicht gesucht werden"*, sei hier aufmerksam gemacht. An der Hand des „Börsenblattes für den deutschen Buchhandel" und der „Bibliographie de la France" usw. hat sich Grolig die Mühe nicht verdrießen lassen, eine Reihe von Büchern aufzuzählen, die trotz ihrer Seltenheit im „Börsenblatte" usw. nie oder fast nie gesucht wurden. Wobei freilich anzumerken wäre, daß (was jedem Kenner bekannt ist) eine ganze Anzahl seltener Werke deshalb nicht in der Liste der „Gesuchten Bücher" vorkommt, weil solche Werke meist auf den uns bekannten Wegen (Auktion, Katalog, persönliches Suchen im Antiquariatsladen) in die Hände der Käufer gelangen. Einzelne statistische Angaben in Groligs Artikel entbehren nicht des besonderen Interesses.

In den Räumen des Wiener Volksheims ist jetzt eine *„Ausstellung des guten und schlechten Geschmacks"* untergebracht. Im letzten Zimmer dieser als eine Art Anschauungsunterricht zur Erziehung eines guten Geschmacks dienenden Exposition finden wir auch die gewissen farbigen Reproduktionen mit ihren Gegenstücken künstlerischer Lithographien. Auch wer kein Lobpreiser der verschiedenen „volkstümlichen" Bestrebungen ist und auf Grund von Erfahrungen sich gegen alle diese mannigfachen, so üppig in die Halme schießenden „Volksbewegungen" skeptisch, wenn nicht rundweg ablehnend verhält, wird die Absicht der Veranstalter dieser Ausstellung nur begrüßen können. Denn wer den Geschmack im Volke wirklich verbessert und veredelt, tut vielleicht das allerbeste Werk am Volke. Er lehrt unterscheiden und wer einmal auch nur, was den Geschmack in den Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens betrifft, zu unterscheiden und gut unterscheiden gelernt hat, wird auch sonst und immer weiter zu distinguieren verstehen. Man bekommt Distanz, auch für das, was man nicht ist und niemals sein kann.

Von Zeitschriften möchte ich für diesmal nur die *„Graphischen Künste"* hervorheben, deren drittes Heft (35. Jahrgang) soeben ausgegeben worden ist (Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, Wien, VI). Die Nummer verdient ganz besondere Beachtung, enthält sie doch eine eingehende Würdigung *Gustav Klimts* aus der Feder *Arpad Weixlgärtners*, der uns mit diesem Aufsatze zum erstenmal in anschaulicher Weise von dem Lebens- und Künstlergange dieser vielumstrittenen Persönlichkeit unterrichtet. Beigegeben sind fünf Zeichnungen Klimts in sehr guten Lichtdrucken. Der zweite Artikel gilt dem Tschechen *Svabinsky* (gleichfalls mit Radierungen des Künstlers). Eine wissenschaftliche Studie über ein *gotisches Figurenalphabet aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts* (Biblioteca civica zu Bergamo) beschließt das reichhaltige, schöne Heft.

Wien, Anfang November. *Hans Feigl.*

Amsterdamer Brief.

Die Geschichte der holländischen *Baukunst*, die doch ebenso zu den Ruhmestaten der Holländer gehört, wie die Malerei, war bislang ein von den Holländern sträflich vernachlässigtes Gebiet. Ist doch das erste zusammenfassende Werk hierüber von einem Ausländer, von Georg Galland, geschrieben worden. In den letzten Jahren jedoch wendet sich auch hierzulande das Interesse den alten Baudenkmälern zu, und eine Reihe zum Teil mit vorzüglichem Abbildungsmaterial versehener Bücher verdankt diesem Interesse ihr Entstehen. Das jüngst erschienene ist das Werk des Amsterdamer Baumeisters *A. W. Weißman*, der sich durch seine Forschungen über einige holländischen Architekten des XVII. Jahrhunderts, die in „Oud-Holland" erschienen sind, sowie durch seine holländischen Bearbeitungen der Springerschen und Lübkeschen Kunstgeschichten sowohl um die Wissenschaft wie um deren Popularisation verdient gemacht hat (*A. W. Weissman, Geschiedenis der Nederlandsche Bouwkunst, Amsterdam 1912, S. L. van Looy, 8°; 457 pag., 185 Abbildungen; Preis 7,50 fl.*). Weißman gibt hier eine Übersicht über die Entwicklung der holländischen Baukunst von der Einführung des Christentums im VII. Jahrhundert bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts; am ausführlichsten wird das XVII. Jahrhundert behandelt, in dem die Mehrzahl der noch heute stehenden öffentlichen Gebäude entstanden ist; sehr kurz kommt, ebenso wie bei den Darstellungen der holländischen Malerei, das XVIII. Jahrhundert weg, das zwar nicht mehr so viele öffentliche Bauten geschaffen, dafür aber auf dem Gebiete der privaten Architektur und besonders der Innendekoration Vortreffliches geleistet hat. Aber für eine eingehende Beschreibung und Würdigung der Baukunst des XVIII. Jahrhunderts fehlt es, wie auch Weißmann hervorhebt, an den nötigen Vorarbeiten; deren Geschichte muß noch geschrieben werden. Weißman wendet sich in seinem Werke in erster Linie an das gebildete Laienpublikum; deshalb hat er alles, was nach strenger Wissenschaftlichkeit aussah, wie Quellen- und Litteraturangabe weggelassen. Er erwähnt nicht einmal in seiner Vorrede das grundlegende Werk von Galland, in dem zum ersten Male der Versuch gemacht ist, die Entwicklung der holländischen Baukunst darzustellen und eine holländische Kunsttopographie zu liefern, und er verdankt doch diesem seinem Vorgänger und Wegbereiter auf dem wenig durchackerten Gebiet Plan und Gerippe seines Werkes. In der Vollständigkeit des Materials und der Nutzbarmachung der geschriebenen Quellen, die Weißman meistens selbst durchforscht hat, bedeutet die Weißmansche Geschichte natürlich einen großen Fortschritt; aber was die Anordnung und Gliederung des Stoffes betrifft, da zieht Weißman den kürzeren. Schon die Einteilung nach Jahrhunderten ist etwas Willkürliches und Gewaltsames. Warum haben die verschiedenen Stile nicht den Einteilungsgrund gegeben, und warum ist der Druck so unübersichtlich? Nichts, weder Orts- noch Personennamen noch andere Stichwörter sind durch fetteren Druck hervorgehoben. Doch tut dies dem Werke als wissenschaftliche Leistung keinen Abbruch; als auf den neuesten Resultaten der Forschung stehend, wird das gründliche, aber etwas nüchterne, zu sehr beschreibende, den Zusammenhang zwischen den einzelnen Erscheinungen nicht genügend betonende Werk für jeden Liebhaber der holländischen Architektur ein unentbehrliches Handbuch sein.

Ebenfalls eine Geschichte der holländischen Baukunst liefert das bei A. W. Sythoff in Leiden erschienene groß angelegte, dreibändige Werk über altniederländische Städte (*H. Brugmans & C. H. Peters, Oud-Nederlandsche steden in haar ontstaan, groei en ontwikkeling, 4°, Preis*: 28,75 fl.). Der Amsterdamer Geschichtsprofessor Brugmans behandelt in dem ersten Bande die politische, rechtliche und wirtschaftliche Geschichte der holländischen Städte, mit besonderer Berücksichtigung des Lebensnerves ihrer Existenz, des Handels; der Haager Reichsbaumeister Peters schildert in den zwei folgenden Bänden die Entwicklung ihrer äußeren Gestalt, ihrer Anlage und ihrer Bauten. Ein Hauptunterschied zwischen diesem und dem Weißmanschen Werke besteht darin, daß Peters die Geschichte des Städtebaus und der Baukunst nicht fortlaufend darstellt, sondern die verschiedenen Gebäudearten, Kirche, Kloster, Rathaus, Gerichtsgebäude, Schule, Krankenhaus, Wohnhaus usw. apart bespricht, in diesen Unterabteilungen selbst aber wieder chronologisch vorgeht. Peters begnügt sich dabei nicht mit einer Beschreibung der Baudenkmäler, er verbreitet sich auch über ihre Bestimmung. Das Kulturgeschichtliche nimmt bei ihm sogar einen größeren Raum ein, als das Kunstgeschichtliche. Das Petersche Werk bietet so eine wertvolle Ergänzung zu dem Weißmanschen Buche, die um so höher einzuschätzen ist, als sein Abbildungsmaterial an Reichhaltigkeit und Schärfe der Klichees die Illustrationen bei Weißman weit übertrifft; neben modernen Photographien hat man von alten Abbildungen in Zeichnung und Stich den ausgiebigsten Gebrauch gemacht, so daß uns dieses Werk das vollständigste *Bild* von der holländischen Architektur entwirft. Ausstattung, Druck, Anordnung der Abbildungen verdienen das höchste Lob; dadurch und durch die große Übersichtlichkeit, die zweckmäßige Einteilung sticht das Werk vorteilhaft von dem Weißmanschen ab. Eine chronologische Tabelle der bedeutsamsten Ereignisse in den wichtigsten holländischen Städten und verschiedene Register, auch auf die Künstler, von denen Zeichnungen und Stiche veröffentlicht sind, beschließen die schöne Publikation.

In die Kategorie der über niederländische Architektur handelnden Bücher gehören auch die Monographien über einzelne holländische Städte. Von in früheren Jahren erschienenen Werken, die durch ihre zum Teil vorzüglichen Reproduktionen zum Studium der holländischen Architektur ein überreiches Material liefern, ist zuerst zu nennen das über alte Gebäude in Haarlem (*J. A. G. van der Steur*, Oude gebouwen in Haarlem. Haarlem, Erven F. Bohn 1907, 8°, Preis: 10,00 fl.). In diesem Werke sind 467 Gebäude in



chronologischer Folge beschrieben, das älteste ist die Wallonen- oder Beguinen-Kirche, deren Bau 1398 vollendet wurde, das jüngste eine 1844 errichtete katholische Kirche; der Beschreibung geht ein Vorwort voraus, das eine Übersicht über die Geschichte der Stadt und die Entwicklung der Baukunst in derselben gibt. Den wertvollsten Teil bilden die 91 Abbildungen, sehr gute Lichtdrucke, von denen allein zu bedauern ist, daß sie mit dem Text zusammengebunden und nicht als lose Tafeln beigefügt sind.

Über *Leiden* erschien in demselben Jahre 1907 ein kleines Büchlein, herausgegeben von dem Verein Oud-Leiden durch den Archivar der Stadt, Dr. Overvoorde, das ebenfalls in knapper Form die wichtigsten Data über die interessantesten Gebäude gibt. (*Oude Gebouwen te Leiden* [Mit Vorwort von *J. G. Overvoorde*] *Leiden, G. F. Théonville* 1909, 8°. Mit 89 Abbildungen). Was Anlage und Ausstattung betrifft, kann sich das Werkchen nicht mit der Haarlemer Publikation messen; aber es ist doch ein sehr nützlicher Leitfaden, und die scharfen, wenn auch kleinen Abbildungen geben eine gute Vorstellung von dem, was die stille Universitätsstadt in architektonischer Hinsicht bietet.

Großartiger und auf selbständigem Quellenstudium beruhend ist das vor kurzem erschienene Werk, das den Baudenkmälern in Utrecht gewidmet ist. (*S. Muller, Oude huizen te Utrecht. Utrecht*, 1911, *Oosthoek*, 4o. Preis 8,00 fl.). Obwohl die Kirchen, an denen gerade dieser alte Bischofssitz so reich ist, nicht in dem Werke behandelt werden, so bleibt doch noch genug des Merkwürdigen übrig. Besondere Beachtung verdienen hier die vielen, noch erhaltenen Wohnhäuser des Adels, von denen eine große Anzahl noch aus der gotischen Periode stammen, andere wieder im XVIII. Jahrhundert gebaut und mit reicher Innendekoration der französischen Stile jener Zeit, mit Stuckdecken und Wandmalereien ausgestattet sind. Eins der charakteristischsten öffentlichen Gebäude der Stadt, das alte Rathaus, ein Bauwerk der Frührenaissance, ist leider im Beginn des XIX. Jahrhunderts abgebrochen; in einem Stich von G. Kribber und in dem noch vorhandenen Entwurf des Architekten Willem van Noordt, die beide hier reproduziert sind, ist der edle Bau, der erste in dem neuen Stil aufgeführte, festgehalten. Der Mehrzahl der Reproduktionen, vorzüglichen Lichtdrucken auf 48 losen Tafeln, liegen Photographien nach den Bauwerken selbst zugrunde; von den ältesten Gebäuden dagegen, von denen viele nicht mehr stehen oder so verbaut sind, daß photographische Aufnahmen unmöglich waren oder ein ganz falsches Bild gegeben hätten, sind statt dessen nach alten Abbildungen entworfene Rekonstruktionen gebracht. Leider hat man diese alten Stiche oder Zeichnungen, aus denen man die ursprüngliche Gestalt wieder herzustellen versucht hat — oft hat man, wie im Vorwort erwähnt wird, zu mehreren Abbildungen seine Zuflucht nehmen müssen — nicht mit veröffentlicht, so daß man die der Subjektivität und dem persönlichen Geschmack doch ein freies Feld lassenden Rekonstruktionen nicht selbst nachprüfen kann; das Werk wäre sonst übermäßig verteuert worden. So muß man bei allen Baudenkmälern des Mittelalters, den vielen burgartigen, mit Zinnen geschmückten Patrizierhäusern, sowie den Holzhäusern mit solchen Phantasiezeichnungen vorlieb nehmen.

Mit der Architektur einer andern, zwar viel kleineren, aber darum nicht weniger interessanten alten holländischen Stadt, mit *Deventer*, beschäftigt sich ein kleines Büchlein von Hoeffer, das mehr den Charakter eines Führers hat, sich aber durch die hervorragenden Abbildungen weit über das Niveau derartiger Führer erhebt. Es nennt sich ganz bescheiden Prentenboek: Bilderbuch. (Deventer Prenteboek. Charles Dixon, Deventer 8 obl.)

Text wie Abbildungen erschienen zuerst in der der Geschichte des holländischen Häuserbaus und besonders seiner innern Einrichtung und Ausstattung und dem Kunstgewerbe gewidmeten Monatsschrift „Het Huis oud en nieuw", deren Hauptbedeutung auch in den vortrefflichen Abbildungen liegt.

Ebenfalls der holländischen Architektur, oder vielmehr einer einzelnen Gebäudeart, dem Schloßbau, gewidmet ist das große Werk von *E. W. Moes & K. Sluyterman, Oude Kasteelen en hun historie in Nederland, Amsterdam, Elzevier Uitgevers Maatschappy* 1911. (Erscheint in 24 Lieferungen, Preis der Lieferung: 1,75 fl.) Für viele Nichtniederländer wird diese reich illustrierte Ausgabe eine Überraschung sein. Der Fremde, der Holland bereist, lernt in der Regel nur die Städte kennen, und vom Land nur das eine oder andere zum Badeort aufgeputzte Fischernest. Daß aber Holland auch reich an alten, bis auf den heutigen Tag noch wohlerhaltenen und bewohnten, oft sogar fürstlich ausgestatteten Herrensitzen ist, davon weiß er nichts. Nach der gewöhnlichen Vorstellung, die man sich von Holland und seiner sozialen Gliederung macht, ist Holland als das klassische Land alter bürgerlicher Kultur, ein Staat, in dem es nur Bürger und Bauern gibt, und in dem für den Adel kein Raum übrig ist. Daß es dennoch hier einen alten bodenständigen Adel gibt, der noch seine alten mit Mauer und Graben umgebenen Burgen innehat, davon legt das angekündigte Werk Zeugnis ab. Im eigentlichen Holland und Zeeland bestehen allerdings nicht mehr viele dieser alten Schlösser, zum Teil weil sehr ausgedehnte Gebiete trockengelegtes Neuland sind, zum Teil weil der Adel hier schon früh dem Bauern das Feld geräumt hat. Aber in den andern Provinzen, besonders in den an Deutschland und Belgien grenzenden, spielt der Adel als Landeigentümer und Schloßherr dieselbe Rolle wie anderswo. Die holländischen Schlösser sind meistens Wasserburgen, deren Geschichte sich oft bis in das Mittelalter zurückverfolgen läßt. Nicht nur als Baudenkmäler und Zeugen einer vergangenen Kultur erregen dieselben unser Interesse, auch wegen ihrer inneren Einrichtung, des kostbaren Mobiliars und der in ihnen bewahrten Kunstschätze erheben sie Anspruch auf unsere Beachtung. Den größeren Teil in dem Werk nehmen die historischen und genealogischen Partien ein, die aus der Feder von Moes stammen; den baugeschichtlichen Teil, der ziemlich kurz ist, hat Sluyterman behandelt. Es liegen bis jetzt sechs Lieferungen vor; wenn die Ausgabe abgeschlossen ist, werde ich noch einmal darauf zurückkommen.



Dem kürzlich erschienenen Jahresbericht der *Königlichen Bibliothek im Haag* über 1911 entnehmen wir, daß die Sammlung der Handschriften um 19 Nummern bereichert wurde; darunter befanden sich neun Alba amicorum aus dem XVI. bis XVIII. Jahrhundert, meistens von holländischen Persönlichkeiten und der Mehrzahl nach mit Eintragungen in holländischen oder französischen Orten. Ein Album, das des Ioannes Naeranus (1608—1679), enthält auch verschiedene Eintragungen aus deutschen und polnischen Plätzen, wie Danzig, Krakau, Warschau, Heidelberg usw. Erworben wurde ferner eine große Sammlung Briefe von französischen Schriftstellern aus dem XIX. Jahrhundert, unter anderem von Théodore de Banville, Charles Baudelaire, Casimir Delavigne, Frédéric Mistral, Edgar Quinet und Alfred de Vigny, um nur die bekanntesten zu nennen. Über die Benutzung der Bibliothek gibt am Schlusse des Jahresberichtes eine interessante statistische Tabelle Aufschluß; im ganzen machten 88381 Personen von der Bibliothek Gebrauch, davon entliehen 27975 Bücher nach Hause, die übrigen benutzten die Bücher im Lesesaal. Im Umlauf war die stattliche Menge von 224612 Büchern, wovon 42668 ausgeliehen wurden. Was die einzelnen Fächer betrifft, so waren am begehrtesten die Werke über Geschichte, Geographie und Völkerkunde (mit 58635); dann folgten Philologie und Literatur (mit 50248); an dritter Stelle kam Rechts- und Staatswissenschaft (mit 41513); geringer war die Nachfrage nach Kunstgeschichte (26342) und Philosophie und Theologie (16325), an letzter Stelle kamen Mathematik und Naturwissenschaften mit nur 7158 Nummern. Während in allen Kategorien die Zahl der benutzten Bücher im Vergleich mit dem Vorjahre gestiegen ist, ist sie für Mathematik und Naturwissenschaften sogar gesunken, von 12925 auf 7158.

In seiner Antrittsrede sprach der neuernannte Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Amsterdamer Universität, *J. H. Scholte*, über die deutsche Übersetzung eines holländischen Schelmenromans, des *Vermakelyke Avanturier* von *Nicolaas Heinsius*, die im Jahre *1714* unter dem Titel *„Der Kurtzweilige Avanturier, Oder: Mirandors Seltsamer Lebenslauf*, ohne Namen des Verfassers und Übersetzers in *Augsburg* bei *Andreas Maschenbauer* erschien. Diese Übersetzung, die an sich von keinem großen literarischen Wert ist, ebensowenig wie das holländische Original, aber als Typus merkwürdig ist, eröffnet eine lange Reihe von Abenteuererromanen, mit denen in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts der deutsche Büchermarkt überschwemmt wurde. Scholte beschäftigte sich zuerst eingehend mit der Persönlichkeit des unbekannten Übersetzers. Er kam dabei zu dem Ergebnis, daß derselbe kein Holländer, sondern ein Deutscher gewesen sein müsse, dessen nähere Heimat in Süddeutschland zu suchen sei, wohin sowohl einige Wörter wie gewisse Wortformen wiesen. Der Bearbeiter verfügte, wenn man von verschiedenen Schnitzern absieht, nicht nur über eine gründliche Kenntnis der holländischen Sprache, er besaß auch unstreitig literarische Begabung, wie zum Beispiel aus der Umdichtung der in den Prosatext eingestreuten Gedichte zur Genüge erhellt. Diese Verse stehen ursprünglichen deutschen Gedichten jener Zeit nur wenig nach. Der Übersetzer hat sich nicht sklavisch an das Original gehalten, sondern er hat verschiedene kleine Änderungen, Kürzungen, Ergänzungen usw. vorgenommen, die auf seinen Bildungsgrad, seinen Geschmack und seine religiöse und politische Überzeugung einiges Licht fallen lassen. Scholte zieht aus diesen Änderungen nun den Schluß, daß der deutsche Bearbeiter ein gläubiger Katholik (im Gegensatz zu dem holländischen Verfasser), ein guter Patriot und ein Mann von umfassender allgemeiner Bildung gewesen sein muß.

Die deutsche Bearbeitung hatte noch weitere Schicksale, die ich, der Rede von Scholte folgend, hier auch noch kurz andeuten möchte. Mit dem „Kurtzweiligen Avanturier" scheint sein Verleger keine guten Geschäfte gemacht zu haben; deshalb kam er, angestachelt durch den großen Erfolg, den der 1719 erschienene Robinson Crusoe von Defoe in der ganzen gebildeten Welt erzielt hatte, auf die geniale Idee, den alten ihm liegen gebliebenen Roman unter neuer Flagge und mit neuen Kupfern versehen, mit Weglassung der Vorrede, aber sonst ganz unverändert als *„Der Niderländische Robinson, Oder: Mirandors seltsamer Lebens-Lauff. . Franckfurt u. Leipzig, 1724*" von neuem in die Welt zu schicken. Ein Exemplar dieses Buches befindet sich auf der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar. Durch diesen Geschäftskniff des Verlegers wurde aus dem Abenteuererroman wenigstens äußerlich eine Robinsonade, und so bildet dieses Werk eine typische literarische Übergangsform. Am Schluß seiner Rede erklärte Scholte, daß er es als seine besondere Aufgabe betrachte, das Grenzgebiet zwischen deutscher und niederländischer Philologie zu pflegen, sowohl mit Rücksicht auf sprachliche Verwandtschaft wie auf literarische Beeinflussung. Der Vortrag ist auch im Druck erschienen. (*J. H. Scholte, Een letterkundige overgangsvorm omstreeks 1700, Groningen, J. B. Wolters*).

Die holländische Kunstforschung hat im vergangenen Monat einen schweren Verlust erlitten. Am 30. Oktober verstarb erst achtundvierzigjährig der Direktor des Amsterdamer Kupferkabinetts, *E. W. Moes*. Derselbe war anfangs im Archiv- und Bibliothekfach tätig gewesen, und eine große von ihm begonnene Publikation, das Werk über die Amsterdamer Buchdrucker des XVI. Jahrhunderts, das später vom Bibliothekar der Amsterdamer Universitätsbibliothek, C. P. Burger, fortgesetzt wurde, ist eine rein bibliographische Arbeit und in ihrer Art vorbildlich. Von anderen größeren Werken, die sich alle auf dem Gebiete der holländischen Kunstgeschichte bewegen, seien hier von ihm noch erwähnt, die „Iconographia Batava", eine Monographie über Franz Hals, die Geschichte der Anfänge des Ryksmuseum (in Gemeinschaft mit van Biema), das oben erwähnte Werk über holländische Schlösser (in Gemeinschaft mit Sluyterman) und die beiden Abbildungswerke, das Amsterdamer Handzeichnungenwerk und die Publikation über alte Kunst in holländischen Privat- und kleineren öffentlichen Sammlungen (zusammen mit W. Martin).

Amsterdam, Anfang November. *M. D. Henkel.*



New Yorker Brief.

Als vor etwa einem Jahr bei der ersten Versteigerung der *Bibliothek R. Hoe* der Name des Käufers der Gutenberg-Bibel, für die er 50000 $ bezahlte, genannt wurde, drang *Henry E. Huntingtons* Name als amerikanischer Sammler zum ersten Male in weitere Kreise und er soll damals durch seinen Händler noch viele Schätze aus dieser Bibliothek erstanden haben. Dieses Frühjahr kaufte er dann die große Americana-Sammlung von E. Dwight Church und jetzt kann schon wieder von einem ähnlichen Ankauf berichtet werden. Die Bibliothek von Beverly Chew, eine der schönsten Privatsammlungen von Erst- und seltenen Ausgaben älterer englischer Literatur ist für eine halbe Million Dollars an Huntington übergegangen, dessen Bibliothek nunmehr bald an erster Stelle stehen wird, falls er im gleichen Tempo weiter macht.

Die Biographie Mark Twains von *Bigelow Paine*, von welcher Bruchstücke in den letzten Jahren in Harpers Magazine veröffentlicht wurden, ist nunmehr in Buchform in drei stattlichen Bänden bei Harpers erschienen. Sie dürfte das einzige Nachschlagewerk über den großen amerikanischen Erzähler bleiben, da Paine lange Jahre mit Mark Twain zusammen gelebt hat und von ihm alles Material zur Verfügung gestellt bekam. Das Werk enthält viel Unveröffentlichtes von Mark Twain und ist eine wertvolle Ergänzung zur Gesamtausgabe seiner Werke.

Dieselben Verleger zeigen auch die erste Gesamtausgabe der Schriften von *William Dean Howells* an, welche nur im Subskriptionswege abgegeben werden und insgesamt zwölf Bände umfassen sollen. Die ersten sechs Bände sind erschienen und umfassen: Literatur and Life, Literary Friends and Acquantainces, My Literary Passions, Criticisme and Fiction; A. Hazard of New Fortunes; The Landlord at Lions Head; London Films and Certain Delightful English towns.

Bei *Little Brown Co.* ist ein reich illustriertes Buch über historische *Colonial Homes* erschienen mit Abbildungen über Innen-Ausstattung dieser Häuser, meist aus den New England-Staaten aus dem XVIII. Jahrhundert.

Thomas B. Mosher zeigt für diesen Herbst folgende Neuheiten in seinen Bibliophilen-Ausgaben an: Walter Pater, The Renaissance (in 700 Exemplaren gedruckt), Walt Whitman, Memoires of President Lincoln (in 300 Exemplaren gedruckt); Il Pesceballo, by F. J. Child und J. R. Lowell, (in 50 Exemplaren auf Japanpapier hergestellt) und Roses of Paestum by Edward Mc. Curdy (in 700 Exemplaren hergestellt.)

Der Kurator der Kupferstichsammlung der New Yorker öffentlichen Bibliothek, *F. Weitenkampf*, bringt soeben bei *Holt & Co.* ein interessantes Sammelwerk *„American Graphic Art“* heraus, das der erste Versuch einer zusammenhängenden Darstellung der graphischen Künste in Amerika in englischer Sprache ist, von einigen ganz alten Werken abgesehen. Es ist eine historische Skizze über die Entwicklung der Radierung in Amerika und eine Studie über die verschiedenartigste Betätigung der graphischen Kunst im modernen Leben, wie eine teilweise Titelangabe zeigt, indem unter anderem Kapitel dem Exlibris, der Karikatur, den Illustratoren und den humoristischen Zeitschriften gewidmet sind. Das Buch ist reich illustriert und dürfte als Handbuch über amerikanische graphische Kunst dem Forscher wertvoll sein.

Bei der *Century Co.* ist ferner eine Sammlung Essays, gesammelt von *Fitzroy Carrington*, erschienen, unter dem Titel „Prints and their makers. Essays on engravers old and modern“, mit 200 Illustrationen; das Buch enthält unter anderem Beiträge von *L. R. Metcalfe* über Jean Morin und Nanteuil; *C. H. Caffin* über Goya, *Fred Keppel* über Sir Seymour Haden, *M. Hardin* über H. A. Webster und *J. N. Laurvik* über Zorn.

Von typischen amerikanischen Weihnachts-Prachtwerken wäre an erster Stelle *Coles Philipps*, „A young mans fancy“ (*Bobbs Merrill Co.*) zu erwähnen. Dieser Künstler hat eine besondere Gabe, amerikanische Typen, speziell Frauen, gut festzuhalten und seine Farbenzusammenstellungen sind sehr wirkungsvoll. Derselbe Verlag bringt noch ein anderes Album von *Henry Hutt* „Rosebuds“, eine Sammlung Mädchentypen; ferner *Dodd Mead & Co.* ein neues Album von *Harrison Fisher*, Maidens Fair, der sich durch besondere Verve auszeichnet, und *F. A. Stokes* ein Album von *Clarence F. Underwood*, American Types.

Bei *Hougthon Mifflin* sind zwei Amerika-Bücher erschienen, ausnahmsweise einmal nicht flüchtige Eindrücke von Besuchern von drüben: *Perry*, „The American Mind“ und *Nicholson*, „Provincial America“. Der Verfasser des letzteren Buches ist ein erfolgreicher Romanschriftsteller, der da zum erstenmal eine Sammlung teilweise sehr launiger Essays über seine Landsleute erlassen hat, während „Perrys American Mind“ sechs Vorlesungen sind, die der Verfasser an verschiedenen Instituten gehalten hat, interessant speziell für den Forscher über amerikanische Literatur.

Aus der periodischen Literatur wäre an erster Stelle der Artikel von *Price Collier* im Novemberheft von „Scribners“ zu erwähnen, der erste einer Serie betitelt: „Germany and the Germans“. Da er sich speziell mit der Persönlichkeit des Kaisers befaßt, wird er bei der großen Verbreitung und dem Ansehen der Zeitschrift sicher für weite Kreise von Bedeutung sein. Interessant sind ferner die Erklärungen für die verschiedenen Präsidentschaftskandidaten, wie sie drei im öffentlichen Leben hochstehende Persönlichkeiten in der Oktober-Nummer der „North American Review“ niedergelegt haben und welche die Grundideen der drei Hauptparteien klar darlegen. Einen guten Überblick über die amerikanische Erzählungsliteratur gibt *H. W. Mabie* in der Nummer des „Outlook“ vom 26. Oktober mit Bildern der bedeutendsten Schriftsteller. „Bookmann“ October enthält unter anderem *L. Baury*, „Art in Publicity“ und *Joseph Pennell*, „The Triumph of Whistler“; „Bookmann“ November: *Cleveland Palmer*, „Some modern american Etchers“.

Über den Verlauf der vierten Versteigerung R. Hoe wirde im nächsten Brief berichtet werden.

New York, Anfang November 1912. *Ernst Eisele.*



Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Berlin-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Berlin-Lichterfelde, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen. Allgemeines.

Autograph des Bischofs Thietmar von Merseburg. († 1018) in einem Meßbuch (Cod. 129) des Domkapitelarchivs zu Merseburg.
Thüringisch-sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst. 2. 1912. 1 Taf.

Bruyne, D. de, Le plus ancien catalogue des manuscrits de Notre-Dame de Paris.
Revue Bénédictine. 29. 1912. S. 481—485.

Dräsecke, J., Meteora-Handschriften theolgischen Inhalts.
Neue kirchliche Zeitschrift. 23. 1912. S. 922—929.

Morgan, J. de, Étude sur la décadence de l'écriture grecque dans l'empire perse sous la dynastie des Arsacides (171 av. J.-C. à 228 ap. J.-C.) D'après les documents numismatiques.
Revue archéologique. 4. Ser. 20. 1912. S. 1—31 mit Abbild.

Müller, W., Das „Meisterbuch" der Olmützer Studienbibliothek.
Zeitschrift des Österr. Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 127—130.

Omont, H., Peintures d'un évangeliaire syriaque du XIIe ou XIIIe siècle.
Monuments et mémoires publ. par l'Académie des inscriptions. T. 19. Fasc. 2. 1912. 12 S.

Orlandini, U., Manoscritti riguardanti la storia nobiliare italiana. Biblioteca di Rimini.
Rivista araldica. 1912. S. 628—629.

Patetta, Fed., L'esodo dall'Italia del Codex Utinensis e la sua rivendicabilità.
Atti della r. Accademia delle scienze di Torino. 14. 1912. S. 738—762.

Stübe, R., Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Schrift. VI. Die Bilderschriften. T. 2. Andeutende und darstellende Bilderschriften.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. S. 262—269 mit 18 Abbild.

Bibliophilie. Exlibris.

Pasini-Frassoni, F., Ex-libris dell' abate Don Giovanni Mini.
Rivista araldica. 1912. S. 621—627 mit 1 Abbild.

Bibliothekswesen.

Ahrens, W., Gustav Adolf Göpel, ein Sohn Rostocks. Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. (29. September 1812.) (Starb als Beamter der Königlichen Bibliothek zu Berlin.)
Rostocker Zeitung. 1912. Nr. 266 und 278 vom 29. September und 11. Oktober.

Arnold, R. F., Die Flugblätter-Sammlung der k. k. Hofbibliothek.
Zeitschrift des Öster. Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 152—154.

Boysen, K., Eine Zentralbibliothek der deutschen Druckschriften.
Korrespondenzblatt des Akademischen Schutzvereins. 6. 1912. S. 13—17.

Brown, J. D., A. British library itinerary. I.
Library World. 15. 1912/13. S. 99—150.

New York State education Building. The new home of the New York State Library.
Library Journal. 37. 1912. S. 563—564 mit 1 Abbild.

Union Catalogs and repertories. A. symposium. II.
Library Journal. 37. 1912. S. 539—547.

Dreyer, H., Volksbibliotheken in Italten.
Monatshefte der Comenius-Gesellschaft für Volks-Erziehung. 20. 1912. S. 84—86.

Eichler, F., Vorbildung des wissenschaftlichen Bibliothekars.
Zeitschrift des Österr. Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 130—138.

Fabietti, E., Per una biblioteca popolare musicale.
Coltura popolare. 2. 1912. S. 803—805.

Fraknói, W., Eine öffentliche Bibliothek in New York.
Ungarische Rundschau. 1. 1912. S. 800—810.

Hamlin, A. D. F., Avery Hall.
Columbia University Quarterly. 14. 1912. S. 398—401 mit 1 Taf.

Hicks, F. G, Newspaper libraries.
Educational Review. 1912. September. S. 174—190.

Jessen, P., Die Bibliothek des Kunstgewerbemuseums in Berlin, eine Lehrstätte für künstlerische Kultur.
Groß Berliner Kalender. 1913. S. 254—260.

Kent, H. W., Librarians' books.
Library Journal. 37. 1912. S. 550—556.

Lawrence, W. W., The George Rice Carpenter Memorial Library.
Columbia University Quaterly. 14. 1912. S. 402—406 mit 1 Taf.

Leslie, F. J., The Public Library's part in the life of a modern city.
Library Association Record. 14. 1912. S. 485—496.

Liebscher, A., Die Musikabteilung der Dresdner Königlichen Bibliothek.
Dresdner Anzeiger. 1912. Sonntagsbeilage S. 118 ff.

Mattern, J., Uniform cataloging rules as viewed by the thirteenth convention of German librarians. (The first convention of German, Austrian and Swis librarians.) *Library Journal.* 37. 1912. S. 556—562.

Mayer, F. A., Der mittlere Dienst.
Zeitschrift des Österr. Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 138—148.



Middlesbrough Public Library.
Library World. 15. 1912/13. S. 105—107 mit 1 Taf.

Mohrmann, E., Deutsche Bücherei.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 13577—13581.

Mžik, von, Zur Frage des Gesamtkataloges. Prinzipielle Bedenken.
Zeitschrift des Österr. Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 148—121.

Rije, T. van, Het Paasch-uitstapje der Library Assistants' Asscciation naar Parijs.
De Boekzaal. 6. 1912. S. 295—304.

Sayers, W. C. B., The card catalogue. (Schluß.)
Library World. 15. 1912/13. S. 107—110.

Schmidt, B., Reformen im Bibliothekswesen.
Korrespondenzblatt des Akademischen Schutzvereins. 6. 1912. S. 37—41.

Schwenke, Die Königliche Bibliothek.
Groß Berliner Kalender. 1913. S. 249—254.

Smit, D., De eerste berlijnsche Kinderleeszaal.
De Boekzaal. 6. 1912. S. 305—309.

Strohm, A., The efficiency of the library staff and scientific management.
Public Libraries. 17. 1912. S. 303—306.

Tyler, A. C., Library reading clubs for young people.
Library Journal. 37. 1912. S. 547—550.

Buchdruck und -Gewerbe.

Baer, L., Der Hausbuchmeister, Heinrich Mang und Hans Schnitzler von Armsheim.
Monatshefte für Kunstwissenschaft. 5. 1912. S. 447—455 mit 16 Abbild. auf 4 Taf.

Hellwig. W., Der Satz von Reklamekalendern. I.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. S. 275—281 mit 8 Abbild.

Schinnerer, Alte Geschäftsdrucksachen im Buchgewerbemuseum.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. S. 283—286 mit 6 Abbild.

Schuster, W., Alte berühmte Rintelner Druckwerke.
Hessenland. 26. 1912. S. 257—259.

De Witte, E., Comment il faut classer et cataloguer les filigranes.
Bulletin de l'Institut international de Bibliographie. 1912. Fasc. 1/3. 17 S., 5 Abbild.

Buchhandel.

Axon, W. E. A., The statistics of the printed literature of the world, and the need for on official record of British publications.
Library Association Record. 14. 1912. S. 509—512.

Jentzsch, R., Der deutsch-lateinische Büchermarkt nach den Leipziger Ostermeß-Katalogen von 1740, 1770 und 1800... (Besprechung von) Im.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 12511—12512. 12591—12593.

Knoblauch, W. von, Aus dem englischen Buchhandel. VI.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 12509—12510.

Thron, J., Aus dem belgischen Buchhandel. V.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 12450—12452.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Ebner, A., Bücherschutz in bezug auf Titel, Ausstattung und Einrichtung.
Korrespondenzblatt des Akademischen Schutzvereins. 6. 1912. S. 54—60. 66—68.

d'Ester, K., Aus der Preßgeschichte einer kleinen westdeutschen Residenz in guter alter Zeit. Nach handschriftlichen Quellen. (Neuwied.)
Westfälisches Magazin. N. F. 4. 1912/13. S. 41—44. (Wird fortges.)

Freiesleben, Presse und Urheberrecht.
Korrespondenzblatt des Akademischen Schutzvereins. 6. 1912. S. 45—60.

Zeitschriften-Verzeichnis der schweizerischen Bibliotheken. Catalogue des Périodiques reçus par les Bibliothèques suisses. 1911. 2. Auflage.
Publikationen der Vereinigung schweizerischer Bibloithekare. IV. 1912. VIII, 311 S.

Bibliographie.

Teder, H. R., The place of bibliography in education.
Library Association Record. 14. 1912. S. 497—508.

Literaturgeschichte. Allgemeines.

Aronstein, Ph., Die Hexen im Renaissancedrama. I.
Germanisch-romanische Monatsschrift. 4. 1912. S. 536—549.

Babillotte, A., Von elsässischer Gegenwartsliteratur.
Literarisches Echo. 15. 1912. Sp. 89—94.

Borak, F., Der Übermensch bei Byron, Slowacki, Ibsen und Nietzsche. (Forts.)
Xenien. 5. 1912. S. 583—590. (Wird fortges.)

Havemann. J., Die Bedeutung der Handlung in der erzählenden Dichtung.
Eckart. 7. 1912/13. S. 25—33.

Hermann, G., Der tote Naturalismus.
Literarisches Echo. 15. 1912. Sp. 21—29.

Jejunus, Die Grundlagen der Parsivaldichtung.
Preußische Jahrbücher. 1912. Oktober. S. 98—117.

Johner, M., Schwäbische Dialektdichtung in Marchtaler Schuldramen.
Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. N. F. 21. 1912. S. 269—314.

Küchler, W., Die Liebe in den antikisierenden französischen Romanen des Mittelalters.
Germanisch-romanische Monatsschrift. 4. 1912. S. 355—366.

Poek, W., Die See in der plattdeutschen Lyrik.
Grenzboten. 1912. Nr. 43. S. 173—182.

Polheim, K., Der Arme Heinrich.
Grenzboten. 1912. Nr. 42. S. 110—117.

Rosenhagen, G. Des Minnesangs Frühlings in neuer Bearbeitung.
Germanisch-romanische Monatsschrift. 4. 1912. S. 369—389.



Spiero, H., Motivwanderungen und Motivwandlungen im neueren deutschen Roman.
Germanisch-romanische Monatsschrift. 4. 1912. S. 305—321.

Witkowski, G., Die Rolle des Erzählers.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 42 vom 20. Oktober.

Wolf, E., An der Quelle der Faust-Dichtung.
Eckart. 7. 1912/13. S. 10—16.

Einzelne Schriftsteller.

Arnim: Klein, O., Bettina von Arnim in den Revolutionsjahren. Ein Schreiben.
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 263 vom 7. November

Barrett-Browning: Scheu-Rieß, H., Elisabeth Barrett-Browning.
Über den Wassern. 5. 1912. S. 721—723.

Brentano: Frank, E., Clemens Brentano der Verfasser der Nachtwachen von Bonaventura.
Germanisch-romanische Monatsschrift. 4. 1912. S. 417—440.

Byron: Fuess, C. M., Lord Byron as a satirist in verse.
Columbia University Studies in English und comparative Literature. Ser. 3. Vol. 10. 1912. XI, 228 S.

Cäsarius von Heisterbach: Ewers, L., Cäsarius von Heisterbach.
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 249 und 250 vom 22. und 23. Oktober.

Campe: Stammler, W., Ein ungedruckter Brief Joachim Heinrich Campes.
Braunschweigisches Magazin. 1912. S. 118—119.

Chaucer: Moore, S., The prologue to Chaucers „Legend of Good Women" in relation to Queen Anne und Richard.
Modern Language Review. 7, 1912. S. 488—493.

Chenier: Brandt, R., André Chenier. (Zu seinem 150. Geburtstage.)
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 255 vom 29. Oktober.

Conradi: Jacobs, M., Hermann Conradi.
Literarisches Echo. 14. 1912. Sp. 1622—1625.

Courteline: Schotthoefer F., Courteline.
Literarisches Echo. 15. 1912. Sp. 86—89.

Dreyer: Meyer, O., Max Dreyer.
Grenzboten. 1912. Nr. 41. S. 86—92.

Ebner-Eschenbach: Ille-Beeg, M., Eduard Ille und Marie von Ebner-Eschenbach. Die Geschichte einer Freundschaft.
Süddeutsche Monatshefte. 1912. November. S. 204—217.

Eichendorff: Kekule von Stradonitz, St, Über Abstammung und Herkunft Joseph von Eichendorffs.
Deutsche Revue. 1912. November. S. 174—183.

Ernst: Rath, W., Otto Ernst. Zu seinem 50. Geburtstag.
Eckart. 7. 1912/13. S. 34—41.

Euripides: Steiger, H., Euripides, seine Dichtung und seine Persönlichkeit.
Das Erbe der Alten. 5. 1912. 124. S.

Fontane: Dresch, J., L'Opinion de Théodore Fontane sur la France de 1870 et la question d'Alsace.
Revue bleue. 1912. Oktober 19. S. 496—498.

Freytag: Helmolt, H. F., Gustav Freytags Briefe an Albrecht von Stosch.
Deutsche Revue. 1912. November. S. 132—156. (Wird fortges.)

Ganzhorn: Souchay, M. A., Wilhelm Ganzhorn „Der Oberamtsrichter von Neckarsulm".
Scheffel-Kalender auf d. J. 1913. S. 106—158 mit 10 Abbild.

Gellert: Stammler, W., Gellert-Briefe in der Bibliotheca Ponickauiana zu Halle.
Thüringisch-sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst. 2. 1912. S. 247—263.

Gilm: Necker, M., Hermann von Gilm. (1812 — 1. November — 1912.) Ein Charakterbild.
Österreichische Rundschau. 1912. November 1. S. 192—201.

Goethe: Hertz, W., Machen und Entstehen. Zur Naturphilosophie im „Faust".
Stunden mit Goethe. 9. 1912/13. S. 37—62.

—: Lyncker, L. v., Goethes Aufnahme in Weimar. Erinnerungen.
Stunden mit Goethe. 9. 1912/13, S. 23—36.

—: Metz, Ein französisches Goethewerk.
Preußische Jahrbücher. 1912. Oktober. S. 68—82.

—: Witkowski, G., Goetheschriften. 1. 2.
Literarisches Echo. 14. 1912. Sp. 1556—1570. 1633—1643.

Grimm: Spender, St., Grimm's fairy tales.
Contemporary Review. 1912. November. S. 673—679.

Handel-Mazetti: Fischer J., Enrica von Handel-Mazetti. Referat.
Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn. 7. 1912. H. 5. S. 99—126.

Hauff: Kleist, R. von, Wilhelm Hauff. Ein Dichterleben. *Über den Wassern.* 5. 1912. S. 706—712.

Hauptmann: Heimann, M., Ein Dichter — ein Seher. Gerhart Hauptmann zu Ehren.
Neue Rundschau. 1912. November. S. 1489—1498.

Hebbel: Neues von Friedrich Hebbel. Von K. W.
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 252 vom 25. Oktober.

—: Unger, R., Neuere Hebbelforschung I. II.
Literarisches Echo. 15. 1912. Sp. 41—45 mit 1 Portr., Sp. 100—110.

Heine: Korn, A., Ein Besuch bei Heines Schwester Charlotte Embden.
Heine-Kalender. 1913. S. 78—87.

—: Langeheinecke, E., Neue Heineliteratur.
Heine-Kalender. 1913. S. 94—122.

—: Lundström, E., Heine-Reliquien.
Heine-Kalender. 1913. S. 88—94.

Hoffmann: Heilborn, E., E. T. A. Hoffmanns Persönlichkeit. *Literarisches Echo.* 15. 1912. Sp. 15—21.

Jacobowski: Heine, A., Ludwig Jacobowski.
Literarisches Echo. 15. 1912. Sp. 149—153.

Jean Paul: Berend, E., Jean Paul in Kassel.
Hessenland. 1912. Nr. 11. S. 161—163. 198—200.



Kalewala: Buber, M., Kalewala: das finnische Epos. *Literarisches Echo.* 14. 1912. Sp. 1611—1622.

Keler: Neue Briefe von Gottfried Keller. *Tägliche Rundschau.* 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 262 vom 6. November.

Kernstock: Wastian, F., Ottokar Kernstocks altdeutsche Dichtungen. *Scheffel-Kalender* auf d. J. 1913. S. 70—87 mit 1 Porträt.

Moredith: Ellis. S. M., George Merediths Childhood. *Fortnightly Review.* 1912. November. S. 861—868.

—: Gretton, St., Letters of George Meredith. *Contemporary Review.* 1912. November. S. 643—650.

Meyer: Bertram, E., Conrad Ferdinand Meyers Briefe. Referat. *Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft.* Jg. 7. H. 3. (1912.) S. 63—79.

—: Rodenberg, J., Erinnerungsblätter. Conrad Ferdinand Meyer. Ein Fragment aus dem Nachlaß seiner Schwester Betsy. *Literarisches Echo.* 15. 1912. Sp. 1—15.

Minor: Bettelheim, A., Jakob Minor. *Österreichische Rundschau.* 33. 1912. S. 123—125.

Mörike: Eggert Windegg, W., Ein unbekanntes Jugendgedicht Eduard Mörikes. *Westermanns Monatshefte.* 1912. November. S. 384—386 mit 1 Porträt.

—: Güntter, O., Eduard Mörike und Bernhard Gugler. *Schwäbischer Schillerverein. Rechenschaftsbericht.* 16. 1911/12. S. 54—104 mit 2 Abbild.

—: Richter, W., Mörikes Jugendgedicht „Die Liebe zum Vaterlande". *Schwäbischer Schillerverein. Rechenschaftsbericht.* 16. 1912/12. S. 46—53 mit 2 Faksim.

—: Steig, R., Mörikes Verehrung im Grimmschen Kreise. *Schwäbischer Schillerverein. Rechenschaftsbericht.* 16. 1911/12. S. 35—45.

Nabl: Schumann, W., Franz Nabl, ein neuer österreichischer Dichter. *Kunstwart.* 26. 1912. Nr. 3. S. 168—172.

Nietzsche: Meyer, R. M., Nietzsche und seine Freunde. *Vossische Zeitung.* 1912. Sonntagsbeilage Nr. 42 vom 20. Oktober.

Paquet: Eloesser, A., Alfons Paquet. *Literarisches Echo.* 15. 1912. Sp. 29—37 mit 1 Porträt.

Petöfi: Heinrich, G., Petöfi bei den Serben. *Ungarische Rundschau.* 1. 1912. S. 922—923.

—: Kohut, A., Petöfi im Urteil namhafter deutscher Schriftsteller. *Ungarische Rundschau.* 1. 1912. S. 861—874.

Pichler: Schönherr, K., Meine erste Begegnung mit dem Dichter Adolf Pichler. *Scheffel-Kalender* auf d. J. 1913. S. 33—36.

Poe: Campbell, K., The Poe Canon. *Publications of the Modern Language Association of America.* 27. 1912. S. 325—353.

Richardson: Ward, H. G, Richardsons character of Lovelace. *Modern Language Review.* 7. 1912. S. 494—498.

Scheffel: Hammer, W. A., Scheffel als Maler. *Scheffel-Kalender* auf d. J. 1913. S. 91—93 mit 1 Abbild.

—: Proelß, J., Aus Scheffels Schaffenszeit. Aus bisher ungedruckten Briefen des Dichters ... *Scheffel-Kalender* auf d. J. 1913, S. 39—67 mit 2 Porträts.

Schiller: Flaischlen, C., Von Schiller und von uns. *Eckart.* 7. 1912/13. S. 1—10.

Schüler: Schüler, G., Was wir meine Jugend mitgeben konnte. *Eckart.* 7. 1912/13. S. 16—25.

Scott: Plarr, V. G., Sir Walter Scott und Joanna Baillie. *Edinburgh Review.* 1912. Oktober. S. 355—371. (Wird fortges.)

Shakespeare: Hanford, J. H., Suicide in the plays of Shakespeare. *Publications of the Modern Language Association of America.* 27. 1912. S. 380—397.

—: Heinlein, St., Die erste ungarische Shakespeare-Übersetzung. *Ungarische Rundschau.* 1. 1912. S. 924—928.

Spielhagen: Morrisse, A., Friedrich Spielhagen I. *Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn.* 7. 1912. H. 6. S. 127—150.

Strindberg: Hansson, O., Erinnerungen an August Strindberg. *Neue Rundschau.* 1912. November. S. 1536—1551. (Wird fortges.)

—: Melin, N. Auguste Strindberg. *Revue de Paris.* 1912. Oktober 15. S. 850—866.

Thoreau: Lessing, O. E., Henry David Thoreau. *Literarisches Echo.* 14. 1912. Sp. 1544—1547 mit 1 Porträt.

Uhland: Haußmann, C., Uhlands geistige Persönlichkeit. *März.* 1912. November 9. S. 215—218.

—: Schnurre, Th., Ludwig Uhland. Ein schlichtes Gedenkwort. *Der Türmer.* 1912. November. S. 268—270.

—: Stamper, G., Ludwig Uhland als Politiker. Ein Gedenkblatt zu seinem fünfzigsten Todestage. (13. November.) *Der Zeitgeist.* Beiblatt zum Berliner Tageblatt. Nr. 45 vom 4. November.

—: Walzel, O. F., Zur Uhland-Kenntnis. *Literarisches Echo.* 15. 1912. Sp. 163—166.

Verbrugghen: André, P., Florent Verbrugghen, auteur dramatique. *Revue de Belgique.* 1912. November 1. S. 991—999. (Wird fortges.)

Weber: Speyer, M., Fr. W. Weber und die Romantik. (Schluß. *Über den Wassern.* 5. 1912. S. 689—694.

Wieland: Springer E., Die Beziehungen des Dichters Ch. Martin Wieland zu Biberach während seiner Studienzeit (1747—1754). *Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte.* N. F. 21. 1912. S. 230—241.



Von den Auktionen.

Bei der Auktion der Bibliothek des Herrn *Kurt Wolff* in Leipzig durch *Joseph Baer & Co.* in *Frankfurt a. M.* wurden u. a. folgende Preise erzielt: Nr. 81. *Goethe*, Hermann und Dorothea, 1814, mit Widmung an Dorothea Cramer, 555 M. Nr. 92. *Goethe*, Von Deutscher Baukunst, 1773, ganz unbeschnittenes broschiertes Exemplar, 1750 M. Nr. 93. *Goethe*, Brief des Pastors 1773, broschiert, unbeschnitten, 410 M. Nr. 179. *Goethe*, Epigramme, Venedig 1790 (Berlin 1796), unbeschnittenes Exemplar, 1110 M. Nr. 276. *Goethe*, Dankgedicht „Sah gemalt in Gold und Rahmen", mit Widmung *Goethes* an den Mineralogen Karl Caesar von Leonhard, 225 M. Nr. 283. *Goethe*, H. P. Schlossers Poematia (mit einem Gedicht von Goethe), 1775, 460 M. Nr. 786. *F. M. Klinger*, Otto, ein Trauerspiel, 1775, angebunden Das leidende Weib, ein Trauerspiel, 1775, M. 125. Nr. 889. Sammlung von Handzeichnungen, Gouachen, Silhouetten und Kupferstichen aus *Lavaters* Besitz, einzeln versteigert, ergab die Summe von zirka 750 M. Nr. 1663. *Iris* (herausgegeben v. J. G. Jacobi, 1774—1776, bis auf eine Musikbeilage komplette Serie dieser seltenen Zeitschrift im Originaldruck), 130 M.

Neu erschienene und angekündigte Bücher.

Almanache, Kalender, Jahrbücher für 1913. *I.* Bei dem Worte Almanach denkt der Literaturfreund und Bibliophile zuerst an den Musenalmanach, dieses Kleinod, dem wir auch nichts annähernd Gleichwertiges an die Seite zu stellen haben. Kalender können vornehmlich für den Gebrauch bestimmte Notiz- oder Abreiß-Kalender sein oder literarische, alljährlich erscheinende Veröffentlichungen, die an weiteste Kreise gerichtet sein sollen. Jahrbücher, der jüngste und demgemäß am stärksten verwässerte Begriff, weisen meist einen etwas akademischen Ton auf, dienen für Veröffentlichungen von fachlichen Arbeiten oder solchen aus bestimmt abgegrenzten Gebieten. Die Begriffe haben sich mit der Zeit leider sehr verschoben und werden in unserer, auch in solchen Sachen reichlich oberflächlich ungenauen Zeit dauernd verwechselt und vermengt. Im Nachfolgenden von den bisherigen Eingängen ein paar Typen neuester Art. Von den *Almanachen* stellt heute den reinsten und vornehmsten Typus der von *Velhagen & Klasing* (Bielefeld, 1913. 4 M. geb.) dar, der in seiner ganzen Aufmachung den Charakter des Salons von heute trägt, also ziemlich wenig eigentlichen Charakter. Es sind eine Anzahl durchweg ein gewisses gutes, aber eben durchnittliches Niveau wahrende Aufsätze und literarische Beiträge zu einem Ganzen vereinigt, das aber ebensogut auch mitten im Jahre erscheinen könnte und ebensogut in den ganz den gleichen Familiencharakter tragenden Monatsheften desselben Verlags. Dieser Almanach ist also im Grunde keine literarische Notwendigkeit, sondern eine geschäftliche Spekulation vornehmer Art, die durch eine glänzende Ausstattung, wie wir sie von dem Verlage kennen, die beste Stütze erhält. Mit dem alten Almanach, der eine Veröffentlichung von seltenem Eigenwert darstellt, hat dieser neuzeitliche Typus nichts zu tun. Dieser alte Typus ist uns verloren gegangen. Als eine fälschliche Verwendung dieses Begriffes muß ich die an sich ausgezeichnete Veröffentlichung bezeichnen, die zum ersten Male unter dem Namen *„Almanach für die musikalische Welt"* erscheint. (Berlin, *Herbert S. Loesdau* 1912/13. In Leinen gebunden 3.50 M.). Der Herausgeber, der ausgezeichnete Musikschriftsteller *Dr. Leopold Schmidt*, unternimmt einen ziemlich verunglückten Rechtfertigungsversuch für diese Titelanmaßung. Es ist ein sehr gut gearbeitetes und ebenso anständig ausgestattetes Handbuch für die musikalische Welt und unterscheidet sich dadurch sehr vorteilhaft von zahlreichen anderen Handbüchern niedrigerer Art, die in erster Linie Inseratenunternehmungen sind. Dieser „Almanach" bringt eine Reihe sehr guter Originalbeiträge; aber auch hier fehlt der absolute Eigenwert, der, wie gleich vorausgenommen werden soll, heute nur in den Jahrbüchern zu finden ist. Wie interessant wäre es in einem alljährlich in dieser Form zu veröffentlichenden wirklichen Almanach Zeit- und Streitfragen des musikalischen Lebens zusammen mit Jahresrückblicken über die Ergebnisse der Saison an Neuem und an Fortschritten sowie mit Originalarbeiten aus dem Gebiete der Musikgeschichte zu vereinigen!

Daneben stehen nun die *Verlagsalmanache*, die aus Gesamtkatalogen entstanden, zu alljährlichen Rundschauen und Probensammlungen der einzelnen Verlage geworden sind, und ihren Namen mit Recht tragen. An der Spitze steht hier der *Inselalmanach*, der seit zwei Jahren besonders gut und eine Art idealer Verlagskatalog ist. Die Proben sind vorzüglich gewählt und die Reproduktionen lassen keinen Wunsch mehr offen. Eine Stufe darunter, aber immer noch unter den ersten, steht dann der *Xenienalmanach*, der in seinem inhaltlichen und buchtechnischen Niveau die hohe Stufe des Inselverlags noch nicht erreicht hat, aber auch auf steigender Linie sich bewegt. Im ganzen möchte man dem Xenienverlag etwas strengere Wahl und reicheres Sieben unter seinen Einläufen wünschen, wodurch das Gesamtniveau sofort bedeutend steigen könnte.

Das von *S. Fischer*-Berlin in den Handel gebrachte Buch *„Das 26. Jahr"* verdankt seine Existenz dem großen Erfolg des Jubiläumsbuches, das der berühmte Verlag anläßlich seines 25jährigen Bestehens im vorigen Jahre herausgab und das in der Tat eine bedeutungsvolle Publikation des deutschen Buchhandels war. Dieser spezielle Anlaß fällt nun fort und wir haben somit genau dasselbe, was die eben genannten Almanache der beiden Leipziger Verleger auch darstellen: einen an sich keinen absoluten Eigenwert, aber relativen Wert besitzenden illustrierten, und mit reichlichen Kostproben versehenen Verlags-Jahresbericht vornehmster Ausstattung. Die beiden Leipziger sind für je 0.50 M., der von S. Fischer für 1.— M. erhältlich, im Verhältnisse zu dem Gebotenen sehr niedrige Preise. Im ganzen



kann diese Entwicklung des gut ausgestatteten Verlagsberichts, die für den Inselverlag schon von 1908 an datiert, nur mit Anerkennung und Freude über die gemachten Fortschritte begrüßt werden.

Von den bestimmten Persönlichkeiten gewidmeten Kalendern liegt uns bisher nur der *Heinekalender* vor, der im *Xenienverlag* zu *Leipzig* erschien, und zum vierten Male vorwiegend den Dichter selbst zum Worte kommen läßt. Interessant ist ein von Ernst Langheinecke beigesteuerter Aufsatz „Neue Heineliteratur", sowie die Umschau, die von Heinefunden berichtet. Ob auf die Dauer solche in Kalenderform dargebotenen Exzerpte aus den ja gesammelt und in Auswahlbänden zugänglichen Werken einer Persönlichkeit wie Heine Aussicht auf Bestand und innere Berechtigung haben, scheint mir zweifelhaft. Dagegen ist dies der Fall bei einer so eigenwertigen Publikation, wie sie der unter dem Titel *„Von schwäbischer Scholle"* erschienene Kalender für schwäbische Literatur darstellt. (*Heilbronn*, *Eugen Salzer.* 1.50 M.). Da sind wertvolle neue Arbeiten der besten schwäbischen Erzähler mit Gedichten vereinigt, denen sich eine Anzahl guter Aufsätze anschließen, die schwäbischen Persönlichkeiten oder beispielsweise der schwäbischen Musikgeschichte gewidmet sind. Eine reichhaltige Rundschau berichtet über das gesamte geistige Leben dieses Landes und gute Kunstbeilagen schmücken diesen Kalender. Ganz auf den Buchschmuck gestellt und den vollen Charakter des künstlerisch wertvollen Notizkalenders tragend ist der *„Berliner Kalender"*, eine altberühmte Jahrespublikation, die der Verein für die Geschichte Berlins herausgibt. Diesmal steht er natürlich unter dem Zeichen der Befreiungskriege, aus denen *Richard Knötel* kräftige, aber im Wert sehr ungleichmäßige Zeichnungen geliefert hat. Wertvoll und gut ist der im Anhang untergebrachte literarische Teil, der nun wirklich einmal Eigenwert besitzt, wie überhaupt der ganze Kalender als mustergültig für seine Art angesehen werden kann.

Auch des *Abreißkalenders* hat sich der ernsthafte Verlagsbuchhandel bemächtigt. Das Beste ist einstweilen der an sich noch nicht die absolute Vollkommenheit darstellende *Museumkalender*, den *Julius Bard* in *Berlin* herausgibt (3 M.). Er bietet 56 bunte und 313 einfarbige Abbildungen hervorragender Museumsbilder in einstweilen noch sehr verschiedenwertigen Reproduktionen. Doch dürften die gerade in letzter Zeit verbesserten Verfahren hier mit der Zeit Abhilfe schaffen. Die Buntbilder sind durchnittlich nicht so gut gelungen wie die einfarbigen. Wenn schon einmal Farbe geboten werden soll, muß sie sehr gut sein und absolut treu, auch in Nuancen, sonst verfehlt sie vollkommen ihren Zweck. *Franz E. Willmann.*

Leo Balet, Schwäbische Glasmalerei. Deutsche Verlagsanstalt, 1912. Gebunden 36 M.

Die Staatssammlung vaterländischer Altertümer folgt dem Beispiel anderer gleichartiger Museen, indem sie illustrierte Fachkataloge über die von ihr vereinigten Schätze der Kunst und des Kunstgewerbes herausgibt. Dem ersten Band dieser Katalogreihe, der das Ludwigsburger Porzellan behandelte, schließt sich jetzt ein neuer, der *schwäbischen Glasmalerei* gewidmet, an. Zum Verfasser hat er, wie sein Vorgänger, den Kunsthistoriker Leo Balet, der in mehrjähriger Arbeit, außer dem in der Sammlung selbst erhaltenen Material, die gesamte Produktion der alten schwäbischen Glasmaler erforscht und damit ein Gebiet erschlossen hat, das, trotz mancher verdienstlichen Einzelforschungen, bisher für die Kunstgeschichte noch unbekanntes Land war. Die Ergebnisse sind ziemlich reiche. Mit der monumentalen Glasmalerei des Klosters Alpirsbach (XII. Jahrhundert) beginnend, führt uns der Verfasser bald in das XIV. und XV. Jahrhundert, wo die Entwicklung eine reichverzweigte wird. Zuerst erscheint eine oberschwäbische Schule mit dem Zisterzienserkloster Salem als Zentrum, das sich später nach Ravensburg verschiebt. Es ist bemerkenswert, wie durch die unermüdliche Forschung der letzten Jahre die seeschwäbische Kunst in wachsendem Glanze aufzuleuchten beginnt! Im vorgeschrittenen XV. Jahrhundert übernimmt dann Ulm die Führung. Neben der oberschwäbischen besteht noch eine französisch beeinflußte Schule, deren Sitz Eßlingen ist und die sich später in eine schwäbisch-fränkische Richtung auflöst. Aus der Ulmer Schule ragt *Hans Wild* hervor. In dessen Nähe sind offenbar auch jene Reihe von Scheiben zu setzen, die dem *Hausbuchmeister* zugeschrieben werden. Ob und wie weit dieser Anteil an den Vorzeichnungen hat, dürfte bis jetzt noch fraglich scheinen. Ungleich zuverlässiger sind die Zuweisungen der Heiligkreuztaler Fenster an den *Meister von Meßkirch.* Auch sonst konnte das Werk dieses frischen kräftigen Renaissancemeisters um einige Stücke bereichert werden. Interessant sind auch einige Nachweise des Einflusses von Holzschnitten Dürers und Burgkmairs und noch mehr jenes der Biblia pauperum auf die Glasmalerei. In der Barockzeit tritt eine Stuttgarter Glasmalerfamilie Maurer (ob zu den bekannten Züricher Glasmalern Murer verwandt?) bemerkenswert auf. In jener Zeit geriet die schwäbische Glasmalerei, ihre eigene Kraft langsam verlierend, unter den Einfluß der Schweiz. Ihre große Epoche war vorbei.

Von großem Wert für die Qualität des Werkes sind die Abbildungen, die wohl das Vollkommenste bedeuten, was bisher in der sehr schwierigen Wiedergabe der Glasfarbentechnik geleistet wurde. Das gilt besonders von den farbigen Blättern, die von einer hinter der Farbfläche liegenden Lichtquelle erhellt und durchglüht erscheinen, so daß die Transparenz der Glasmalerei täuschend erreicht ist. M. E.

Theo Malade, Herrn Bredenfelds Erde. Roman. *Egon Fleischel & Co., Berlin*, 1912 (5 M.).

In behaglicher Breite bietet uns Theo Malade ein „Stück deutschen Lebens" dar, wie er als Untertitel angibt. So haben wir also keine scharfsinnigen Theorien zu erwarten, kein Problemroman zwingt uns zu nachschaffender Arbeit, keine kunstvolle Komposition erfreut den Ästheten. Aber zweierlei entschädigt dafür, die epische Kleinmalerei des Lebens im pommerschen



Land und das Schollengefühl, wie man es gern bezeichnet, aus dem heraus dieses Buch entstand. Denn es ist mit Liebe geschrieben, und ruht fest und sicher auf trefflicher Kenntnis von Land und Leuten. Sein Thema ist die wirtschaftliche Lage der Großgrundbesitzer in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Es ist die Zeit, in der die Industrialisierung Deutschlands durchdrang und mit dem anhängenden Komplex wirtschaftlicher und sozialer Ideen ihren Weg bis in die äußersten Marken nahm. An den Schicksalen des Herrn Bredenfeld, einer aufrechten Natur, die am Arbeiten und Kämpfen Freude findet, wird diese schwere Übergangszeit im Bilde vorgeführt, aber durchzogen von all den menschlichen Leiden und Kümmernissen des einzelnen und derer, die zu ihm gehören. Es sind alles Menschen von starkem, frischem Leben, die diese Zeit verkörpern helfen, keine Schemen, die bloße Träger von Ideen sind. Bei all dem Fortschritt, den die veränderte Lage damals erzwang und von dem der Roman zeugt, liegt aber doch ein konservativer Geist über dem Ganzen. -h.

Alfred W. Pollard, Fine Books. With 40 Plates. (*London, Methuen & Co. Ltd.*)

In der „*Connaisseurs Library*" hat der ausgezeichnete Bibliothekar des British Museums A. W. Pollard diese neueste, hauptsächlich für Sammler bestimmte Übersicht der künstlerischen Entwicklung des Buches geliefert. Zur ersten Einführung in das weite Gebiet mag sie geeignet erscheinen; den Erfahreneren stört eine gewisse Ungleichheit der Behandlung. Spezialfragen der Inkunabelnforschung werden mit allzu großer Breite behandelt, und der Anteil Englands, das doch auf diesem Gebiete höchstens für die Erneuerung des Holzschnitts die Führung hatte, tritt ungebührlich hervor. Ein Mangel der Disposition zeigt sich auch darin, daß Pollard gezwungen ist, die neuesten Stadien seit dem letzten Viertel des XVIII. Jahrhunderts in atemloser Hast zu durcheilen. So bleibt ihm überhaupt keine Zeit, außer Morris und seinen englischen Nachfolgern andere hervorragende Drucker der Gegenwart zu nennen und etwas über die großen Wandlungen der Buchkunst der jüngsten Jahrzehnte zu sagen. Scheint so das Werk dem Zwecke der Sammlung, in der es erschien, nicht voll zu entsprechen, so kann es andrerseits als eine kundige Übersicht der dunklen Anfänge der schwarzen Kunst empfohlen werden. Die gut ausgewählten und schön wiedergegebenen Illustrationen erhöhen den Reiz und den belehrenden Wert. Unerfindlich ist es uns, weshalb der als Titelbild gewählte Stich aus der Pariser Ausgabe der „Metamorphosen" von 1767 in Tondruck wiedergegeben wurde. Die kleine Bibliographie am Schlusse erscheint allzusehr auf den englischen Horizont visiert. G. W.

Dictionnaire des Artistes et Ouvriers d'Art de la Franche-Comté von Abbé *Paul Brune*. Paris, Bibliothèque d'art et d'archéologie, 1912.

Der stattliche Büttenband ist der Erstling einer großen Serie, als deren Herausgeber André Girodie zeichnet, und die den Zweck verfolgt, ein Verzeichnis sämtlicher französischen Maler, Bildhauer, Architekten, Miniaturisten, Graphiker, Glasmaler, Goldschmiede, Uhrmacher usw., letztere natürlich nur, so weit sie künstlerisch in Betracht kommen, nach Provinzen geordnet zu geben. Es ist eine neue Idee Provinziallexika in derartig großem Maßstabe anzulegen, eine Idee, die wohl verdiente auch in anderen Ländern weitergeführt zu werden. Der vorliegende erste Band des trefflichen Unternehmens macht einen ausgezeichneten Eindruck. Ein gut geschriebenes Vorwort führt in die allgemeine künstlerische Entwicklung, wie sie sich in der Franche-Comté, insbesondere in Bésancon vollzog, ein. Die Bibliographie zeigt, wie fleißig der Verfasser die internationale Literatur benutzte. Bei den einzelnen Künstlernamen ist überall die wichtigste Literatur auf das sorgfältigste zusammengestellt. Sehr begrüßen muß man es, daß dem Kunstgewerbe so eingehende Behandlung zuteil wurde. Die mittelalterliche Forschung, die nicht selten mit den in den Archiven verkapselten brodeurs, armuriers, emailleurs, menuisiers, orfèvres, enlumineurs mühevolle Arbeit hat, findet in dem „Dictionnaire" die reichsten Hilfsquellen. Das Werk umfaßt auch außer den in der Franche-Comté geborenen Künstlern alle jene, die jemals dort tätig waren. So weit sich nach Stichproben urteilen läßt, ist die umfangreiche Arbeit eine sehr gründliche und zuverlässige. Man darf mit Spannung dem Erscheinen der weiteren Bände entgegensehen.

M. E.

Ove C. L. Vangenstein, A. Fonahn, H. Hopstock, Leonardo da Vinci. Quaderni d'Anatomia. II. Ventiquattro fogli della Royal Library di Windsor: cuore: Anatomia e fisiologia .... Con traduzione inglese e tedesca. Christianina. Casa editrice Jacob Dybwad. 1912.

Über Erwarten schnell haben die drei bewährten Herausgeber den zweiten Band erscheinen lassen, und die Bewunderung, was erstens: Ausstattung des Werkes anlangt, und zweitens: sorgsamste Herausgabe und Übersetzung der sonst für Uneingeweihte so schwierig lesbarem Manuskripte, sichern dieser *Christiana-Ausgabe*, wie sie jüngst *Boruttau* genannt hat, einen dauernden Ehrenplatz nicht nur in der Geschichte der Medizin, sondern auch im Kreise der bibliophilen Welt. Der Preis ist kein hoher für den Band (90 M.) zu nennen. und die 248 numerierten Exemplare dürften in Bälde vergriffen sein.

Der Inhalt dieses Bandes bringt multum et multa. — *Leonardo* tritt zum Beispiel für Zeichnen der körperlichen Verhältnisse, anstatt der Beschreibung durch Worte ein, die jedenfalls sich auf mögliche Kürze beschränken müsse. Er spricht unter anderem von den Muskeln des Halses, des Rumpfes und gibt einen Diskurs über Nerven, Muskeln, Sehnen, Panniculi, Ligamente und Knochen, unterzieht das Zwerchfell und die Bauchwand in ihren Wechselbeziehungen einer genauen Betrachtung, stellt unter anderem einige Betrachtungen über den Flug der Vögel, sowie über die Malerei an, behandelt Licht und Schatten, und führt in der Zeichnung ein tragbares Schwitzbad vor. Mit

besonderer Verehrung gedenkt Leonardo der mathematischen Wissenschaften und verachtet diejenigen, die den Dingen nicht auf den Grund gehen.

Eine eingehende Würdigung erfährt die Lehre von der Physiologie der Atmungsorgane. Den Schwerpunkt bildet aber die *Anatomie und Physiologie des Herzens*, die er von allen Gesichtspunkten aus zu erfassen sucht; insbesondere ist ihm der Klappenapparat am Herzen, den er meisterhaft zeichnerisch wiedergibt, sehr vertraut.

Boruttau („Archiv für Geschichte der Medizin", Band 6 [1912], Seite 244) ist mit Recht der Ansicht, daß Leonardo die Kreislaufbewegung des Blutes erkannt haben müßte, wenn er über chirurgische Erfahrungen am Menschen verfügt oder Versuche am lebenden Tiere angestellt hätte oder endlich ihm ein Mikroskop bereits zur Verfügung gestanden und ihm den Kapillarkreislauf gezeigt hätte. Was hindernd auf *Leonardo* und auch später auch noch auf *Vesal* eingewirkt hat, waren besonders die herrschenden Autoritäten seiner Zeit, sowie der mächtig noch fortlebende Einfluß eines *Aristoteles* und *Galenos*! So war es erst *Harvey*, 1616 vorbehalten, durch das Experiment am Tier den Kreislauf des Blutes zu entdecken, und *Malpighi*, diese Entdeckung durch die des kapillaren Blutstromes zu vollenden!

Aber erst jetzt wird es möglich werden, in die Lebensarbeit eines *Leonardo* allmählich einen tieferen Einblick zu erhalten, und das verdanken wir dem trefflichen Collegium medicum — philologicum.

Dr. med. Erich Ebstein.

Emil Verhaeren, Rembrandt. Übertragung von Stefan Zweig. *Insel-Verlag, Leipzig* 1912. In Halbleinen 3 M.; in Ganzleder 8 M.

„Rembrandt hätte wo immer geboren werden können, und zu jeder Zeit wäre seine Kunst die gleiche gewesen. Er hätte vielleicht keine Nachtwache gemalt, vielleicht würde man in seinem Werke weniger Bürgermeistern und Schöffen begegnen. Aber das Wesentliche wäre immer gleich geblieben. Immer hätte er sich selbst mit dieser bewundernden und knabenhaften Eigenliebe gemalt, immer wieder mit vielfachen Formen die Züge der Seinen wiedergegeben, er hätte immer und überall aus der pathetischen Welt der Legenden und der heiligen Bücher die Tränen und die Schönheit des Schmerzes zu erneuern versucht." Diese dem ersten Kapitel des Buches entnommenen Worte Verhaerens sind kennzeichnend für seine Einschätzung seines Landsmannes Rembrandt. Es ist zweifellos von besonderem Interesse, hier ausführlich einen Flamen und als Künstler selbst hochstehenden Dichter über den Maler reden zu hören an Stelle eines Kunsthistorikers, mit denen die Künstler immer, so auch hier, nicht auf dem besten Fuße zu stehen pflegen. Verhaeren wendet sich sehr scharf gegen die Tainesche Theorie über die Rasse und protestiert heftig gegen die Art, wie sich die Kritik über Rembrandt hergemacht hat. Verhaeren gehört nun freilich zu seinen uneingeschränkten Bewunderern auf Kosten der Pieter de Hooch und van Ostade; aber ich muß hier Wilhelm von Scholz beipflichten, der auch mehr von dem Dichter erwartet hätte; mehr als das Gebotene, das auch jeder Nichtdichter hätte schreiben können. Ich kann den Eindruck nicht verwinden, daß Herbert Eulenberg in seinem dem ersten Bande angehörenden Schattenbild von Rembrandt ungleich mehr Persönliches und Eigenartig-Konzises gibt als Verhaeren in seinem ziemlich umfänglichen Buche. Ein Abschnitt wie der über Rembrandts Charakter ist reichlich dürftig nach seinem Gehalt ausgefallen, man vermißt hier besonders stark die Entwicklung des Charakters aus dem Lebenswerk. Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich zu nennen. Wundervoll klarer Druck auf schönem festen Papier. Dazu als wertvollste Beigabe 80 von Karl Scheffler ausgewählte ganzseitige Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen Rembrandts, alle in prachtvoller Ausführung. Scheffler hat selbst als weitere schätzenswerte Zugabe hierzu ein erläuterndes Bilderverzeichnis verfaßt, und die Quellen angegeben, aus denen er seine tatsächlichen Angaben über die Bilder bezog. Der Übersetzung kann nachgerühmt werden, daß sie gut lesbar ist und sich der Verdeutschung der poetischen Werke Verhaerens, die dreibändig 1910 im Insel-Verlag erschien, würdig anreiht. Uns liegt die Ausgabe in Halbleinen vor, die sich dem Preise angemessen einfach, aber vornehm gibt.

Franz E. Willmann.

Katalog einer *Ridinger-Sammlung*. Bearbeitet von Dr. *Ign. Schwarz*. Als Manuskript gedruckt. Wien 1910. Zwei Bände.

Sammlereifer und -glück haben dem Wiener Kunstfreunde *Rudolf von Gutmann* in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einer Ridinger-Sammlung verholfen, die, was Vollständigkeit und Schönheit anbetrifft, sicher nicht ihresgleichen hat. Zählt sie doch nach dem hier verzeichneten Bestande 1606 Blätter. Sie enthält so nicht nur mit verschwindenden Ausnahmen alles, was Thienemann in seinem 1856 erschienenen Ridinger-Werk verzeichnet und mit Stillfried nachgetragen hat, sondern darüber hinaus noch sieben unbeschriebene Kupferstiche und 126 unbeschriebene Schabkunstblätter. Dem Werte der Sammlung entspricht die Ausstattung und die wissenschaftliche Bearbeitung des Katalogs, den eine Fülle vortrefflicher Reproduktionen zieren. Der Verfasser hat sein besonderes Augenmerk darauf gerichtet, die Willkürlichkeiten in den Titelangaben Thienemanns zu berichtigen, so daß eigentlich jetzt erst die genaue Identifizierung einer Anzahl von Blättern möglich wird. Der zweite der beiden stattlichen Bände verzeichnet nur die bei Thienemann und Stillfried fehlenden Blätter und bereichert dadurch die Kenntnis des Künstlers ungemein. Am Schlusse stehen noch zwölf Handzeichnungen und die großen Register, „das Auge des Polyphem": zunächst die Anfänge aller Bildtexte, dann die Künstler- und die Verlegernamen, ein chronologisches Verzeichnis der Datierungen, und zwar sowohl der Stiche wie der dargestellten Vorgänge, und endlich ein Personen- und ein Ortsregister. Es

wäre sehr zu wünschen, daß der gelehrte Verfasser sich entschlösse, wenigstens diese Register dem großen Kreise der Forscher, Sammler und Händler, die sich mit Ridinger befassen, zugänglich zu machen, da das Gesamtwerk ja nur höchstens 202 von dem Veranstalter Beschenkten zur Verfügung steht. G. W.

Das Handvergolden, der Blinddruck und die Lederauflage. Von *Paul Adam*. Verlag *Wilhelm Knapp* in *Halle a. S.* Geheftet 5.80 M.

Jedem Liebhaber des Kunstgewerbes hat es von jeher Freude gemacht, einem geschickten Arbeiter sozusagen über die Schulter bei seiner Arbeit zuzusehen; in seine Arbeitsweise einzudringen und die kleinen technischen Sorgen und Nöte, aber auch die stille Freude und Befriedigung, die eine ordentliche Arbeit schafft, kennen zu lernen. Erst dadurch lernt er einen Gegenstand richtig beurteilen, erst dadurch wird er überhaupt in das Wesen des Handwerks eingeführt, wenn er sieht, wie der Zweck das Material und wie dieses wieder die Form und den äußeren Schmuck bedingt und wie eines aus dem anderen folgen muß, soll der Gegenstand Anspruch auf Qualität machen. Wir lieben es heute wieder, uns mit dem Wesen einer kunstgewerblichen Technik näher zu beschäftigen, wir besuchen Töpfereien und Glashütten und bewundern voll Entzücken die geschickten Hände eines Teppichwebers, den etwa ein geschäftstüchtiger Teppichhändler in ganz richtiger Erkenntnis unseres Interesses an gewerblicher Handarbeit in sein Schaufenster gesetzt hat. Und daß dieses Interesse neu erwacht ist, dem verdankt unser heutiges Kunstgewerbe sein neues Aufblühen. Der Liebhaber schöner Bücher hat heutzutage leider noch recht selten den Wunsch, den *Buchbinder* in seiner Werkstatt bei der Arbeit zu sehen. Das ist schade, denn er würde gewiß dort freundlichst aufgenommen werden und gern gezeigt erhalten, welche ganz besonderen Werkzeuge und Handgriffe gerade der Buchbinder bei seiner Tätigkeit anwendet, welche Möglichkeiten Material und Technik ihm gewähren und wie er der verschiedensten Schwierigkeiten, die sich ihm bei seiner Arbeit in den Weg stellen, Meister geworden ist. Heute, wo die Sitte Bücher fertig gebunden zu kaufen so stark vorherrscht, daß man Leute, die sie geheftet beziehen, um sie nach eigenem Geschmack bei ihrem eigenen Buchbinder binden zu lassen, beinahe als Sonderlinge ansieht, heute freilich hat man fast ganz vergessen, daß auch das Einbinden von Büchern eine Kunst ist, die nur leider, wie die vielen mangelhaft gebundenen Bücher beweisen, von recht wenigen Buchbindern, aber auch von recht wenig Bücherfreunden verstanden wird. Das Gefühl für einen gediegen gearbeiteten Buchkörper, der fest und gerade in seinen Deckeln sitzt, für schönes und echtes Einband-Material und eine sachgemäße Ausschmückung durch Vergoldung — und sei es nur durch Aufdruck eines Titels — ist leider recht sehr abhanden gekommen; der Fabrik-Einband, der allerdings wenig dazu angetan war, dieses Gefühl zu kräftigen, hat es vollständig zerstört. Zu dem kleinen Fähnlein der Aufrechten, die angesichts der Übermacht der Großbuchbindereien nicht verzagen und freudig und immerwieder den Kampf für ihre geliebte Buchbindekunst aufnehmen und eine Lanze für den handwerklich gearbeiteten, gediegenen Bucheinband brechen, gehört der Verfasser des vorliegenden Buches: Paul Adam. Wenn er es auch in erster Linie als Lehrbuch für den Fachmann gedacht hat, so ist es doch mit so viel Frische geschrieben, daß es auch den Laien fesseln wird, der sich gern über die eigenartige Technik der Handvergoldung orientieren möchte. In 16 reich und gut illustrierten Abschnitten behandelt Adam mit größter Klarheit und Anschaulichkeit seinen Gegenstand. Er lädt uns zu sich ein in seine Werkstatt und zeigt uns die Werkzeuge zum Handvergolden: die Stempel, Rollen und Fileten, die verschiedenen Bindemittel, die unterschiedlichen Ledersorten und deren Behandlung; er spricht uns von der Lederauflage, dem Titeldruck und dem reicheren Dekorationsdruck und weiß unser ganz besonderes Interesse wachzurufen mit dem, was er uns an Hand über von 100 abgebildeten vorzüglichen Einbänden — größtenteils modernen Arbeiten verschiedener Meister — über die verschiedenen Zierweisen zu sagen hat. Solche Bücher, die wie das vorliegende aus dem praktischen Werkstattleben herausgewachsen sind unter der Hand eines Mannes, der nicht nur seine Buchbindekunst tüchtig versteht, sondern auch ein liebe- und verständnisvoller Bücherfreund ist, können unsern Bibliophilen nicht angelegentlichst genug empfohlen werden. Sie werden beim Lesen derselben erkennen, wie interessant auch eine theoretische Beschäftigung mit der Buchbindekunst ist und wie leicht sie sich in die Praxis hinüberspielen läßt, in dem man in Verkehr tritt mit einem tüchtigen Buchbinder und versucht, mit ihm sich seine Einbände selbst zusammenzustellen. Die früher erschienenen Bücher wie Cockerells grundlegendes Werk: „Bucheinband und Pflege des Buches", Kerstens „Exakter Bucheinband" und Loubiers „Bucheinband in alter und neuerer Zeit" werden beiden dabei gute Dienste leisten und ihnen sicher den Weg zeigen, auf dem sich die handwerkliche Buchbinderei weiterbewegen muß, um auf alter Tradition aufbauend, durch tätiges Interesse der Bücherfreunde gefördert zu neuem Leben zu erblühen. *Carl Sonntag jun.*

Der blaue Reiter. Ein Dokument des Expressionismus. Mit über 140 Reproduktionen, darunter vier handkolorierte Blätter und mit drei Musikbeilagen. Herausgeber: Kandinsky und Franz Marc. Verlag R. Piper & Co., München 1912. Preis 10 M.

Der blaue Reiter ist bis jetzt ziemlich vorwiegend mit Spott behandelt worden. Ich kann diesen Standpunkt nicht teilen. Es sind in ihm lauter Dinge ausgesprochen, die man längst wissen sollte. Darin liegt doch ein unverkennbarer Wert des Buches. Jede Zeit sieht und hört anders. Die Ausdrucksweise Rafaels kann einer Epoche als das Höchste und Vollkommenste gelten, einer anderen als übertriebene Deutlichkeit. Die Harmonien Mozarts klingen dem der kultivierten Sprache Wagners Bedürftigen dünn. Niemand braucht sich aufzuregen, wenn er eines Tages merkt, daß er wieder einmal in eine neue Weltanschauung hineingeraten ist. Das passiert uns allen.

Und übrigens, mit dem abgewirtschafteten Impressionismus war wirklich auf die Dauer nichts mehr anzufangen. Der Impressionismus buhlte mit dem *Schein*, — sich damit naturgemäß seine Lebensdauer verkürzend — die neue Anschauung sucht das *Wesen*. Sie sucht das Geheimnis der inneren Werte, wodurch auch schließlich die äußere Ausdrucksweise das mystische Gepräge eines Ritualvorganges erhält. Das heißt also: Rückkehr zum frühsten Primitivismus. Ich weiß nicht, was sich im Prinzip dagegen einwenden ließe . . .

Das Prinzip ist im literarischen Teil des Buches in verschiedenen Aufsätzen vortrefflich dargelegt. Den Text begleiten in indirektem Zusammenhang interessant gewählte Bilder von Kunstwerken aus den verschiedensten Kulturepochen, auch Zeichnungen von Kindern und von Wilden sind beigegeben, dazwischen die neuste Kunst: Picasso, Kandinsky, Matisse, Macke. Leicht machen es uns diese Neuen nicht. Sie verlangen nicht mehr und nicht weniger, als daß man ihre Sprache lerne. Aber das verlangt schließlich alle Kunst. Und die stereotype Frage des Laien: was stellt das vor? ist nicht in größerem Maße ihr Los, als es das Los jeder Kunst ist, die nicht gerade schon so volkstümlich wurde, daß die führenden Geister sie überwunden haben. Ist etwa der moderne gebildete Kunstfreund, insofern er sich nicht mit Spezialstudien befaßt, imstande, eine mittelalterliche Miniatur zu entziffern? Das große Publikum steht schon dem altdeutschen Holzschnitt und Kupferstich völlig verständnislos gegenüber. Unsere Enkel werden uns auslachen, daß uns heute ein Kandinsky Kopfzerbrechen macht. Natürlich hat auch die neue Sache ihre Auswüchse; aber sie selbst als einen Auswuchs betrachten zu wollen wäre eine große Verkennung einer von ernstem Willen getragenen Entwicklung.

Mela Escherich.

Clara Höfer, Weh dir, daß du ein Enkel bist. Roman. *Egon Fleischel & Co., Berlin*, 1912. (3 M.).

Die Vererbungstheorie ist künstlerisch bisher nur einseitig ausgenutzt worden, man hat ihre unerbittliche Notwendigkeit an den verschiedensten Fällen physischer und psychischer Entartung mit zwingender Gewalt nachgewiesen, ja sie ist geradezu zum Dogma erstarrt, an dem man nicht zu rütteln wagt. Aber Dogmen veralten. Es läßt sich nicht leugnen, daß aus der extremsten Fassung ein Mangel an ethischem Verantwortlichkeitsgefühl entspringt, der allerdings zunächst nur für die eigne Person in Frage kommt. Eine bekannte pathologische Folgeerscheinung ist dann aber die Rücksichtslosigkeit gegen andere; skrupellos wird ein fremdes Schicksal an das eigene gekettet. Das mag wohl das Konzeptionszentrum gewesen sein, von dem die Verfasserin ausging, als sie es beherzt unternahm, der Degeneration die Lehre von der Regeneration entgegenzustellen. Doch bleibt sie nicht bei dem Protest gegen die sekundären Erscheinungen stehen, in ihrem Sinne beginnt die Schuld schon da, wo der, der sich belastet weiß, widerstandslos sich treiben läßt. Auf eine kurze Formel gebracht, heißt die neue Lehre: Der Geist vermag über den Körper zu triumphieren. Es versteht sich von selbst, daß damit keine absolute Verallgemeinerung zu verbinden ist. Aber die ungeheure Bedeutung dieser Theorie leuchtet ein.

Leider überzeugt der Roman selbst nur wenig. Die letzten zehn Seiten machen beinahe das ganze Buch aus. Apodiktisch wird die Lehre aufgestellt, und da die Handlung dort abbricht, wo sie erst den Beweis liefern sollte, schließt das Buch mit einem Fragezeichen. Die symbolische Verwendung des Beschlusses des Dekalogs kann nur Gläubigen genügen, die es ohnehin schon sind.

Sehr gut ist herausgearbeitet, wie die Frau, die Gesunde, dem Gatten, der von den Vorfahren her belastet ist, aber mit stählerner Energie dagegen kämpft, es zuerst als eine Anklage ins Gesicht schleudert, wissend die Ehe geschlossen zu haben, und sich dann dazu durchringt, ihm ein Arzt zu sein, wie ihn auch der psychisch Kranke bedarf, ein Helfer und Freund. Im einzelnen finden sich ergreifende Stellen neben prachtvoll gelungenen Schilderungen einer liebedurchwärmten Häuslichkeit. Da der Roman in der Technik spannend ist, wird er wohl Leser finden, und die sind ihm wegen seiner Ideen aufs wärmste zu wünschen. -h-

---

Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. *Max Koch* und Prof. Dr. *Gregor Sarrazin*. Bd. 19—21, 25—30. (*Ferdinand Hirt, Breslau*, 1910—1912.)

Unter den zahlreichen Reihenausgaben literarhistorischer Abhandlungen behauptet seit geraumer Zeit die in der Überschrift genannte eine ehrenvolle Stelle. Alle ihre Bände zeigen dieselbe sichere Methode, die zwischen der Skylla einseitig philologischer Beschränktheit und der Charybdis feuilletonistischer Oberflächlichkeit sicher hindurchsteuert. Dazu verhilft ihnen vor allem auch die geschickte Wahl der Themata. Manche davon werden auch unseren Lesern über Autoren und Werke, die in ihr Interessengebiet fallen, Aufklärungen bieten können. Wir verzeichnen deshalb ohne Einzelkritik, die an dieser Stelle unmöglich erscheint, die Titel der uns vorliegenden Hefte: *H. Renck*, Platens politisches Denken und Dichten (Nr. 19); *K. Schubert*, Clemens Brentanos weltliche Lyrik (Nr. 20); *L. Jeuthe*, Friedrich de la Motte Fouqué als Erzähler (Nr. 21); *K. Muskalla*, Die Romane von Johann Timotheus Hermes (Nr. 25); *C. Meyer*, Die Romane von Friedrich von Uechtritz (Nr. 26); *E. Schubert*, Augustus Bohse genannt Talander (Nr. 27); *M. Ehrenhaus*, Die Operndichtung der deutschen Romantik (Nr. 29); *B. Altaner*, Dietrich von Bern in der neueren Literatur (Nr. 30). G. W.

Die Endter. Eine Nürnberger Buchhändlerfamilie. (1590—1740). Monographische Studie von *Friedrich Oldenbourg*. Mit acht Porträtbildern. *München und Berlin*. Verlag von *R. Oldenbourg*. 1911.

Zu Ende des XVI. Jahrhunders begründet, hat sich die Verlagsbuchhandlung der Endter, namentlich durch den älteren Wolfgang, der seit 1612 das Ge-



schäft leitete, zur ersten Buchhandlung Nürnbergs erhoben. Neben der Kurfürstenbibel von 1642 sind es die Publikationen des Harsdörfferschen Kreises, die ihm und seinen Nachkommen ihren Ehrenplatz gesichert haben. Als die eigentliche Blütezeit des Hauses erscheinen die Jahre 1635—1655 mit 532 Neuerscheinungen, unter denen wohl das bedeutsamste die Frauenzimmer-Gesprächsspiele Harsdörffers sind. An ihnen sieht man auch am besten, wie reizvoll sie ihre Verlagswerke mit Kupfern zu schmücken wußten, wobei ihnen Sandrart, der beste Stecher jener Zeit, hilfreiche Hand leistete. Auch die sonstige Ausstattung mit Initialen und Vignetten, der Druck und die originellen Formate verleihen vielen der Endterschen Bücher einen eigenen Reiz. — Von alledem ist nun in der vorliegenden Monographie nicht die Rede. Als biographisch-volkswirtschaftliche Studie schließt sie alle literar- und kunsthistorischen Gesichtspunkte aus, leistet dafür aber auf ihrem engeren Gebiet alles Wünschenswerte, so daß sie als tüchtiger Beitrag zur Geschichte des deutschen Buchhandels dankbar begrüßt werden darf. G. W.

J. J. Vrieslander, Wiesbaden. Zwanzig Handzeichnungen. Verlag Heinrich Staadt, Wiesbaden 1912.

Wiesbaden hat seit der guten alten Zeit, in der es in zierlich romantischen, heute wieder geschätzten Stahlstichen verherrlicht wurde, keinen künstlerischen Interpreten mehr gefunden. Das war natürlich; denn das moderne Wiesbaden, das lediglich auf den ganz äußerlichen Komfort rasch wechselnder Moden eingestellt ist, bietet dem Künstler so gut wie nichts. Das lediglich Modische kann eben nie der geistige Fluchtpunkt einer künstlerischen Auffassung sein. Ein höfisches Parfüm, wie es das nahe Darmstadt, eine Patrizierkultur, wie sie Frankfurt besitzt, fehlt. Wiesbadens kulturelles Profil ist noch in der Entwicklung und ein Künstler, der den eigentümlichen, nicht ganz leicht erfühlbaren Charme dieser Stadt charakteristisch wiedergeben will, muß eine sehr fein organisierte Empfindsamkeit für die knospenden Bildungen gesellschaftlicher und allgemein kultureller Wendevorgänge haben. Vrieslander, bisher der geistvolle Satiriker der Erotik, der Papagei des Boudoirs, der pikante Feminist, seit neustem zum Pilgerstabe greifend, um ein neuer Merian zu werden, — hat er doch kürzlich erst das klassische Weimar in Veduten publiziert! — dieser Vrieslander hat es fertig gebracht, in auf den ersten Blick sehr bescheiden drein sehenden Handzeichnungen, Wiesbaden in allen den feinen Valeurs seiner landschaftlichen Lage und seines Straßenlebens wiederzugeben. Er hat die eigentümliche Kultur der Anlagen, die überall in den Wald übergehen, und den gesellig temperierten Verkehr in den Straßen, der den Stil der Salonunterhaltung trägt, die verschlossene Nüchternheit der Reihenhäuser und der öffentlichen Gebäude, die vibrierende Naturschönheit der nächsten Umgegend und bei der Gesamtansicht der Stadt, den zarten Duft, der über den grauen Dächern und Türmen und den umfriedenden Bergen liegt, — er hat das alles feinhörig erfaßt und in raschen, geistreich pointierten Notizen niedergeschrieben. Solche Städtealbums wären noch mehr Städten zu wünschen.

M. E.

Dr. Wilhelm Stekel (Wien), *„Die Träume der Dichter“.* Eine vergleichende Untersuchung der unbewußten Triebkräfte bei Dichtern, Neurotikern und Verbrechern (Bausteine zur Psychologie des Künstlers und des Kunstwerkes) Wiesbaden. Verlag von I. F. Bergmann. 1912. 252 Seiten. 6,65 M.

Das Buch *Stekels* stellt, wie er sich selbst ausdrückt, einen Versuch dar, „aus den dunklen Regungen des Traumlebens die unbewußten Kräfte der Schöpferkraft zu erschließen und den Dichter an seinen Träumen zu messen und zu erkennen.“

Es ist das erste Mal, daß eine derartige vergleichende Untersuchung vorgenommen wurde, und *Steckel* hat sich das Verdienst erworben, durch eine Umfrage bei modernen und größtenteils lebenden Dichtern das für ihn nötige Material herbeizuschaffen. Ich erwähne hier *Timm Kröger, Philipp Langmann, Emil Ertl, Gustav Frenßen, Anton Ohorn, Georg Engel, Victor Blüthgen, J. J. David. — Paul Heyse, Dora von Stockert-Meynert, Max Kalbeck, Roda-Roda, Wolfgang von Madjera, Otto Ernst, Maupassant, K. H. Strobl, Hugo Salus, Ludwig Finckh, Strindberg, Gerhart Hauptmann, Heinrich Vierordt, Julius Rodenberg, J. Trojan, Ernst von Wolzogen, H. v. Schullern, Karl May, Peter Rosegger, Karl Busse, Gustav Falke, Richard Zoozmannn, Gustav Schwab, Friedrich Huch.* — Es liegt ein ganz besonderer Reiz in diesen Äußerungen, und man sieht so recht den Aphorismus *G. C. Lichtenbergs* etwa aus dem Jahre 1765 bestätigt: „Aus den Träumen der Menschen, wenn sie dieselben genau anzeigten, ließe sich vielleicht vieles auf ihren Charakter schließen. Es gehört aber dazu nicht etwa einer, sondern eine ziemliche Menge.“

Wenn wir zum Beispiel von *H. Vierordt* (Seite 91) hören, daß er seit 1890 ein „Büchlein der Träume“ mit dem Untertitel „Ein Nachtbilderbuch“ führt, so wünschte man sich nicht nur Proben daraus, sondern später einmal das Büchlein in toto publiziert zu sehen.

Es ist merkwürdig, eine wie große Bedeutung das Abiturientenexamen im Traumleben spielt, vergleiche die „Äußerung“ des Mediziners *Kußmaul.* Dasselbe kann ich von *meinem Vater* berichten, der bis in die letzten Jahre seines langen Lebens mir oftmals davon erzählt hat, daß er im Traum sein Maturitätsexamen noch habe machen müssen.

Aus älteren Quellen bringt *Stekel* wertvolle Auszüge aus den Werken von *Oehlenschläger, Andersen, Robert Hamerling, Georg Ebers, Flaubert, Ibsen, Ganghofer, Georg Herrmann, Heine, Grillparzer, Gottfried Keller, Goethe, Charles Baudelaire.* Besonders ausführlich gedenkt Stekel *Jean Pauls* und *Lichtenbergs* und in fünf Kapiteln der Träume im Leben *Hebbels.* — Zum Schlusse werden die Träume eines Opiumessers und der Traum eines Flagellanten geschildert.

Wenn man auch nicht mit allen Schlußfolgerungen *Stekels* einverstanden zu sein braucht, so wird das



Werk nicht nur bei medizinisch Interessierten, sondern auch bei Literarhistorikern viel Interesse finden und Anregung erwecken. Und das bezweckt es ja auch!

Dr. med. Erich Ebstein.

Hans Bethge, Arabische Nächte. *Leipzig, Im Insel-Verlag.* 1912.

Zum „Japanischen Frühling" und den früheren Bänden des „Östlichen Diwans" gesellen sich als nicht minder kostbare Gabe, in der gleichen raffiniert-primitiven Art ausgestattet, die „Arabischen Nächte". Hans Bethge ist wiederum der Interpret. In der ersten Sammlung zeigte er an, wie er die Form hatte zerbrechen müssen, um uns das Innere zugänglich zu machen, diesmal vermissen wir den Hinweis. Der selbständige Wert der Nachdichtungen wird ja dadurch nicht gekürzt, für die neue Kenntnis aber wären wir dankbar gewesen. Dafür gibt Bethge einen knappen Überblick über die arabische Dichtung, die er in die Zeit vor Mohamed und nach ihm periodisiert und bis ins XIX. Jahrhundert fortführt. Er sucht uns in das Wesen des Arabers, des „Griechen unter den Semiten", einzuführen, und sein feinsinniges Geleitwort, das mit der Legende anhebt, nach der die Araber in ihrer Dichtung den Rhythmus des Kamelschrittes nachgeahmt haben sollen, ist bei aller Kürze eine gute Vorbereitung für die Lektüre. Wir kennen von arabischer Dichtkunst zumeist nur die Rückertschen Übertragungen der Makamen des Hariri, Lehrgedichte, die ums XI. Jahrhundert in Aufnahme gelangten. Und erstaunt finden wir, daß vordem bei diesen ungestümen und doch ritterlichen Nomaden eine Art Minnedienst bestanden hat. Damit charakterisiert man einen guten Teil der ganzen Sammlung. Wer der japanischen Lieder denkt und ihrer heißen Inbrunst, des innigen Vertrautseins mit der Natur, in der Form, wie sie eben die Japaner umgibt, findet dagegen in diesem Buche die Gefühle in kostbare Worte gefaßt, gar nicht naiv. So ist es nicht Liebe, die man singt, sondern von der man singt. Die Landschaft findet in diesen Gedichten keinen weiten Raum, näher scheinen die Araber der Tierwelt zu stehen. Hervorragend ist der Bilderreichtum ihrer Sprache. Da kommen auch die Blumen, zwar nicht um ihrer selbst willen, sondern als stilistisches Mittel zur Bedeutung, die Zartheit und die Sensibiltät des Vergleichs sind oft geradezu überraschend. Eines der wichtigsten künstlerischen Prinzipien ist die starke Neigung zur Beschreibung. Doch setzt es eine hohe Kunst voraus, wenn ein Gedicht von 13 Zeilen nur die Beschreibung und Lobpreisung der Zähne der Geliebten enthalten kann, ohne irgendwie in Plattheit zu verfallen.

Einer Empfehlung wird das Buch kaum bedürfen; unter Weihnachtsgaben würde es nicht die schlechteste sein. C. N.

Berühmte Kunststätten. Verlag E. A. Seemann, Leipzig. Band 58: *New York und Boston* von Morton J. Bernath. Mit 143 Abbildungen. Band 59: *London* von Otto von Schleinitz. Mit 205 Abbildungen. Band 60: *Passau* von W. M. Schmid. Mit 126 Abbildungen.

Mit Amerika verbindet sich uns im allgemeinen gerade nicht der Begriff einer künstlerischen Kultur. Amerikas Kunst ist englischer Import. Aber auch über diesen ist bald alles gesagt. In dem 178 Seiten starken Band vermochte das Kapitel vom kolonialen Stil nur zwölf Seiten zu füllen. Um so breiteren Raum nimmt die Betrachtung der Museen ein, die sich in den letzten Jahrzehnten ungemein glänzend entwickelten. Es ist eine überraschende Fülle von Kunstwerken aller Zeiten, die der Verfasser uns in Bild und Wort vorüberziehen läßt. Die Schätze antiker wie neuzeitlicher Kunst, die in den Museen von New York, Brooklyn, Boston und Cambridge aufbewahrt sind, lassen uns erkennen, daß Amerika mit beflügelten Schritten die alte europäische Kultur einzuholen sucht. Es ist dankenswert, daß uns in dem kleinen, handlichen Format der „Berühmten Kunststätten" ein so ausgezeichneter Überblick über die amerikanische Museumskultur geboten wird.

Ein ungleich reicheres Thema stand *Otto von Schleinitz*, dem hochgeschätzten Mitarbeiter dieser Zeitschrift, in seinem „London" zur Verfügung. London hat etwas überwältigend Großes. Nicht nur räumlich. Es hat es auch in seiner Geschichte. Es fehlt ihm die treuherzige Intimität der deutschen, der prickelnde Reiz der französischen Städte. Nur wer es in seiner kühlen Größe erfaßt, kann London ganz verstehen. O. v. Schleinitz ist diesem Charakterzug der Weltstadt gerecht geworden. Er entwickelt von der zweitausendjährigen Kultur, die unter dem Lärm der Gegenwart und den brauenden Nebeln der Themse schlummert und nur dem vergangenheitsdurstigen Kenner in stillem Aufschimmern ihre tiefe Schönheit enthüllt, ein glänzendes, wie ein gestaltenreiches Drama sich entrollendes Bild. Von den Römerzeiten herauf geleitet er uns durch die Jahrhunderte, vor jedem Bauwerk stehen bleibend, durch die Paläste uns führend von Zimmer zu Zimmer und durch die Kirchen, die Kapellen und Grüfte. Im Schauen uns anleitend, daß wir das Aufblühen und Vergehen der Stile wie tiefe Erlebnisse empfinden, die sich uns besonders einprägen, durch die an jeden Ort geknüpften geschichtlichen Ereignisse. Diese geschichtlichen Notizen, kurz aber inhaltsreich skizziert, wie z. B. die Geschichte der Crosby Hall, sowie die Charakterisierung der historischen Persönlichkeiten machen das Werk zu einer ebenso anziehenden als gehaltreichen Lektüre.

In eine andere Welt führt uns der folgende Band. Von den blauen Donauwellen umspült, steigt die heitere Bischofsstadt *Passau* vor unseren Blicken auf. Passau ist ein echt süddeutsches, von sonnigster Behaglichkeit erfülltes Pfaffenstädtlein, in dem sich, wie auf der ganzen Innlinie, oberitalienisches Barock festgesetzt hat. Hinter den Stuckvisagen des Giovanni Carlone aber träumt die Gotik, wie sie einst von den Werkleuten der Hütte vom „ungarischen Kreuz" ersonnen wurde, ihren durch die Jahrhunderte währenden Traum. *Wolfgang M. Schmid* ist mit liebevollem Verständnis den tausend reizvollen Einzelheiten, die Passau in seinen köstlichen Kirchen, Klöstern, seinen öffentlichen und privaten Profanbauten und den liebenswürdigen



Gassen und Gäßchen bietet, nachgegangen. Besonders interessant ist auch die sehr eingehend behandelte Betrachtung über die lokale Malerei im Mittelalter, die Künstlergruppe des sogenannten Donaustiles.

Es ist erfreulich, daß die trefflichen Texte der Bände auch wieder durch ein gutes und zahlreiches Abbildungsmaterial wirksam unterstützt wurden.

M. E.

Paul Verlaine, Ausgewählte Gedichte. 2. Auflage. *Im Insel-Verlag zu Leipzig*. 1912.

Bei der zweiten Auflage Verlainescher Gedichte hieße es Eulen nach Athen tragen, noch viel über den Dichter sagen zu wollen. Das Buch ist nur von neuem anzukündigen und in Erinnerung zu bringen. Die Übertragung des Grafen *Wolf Kalckreuth* darf man wohl noch einmal loben. Ist gleich unsere deutsche Sprache zum Nachschaffen anderer Idiome die geeignetste, so verdient die geniale Verbindung von Wort- und Sinnestreue mit der erstaunlichen Anpassung an den französischen Rhythmus, teilweise sogar mit vollkommener Kopie der Reimstellung, doch das höchste Lob. C. N.

In den ersten Heften des laufenden Jahrgangs unserer Zeitschrift hat *J. H. Scholte* überzeugende Beweise seiner fruchtbringenden Beschäftigung mit den Werken Grimmelshausens geliefert. In noch reicherer Fülle legt er die Ergebnisse durch ein selbständiges Werk dar, dessen erster Teil unter dem Titel *Probleme der Grimmelshausenforschung* bei *J. W. Wolters* in *Groningen* erschienen ist. Als Ausgangspunkt wählt er die 1683—1684 bei Joh. Jonathan Felßecker in Nürnberg erschienene Gesamtausgabe, der 1685—1699 eine zweite und 1713 eine dritte folgte. Der bisher bekannte Umfang der literarischen Tätigkeit des Simplizissimusdichters wird insofern verändert, als zwei kleine in der Gesamtausgabe enthaltenen Schriften ihm abgesprochen werden, während in der Reihenfolge der drei zusammenhängenden Romane die „Courasche" vor den „Springinsfeld" tritt. Scholte lehnt die Gleichsetzung der Persönlichkeit und der Schicksale des Haupthelden mit denen des Dichters ab, indessen wird mindestens für die Jugendgeschichte doch eine weitgehende Übereinstimmung festzustellen sein, wenn erst die Ergebnisse neuerer Archivforschungen ans Licht treten, die in kurzem von anderer Seite zu erhoffen sind. *G. Witkowski.*

Das Erler Passionsbuch. Herausgegeben von der Spielleitung. *Erl* 1912. 167 S.

Nach Oberammergau Erl! Auch in diesem kleinen tiroler Dorfe, wie in vielen anderen spielte man seit langen Jahren eine Passion. In diesem Jahre aber trat man zum ersten Male vor die große Öffentlichkeit und war damit in die Notwendigkeit versetzt, den zahlreichen Besuchern ein orientierendes Handbuch zur Verfügung zu stellen. Mehr will das Büchlein nicht sein, mehr ist es auch nicht. Bei der Eile, die, wie der Herausgeber, der zugleich um die Spielleitung verdiente Innsbrucker Schriftsteller Anton Dörrer, mitteilt, geboten war, konnten die im Grunde notwendigen wissenschaftlichen Forschungen nach den altüberlieferten Texten, die in entlegenen Archiven zerstreut sind, nicht unternommen werden und man beschränkte sich auf das, was schnell mit den vorhandenen Hilfsmitteln beschafft werden konnte. Tirol ist die eigentliche Heimat der Passionsspiele, deren älteste Textfassung in das Jahr 1400 etwa zurückreicht. Oberammergau kann seine Spiele bis 1634 zurückverfolgen. Aus den Städten kamen diese kirchlichen Volksspiele in die Dörfer und wurden Bauerntheater. Das hatte eine nicht unbedeutende Vergröberung des Textes und seiner Darstellung zur Folge, so daß die Geistlichkeit eine Zeitlang die Spiele verbot. In Erl erreichten die Passionsspiele gegen 1850 einen neuen Höhepunkt und die Widerstände der Behörden hörten allmählich auf. Der in diesem Jahre zur Aufführung gelangte Text, den das Büchlein als Hauptbestandteil vollständig abdruckt, wurde von dem Pater Franz Angerer 1868 nach älteren Fassungen umgearbeitet. Die Handlung ist in neun Aufzüge geteilt, zwischen die elf Parallelbilder aus den Historien des Alten Testaments eingefügt sind. Die Sprache ist Schriftdeutsch und gut zu deklamieren. Als Einleitung zu diesem Text hat Dörrer eine gut orientierende Geschichte der Passionsspiele in Tirol und besonders in Erl geschrieben. Die Abbildungen, die teils Aufnahmen von früheren, teils von den diesjährigen Vorstellungen bringen, sind leidlich gut geraten; die Reproduktion ist reichlich verschiedenwertig. Ich habe die Passion in diesem Jahre mitangesehen und den bestimmten Eindruck gewonnen, daß es besser wäre, solche auf das Empfinden naiv-empfänglicher Landbevölkerung berechnete Spiele nicht der weiten Öffentlichkeit vorzusetzen, die hierzu niemals das rechte Verhältnis finden kann. *Franz E. Willmann.*

Hugo von Tschudi. Gesammelte Schriften zur neueren Kunst. Herausgegeben von Dr. E. Schwedeler-Meyer. Groß-Oktav. 253 S. Mit einem Bildnis Tschudis in Heliogravüre. Broschiert 6 M., in Halbpergament gebunden 7.50 M. Verlag F. Bruckmanu, München 1912.

Über der organisatorischen Persönlichkeit Hugo von Tschudis, die unserem Museumswesen einen neuen Typ der Direktionskunst schuf, mußte naturgemäß der Schriftsteller zurücktreten. Auf einem Posten, wie ihn Tschudi einnahm, bleibt keine Zeit zum Bücherschreiben. Da muß man sich darauf beschränken, die literarischen Gedanken in Gelegenheitsaufsätzen ausflattern zu lassen. Solche Gelegenheitsarbeiten liegen uns hier, liebevoll gesammelt, vor. Aktuelle Aufsätze, anläßlich von Ausstellungen, Neuerwerbungen. Ihr Verfasser ließ sich aber solche Gelegenheiten nie entgehen, dabei mit seiner ganzen Persönlichkeit stark herauszutreten. Dadurch haben diese Arbeiten einen über die aktuelle Stimmung hinausgreifenden Wert. Das mag



überraschen, weil wir in Tschudi, solange er lebte, eigentlich das Impulsive, das Aktuelle an ihm, am meisten schätzten. Er war kein schweigsamer Hinausdeuter, er war ein sprudelnder Gegenwartsmensch. Aber dadurch bleibt uns eben seine Persönlichkeit mit der ganzen Kraft ihrer oft so bezaubernden Frische in der Erinnerung. Diese befreiende Frische strömt uns auch aus seinen Schriften entgegen und wir bewundern darin den sicheren kultivierten Geschmack, wie das fein abwägende Urteil, das auch im Kampf mit gegnerischen Anschauungen stets ein gerechtes blieb. Die „Gesammelten Schriften", denen ein warmherzig geschriebener biographischer Aufsatz von Schwedeler-Meyer vorangesetzt ist, werden, obwohl darin mancher schöne und wichtige Essay, wie z. B. der ausgezeichnete über den „Meister von Flémalle" aus technischen Gründen ausgeschieden werden mußte, in künstlerischen Kreisen ein gerne gelesenes Buch sein, wohl geeignet, auch dem Verstorbenen noch neue Freunde zu werben. M. E.

Dem regelmäßigen Leser der englischen Bücherauktionsberichte werden neben den hohen Americana-Preisen auch die bedeutenden Summen, die für Seltenheiten der älteren kolonialen Literatur bezahlt werden, wohl vertraut sein. Man könnte nun vielleicht meinen, daß dieser großen bibliophilen englischen Flottenbegeisterung in dem Volk-in-Waffen-Lande eine ähnliche bibliophile Teilnahme der wohlhabenden und wohlhabendsten Sammler für die deutsche Heeresgeschichte entspräche. Das ist nun keineswegs der Fall, vielleicht gerade deshalb nicht der Fall, weil in Deutschland dem einzelnen die praktischen Anforderungen des Waffendienstes meist sehr viel mehr aus praktischer Erfahrung bekannt sind als in England. Und die deutsche maritime und koloniale Literatur, nur mit wenigen Bänden früher als das XIX. Jahrhundert, scheint dem Sammler wohl noch zu jung, zu leicht erreichbar, um sammelnswert zu sein. Daß eine solche Auffassung nicht ganz richtig wäre, daß jetzt wohl schon manche günstige Gelegenheit und Zeit für das Zusammenbringen von die deutsche Kolonial- und Marinegeschichte umfassenden Büchersammlungen versäumt worden ist, soll demnächst ausführlicher in diesen Blättern erörtert werden. Hier möge der Hinweis auf einen Neudruck, der nicht nur für die ältere deutsche Marinegeschichte, sondern auch für die historische Kartenkunde wertvoll ist, zeigen, welch kostbares Büchergut wir auch in unserer nationalen Kolonial- und Marineliteratur haben.

Der erste preußische Seeatlas. 1749. Herausgegeben von Dr. M. Groll. Berlin. Dietrich Reimer (30 M.) ist nun in einem Faksimileneudruck des vielleicht nur in fünf Exemplaren (in Weimar, Washington, Helsingfors) erhaltenen Originals erschienen, das auf Anregung Friedrichs des Großen von der Berliner Akademie der Wissenschaften herausgegeben worden ist. Diese 13 Karten, die man freilich nicht mit dem heutigen deutschen Seekartenwerk vergleichen kann, sind, wenn auch unter Leitung des Feldmarschalls Graf Schmettau von dem Schweizer Kartographen Isaac Brouckner gezeichnet, der vorher in Paris und Petersburg beschäftigt gewesen war und den Titel eines „Geographen Seiner allerchristlichsten Majestät" (das heißt des Königs von Frankreich) führte. Die Beschriftung der Karten ist französisch, ihre Unrichtigkeit des öfteren sehr groß. Aber die Anwendung der Merkatorprojektion, der besten für eine Seekarte, weil sie die Eintragung des Kurses in geraden Linien erlaubt, war damals noch nicht allgemein und so ist der früheste deutsche Marineatlas in dieser Hinsicht wenigstens beispielgebend und vorbildlich gewesen.

Eine den Geographen zu überlassende historische Kuriosität. So werden sehr viele deutsche Bibliophilen denken, vielleicht die meisten, fast alle. Immerhin, dieses Faksimilewerk ist mit dem ältesten deutschen Kolonialbuche (der für den Insel-Verlag zum Teil faksimilierten Gröbenschen Reisebeschreibungen) eins der Dutzend Bücher, die die ältere deutsche Kolonial- und Marineliteratur ausmachen und die im Original in einem Besitz zu vereinigen heute wohl unmöglich wäre.

G. A. E. B.

Für den Weihnachtstisch des Bibliophilen.

Das Dezemberheft unserer Zeitschrift darf mit gutem Recht statt der üblichen kritischen Töne „angenehmere und freudenvollere" vernehmen lassen. In der Not des Schenkens und Beschenktwerdens wollen wir unsern Freunden mit einigen Hinweisen zu Hilfe kommen, die ihren Blick auf vielleicht übersehene Erscheinungen der jüngsten Zeit lenken können. Wobei wir uns, wie es einem ehrlichen Ratgeber ziemt, in Auswahl und Urteil der gebotenen Vorsicht befleißigen werden.

Zur Einweihung der beiden neuen *Königlichen Hoftheater in Stuttgart* hat Professor *Max Littmann*, ihr Schöpfer, eine Baugeschichte verfaßt, die von der Verlagsanstalt *Alexander Koch* in *Darmstadt* herausgegeben wurde. Der erste deutsche Theaterarchitekt der Gegenwart erweist sich als gewandter Schriftsteller, der in einem klaren Wandelbild das ganze Jahrzehnt der Baugeschichte schnell vorüberziehen läßt und den leuchtenden Vorzügen des aus so vielen Konkurrenzen und eigenen Planungen hervorgegangenen Werkes zum stolzbescheidenen Verkünder wird. Das Folioformat gestattet die Unterstützung des Textes durch zahlreiche Pläne und Illustrationen in großem Maßstabe, darunter mehrere Lichtdrucke in glänzender Ausführung. Daß dem Pergamentband einer dieser Drucke aufgeklebt wurde, muß der Bücherfreund bedauern, dem im übrigen diese Festschrift auch ohne besonderes Interesse für den Gegenstand als erfreuliche buchtechnische Leistung für seine Bibliothek willkommen sein wird.

Zu allen den Verlegern, die in den letzten Jahren an *Goethes Faust* als der höchsten Aufgabe im Bereich deutschen Schrifttums ihr künstlerisches Wollen betätigt haben, gesellt sich *Hans von Weber* in *München* mit dem ersten seiner neuen Hyperion-Drucke. Sie

sollen hervorragende Werke der Weltliteratur „schlechthin schön" darbieten und erweisen sich als erweiterte Auflagen der mit Recht angesehenen Hundertdrucke desselben Verlags. Dieser Faust nun eröffnet die Reihe würdig. *Joh. Enschedé en Zonen* in *Haarlem* haben ihn in einer Type gedruckt, die von Johann Michael Fleischmann im Jahre 1738 für ihre Firma geschnitten wurde. Hans von Weber sagt enthusiastisch „vielleicht die Krone aller existierenden Schriften überhaupt". Dagegen wollen wir uns begnügen, die schlichte und reine Schönheit dieser Antiqua anzuerkennen, ohne das gefährliche und unlösbare Problem eines typographischen Parisurteils zu berühren. Ein Faustdruck dünkt uns zudem nicht besonders geeignet, die Überlegenheit einer Antiqua zu erweisen. Wie hoch ihr absoluter ästhetischer Wert auch stehen mag, so bleibt zwischen der romantischen Grundstimmung des Gedichts und dem Klassizismus der Schriftgattung ein Widerspruch. Auf den ersten Blick befremdet noch dazu der kompresse Satz. Indessen befestigt sich, je öfter man das Buch aufschlägt, immer mehr die Überzeugung, daß der gedrungene Zusammenschluß der Zeilen unbedingt geboten war, um den höchsten möglichen Eindruck zu erreichen, der sich auf die Vornehmheit des Materials und die untadelige Leistung des Setzers und Druckers als die ersten Grundpfeiler jeder guten Buchkunst stützt. Was übrigens bei einem gemeinsamen Erzeugnis Enschedés und Hans von Webers nicht erst gesagt zu werden braucht.

Daß auch deutsche Pressen ebenso Gutes zu leisten vermögen, bezeugt der Spamersche Druck das „*Dekamerone*", den der *Insel-Verlag* in *Leipzig* zu dem sechshundertsten Geburtstag *Boccaccios* in 825 Exemplaren erscheinen ließ. Die besten Muster der italienischen Inkunabelnzeit erstehen in diesem stattlichen, zweispaltigen Druck von neuem, der seinen Schmuck der Ausgabe der Brüder Giovanni und Gregorio de Gregorii von 1492 entlehnt und mit seinem prächtigen altertümlichen Papier auf den ersten Blick völlig den Eindruck einer wundervoll erhaltenen Kostbarkeit jener Frühzeit vortäuscht. Die Dekameron-Übersetzung *Albert Wesselskis*, längst anerkannt als stilrein und getreu, läßt zwischen Äußerem und Innerem des Buches keinen Widerspruch aufkommen. Den Dreiklang ergänzt der Einband von Köllner in Leipzig, gezeichnet von *E. R. Weiß*, der namentlieh in der Ganzlederausgabe ein Muster richtig empfundener Renaissancestilisierung bedeutet, während er in Halbpergament mit großblumigem, schabloniertem Papier überzogen wiederum eigenartiger und heiterer wirkt. Man darf den Insel-Verlag zu diesem neuesten anmutigen Kind seiner Laune beglückwünschen.

Nur als abschreckendes Gegenbeispiel eines Buches, wie es nicht sein soll, erwähnen wir den mit gräulichen Dreifarbendrucken und schwarzen Netzätzungen gezierten neuen holländischen *Shakespeare* in der Übersetzung von L. A. J. Burgersdijk (*Leiden, A. W. Sijthoffs Uitgevers-Maatschappij*). Es gereicht dem dicken ersten Bande nicht zu genügender Entschuldigung, daß die Bilder in England verbrochen wurden und der Preis nur 6,50 M. beträgt.

Als ein ausländisches Produkt von großem bibliophilen Reiz rühmen wir die tschechische Übersetzung von *Kleists „Penthesilea"*, die als zweiter Band des von Professor *Milan Svoboda* herausgegebenen Sammlung *„Knihovny Kytice"* übersetzt von *Ottokar Fischer*, erschienen ist. Der ganz ausgezeichnete Druck und der überaus gelungene Pergamentband machen die sehr billige Ausgabe auch für den zu einem Augentrost, der des tschechischen Idioms nicht mächtig ist.

In höchst kostbarem Gewand — Halbpergament mit seidenem Deckenüberzug und gewebten seidenen Kanten, prachtvolles Vorsatzpapier, schweres Bütten, vollendet schöner Druck von *Dietsch & Brückner* in *Weimar* — erschien bei *Morawe & Scheffelt* in *Berlin Heinrich Heine, Der Doktor Faust*, ein Tanzpoem, nebst kuriosen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunst mit Zeichnungen von *J. v. Divéky*. Wenn Heine „seinen" Faust, der ihm, wie Goethe, in der Jugend eine Lebensaufgabe schien, endlich nur in der Form der Ballettskizze ausführte, so trägt daran nicht nur die äußere Anregung des Londoner Theaterdirektors Benjamin Lumley die Schuld. Wie auch der Ausgang der Handlung eines Faustdramas sein möge, immer erzwingt der ursprüngliche Sinn der Sage den schließlichen Sieg der ethischen Mächte; die Niederlage der Hölle. Wenn Faust ihr anheimfällt, so ist das die gottgewollte Strafe der Todsünde und bestätigt den positiven Charakter der Weltordnung ebenso, als wenn der Herr seinem Knechte trotz allem Fehlen und Irren die himmlischen Sphären nicht verschließt. Heines Sensualismus stellt sich auf die Seite der verführenden Kräfte, die im Reiz des Weibes Gestalt werden, und gibt statt inneren Ringens eine Apotheose der Lust, die aus den alten Puppenspielen und der Literatur der Hexen und Zauberer entlehnt, was die Sinne eines blasierten Theaterpublikums reizen kann. Jede symbolische Bedeutung fehlt, und nur nachträglich hat Heine den Bund seines Faust mit der griechischen Helena tiefer zu deuten versucht. Das Ende steht vollends ganz für sich da, ohne Verbindung mit der vorausgehenden Handlung, nur als Konzession an die im Bewußtsein der Zuschauer lebende Sage. So sind auch die Orgelklänge zu deuten, die bei Heine zu frommen christlichen Gebeten auffordern. Das ist die letzte der kleinen Bosheiten gegen das Nazarenertum, mit denen Heine sein Ballettbuch gespickt hat, das 1851 zuerst erschien. Das Urteil des Dichters, der den „Doktor Faust" eine seiner hochpoetischsten Produktionen nannte, ist von der Literaturgeschichte nicht gegengezeichnet worden: aber die geschilderten Situationen fordern den Maler heraus. Man kann sich vorstellen, was Aubrey Beardsley aus diesem Stoffe gemacht hätte, wenn man die Behandlung Divékys, seines getreuen Schülers, vor Augen hat. Die pikante Mischung einer kühlen preziösen Technik mit heißer Lüsternheit

— eine Omelette surprise in Linien und Farben — wird raffinierte Gaumen ansprechen. Zur Beherrschung der großen zweiseitigen Flächen reicht indessen das Können nicht völlig aus, das den Initialen durch Erfindung und Ausführung zu starker Wirkung verhilft. Besonderes Lob verdient der musterhaft korrekte Druck dieser Initialien und der anderen Farbenplatten, wie überhaupt dieses kleine Prachtwerk technisch den höchsten Ansprüchen genügt. Die Auflage beträgt 400 Exemplare.

Mit jener Liebe, die aus kongenialem Verstehen entsprießt, kämpft der Dichter *John Henry Mackay* seit langen Jahren für das Bekenntnis zum unbeschränkten Egoismus, das Johann Caspar Schmidt unter dem Pseudonym *Max Stirner* als „Der Einzige und sein Eigentum" Ende 1844 erscheinen ließ. Diese extreme Übersteigerung der Religionsphilosophie Ludwig Feuerbachs ist, wie man auch ihre philosophische Bedeutung einschätzen mag, auf jeden Fall als Erzeugnis eines der eigenartigsten Geister von hohem Reiz und verdient die würdige Erneuerung, die der Prophet und Biograph Stirners ihr jetzt durch eine Privatausgabe zuteil werden ließ. Der große Quartband von 354 Seiten ist vortrefflich bei Drugulin in Leipzig gedruckt auf einem schönen van Gelder-Bütten mit Japan-Umschlag und -Vorsatz, jedes Blatt mit dem Namenszug des Herausgebers als Wasserzeichen. Er hat das Recht, in seiner Ankündigung zu sagen, daß diese Ausgabe sich den edelsten Erzeugnissen der Buchdruckkunst unserer Tage ebenbürtig an die Seite stellt. Wir möchten unsere Bücherfreunde um so entschiedener auf diese sehr hervorragende Leistung hinweisen, da sie, wie es scheint, bis jetzt noch nicht gebührend beachtet worden ist und da jede Gewinnabsicht des Herausgebers fehlt, was schon der unverhältnismäßig niedrige Preis von 20 M. beweist. Es gibt wenige Bücher neuen Datums, die in solcher Weise den Begriff vornehmster Bibliophilie erfüllen wie dieses. Es ist nur von John Henry Mackay, Berlin-Charlottenburg, Berliner Straße 166, zu beziehen.

In gleicher Ausstattung hat Mackay auch eine der kleineren Schriften Stirners als Privatdruck herausgegeben: „Das unwahre Prinzip unserer Erziehung oder der Humanismus und Realismus", zuerst 1842 gedruckt und jetzt von der Spamerschen Buchdruckerei schön wiederholt. Hier beklagt Stirner, daß unsere Schulen noch in dem alten Prinzip des willenlosen Wissens stehen, während Anfang und Ziel der Pädagogik nach Stirner (und nach der Ansicht der besten modernen Pädagogen) die Ausbildung der freien Persönlichkeit sein muß. Sie soll den Eigenwillen nicht brechen, sondern klären, um so freie und persönliche Menschen für das Leben zu bilden. Wem der „Einzige" als abstrakter Denker hier und da paradox erscheint, der wird an dieser Schrift und den anderen von Mackay schon 1898 herausgegebenen kleineren Schriften mit Erstaunen einen gesunden Realismus wahrnehmen, der den hochgesinnten Mann vielfach zum Propheten späterer Entwicklungen befähigt hat. Sein Leben, das uns die Größe und Freiheit seines Wollens bezeugt, ist von Mackay in der schönen Biographie geschildert worden, die in zweiter Auflage 1910 herauskam.

Das Jahr 1912 wird in der deutschen Literaturgeschichte schwerlich durch besondere eigene Fruchtbarkeit glänzen, wenn nicht der kurze Rest seiner Laufbahn noch unerwartete Überraschungen ans Licht fördern sollte. Aber für uns Mitlebende bedeutet es durch die fünfzigste Wiederkehr des Geburtstags zahlreicher führender Dichter ein ungewöhnliches Merkjahr. Der Verlag *S. Fischer* in *Berlin* bietet die Werke eines der besten unter ihnen, *Arthur Schnitzlers*, in einer Gesamtausgabe dar, die zum erstenmal das Schaffen dieses tiefen und anmutigen Poeten fast vollständig überblicken läßt. Die erzählenden Schriften füllen die erste Abteilung in drei Bänden, die Theaterstücke die zweite in vier Bänden. Hier übersieht man den Weg ins Freie, der Schnitzler von dem spielenden Genießen des Anatol in das weite Land einer hellsichtigen und milden Weltbetrachtung gelangen ließ, und freut sich all der feinen überlegenen Ironie, der sicheren Künstlerhand des Wieners, der dem verweichlichenden Kaffeehausästhetentum niemals erlag. Ausgeschlossen blieb aus leicht begreiflichen Gründen nur der „Reigen", jene kühne Szenenfolge für wenige zum künstlerischen Genießen des Bedenklichsten befähigte Leser. Das Gewand der sieben Bände ist durchaus würdig: Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig, Einband Walserscher Pragung. Zu den praktischen Leinenbänden stimmt nicht das Gold des oberen Schnittes, das neuerdings leider wiederum in Mode zu kommen scheint. Ein farbiger Schnitt wirkt besser und bringt zudem nicht den Übelstand der zusammenklebenden Seiten mit sich.

Auch *Gustav Falke* zählt zu denen, die jetzt ihr fünfzigstes Lebensjahr zurücklegen. Man hat ihn den deutschesten Lyriker der Gegenwart genannt, und wenn deutsch soviel bedeutet wie innig, still und fest, freudig und warm, so gebührt ihm das Prädikat vor vielen anderen. Dabei fehlen jene sentimentalen und die enge Bindung traditionellen Fühlens bezeugende Nebentöne vollkommen, die bei spezifisch deutschen Poeten so häufig mitklingen. Aus der Fülle seines Schaffens hat er jetzt gesammelte Dichtungen in fünf Bänden ausgesondert, deren trefflich gewählte Titel die in jedem einzelnen umschriebenen Kreise klar bezeichnen: Herddämmerglück, Tanz und Andacht, Der Frühlingsreiter, Der Schnitter, Erzählende Dichtungen. Die Ausgabe erschien bei *Alfred Janssen* in *Hamburg*, gedruckt bei *Poeschel & Trepte* in *Leipzig*, Einband und Ausstattung besorgte *C. O. Czeschka* in *Hamburg*, ein wenig altmodisch und hübsch mit dem Inhalt zusammenklingend. 25 numerierte Exemplare wurden auf echt Bütten gedruckt und in Leder gebunden.

Allen denen, die für die Schönheit mittelalterlicher Handschriften Sinn haben, empfehlen wir als ebenso



belehrende wie technisch erfreuliche Leistung die soeben erschienene, im Auftrage des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen herausgegebene prächtige Publikation: *Der St. Galler Folchart-Psalter*. Eine Initialenstudie von *Franz Landsberger*, Privatdozent an der Universität Breslau (*St. Gallen, Fehr'sche Buchhandlung*). Dieser Psalter, benannt nach seinem Schreiber, einem St. Galler Mönche des IX. Jahrhunderts, ist nach dem Urteil Waagens das reichste und prachtvollste Denkmal Deutscher Kunst. In den Initialen konzentriert sich die stilbildende Kraft des Schreibers, der bei allem kaum glaublichen Reichtum der Ornamentik mit sicherster Hand den zweidimensionalen Charakter der Schrift und die organische Herausbildung des Ornaments aus dem Buchstabenbilde festhält. Die bandartige Führung und Verknüpfung der Linien bleibt so streng linear, daß selbst an den Knotenpunkten niemals die Wirkung aus der Fläche heraustritt. Die quellende Erfindung der Linien, die auch Pflanzen-, Tier- und Architekturmotive aufs beste verwertet, wird durch die Pracht der Farben, der reichen Gold- und Silberauflagen zu einem festlichen Akkord gesteigert, den man wohl dem Orgelklang einer mächtig dahinbrausenden Fuge vergleichen darf. In treuer Wiedergabe durch die von *Johann Hamböck* in *München* hergestellten Platten erscheinen auf fünf farbigen Tafeln, die von der Offizin Zollikofer in St. Gallen höchst sorgfältig gedruckt wurden, reiche Proben dieser Pracht, wahrhaft begeisternd für ein kunstsinniges Auge. Auch im übrigen verdient die Ausstattung, namentlich die schöne Pergamentdecke, hohes Lob, nicht minder die Arbeit des Herausgebers, die durch feinsinnige Stilanalyse und gründliche Erörterung aller in Betracht kommenden historischen Beziehungen als eine sehr förderliche und kenntnisreiche Leistung, Fachleute und Liebhaber ansprechen wird. Der Preis von 24 M. erscheint angesichts aller dieser Vorzüge des stattlichen Foliobandes sehr mäßig.

Tritt man aus dem Bereiche dieser streng gebundenen mittelalterlichen Phantasiebetätigung in den Lichtkreis des modernen Kunstempfindens, so wird man sich bewußt, wieviel inzwischen für das Kunstschaffen verloren und gewonnen worden ist. Statt der absoluten Formbeherrschung, die damals noch möglich war, mühen sich die Modernen in stetem Suchen und Versuchen; letzte Tiefen des Seelischen, letzte Probleme der belichteten Form stehen vor dem Blicke des Künstlers der Gegenwart. Nichts reizvoller als das Schauspiel, wie jeder der Könner auf seinen Wegen den Urquell der Natur zu fassen strebt, daraus er (nach Goethes Worten) „schöpfend Himmel fühl' und Leben in die Fingerspitzen hervor!" Nicht vor die großen abgeschlossenen Kunstwerke muß man treten, um Zeuge dieses reizvollen Ringens zu werden; die Handzeichnung ist der Schauplatz, auf dem seit Lionardo und Dürer die Künstler sich mit der Erscheinungswelt auseinandersetzen. Je näher der Gegenwart, um so komplizierter werden die Vorgänge, um so mannigfaltiger die Ausdrucksmöglichkeiten, um so reizvoller die persönliche Handschrift. Der Verlag *Glaß & Tuscher* in *Leipzig* hat deshalb etwas Wertvolles geleistet, als er unter dem Titel *Meister der Zeichnung* eine Sammlung begann, die eine Reihe der ersten lebenden Künstler, jeden in mindestens 50 Blättern, vorführen soll. Der berufene Herausgeber war Professor Dr. *Hans W. Singer* vom Dresdener Kupferstichkabinett, bekannt namentlich als Erneuerer des Künstler-Lexikons und Autor des musterhaften Verzeichnisses von Klingers Radierungen. Mit Max Klinger beginnt er auch jetzt und stellt in seiner Einleitung die eigenen Verdienste um die Anerkennung des Meisters nicht unter den Scheffel. Daneben feiert er aber auch Klinger „als hervorragenden Mitarbeiter einer Kulturgesamtheit, die auf der ganzen Linie gesiegt hat". Ein alttestamentarischer Spruch lautet: „Dein Wort in Gottes Ohr!" Einen, der in sein Museum gebannt ist, mag solche Siegesgewißheit beglücken. Wir andern, draußen in der Welt der stumpfen Widerstände gegen alles Große, müssen leider die Unkulturgesamtheit noch immer als die stärkere anerkennen. Singers Erläuterungen der großen Radierungsfolgen Klingers werden trotz ihrer guten Darlegung der Gedankeninhalte schwerlich neue Bekenner gewinnen. Das werden viel eher die fünfzig Blätter vermögen, die der Einleitung folgen und in gutem Lichtdruck den Zeichner und zugleich den Radierer Klinger durch sein ganzes Werk hindurch von den Anfängen bis zur Gegenwart erblicken lassen; denn auch seine Radierungen sind samt und sonders als Federzeichnungen konzipiert. Singer stellt Klingers Kunst der Federzeichnung an die Spitze seines Schaffens, und ich stimme ihm darin bei; denn hier ist die Handschrift am freiesten und das gefährliche Grübeln und Zuspitzen der ersten Konzeption noch nicht gefährlich geworden.

Anders steht es mit dem zweiten unter den „Meistern der Zeichnung": *Max Liebermann*. Sein Entwicklungsgang, den Singer trefflich darlegt, führt immer entschiedener vom Zeichnerischen zum Malerischen hin. Gewiß hat er mit außerordentlichem Bemühen die Bewegungsprobleme studiert, aber seine Zeichnungen sind doch mehr Erinnerungsmittel zum Zwecke späterer Verarbeitung als im Künstler wiedererstandene, mit seinem Persönlichkeitsgehalt durchtränkte Natur (Ausnahmen in nicht geringer Zahl vorbehalten). Auch hier erweist sich der Lichtdruck seiner Aufgabe im allgemeinen gewachsen und eröffnet so auch zu diesem großen Künstler der Gegenwart eine neue breite Pforte des Verstehens. In gutem Einband aus Künstlerleinen, gezeichnet von *Franz Hein*, kostet jeder dieser Bände, deren Verlag neuerdings von der *Baumgärtnerschen Buchhandlung* in Leipzig übernommen worden ist, 15 M.

Der *Tempel-Verlag* in *Leipzig* hat der stattlichen Zahl seiner Klassiker-Ausgaben jetzt einen Lessing angereiht, der in der äußeren Erscheinung wieder sehr erfreulich wirkt. Die sechs vorliegenden Bände weichen in Auswahl und Anordnung von den früheren Lessing-Ausgaben erheblich ab, ohne daß allenthalben die Ursachen dieser Neuerungen deutlich zutage treten. Wenn

im zweiten Bande aus den beiden Theaterzeitschriften Lessings zwei gar nicht von ihm verfaßte Aufsätze aufgenommen sind, so fragt man sich doch, warum nicht lieber die Plautus-Abhandlungen oder die Notiz über die „Juden" herausgehoben wurden. Der vierte Band bringt als Probe der kritischen Tätigkeit in den Berliner Jahren nur „das Neueste aus dem Reiche des Witzes" und die Literaturbriefe (mit unnötiger Vollständigkeit), dagegen nichts von den zahlreichen anderwärts gedruckten Rezensionen, den wichtigen Wittenberger „Briefen" und der als Selbstbekenntnis unentbehrlichen Umrahmung der „Briefe antiquarischen Inhalts". Ebenso willkürlich erscheint auch in Anordnung und Auswahl die kleine Folge der Theologischen Schriften, in der doch mindestens das „Testament Johannis", „Duplik", „Parabel" und vor allem die elf „Anti-Goeze" nicht fehlen dürften. Die ganz verwirrte Zusammenstellung der theologischen Schriften gibt von dem Entwicklungsgange Lessings auf diesem wichtigen Gebiete seiner Geistestätigkeit ein um so falscheres Bild, da den Grundsätzen der Tempelklassiker gemäß alle Erläuterungen fehlen. Ohne solche ist aber heute der größte Teil von Lessings Lebenswerk für das gebildete Publikum ungenießbar. Manche Hilfe dafür dürfte der angekündigte Schlußband der Ausgabe bringen, der, von *W. Böhm* verfaßt, Biographie und Briefe Lessings enthalten soll. Wie ich nachträglich erfahre, ist eine spätere Ergänzung durch weitere Bände beabsichtigt, die gewiß einen beträchtlichen Teil der gerügten Mängel ausgleichen werden.

Von dem jungen Dichter *Alfons Paquet*, dessen Roman, „Kamerad Fleming", soviel Glück machte, ist bei der Literarischen Anstalt *Rütten & Loening* in *Frankfurt a. M.* ein Reisebuch von seltener Art erschienen: Li oder Im neuen Osten. Man versteht heute schon ohne Erläuterung dieses chinesische Wörtchen „Li", das am nächsten mit dem französischen charme verwandt, die Grazie des Herzens bezeichnet, verbunden mit jener sichern Ruhe des äußeren Gebarens, die dem Orientalen notwendiges Zeichen höherer Bildung ist. Dieselben Eigenschaften wohnen auch diesem Buche bei. Durchweg waltet ein feiner ruhiger Geist mit natürlicher Anmut. Der innere Reiz der Dinge wird bis zum letzten nachempfunden, ohne daß der banale Enthusiasmus des Durchschnittsreisenden, jenes Anstaunen, das nur aus dem Unverständnis geboren wird, zutage träte. Zum großen Vorteil des Buches hat Paquet das hier geschilderte Gebiet der Mandschurei und Nord-Chinas schon früher einmal bereist und sich durch gründliche Studien in die politischen und ethnographischen Verhältnisse hineingearbeitet. So kann er den Grundfehler der meisten Vorgänger vermeiden: die Überlegenheit europäischen Denkens über alle anderen Kulturen vorauszusetzen und den Fortschritt nur in der Annäherung zu unserer vielfach so erbärmlichen Gegenwartskultur zu erblicken. Nur aus dem Respekt vor den fremden Rassen kann ihr Verständnis erwachsen. Gesellt sich noch, wie es hier geschieht, eine ausgereifte Naturgabe suggestiver Schilderung optischer und akustischer Eindrücke hinzu, so entsteht eine Reihe von Schilderungen, die dem Leser genußvollste Belehrung gewähren. Es wird wenige Bücher geben, die, gleich diesem, den Politiker, dem Volkswirt und dem ästhetisch empfindenden einfachen Leser Genüge tun.

Eine neue *Ausgabe* von *Hölderlins sämtlichen Werken*, unter Mitarbeit von Friedrich Seebaß besorgt von Norbert von Hellingrath, beginnt bei *Georg Müller* in *München* zu erscheinen. Der vorliegende fünfte Band enthält die Sophokles- und Pindarübersetzungen aus der Zeit höchster Sprachherrschaft und hereinbrechender Geistesnacht nebst den Briefen dieser Jahre 1800—1806. Die Sorgfalt des Herausgebers verdient nicht minderes Lob als die kultivierte und gerade in unserer Editorenarbeit so ungewohnte Form der Beigaben. Das persönliche, kräftig geprägte Deutsch verleiht dem kritischen Apparat einen Reiz, der bezeugt, daß Trockenheit nicht notwendige Begleiterin philosophischer Akribie zu sein braucht. Halten die späteren Bände, was dieser erste verspricht, so wird diese Ausgabe ihr Lebensrecht neben der tüchtigen Vorgängerin, die wir Wilhelm Böhm danken, behaupten. Auch das Äußere, besorgt von Paul Renner, ist durchaus erfreulich, die schöne Didot-Antiqua steht prachtvoll auf dem guten körnigen Papier, und der blaue Halbfranzband wirkt mit seinen klassizistischen Ornament reich und vornehm. 150 Exemplare wurden auf van Gelder-Bütten abgezogen und in der Presse numeriert.

In erneuerter Gestalt erschien bei *F. A. Brockhaus* in *Leipzig* das berühmteste aller deutschen Werke über Italien, die nach Goethes Reisebericht hervortraten, Ferdinand Gregorovius' Wanderjahre in Italien. Aus den fünf Bänden hat der Herausgeber *H. H. Houben* mit sicherer Hand das Beste in zwei kleineren vereinigt und eine farbenreiche, gründliche Biographie des großen Verfassers der Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter hinzugefügt. Die Ausstattung ist recht dürftig, das Preis dagegen um so höher.

Ein anderes von *H. H. Houben* besorgtes Buch führt uns in die dunklen Regionen jener politischen Unglückszeit Deutschlands hinein, die noch den Verfasser der „Wanderjahre in Italien" aus der Heimat vertrieb: *Der Lebensroman des Wit von Dörring*. Nach seinen Memoiren bearbeitet von H. H. Houben (*Insel-Verlag* zu *Leipzig*). Die Gestalt dieses sicher nicht unbegabten politischen Emissärs mutet wie von einem kühnen Romanschriftsteller erfunden an. An der demagogischen Burschenschaft nimmt er in der Zeit der Karlsbader Beschlüsse teil, tritt in Beziehungen zu all den andern revolutionären Vereinigungen jener Epoche, in der die politischen Verschwörer im Leben und auf der Bühne wimmelten, und spielt sich dann mit solchem Geschick in die Rolle eines Spions der Regierungen hinein, daß er in den Ministerbureaus und den Salons von Paris als Gleichberechtigter verkehrt, in



Mailand abwechselnd im Gefängnis sitzt und gleichzeitig im Hause des kommandierenden Generals als Vertrauter ein- und ausgeht. Als ihm das Doppelspiel ans Leben zu gehen droht, entflieht er nach der Schweiz und tritt dort in den mannigfachsten, oft seltsamsten Verkleidungen auf. Er selbst sagt von sich: „Ich habe den Priester, Soldaten, Bettler, Juden, ja den Wahnsinnigen gespielt, ich bin als Franzose, Engländer, Italiener und Däne gereist, und nie hat man in die Wahrheit meiner jedesmaligen Angabe Zweifel gesetzt." Er behauptet, der ihm oft gemachte Vorwurf, im Solde dieser oder jener Regierung gewesen zu sein, sei eine Lüge, und mag damit insofern äußerlich recht haben, als er vielleicht keine regelmäßige Bezahlung empfangen hat. Aber an seine ideale Absicht, das Unwesen der geheimen Gesellschaften durch Verrat auszutilgen (S. 333), wird doch kein Mensch glauben, und das Mißtrauen gegen ihn war nur allzuberechtigt. Er wurde aus allen österreichischen Staaten verbannt, saß in Turin, Mailand, Bayreuth, Berlin, Wien, Friedrichsort und Kopenhagen gefangen, wurde aus Bayern ausgewiesen und fand endlich auf thüringischen Boden in einem Eheidyll Ruhe. Durch die Heirat waren ihm Güter in Schlesien zugefallen, deren Verwaltung er lange Jahre hindurch ausschließlich lebte, bis er in seinem letzten Lebensjahrzehnt wieder als Angestellter des ministeriellen Preßbureaus in Wien in das politische Fahrwasser seiner wildbewegten Jugendjahre einlenkte. Diesen Zeitraum hat er selbst in einer langen Reihe von Bänden und kleineren Schriften geschildert, aus denen uns nun Houben mit energischer Zusammenfassung das vorliegende Buch gestaltete. Man muß das Geschick bewundern, mit dem die völlige Einheit der Erzählung ohne jede Spur einer Naht hergestellt wurde. Wir haben damit eines der lesenswertesten Memoirenbücher erhalten, und die kenntnisreichen Beigaben des Herausgebers erhöhen den Wert noch beträchtlich.

Friedrich Meyer, der Bibliograph Heines und Goethes, beschenkt uns mit einer *Maler Müller-Bibliographie* (Leipzig, Friedrich Meyers Buchhandlung). Nach dem bewährten Schema Salomon Hirzels verzeichnet auch diese stattliche Monographie, für jedes Jahr eine neue Seite beginnend, von 1769—1911 nicht nur alle Drucke der Werke, sondern auch die gesamte Literatur über Müller in erstaunlicher Vollständigkeit bis in gelegentliche Hinweise an oft entlegenen Stellen. Als sehr dankenswert erweist sich die Angabe des gegenwärtigen Verbleibs der Handschriften, so weit er festzustellen ist. Beigegeben sind eine poetische Ansprache an den späteren Ludwig I. von Bayern, gehalten in Rom am 29. April 1818, und ein interessanter Brief des Bildhauers Trippel über Müllers Bekehrung zum Katholizismus, ferner das bei Meyer schon gewohnte treffliche Register und 14 Tafeln mit Faksimiles und Bildnissen. Wir wünschen und hoffen, daß dieser gewissenhafte und kenntnisreiche Helfer der Literaturgeschichte uns noch weitere, ähnlich erfreuliche Früchte seines Fleißes beschere, und möchten ihm als Gegenstände desselben in erster Linie Friedrich Maximilian Klinger und Ludwig Tieck ans Herz legen.

Der *Insel-Verlag* in *Leipzig* setzt seine von uns schon gerühmte *Dickens-Ausgabe* in schnellem Tempo fort. Vor uns liegt der „Raritätenladen", die „Pickwickier" und „Martin Chuzzlewit", drei Ruhmestaten des großen Humoristen. Der reizvolle Schmuck bebesteht auch hier aus den zeitgenössischen, mit absoluter Treue nachgebildeten Holzschnitten von *Phiz*, *Cruickshank* usw., deren Verhältnis zum Texte tatsächlich mit dem viel mißbrauchten Worte kongenial gekennzeichnet werden darf. Der Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg steht auf dem guten Dünndruckpapier vortrefflich, der Einband von *E. R. Weiß* gehört zu den besten Leistungen dieses Buchkünstlers und schließlich ist der Preis (6 M. in Leinen, 8 M. in Lederband) für diese Tausendseiter wirklich bescheiden.

In den engeren Kreisen der Literaturbeflissenen und Bücherfreunde wurde seit Jahren ein Werk erwartet, von dem alle über die Persönlichkeit und das Schaffen *E. T. A. Hoffmanns* die letzten möglichen Aufschlüsse erhofften: *Hans von Müllers* aus innigster Liebe und jahrzehntelanger Versenkung erwachsene Publikation „*E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr.* Sein Briefwechsel und die Erinnerungen seiner Bekannten". Nunmehr liegen in vier Teilen die ersten zwei Bände vor, erschienen im Verlag von *Gebrüder Paetel* (*Dr. G. Paetel*) in *Berlin.* Der erste Band behandelt auf Grund aller erreichbaren Dokumente das Lebensverhältnis Hoffmanns zu Theodor von Hippel und gibt auf diese Weise einen Überblick der gesamten Existenz und der menschlichen Erscheinung Hoffmanns. Nach allen Seiten ergänzt dieses Bild der zweite Band durch die Sammlung des gesamten übrigen Briefwechsels, denen am Schlusse noch eine Anzahl Beigaben, von Wert namentlich das Kapitel über die Kompositionen des Dichter-Musikers, beigefügt sind. Im Stile des XVIII. Jahrhunderts würde man dieses letzte Heft „Grundlegung der gesamten Hoffmann-Wissenschaft" betiteln. Nachträge zum Briefwechsel werden für den dritten Band in Aussicht gestellt; kein Wunder, denn der Zufall bringt immer neue Stücke der weitverstreuten Hinterlassenschaft Hoffmanns zutage, und immer wieder leuchtet an versteckten Stellen der Schimmer verborgener Dokumente auf, die Hans von Müller mit dem Zauberstab zähesten Spüreifers ans Licht lockt. Es ist nicht nur diese gewissenhafte Erfüllung der Sammlerpflicht, die das Werk in langsamem Reifen zu einer außerordentlichen, in der Schar der literarhistorischen Publikationen alleinstehenden Erscheinung gestaltet hat. Den eigentlichen Stempel seiner Eigenart empfängt es von der Persönlichkeit des Herausgebers. Im Gegensatz zu der kühlen Objektivität der üblichen Publikationen dieser Art tritt hier der Autor allenthalben neben das Kind seiner Sorge, erzählt in einleitenden Berichten von dem Kampf seiner Arbeit,



ihren Hemmnissen und Förderungen, ihren Schmerzen und Freuden, begleitet den Text mit teilnehmenden und in die weiteren Zusammenhänge hinausweisenden Bemerkungen, wird nicht müde, immer wieder Berichtigungen und Nachträge darzubieten. Dank dieser höchst persönlichen Methode wird der Autor zu dem Vertrauten seiner Leser und man kann sagen, daß Hans von Müller uns, wenn wir am Schlusse angelangt sind, ebenso nahe gekommen ist wie Hoffmann. Man mag auf dieses Werk das Wort Mercks anwenden, das zu unrecht in Goethes Werken steht: „Alle die Herren irren sich, wenn sie glauben, sie beurteilen ein Buch — es ist eine *Menschenseele*."

Als ein mit liebevollster Sorgfalt aus tausend Steinen zusammengetragenes Monument steht neben Hans von Müllers „Hoffmann" der „Goethe" *Hans Gerhard Gräfs*, freilich in anderem, strengerem Stil errichtet. Unter dem Titel *„Goethe über seine Dichtungen"* vereinigt Gräf alle Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke, jedes einzelne Wort dieser großen Masse auf Bedeutung und Gehalt prüfend. Nachdem das Weitererscheinen mehrmals gefährdet war, ist jetzt, dank dem Opfermut des Verlags, der *Literarischen Anstalt Rütten & Loening* in *Frankfurt a. M.*, und der Unterstützung der Goethe-Gesellschaft, die Vollendung gesichert und, nachdem die epischen und dramatischen Dichtungen in sechs Bänden vorliegen, beginnt mit dem siebenten Bande des Gesamtwerks die Behandlung der Lyrik, die bis zur Zeit des „Westöstlichen Divans", dem Schlusse des Jahres 1814, hier an uns vorüberzieht. Wir rufen dem gelehrten Verfasser, der hier wieder die alte musterhafte Sorgfalt und Kenntnis des Gesamtgebiets der Goethe-Literatur bewährt, ein Glückauf für die letzte Tagereise seines langen Weges zu.

Mit einem Nachwort von *Rudolf Frank* erneuerte der *Insel-Verlag* in sehr getreuer und gefälliger Form das *Geißelbrechtsche Puppenspiel Doctor Faust oder: Der große Negromantist*, das nach dem ersten Druck in 24 Exemplaren von 1832 schon in Scheibles Kloster wiederholt worden war. Hier erscheint es nun mit allen Reizen des Prototyps, am Schlusse bereichert durch eine willkommene Übersicht der im Druck erschienen Faustspiele bis zum Jahre 1912. Das hübsche Büchlein wird in seinem braunen Papppröckchen allen Faustianern Freude bereiten.

In den schon mehrmals hier besprochenen *Deutschen Volksbüchern*, die *Wilhelm Benz* bei *Eugen Diederichs* in *Jena* herausgibt, ist als vierter Band der *Till Eulenspiegel* in der gleichen vortrefflichen Ausstattung wie die Vorgänger erschienen, was wir zu Nutz und Frommen der Besitzer der früheren Bände anmerken, sowie für alle diejenigen, die unsere alten köstlichen Jahrmarktsbücher in einer wirklich stilgetreuen, allen Vorgängern weit überlegenen Erneuerung zu besitzen wünschen.

Der rastlose Verlag *Georg Müller* in *München* beginnt unter der Leitung *Fritz Mauthners* eine *Bibliothek der Philosophen*, die sich sehr stattlich mit Didotschen Schriften gedruckt und nach Entwurf Paul Renners gebunden präsentiert. Das neugestärkte Interesse am absoluten Denken wird dieser Sammlung den verdienten Erfolg bereiten. Sie beginnt mit dem ersten Teil von Immanuel Kants Briefwechsel (weshalb fehlt auf dem Rückentitel „Erster Band"?), herausgegeben von H. Ernst Fischer. Darauf folgt, besorgt von Fritz Mauthner, Jacobis bei seinem Erscheinen so einflußreiches Spinozabüchlein mit den Dokumenten jenes literarischen Streites, dem Moses Mendelssohn, um das Andenken des hingeschiedenen Freundes Lessing zu retten, den Rest seiner Kraft weihte. An dritter Stelle steht Schopenhauers Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung", in der ersten Fassung von 1819 erneuert durch Ludwig Berndl. Die Wahl dieser ersten Bände, die Art der Herausgabe und das edle Äußere erwecken die sichere Hoffnung, daß die neue Welle philosophischen Interesses, die in unseren gebildeten Kreisen emporsteigt, von dieser Sammlung eine erhebliche Stärkung empfangen werde.

Der Schatz von Lebens- und Kunstweisheit in Hebbels Tagebüchern und Briefen hat schon so manchen gelockt, aus den letzten acht Bänden der Wernerschen Ausgabe das Kostbarste herauszuheben. In eigenartiger und schwerlich zu übertreffender Weise vollbringt dies jetzt *Walter Bloch-Wünschmann* in dem stattlichen Bande: *„Friedrich Hebbel. Ein Lebensbuch." (B. Behrs Verlag, Friedrich Feddersen, Berlin-Steglitz).* Es ist eine Hebbel-Biographie in jener höchsten Bedeutung des Wortes, die mehr noch als den äußeren Lebensgang das innere Werden bezeichnet. Schwerlich wäre ein besseres Mittel zu finden, um in den Kern der Granitgestalt Hebbels einzudringen, ihre gewaltigen Konturen richtig zu erfassen. Nur bei Schiller finden wir unter unseren deutschen Dichtern eine ähnliche widerspruchsvolle Mischung von Charakterstärke und Sinnlichkeit, Phantasie und Denkvermögen. Aber Schiller zwingt seine Persönlichkeit, der Verständlichkeit zuliebe, vielfach unter das Joch der Gemeinurteile und Konventionen; Hebbel dagegen behauptet die Sonderart bis zum Äußersten. Dadurch wird sie schwerer erfaßbar, und für uns, denen Persönlichkeit das Reizvollste an großen Naturen dünkt, steigt er um so höher. Ihn so zu zeigen, wie er ist, war der Herausgeber ehrlich bestrebt, und er hat es erreicht, daß der Genuß innigen Verkehrs mit Hebbel jedem erschlossen werden kann. Denn das literarische Verdienst dieses Buches wird gesteigert durch den niedrigen Preis von 6 M. für den schön gedruckten und geschmackvoll solide gebundenen Band von 640 Seiten, den ein treffliches Lichtdruckporträt Hebbels schmückt.

Auf Seite 110 dieses Jahrgangs meldeten wir das Erscheinen des ersten Bandes der bekannten und



dem Sammler unentbehrlichen *„Bibliotheca Germanorum Erotica et Curiosa“*, in dritter Auflage herausgegeben von *Hugo Hayn* und *Alfred N. Gotendorf* (*München, Georg Müller*). Nun liegt uns bereits der zweite Band vor, der auf 715 Seiten die Buchstaben D bis G behandelt. Wieder zeigt der Vergleich mit der vorhergehenden Auflage allenthalben, daß nicht nur der Umfang gewaltig vermehrt wurde, sondern auch die Genauigkeit der Nachweise, unter denen namentlich auch die erotische Literatur der jüngsten Zeit bereits vielfach mit antiquarischen Preisen verzeichnet ist. Im übrigen verweisen wir auf unsere erste Anzeige und bemerken nur noch, daß der dort gerügte Mangel der lebenden Kolumnentitel jetzt beseitigt ist.

Was früher für jeden, der im literarischen Leben der Gegenwart steht, allein Kürschners Literaturkalender leistete, das bietet nunmehr in erweiterten Rahmen das große Nachschlagebuch der Lebenden: *„Wer ist's?“* Begründet, herausgegeben und redigiert von *Herrmann A. L. Degener* (*Leipzig*, Verlag von *H. A. L. Degener*). Die sechste, soeben erschienene Ausgabe ist um rund 3800 neue Aufnahmen erweitert. Als besonders praktischen Abschnitt heben wir die Zusammenstellung von etwa 3200 Pseudonymen vornehmlich deutscher und österreichischer Schriftsteller hervor. Aber auch in dem Hauptteil wird der Literaturbeflissene für seine Zwecke eine Menge nützlicher Nachweise entdecken. Von unserem Standpunkt aus sei der bei allem Streben nach Raumersparnis überaus klare Satz und saubere Druck anerkannt. Legt man den „Degener“ neben den „Kürschner“, so scheint die Überlegenheit der Antiqua für solche Nachschlagebücher, *aber nur für diese*, erwiesen.

In *Dietrichs Münchener Künstlerbilderbüchern* erschien als Nr. 17 *„Der Elfenraub“*. Ein Märchen von *Marie Charlotte Siedentopf*, mit zwölf farbigen Bildern und Buchschmuck von *Alexander von Wolberth*. Wir können weder die Reime, die alte Motive dilettantisch einkleiden, noch die Bilder, denen es ebenso an selbständigem Künstlertum mangelt, besonders rühmen. Um so höher steht in jeder Beziehung Nr. 18 derselben Sammlung: *„Die Himmelsleiter“*, Bilder von *Josef Mauder*, Reime von *Ernst Weber*. Das ist ein Kinderbuch seltenster Art, an dem auch jeder Erwachsene seine helle Freude haben muß. Josef Mauder bewährt alle die Eigenschaften, die einem modernen Kinderbuche bei jugendlichen Kennern Beifall sichern: quellende Erfindung, die das Phantastische völlig natürlich herausbringt und in den Bildern bei aller Klarheit der Zeichnung und Farbe, so oft man sie beschaut, immer neue Einzelheiten entdecken läßt, ein Humor von wahrhaft überwältigender Kraft und eine von innen ausstrahlende Poesie. Die Verse Webers geben die für Kinder wohl unentbehrliche Erläuterung sehr geschickt. Seit langer Zeit habe ich kein Kinderbuch gesehen, das mich so sehr immer wieder angezogen hätte, nicht einmal der gewiß vortreffliche „Kleine König“ desselben Verlags. Wer diesen Band seinen Kindern auf den Weihnachtstisch legt, bereitet damit nicht nur ihnen, sondern ohne Zweifel auch sich selbst ein großes und dauerndes Vergnügen. Warum wird aber eine solche Köstlichkeit mit Draht geheftet?

Als ernsthaftere „Lektüre“ für die Zehn- und Zwölfjährigen empfehlen wir schließlich noch die inhaltreiche und auf gründlicher Sachkenntnis beruhende Zusammenstellung: *„Deutsche Märchen seit Grimm“*, herausgegeben von *Paul Zaunert*. Es ist der fünfte Band der Märchen der Weltliteratur, die im Verlage Eugen Diederichs in Jena von Friedrich von der Leyen und Zaunert besorgt werden. Die Ausstattung F. H. Ernst Schneidlers imitiert ganz ulkig den Holzschnittstil der Tabaks- und Honigkuchenhüllen des XVIII. Jahrhunderts.

Nach dem Abschluß dieses Überblicks neuester Erscheinungen gehen mir noch ein paar Bücher zu, die ich nicht ungenannt lassen möchte.

Der Verlag *Ernst Rowohlt* in *Leipzig* sendet den ersten Band von *Friedrich Maximilian Klingers dramatischen Jugendwerken*, in drei Bänden herausgegeben von *Hans Berendt* und *Kurt Wolff*. Nach einer gründlichen und geschmackvollen Einleitung Berendts folgen „Otto“, „Das leidende Weib“ und „Die Zwillinge“; am Schlusse steht ein ausreichender textkritischen Apparat, vermehrt um die Parodie „Die frohe Frau“ und eine Vergleichung der verschiedenen Fassungen der „Zwillinge“. Da die Erstlinge Klingers sehr selten geworden sind und von den meisten keine genügenden Neudrucke existieren, darf man hier von der Erfüllung eines wissenschaftlichen Bedürfnisses sprechen und hinzufügen, daß die gestellte Aufgabe geschickt und in sehr entsprechender Einkleidung gelöst worden ist.

Demselben Literaturkreise gehört eine zweite, noch wertvollere Gabe des Verlags *Ernst Rowohlt* an: Der Faun Molon. Eine Idylle vom *Mahler Müller*. Aus der Sammlung Kürschner hat das Freie Deutsche Hochstift für das Frankfurter Goethe-Museum die Handschrift erworben, die sich als die verloren geglaubte, früher fälschlich „Erzählungen des Pantharus“ betitelte Idyllenreihe herausstellte. Es fehlte nur die erste und die Schlußidylle, die aber schon gedruckt war und so die Handschrift ergänzen konnte. Dieses kraft- und farbenreiche Bild leichtantikisierten Pfälzertums bedeutet eine wirkliche Bereicherung unseres literarischen Besitzes. Der gefällige, mit drei Radierungen Müllers geschmückte Druck ist des Inhalts würdig.

Der Verlag *S. Fischer* in *Berlin* feierte den fünfzigsten Geburtstag *Gerhart Hauptmanns*, seines größten lebenden Autors, in schöner Art. Er bot die *Gesammelten Werke* in einer Volksausgabe von sechs Bänden dar, die bei durchaus vornehmer Ausstattung unter allen Gesamtausgaben lebenden Dichter die



wohlfeilsten ist, und er ließ die beste Hauptmann-Biographie, die *Paul Schlenthers*, in neuer, bis zur Gegenwart fortgeführter Bearbeitung erscheinen. Wenn man bedenkt, wie sich in den fünfzehn Jahren seit dem ersten Hervortreten des Buches das Bild des Dichters vertieft und geklärt hat, so wird man Schlenther für diese Erneuerung um so dankbarer sein, da sie die alten guten Eigenschaften, Liebe und Gerechtigkeit, noch in der jetzigen Gestalt bewahrt hat. Größere und kleinere Meinungsverschiedenheiten können im Drange dieses Augenblicks nicht erörtert, noch geringfügige Versehen (wie die ungenauen Angaben über das „bunte Buch") berichtigt werden.

G. Witkowski.

Kleine Mitteilungen.

Bibliophiliana. III. Vielleicht hat es nie einen ernsthaften Sammler der närrischen Bücher gegeben. Die Werke der tollen Schriftsteller zwar hat man durch beschreibende Bücherlisten und gelehrte Untersuchungen wiederholt als einen würdigen Gegenstand bibliophiler Beschäftigungen gepriesen, aber diese Werke sind fast immer in einer sehr vernünftigen Buchform erschienen, die mit Beflissenheit das Dekorum des Herkömmlichen und Üblichen wahrte. Die Buchseltsamkeiten dagegen, die in ihrem Äußeren absonderlichen Druckwerke, suchten meist in dem würdigen Inhalt für das „Mal was anderes" ihrer skurrilen Erscheinung die Rechtfertigung ihrer Notwendigkeit. Freilich, das Finden der Buchseltsamkeiten ist schwieriger als ihr Erfinden, und die zerstreuten Nachrichten über Buchmißgeburten mögen oft das Erzeugnis einer Katzenbergerischen Phantasie, nicht in Wirklichkeit vorhandene Probestücke eines buchgewerblichen Sezessionisten gewesen sein.

Die Riesen- und Zwergbücher, die man ja immerhin schon zu den Buchabsonderlichkeiten rechnen darf, sind gelegentlich, wenn auch nicht in der Regel, Probestücke besonderer typographischer Kunstfertigkeit, bei aller Künstelei und Spielerei anerkennenswerte Leistungen einer eminenten technischen Virtuosität. Das größte Buch der Welt, der berühmte, in Holland hergestellte, 1,75 m hohe Atlas, der im XVII. Jahrhundert nach England kam und nun im British Museum aufbewahrt wird, ist allerdings aus einzelnen Landkarten zusammengesetzt (wie ja überhaupt die größten Bücher „in plano" sind). Man könnte ihn in seiner Art (die Kostbarkeit der Ausstattung außer acht gelassen) heute leicht durch einen noch gigantischeren ersetzen, wenn man sich die größten vorhandenen Wandkarten zusammenbinden ließe. Und viele der allerkleinsten Bücher sind gar nicht gesetzte und gedruckte Bücher, sondern photomechanisch verkleinerte Bücher, also eigentlich die Riesen einer unserer allermodernsten Buchformen, die man das mikroskopische Buch genannt hat.

Schwierigkeit des Druckes und Seltenheit der Typen brauchen ebensowenig Kennzeichen einer Buchseltsamkeit zu sein wie die ungewöhnliche Buchgröße und das kostspielige Druckverfahren: die Chalkographen, die ganz in Kupfer gestochenen Bücher, wie sie besonders im XVIII. Jahrhundert in größerer Zahl erschienen, gehören sogar zu den schönsten Büchern dieser Zeit. Und ebensowenig ist ein seltener Druckstoff, eine seltene Druckfarbe immer auf das Verlangen, eine Buchseltsamkeit zu gewinnen, zurückzuführen; hier können häufig ästhetische Gründe mit bestimmend gewesen sein. Man hat vielleicht alle Farben des Regenbogens auf ihre Brauchbarkeit zum Buchdruck geprüft, man hat sogar das „schwarz auf weiß" gedruckt in ein weiß auf schwarz gedruckt verkehrt, und im XVIII. Jahrhundert sind in Frankreich eine Zeitlang die „livres en couleurs" in der Mode gewesen: Caracciolis „Livre Vert" erschien 1759 als „Livre à la mode", ein Jahr später war das Modenbuch zinnoberrot, und nun wechselten die Farbenspiele in den Büchlein, für die bald eine Farbe nicht mehr ausreichte. Aber neben allen diesen irgendeiner Laune entspringenden Versuchen, durch das Drucken der Bücher in Farben ein ungewöhnliches Buch, eine Buchseltsamkeit zu gewinnen, erscheinen, ihnen nur äußerlich ähnlich, die mannigfachen oft recht erfolgreichen Bemühungen, im Farbendruck ein Mittel zu finden, das das Buch für irgendwelche (zum Beispiel mnemotechnische) Gebrauchszwecke verbessern könnte, das seine künstlerischen Reize steigern könnte. So ist *A. de Rochas, „Le livre de demain", Blois, Marchant*, 1884. 8° auf allerlei verschiedenen Papieren mit allerlei Farben gedruckt, weil der Herausgeber zeigen wollte, wie Druckstoff und Druckfarbe die Stimmung des Buches im allgemeinen, dieses oder jenes Werkinhaltes im besonderen beeinflussen können. Ob die in dem „Buche von morgen" gegebenen Beispiele, die mehr in der Farbensymbolik wie in der Farbenästhetik begründet erscheinen, nachahmenswert sind, mag dahingestellt bleiben, daß der Grundgedanke des in seinem Äußeren ungemein seltsamen Buches für die Kunst im Buchdruck bedeutungsvoll ist, wird niemand leugnen. Überhaupt sind die Muster- und Probebücher, die aus Zusammenstellungen verschiedener Papiersorten oder anderer Druckstoffe bestehen, ihrer Absicht nach niemals Buchseltsamkeiten, und man wird sie kaum ohne weiteres den eigentlichen Buchkuriositäten beizählen dürfen. So ungewöhnlich auch ihre Buchform sein mag, so notwendig war sie für den Zweck des Buches, dieses oder jenes Druckverfahren ausreichend zu erläutern.

Die figurierten Verse, die Simias aus Rhodos (nach 324 v. Chr.) erfunden haben soll und deren Kunst in der Anordnung der Wörter und Sätze zu bestimmten Figuren besteht, sind im Altertum und in neuer Zeit das Entzücken mancher Dichter gewesen. Sie boten auch eine willkommene Grundlage für allerlei typographische Spielereien, für die recht zahlreichen Bücher mit seltsamer Satzanordnung, die besonders im XVI. und XVII. Jahrhundert erschienen sind (wie die *„Metametrica"* des *Caramuel*, Rom 1663, 2°, die griechisch-lateinische Blumenlese „Sylvae", Dole 1592,

4° und andere — eine vollständige Liste könnte recht umfangreich werden, zumal solche Kuriositäten auch in neuerer Zeit nicht fehlen [ein schönes Beispiel dafür sind die „Cenni tipografici riguardanti l'arte tipografica e litografica" des Lodovico Corio, Roma, 1876, 18°] und in neuester Zeit durch manche moderne Dichter in dieser Hinsicht freilich recht ungewollt, sogar recht bedeutend vermehrt worden sind). Die Gruppe der Buchseltsamkeiten, deren Kuriosität in der Satzanordnung beruht, ist ungemein groß und gar nicht abzugrenzen. Hierher gehören die gewagtesten Setzerscherze und die Bücher mit berühmten Druckfehlern, hierher gehören die Bücher, die irgendeiner Autorschrulle ihr Entstehen verdankten, wie die in drei Bänden (Paris 1894—1896) erschienene „Histoire du monde" des Herrn Guyard, der, ein früherer Lehrer der kaiserlichen Schule in Tokio, jeden Band am Ende anfangen ließ (wenn man wieder einmal den Katalogzettel des unglücklichen Bibliothekars abschreiben darf, der nach vielen Mühen ein hebräisches Buch so beschrieb: Ein Buch, das da anfängt, wo es aus ist). Hierher gehören auch die Doppelbücher, die als Zwillings- und Mehrfachbände, als erkünstelte Vereinigung verschiedener anscheinend selbständiger Bücher durch einen Einband eine beliebte Buchbinderspielerei nach dem Kuriositätengeschmack des XVI. und XVII. Jahrhunderts gewesen sind. Man gebrauchte die Form des Doppelbuches meist, um Schrift und Gegenschrift derart durch einen Druck zu verbinden, daß man mit umgekehrter Seitenrichtung je eine Schrift in entgegengesetzter Buchrichtung druckte, so daß der Leser, je nachdem er das Buch in die Hand nahm, entweder die Schrift oder die Gegenschrift am Buchanfange fand. Ein Stück aus dem Kinderzauberkasten, das mit einigen ihm ähnlichen und verwandten zu den ärmlichsten Erfindungen auf dem Gebiete der Buchseltsamkeiten gehört, das aber trotzdem in mehrsprachigen Ländern, in denen die Geschäftsleute für ihre Preislisten und ähnliche Drucksachen nach einem Sprachenausgleich suchten, neuerdings schon hin und wieder ein höchst willkommenes Aushilfsmittel für die Herausgabe eines etwa in zwei Sprachen gedruckten Kataloges gewesen ist, gegen den dann niemand einwenden konnte, daß die eine Sprache dadurch der anderen vorgezogen sei, daß sie das Buch eröffne.

Es ist nicht leicht, die seltenen Druckstoffe, wie etwa Pergament und Asbest, von den seltsamen scharf zu trennen. Das unverbrennliche, auf Asbest gedruckte Buch kann ja ebenso wie das auf dem mehr als Papier haltbaren Pergament gedruckte einen Nutzwert durch die Verwendung solcher Druckstoffe gewinnen wollen. Und der in Spanien hin und wieder versuchte Druck auf Korkblättern (dessen glänzendste Probe wohl der auf Kork gedruckte Don Quichotte ist) wurde fast immer zur Empfehlung einer bestimmten Industrie und der Gebrauchsgüte ihrer Erzeugnisse, nicht aber in der Absicht unternommen, Druck oder Buchkuriositäten herzustellen. Eines der vielen schon in Vorschlag gebrachten Bücher der Zukunft ist das Nickelbuch, das Edison vor einiger Zeit im „Cosmopolitan Magazin" als eine der vom XX. Jahrhundert zu erhoffenden Gaben bezeichnet hat. Der amerikanische Meister der Erfindungen und ihrer Propaganda meint nämlich, das Druckpapier sei ein viel zu gefährlicher Infektionsherd, sein Ersatz durch ganz dünn, auf das Zweitausendstel eines Millimeters gewalzte Nickelblättchen, auf denen sich ganz genau so wie auf Papier drucken ließe, würden Bücher möglich machen, die bei einer Stärke von zwei Zentimetern 40000 Seiten umfassen würden und nur einen Dollar zu kosten brauchten. Eine diabolische Prophezeiung, die weiterzudenken des Schweißes eines Propheten wert wäre.

Auch Buchkostspieligkeiten brauchen nicht ohne weiteres Buchseltsamkeiten zu sein. Die mit den üblichen teueren Neujahrsgeschenken recht sehr knausernde Montespan, die (nach Amerigo Scarlatti) nur einmal ein Neujahrsgeschenk machte, indem sie aus Anlaß des Jahreswechsels der Fürstin von Harcourt eine Geißel schenkte, damit sie — die Fürstin — ihren — der Fürstin — sündigen Leib geißele, pflegte immerhin sowohl selbst die kostbarsten Neujahrsgaben zu empfangen als auch selbst dem Könige solche anzubieten. So gab sie ihm 1684 ein Buch mit goldenen Deckeln, einen erlesenen Goldschmiedband, auf dessen Pergamentblättern die unter Ludwig XIV. eroberten Städte abgebildet waren, mit einem von Boileau zu jedem Bilde gedichteten Text. Die Kostspieligkeit eines Buches durch die Verwendung der allerteuersten Stoffe zu erhöhen hat naturgemäß in der Verwertung aller Mittel des Prunkeinbandes das nächste und weil der Empfänger einer solchen Gabe das Buch nicht einmal zu öffnen brauchte, auch das wirkungsvollste Mittel gefunden. Indessen gehören diese überladenen Prachtbände zwar oft zu den Einbandseltsamkeiten, nicht aber zu den eigentlichen Buchsonderlingen, weil die von ihnen umschlossenen Bücher sich sonst nicht von den gewöhnlichen unterscheiden. Doch gibt es auch eine Anzahl Beispiele dafür, daß man die Buchblätter durch den Juwelier herstellen und verzieren ließ, wie zum Beispiel bei dem „Buche", das die Republik Brasilien dem Papste schenkte und das aus mit Edelsteinen besetzten Goldblättern besteht, von denen die in Edelsteinmosaik ausgeführte Karte Brasiliens den größten Aufwand erforderte. Aber Buchseltsamkeiten wie dieses Juwelierbuch sind eigentlich gar keine Buchkuriositäten mehr, weil sie nämlich gar keine Bücher sind. Es sind nur Nachahmungen und Nachbildungen der Buchform.

Die Bücher aus nichts, die „Libri cum characteribus et figuris ex nulla materia compositis", das heißt die aus Papier- oder Pergamentblättern geschnittenen Bilder und Buchstaben, die erst auf eine andersfarbige Unterlage gelegt werden müssen, um sicht- und lesbar zu werden, sind vielleicht nur eine harmlose Mühseligkeit. Die Anwendung der Ausschneidekunst, die im Holland des XVII. Jahrhunderts ihre großen Künstler gehabt hat, im XVIII. Jahrhundert in Frankreich gepflegt wurde (sogar die „Correspondance Grimm" beschäftigt sich mit einem Artisten der Psaligraphie) und die seit dem XIX. Jahrhundert in

der Silhouettenliebhaberei aufgegangen ist, zur Herstellung von Büchern hat wohl fast immer Unica entstehen lassen und wenn man alle Berichte über derartige Buchseltsamkeiten sammeln wollte, würde man vielleicht eine Liste von einem Viertelhundert bekannter ausgeschnittener Bücher erhalten, unter denen sich manche künstlerische Leistungen befinden. Ähnliche Anwendungen einer nicht der Buchherstellung dienenden Technik zur gelegentlichen Anfertigung von Büchern gibt es noch mancherlei, sie sollen zumeist die hohe Ausbildung dieser Technik an einem schwierigen Objekte demonstrieren. So gibt es zum Beispiel einige gewebte Bücher, die Musterleistungen des Webeverfahrens sind und als solche ihre eigene Schönheit haben, so daß man sie (wie zum Beispiel das für die Pariser Weltausstellung 1889 mit Bildern und Text aus schwarzer und weißer Seide von R. J. Hervier gewebte: „Livre de prières tissé d'après les enliminures des manuscrits du XIV au XVI siècle. Lyon, J. A. Henry, Fabricant — A. Roux, „Libraire-éditeur") beinahe ungern den Buchseltsamkeiten beizählen möchte, obschon sie, als buchgewerbliche wie als kunstgewerbliche Leistung beurteilt, sicherlich nicht Beweise eines allzu feinfühligen Geschmackes sind.

Ob das, was über seltsame Zeitschriften und Zeitungen des XIX. Jahrhunderts bekannt geworden ist, immer ganz richtig war, läßt sich bei einer gewissen Unbestimmtheit derartiger Nachrichten nicht verbürgen. Da soll eine spanische Zeitung „Luminaria" mit einer Leuchtfarbe gedruckt worden sein, damit man sie auch im Dunkeln lesen konnte. Und eine sehr geschmackvolle französische Zeitung, der „Régal Quotidien" soll als Druckstoff einen wohlschmeckenden Teig verwertet haben, so die Einverleibung seines Inhalts auch den Analphabeten möglich machend. Der „Mouchoir" wurde natürlich als Taschentuch herausgegeben und in seiner Vorzugsausgabe auf Seide gedruckt, während die um 1850 herausgekommenen Badeblätter „Courrier des Baigneurs" und „La Najade" sich mit wasserdichtem Papier begnügten. Usw. Wie man sieht, Absonderlichkeiten, die am Ende gar nicht so sehr absonderlich sind. Die Verwendung leuchtender Farben für Drucksachen, die in dunklen nicht zu beleuchtenden Räumen gebraucht werden sollen, könnte unter Umständen keineswegs kurios, sondern recht praktisch sein, und auch die anderen eben angeführten Zeitungen würden heute niemanden erstaunen, wenn sie Träger irgendeiner Reklame wären. Vielleicht läßt sich daraus die Lehre ziehen, daß es wohl absonderliche Bücher, aber keine absonderlichen Zeitungen geben kann, weil eben bei den Zeitungen nichts sonderbar ist. G. A. E. B.

———

Die Bibliothek des Herrn Beverly Chew, eines ebenso gelehrten wie erfolgreichen Bibliophilen, ist vor kurzem von *Henry E. Huntington* angekauft worden. Nach und nach wird wohl die Bibliothek Huntington, die einige Spezialitäten in unerreichter Weise besitzt, wie zum Beispiel spanische Amerikaner, zu der wertvollsten amerikanischen Privatbibliothek heranwachsen. Chew hatte seine Sammlung schon vor 40 Jahren, also zu einer Zeit, wo man noch Spezialitäten, wie zum Beispiel Erstausgaben englischer Autoren, sehr billig kaufen konnte, anzulegen begonnen, so daß er bereits im Jahre 1900 eine Sammlung von amerikanischen Erstausgaben, von unter anderem Longfellow, Lowell und Whittier, an Mr. J. C. Chamberlain verkaufen konnte. — Viele Jahre sammelte er an den Werken englischer Dichter und diese Sammlung ist nunmehr für einen sehr hohen Preis an Huntington übergegangen. Holmes sagte einmal, daß eine Bibliothek, von der man sprechen soll, über einen Gegenstand bis zur Vollendung gediehen sein müsse, und wenn es sich um den geringfügigsten Gegenstand handle, der in den Büchern beschrieben sei, sagen wir zum Beispiel die Geschichte der Stecknadelköpfe. Wenn nun Chew auch nicht imstande gewesen ist, die größte Shakespearesammlung in der Welt zu vereinigen, so ist doch seine Bibliothek an der Spitze stehend für allererste und spätere Ausgaben der Werke eines George Wither, John Donne, John Cleveland, Francis Quarles, Edmund Waller und anderer Schriftsteller dieser Zeit (XVII. Jahrhundert), welche, wie aus der Zahl ihrer autorisierten Ausgaben und der Nachdrucke hervorgeht, die auf unsere Zeit gekommen sind, einstmals die Lieblingsschriftsteller englischer Leser gewesen sind. Aber die großen Denkmäler der englischen Literatur fehlen natürlich in der Chew-Bibliothek auch nicht. Vier Folioausgaben von Shakespeare sind darin enthalten, deren Besitz allein eine Bibliothek zu einer berühmten machen würde, wenn auch die erste Folio-Ausgabe von 1623 einige kleine Mängel aufweist. Der Band ist nichtsdestoweniger einer der schönsten und besterhaltenen First Folios, obwohl das Titelblatt und die erste Seite nur im Faksimile darin enthalten sind. Besonders selten ist die jetzt in Huntingtons Besitz übergegangene zweite und auch die dritte Folioausgabe. Auch Shakespeares „Poems" (1640) liegen in einer sehr schönen Kopie vor. Von den Milton-Ausgaben ist die Erstausgabe der „Poems" (1645) und eine andere mit dem Porträt Miltons von Marshall vorhanden, auf dem Milton dem Kupferstecher Marshall einen Trick gespielt hat. Milton hatte vier Zeilen in griechischer Sprache unter das Bild geschrieben, die der des Griechischen unkundige Stecher ruhig mit auf die Platte übertragen hat. Sie lauten, „daß dieses Bildnis von einer unkünstlerischen Hand gezeichnet ist, werdet Ihr gewiß sagen, wenn Ihr das Original sehen würdet; aber, meine Freunde, da Ihr gewiß nicht wißt, wen das Porträt vorstellt, so lacht über die schlechte Darstellung von der Hand dieses Stümpers von Künstler". Die Erstausgabe von Miltons „Verlorenem Paradies" enthält ein Autograph in sieben Zeilen von John Dryden; auch die erste amerikanische Ausgabe ist bei Chew zu sehen. — Der ganz einzigartige Charakter dieser Bibliothek liegt aber in der ganz unerreichten Reihe von Büchern gewisser minderwertiger Autoren des XVII. Jahrhunderts, vor denen „The Nation" fast zwei Dutzend aufführt, unter denen manche Autoren erscheinen, deren Werke heutzutage ebenso selten sind, wie Shakespeare-Quartos. Es sind zum Beispiel 29 verschiedene Werke von Richard Brathwaite, 35 des John Cleveland, 30 des



Francis Quartes, 44 von Wither, aus dem Besitz von Chew in den von Huntington übergegangen und von jedem einzelnen der hier genannten Schriftsteller ist nirgendwo anders eine ähnliche Anzahl von Auflagen in Privatbesitz vereinigt. — Seine Sammlung von Werken englischer Dichter des XIX. Jahrhunderts, die die großen und die kleinen umfaßt, hat Chew noch für sich behalten. Die von Huntington übernommene Sammlung wird wohl als ein individueller Teil der großen Huntington-Bibliothek ihr Dasein weiterführen und nicht im Detail in sie eingeordnet werden.

Est Est! Eine der liebenswürdigsten Romanzen Wilhelm Müllers „Est, est!" beruht auf einer Sage, deren Quellen J. Bolte („Archiv für Literaturgeschichte Band 14 Seite 447) nachgewiesen hat: In der Kirche zu Montefiascone unweit der Stadt Viterbo wird das Grab eines Herrn von Fugger gezeigt, der dort am übermäßigen Genusse des Montefiasconer Weins gestorben sein soll. Sein Bedienter, den er zur Erkundung guter Weine voraussandte, ehe er selbst sich einfand, hatte die Verpflichtung, an die Türe jeder Schenke, deren Weine er als gut befunden, das Wort „Est" mit Kreide anzuschreiben, damit sein Herr durch vergebliches Probieren sich nicht den Magen verdürbe. In Montefiascone fand nun der deutsche Edelmann zu seiner nicht geringen Freude ein dreimaliges „Est" angekreidet, übernahm sich bei dem Genuß des edlen Tropfens und starb. Sein Diener soll ihm nun eine Grabschrift verfertigt haben, die mit den Worten „Est, est, est" begann und im folgenden bekundete, daß Herr von Fugger in Montefiascone wegen zu vielen Ests gestorben sei.

Ich vermißte bisher in der wissenschaftlichen Literatur eine Mitteilung über die Entstehung der lustigen Sage, glaube aber jetzt eine Erklärung gefunden zu haben: Im Mindener Sonntagsblatt, herausgegeben von Dr. Nicolaus Meyer, und zwar im fünfzehnten Stück des vierzehnten Jahrgangs (1830) berichtet ein deutscher Montefiasconepilger über den erst 1827 von Longfellow[1] besichtigten Grabstein, der die Veranlassung zu der Sage gab. Ihm fiel zuerst das abgemagerte langweilige Gesicht seines vermeintlichen Landsmannes auf, ferner eine wunderliche Kopfbedeckung, die an Mambrins Helm erinnert, eine Art Schäferstab in der Rechten des Dargestellten, eine lange stolenartige Bekleidung, die bis auf die Sohlen reichte, endlich zu Füßen des Toten, eine ältere Inschrift mit erhabenen Lettern, die nicht mehr zu entziffern war. Der Kirchencicerone beteuerte indessen, sie sei desselben Inhaltes, wie die kleinere Schrift, die unter der ersteren in ganz anderen roten Stein tief eingehauen und in welcher ein dreimaliges „Est" zu Anfang unverkennbar war, während die Züge der oberen Inschrift gar keine Ähnlichkeit mit diesen Worten verrieten. Der Betrachter konnte sich nicht lange verhehlen, daß hier ein alter Bischof begraben liege, der seinen Krummstab in der Hand halte, die Bischofsmütze auf dem Kopfe und an seinem abgemagerten Leibe die Stola trage. Was man offenbar für einen gewöhnlichen Trinkbecher angesehen hatte, war der heilige Kelch. Auch wurde dem Erzähler klar, daß die kleinere lesbare Inschrift nicht von Fugger meldete, sondern, wenn man sie recht las, nichts anderes enthielt als einen Hinweis auf die Ewigkeit Gottes und eine Versicherung des ewigen Lebens. Sie lautet folgendermaßen:

EST EST EST. PR IIMIVM
EST HiC IO DFVS DI
MEVS MORTVS EST.

Das bedeutet nicht:

Est, est, est; propter nimium
Est hic Jo[hannes] d[e] Fug[ger] d[ominus] meus mortuus est.

sondern:

Est, est, est, pater hominum
est; hinc ideo deus d[ominus] J[esus]
mortuus est.

das heißt es wird hier emphatisch verkündigt, daß es einen Vater der Menschen gibt, und daß, um dies zu bezeugen, Jesus gestorben ist.

So mußte denn der Bischof von Montefiascone lange für einen deutschen Trunkenbold gelten und den Stoff zu einer weitverbreiteten drolligen Mär hergeben.

Was würde Tieck, der sich schon beim Anhören der Müllerschen Romanze den Bauch vor Lachen hielt[1], zu dieser Lösung gesagt haben?!

Werner Deetjen.

Die Frau im Buchgewerbe. Von den Ausschüssen, denen die Organisation von Sonderausstellungen der *Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914* obliegt, hat sich als erste der Damen-Ausschuß konstituiert. Dieser wird die Sonderausstellung „Die Frau im Buchgewerbe" bearbeiten und hierbei soll die Betätigung der Frau auf dem gesamten Gebiete von Buchgewerbe und Graphik in folgenden 12 Gruppen vorgeführt werden: 1. Geschichtliche Abteilung, 2. Freie und angewandte Graphik und Buchkunst, 3. Unterricht, 4. Buch-, (Papier- und Farben-) Erzeugung, Buchbinderei und dergl., 5. Schreibwesen, 6. Photographie und Reproduktionstechnik, 7. Buch- und Kunsthandel, 8. Musik, 9. Presse, 10. Reklame, 11. Bibliotheks- und Sammelwesen, 12. Soziales. Die Organisation dieses Ausschusses hatte das Kartell der Deutschen Frauenklubs unter dem Vorsitz Ihrer Exzellenz Frau von *Leyden* übernommen. Der engere, eigentliche Arbeitsausschuß wird in Leipzig seinen Sitz haben und aus folgenden Damen bestehen: Fräulein Dr. *Käte Windscheid*, Frau *Magdalene Berger-Jahns*, Frau *Elisabeth Gadegast-Platzmann*, Frau *Helene Kroeber*, Fräulein *Adele Luxenberg*, Frau *Camilla Müller-Zehme*, Frau *Helene Skutsch* und Frau *Ilse*

[1] Vgl. „Zeitschrift für deutsche Philologie". Band 25. Seite 142 f.

[1] „Deutsche Rundschau". Band 110 Seite 376.

Wendtland-Müller-Hartung. Diese Sonderausstellung wird mit zu dem Interessantesten gehören, was seit langem auf dem Gebiete der Frauenbewegung ausgestellt ist, und sie wird zeigen, wie gerade die künstlerische sowie die gewerbliche Betätigung der Frau auf dem Gebiete des Buchgewerbes und der Graphik außerordentlich weit vorgeschritten ist. Um nun eine würdige und vollständige Vertretung der Frauenarbeit auf obigen Gebieten zu erzielen, bittet der Damen-Ausschuß alle Frauen, sich an ihn zu wenden. (Adresse: Frauenklub Leipzig 1906, Felixstraße 6, I.)

Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914. Die Beteiligung des Auslandes ist schon so weit gesichert, daß die bedeutendsten europäischen Staaten für die Ausstellung gewonnen und die Verhandlungen mit vielen überseeischen Ländern eingeleitet sind. Die Auslandsagitation ist nun insofern in ein neues Stadium getreten, als der Vorsitzende, Herr *Dr. Volkmann*, begonnen hat, in den hauptsächlichsten Plätzen des Auslandes die Fachwelt durch Vorträge für die Ausstellung zu interessieren. Zunächst wurden auf diese Weise Zürich (5. November), Bern (7. November) und Basel (11. November) bearbeitet. Hieran schließen sich für Ende November Holland, Belgien, England und Frankreich an und im Jahre 1913 sollen Dänemark, Schweden, Norwegen, Italien, Ungarn und Rußland folgen

Die Sonderausstellung für Stenographie, wird von dem Königlich Sächischen Stenographischen Landesamt vorbereitet werden. Zu diesem Zwecke hat das Ministerium des Innern Herrn Regierungsassessor Dr. Schramm der Ausstellung für die Dauer der Vorarbeiten zur Verfügung gestellt, unter dessen Leitung diese interessante ebenfalls internationale Abteilung stehen wird. *Der Plakatwettbewerb* hat bis zum Einlieferungstermine rund 600 Entwürfe erbracht. Unter den Entwürfen halten sich die reinen Schriftplakate mit den figürlichen Kompositionen die Wage, und speziell unter letzteren sind viele interessante Arbeiten enthalten.

Die argentinische Regierung in Buenos-Aires hat dem Direktorium die Mitteilung zugehen lassen, daß sie die Einladung zu der Ausstellung angenommen habe und einen Delegierten zur Vertretung bei derselben rechtzeitig ernennen werde. Hiernach ist auch die Beteiligung Argentiniens an der Ausstellung gesichert.

Die Vorbereitungen zur Organisation einer schweizerischen Landesausstellung hat die Schweizerische Zentralstelle für das Ausstellungswesen in Zürich übernommen. Die diesbezüglichen Bedingungen zwischen der Schweizerischen Zentralstelle und dem Ausstellungs-Direktorium sind in diesen Tagen festgelegt.

Daß sich die Ausstellung auch der Gunst der deutschen Behörden erfreut, ist schon wiederholt zutage getreten. Neuerdings haben ihre Beteiligung auch die Reichsdruckerei und das Reichspostmuseum zugesagt. Beide Verwaltungen werden mit je einer Sonderausstellung auftreten. Es ist zu erwarten, daß diese beiden Sonderausstellungen besonders eigenartig und interessant werden. Außerdem haben bis jetzt schon etwa 15 deutsche Großstädte ihre Beteiligung bestimmt in Aussicht gestellt.

Der *Internationale Pressekongreß* (Congrès international de la Presse périodique), der vorige Woche in Paris tagte, hat beschlossen, einer Einladung der „*Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig* 1914“ zu folgen uud die nächste in zwei Jahren stattfindende Tagung in *Leipzig* abzuhalten.

Das vierte (letzte) Heft des dritten Jahrganges der „*Mitteilungen des Vereins der Plakatfreunde*“, Berlin, wird soeben ausgegeben. Sein reicher und reichillustrierter — vor allem auch durch vortreffliche farbige Bildbeilagen reichillustrierter — Inhalt wendet sich zunächst allerdings an die Sammler von Plakaten und sogenannter angewandter Buchkunst. Trotzdem verdienen die dem Münchener Karl Kunst als einem Meister der Kunst der Straße gewidmete Studie von Karl J. Luther, die Ausführungen Julius Klingers über Reklame und Kunst — Kaufmann und Künstler, vor allem aber Professor H. Werners sehr beachtenswerte, durch Musterdrucke erläuterte Darlegungen über die Ausstattung der Konzert- und Theaterprogramme und der Versuch F. W. Köbners, Hans Rudi Erdts Inserate als Beispiele moderner Kunst im Zeitungsdruck zu zeigen mit den anderen kleineren Beiträgen auch die Beachtung der für moderne Buchkunst interessierten Bibliophilen. Der Verein der Plakatfreunde, der bald 800 Mitglieder zählen dürfte, beabsichtigt eine Erhöhung des Jahresbeitrages auf 15 M., um von nun an seine Zeitschrift häufiger und in noch reicherer Ausstattung herausgeben zu können. Die Organisation des Plakatesammelwesens durch diesen Verein (Berlin W. 15, Meinekestraße 7) verdient, von den bibliophilen Gesellschaften nachgeahmt zu werden: die regelmäßige Verteilung von Gratisplakaten könnte ein hübsches Gegenstück in der regelmäßigen Verteilung der bemerkenswertesten Neuerscheinungen des deutschen Buchhandels an die Mitglieder unserer bibliosophischen Akademien finden, wenn die Herren Verlagsbuchhändler darin nur ebenso entgegenkommend wie die Herren Plakatverleger wären. G. A. E. B.

Aussichten der Lithographie. Der Londoner Senefelder-Club hat dieses Jahr wiederum eine, die vierte, Ausstellung von Arbeiten seiner Mitglieder gemacht, was dem „Athenaeum“ Gelegenheit gibt, über die lithographische Kunst und ihre Aussichten sich auszusprechen. Nachdem im letzten Jahre solche hervorragende Zeichner, wie Frank Brangwyn und Charles Shannon, deren lithographische Arbeiten wohlbekannt



sind, Mitglieder des Senefelder-Clubs geworden sind, fehlt fast kein einziger der für die Original-Lithographie ausführenden englischen Künstler mehr in dieser Vereinigung. Das „Athenaeum“ wirft dabei die Frage auf, ob die Lithographie in England nicht mehr Aufmerksamkeit verlangen kann und ob ihr nicht mehr Förderung gebührt wie bisher. Man kann darauf verschiedentlich antworten. In erster Linie beraubt die Urteilslosigkeit des Publikums selbst die besten Lithographen des vollen Erfolges, zu dem sie berechtigt sind. Aber obwohl die darinliegende Ungerechtigkeit nicht geringer geschätzt werden soll, so zweifelt der Gewährsmann der englischen Wochenschrift dennoch, ob die lithographische Kunst in der Weise, wie sie in der letzten Zeit wieder aufgelebt ist, eigentlich eine größere Anteilnahme des Publikums verdient. Der Katalog der jetzigen Ausstellung, den Professor Dr. Hans Slinger ausgearbeitet hat, trifft in einer Einleitung den Nagel auf den Kopf. „Da die Lithographie weder stilistische noch technische Schwierigkeiten im Zeichnen bietet, so haben sich die Talentlosen und die Dilettanten darauf geworfen.“ Die fatale Leichtigkeit und daß der Lithograph in schwarz-weiß über zu zahlreiche Ressourcen verfügt, daß er eine zu weite Freiheit der Methode hat, berauben seine Kunst um einen großen Teil ihres Interesses. Möglicherweise haben uns auch die erstklassigsten Lithographen weniger durch die Ausführung, als die Erfindung interessiert. Whistler, der doch wahrlich nicht talentlos, aber in gewisser Weise ein Dilettant war, handelte darin als demoralisierender Faktor. Er bereicherte die Kunst mit einigen entzückenden Abdrücken, aber hemmte sie durch ein zu eng gezogenes Ideal. —

Jedenfalls, wenn Subtilität der Ausführung mehr als Fruchtbarkeit der Erfindung die Sache des Lithographen ist, so muß er anscheinend ein wenig Purist sein, wenn sein Werk den Beschauer wirklich erfassen soll. Man hat zwei typische Art und Weisen, um beim Zeichnen mit der lithographischen Kreide abzustufen. Man kann eine Linie gleich der mit der Feder gezogenen herstellen, das heißt einen ganz gleichen Grad von Schwärze durchaus herbeiführen, so daß eine Oberfläche hell oder dunkel ist, je nachdem die Linien näher beieinander oder weiter auseinander liegen; oder man kann die ganze Oberfläche des Steins mit Tönen bedecken, in welchen keine Einzellinien unterscheidbar sind, aber bei denen die Töne lichter oder dunkler geraten, je nachdem man mehr oder weniger auf die Kreide drückt. Fast alle Lithographien sind Kombinationen dieser zwei Methoden. Dasjenige aber, was sie so leer macht, ist der Umstand, daß die zwei Methoden in sporadischer Weise kombiniert sind und nicht in strenger methodischer Weise, um die verschiedenen Arten der Wirkung herzustellen. Englische Lithographen haben es hauptsächlich darauf abgesehen, den Stein als ein Mittel zu leichten Improvisationen zu benützen, und es mag scheinen, daß die Kultivierung einer solchen technischen Logik, welche ihr Medium wieder zu einem zwingenden macht, den meisten von ihnen gekünstelt erscheint. Es ist daher unter diesen Umständen schade, daß sie sich nicht mehr in der Farben-Lithographie versuchen, von der wohl niemand sagen kann, daß sie keine technischen Schwierigkeiten bringt. Bei jeder Ausstellung des Senefelder-Clubs ist es eine Überraschung, daß seine Mitglieder so wenig in Farbenlithographie tun, und das Erscheinen eines solchen Meisterwerks auf dieser Ausstellung wie des verstorbenen Toulouse Lautrec's „La Goulue“ verstärkt noch das Bedauern, daß er in England absolut keinen Nachahmer und Nachfolger hat.

M.

Aus der großen Handschriftensammlung des *Sir Thomas Philipps*, aus der die *Königliche Bibliothek zu Berlin* im April vorigen Jahres 20 deutsche Manuskripte erwarb, kaufte der bekannte Vorkämpfer internationaler Verständigung und Begründer großer sozialer Stiftungen Sir Max Waechter die noch vorhandenen deutschen Handschriften (84 Nummern) und machte sie dem deutschen Kaiser zum Geschenk, der sie der Königlichen Bibliothek überwies. Unter ihnen sind besonders wertvoll die Brandensteinische Familienbibel, Augustins Handbüchlein und Ruysbroecks Buch von den zwölf Tugenden, das Marienfelder Glossar, das Gedicht (Roman) von Johan op dem vyrgiere, das Liederbuch der Herzogin Amalia von Cleve-Jülich-Berg, eine niederdeutsche Weltchronik mit Bildern nach einem lateinischen Werke Jacobs von Teramo, die Sammelhandschrift mit den Gesta Romanorum, dem Schachbuch des Jacobus des Gessolis und Exzerpten aus Freidanks Bescheidenheit, Rudolfs von Ems Wilhelm von Orlens, der Wigalois des Wirnt von Gravenberg, die althochdeutschen Glossenfragmente. Eine Anzahl Handschriften bezieht sich auf die Schweiz, so die Handveste von Bern, Etterlins Chronik, Schillings Chronik, Justingers Chronik, das Cartularium von Alta Ripa. Ferner sind mehrere Norimbergica unter den Handschriften, eine Chronik mit einem großen Panorama der Stadt Nürnberg in Federzeichnung, vielen Wappenbildern und Bildern von Schönbartläufern, eine Chronik des St. Egidiiklosters, St. Sebalds Leben, eine dritte Ghronik, eine Beschreibung der Stadt, ein Geschlechterbuch mit vielen Wappen und Porträts. Endlich verdienen noch Hervorhebung ein Totenbuch von Konstanz, eine medizinische Sammelhandschrift von 1424, die in Heidelberg geschrieben wurde, zwei Studentenstammbücher aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts, ein Wiener Stadtrecht von 1396 und der Liber traditionum monasterii St. Mariae in Biburg. Etwa 200 Urkunden meist in deutscher Sprache sind in Kapseln und Umschlägen enthalten.

R. M. Werners grundlegende Hebbel-Ausgabe erscheint gerade zum dritten Male als Säkularausgabe, P. Bornstein beginnt Werke, Tagebücher und Briefauswahl nach chronologischem Prinzip auf die Bände einer neuen großen Hebbel-Ausgabe zu verteilen und die Hebbel-Literatur fängt an sich auszubreiten. Die Hebbel-Funde werden bei solcher gegen einen Dichter gerichteten philologischen Einkreisungspolitik seltener

und unergiebiger. Man traut nach der (hier von R. M. Werner geleisteten) Hauptarbeit den „Nachlesen" nicht mehr recht, als Beiträge zur vollständigsten Vollständigkeit erfüllen sie ihren oft einzigen Zweck. Die *„Neuen Hebbel-Dokumente", herausgegeben von Dietrich Kralik und Fritz Lemmermayer. Schuster & Loeffler Verlag, Berlin und Leipzig,* (vordatiert) 1913 (geheftet 4 M., gebunden 5,50 M.) sind eine angenehme Überraschung, keine mit Müh und Not zusammengequälte Nachlese. Denn sie entstammen einer der ergiebigsten Quellen der Hebbel-Forschung, die man von R. M. Werner bereits völlig erschlossen glaubte. Felix Bambergs Mitarbeiter an der Herausgabe des Briefwechsels von Friedrich Hebbel, Fritz Lemmermayer, hat mit D. Kralik, unterstützt von R. M. Werner, seine Handschriftenmappen noch einmal nach den von Bamberg ererbten Hebbel-Reliquien durchmustert. Das Ergebnis ist dieser 216 Seiten starke Oktavband. Wenn auch Briefe die Hauptmasse seines Inhalts ausmachen und die ihn eröffnenden sieben „Splitter" aus dem Nachlasse Friedrich Hebbels, Notizblättchen in der Art seiner Tagebuchaufzeichnungen mehr literarhistorisches wie literarisches Interesse haben, so finden sich dafür unter den 87 Briefen eine ganze Anzahl, die auch in einer Auswahl von Hebbel-Briefen ihren Platz finden müßten, weil sie zu den interessantesten Briefen gehören, die Hebbel geschrieben hat. Der „Fall Laube" und seine Bedeutung für das Leben Hebbels läßt sich erst nach den in diesem Buche abgedruckten Briefen übersehen, zumal auch 19 Briefe Laubes an Christine und Friedrich Hebbel hier zum erstenmal erscheinen. Daß die vier schon in Zeitschriften gedruckten, aber lange vergessen und verschollen gewesenen „Wiener Briefe" (darunter der Bericht über die Wiener Goethe-Feier des Jahres 1849) ebenfalls in dem Bande einen Platz gefunden haben, ist ebenso erfreulich wie die sorgfältige Herausgeberarbeit, die die Anmerkungen erweisen. Zu Hebbels Zeiten pflegte man gern auf den Titel der diesem hier angezeigten Buche ähnlichen Veröffentlichungen zu setzen: ein notwendiges Supplement zu den Werken des Dichters, eine Empfehlung, die die „Neuen Hebbel-Dokumente" beanspruchen dürfen, obschon sie sie nicht vorweggenommen haben.

G. A. E. B.

In der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, zu deren Mitgliedern die angesehensten deutschen Historiker zählen, wurde im vorigen Jahre der Gedanke angeregt, eine *große deutsche Ikonographie* zu schaffen, die Bildnisse aller hervorragenden Gestalten deutscher Geschichte vereinigen soll. In der diesjährigen Plenarversammlung der Kommission hat nun Professor *Beckmann*, der Erlanger Gelehrte, in seinem Gutachten vorgeschlagen, das Unternehmen zunächst auf ein Porträtwerk zur deutschen Geschichte im Mittelalter, bis zu 1500, zu beschränken. Da sowohl die finanzielle Frage als die Organisation des Werkes weiterer Aufklärung bedürftig erscheinen, wurde die endgültige Entscheidung bis zur nächsten Plenarversammlung vertagt.

Die Königlich Sächsische Staatsregierung läßt gegenwärtig eine Denkschrift über die Errichtung eines *Schriftenmuseums* ausarbeiten. Es handelt sich bei dieser Sammlung um eine möglichst geschlossene Darstellung sämtlicher Schriftzeichen aller Zeiten und Völker. Begünstigt wird das Projekt dadurch, daß mehrere sächsische Staatsinstitute bereits einen sehr wertvollen Besitz an Schriften ihr eigen nennen. Die Denkschrift steht vor ihrer Vollendung.

Die neuen Handschriftenfunde in den Meteoraklöstern. In den „Neue Jahrbücher für das klassische Altertum usw." veröffentlicht Johannes Dräseke einen begeisterten Aufsatz über die, von dem auch in Deutschland wohlbekannten griechischen Gelehrten und Krumbacher-Schüler, Nikos A. Bees (Βέης) in den thessalischen Meteoraklöstern entdeckten zahlreichen Handschriften, über die Bees einen ausführlichen Katalog vorbereitet, bis jetzt aber nur eine vorläufige Aufstellung und provisorische Mitteilung, eine Ekthesis, veröffentlicht hat. Die Meteoraklöster, die auf fast unzugänglichen Höhen in Thessalien thronen, sind infolge des schweren Zuganges und des mehr als unkomfortablen Aufenthalts daselbst nur wenig besucht worden; und obwohl man wußte, daß bei der Übergabe von Thessalien und damit auch dieser Klöster im Jahre 1882 durch die Türkei an Griechenland ein großer Teil des Handschriftenbesitzes der Klöster daselbst zurückblieb, weil die Mönche selbst der militärischen griechischen Gewalt gegenüber ihren Handschriftenbesitz verteidigten, so ist doch erst durch die in den Jahren 1908 und 1909 von Bees mit Unterstützung der griechischen byzantiologischen Gesellschaft dahin unternommenen Reisen und durch die von ihm an Gesundheit und Bequemlichkeit gebrachten Opfer festgestellt worden, wie viel Handschriften in den Sammlungen und Krypten der Meteoraklöster zurückgeblieben sind. Dazu kam noch die Schwierigkeit, daß Bees, der damals in seiner griechischen Heimat als Deputierter aufgestellt war, von seinen politischen Gegnern in den Klöstern angeschwärzt wurde. — 230 Codices wurden im Jahre 1882 nach vielfachen Verhandlungen und Kämpfen nach Athen überführt, Bees hat aber in den Jahren 1908 und 1909 nicht weniger als 1124 jahrhundertelang dort eifersüchtig versteckte Codices dem Lichte und der Wissenschaft zurückgegeben; und wahrlich, diese 1124 Handschriften wurden nicht leicht von ihm gefunden. Unter den Dächern, auf den Balken der Böden, in den Zellen der alten Mönche, unter altem zusammengeschwundenen Bettstroh eines seit Jahren verstorbenen Mönchs wurden kostbare Handschriften, teilweise paläographische Kleinodien, von ihm ermittelt. In dem geheimnisvollen Dunkel eines hinter einem starken Eichenschrank sich öffnenden Gewölbes hat er dann endlich



auch einen ganzen Haufen umfangreicher, fast ganz aus Pergament bestehenden Handschriften, die vor wenigstens 120 Jahren in diesem Versteck verborgen worden waren, herausgefischt. — Die in den Meteoraklöstern von Bees auf so schwierige Weise ermittelten Handschriften sind solche des Alten und Neuen Testaments der Kirchenlehrer und Kirchenväter, sie sind liturgischen und hymnologischen Inhalts, enthalten Heiligenleben, aber sie sind auch philologischen Inhalts und beziehen sich auf Schriftsteller des klassischen Altertums. Die Hauptanzahl der 1124 Codices rührt aus dem eigentlichen Meteoronkloster; 269 fallen auf das Barlaam-, 103 auf das Stephanuskloster usw. Nur ein Kodex ist aus so früher Zeit wie das IX. Jahrhundert; dagegen gehören dem X. schon 7, dem XI. 23, dem XII. 35, dem XIII. 26, dem XIV. 99 Handschriften an, während die Mehrzahl vom XVI. bis zum XIX. Jahrhundert zu verteilen ist. Der älteste Kodex, der die 45.—90. Homilie des Chrysostomos zum Matthäusevangelium enthält, ist im Jahre 861/62 n. Chr. geschrieben und daher eine der ältesten Handschriften, die wir als genau datierte besitzen. Ein großer Teil der Handschriften ist in den Meteoraklöstern selbst geschrieben, so daß an ihnen eine ganze Schule meteoritischer Bücherschreiber mit ihren Eigentümlichkeiten verfolgt werden kann. Was den Inhalt betrifft, so sind die von Bees gefundenen Handschriften, obwohl die Mehrzahl aus der neueren Zeit ist, doch imstande, nicht nur die byzantinischen und neugriechischen Forschungen, sondern fast das gesamte Gebiet der hellenischen Philologie von Homor bis auf unsere Zeit verschiedentlich befördern. Die Ilias, Hesiod, zwei sophokleische Dramen, eine Rede des Demosthenes, Aristoteles und Scholien zu ihm, der Rhetor Aristeides, der Sophist Themistios, Synesios, Lukian, Oppian, viele Grammatiker sind in den neugefundenen Meteora-Handschriften, in verschiedenen Jahrhunderten abgeschrieben, in größeren oder kleineren Teilen vertreten. Ausgezeichnete Codices wichtiger patristischer Werke werden für die Forschung auf diesem Gebiete von großem Nutzen sein. Für Theologen und Philologen gleich wichtig ist namentlich die Auffindung einer wertvollen, in Meteoron befindlichen Handschrift, in der außer anderen Schriften (z. B. auch der kürzlich von Bonwetsch herausgegebenen „Doctrina Jacobi nuper baptizati"), auch Schriften des Irenäusschülers Hippolytos von Rom († 235 als Martyrer) uns erhalten sind, darunter eine, die bis jetzt nur in georgischer Übersetzung bekannt war. Ein ungeheurer wissenschaftlicher Stoff ist durch die entsagungsvolle Arbeit von Bees für die griechische Philologie und Patristik wieder gewonnen worden.

M.

Katalogblüten. Ottmar Schönhuth Nachf. München. Kat. 38. Nr. 304: Diese Bände werden auf amerikanischen Auktionen mit 3—4 Pfd. St. bezahlt.

Fr. Klübers Nachf., Nahr & Funk, München. Kat. 179. Nr. 1299: Schurig, A., D. galante Preußen gegen d. Ende d. XVIII. Jahrh. Sammlung kulturgesch. wertvoller Teile a. selten geword. Pamphleten u. Satiren. Ausgew., sowie m. Anm., Einleitg. u. Bibliographie vers. v. A. Schurig. M. 6 Portr. u. Bildern u. 1 Beil. Berl. 1910. Originbd. (20.—) 12.— Privatdruck f. e. wissenschaftl. ***interessanten*** Leserkreis.

Eingesandt von G. A. E. B.

Literatur und Justiz.

In den letzten Wochen wurden folgende Beschlagnahmen verfügt, beziehungsweise durch Gerichtsurteil bestätigt:

Geschäftspraxis eines Friseurs.

Die Messalinen an der Spree. Spannende Geschichten aus mehreren Zeitaltern der Reichshauptstadt. Weißensee-Berlin, E. Bartels.

Hermann Borkenhagen, Die öffentliche Frau oder ein Opfer der Verführung. Sittengeschichte aus dem Leben. Hamburg, Verlagshaus Digel.

Neuester Katalog. Ein Katalog über unzüchtige Bücher und Bilder.

Der Floh, 1912, Nr. 4/5.

Der Jungfernkranz, dritte Auflage, Verlag Lumen, Wien 1910, Leipzig.

Pierre Valdague, Ein liebebedürftiges Herz, einzig berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von *Dosia*, Leipzig-Prag-Wien, Verlag von Aloys Hynek.

Die neue Magdalena, Satyre von *Maxim Schmidbauer*, Prag, Verlag von Aloys Hynek.

Aus dem Tagebuch einer männlichen Gymnasiastin, Die Geschichte einer Metamorphose, 1910, Verlag von Siegfried Pollak, Wien VI.

Die Chronik von Dirnau, Geschichte eines Dorfes von Gustav Macasy, zweites und drittes Tausend, Wien und Leipzig 1910, C. W. Stern.

Das Buch der Tausend Nächte und der einen Nacht, vollständige und in keiner Weise gekürzte Ausgabe nach den vorhandenen orientalischen Texten, begründet von *Cary von Karwarth*, mit Illustrationen von *R. Chaplyn*. C. W. Stern, Verlag, Wien 1910, Band 8.

Lager- und Antiquariatskatalog V der Firma L. Rosner. Wien I, Franzenring 22.

Le Seigneur des Mouches von ***Maurice Strauß***. Charles Carrington, 13, Faubourg, Montmartre, Paris IX.

L'Amour à Paris von *Jules Davray*, Dessin de L'Vallet et de José Roy. Paris, Librairi P. Fort, 46, Rue du Temple 46, 1900.

Tout pour ça von *Maurice de Vlaminet*, Moeurs Décadentes. Paris, Charles Offenstadt, Editeur, 39, Rue de Trévise, 1903.

Schönheit der Frauen, erste Lieferung, herausgegeben von Dr. *Paul Hirth* und Kunstmaler *Ed. Daelen*, Verlag von Hermann Schmidt.

Kleines Witzblatt, Verlag Das kleine Witzblatt, G. m. b. H., Druck von A. Seidel & Cie., G. m. b. H., Berlin. Jahrg. 1896: Nr. 13: Jahrg. 1897: Nr. 16; Jahrg. 1898: Nr. 1, 3, 6, 7, 8, 10, 20; Jahrg. 1899:



Nr. 3, 5, 6, 7, 8, 10, 21, 22, 23; Jahrg. 1900: Nr. 1, 4, 9, 10, 11, 12, 14, 15, 17, 19, 24, 30, 33, 37, 49, 50, 52; Jahrg. 1901: Nr. 2, 3, 7, 9, 11, 12, 15, 19, 20, 21, 22, 26, 28, 29, 30, 31, 32, 34, 36, 40, 42, 43, 44, 47, 48, 49, 50, 51, 52; Jahrg. 1902: Nr. 1, 2, 3, 4, 6, 7, 8, 9, 10, 12, 14, 15, 17, 19, 25, 27, 29, 31, 32, 33, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 43, 45, 47, 48, 49, 50, 51, 52; Jahrg. 1903: Nr. 1, 2, 3, 5, 7, 9, 10, 11, 16, 17, 18, 19, 20, 25, 28, 29, 40, 42, 46; Jahrg. 1904: Nr. 1, 15, 19, 20, 38, 47; Jahrg. 1905: Nr. 8, 20, 21, 23, 26, 51; Jahrg. 1906: Nr. 3.

Sekt, Verlag Ignatz Goldblatt, Leipzig, Brüderstr. 3., Druck von Fischer & Kürsten, Leipzig. Jahr. I: Nr.: 4, 6, 8, 11, 14, 15, 36, 43, 49; Jahrg. II: Nr. 1, 3, 14, 17, 18, 21, 28, 37, 49a; Jahrg. III: Nr. 10, 11, 12, 13, 16, 18, 21, 22, 24, 25, 36, 38, 42, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 52; Jahrg. IV: Nr. 4, 6, 9, 10, 12.

Satyr, Verlag, Gesellschaft für gewerbliche Unternehmungen, G. m. b. H., Berlin W. Druck: Buchdruckerei der Aktiengesellschaft Nationalzeitung Berlin, Mauerstraße 86/88. Jahrg. III: Nr. 29, 33, 36, 40, 46; Jahrg. IV.: Nr. 4, 5, 7, 12, 13, 14, 32, 42, 47; Jahrg. V: Nr. 6; Jahrg. VI: Nr. 27, 28.

Sexuelle Gebrechen, deren Verhütung und Heilung. Für Ärzte und Laien, von Dr. *S. Reti*, Halle a. S., Verlag von Karl Marhold 1904.

La Môme Picrate, Roman par *Willy*. Paris, Albin Michel, Editeur, 59, Rue des Mathurins.

L'Amour à Berlin (Babylone d'Allemagne) par *Victor Joze*. Types de Berlin. Paris, Librairie Antony, 4, Rue de Savoie, 4, 1902.

Les heures d'ivresse par *Alphonse de Beil* und *George Voos de Ghistelles*, Paris, Editeurs Offenstadt Frères, Rue Richer 23.

Le Journal d'une Masseuse. Paris, R. Dorn, Editeur, 51, Rue Monsieur-Le-Prince.

La Reine de Saba par *Charles Bernard*. Paris, Offenstadt-Frères, Editeurs, 23, Rue Richer.

Une Femme en Prime par *Léon Salbert*. Paris, Albert Méricant, Editeur, 1, Rue du Pont de Lodi.

Le Jardin des Plaisirs par *Paul Mathieux*, Paris, Editeur Albin Michel, Rue des Mathurins 59.

Paris Impur par *Charles Virmaitre*. Paris, Alfred Charles, Rue Monsieur-Le-Prince 8.

Les Cythéréennes par *Charles Montfort*. Paris, Charles Offenstadt, Editeur, Rue de Trévise 39.

Au Pays du Rire par *Armand Sylvestre*. Paris, à la Librairie Illustrée, Rue de Choissant 7.

La Maison Philibert par *Jean Lorrain*. Paris, Librairie Universelle, Rue de Provence 33.

6 Petits Romans Passionels par *Roland Brérames*. Paris, Société des Journaux et Publications Illustrées, Rue de Trévise 39.

Almanach pour Rire, Texte par Mll. *Pierre Véran*, *Louis Leroy*, *Léon Andibert* et *H. Second*. Illustrée par Draner et Mars. Paris, en Depôt central des Almanachs. Librairie E. Plon, Nourrit et Cie., Rue Garancière 10.

Les femmes qui tombent, Roman par *Peyrebrune*. Paris, Albert Méricant, Editeur, Rue du Pont de Lodi 1.,

Une Union Libre, par *Victorien du Saussay*. Paris, Albert Méricant, Editeur, Rue du Pont de Lodi 1.

Mon fils, sa femme et mon amie, Roman par *Pierre Valdague*. Paris, Librairie Paul Ollendorff, Chaussée d'Antin 50.

L'école des Amants, Roman par *Pierre Corrard*. Paris Albin Michel, Editeur, Rue des Mathurins 59.

Vierges d'outre-mer, Roman par *Alexandre Bonnel*. Paris, Albert Méricant, Editeur, Rue du Pont de Lodi 1.

Femme Amour, Mensonges par *Victorien du Saussay*. Paris, Albert Méricant, Editeur, Rue du Pont de Lodi 1.

L'art de L'Adultère par *Guy de Téramond*, Paris, Chamuel & Cie., Editeurs, Rue de Savoie 5.

Pierrette en Pension par *Antonin Reschal*. Paris, Albin Michel, Editeur, Rue de Mathurins 59.

Florina, par *Jean de Merlin*. Paris, Bibliothèque du Journal fin de siècle, Place du Marché Saint-Honoré 28.

Pierrette amoureuse par *Antonin Reschal*. Paris, Albin Michel, Editeur, Rue de l'université 10.

Ceinture dorée par *Victorin du Saussay*. Librairie des Publications modernes, Rue de Provence 62.

Sainte Marie-Madelaine par *René Emery*. Paris, Albert Méricant, Editeur, Rue de Pont de Lodi 1.

Almanach Amusant 1887, 1888—1890, 1892—1897 und Almanach des cocottes 1890, 1892, 1893. Paris, en dépôt central des Almanachs, Librairie E. Plon et Cie., Rue Garancière 10, J. Lemer, éditeur.

L'école des maîtresses, Roman von *Pierre Corrard*. Paris, Albin Michel, éditeur.

Nackt, eine kritische Studie von *Richard Ungewitter*, mit 62 Abbildungen. Verlag von Richard Ungewitter, Stuttgart 1909.

Les conflits sexuels par *Paul Roué*. 1907. Paris, Librairie Offenstadt, Rue de Trévise 39.

Der Ausgang, eine romantische Episode nach dem Leben, geschildert und unterstützt mit 15 vortrefflichen Illustrationen. Herausgegeben zum Ansporn und zur frohen Muße für alte Herren.

Eva im Paradies. 8 Mappen mit 37 Abbildungen. Verlag Richard Eckstein Nachf. 1. Lieferung, 2. Lieferung, 4. Lieferung, II. Serie: 1. Lieferung, 2. Lieferung, 4. und 5. Lieferung.

Das kleine Witzblatt. Jahrg. 1901: Nr. 19 und 20; Jahrg. 1903: Nr. 1, 5, 8, 12; Jahrg. 1904: Nr. 1, 24, 52; Jahrg. 1906: Nr. 3, 45; Jahrg. 1908: Nr. 19.

Satyr. 3. Jahrg.: Nr. 28; 5. Jahrg.: Nr. 41.

L'Etude Académique. Revue Bi-Mensuelle 1912, Nr. 195, 196, 197. Le Directeur, Imprimeur, Gerant: L. Serié.

Pierre Louys, Aphrodite. Budapest, G. Grimm.

Le Frou-Frou, Nr. 589.

Die Bekenntnisse einer Prinzessin. Wien, Wiener Verlag. (Unbrauchbarmachung des Umschlagblattes).

Das Album, VI. Jahrg., 1. Heft.

Die Schönheit des menschlichen Körpers. Düsseldorf, Verlagsanstalt von Ulrich & Steinbrecher.

Folgende Beschlagnahmen wurden aufgehoben; Abenteuer eines Junggesellen und andere Geschichten für fidele Kreise.

Dr. Raph. Eugen Kirchner: Der moderne Don Juan. Über die Kunst, zu verführen.

Die Verhandlung wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften gegen die Buchhändler *Otto* und *Hans Gericke*, die vor zwei Wochen vor der zwölften Strafkammer des Landgerichts I begonnen hatte, ist am 2. November zu Ende gegangen. Wie seinerzeit berichtet, hatten die Angeklagten in ihrer in der Friedrichstraße gelegenen Buchhandlung ein ganzes Warenlager von Erzeugnissen der pornographischen Literatur in einem Geheimschrank versteckt gehalten. Das Gericht erkannte gegen Otto Gericke auf sechs Monate Gefängnis und 500 Mark Geldstrafe, gegen den nur ganz geringfügig beteiligten Hans Gerike lautete das Urteil auf 300 Mark Geldstrafe.

Der Verlagsbuchhändler *Cavael* war am 21. März 1912 vom Landgericht Berlin I wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften (§ 184 Abs. 1 StGB.) zu 50 M. Geldstrafe verurteilt worden. Cavael, der in Leipzig einen seiner Frau gehörigen Buchverlag betreibt, gab im Jahre 1911 in der Sammlung „*Realistische Bibliothek*" das Buch „Schatten und Licht, ein Geschichtenbuch", verfaßt von dem aktiven Oberlehrer *Hermann Sch.* in Neukölln, heraus, nachdem er das 1896/97 geschriebene Manuskript seit mehreren Jahren in Verwahrung gehabt hatte. Das Werk, das nach Angabe des Verfassers durch die Schilderung der Folgen geschlechtlicher Verirrung erzieherisch wirken soll, enthält neun Erzählungen erotischen Inhalts, die bis auf eine vom Gericht für unzüchtig erklärt wurden. Es ist von jungen Mädchen die Rede, die ihre Eltern und Verlobten, von Frauen, die ihren impotenten Mann hintergehen, ferner wird die Vornahme einer Abtreibung bei einem 13—14jährigen Mädchen geschildert. Ihren Höhepunkt erreicht jedoch die erotische Phantasie in der Erzählung von einer einsamen Frau, die sich zuletzt ihrem einzigen treuen Freunde, ihrem Hunde, hingibt. Der Verleger bestritt den unzüchtigen Charakter der Geschichten, da ja nicht zum unzüchtigen Geschlechtsverkehre angeregt, vielmehr davor gewarnt werde. Auch wollte er den Inhalt des Buches vor der Veröffentlichung gar nicht gekannt haben. Das Landgericht stellte indessen den objektiven Tatbestand des § 184 Abs. 1, Verletzung des Scham- und Sittlichkeitsgefühls und Mangel jeden künstlerischen oder erzieherischen Werts, wie den subjektiven Tatbestand, Kenntnis des Angeklagten von der Unzüchtigkeit, hinreichend fest und gelangte daher zur Verurteilung. Cavael legte Revision beim Reichsgericht ein, die jedoch auf Antrag des Reichsanwalts als unbegründet verworfen. wurde.

Ein neuer umfangreicher Prozeß wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften und Bilder stand am 23. Okt. vor der 1. Strafkammer des Landgerichts III Berlin an

Die Anklage richtete sich gegen den Sekretär der Lagerei-Berufsgenossenschaft in Leipzig, *Max Baumbach*, der beschuldigt wird, in Charlottenburg und Leipzig unzüchtige Sachen vertrieben zu haben. Die Anklagebehörde hält ihn für einen Mittelsmann der Firma *H. Lusson* in *Paris*, die dafür bekannt ist, daß sie obszöne Werke und Bilder, die sie aus Paris, Haag, Budapest und Barcelona bezieht, mit Hilfe von Mittelspersonen in den verschiedenen Ländern vertreiben läßt. Eine bei dem Angeklagten vorgenommene Haussuchung förderte über 80 Bücher, Ansichtspostkarten, Kataloge und zahlreiche Photographien zutage, die sämtlich unter den § 184 StGB. fallen. Der Angeklagte bestritt die Annahme, daß er Vertreter der Firma Lusson sei, und behauptete, daß er die unter strengem Verschluß gehaltenen Bücher und Bilder nur für sich selbst habe kommen lassen. Da über den Charakter der Bücher kein Zweifel obwalten konnte, wurde allseitig auf Verlesung verzichtet. Der Staatsanwalt beantragte gegen den Angeklagten 9 Monate Gefängnis und 2000 M. Geldstrafe. Der Gerichtshof erkannte auf 3 Monate Gefängnis und 300 M. Geldstrafe.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 603. Innendekoration. Allgemeine Werke zur Kunstgeschichte — Kunstdenkmäler — Dekorative Plastik und Malerei — Glasmalerei — Textilarbeiten — Mosaik — Möbel — Schmiedekunst usw. 3690 Nrn.

C. G. Boerner in *Leipzig.* Nr. 23. Illustrierte Bücher des XVIII. und XIX. Jahrhunderts. 1328 Nrn.

Victor Eythelhuber in *Wien VIII/1.* Anzeiger Nr. 47 über neueste Erwerbungen. 308 Nrn.

W. Foth, Nachf. Max Engl in *München.* Nr. 16. Vermischtes. 1623 Nrn.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien.* Nr. 109. Vermischtes. 131 Nrn.

Paul Graupe in *Berlin W.* 35. Nr. 62. Moderne Literatur. 292 Nrn.

Otto Harrassowitz in *Leipzig.* Nr. 352. Persien. Das Hochland von Iran und der Kaukasus, vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft. Politische, Religions- und Kulturgeschichte. Ethnographie, Sprachen und Literaturen der iranischen und kaukasischen Völker enthaltend unter anderm die reichhaltige Bibliothek des verstorbenen Professor Dr. Paul Horn in Straßburg. 2542 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 413. Kunstgewerbe. Dekorative Kunst. 889 Nrn.

Heinrich Hugendubel in *München.* Nr. 65. Neue deutsche Literatur von Goethes Tode bis zur Gegenwart. Nr. 2317—6846.



Wilh. Jacobssohn & Co. in *Breslau V.* Nr. 248. Vermischtes.

Joseph Jolowicz in *Posen.* Nr. 181. Les beaux arts en Pologne. 532 Nrn.

J. Kauffmann in *Frankfurt a. M.* Nr. 66. Judaica. Enthält unter andern Neuerwerbungen die Bibliothek des verstorbenen Rabbiners Dr. H. Groß-Augsburg. 2525 Nrn.

Koebnersche Buchhandlung in *Breslau I.* Nr. 287. Philosophie. Pädagogik. Klassische Philologie. 1295 Nrn.

Alfred Lorentz in *Leipzig.* Nr. 216. Vademecum philosophicum. Darunter die kürzlich erworbenen Bibliotheken: W. Dilthey, Otto Liebmann, W. Münch, K. Laßwitz, G. Thiele und Werke aus den früher erworbenen Bibliotheken: Max Heinze, Eduard Zeller, H. Ebbinghaus, Jac. Freudenthal, Ed. v. Hartmann, Th. Vogt, G. und O. Frick. 12566 Nrn. — Nr. 217. Preiswerte ausgewählte Bücher in bester Erhaltung, zum Teil aus den Bibliotheken Wilhelm Dilthey, K. Laßwitz, Otto Liebmann, W. Münch. 4765 Nrn.

Mayer & Müller in *Berlin NW.* Nr. 270. Staatswissenschaften. 1926 Nrn. — Nr. 271. Politische und Wirtschaftsgeschichte, vorwiegend der neueren Zeit.

Charles Meuel & Co. in *London W. C.* Nr. 27. Varia. 306 Nrn.

Edmund Meyer in *Berlin W.* Nr. 30. Kunstblätter. Illustrierte Bücher in deutscher, französischer und englischer Sprache. Bibliophile Publikationen. 1066 Nrn.

Friedrich Meyer in *Leipzig.* Nr. 110. Germanistik. Philologie und Kultur. Pädagogik und Philosophie. Sprachwissenschaft. Literatur und Literatur. geschichte. 3467 Nrn.

Leo S. Olschki in *Florenz.* Nr. 69. Vermischtes. 202 Nrn.

R. L. Prager in *Berlin NW.* 7. Nr. 3. Neue Erscheinungen aus dem Gesamtgebiete der Rechts- und Staatswissenschaften. Nr. 2563—3873.

C. E. Rappaport in *Rom.* Nr. 27. Roma Aeterna. 706 Nrn.

Rheinisches Buch- und Kunstantiquariat Dr. E. Nolte, Inh. G. A. Wolff in *Bonn.* Nr. 66. Klassische Philologie und Altertumskunde. 2595 Nrn.

J. Rickersche Universitätsbuchhandlung in *Gießen.* Nr. 9. Gelehrtengeschichte. Studentica. Bibliographie. Frühdrucke. Bibliothekswerke. 1299 Nrn. — Anzeiger Nr. 10. Pädagogik. 1733 Nrn.

Ottmar Schönhuth Nachf. Horst Stobbe in *München.* Nr. 38. Moderne Buchkunst. 344 Nrn.

B. Seligberg in *Bayreuth.* Nr. 304. Vermischtes. 319 Nrn. — Nr. 305. Musik und Theater. 2471 Nrn.



Simmel & Co. in *Leipzig.* Nr. 233. Klassische Philologie und Altertumskunde. Abt. III: Griechische und römische Geschichte, Mythologie und Altertümer. Geographie. Epigraphik. Numismatik. Nr. 8971—12956. — Nr. 237. Ostasien. Der Indische Archipel. Australien. Polynesien. Madagaskar. 1564 Nrn.

J. M. Spaeth in *Berlin C.* 2. Nr. 5. Die Fundgrube. Deutsche Literatur und Übersetzungen, darunter wertvolle Erstausgaben und Seltenheiten. 2882 Nrn.

Speyer & Peters in *Berlin NW.* 7. Nr. 26. Deutsche Literatur. Auswahl der deutschen Dichtung vom Mittelalter bis zur Neuzeit. 737 Nrn.

Th. Staufer in *Leipzig.* Billige antiquarische Bücher. 839 Nrn.

Hugo Streisand in *Berlin W.* 50. Nr. 42. Deutsche Literatur der Klassiker- und Romantikerperiode in vielen Seltenheiten. 1182 Nrn. — Nr. 40. Bücher für Bibliophilen. Werke mit Illustrationen. 270 Nrn. — Nr. 41. Seltene illustrierte Werke. 270 Nrn.

Süddeutsches Antiquariat in *München.* Nr. 147. Deutsche Literatur von Goethes Tode bis zur Gegenwart. 2754 Nrn.

W. Weber in *Berlin W.* 8. Nr. 7. Vermischtes. 970 Nrn.

Adolf Weigel in *Leipzig.* Nr. 50. Mitteilungen für Bücherfreunde. 154 Nrn.

Max Ziegert in *Frankfurt a. M.* Nr. 18. Autographen. Handzeichnungen. 1777 Nrn.


Digitized by Google

Preiswert zu verkaufen:

2 Blätter der 48zeiligen Bibel (Mainz 1462), eines mit gr. mehrfarbiger Initiale, Papier, außergewöhnlich schön und breitrandig (ca. 40×30 cm).

4 Miniaturen auf Pergament aus livre d'heures (ca. 15×11 cm), flämisch XV. Jh.

Einige **Pergament-Blätter** (ca. 37×26 cm.) aus einer ital. **Prachthandschrift** (Psalt. c. hymnis) mit je einer Initiale in Gold und Farben von hervorragendem Meister ca. 1475.

Or.-Brief Friedrich d. Großen mit zugehörigem Or.-Kuvert d. d. Breslau 7. II. 1762 betr. Kriegsgefangene, ansch. ungedruckt.

Anfragen unter **C. 100** an die Geschäftsstelle der „Zeitschrift für Bücherfreunde".

Verlag von Richard Weissbach
Heidelberg

Dr. Hans Ehrenberg
Privatdozent für Philosophie an der Universität Heidelberg
Die Geschichte des Menschen unserer Zeit
In der Kultur der Gegenwart stehen sich zwei geistige Parteien gegenüber, die neuromantische und die intellektualistische; es wird gezeigt, wie beide aus dem Geist Nietzsches geboren sind und welchen Entwicklungsgang jede für sich genommen hat.
Preis 2 Mark — Druck von W. Drugulin, Leipzig

Der Kondor
Verse von Ernst Blaß, Max Brod, Arthur Drey, S. Friedlaender, Herbert Großberger, Ferdinand Hardekopf, Georg Heym, Kurt Hiller, Arthur Kronfeld, Else Lasker-Schüler, Ludwig Rubiner, René Schickele, Franz Werfel, Paul Zech
Herausgegeben von Kurt Hiller
Preis gebunden 3.50 Mark

Ernst Blaß
Die Straßen komme ich entlang geweht
Ein Buch Verse;
mit einem „kämpferisch-kritischen" Vorwort
Preis gebd. 2 Mark — Druck von W. Drugulin, Leipzig

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung



VEREIN DER PLAKATFREUNDE BERLIN

GEGRÜNDET 1905

ÜBER 1000 MITGLIEDER,

darunter Museen, Bibliotheken, Kunstgewerbe- und graphische Vereine, Kunst- und Kunstgewerbeschulen, Sammler, Kunstfreunde, Künstler, Kunstanstalten, Reklamefachleute und Gewerbetreibende.

Vermittlung von Tausch, Kauf und Verkauf von Plakaten.
Kostenlose Auskunft und Beratung über Plakatbestellung, Künstler u. Kunstanstalten.
Veranstaltung von Preisausschreiben.

Herausgabe der Zeitschrift: **DAS PLAKAT**

Mitteilungen des Vereins der Plakatfreunde.

Jährlich 6 Hefte von 40—50 Seiten Inhalt, mit mehreren hundert Abbildungen u. farbig. Beilagen, Originalumschlägen, Aufsätzen, Referaten, Kritiken u. Plakat-Verkaufslisten.

JAHRESBEITRAG 15 MARK einschließlich der kostenlosen Zustellung der Zeitschrift. Jahresabonnement ohne Mitgliedschaft 20 Mark, einzelne Hefte 3.50 Mk., durch den Verlag Max Schildberger (Inh. Arthur Schlesinger), Berlin W 62, ebenso die Inseratenannahme. Probehefte in beschränkter Anzahl zum Preise von 1.50 Mark gegen Voreinsendung des Betrages von der Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W 15, Meinekestraße 7.

ERNST ROWOHLT VERLAG, LEIPZIG

Fürstin Mechtild Lichnowsky

Götter, Könige und Tiere in Ägypten

Mit zahlreichen Illustrationen nach Zeichnungen der Verfasserin

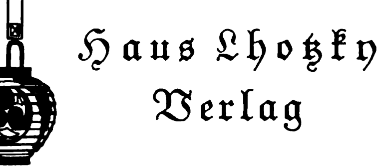
Geheftet M. 6.— Halblederband M. 8.50 Ganzlederband M. 10.—

Die feine Kultur und geistreiche Art, die dies Buch in Anschauung, Darstellung und Reflexion durchdringt, läßt uns zunächst an eine entlegene Zeit unseres Schrifttums gedenken, da Fürst Pückler die Früchte seiner Reiseeindrücke in Büchern niederlegte, deren Reize die gleichen waren, die das vorliegende Werk auszeichnen: die Fähigkeit des impressionistisch lebendigen Sehens, das scharfe Differenzierungsvermögen zwischen alter, echter Kultur und Pseudo-Sehenswürdigkeiten, zwischen wahrem Adel der Gesinnung und allem Talmihaften, ein souveränes Wissen, das sich nie vordrängt, vielmehr als Selbstverständlichkeit nur latent zu verspüren ist. Doch dies Ägyptenbuch ist durchaus modern und von einem Esprit erfüllt, den wir selten in Deutschland finden.

Martinus Luther
Von der Freiheit eines Christenmenschen

Gebunden Mark 3.50 Ganzlederband Mark 10.—

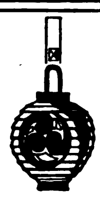
Luthers berühmteste Schrift, die in keiner guten Einzelausgabe bisher vorlag, ist in ihrem tiefen ethischen und sozialen Gehalt gerade für unsere Zeit bedeutsam. Der Text, von dem Herausgeber Dr. Th. Lockemann sorgfältig revidiert, wurde nicht modernisiert; in der markigen Sprache Luthers, des Schöpfers unserer neuhochdeutschen Schriftsprache, bieten wir den kostbaren Neudruck dieses tapferen Manifestes. In Vornehmheit und Originalität der Ausstattung, reiht sich der neueste Drugulin-Druck ebenbürtig den früheren an. Das Buch in alter Schwabacher auf echtem Bütten gedruckt, ist außerordentlich preiswert.

Haus Lhotzky Verlag



Ludwigshafen am Bodensee



Rechtzeitig für den Weihnachtstisch erscheint:

Japanisches Bilderbuch mit Märchen

von

Heinrich Lhotzky

Erste Auflage

Zwei Künstler haben sich hier vereint, uns zu erfreun. Ein Japaner schildert mit einem entzückend zarten Stift, wie nur ein Japaner es kann, humorvolle Szenen aus der Vogel- und anderen Tierwelt. Und diese zarte japanische Kunst umschreibt Lhotzky mit deutschen Märchen ebenso duftig und fein. Ein doppeltes Kunstwerk liegt vor und eine Überraschung zugleich für alle die Lhotzky kennen und lieben.

Das Buch wurde in Ungerfraktur in der Offizin W. Drugulin gedruckt, in deren Händen auch die vollständige Herstellung des Werkes lag. 50 Exemplare wurden auf echt Japanpapier abgezogen und werden zum Preise von M. 20.– abgegeben. Die kartonierte Ausgabe kostet M. 7.50.

In jeder gutgeführten Sortimentsbuchhandlung kann das Werk eingesehen werden.



Haus Lhotzky Verlag



Ludwigshafen am Bodensee



Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde.

Deutsche Dichtungen mit Randzeichnungen deutscher Künstler, I. Band und II. Band (alle drei zusammengeb. in engl. Halbfranzband, Rücken defekt)

Offerten unter „B. D.“ an W. Drugulin, Leipzig.

Für Bibliophilen

1. RABELAIS, GARGANTUA UND PANTAGRUEL (Nr. 262. Georg Müller) 2 Bd. vergr. 30.—
2. DIE NOVELLEN DES FRANCO SACCHETTI (Subskr.-Exempl. Nr. 317. Georg Müller) 3 Bde; selten . . . . 20.—
3. GLEIMS KRIEGSLIEDER MIT MELODIEN (Insel V. Nr 150) vergr. . . . . 15.—
4. DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER (Insel V. Nr. 387) vergr. . . . . 25.—
5. FILLE D'OPÉRA VENDEUSE D'AMOUR Historie de Mlle Deschamps par Capon ornée de quatre planche en couleurs (Plessis 1906) Nr. 18 sehr selten . . . . 30.—
6. FLAUBERT, MADAME BOVARY (1905. Librairie des Amateurs) Comp. de A. de Richemond Gravées á l'Eau-Forte par Chessa. Dies selten schöne Exemplar dürfte überhaupt nicht mehr zu haben sein. Subskrptspr. 150. 75.—
7. MARQUIS DE SADE; LA PHILOSOPHIE DANS LE BOUDOIR, Londres, Aux dépens de la Compagnie 1795; sehr selten . . . . 30.—
8. FRIEDR. SCHLEGEL, LUCINDE, VERTRAUTE BRIEFE (Insel-V. Nr. 86) vergr. 15.—
9. RICHARD DEHMEL „LEBENSBLÄTTER“ Gedichte u. Anderes mit Zeichnungen von Sattler in 1050 Exempl. 1895 (Verlag der Genossenschaft Pan) . . . . 20.—
10. RICH. DEHMEL „ERLÖSUNGEN“ Eine Seelenwanderung in Gedichten, 1891 . . . 20.—
11. DIE FAZETIEN DES POGGIO (G. Müller, Subskr.-Exempl.) . . . . 10.—
12. WESTÖSTLICHER DIVAN VON GOETHE Stuttgart, Cottaische Bchdlg. 1819 . . . . 30.—
13. C. M. WIELANDS SÄMMTLICHE WERKE Die Erstausg. v. J. G. Gruber 1818, 50 Bd. 100.—

(Nr. 1—12 für 250 M.)

Dr. Landsberger
Berlin N. 24. Friedrichstr. 133.

Soeben erschienen (gratis) Katalog 250

Autographen

v. ZAHN & JAENSCH, Dresden, Waisenhausstr. 10.



Ottmar Schönhuth Nachf.

Horst Stobbe

München Schwanthalerstr. 2

Neue Kataloge:

Nr. 38. MODERNE BUCHKUNST. Vergriffene und seltene Werke, Vorzugsausgaben, Illustrierte Bücher, Einbände, Beardsley, Wilde etc.

Nr. 39. MODERNE GRAPHIK / EX LIBRIS / PORTRÄTS.

Nr. 40. DIE MODERNE LITERATUR in Erstausgaben, selten. Drucken, Handschriften und Bildnissen. 1880-1910. Mit einer Einleitung von Dr. Franz Blei u. 10 Dichter-Porträts. Gedruckt in 400 Exemplaren. Preis M. 2.50

Alle übrigen Kataloge versende ich an Bücherkäufer auf Wunsch gratis.

Erstausgaben nach 1800, besonders der „Modernen“, wie auch sonst wertvolle Bücher und ganze Bibliotheken suche ich stets zu angemessenen Preisen zu kaufen.



Neuerscheinungen aus dem Verlag Eugen Diederichs in Jena

Valentin Scherer, Deutsche Museen. Entstehung und kulturgeschichtliche Bedeutung unserer öffentlichen Kunstsammlungen. Mit 24 Tafeln. Br. M. 10.—, Lwd. geb. M. 12.—

Inhalt: Die Kunst- und Wunderkammern des XVI. und XVII. Jahrhunderts / Gemäldegalerien und Antikenkabinette des XVIII. Jahrhunderts / Verluste und Zuwachs der Sammlungen im Zeitalter Napoleons I. / Neue Aufgaben und erste große Museumsbauten / Museen für Kulturgeschichte und Kunstgewerbe / Galerien für moderne Kunst und städtische Museen / Die neuesten Ziele.
Das Werk bietet mehr als sein Titel verspricht. Es ist nicht etwa eine aktenmäßige Darstellung wie die Museen entstanden sind, sondern eine Geschichte des Kunstgeschmackes seit der Renaissance und der Sammelliebhabereien.



Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte. Nebst poetischen Zugaben aus verschiedenen Ländern und Völkern. Übertragen von G. Fr. Daumer. Mit Buchausstattung von E. Schneidler. Br. M. 8.—, in Leder geb. M. 12.—

Die Daumersche Hafisausgabe gilt allgemein für klassisch und es wurden antiquarisch die höchsten Preise bisher bezahlt. Die neue Ausgabe bedeutet eine typographisch-ästhetische Leistung, die mit Biedermeierei oder Nachahmung orientalischer Drucke nichts zu tun hat. Alte persische Miniaturen zu Hafis gaben die Anregung zu Zeichnungen in Schwarz-Weiß, die von ganz besonderer Eigenart sind. Der Titel wurde mit echtem Golde (nicht Goldbronze) gedruckt und farbig koloriert. Das ganze Buch ist von größter Einheitlichkeit.

Thule
Altnordische Dichtung und Prosa
Herausgegeben von Prof. Felix Niedner

Felix Niedner, Islands Kultur zur Wikingerzeit. Mit 24 Ansichten und 2 Karten. Br. M. 4.50, geb. M. 6.— (Einleitungsband)

Bd. I. Edda, Heldenlieder. Übersetzt von Felix Genzmer. Anmerkungen und Einleitung von Andreas Heusler. Br. M. 3.—, geb. M. 4.50

Bd. III. Die Geschichte vom Skalden Egil. Übertragen von Felix Niedner. Br. M. 4.—, geb. M. 6.—

Bd. XIII. Grönländer und Färinger Geschichten. Übersetzt von E. v. Mendelssohn. Br. M. 5.—, geb. M. 6.50

Liebhaberausgabe in Leder gebunden M. 20.—

Die isländischen Sagas (nicht zu verwechseln mit unserem Wort Sage) sind die ersten Novellen der Weltliteratur, lange Zeit vor Boccaccio. Sie entstanden um das Jahr 1000, entsprechen kulturell aber etwa der Zeit der Völkerwanderung. Unbeeinflußt von den sonstigen Quellen europäischer Bildung, Orient und Griechentum, brachte germanische Eigenart etwas Neues hervor, nämlich einen psychologisch vertieften Realismus in der Schilderung des täglichen Lebens. Sie setzt sich nicht absichtlich die Schilderung des täglichen Lebens zum Ziel, sondern jenes ist ihr nur der Schauplatz, auf dem sich das abspielt, was den Künstler zur Gestaltung reizt. Die Kunst der Sagas ist episch.

Die deutschen Volksbücher
Herausgegeben von Richard Benz

Bd. I. Die sieben weisen Meister. Kart. M. 3.—

Bd. II. Historia von D. Johann Fausten. Kart. M. 3.—

Bd. III. Tristan und Isalde. Kart. M. 3.—

Bd. IV. Till Eulenspiegel. Kart. M. 3.—

Bd. V. Fortunati Glücksäckel u. Wunschhütlein. Mit 20 Holzschnitt. Kart. M. 4.—

Liebhaberausgabe. Jeder Bd. in Leder geb. M. 12.—

Die älteren Bearbeitungen von Marbach, Schwab und Simrock sind durch den heutigen Standpunkt der germanistischen Wissenschaft unmöglich geworden und genügen auch nicht dem Wesen dieser alten Volkspoesie, sie geben nur den stofflichen Eindruck. Die neue Ausgabe zeigt die natürliche Einheit von Stoff und Form, sie übermittelt uns den Rhythmus dieser Prosa. Benz geht auf alte handschriftliche Fassungen zurück, soweit welche vorliegen und bringt die ursprüngliche naive Form. Die Sprache behält ihre alte Bildhaftigkeit und ist nur leicht modernisiert, so daß nichts befremdet. Die Volksbücher sind aus mündlicher Überlieferung entstanden und haben die epische Gedrängtheit, den Zauber und die Kraft der Sprache, die Luthers Bibelübersetzung auszeichnet.

C. E. RAPPAPORT

ROM Buch- und Kunstantiquariat 13 Via Bocca di Leone 13 ROM

Auf Verlangen versende ich:

Katalog XXVII:

ROMA AETERNA

Livres anciens — Plans, Cartes topographiques, Panoramas et Vues générales de Rome et de ses environs

Incunables imprimés à Rome

706 Nummern mit 19 Abbildungen.

Für Mitteilung von Sammelgebieten und Desideraten bin ich stets dankbar und sichere deren sorgfältigste Beachtung zu.

Ulrich Putze Nachf. Hans Goltz

Buchhandlung :: Kunsthandlung

MÜNCHEN, Briennerstr. 8

bietet an:

Leibl, Sechs Radierungen, erste Ausgabe, mit Tusche signiert, hervorragend schöne Abdrücke M. 2000.—

Stets reichhaltiges Lager von seltenen Vorzugs- und Luxusausgaben.

Ernsthafte Interessenten sind höflichst gebeten, ihre speziellen Wünsche aufzugeben.

G. RAGOCZY'S UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG (KARL NICK) FREIBURG I. BR., SALZSTRASSE 13

Großes Lager vergriffener und gesuchter Ausgaben, unter anderem:

AUCASSIN ET NICOLETTE. Herausgegeben von G. A. Tournoux. Auf Bütten gedruckt von Enschedé en Zoonen in Haarlem mit Typen nach Plantin-Antwerpen a. d. J. 1584. (250 Expl.) In Ganzperg. M. 38.—

BALZAC, DAS MÄDCHEN MIT DEN GOLDAUGEN. Übertr. v. E. Hardt. Mit 10 Bildern sowie Initialen von M. Behmer. 500 num. Expl. in Perg. M. 25.—

BAYROS-MAPPE I. 12 Exlibris-Radierungen. (500 Exemplare) . . . . M. 35.—

BAYROS-MAPPE II. 20 Exlibris-Radierungen (500 Exemplare) . . . . M. 35.—

BETHGE, HANS, DIE COURTISANE JAMAICA. Novellen. 15 Exemplare auf van Gelder-Bütten in Ganzpergament. (Nr. 1) . . . . M. 10.—

BLEI, FRANZ, DAS LESEBUCH DER FRAU MARKISE. Ein Rokokobuch. 1. Aufl. Kart. M. 12.—, in Maroquin geb. M. 25.—; dasselbe Luxusausg. in Kalbleder auf kaiserl. Japan. (50 Expl.) Nr. 15 M. 50.—

BLEI, FRANZ, DIE PUDERQUASTE. Ein Damenbrevier. Aus den Papieren des Prinzen Hippolyt. 1. Auflage (vergriffen) . . . . M. 12.50

BLEI, FRANZ, Dasselbe. 2. Aufl mit den 10 Zeichn. v. Fr. Christophe. In Pappe M. 5.—, in Ganzled. M. 10.—

BRANTOME, DAS LEBEN DER GALANTEN DAMEN. Übersetzt von G. Horneffer, mit 9 Porträts nach Fr. Clouet. 2 Bände in Pergam. (1200 Expl.) M. 25.—

DAUTHENDEY, MAX, SCHWARZE SONNE. PHALLUS. Auf holl. Bütt. in Pappbd. (120 Expl.) M. 25.—

KAHN, G., LA PEINTURE GALANTE AU ÈME SIÈCLE. Fr. Boucher, J. H. Fragonard. Liebhaberausg. a. Bütten in Ganzperg. (100 Expl.) M. 40.—

MEISTER FRANZ RABELAIS DER ARZENEY DOCTOREN GARGANTUA UND PANTAGRUEL. Aus d. Französ., verdeutscht durch G. Regis, neu herausg. v. W. Weigan. 2 Bde. in Halbfrz. M. 16.—; dass. Luxusausg. a. Bütten in Ganzled. (vergr.) M. 50.—

ROUVEYRE, ANDRÉ, PARISIENNES. 30 Zeichn. mit einer Vorrede v. Remy de Gourmont. (300 Exemplare.) Auf Bütten in Leinwand geb. . . M. 20.—

VERGILS AENEIS, travestiert v. A. Blumauer. Illustr. v. H. Kley. Halbperg. (990 Expl.) . . . M. 20.—

WESSELSKI, A., DIE SCHWÄNKE UND SCHNURREN DES PFARRERS ARLOTTO. Mit mehreren Bildern u. Faksimilen. 2 Bde., in Perg. geb. M. 28.—

WESSELSKI, A., DER HODSCHA NASREDDIN. Türkische, arabische usw. Märlein und Schwänke. 2 Bände. In Pergament geb. . . . . . M. 28.—

GIOVANI BOCCACCIO, DER DEKAMERONE. Deutsch von H. Conrad. In 5 Bänden mit den Kupfern und Vignetten von G. Boucher d. Ausgabe von 1757. Ausg. in Pappe pro Band M. 12.50, in Halbfranz M. 15.— Luxusausgabe in Ganzleder . . . . M. 40.—





AUTOTYPIE
STRICHÄTZUNG
DREI- UND VIER-
FARBENDRUCK-
ÄTZUNGEN
GALVANOPLASTIK



STEREOTYPIE
BUCHDRUCK
FARBENDRUCK
HELIOGRAVÜRE
KUPFERDRUCK
HELIOTINT

Wir versenden kostenfrei unsere neuesten Antiquariatskataloge Nummer 66 u. 67:

Kulturgeschichte Teil V: Die Frau

sowie

Kulturgeschichte Teil VI: Menschliche Schwächen und Gebrechen

(Enth. Kuriosa, Karikaturen, Verbrechen, Mißgeburten, Unfälle, Abenteurer, Totentänze usw.)

Ferner-Katalog 68: Neuere deutsche Literatur

HEINRICH HUGENDUBEL, MÜNCHEN
Abteilung: Antiquariat **Salvatorstr. 18.**

Mitte November erscheint:

ANTIQUARIATS-KATALOG Nr. 11

Deutsche Literatur

Auswahl

Viele Erstausgaben!

2150 Nrn.

R. STROHMETZ, ULM a. D.
ANTIQUARIAT.

MEDIAEVAL-KURSIV

GEZEICHNET VON PROF. WALTER TIEMANN

Mit dieser hervorragenden Schöpfung bieten wir nicht nur eine Kursiv-Auszeichnungsschrift zu unserer Tiemann-Mediaeval, sondern auch eine wertvolle, selbständige Schrift für Gelegenheitsdrucksachen aller Art. Die reizenden Zierbuchstaben, Einfassungen und Schmuckstücke ergänzen sie aufs glücklichste und betonen ihre Eigenart.



GEBR. KLINGSPOR
IN OFFENBACH AM MAIN

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

IV. Jahrgang. **Heft 10.**

Herausgegeben von Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-Gohlis, Ehrensteinstr. 20, Manuskripte an diesen erbeten.
Inserate direkt an den Verlag *W. Drugulin*, Leipzig, Königstraße 10.

Verein deutscher Buchgewerbekünstler (e. V.) Leipzig.

In der Generalversammlung, die am 1. Dezember 1912, 3/4 11 Uhr vormittags unter dem Vorsitz Prof. *Walter Tiemanns* in der Bücherei der Königlichen Akademie in Leipzig stattfand, waren anwesend die Herren *Prof. G. Belwe, Leipzig, Walter Buhe, Berlin, Lucian Bernhard, Berlin, F. K. Delavilla, Hamburg, Prof. E. Doepler d. J., Berlin, Hans Dannhorn, Leipzig, Hermann Delitsch, Leipzig, Erich Gruner, Leipzig, Richard Grimm-Sachsenberg, Leipzig, Prof. Max Honegger, Leipzig, Prof. Franz Hein, Leipzig, Thomas Theodor Heine, München, Rudolf Koch, Offenbach a. M., Heinz König, Lüneburg, Prof. Alois Kolb, Leipzig, Prof. Emil Orlik, Berlin, Prof. Georg Schiller, Leipzig, Paul Scheurich, Berlin, Prof. Hugo Steiner-Prag, Leipzig, Prof. Walter Tiemann, Leipzig, Heinrich Vogeler, Worpswede, Heinrich Wieynk, Berlin* und *Prof. Emil Rudolf Weiß, Berlin.*

Prof. *H. Steiner-Prag* erstattete den Jahresbericht, aus dem ein stetes Anwachsen der Mitgliederzahl (1909: 27, 1910: 38 Mitglieder) zu entnehmen ist, trotzdem der Verein eifrig bestrebt bleibt, sich nur durch Heranziehen künstlerisch wertvoller Kräfte zu vergrößern. Die 1911 ernannten Mitglieder haben sämtlich die auf sie gefallene Wahl angenommen, ebenso die zu Ehrenmitgliedern ernannten Herren: *Prof. M. Slevogt, Berlin, Buchdruckereibesitzer Karl Ernst Poeschel, Leipzig, Verlagsbuchhändler Eugen Diederichs, Jena* und *Schriftgießereibesitzer Karl Klingspor, Offenbach a. M.* Der Mitgliederbestand beläuft sich daher auf fünf Ehrenmitglieder, einen Förderer und 44 ordentliche Mitglieder. Die Wanderausstellung des Vereins wurde nach ihrer Rückkehr in Leipzig aufgelöst, nachdem sie noch vorher in Wiesbaden und Stuttgart gezeigt worden war. Der größte Teil der Vereinsarbeit war den Vorbereitungen für die bedeutsame Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914 gewidmet. An den Vorversammlungen nahmen sowohl Vorstandsmitglieder als auch Herren aus der Mitgliedschaft teil. Aus dem Protokoll der Interessentenversammlung, die das Ausstellungsdirektorium am 2. Dezember 1911 im Buchgewerbehaus zu Leipzig veranstaltete, sei folgender wichtige Beschluß erwähnt:

> Die gesamte freie Graphik liegt in den Händen des deutschen Künstlerbundes und der deutschen Kunstgenossenschaft, die Buchkunst in den Händen des Vereines deutscher Buchgewerbekünstler, der seine Jury durch Nichtmitglieder verstärken wird und der die Gruppe „Illustration" dem Verband deutscher Illustratoren überläßt.

Nach Erstattung des Jahresberichtes verliest der Kassierer Prof. *M. Honegger* den Kassenbericht. Dieser schließt mit einem kleinen Mehrbetrag, trotzdem der Verein die Schaffung



eines eigenen Vereinsvermögens vorläufig nicht anstrebt. Über die Einziehung rückständiger Mitgliederbeiträge entspinnt sich eine lebhafte Debatte. Ein Antrag *Wieynk*, den säumigen Mitgliedern vom Vorstande aus mitzuteilen, daß sie bei Nichtbezahlung der rückständigen Beiträge der Mitgliedschaft verlustig gehen, wird einstimmig angenommen. Desgleichen ein Antrag *Orlik*, die rückständigen Mitgliedsbeiträge alljährlich durch Postauftrag einzuziehen.

Die von der Versammlung zu Rechnungsprüfern bestimmten Herren *Heinz König* und *Erich Gruner* bestätigen die Richtigkeit des Kassenberichtes, worauf dem Kassierer Entlastung erteilt wird.

Zum ordentlichen Mitglied wird *Karl Köster, München-Gladbach*, ernannt. Ferner werden 20 ausländische Persönlichkeiten, die sich um das Buchgewerbe und die Buchkunst hervorragende Verdienste erworben haben, zu korrespondierenden Mitgliedern ernannt. Die Liste der Ernannten wird, sobald deren Zustimmung zu Annahme der Wahl eingetroffen ist, den Mitgliedern bekannt gegeben werden. Auf Vorschlag aus der Mitte der Versammlung wird der bisherige Vorstand und die Jahresjury durch Zuruf einstimmig wiedergewählt. Die anwesenden Vorstands- und Jurymitglieder nehmen die Wiederwahl dankend an.

Der Vorstand besteht demnach aus dem geschäftsführenden Vorstand (fünf Mitglieder, die ihren Wohnsitz in Leipzig haben müssen), und zwar *Prof. W. Tiemann*, 1. Vorsitzender, *Prof. Franz Hein*, 2. Vorsitzender, *Prof. H. Steiner-Prag*, Schriftführer, *Prof. M. Honegger*, Kassierer und *Prof. G. Schiller* als Ersatzmann, sowie sieben Beisitzern, den Herren *Prof. Jul. Diez, München, F. H. Ehmcke, Düsseldorf, Th. Th. Heine, München*, Akademiedirektor *Prof. M. Seliger, Heinrich Vogeler, Worpswede* und *Prof. E. R. Weiß*.

Die Jury besteht aus den Herren *Tiemann, Th. Th. Heine, Czeschka, Doepler, Steiner-Prag, Orlik* und *Seliger*.

Die Versammlung tritt sodann in die Beratungen über die Veranstaltung der Abteilung „neuzeitliche Buchkunst“ auf der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik, Leipzig 1914, ein. An der Debatte, die sich äußerst anregend und lebhaft gestaltete, beteiligte sich eine große Anzahl der Mitglieder. Die Versammlung erklärt sich prinzipiell damit einverstanden, diese Ausstellung zu veranstalten, und gibt ihrem Willen Ausdruck bei dieser Gelegenheit vor allem die künstlerische Kraft der dem Vereine angehörenden Mitglieder zu zeigen.

Die Ausstellung selbst soll international und die Beteiligung jedem freigestellt sein, der sich der vom Vereine bestellten Jury unterwirft. In der Folge wurden noch folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Die Versammlung überläßt es dem Vorstande, der mit der Durchführung der Ausstellungsarbeiten betraut wird, im Falle der Zweckmäßigkeit die Arbeiten der Vereinsmitglieder von denen der Nichtmitglieder räumlich zu trennen.

2. Die Versammlung beschließt gleichzeitig, daß die Arbeiten der Vereinsmitglieder unter allen Umständen auf eine dem Vorstande zu überlassende Weise als solche deutlich erkenntlich gemacht werden sollen.

3. Die Abteilung „freie Illustration“ wird dem Verbande deutscher Illustratoren überlassen, doch behält sich der Verein ausdrücklich vor, im Rahmen der eigenen Ausstellung nach Gutdünken Illustrationen vorzuführen. Von diesem Beschluß soll die Ausstellungsleitung und der Illustratorenverband verständigt werden.

4. Es wird ferner dem Vorstand überlassen, soweit die zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten es erlauben, einzelne Vereinsmitglieder zu Kollektivausstellungen einzuladen. Eine unter den Anwesenden vorgenommene Zettelwahl gibt dem Vorstand die dafür nötigen Unterlagen.

5. Die Versammlung wünscht die Veranstaltung nachstehender Sondergruppen: a) Buchkunst, b) Gebrauchsgraphik, c) Plakat, d) Kleingraphik, e) die graphischen Künste im Buche, f) die Schreibkunst, g) Druckschrift, h) (unter Vorbehalt) Illustration mit neuzeitlichen Reproduktionsverfahren.



6. Für die Gruppe „Plakat“ wird eine Kommission gebildet, bestehend aus den Herren *Lucian Bernhard* (Vorsitz), *Erich Gruner*, *Dr. Preetorius* und *W. Buhe*. Diese Kommission bildet zugleich (gemeinsam mit der Vereinsjury) die Jury und hat das Recht sich durch Zuwahl zu ergänzen.

7. Für die Gruppe „Schrift“ wird unter den gleichen Bedingungen eine Kommission gebildet, bestehend aus den Herren *Wieynk* (Vorsitz), *Koch* und *Delitsch*.

8. Das Gleiche gilt für die Gruppe „Druckschriften“. Die dafür gewählte Kommission besteht aus den Herren *Heinz König* (Vorsitz), *Prof. Schiller* und *Prof. Weiß*.

An diese Beratungen schließt sich eine Besprechung wichtiger beruflicher Angelegenheiten, insbesondere berichtet *Wieynk* über die Honorarfrage bei Aufträgen von Schriftentwürfen für Schriftgießereien, Prof. *Doepler d. J.* regt die Stellungnahme zur Frage der Honorierung von Skizzen an. Die Versammlung ist der Meinung, daß diese überaus wichtigen Angelegenheiten vom Vorstande vorbereitet werden sollen, und gibt dem Wunsche Ausdruck, es möge ein Syndikus bestellt werden, der sich gemeinsam mit dem Vorstande um die Besserung der vielen noch ungeklärten wirtschaftlichen Fragen bemühen soll. Der Vorsitzende stellt dies namens des Vorstandes in Aussicht. Die Versammlung wird um 3/4 2 Uhr geschlossen.

Zu der Tagung unseres Vereins wäre noch folgendes zu berichten: Am Vorabend der Generalversammlung fand im Hotel Sachsenhof eine zwanglose Zusammenkunft der Mitglieder und deren Gäste statt. Universitäts-Prof. Dr. *Georg Witkowski*, der Mitherausgeber unseres Vereinsorganes „Zeitschrift für Bücherfreunde“, nahm die Gelegenheit wahr, die Mitglieder zu zahlreichen Einsendungen ihrer Arbeit zwecks Veröffentlichung in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ aufzufordern. Mit lebhaftem Danke nahm die Versammlung dies wertvolle Anerbieten an. Der Vorstand wird sich bemühn, die Wünsche der Mitglieder der Redaktion zu übermitteln.

An die Generalversammlung am 1. Dezember schloß sich ein gemeinsames Mittagessen in Äckerleins Keller, welches in gewohnter Weise angeregt verlief.

V. g. u.

Walter Tiemann — 1. Vorsitzender.

Steiner-Prag — Schriftführer.

Pariser Brief.

Die *Imprimerie Nationale* erfüllt im allgemeinen ihre Tätigkeit, ohne die breite Öffentlichkeit dafür zu interessieren. Von Zeit zu Zeit aber gibt sie doch Stoff zur Diskussion, die sich nicht auf die luxuriösen Geschäftsberichte bezieht, die sie ediert oder besser edieren sollte, wenn es die Verhältnisse erlaubten, sondern um schlimme Geldfragen, um den unendlich langsamen und kostspieligen Gang der Arbeiten an den so notwendigen Neubauten an der rue de la Convention. Vor nunmehr zehn Jahren wurde dieser Neubau beschlossen, der die alte kaiserliche Druckerei in Stand stellen sollte den längst erhöhten Ansprüchen durch Leistungsfähigkeit zu genügen.

Auch hieß es damals, der Neubau verlange sich unverzüglich, weil das alte Hotel des Kardinals Rohan, in der rue Vieille-du-Temple, in dem sich die Druckerei seit 1806 befand — und auch heute noch befindet — drohenden Gefahren der Baufälligkeit ausgesetzt sei. Bis 1905 war ein erhöhter Kredit von vier Millionen bewilligt, 1906 ein Nachtrag von 2185000 Fr. Und heute ist für die Errichtung der rohen Gebäulichkeiten 5845648 Fr. bezahlt, die bei wiederum unterbrochener Arbeit brach dastehn und noch weit von der Vollendung entfernt sind. Diese berechnet man, günstigen Falls, wenn die Arbeiten sogleich wieder aufgenommen werden könnten — denn die Frage dieser kostspieligen Konstruktion muß neuerdings dem Parlament unterbreitet werden — auf 1916, und dann wird sich die Rechnung auf rund zehn Millionen veranschlagen lassen. Unterdessen muß sich die Staatsdruckerei weiterhin behelfen ihre staatlichen Aufträge an private Drucker weiterzugeben, „ein System, das sich empfahl“, wie es heißt, auch durch finanziellen Vorteil.

An der ersten Ausstellung der *Société de la Gravure sur Bois Originale*, im „Pavillon de Marsan“ des Louvre, dem staatlichen Kunstgewerbemuseum, interessiert uns hier weniger das künstlerische Ergebnis insgesamt — mit welchem sich beim altbekannten Hochstand der Pariser Holzschneidekunst

rein technische Angelegenheiten um den Vorrang bewerben — als der Anteil vieler der Ausstellenden an der Kunst des illustrierten Buches. Die Schwarzweißkunst der *Florian, Colin, Lepère, Vibert, Beltrand* ist hier schon öfters erwähnt worden. Doch sei bei dieser Gelegenheit auf ein von Lepère illustriertes Werk über Nantes hingewiesen und besonders auf ein größeres Blatt, das die Ansicht des Hafens dieser Stadt darstellt und weniger technisch als im Geist jenen alten Städteansichten verwandt ist; ein Blatt, das, als Wandschmuck gedacht, mit Hilfe dortiger Kunstfreunde zustande kam und ein schönes Beispiel von heimatlicher Kunstpflege bedeutet.

Was uns in dieser Ausstellung als Neues bedeutsam erscheint, ist die dem einheimischen Holzschnitt fremde Kunst der Farbe, die hier vielfach versucht wird, und auf unserm Gebiet ihre Anwendung beim Buchschmuck. *Jacques Beltrands* „Légende doré des grands hommes" ist ein ikonographisches Prachtwerk, übereinstimmend in künstlerischer Stärke und technischer Vollendung dieser farbigen Porträte. Lucien Pissaro legt ein Buch vor mit farbigen und vergoldeten Initialen, die der typographischen Vollendung dieses Hundertdrucks von *Gérard de Nervals* „Histoire de la Reine du Matin et de Soliman Prince des Génies" aufs würdigste entsprechen; er ist in England gedruckt — der Titel in Schwarz, Blaugrau und Gold, doch von vornehm bescheidener Erscheinung —; ein Erzeugnis von The Eragny Press „The Brook", Hammersmith, London 1909. —

Auch von einer andern Ausstellung können wir die Titel interessanter oder wenigstens kurioser Bücher notieren, deren Geist, wie uns kürzlich P. v. Scepansky im „Berliner Tageblatt" erwies, heute eine Art der Erneuerung widerfahren ist. „Code de la cravate. Traîté complet des formes, de la mise, des couleurs de la cravate." Paris, Andin libraire-editeur 1828. Aus dem Inhalt: „cravates à la Byron, à la Bergami, mathématique, Italienne, Irlandaise" usw. — „L'art de Fumer et de Priser sans déplaire aux Dames, enseigné en 14 leçons . . . par deux marchands de tabac qui ont mangé leurs fonds." Selbstverständlich ist auch „Du Dandysme et de G. Brummel par J. A. Barbey d'Aurevilly, Maucel éditeur 1845" hier vorhanden. *M. Jacques Boulenger* hat zu seiner Geschichte des „Dandysme" reizvolles Illustrationsmaterial in der Galerie Devambez zusammengetragen, authentische Kleider und Modebilder, Charivariblätter und Rennbilder aus Newmarket und Chantilly, Börsen, Petschafte, Spazierstöcke, Pistolenkasten und was zum Leben eines Löwen gehörte, als der Boulevard von Café de Paris bis Tortoni ging und die Höhe des Montmartre noch von Rigiwiesen bedeckt war, wie aus Deverias Zeichnung ersichtlich, wildem Weidland für die Sonntagsfreude der Künstler.

Unter den Autographen finden wir Alfred de Mussets Conto Corrent, den Comte d'Orsay, Barbey, der die Liebesbriefe mit roter Tinte schreibt, unter den vorgedruckten Wahlspruch „Never more", Roger de Beauvoir als genialen Glossenzeichner. Die übrigen der Elite von damals waren: Auber, Lord Seymour, Roqueplan, Daumiers Docteur Véron, Eugène Sue, Guys und die Spuren ihrer Tage werden heute in den berühmten Sammlungen Vever, Beurdeley, Hartmann, Doisteau, Béraldi, Georges Cain aufbewahrt, die zu dieser Ausstellung beigetragen haben.

In diesem Zusammenhang verdient eine Arbeit von *J. Rolland* Erwähnung, die sich mit den politischen Komödien Eugène Scribes befaßt (Sansot); weil es dem Verfasser nicht, wie einst Jules Lemaître bei seiner Rehabilitation des verstaubten Dramatikers, um eine Untersuchung der übrigens höchst achtenswerten dramaturgischen Eigenschaften Scribes zu tun ist, sondern um die kulturgeschichtlichen Ergebnisse aus seinen Komödien. Das biegsame Talent Scribes wandte sich, nachdem es die Gesellschaft der Restauration mit Vaudevillestücken von etwas persönlichem Cachet unterhalten hatte, mit der Julirevolution einem neuen, dem neuen Zustand der Dinge entsprechenden Genre zu; seriösen Stücken, die einen historisch politischen Charakter haben oder die politische Satire der Zeit verwerten; mit diesen, die auch heute noch ein starkes kulturhistorisches Interesse haben, beschäftigt sich der Verfasser. 1833 erscheint „Bertrand et Raton", darin der Sturz des liberalen Ministeriums Struensee mit Hinblick auf Pariser Zeitereignisse behandelt wird, 1834 „l'Ambitieux", 1837 „La camaraderie", das mit dem aus früherer Zeit stammenden „Solliciteur" die eigentliche politische Komödie bedeutet. Die Theorie Scribes besteht darin, zu zeigen, daß die großen politischen Affären meistens durch ziemlich untergeordnete Intrigen oder simple Zufallsgeschicke entschieden werden. Eine Philosophie, die am deutlichsten in dem heute noch bekanntesten „Glas Wasser" in Szene gesetzt ist, das denn auch den bezeichnenden Untertitel „Die Wirkungen und die Ursachen" trägt und uns eben nicht vergessen läßt, daß wir es hier mit der Geschichtsphilosophie eines Vaudevillisten zu tun haben.

Unter dem Titel „L'Ere du Drame" beschäftigt sich, allerdings aus ganz anderem Gesichtsfeld, zugleich zeitkritisch und mit dramatischen Dingen (und andern künstlerischen Problemen) ein neues Buch des Kritikers *Henri Martin Barzun* (Figuière). Es bedeutet einen neuen Beitrag zu der rasch wachsenden Theorie der merkwürdigen neuen Bewegung in Kunst und Literatur und interessiert nebenbei auch als ein Zeugnis aus der Zeit jener „Abbaye de Créteil", die junge Künstler, Dichter, Musiker wie in einer freien Villa Medici zu gemeinsamem Leben und Schaffen vereinigte.

Unter den literarhistorischen Publikationen ist auf die Darstellung der Beziehungen Victor Hugos mit seinen Zeitgenossen hinzuweisen, die *Léon Séché* unter dem Titel „Le cénacle de Joseph Delorme" herausgibt („Mercure de France"). In den beiden letzten Bänden läßt uns Séché am Leben Victor Hugos in den Jahren 1827 bis 1830 teilnehmen, die durch den intimen Verkehr mit Sainte-Beuve charakterisiert werden können, seinem großen Kritiker, dem er den ersten aus intelli-



genter Teilnahme verfaßten Artikel über seine Dichtung verdankt. Der andere Band handelt besonders von den Beziehungen und Künstlern seiner Zeit: David d'Angers, Boulanger, den Deveria, Delacroix, Johannot, den Zeichnern C. Nanteuil und Charles usw.

Von dem Graphiker *Bernard Naudin* sahen wir eine Ausstellung von etwa hundert Zeichnungen zu dem „Grand Testament" des altfranzösischen Lyrikers *François Villon*, die wohl das Beste bedeuten, was dieser Künstler geleistet hat. Als importantes Ereignis ist den Bücherfreunden die im Verlage von A. M. Peignot, 9, quai Voltaire stattfindende monumentale Ausgabe des genannten Werks zu melden, wo diese mit dem in Tusche getauchten Pinsel in flüssigen Zügen niedergeschriebenen, kräftigen Glossen verwendet werden. Den Text besorgt *Jean Marc Bernard* nach den alten Manuskripten; er wird in einer prachtvollen, breiten, eigenartigen, doch nicht absonderlichen Antiqua gedruckt, die gleichfalls von Naudin, dem im Dienste der Buchkunst schon öfters tätig Gewesenen, stammt. Es soll ein Band von ungefähr 200 Seiten in Folio, aus besonders hergestelltem Bütten der „Papeteries des Rives" entstehn, die Zeichnungen originalgroß in Phototypie der Maison Marotte; die Auflage ist auf 300 numerierte Exemplare, der Subskriptionspreis 500 Fr. berechnet.

Von zwei Büchergeschenken ist Notiz zu nehmen. Der *Graf Josef Napoleon-Primoli* schenkte bei Anlaß der 100jährigen Erinnerung an das „Dekret von Moskau", das die Beziehungen der Comédie Française zum Staat regelte, diesem Theater das Exemplar der Werke Molières, das Napoleon auf St. Helena besessen hatte. Es handelt sich um eine Ausgabe von Firmin-Didot, l'an VII, in-8°, in acht Bänden, die, im besten Zustand erhalten, in einer modernen grünen Maroquinkassette mit dem Medaillon des Kaisers im Foyer des Theaters zur Besichtigung gestellt wurde. — Dem „Musée des Arts decoratifs" ist mit dem Geschenk des Sammlers, *Grafen Rambuteau*, eine der reichsten Sammlungen von alten Einbänden zugefallen. Der Spender hat die Bedingung gestellt, daß diese Bücher in einem besondern Kabinett samt seiner Büste von Denys Puech aufbewahrt werden.

Anfangs Dezember sind zwei Romanpreise von je 5000 Fr. zuerkannt worden. Die Wahl der zehn Akademiker der Goncourt fiel auf das Werk eines jungen Autors, den niemand kannte, eines in England ansässigen Zeitungsschriftstellers, namens *André Savignon*, der noch nichts veröffentlicht hatte, als eben die preisgekrönten Geschichten „Filles de la Pluie". Man hört ihnen intim feine und starke Qualitäten nachsagen; in der Methode der Anschauung vielleicht ein wenig Pierre Loti verwandt; nur daß die Nebelinsel Ouessant vor der bretonischen Küste als Schauplatz die Rolle von Tahiti spielt.

Der Preis der „Vie heureuse", ein „Damenpreis", das heißt von den Damen berühmter Literaten verteilter Preis, ist „feuilles mortes" von *Jacques Morel* (im bürgerlichen Leben Madame Edmond Pelletier, Gattin des Akademiemitglieds und Konservators am Louvre) einem braven Dutzendroman zuerkannt worden. *Julien Bendas* „Ordination", dem der Erfolg vorausgesagt war, verfehlte sich gegenüber irgendeiner Bestimmung der Statuten und mußte außer Betracht fallen.

In hohem Alter starb Ende November eine charaktervolle Persönlichkeit des Pariser Lebens: *Maître Chéramy*. Sein Name war berühmt durch seine Gemäldesammlung, die er, wie Sylvester Bonnard seine Bücherei, noch bei Lebzeiten selber auf die Auktion schickte. Was uns besonders veranlaßt, hier seiner zu gedenken, ist sein Verdienst um die Stendhalforschung, als Präsident der Gesellschaft, die Stendhal ihre besondern Studien widmen will. „La Chartreuse de Parme" sei lebenslang sein innig verehrtes Lieblingsbuch gewesen; diese Wahl des vornehmen Lebemanns alter Schule kann uns nicht wunder nehmen. Daß er auch ein tapferer und begeisterter Verehrer Richard Wagners war, scheint mit dem äußerlichen Stil seiner Persönlichkeit weniger übereinzustimmen und sein Eintreten für Wagner besonders an der Großen Oper, unter deren Gönnern und Stammabonnenten er das geachtetste Wort führte, ist um so anerkennenwerter. Wagner ehrte ihn durch freundschaftlichen Verkehr und ein Stolz Chéramys war es, die „Meistersinger"-partitur mit Dedikation zu besitzen.

Im Hotel Drouot wurde Mitte November 500 Fr. en bloc bezahlt für eine Sammlung von 800 Briefen, Autographen, immerhin ohne besonderes Interesse, der verschiedensten Persönlichkeiten, Béranger und Berlioz, Madame de Genlis und Goncourt, Lacépéde und Lamartine, Augustine Brohan und Buloz, wie wir sie der alphabetischen Ordnung des Kataloges stichprobenweise entnehmen.

Eine *Madame Drouet*, die sich langjähriger Freundschaft Victor Hugos freuen durfte, bewahrte wertvolle Erinnerungen an den Dichter, eine lange Korrespondenz und andere interessante Autographen; alle diese Erinnerungen hatte sie, wie man wissen wollte, auf ihr Ableben der Nationalbibliothek vermacht. Nun aber erscheinen diese Dinge plötzlich im Hotel des Ventes. Es heißt, daß die Erben ermächtigt waren, der Bibliothek ein Reugeld von 20000 Fr. zu bezahlen, um die kostbaren Erinnerungen zu behalten, die sie nun aber nach und nach en détail losschlagen, ohne daß die Bezahlung an die Bibliothek erfolgt wäre. Die Preise, die dafür erzielt werden, sind merkwürdig bescheiden: 40, 50, 60 Fr. für Briefe Hugos an die Erblasserin; 30 Fr. für eine Photographie des Dichters mit schöner Widmung in spanischer Sprache. Ein Stück Versmanuskript (zu den „Contemplations") kam höher: 810 Fr. Eine Locke mit der galanten Widmung „Vous avez ce qui est dedans, la pensée; c'est bien le moins que vous avez ce qui est dessus, les cheveux — V. H., 23. mars 1836". Ferner zwei Seiten Manuskript von „Eloa" von A. de Vigny: 400 Fr. — Ein Brief des Akademikers Boyer an das Fräulein von Scudéri: 360 Fr. — Ein Manuskript von Verlaine 100 Fr. —

Am 5. und 6. Dezember wurde im Hotel Drouot die Bibliothek *L. de Montgermont* versteigert: eine bedeutende Sammlung von Originalausgaben des XIX. Jahrhunderts, besonders der romantischen Periode, von der einzelne Stücke ganz beträchtliche Preise



erzielten. Diese Bücher befinden sich meistens in vortrefflichem Zustand, nicht beschnitten, in den Originaldecken, teilweise noch geheftet, was ihren besonderen Wert ausmacht. Wir erwähnen folgende Verkäufe: 619. *Th. Gautier*, „Mlle. de Maupin" (Renduel 1835—1836), 2 Bände: 5300 Fr. — 220. *V. Hugo*, „Notre Dame de Paris" (Gosselin 1831), 2 Bände broschiert: 5200 Fr. — 225. Derselbe „les Orientales" (Gosselin 1829) 1 Band: 1450 Fr. — 237 *Lamartine*, „les Harmonies poétiques et religieuses" (Gosselin 1830,), 2 Bände: 705 Fr. — 295. *Mérimée*, Colomba (Magen & Comon 1851), 1 Band: 420 Fr. — 322. *Musset*, „un spectacle dans un fauteuil", (Renduel 1833—1834,) 3 Bände: 1010 Fr. — 369. *Sainte-Beuve*, „Volupté" (Renduel 1834), 2 Bände: 785 Fr. — 395. *Stendhal*, „Chartreuse de Parme" (Dupont 1839), 2 Bände: 2000 Fr. — 396. Derselbe „le Rouge et le Noir" (Levavasseur 1831): 1520 Fr. — 411. *A. de Vigny*, „Cinq-Mars" (Carrel 1826), 2 Bände: 700 Fr. — 419. Derselbe, „Servitude et grandeur militaires" (Bonnaire 1835), 1 Band broschiert: 2700 Fr. —

Von einer anderen Bücherauktion erwähnen wir: *Richard Wagner*, die „Meistersinger von Nürnberg" mit Bildern und Buchschmuck von Barlösius. (Berlin, Fischer & Franke o. J., prunkvoller Verlegereinband, verlangt: 40) 27 Fr.

Paris, Anfang Dezember. *R. Kieser.*

Londoner Brief.

Die Kontroverse, ob der Schauspieler Shakespeare auch der Dramatiker Shakespeare ist, hat augenblicklich, wiederum durch Druckschriften und Vorträge, unüberbrückbare Gegensätze zutage gefördert. Der Streit wird von Autoritäten aus den beiden feindlichen Lagern, unter Herbeischaffung vielen gelehrten Rüstzeuges, ziemlich scharf geführt. Gegen die Bacon-Theorie wendet sich namentlich das soeben erschienene Buch: *„Shakespeare, Bacon, and the Great Unknown." By Andrew Lang. London. (Longmans & Co.)* Der Verfasser sucht den Beweis zu führen, daß Bacon nicht die Dramen geschrieben haben könne, weil er viel zu gelehrt gewesen sei, um solche Verstöße in klassischer Bildung und in der lateinischen Sprache zu begehen. Da ferner Bacon die alten Sprachen vollkommen beherrschte, so würde er stets seinen Stoff aus den Originalen und nicht, wie Shakespeare, aus Übersetzungen entnommen haben.

Gegen Shakespeare als Autor wendet sich umgekehrt *Sir Edwin Durning-Lawrence's* im Rathaus von Kensington gehaltener Vortrag, der dann in 300000 Exemplaren in Broschürenform unter dem Titel *„The Shakespeare Myth" (London. Gay & Hancock)* zum Druck gelangte. Der Verfasser sagt, daß Shakespeare kaum schreiben konnte, mehrere der ihm bisher zugewiesenen Schriftstücke von Ben Jonson herrühren, daß er ferner ein schlechter Schauspieler, ein ungebildeter Mensch gewesen sei, und „Shakespeare" nur als Deckname bei den Aufführungen genannt wurde, um eventuell den Strafen der Zensur zu entgehen, für die Shakespeare gegen Entgelt eintreten mußte. Selbstverständlich läßt sich ein so schwieriges Thema hier nicht mit wenigen Worten ohne Erörterung von Gründen und Gegengründen erledigen.

Dr. *William Martin* hielt vor einigen Tagen in dem Theater der *„Civil Service Commission"* im Auftrage der *„Selborne Gesellschaft"* einen Vortrag über *„Elizabethan. Playhouses in London"*. Die genannte Gesellschaft hat sich die Aufgabe gestellt, alte, schöne und kulturhistorisch wichtige Baulichkeiten und Plätze vor Zerstörung zu schützen. Der Redner skizzierte in Kürze das Bühnenwesen zur Zeit der Königin Elisabeth, die aufgeführten Stücke und die Stellung des Publikums zu diesen. Das Verhältnis desselben zu den Dramen Shakespeares war ein viel persönlicheres, als es der modernen Bühne gegenüber ist, und der Zuhörer hatte das Gefühl als wenn er sowohl von dem Autor als dem Schauspieler in sein besonderes Vertrauen hineingezogen würde. Die Gestalt und das Aussehen der Bühne glich in vielen Hinsichten den Hofräumen des alten englischen Wirtshauses. Der einzig vorhandene derartige „Inn-Yard", der um jeden Preis erhalten werden müsse, sei der mit Balustrade versehene „St. George Inn-Yard" in Southwark, London, ein Überrest aus Shakespeares Epoche. — In Verbindung mit dem Theater will ich bemerken, daß bei *Fischer Unwin* erschien: *„Bayreuth and the Wagner Theater. By Anna Bahr-Mildenburg and Hermann Bahr. Translated by T. W. Makepeace."*

Nur in Kürze sei erwähnt, daß die von dem deutschen Botschafter, *Fürsten Lichnowsky*, in der Jahresversammlung der *„Royal Society"* gehaltene und das gute Einvernehmen Englands mit Deutschland hervorhebende Rede nach wie vor in der gesamten hiesigen Presse bei jeder geeigneten sich darbietenden Gelegenheit ein äußerst günstiges Echo findet. Da die Gemahlin des ersteren, die *Fürstin Lichnowsky*, als Schriftstellerin beliebt und bekannt ist, so wird auch die gesamte Frauenwelt Deutschlands aufrichtige Freude mit ihr darüber empfinden, daß die in der bedeutenderen englischen Presse einflußreichste Persönlichkeit, *Lord Northcliffe*, sich als ein mächtiger Förderer und Beschützer „der *Frau als Schriftstellerin*" kundgegeben hat. Lord Northcliffe gebietet nämlich als Eigentümer unumschränkt über 32 einflußreiche Zeitungen und Zeitschriften, die unter dem Namen *„Harmsworth Press"* zusammengefaßt werden. In der Jahresversammlung der *„Society of Women Journalists"* erklärte der erstere, daß seit dem Beginn seiner Laufbahn, als er ganz im kleinen in Fleet-Street ein Blatt gründete, bis auf den heutigen Tag, keine besseren, zuverlässigeren, mutigeren und mehr sympathische Mitarbeiter wie die Frauen, ihm zur Seite gestanden hätten.

Vor kurzem erschien die erste Probenummer des in *Manchester* herauskommenden *„Daily Citizen"*, eine Zeitung, die von nun ab als das *„Zentralorgan*

der Arbeiterpartei" anzusehen ist. Ein erheblicher Teil der englischen Presse empfindet es als eine ungerechtfertigte Einmischung der Regierung, daß dieselbe mit ihrem gewichtigen Einfluß in dem zwischen Druckern und Besitzern schwebenden Lohnkampf zugunsten der Arbeiter eingetreten ist, ohne eine regelrechte Untersuchung über die gegenseitigen Beschwerden vorher anzuordnen.

In der jährlichen Vereinigung „*der Drucker und verwandter Berufe*" in „*St. Bride Foundation*" fand eine höchst lehrreiche Ausstellung statt, die die *Geschichte des Farbendrucks* durch Maschinen und Preßerzeugnisse seit dem Jahre 1720 in bester Weise veranschaulichte. Besonderes Interesse beanspruchte für uns eins der ersten chromolithographisch hergestellten Werke, „*Pacis Monumentum*", in Breslau erschienen.

Professor Laurie eröffnete in der *Königlichen Akademie* eine Serie von Vorträgen mit dem Thema „*Entdeckungen, der bei Herstellung von illuminierten Manuskripten gebrauchten Farben- und Bindemittel*". Der Genannte leitete seine Rede mit der römischen Epoche ein und führte dann weiter aus, das, was wir von der Geschichte der Farbenerzeugung vor dem VII. Jahrhundert v. Chr. wissen, stamme hauptsächlich aus literarischen Quellen und nicht aus praktischer Überlieferung. Demnächst erwähnte Professor Laurie die im British Museum mit Hilfe des Mikroskops vorgenommenen Untersuchungen illuminierter, aus dem VII. bis XV. Jahrhundert herrührenden Handschriften der verschiedensten Länder. Hierdurch sei es möglich geworden eine vollständige Farbenpalette der genannten Periode zusammenzustellen. Es ergab sich zunächst, daß bis zum X. Jahrhundert sämtliche Farben byzantinischen Ursprungs waren. Erst im XII. Jahrhundert kamen neue Farben zur Anwendung, und nunmehr traten stufenweise Verbesserungen ein, die ihren Höhepunkt im XV. Jahrhundert erreichten. Durch die Bilderhandschriften des British Museum läßt sich konstatieren, daß das sogenannte, in der römischen Epoche verwandte japanische Blau im VII. Jahrhundert vollständig verschwand und vorläufig durch ein noch wenig befriedigendes „Ultramarin" ersetzt wurde. Erst im XII. Jahrhundert kamen in den italienischen illuminierten Manuskripten wirklich schöne ultramarine Farben vor.

Dann ist als interessant aus dem betreffenden Vortrage hervorzuheben, daß in den aus dem VIII. bis zur Mitte des XIV. Jahrhunderts stammenden dekorierten Handschriften ein ganz neues, sehr schönes und transparentes Grün erscheint. Die Herstellung der letztgenannten Farbe blieb ein Geheimnis, und es konnte auch trotz der eingehendsten Nachforschungen in den hier in Betracht kommenden Klosterbibliotheken kein Rezept dafür aufgefunden werden.

Zu Beginn des XI. Jahrhunderts kommt in den englischen illuminierten Manuskripten Goldstaub zur Verwendung, während bis zu diesem Zeitpunkt entweder Blattgold oder durch Mischung erzeugte Goldfarben in Gebrauch waren. Durch den Auftrag von Goldstaub erhielten jene Handschriften ein besonders reiches Ansehen.

Die schön gezeichneten Initialen von *E. Johnston* in den neu erschienenen Büchern der „Doves Press" beweisen, daß *Mr. Cobden Sanderson* nicht nur praktisch das ausgeführt hat, was er in seinem Werk, nach dem Vorbilde von Morris, „The Book Beautiful" theoretisch anstrebte, sondern überdem noch eine glückliche Verbindung zwischen Kalligraphie und Druck herstellte. Hierzu gehören namentlich „*Shakespeare's Sonnets*" und „*Die Leiden des jungen Werthers von Goethe*".

Ein Verwandter des verstorbenen Professors Blackie teilte mir vor längerer Zeit ein interessantes Gespräch mit, das ersterer mit *Gladstone* über *Goethe* gehabt hatte. Der Minister war kein besonders großer Freund unseres Dichterfürsten, weil er bei ihm das Gefühl für Pflicht zu vermissen glaubte. Nachdem aber Gladstone durch Blackie Kenntnis von Goethes Ausspruch erhielt: „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist. Was ist aber deine Pflicht? Die Forderung des Tages", erfolgte ein vollständiger Umschwung Gladstones zugunsten Goethes. —

Unter den in jüngster Zeit bei *Sotheby* abgehaltenen Auktionen zeichnete sich eine solche von illuminierten Manuskripten aus. Die vorzüglichsten Objekte und die dafür gezahlten Preise waren folgende: „Chronicles of England", 3280 M. (Sabin), „The Buxheim Psalter", 3500 M. (Cotton) und „Passio Jesus Christi", 2260 M. (Sabin). Von gedruckten Werken erreichten die besten Gebote: „The Booke of Common Praier", aus dem Jahre 1550, 2800 M. „Chaucer Works", aus der Kelmscott Press, 1220 M. *Audubon*, „Birds of Amerika", 10800 M. *Francis Lord Napier*, „Occurances During Burgoyne's Campaign", 2640 M. *Combe*, „English Dance of Death", 2000 M. *Browning*, „Poetical Works", 17 Bände, 1889—1894, 440 M. *Sibthorp*, „Flora Graeca", 10 Bände, 1806—1840, 4000 M. *Lepsius*, „Denkmäler aus Ägypten", 12 Bände, 820 M. *Gould*, „Birds of Australia", 8 Bände, 1848—1869 gedruckt, 3600 M.

London, Anfang Dezember. *O. v. Schleinitz.*

Wiener Brief.

Der Wiener Goethe-Verein hat aus dem Nachlasse *Jakob Minors* ein schönes, wertvolles Geschenk erhalten. Der verstorbene Gelehrte stand jahrelang an der Spitze dieses Vereins, dessen er noch in den letzten Wochen seiner schweren Krankheit in nachahmenswerter Anhänglichkeit gedachte. Das Legat stellt ein Exemplar von *Works of Ossian [herausgegeben von Goethe und Merck]* mit den vier von Goethe radierten Titelblättern



(Francfort and Leipzig printed for J. Ch. Fleischer 1777) dar. Was dem Geschenke seinen besonderen Wert noch verleiht, ist die Herkunft des Exemplars. Es stammt nämlich aus der Bibliothek *Charlotte Schillers* und trägt auch deren *Namenszug*. Das an Seltenheiten nicht arme, vom Wiener Goethe-Verein unterhaltene Wiener Goethe-Museum hat durch diese Gabe eine wertvolle Bereicherung erfahren.

Alljährlich zu Weihnachten wird in den größeren Wiener Tagesblättern von Berufenen (und auch Unberufenen) eine Überschau über die sogenannten „*Bücher der Saison*" gehalten. In der bemerkenswertesten dieser Revuen („Neue freie Presse" 8. Dezember 1912) wird auf Grund von Aussagen hervorragender Buchhändler erklärt, daß man heuer nicht eigentlich von Büchern der Saison, sondern eher von „*Autoren der Saison*" sprechen könne. Es sei ein Jahr der Gesamtausgaben (Hauptmann, Schnitzler usw.), wobei nicht mit Unrecht darauf verwiesen wird, wie rasch man heutzutage „Das goldene Vließ des Schrifttums", die Gesamtausgabe erreiche, indes früher solche Auszeichnungen bei Lebzeiten viel spärlicher waren. Herr Wilhelm Müller, der Vorsteher der Österreichisch-ungarischen Buchhändler und Chef der Lechnerschen Hofbuchhandlung, meinte, es stünde für den Fachmann fest, daß heuer mehr denn je *Produktion und Ausstattung unter dem Zwange bibliophiler Wünsche und Forderungen* gestanden seien. „Das Sammeln älterer Werke in stilgemäßen neuen Ausgaben sei zur Mode geworden. Das habe nicht zuletzt auch auf den Geschmack der schaffenden Dichter und Schriftsteller eingewirkt." Der letzte Satz stimmt zwar nicht ganz, aber eine genauere Untersuchung nach der Richtung müßte sich einmal lohnen. Im übrigen wissen wir nur zu gut, was sich heute für wenig schmeichelhafte Vorstellungen unter dem Namen „Bibliophil" vereinigen. Auch Kriegsgefahr und Kriegsinteresse beeinflußten den Büchermarkt. „Karten und Atlanten gehen wie frische Semmeln ab." Vom neuen Roman R. H. Bartschs „Schwammerl" mußte die größte Leihbibliothek Wiens 180 Exemplare zum Umlaufe einstellen, nicht viel weniger von Ginzkeys Minnesängerroman „Der von der Vogelweide".

Eine zwiefache Auferstehung hat rechtzeitig vor Weihnachten ein Mann gefunden, der selbst in seiner Art ein leidenschaftlicher Bibliophile war: *Franz Gräffer*. Wiener Bibliophilen ist natürlich dieser Name längst vertraut, seine „Dosenstücke", „Kuriosa", „Tabletten" und wie die vielen Bücher des Vielschreibenden noch heißen mögen, besitzt jeder Viennensia-Sammler in seiner Bibliothek. Gräffer (geboren 6. Januar 1785, gestorben 8. Oktober 1852) war Buchhändler, Antiquar, Bücherliebhaber und Bücherschreiber. Wie kein zweiter der damaligen Zeit trug er alles Wesentliche (und auch Unwesentliche) zur Lokalgeschichte seiner geliebten Wiener Heimatsstadt zusammen, durchaus aber nicht nur als gewöhnlicher Kompilator, sondern als verständiger Betrachter von eigenartigem, barocken Stil. Nebstbei schrieb er selbst noch „Novellchen" für Almanache, Taschenbücher, Zeitschriften usw. Er war unermüdlich im Suchen, Finden, Registrieren, Büchermachen und -schreiben. „Eine Masse von Wissen, von historischem und gesehenem Detail, von Humor, Geist und Temperament liegt in all diesen Blättern, eine Fundgrube für die Zukunft", urteilte ein angesehener Kritiker der Zeit in den „Sonntagsblättern" über diesen Wiener Antiquar, der eine Zeitlang auch mit Alois Blumauer geschäftlich assoziiert war. Eng mit der Schar vormärzlicher Dichter und Schriftsteller Wiens befreundet, weht einem aus den vielen Schriften Gräffers (für eines dieser Sammelbücher, die „Wiener Lokalfresken", entwarf Anastasius Grün die Vignette) der ganze Zauber der lavendeldufterfüllten Zeit entgegen. Gräffer starb, gänzlich verarmt, in geistiger Umnachtung. Jetzt hat man ihn, wenn auch begreiflicher Weise nur bruchstückweise, ausgegraben. In der Wallishauserischen Buchhandlung *(Paul Knepler)* erschien unter dem Titel „*Alt-Wiener Guckkasten. Schilderungen eines Zeitgenossen* (*Franz Gräffer*) 1785–1852)" ein lieb ausgestatteter Band, zu dem *Paul Wertheimer* eine höchst reizvolle und fein abgestimmte Einleitung schrieb. Der mit vielen zarten Alt-Wiener Bildern ausgestattete Band ziert auf der Kartonnagedecke eine duftige Umschlagzeichnung, deren textlichen Teil wir auch (anstatt des unschönen Brotdruckes) im Innern des Buches gewünscht hätten. Auch der Verlag *Gerlach & Wiedling* in Wien nahm sich desselben Gegenstandes an: *Franz Gräffer, Alt-Wiener Miniaturen*. Stimmungen und Skizzen, herausgegeben von *Eugenie Benisch-Darlang*. Das Buch ist gleichfalls wunderlieb geraten, die Bildbeigaben ganz besonders gut ausgewählt und ausgeführt, dagegen will uns der Einband mit seinem Glanzpapier gar nicht recht behagen. Die Einleitung von Eugenie Benisch-Darlang, die Lebensumstände Gräffers wiedergebend, hält keinen Vergleich mit der poetischen Reiz ausstrahlenden Skizze Wertheimers aus. Trotzdem möchten wir beide Ausgaben allen Bibliophilen, deren ja Gräffer selbst einer war, auf das freudigste empfehlen.

Im Frühjahr 1912 stürzte sich der Hörer der Philosophie *Ernst Goll* vom zweiten Stockwerke des Grazer Universitätsgebäudes in die Tiefe und starb kurze Zeit darauf. Angeblich soll ihn die Furcht vor einer abzulegenden Prüfung (Goll war Germanist) in den Tod getrieben haben. Aber mit dieser Erklärung wäre nur Äußerliches gedeutet. Im Grunde war Ernst Goll eine überempfindsame Natur, die sich in dieser Welt nicht zurechtfinden konnte. Und ein Poet, ein echtes Dichtergemüt, weshalb hier von ihm die Rede sei. Wir möchten alle unsere Freunde auf den Band aufmerksam machen, der kürzlich bei *E. Fleischl & Co.* herauskam: „*Im bitteren Menschenland. Nachgelassene Gedichte von Ernst Goll.* Herausgegeben von *Julius Franz Schütz*, Berlin 1912." Eine reiche lyrische Begabung, weit über den Durchschnitt emporragend, ist mit Goll frühzeitig ins Grab gesunken.

In der hier des öfteren bereits erwähnten, von *Otto Rommel* umsichtig geleiteten „Deutsch-Österreichischen Klassikerbibliothek" sind vier weitere Bändchen (Nr. 30–33) erschienen und zwar *Charles Sealsfields* ausgewählte Werke III. und IV. Band des „Kajütenbuch", *Ferdinand Raimunds* ausgewählte Werke II. Band „Alpenkönig und Menschenfeind". Die „unheilbringende Krone" und (gleichfalls wie die übrigen Bände



vom Herausgeber der Bibliothek persönlich eingeleitet) ein Band: *„Die politische Lyrik des Vormärz"*. Das letztangeführte Bändchen ist auch in erweiterter Form als Sonderausgabe unter dem Titel, „Die politische Lyrik des Vormärz und des Sturmjahres" erschienen, worüber ich in der Rubrik „Neue Bücher" referiere. Die gefällige Ausstattung dieser im Verlage *Prohaska* in Teschen ausgegebenen Klassikerbändchens ist von mir des öftern bereits hervorgehoben worden.

Im *„Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses"* veröffentlichte der frühere Leiter der Handschriftenabteilung der Wiener Hofbibliothek, Ferdinand Mencik, eine sehr interessante und fesselnd geschriebene Studie über *„Die Wegführung der Handschriften aus der Hofbibliothek durch die Franzosen* im Jahre 1809". Die Studie darf, weit über die Kreise der Fachleute hinaus, durch die spannungsreiche Art, in der der Verfasser die Wegführung und späteren Heimbringung der Schätze der Wiener Hofbibliothek erzählt, Beachtung beanspruchen.

Bis jetzt galt als die *älteste ungarische Druckschrift* die aus dem Jahre 1531 stammende Ausgabe der *„Colloquia"* des *Sebaldus Heiden*. Jetzt ist nun eine noch ältere Ausgabe dieses Buches, die in *Krakau* gedruckte *lateinisch-deutsch-polnisch-ungarische* Ausgabe der *„Colloquia"* des Sebaldus Heyden und zwar aus dem Jahre 1527 aufgetaucht. Gleichzeitig mit dem Heydenschen Werke gelang es dessen Entdecker, Professor *Melich*, einen weiteren glücklichen Fund mit einem Werke zu tun, das gleichfalls im Jahre 1527 gedruckt worden ist. Es ist die *Grammatik* des *Christoph Hegendorf*, die deutsche, ungarische und polnische Glossen enthält. An sich ziemlich bedeutungslos, geben jedoch beide Werke Zeugnis von der allmählichen Entstehung der ungarischen Literatur aus den protestantischen Geistesströmungen, insbesondere da die ungarischen Beiträge in den beiden Werken von dem großen ungarischen Reformator *Johann Erdösi* stammen. Als solche haben sie für die ungarische Wissenschaft unschätzbaren Wert. Jetzt hat die ungarische sprachwissenschaftliche Gesellschaft eine *Faksimile-Ausgabe* beider kultur- und sprachwissenschaftlich hochbedeutsamen Werke durch Professor *Melich* besorgen lassen.

Eine kenntnisreiche Studie über den Ende des XVI. Jahrhunderts tätig gewesenen Wiener Maler und Formschneiders *Donat Hübschmann* und sein Holzschnittwerk wird in den „Mitteilungen der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst Heft 1 f. 1913" von *Josef Wünsch* veröffentlicht, diesem hervorragenden Sammler und auf graphischen Gebiete erfolgreichen Forscher und Schriftsteller, dem wir schon manche schöne Gabe (unter anderen auch seine mit Liebe geschriebenes Werk über Blasius Höfel) verdanken.

Aus Zeitschriften-, Kalender- und Almanachaufsätzen möchte ich *Friedrich Schillers* im „Illustrierten Österreichischen Volkskalender 69. Jahrgang (Jahrgang 1913) veröffentlichten, alles Wesentliche gut zusammenfassenden Beitrag über *„Grillparzer* und *das Jahr* 1848" hervorheben, ferner einen polemischen, an persönlichen und sachlichen Spitzen überreichen Artikel *Richard Schaukals* über den viel umstrittenen Wiener Maler *Oskar Kokaschka* und zwar in der Nummer 21 des III. Jahrganges des *„Merker"*, der sich ruhig und schön weiter entwickelt. Auch die Tiroler Zeitschrift *„Der Brenner"* von der hier des öfteren bereits die gute Rede war, erscheint seit dem Herbste wieder als III. Jahrgang und setzt in den bisher neu ausgegebenen fünf Heften ihre ästhetische Arbeit in den Tiroler Bergen, wenn auch in manchmal recht einseitiger Weise, fort. Von der im Verlage *Hugo Heller & Co.* in Wien erscheinenden, hier desgleichen schon erwähnten Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften, herausgegeben von Professor *S. Freud, „Imago"*, ist das dritte und vierte Heft des ersten Jahrganges ausgegeben worden. Im dritten Hefte begegnen wir einem bedeutungsvollen Aufsatze *S. Ferenczis-Budapest: „Symbolische Darstellung des Lust- und Realitätsprinzips im Ödipusmythos"* indes uns der Beitrag *Hans Blühers-Berlin* über *„Niels Lyhne* von J. P. Jacobsen und das *Problem der Bisexualität"* wegen seiner Gesuchtheit nicht recht behagen will.

In der von Dr. *Rudolf Payer v. Thurn* trefflich geleiteten *„Chronik des Wiener-Goethe-Vereins"* wird in Nummer 1—2 der von Ludwig Laistner seinerzeit aufgefundene *„Münchener Faust"* im Anschlusse an den gleichfalls in der Chronik schon früher gebrachten „Tiroler Faust" abgedruckt, in Nummer 3—4 von *R. v. Payer* unter dem Titel „Vor hundert Jahren" eine in mancher Hinsicht des Interesses nicht entbehrende *„Nachlese von Dokumenten zu Goethes Aufenthalt in den böhmischen Bädern"* veröffentlicht. Die Chronik des Wiener Goethe-Vereins wird an Mitglieder (Mindestbeitrag 4 K. jährlich) unentgeltlich abgegeben.

Wien, Anfang Dezember. *Hans Feigl.*

Römischer Brief.

Die Zahl der groß angelegten bibliophilen Erscheinungen des italienischen Büchermarktes ist nicht allzu beträchtlich, und so ist es mir immer eine, leider seltene Freude, ein derartiges Werk besprechen und würdigen zu dürfen. Dieses Mal erlebten wir eine großartige Bereicherung der *Danteliteratur*. Die prachtvolle Publikation, die vor mir liegt, ist die Frucht jahrelanger Arbeit und unermüdlichen Sammlerfleißes des bekannten römischen Danteforschers und Bibliophilen *Marco Besso* und führt den Titel: *La fortuna di Dante fuori d'Italia. Saggio con tre Bibliografie e settanta Illustrazioni.* Firenze. Olschki. 1912. (Der Erfolg Dantes außerhalb Italiens. Ein Versuch. Mit drei Bibliographien.) Der Band umfaßt zirka 500 Seiten in Quartformat und enthält Faksimiles und 70 prächtige Tafeln. Die Auflage beträgt 200 mit der Hand numerierte Exemplare, der Preis 200 Lire. Die Ausstattung des Werkes, das in der Senatsdruckerei in Rom hergestellt wurde, ist meines Erachtens in seiner ernsten, schlichten Art als höchst gelungen zu bezeichnen. Die

Typen wurden eigens für diese Veröffentlichung von der „Augusta" in Turin gegossen, und ebenso das Papier, das als Wasserzeichen das Porträt Dantes und das Exlibris des Verfassers zeigt, in den Fabriken von Miliani in Fabriano hergestellt. Der Druck ist in Rot und Schwarz ausgeführt und jede Seite von einer Bordüre im alten Stil eingefaßt, von denen acht verschiedene verwandt wurden, die in gleicher Reihenfolge sich auf den acht Seiten eines jeden Bogens wiederholen. Die Bordüren sind von *Giovanna Bianco* entworfen. Die Tafeln — auf den ganzen Band verteilt — sind durchweg sehr sauber in verschiedenen modernen Reproduktionsverfahren ausgeführt. Der Einband des Exemplares, das vor mir liegt, und das, wie alle Exemplare, ganz unbeschnitten geblieben ist, ist ein einfacher Kartonband. Der Verleger widmet dem Werk in seinem Prospekt unter anderem folgende begleitende Worte: „ . . . So geschieht es mit hoher Genugtuung und der festen Überzeugung, der Danteforschung und -Literatur einen Dienst zu erweisen, daß ich die Veröffentlichung dieses Buches ankündige, das die Frucht langen Studiums und einer großen Liebe ist, und das, wenn auch der Verfasser in seiner Bescheidenheit es nur als einen „Versuch" über den Erfolg Dantes außerhalb Italiens bezeichnet, doch tatsächlich bis heute das systematischste und vollständigste Werk über diese wichtige Frage darstellt. Gewiß wurde — besonders in den letzten Jahren — von eifrigen und gelehrten Forschern viel Material über das Dantestudium außerhalb Italiens gesammelt, und Monographien und größere oder kleinere Arbeiten erschienen speziell für England, Deutschland und Frankreich. Aber es fehlte trotz alledem ein zusammenfassendes Werk über den Dantekultus in der ganzen zivilisierten Welt und zwar vom literarischen, wie vom künstlerischen Standpunkt aus; wie auch systematische Bibliographien der Übersetzungen der „Divina Commedia", der Dantebibliographien und der Monographien über Dante im Auslande noch fehlten. Als Zeugnis für die Verbreitung Dantes außerhalb Italiens sind Proben von 138 Übersetzungen in 27 verschiedenen Sprachen abgedruckt.

Welche Bedeutung die Dante-*Kunst* im Auslande im Laufe der Jahrhunderte erlangt hat, zeigen die prachtvollen Tafeln, die die berühmtesten Illustrationen wiedergeben: Von „Dantes Dreams" des *Gabriel Rosetti* bis zu den vielfachen Darstellungen des „Conte Ugolino", der „Francesca da Rimini" und der „Superbi"; dem Porträt des Dichters, von dem im Dom zu Florenz (1465) bis zu dem von *Stothard* (1802) und dem von *Meissonnier*; von den Miniaturen des *Codice Marciano* IX, 276, bis zu dem Vatikanischen 365; von den Fresken des *Luca Signorelli* im Dom zu *Orvieto* bis zu den Zeichnungen der *Zuccheri*; von den Darstellungen *Botticellis* bis zu den Holzschnitten der Venezianer Ausgabe von 1491; von den Stichen *Flaxmans*, bis zu denen *Adamollos*, *Pinellis*, *Bigiolis* und *Dorés* . . ."

Das Werk ist in drei Teile eingeteilt: 1. Eine Einführung, die wieder in zwei Unterabteilungen zerfällt, dann 2. die Übersetzungen in die verschiedenen fremden Sprachen und 3. die Bibliographien. Der erste Teil der Einführung beschäftigt sich mit der literarischen und bibliographischen Bedeutung der Danteschen Dichtung im Auslande, der zweite mit der Dante-Ikonographie. Aus dem ersten Teile seien die Überschriften einiger Kapitel als besonders interessant hervorgehoben: Die Abwanderung der Dante-Handschriften ins Ausland — Beginn der Verbreitung außerhalb Italiens. Die ersten gedruckten Ausgaben und die ersten italienischen Ausgaben in anderen Ländern — Italienische Ausgaben außerhalb Italiens im XIX. Jahrhundert — Die Übersetzer. Die zweite Abteilung, die „Iconografia Dantesca" gibt bibliographisch-ikonographische Notizen, spricht von den Dante-Porträts, der Entdeckung der alten Porträts, den Denkmälern, den modernen Gemälden und den Illustrationen zur „Göttlichen Komödie". Der zweite Teil des Werkes gibt, wie oben angedeutet, Proben von Übersetzungen in 27 verschiedene fremde Sprachen. Zu Anfang stehen die romanischen Sprachen: Lateinisch, Spanisch, Katalonisch, Französisch und Rumänisch. Dann folgen die germanischen: Englisch, Keltisch, Deutsch und Holländisch; darauf die Slawischen und dann die nordischen Sprachen, darauf Ungarisch und Griechisch und schließlich die afrikanischen und asiatischen Sprachen. Einige der Übersetzungen wurden eigens für das Werk angefertigt. Die Probe, die der Verfasser gibt, ist das Vaterunser, mit dem Dante den elften Gesang des „Fegefeuers" eröffnet. Die älteste Übersetzung in eine fremde Sprache ist die lateinische des Mönches Matteo Ronto aus Venedig (zirka 1360—1443). Der Zeitfolge nach kommt dann eine spanische Übersetzung nach einer Handschrift von 1428 in der National-Bibliothek in Madrid; die erste gedruckte spanische Ausgabe erschien 1515 in Burgos. Die erste französische Ausgabe wurde 1597 in Paris gedruckt. Ungefähr gleichzeitig kommen England und Deutschland: England mit einer Übersetzung des elften Gesanges des „Fegefeuers" von *William Huggins* in „the British Magazine" von 1760, Deutschland mit der vollständigen Übersetzung von Bachenschwanz (1767—69). Von anderen deutschen Übersetzungen werden Proben der folgenden gegeben: Jagemann, Kannegießer, Hörwarter und Enk, Heigelin, Guseck, Kopisch, Graul, Schlegel, Braun, Blanc, Josepha von Hoffinger, Johann, König von Sachsen (Philalethes), Witte, Tanner, Baron, Kriegar, bis in die neueste Zeit zu Kohler, Pochhammer und Settegast. Die drei auf dem Titel angezeigten Bibliographien bilden den letzten Teil des Werkes; sie umfassen eine Bibliographie der Bibliographien, eine Bibliographie der Monographien und eine Bibliographie der Übersetzungen.

Im ganzen eine großartiges Werk, das unermüdlicher Sammlerfleiß und große Liebe zur Sache geschaffen haben und das in ein würdiges Gewand gekleidet vor uns tritt. Das einzige, was ich daran bedaure, ist der hohe Preis; denn die Zahl der Dante-Interessenten und Liebhaber im Auslande, denen es ein unschätzbares Material bieten würde, ist weit größer als die kleine Gemeinde gutgestellter Bibliophilen. Und mir will scheinen, daß in den Kreisen der ersteren das Werk bei weitem die größere Anerkennung finden würde, wenn es ihnen zugänglich wäre.



Bei der völligen Vergessenheit, der der *Opern*komponist *Mozart* heute in Italien anheimgefallen ist, ist ein Aufsatz von größtem Interesse, den die „*Cronaca Musicale*" zum Abdruck bringt. Diese Vergessenheit ist immer von neuem um so erstaunlicher, als *uns* der Geist der Mozartschen Opern dem Italienischen Geiste so nahe verwandt erscheint. „Mozart in Verona" behandelt jener Aufsatz, und er ist besonders interessant, da er von des Komponisten Eindrücken gerade vom italienischen Theater spricht. „Mozart das kleine Wunderkind", heißt es da, „war in den ersten Tagen des Dezember 1769 von Salzburg über Wörgl, von wo er am 12. Dezember einen italienischen Brief an seine Schwester richtete, zu einer Konzertreise nach Italien aufgebrochen. Von dort führte ihn sein Weg über Innsbruck, wo er am 14. Dezember ein Konzert gab, und dann über Rovereto nach Verona. Er empfand die Reise keineswegs unangenehm, ganz im Gegenteil: „Mein Herz ist voll Freude" — schreibt er an seine Mutter — „weil mir die Reise viel Vergnügen macht (es war die erste seiner drei Reisen nach Italien), weil es so schön warm im Wagen ist und weil unser Kutscher ein guter Junge ist, der uns schnell fährt." Von Verona schreibt er am 7. Januar 1770 an seine Schwester und berichtet ihr über die Oper, der er alle Abende beiwohnt: *Der Ruggero* von Hasse, das Textbuch von *Metastasio*. Unter den Darstellern war der Bariton Afferi ein geschickter Sänger mit sehr schöner Stimme, an dem Mozart jedoch die Härte in den hohen Tönen bemängelt; die Gattin des Afferi eine sehr schöne Stimme, aber von der man die Worte nicht verstehe wegen des Geflüsters im Publikum; dann die Lolli, die Schwester des berühmten Violinspielers, den Mozart schon in Wien gehört hatte. „Sie hat eine rauhe Stimme", schreibt Mozart, „und setzt immer eine Viertelnote zu früh oder zu spät ein." In den Pausen gibt es ein Ballett: Der Ballettmeister ist ein ausgezeichneter deutscher Tänzer, namens Rössler, der Mozart in seiner Loge einen Besuch abstattet. In diesem Briefe spricht Mozart auch von dem bequemen Gebrauch der Maske im Theater. Ein Erlaß der Behörde vom 27. Dezember 1770 schrieb den Damen der Aristokratie vor, im Theater stets mit Maske zu erscheinen, da eine Anzahl Damen höchst indezent gekleidet erschienen. Manche Herren vom Adel führten oft ihre Geliebten mit in ihre Logen und amüsierten sich dann laut lachend, wenn sie die Leute aus dem Volk, die unten im Parterre saßen, mit Lichtstümpfen auf ihre Hüte warfen, oder ihnen auf die Schultern und auf die Köpfe spuckten. In seinen Briefen spricht Mozart von allem, außer von seinen Erfolgen und der unerhörten Begeisterung, die er überall in allen hervorrief. Hierüber spricht sich vielmehr sein Vater aus, der ihn begleitete. Er selbst, der Held des Tages, scheint nicht einmal daran teil genommen zu haben. So haben wir von ihm selbst auch nicht ein einziges Wort über die Bewunderung, die er im Publikum von Verona erweckte, als es ihn die Orgel des Domes spielen hörte, und er schweigt noch immer, als Pietro Lugiati, ein reicher Musikfreund, als Erinnerung an dies Ereignis von ihm ein Porträt malen ließ, unter das Giuseppe Torelli eine Inschrift setzte. Eine Veroneser Zeitung vom 8. Januar 1770 singt das Lob des wunderbaren Musikers und erzählt eingehend von seinem Konzert: „Vor einer auserlesenen Versammlung anerkannter Musiker hat er eine hervorragend schöne eigene Komposition zum Vortrag gebracht, die von stärkstem Beifall begleitet war. Sodann hat er ein Klavierkonzert, das er zuvor nie gesehen hatte, ausgezeichnet gespielt und ferner andere Sonaten, die ihm ganz neu waren. Alsdann hat er zu vier Versen, die man ihm vorlegte, eine Melodie von höchstem Geschmack komponiert, und sie sogleich selbst gesungen. Weitere Stücke, die man ihm gab, hat er in wunderbarer Weise nach den vornehmsten Regeln der Kunst zu Gehör gebracht. So spielte er unvorbereitet und zwar sehr gut ein Trio des Bocherini und komponierte vortrefflich ein ihm gegebenes Thema für die Violine..." Von Verona begab sich Mozart nach anderen Städten Italiens. —

Der 31. Oktober vorigen Jahres war ein denkwürdiger Erinnerungstag: die Vierhundertjahrfeier der Einweihung der Sixtinischen Kapelle. Die Zeitschrift der „Correspondant" erinnert daran in einem interessanten Aufsatz: Sonntag den 31. Oktober 1512, gab Papst Julius II. in seinem Palast ein feierliches Bankett für die Gesandten von Parma. Nach dem Mahl ließ er zwei Komödien in italienischer Sprache und einige Eklogen vortragen. Hierauf begab er sich zu Bett und schlief, wie es seine Gewohnheit war, 1—2 Stunden. Dann, nachdem er wieder geweckt worden war, ging er zur Vesper, die in Gegenwart von 17 Kardinälen in seiner an jenem Tage zum erstenmal eröffneten Kapelle, deren Malereien nunmehr vollendet waren, celebriert wurde. Die Wölbung war drei bis vier Jahre von einem Gerüst vollkommen verdeckt gewesen.,' Mit diesen Worten ungefähr berichtet *Paride de Grassis*, Canonicus und Gelehrter in Bologna, künftiger Bischof von Pesaro und vor allem päpstlicher Zeremonienmeister — was ihm erlaubte gut unterrichtet zu sein — in seinem berühmten „Diarium" von einem Ereignis von größtem Interesse für die Kultur und Kunst: der Einweihung der Fresken in der Sixtinischen Kapelle, die von Michelangelo genau am 10. Mai 1508 begonnen worden waren. Der Maler selbst meldete seinem Vater, der in Florenz wohnte, in den ersten Tagen des Oktobers die Vollendung des Werkes, an dessen Fortführung und Vollendung er mit einem wilden Eifer und unter Angst und Schmerzen gearbeitet hatte. So ist sein Brief, wie fast alle aus jener Zeit, sehr melancholisch. Die Nachrichten, die aus der Toskana eintrafen, klangen schlecht. Die Medici rückten wieder siegreich in die republikanische Stadt ein. Michelangelo konnte sich nicht entschließen in seine Heimat zu gehen und dort die Ruhe zu suchen, die er so nötig hatte und nach der er sehnlichst verlangte. Der Papst war außerordentlich zufrieden mit dem Werke seines Malers. Bei genauer Prüfung fand er jedoch, daß hier und da ein wenig Gold und etwas Ultramarin fehlte. Er reklamierte sie. Michelangelo wollte das Gerüst nicht wieder aufbauen. Er erwiderte, daß diese Kritik nur ein Detail ohne jede Bedeutung betreffe. Aber der Papst bestand darauf, daß die Malerei ohne diese Überarbeitung arm erscheinen würde,

worauf Michelangelo erwiderte: „Die, welche ich dort oben gemalt habe, waren auch arme Leute." Der Wert dieses Arguments erschien Julius II. zweifellos recht mittelmäßig, aber er mußte sich mit dieser etwas fadenscheinigen Erklärung zufrieden geben. Er kannte den Charakter Michelangelos und urteilte mit Recht, daß die Sache es nicht wert war, von neuem mit ihm zu brechen. Ganz Rom eilte alsbald nach der Sixtinischen Kapelle und die Beschauer blieben stumm vor Bewunderung. So erzählen wenigstens Vasari und Condivi. Die deutsche Kritik hat gegen diese Darstellung protestiert, hält sie für verdächtig und erklärt, sie sei unwahrscheinlich. Andere Feste hätten in dieser Zeit die Römer beschäftigt gehalten; Condivi habe wohl unter persönlichem Einfluß von Michelangelo geschrieben. Alles dies ist möglich, ohne indessen sehr überzeugend zu sein. Wenn wir uns weigern, die Erzählung Condivis und Vasaris anzunehmen, muß man einfach zugeben, daß wir über die Aufnahme, die die Fresken bei den Zeitgenossen fanden, gar nichts wissen. Aber, was unbestreitbar bleibt, ist der ständige Enthusiasmus, den die Jahrhunderte den Malereien Michelangelos gezollt haben. Ein einziges Beispiel gibt den völligen Beweis dafür: „Das Pantheon, der Apoll von Belvedere, einige Kolossalköpfe und schließlich die Sixtinische Kapelle haben sich derartig meines Geistes bemächtigt, daß ich fast nichts anderes mehr sah." Dieser Ausspruch ist von Goethe . . .

Rom, Anfang Dezember 1912. *Ewald Rappaport.*

Amsterdamer Brief.

Eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten des literarischen Amsterdam ist unstreitig *Isidor Quérido* (geboren 1874); sowohl als Kritiker wie als schöpferischer Schriftsteller nimmt er einen ganz besonderen Platz ein. In den letzten Jahren ruhte die schöpferische Produktion bei ihm, und betätigte er sich nur auf dem Gebiete der Kritik; er schrieb nicht nur über literarische Erzeugnisse, sondern auch über Musik und Malerei. Der Wert seiner Kritiken liegt in erster Linie in den positiven Würdigungen, weniger in den negativen Zergliederungen; wo er bewundert, ist er am hinreißendsten. Als Kritiker wäre er, was Originalität betrifft, mit *Alfred Kerr* zu vergleichen; nur mit dem Unterschied, daß ihm das Dandyhafte, die aristokratische Pose Kerrs abgeht; auch die Klarheit und die durchsichtige, knappe Form, die Kerrs Kritiken oft zu kleinen Kunstwerken machen, sucht man bei Quérido vergebens, aber dafür ist Quérido tiefer, es gährt und brodelt in ihm, es ist ein Chaos in ihm, das gebären will, das nach Gestaltung ringt.

Einer seiner ersten Romane *„Menschenwee"* schildert das Leben der ländlichen Bevölkerung in den Tulpen- und Hyazinthendistrikten Nordhollands; dieses Werk ist auch ins Englische übersetzt. In seinem neuen Roman *„De Jordaan"* führt uns Quérido in die dunkelsten Winkel der Großstadt und läßt die tiefsten Schichten einer verwilderten, barbarischen Volksklasse in der ganzen Unmittelbarkeit ihres Trieblebens in grandioser Macht vor unsrem geistigen Auge erstehen. Dieser Roman oder dieses Epos, wie er genannt wird, hat in den meisten Zeitschriften eine sehr eingehende Besprechung gefunden. *Carl Scharten* hat ihn im *„Gids"* unter die kritische Lupe genommen. Daß das Werk nicht in die landläufige Rubrik des Romans eingehen will, da es an der fortlaufenden Handlung fehlt — es ist nur eine endlose Reihe ausführlicher Beschreibungen von Straßen und Menschen — verzeiht er ihm, denn ein Kunstwerk darf nicht nach einem fremden, von andern Werken abstrahierten Maßstabe beurteilt werden. Scharten beruft sich hierbei auf die klassische Apologie Maupassants an die Kritiker in seiner Vorrede zu „Pierre et Jean". Scharten ist auch voller Bewunderung für die mächtige Konzeption des Werkes, und die menschenschaffende Kraft des Dichters. Aber er verschließt seine Augen nicht vor dem Manko der Quéridoschen Begabung und den daraus entspringenden kompositionellen und besonders stilistischen Gebrechen des Werkes. Was der Roman nach seiner Anlage und seiner Natur hätte werden können, ist er nicht geworden. Und es war ein großer Stoff, ein gewaltiges Stück Leben, an das sich Quérido hier gewagt hat: Der „Jordaan", ein wenig bekannter *Landstrich* im Herzen Amsterdams, der sich infolge von Armut und Schmutz in einem Zustand körperlicher und sittlicher Entartung befindet, und in diesem Milieu das hohe Fest der Lebensinstinkte, die nicht sterben können, die sich gerade aus diesem verwildernden Naturleben immer wieder urstark erheben, der ewigen Gattungskräfte, die in einzelnen sich von dem Volksgewühl im Hintergrund lebensgroß abhebenden Figuren Fleisch geworden sind, das Geckentum und die Sinnenlust des schönen und geschmeidigen Menschtieres „der schöne Karl", die stolze Gefallsucht oder das glühende Schmachten des kühlen oder heißen Menschtieres „Carrie oder Lien"; die süße und wilde Hingabe des Muttertieres „Neel"; und „Styns", des entarteten Mannes Selbsteinkehr und Zärtlichkeit, als er Vater wird. Aber dieser grandiose Stoff ist nicht bemeistert, ist nicht zu einem harmonischen Ganzen verarbeitet. Und daran trägt die Schuld Quéridos zuchtloses Temperament, das nicht Maß halten, sich nicht lenken und beherrschen kann, obwohl auch Scharten anerkennt, daß in dieser Hinsicht im Vergleich mit seinen früheren Werken wohl ein gewisser Fortschritt wahrzunehmen ist. „Quérido hat sein Buch wahrlich genial gesehen und durchempfunden; der Ansatz ist genial, und wenn auch im weiteren Verlauf an mancher Stelle ein herrliches inneres Licht hervorquillt, ja ganze Partien davon glühen oder lichterloh auflodern, in der immer von neuem durchbrechenden Zügellosigkeit beim Weiterschreiben hat er nicht selten Wort für Wort, Seite für Seite, ja halbe Kapitel verschrieben. Er merkte dann in der fieberhaften Hast nicht, welche abscheulichen Gebresten seine Prosa heimsuchen, wie manche Seiten von Wörtern wimmeln, die durch eine Art Pocken oder Schwären verstümmelt sind; er jagt den Worten und Bildern nach, und wenn er sie nicht einholt, begnügt er sich mit den Fetzen und läßt die



Sätze in Verwirrung zurück. Er sagt in den Augenblicken alles zehnmal, aber zugleich so heftig wie er nur kann, so daß er schon immer höher und höher schreien muß und er endlich ohnmächtig zusammen bricht." Scharten unterzieht dann einige auffallende Mängel des Quéridoschen Stiles einer strengen Kritik, und er sagt wörtlich: „Bei näherer Untersuchung würde sich ergeben, daß fast kein einziger Satz ohne kleinere oder größere innere Unklarheiten ist, und dennoch würde man entdecken, wie sogar der mißgestaltetste doch noch immer einen Funken birgt, ein Zittern, ein Vibrieren oder eine Klangfülle, worin das Schöne dieses Geistes einen Moment anklingt oder verglüht. Denn im Innersten seiner Prosa singt zuweilen eine aus der Tiefe emporsteigende Altstimme, ein beinah weibliches Schmachten in üppig jodelnder Musik, das von dem heißen Schmettern seines titanischen Orchesters versengt wird." Doch kommt Scharten zu dem Endergebnis, daß der Roman Vorzüge hat, die in der holländischen Literatur nur allzu selten angetroffen werden, nämlich die Kraft Menschen zu schaffen, sie groß-instinktiv zu erleben und in heftigen Farben uns vor Augen zu stellen, *und* die Kraft in ebenso großer und tiefer Weise die Natur zu sehen, in einer Vision voll geheimen, atmosphärischen Leben." Als Höhepunkte dieses Amsterdamer Volksepos hebt Scharten hervor den Anfang, die Beschreibung des nächtlichen Aalmarktes, dann das nächtliche Rudern auf dem Zuidersee und endlich die Schilderung des gewaltigen, nur im „Jordaan" gepflegten Tanzes: „Der Tanz, der Ausdruck höchster Lebensfreude", der seit Jahrhunderten verloren gegangen ist(!), lebt hier noch bei diesem Naturvolk im Herzen der Weltstadt". Bei ihnen ist noch das wilde, in ungezähmter Naturpracht und -kraft Sichausleben all ihrer Leidenschaft, ihrer Zärtlichkeit und ihres Scherzes". — Eine andere ebenfalls sehr eingehende Besprechung des Quéridoschen Romans finden wir in dem September-Oktoberheft des *„Boekzaal"* von *van Campen*. Dieser zeigt für das Werk die rückhaltloseste Bewunderung, er versteigt sich sogar zu dem Superlativ es ein unsterbliches Buch zu nennen. Von besonderem Interesse ist der Zusammenhang, die Ursachenreihe, in die er das Werk und den Künstler stellt. Er betrachtet Quérido nämlich in erster Linie als jüdischen Schriftsteller und er bespricht den Roman zusammen mit einer Gruppe anderer von Juden in der letzten Zeit geschriebenen Werken, dem im „Mercure de France" von dem Dozenten an der Sorbonne in Paris Dr. *Nahum Sloush* veröffentlichten Aufsatz über La Poésie lyrique hébréique contemporaine, dem Heinereliquienbuch von *Karpeles*, dem kürzlich in holländischer Übersetzung erschienenen Roman „der heilige Skarabäus" von *Else Jerusalem* (Het roode Huis. Vertaald door Mevrouw S. J. Barentz-Schönberg, Amsterdam, bei Recht.) Die geist- und temperamentvollen Ausführungen van Campens werfen auf die literarischen und künstlerischen Bestrebungen der Gegenwart, in denen doch überall die Juden als produktive wie als kritische Köpfe eine solche große Rolle spielen, ein ganz neues Licht. Nach van Campen ist das literarische Genie der Juden, wenn man von den Zeiten absieht, die die Bibel geboren haben, bis vor wenigen Dezennien vorherrschend meditativ-lyrisch gewesen, und die Ursache dafür liegt seiner Ansicht nach in der unterdrückten Lage, der Knechtschaft, der gesellschaftlichen Verfehmung, in der die Juden bis ins XIX. Jahrhundert hinein gelebt haben; sie fühlten sich stets als die Verachteten und bloß Geduldeten, als die Parias. Was ihnen bisher immer fehlte, war das Herrengefühl, das Herrscherbewußtsein; das war auch in den Besten unter ihnen durch ganze Generationen mit den Füßen getretener Geschlechter erstickt, und dieses Herrschergefühl ist nach van Campen für den naturalistischen Epiker, der ein objektiver Menschenbildner par excellence sein muß, unentbehrlich. Daß nun gerade in Holland, wo die Juden die längste Zeit hindurch als gleichberechtigte Menschen angesehen werden, zum erstenmal ein großer naturalistischer Epiker von jüdischem Stamme erstehen sollte, der sich den großen Epikern anderer Völker ebenbürtig an die Seite stellen darf, ist nach van Campen kein bloßer Zufall, sondern innere Notwendigkeit. „Alle philosophischen, lyrischen und didaktischen Beimischungen, die bislang in so starkem Maße in der jüdischen Epik (= Romanliteratur) anwesend waren, daß sie das Hauptelement wurden und die Epik in ihnen unterging, sind hier weggefallen. Hier ist endlich vom jüdischen Genie die Macht der nackten, reinen und in keiner Hinsicht aufgeschmückten Darstellung des Menschen erobert." Über das Herrscherbewußtsein des Autors, die innerliche Grundbedingung dieser menschenschaffenden Kraft, sagt van Campen: „Je länger ich über dieses Werk, auch im Zusammenhang mit früheren Arbeiten desselben Schriftstellers nachdenke, desto deutlicher fühle ich, daß er wahrscheinlich noch niemand in seinem Leben getroffen hat, ohne daß er sich in der Tiefe seines Herzens den Überlegenen gewußt hätte. Sein subjektives Überlegenheitsgefühl macht seine wesentliche Größe aus." Auf eine feine Unterscheidung, die van Campen hier macht, möchte ich, weil ich mich nicht entsinne dieselbe jemals so klar formuliert gesehen zu haben, und weil sie mir sehr fruchtbringend scheint, an dieser Stelle kurz hinweisen. Er unterscheidet nämlich zwischen geistiger (verstandelyk): der durch Wissen und Bildung geschaffenen Überlegenheit und psychischer Überlegenheit, die sich auf ganz andere, im tiefsten, unbewußten Grunde der Persönlichkeit liegende Faktoren gründet. Van Campen sagt: „Unterscheide gut den äußeren Glanz von dem inneren Glanz; und bedenke einmal, wodurch es möglich wird, daß zum Beispiel ein analphabetischer Tagelöhner etwas in seinem Blick, seinem Gesicht haben kann, was einem sehr vornehmen, sehr gelehrten, sehr weisen und sogar sehr guten Menschen in einem Augenblick hellseherischer Erkenntnis seine Inferiorität zum Bewußtsein bringen kann. Geschieht das nicht, weil in einem solchen Augenblick vor dem Auge der Seele alle zeitliche, geistige wie stoffliche Äußerlichkeit weggefallen ist, und die Seele bloß die Seele sieht?" Intellektuell und kulturell stehen die Menschen in dem Quéridoschen Roman sehr tief, aber psychisch, was



die Intensität und die Ursprünglichkeit ihres innern Lebens betrifft, nehmen sie nach van Campen eine sehr hohe Stufe ein. Dieses dem gewöhnlichen Beobachter verborgene seelische Leben zu erkennen und objektiv darzustellen vermag nur jemand, der nicht intellektuell, sondern psychisch höher steht und dem eine Art hellseherischer Intuition auf mystischem Wege die Psyche dieser Menschen erleuchtet. Was hier von Quérido gesagt wird, gilt von jedem großen Psychologen, der aus den Seelen der Armen und Niedrigen Schätze zu Tage fördert, die die kulturell höher Stehenden so oft beschämen müssen. Dieses Einfühlungsvermögen, diese Fähigkeit des Untertauchens, des vorübergehenden Aufgehens in der dargestellten Figur, ist nur dem Herrscher gegenüber dem völlig Beherrschten möglich, nie aber dem Geringeren gegenüber dem Mächtigeren.

In diesem Zusammenhang verdient auch Erwähnung, daß an anderer Stelle, in der *„Nieuwe Rotterdamsche Courant“* vom 1. Dezember der neue Roman von *Georg Hermann*, „Die Nacht des Dr. Herzfeld“, als ein spezifisch jüdisches Werk gekennzeichnet wird. Der ständige Rezensent für deutsche Literatur in dem Blatt, *Augusta de Wit*, macht in der sehr anerkennenden Besprechung dieses Romanes, die sehr richtige Bemerkung, daß in einer künftigen deutschen Literaturgeschichte, die vielleicht in 25 Jahren geschrieben werden könne, wenn ein besserer Überblick möglich sei, dem deutsch-jüdischen Schrifttum ein besonderes Kapitel eingeräumt werden müsse. Diese Literatur habe wie jede andere ihre guten und ihre schlechten Bücher; aber sie habe ihren ganz eigenen Charakter, der sie von jeder anderen unterscheide, und dieser bestehe in einer gewissen „müden Gelassenheit, die die Dinge gern aus der Ferne betrachte“, einer tiefen Melancholie, die alles überschatte und deren letzter Schluß die Weisheit des alten Judenkönigs Salomos sei: es ist alles ganz eitel. Dies sei der Grundton in den Romanen *Arthur Schnitzlers, Jakob Wassermanns, Felix Holländers, Jakobowskis*, der *Anselma Heine* und auch *Georg Hermanns.*

Zum Schlusse seien die wichtigsten Preise von der am 5. und 6. November bei *R. W. P. de Vries*[1] stattgehabten Versteigerung des ersten Teiles der *Sammlung Vincent van Gogh* genannt. Den höchsten Preis als einzelnes Blatt erzielte die Lithographie von *H. Daumier*, *„Le ventre législatif“* jene vernichtende Karikatur auf den Parlamentarismus: 505 fl. Von als Ganzes verkauften Folgen ging am höchsten ein seltener Druck der *„Tauromaquia“* von *Goya*, der bald nach der ersten Auflage des Werkes und jedenfalls bevor die Platten durch Loizelet retuschiert waren, entstanden ist: 1010 fl. Die *Klingersche* Folge, *„Vom Tode“*, *II. Teil*, 12 *Blätter*, herrliche Abdrücke auf japanisches Papier, mit den drei später veröffentlichten Blättern der zweiten Auflage brachte es auf 950 fl. = 1600 M., ungefähr halb so viel, als es im Oktober 1911 bei Amsler & Ruthardt erzielt hatte (3050 M.); an dritter Stelle, mit 750 fl., kamen *„Los Caprichos“*, eine Folge von 80 Blättern von *Goya*, erster Abzug; dann folgten sechs Radierungen von *W. Leibl* mit 500 fl. Von Einzelblättern seien erwähnt: *M. A. J. Bauer*, Nr. 47 „Elefanten“: 350 fl., Nr. 48, „Stufen einer Moschee“: 200 fl., Nr. 49, „Kavallerie“: 255 fl. *Fritz Boehle*, Nr. 88, „Roßschwemme“: 160 fl., Nr. 91, „Bauernfuhrwerk vor der Schenke“: 150 fl. *Frank Brangwyn* Nr. 126, „Italienische Kirche“: Nr. 127, „Brücke S. Barnard Castle“ 150 fl.; Nr. 129, „Venetianische Werft“: 180 fl. „Sante Maria delle Salute“ in Venedig von der Straße aus: 225 fl., Nr. 132, „Fleischerladen“: 150 fl.; Nr. 133, „Castello della Ziza: 150 fl. *R. Bresdin*, Nr. 138, „Der barmherzige Samariter“, 60 fl.; *Eug. Delacroix*, Nr. 328, „Der verwundete Goetz bei den Zigeunern“; 172 fl. *George Gascoyne*, Nr. 405, „Zum Angriff haltende Ritter“: 175 fl. *Vincent van Gogh* Nr. 450, „Stehender alter Bauer“: 300 fl., Nr. 451, „Sitzender alter Mann, weinend“: 360 fl. *F. Seymour Haden*, Nr. 503, „Windmill Hill“: 240 fl. — *Ferdinand Hodler*, Nr. 548, „Rückzug von Marignano“: 300 fl. — *J. B. Jongkind*, Nr. 598 „Holländische Windmühlen“: 155 fl. — *Max Klinger*, Nr. 610, „Vom Tode“, Blatt III, der Philosoph, Probedruck vor dem ersten Abzug, auf japanisches Papier: 200 fl., Nr. 621, das Exlibris von Georg Hirzel: 60 fl. — *Louis Legrand*, Nr. 671, „Die Toilette“ Junge nackte Frau sich abtrocknend: 110 fl., Nr. 672, „Junge Frau, sich die Augen schwarz umrandend: 120 fl. — *A. Legros*, Nr. 680, „Der Tod des Landstreichers“: 225 fl.; Nr. 681, „Der Fischer mit dem Hamen“: 330 fl.; Nr. 688, „Die Landschaft mit den Birken“: 160 fl. — *Max Liebermann*, Nr. 722, „Die Judengasse in Amsterdam“: 100 fl.; Nr. 723, „Beim Uhlenhorster Fährhaus“: 150 fl. — *E. Manet*, Nr. 746, „Die Erschießung des Kaisers Maximilian“: 100 fl. — *Matthys Maris*, Nr. 755, „Kopf eines jungen Mädchens“: 190 fl.; Nr. 757, „Junges Mädchen unter dem Baum“: 150 fl.; Nr. 758, „Der Sämann“, nach Millet: 250 fl.; Nr. 760, „Junges Mädchen mit einer Spindel in einer Landschaft“: 250 fl. — *Adolf Menzel*, Nr. 826, „Pinsel und Schabmesser tanzen auf dem Stein“: 162 fl.; Nr. 832, „William Shakespeare, erster Zustand“: 110 fl.; Nr. 837, Radierversuche, Nr. 1, „Landschaft mit Teich“: 150 fl.; Nr. 843a, „Typen aus dem Irrenhaus“: 100 fl.; Nr. 844, „Drei Damen oder stille Teilnahme: 105 fl. — *Ch. Méryon*, Nr. 848, „Tourelle de la rue de la Tixéranderie“: 300 fl.; Nr. 849, „Saint Etienne du Mont“: 155 fl.; Nr. 851, „La Morgue“: 200 fl. — *J. F. Millet*, Nr. 870, „Les bêcheurs“: 220 fl.; Nr. 872, „La cardeuse“: 155 fl.; Nr. 875, „La grande bergère“: 200 fl.; Nr. 876, „Le départ pour le travail“: 190 fl.; Nr. 878, „Le semeur“: 290 fl. — *Emil Orlik*, Nr. 907, „Michelangelo Buonarotti“: 60 fl. — *Ferd. Schmutzer*, Nr. 1075, „Paul Heyse“: 40 fl. — *William Strang*, Nr. 1113, „Der Fischer“: 40 fl. — *J. Mac Neil Whistler*, Nr. 1202,

[1] Auf die von R. W. P. de Vries, Singel 146 herausgegebenen, mit reichem Abbildungsmaterial versehenen, gut ausgestatteten und ausführlichen Auktionskataloge kann man bei der genannten Firma abonnieren; man erhält dafür fünf bis sechs solcher Kataloge. Soviel werden den noch aus Versteigerung kommenden andern Teilen der Sammlung van Gogh gewidmet werden.

„Rue de la Rochefoucauld": 305 fl.; Nr. 1203, Brustbild von Rob. Barret: 100 fl. — *Anders Zorn*, Nr. 1235, „Prinzessin Ingeborg von Schweden. Zweiter Zustand": 105 fl.; Nr. 1237, „Nackte Frau vor dem Ofen", zweiter Zustand: 175 fl.; Nr. 1242, „Ein Ring (Frau Wentzel Hagelstam)", zweiter Zustand: 150 fl.; Nr. 1243, „Badende Frau in Sandhamm": 160 fl.; Nr. 1245, „Wasserkreise (Badende Frau)": 150 fl.; Nr. 1246, „Edo, nacktes junges Mädchen auf einem Berge: 150 fl.; Nr. 1248, „Fürst Paul Troubetskoy": 120 fl.; Nr. 1252, „Das neue Zimmermädchen", nicht bei Delteil, 136 fl.; Nr. 1253, „Am Abhang (Nackte junge Frau auf einem Felsen am Meer)", nicht bei Delteil, 125 fl.; Nr. 1256, „August Strindberg", nicht bei Delteil, 100 fl.; Nr. 1260, „Badende Frau im Wasser sitzend", nicht bei Delteil, 135 fl.

Amsterdam, Mitte Dezember. *M. D. Henkel.*

Moskauer Brief.

Am 11/24. August 1912 starb in St. Petersburg einer der einflußreichsten Journalisten Rußlands — *A. S. Suworin*, der Herausgeber der „Nowoje Wremja". Seiner publizistischen Tätigkeit dankbar zu gedenken, haben besonders wir Deutschen kaum Veranlassung; wohl aber verdient Suworin einen Ehrenplatz in der Geschichte des russischen Verlagswesens und der russischen Bibliophilie. Mit seinem Zeitungsunternehmen verband er schon früh einen immer größer werdenden Buchverlag, dem wir eine ganze Reihe wertvoller Veröffentlichungen verdanken. So vor allem die großen historischen Monographien von Brückner über Peter den Großen und N. Schilder über Alexander I. und Nikolaus I. mit ihrer Fülle sehr gut ausgewählten und vortrefflich reproduzierten Illustrationsmaterials; ferner mehrere ausgezeichnete kritische Ausgaben russischer Klassiker und Neudrucke wertvoller Literaturwerke des XVIII. Jahrhunderts. In Suworins Verlag erschien 1888 die erste buchstabengetreue Neuausgabe der berühmten „Reise von Petersburg nach Moskau" von Alexander Radistschew, nachdem im Laufe eines ganzen Jahrhunderts alle Versuche, diesen leidenschaftlichsten Protest gegen die Leibeigenschaft, der je aus einer russischen Feder geflossen, neu herauszugeben, von der russischen Zensur unterdrückt worden waren. Auch Suworin durfte von seinem Neudruck, der Seite für Seite der ersten und einzigen Originalausgabe von 1790 entspricht, nur hundert Exemplare auf den Markt bringen. Erst 1906 konnte eine billige Ausgabe des Werkes veranstaltet werden.

In Suworins Verlag erschien auch die erste vollständige Sammlung der berühmten „Affichen" des Grafen Rostoptschin — jener in ihrer drastischen Ausdrucksweise einzigartigen Aufrufe, durch die der Generalgouverneur von Moskau 1812 das Volk zum Widerstand gegen Napoleon anfeuerte. Suworin ist endlich der Begründer des ersten russischen Verlagsunternehmens nach dem Muster der Reclamschen Universalbibliothek. Seine „Billige Bibliothek" bedeutet den ersten Versuch, die wertvollsten Erzeugnisse der russischen und ausländischen Literatur der großen Masse zugänglich zu machen. In den für den niedrigen Preis sehr anständig ausgestatteten Bändchen sind Puschkin, Lermontow, Gogol, Karamsin, Schiller, Goethe, Shakespeare, Dickens, Flaubert, Corneille, Victor Hugo und unzählige andere Koryphäen der Weltliteratur vertreten.

Suworins Bibliothek belief sich auf ungefähr 40000 Bände. Besonders reich war die ältere russische Literatur, vor allem das XVIII. Jahrhundert, vertreten. Zutritt zur Bibliothek hatte jeder ernsthaft interessierte Bibliophile. Bekannt war Suworin auch für die Liberalität, mit der er Bücher aus seiner Sammlung an öffentliche Bibliotheken und Anstalten verschenkte.

Noch ein zweiter Todesfall ist zu registrieren: Anfang November starb in Moskau *P. J. Bartenew*, der Herausgeber der ältesten historischen Zeitschrift Rußlands, des „Russischen Archiv". Bartenew war nicht nur Herausgeber und Redakteur, sondern auch fast der einzige Mitarbeiter der Zeitschrift, die so gut wie ausschließlich Materialien zur russischen Geschichte brachte und in den vielen Jahrzehnten ihres Bestehens nach und nach zu einer ganz unschätzbaren und unentbehrlichen Quellensammlung für die russischen Historiker geworden war. All dieses Material nun hatte Bartenew selbst mit unermüdlichem Sammelfleiß zusammengetragen; er ging völlig auf in seiner Arbeit und lebte ein Einsiedlerleben, in dessen Stille kaum ein Laut aus der bewegten Gegenwart hineindrang. An alten Drucken und Handschriften war seine Bibliothek überreich.

Auf dem Büchermarkt herrscht noch immer das Jahr 1812 mit seinen großen Erinnerungen vor. Zu den wertvolleren Publikationen gehört eine Untersuchung von W. A. Wereschtschagin über das Jahr 1812 in der russischen Karikatur, in der ein ungeheures Material mit großer Gewissenhaftigkeit und bewunderungswürdigem Fleiß zusammengetragen ist. Ein Büchlein ganz anderer Art, aber eins, das jedem Bibliophilen Freude machen muß, ist die wunderhübsche Ausgabe der vier Fabeln I. A. Krylows, die sich auf Napoleon und seinen russischen Feldzug beziehen. Die Fabeln sind von einem der wenigen wirklichen Buchkünstler, die Rußland gegenwärtig besitzt, Jegor Narbud, durch sehr charakteristische Silhouetten illustriert. Von demselben Künstler stammen auch die höchst geschmackvollen, stilechten und dabei in keiner Weise aufdringlichen Initiale, Randleisten und Vignetten, ebenso wie die Drucktypen für jede einzelne Fabel. Herausgegeben ist das Werk von der russischen Gemeinschaft der heiligen Eugenia, einer Wohltätigkeitsanstalt, die sich bei den Kunstfreunden durch ihre zahlreichen entzückenden Postkartenpublikation (von denen ja auch in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" schon die Rede war) längst einen Namen gemacht hat.

Im Juli tagte in Moskau ein Buchhändler- und Verlegerkongreß, an dessen Sitzungen sich 200 Personen beteiligten. Für die russischen Zustände ist es bezeichnend, daß von diesen 200 Personen nur sechzig



aus dem Innern des Reichs gekommen waren, während alle übrigen Vertreter Moskauer und Petersburger Firmen waren. Die Gründung von Buchhändlervereinen wurde energisch befürwortet, auch der Zusammenschluß dieser Vereine zu einem Zentralverband, dem aber nichts Trustartiges anhaften dürfe. Von einer Normierung des vom Verleger dem Sortimente zu gewährenden Rabatts wurde abgesehen — „in Anbetracht der Verschiedenheit der lokalen Verhältnisse". Charakteristisch ist auch der Beschluß angesichts der bevorstehenden Revision des deutsch-russischen Handelsvertrags eine Spezialkommission zu organisieren, die die Interessen der russischen Verleger zu vertreten hätte. Dieses Vertreten der Interessen dürfte wohl auf nichts anders, als auf einen mehr oder weniger energischen Protest gegen eine etwaige literarische Konvention mit Deutschland hinauslaufen.

Im Anschluß an den Kongreß fand in Moskau eine Ausstellung von Preßerzeugnissen statt. Ausgestellt waren ausschließlich Bücher und Zeitschriften, die in den letzten fünf Jahren in Rußland erschienen waren — und zwar in nicht weniger als 53 Sprachen. Interessant sind einige statistische Daten: Die Zahl der 1907 in Rußland erschienenen Bücher belief sich auf 17000, im Jahre 1911 betrug die Zahl bereits 32000, also fast das Doppelte.

Eine sehr interessante Monographienserie beginnt soeben unter der Leitung des Grafen P. Scheremetjew in Petersburg zu erscheinen. Sie nennt sich „Russische Herrenhöfe" und hat den Zweck, weitere Kreise mit der Geschichte der bedeutenderen „adeligen Nester" Rußlands und den Schätzen, die auf diesen alten Schlössern noch aufbewahrt werden, bekannt zu machen. Die soeben erschienene zweite Lieferung behandelt das Gut Petrowskoje im Gouvernement Moskau, dem Herrensitz der Fürsten Golizyn. Bemerkenswert sind vor allem die Mitteilungen über die Kunstschätze, die das Schloß enthält. Die Gemäldegalerie enthält ein kostbares Bildnis Katharinas II. von Rostari, ein Bild des Grafen Schuwalow von der Vigée Lebrun, zahlreiche venezianische Veduten von Canaletto usw. Die Schloßbibliothek umfaßt 10000 Bände, von denen ein großer Teil aus dem Besitz des oben schon genannten Grafen J. Schuwalow, Günstlings der Kaiserin Elisabeth und Gründer der Moskauer Universität, stammt. Die Schuwalowschen Bücher fesseln schon allein durch ihre kostbaren Ledereinbände mit Wappen und Initialen ihres Besitzers.

Wieviel an Bücherschätzen in diesen alten Herrenhöfen Rußlands begraben liegt, zeigt übrigens aufs deutlichste ein hübscher Aufsatz eines Herrn B. Glasko im letzten Heft der nach wie vor ausgezeichnet geleiteten Zeitschrift „Russki Bibliophil". Herr Glasko hat im Auftrag der gelehrten Archiv-Kommission in Kostroma eine ganze Menge alter Herrengüter in Westrußland und an der Wolga besucht und eine Fülle kostbarer Bibliotheken entdeckt, die sich zum Teil im Zustande schlimmster Verwahrlosung befinden. Russische, französische, italienische Druckwerke aus dem XVIII. Jahrhundert, darunter Unica, über deren Wert die Besitzer nicht die geringste Vorstellung haben, systematisch geordnete Sammlungen von Werken aus bestimmten Stoffgebieten — etwa zur Lokalgeschichte oder Geographie, sehr oft mystische und freimaurerische Schriften, Handschriften und Urkunden, Briefe oft von bedeutendem kultur- und literarhistorischem Wert. Und das alles meist irgendwo auf dem Speicher, in Kisten verpackt, von denen die eine nach der andern, da der Raum zu eng zu werden beginnt, für einen Spottpreis an den ersten besten Händler losgeschlagen wird, der den wirklichen Wert der „Ware" ebensowenig abzuschätzen weiß, wie die Verkäufer.

Moskau, Anfang November. *Arthur Luther.*

New Yorker Brief.

Vor einiger Zeit ging eine Notiz durch die hiesigen Blätter, daß von dem Werk eines Schriftstellers aus dem Westen „The Winning of Barbara Worth" von *Harold Bell Wright* innerhalb Jahresfrist 750000 Exemplare abgesetzt worden seien. Eine Anfrage bei den Verlegern bestätigte dies, mit dem Bemerken, daß der Verkauf sich fast gleichmäßig über die ganzen Vereinigten Staaten erstreckt habe, nur an der Pacific-Küste etwas stärker als anderswo gewesen sei. Ein Buch mit einem solchen Absatz muß etwas bringen, das die Volksseele ergreift, denn selbst im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten ist eine solche Auflageziffer sehr selten. Es ist in diesem Falle der Kampf zwischen der Persönlichkeit, der individuellen Wertschätzung der Arbeit und dem kalten Kapitalismus. Die Geschichte ist in eines jener gigantischen Unternehmen im Westen eingeflochten, eine im großen Stile angelegte Bewässerungsanlage, wodurch aus der jahrtausendlange brach gelegenen Wüste reiches und fruchtbares Land gemacht wird — eine Geschichte, wie sie sich heute immer wiederholt, da die Regierung der Vereinigten Staaten die Fruchtbarmachung von Wüstenland im Westen in großem Maßstabe betreibt. Das Pionierleben ist fesselnd beschrieben, es sollen die eigenen Erfahrungen des im besten Mannesalter stehenden Verfassers sein, der selbst im Wüstenland gelebt und an seiner Urbarmachung mitgearbeitet hat. Heute noch betreibt er im Hauptgeschäft eine ausgedehnte Ranch in Kalifornien und in seiner freien Zeit schreibt er Romane aus dem amerikanischen Volksleben speziell des Westens. Für europäische Leser dürfte die Enträtselung des Slangs, der leider sehr viel vorkommt, Schwierigkeiten machen, sonst sind seine Erzählungen empfehlenswert. Andere Werke des Verfassers sind: Their yesterdays; That Printer of Udells; The Shepheard of the Hills und The balling of Dan Matthews.

Die siebente Jahres-Ausstellung der New Yorker Verleger wurde am 13. November in den Räumen und unter den Auspizien des National Arts Club eröffnet durch einen Empfang, an welchem der Verleger Page über den verhältnismäßig geringen Verbrauch an



Büchern im Verhältnis zu anderen Dingen in diesem Lande sprach; sodann wurde eine Rede von *Walter Gillis*, dem Sekretär des Grolierklub, über die Buchdruckerkunst verlesen und zum Schluß sprach ein englischer Kritiker *C. H. Caffin* über den Wert guter Kritik. Die Ausstellung an und für sich bot leider kein fertiges Bild der Produktion der New Yorker Verleger, da manche große Verlagsfirma nicht vertreten war, trotzdem zirka 2000 Bände Original-Illustrationen ausgestellt waren.

Eine äußerst wertvolle *amerikanische Bibliographie* ist soeben bei der H. W. Wilson Company in Minneapolis erschienen. Der „United States Catalogue", ein stattlicher Band von 2837 Seiten, enthält in *einem* Alphabet sämtliche am 1. Januar 1912 als im Druck befindlich angegebene amerikanische Bücher und zwar sowohl unter dem Autorennamen, dem Titel und dem Schlagwort, so daß das rasche Auffinden irgendeines Werkes sehr erleichtert wird; es wurde sogar soweit gegangen, daß bei Sammlungen von Erzählungen die einzelnen Erzählungen mit in das Register aufgenommen wurden. Der musterhafte Katalog wurde laut Titelblatt von Frauen zusammengestellt: *Marion E. Polter assisted by E. L. Teich, Louise Teich & Bertha Tannehill.*

Dem groben Schwindel, der hier mit den sogenannten *Subscription Books* getrieben wird, — Ausgaben, die nur durch den Reisebuchhandel zu beziehen sind — und über die schon früher einmal an dieser Stelle berichtet wurde, scheinen die Behörden doch endlich einmal auf den Leib zu rücken und zwar ist es hier bei der verzwickten Rechtslage der Einzelstaaten, die Postbehörde, als Bundesbehörde, welche wegen Mißbrauchs der Post, durch Versendung von schwindelhaften Ankündigungen gegen eine bekannte Reisefirma vorgegangen ist und die Verhaftung der Besitzer der Firma und der meisten ihrer Reisevertreter veranlaßt hat. Bei der Untersuchung haben sich die haarsträubendsten Übervorteilungen herausgestellt. Es scheinen in Amerika gerade genug Dumme herumzulaufen, die sich für irgendeinen Preis ein Buch aufschwätzen lassen. Eine Frau in New York bezahlte 5200 $ für eine Ausgabe von Mark Twains Werken; der Agent bekam darauf 1810 $ Kommission; das Werk selbst stellte eine Höchstauslage von 468 $ dar, so daß für den Verlag noch ein Netto-Gewinn von 2922 $ übrig blieb. Eine Mrs. Durand, die Frau des Gründers von Wellesley College, soll um 100000 $ betrogen worden sein und die Ziffern, die seither von der Behörde aufgestellt wurden, belaufen sich jetzt schon in die Millionen. Hoffentlich wird durch die baldigst zu erwartende Verurteilung die Öffentlichkeit mehr auf das unsaubere Treiben derartiger Firmen gerichtet, welche ein Krebsschaden für den amerikanischen Verlag sind.

Der vierte und letzte Teil der *Bibliothek von Robert Hoe* gelangte am 11.—22. November bei *Andersen* zum Verkauf unter Anteilnahme hiesiger und europäischer Händler. Der Totalerlös für die vierte Abteilung betrug 262924 $, für die gesamte Bibliothek 1932060, beinahe zwei Millionen Dollars; fast die Hälfte davon kaufte der hiesige Händler George D. Smith, der Vertrauensmann mancher Finanzgröße. Nach Europa an verschiedene Händler, speziell Quaritsch, Baer und Pariser, dürften auch für etliche Hunderttausend zurückgegangen sein, meist um bald wieder den Weg über den Ozean anzutreten. Von den erzielten Preisen in der vierten Abteilung seien folgende erwähnt: *Thomas de Aquino*, Mainz 1471 505 $; Cent nouvelles nouvelles, Cologne 1701 275 $; *Eschole de Salerne*, Elzevier 1651 3500 $; *Gautier*, Le Roi Candaule, mit den Original-Illustrationen von Avril 1300 $; *Horatius*, Verona 1585 von Padeloup gebunden 700 $; *Joannes Chrysostomus* Paris 1693 3 vols. Padeloup 3125 $; *Lafontaine*, Fables 6 vols 1765—75 775 $; *Longus*, Daphnis et Chloe, 1718 Padeloup 2800 $; *Pascalius*, Paris 1560 520 $; *Pontames*, Aldus-Druck 3 Bände 1518—19 2350 $; Sacre de Louis XV., 1722 Padeloup 400 $; *Shelley*, 3 Bände, Kelmscott Press 500 $; *Boccaccio*, Decameron, 5 vols 1757, Padeloup 1400 $; dasselbe italienischer Text, von Derome, gebunden 1200 $, Boswell, Life of Johnson 4 vols. Oxford 1826, extra-illustriert 375 $, *Boyer*, Caricatures de la Revolte des Français Paris 1792 190 $, *Castiglione*, Courtier, London 1588 525 $; *Catherine de Medicis*, Autograph 1320 $; *Champlain*, Voyages Paris 1620 525 $; *Charnois*, Costumes et Annales des Grands Théâtres 600 $; *Chartier*, Paris 1489 450 $; *Cicero*, Tusculanarum quaestionum Jenson Venedig 1472 2025 $; *Congreve*, Incognita, London 1692 510 $; *Corneille*, Rodogune, Versailles 1760 1200 $; *Cranmer*, Catechismus, London 1548 800 $; *Cranmer*, Confutatio, London 1558 315 $; *Demoustier*, Lettres à Emilie 6 vols. 1801 254 $; *Diderot*, Bijous indiscrets 1748 160 $; *Dinge*, Discours sur l'histoire de France 1790 von Derome gebunden 320 $; *Dobson*, William Hogarth 165 $, *Dupont*, Les Controverses Toulouse 1534 850 $; ein Brief von David Garrick 172 $; *Goldsmith*, poetical Works 2 vols. London 1780 350 $; *Gravelot*, Iconologie Erstausgabe 500 $; *Gringoire*, menus propos, Paris 1528 210 $; *Gringoire*, notables enseignemens 130 $; *Guilleville*, pelerinage de l'homme, 1511 400 $; *Heros* de la Ligue, 1691 130 $; *Robert Hoe's* Lecture on binding, auf Pergament gedruckt 260 $; *Horae*, Paris Simon Vostre 1495 650 $; Paris Thielman Kerver 1503 510 $; Simon Vostre 1508 800 $; Simon Vostre 1512 450 $; Gilbert Hardouyn 1510 475 $; Simon Vostre 1525 360 $; *Jousse*, art de Serrurier 1627 225 $; Le Grand Calendrier Lyon 1510 390 $; Kit Kat Club, London 1735 300 $; *Killigrew*, Comedies and Tragedies 245 $; *Laborde*, Chansons 1773 auf großem Papier 1725 $; *Lafontaine*, Contes et nouvelles Fermiers-généraux, Padeloup 1200 $; *Lafontaine*, amours de Psyche 500 $; *Las Casas*, Tyrannies 1579 125 $; *Le Vayer de Bontigny*, Tarsis et Zelis 3 vols. 1774 205 $; *Longus*, Daphnis et Chloe 1745 von Derome gebunden 140 $; *Margueritte de Navarre*, Nouvelles, Bern 1780—81 3 vols. 530 $; *Marlowe & Chapman*, Hero and Leander 1622 215 $; *Marmion*, Cupid and Psiche London 1637 510 $; *Marot*, oeuvres Lyon 1542 225 $; *Marot*, L'adolescence Clementine 1532 330 $; *Maupassant*, Des Vers Erstausgabe von Champs gebunden 150 $; Maison Tellier, Erstausgabe 175 $; Monsieur Parent, Erstausgabe 140 $; Maximilianus de



Transylvania Rom 1523 190 $; Manuskripte: *Montboissier*, Horae 2600 $; *Horae* XV. Jahrhundert, französischen Ursprung, 23 Miniaturen 1900 $; ein anderes mit 12 und 29 kleinen Miniaturen 3200 $; ein anderes mit 14 großen und 5 kleinen sehr schönen Miniaturen 3759 $; ein anderes, 15 große Miniaturen 2300 $; wieder andere gingen zu 4000 und 6500 $ weg, für das schönste bot Smitt 15200 $, ein Ufficienbuch aus dem XVI. Jahrhundert, mit 9 großen Miniaturen im Stil der italienischen Renaissance; *Petrarca*, Trionfi 3750 $; *Morus*, Utopia, Erstausgabe 1551 465 $; *Molière*, oeuvres 6 vols. 1773 470 $; *Perceforest*, Paris 1528 205 $; *Petrarca*, cose volgari, Aldus 1501 305 $; *Pilkington & Fuseli* Dictionary of Painters extraillustrierte 700 $; La Princesse de Navarre, comédie ballet, Paris 1745 210 $; *Omentin*, l'oreloge, Paris Jehannot zirka 1500 1575 $; *Perrault*, Contes du temps passé 1697 725 $; Racine oeuvres 7 vols 1768 525 $; *Rétif de la Bretonne*, Paysan perverti 1776 145 $; *Rouget de Lisle*, Essais en vers mit dem Erstabdruck der Marseillaise 215 $; *Rousseau*, Lettres de Deux Amans, 1761 200 $; *Rousseau*, oeuvres 1769 175 $; *Ruskin*, Lettres upon subjects of general interest, Privatdruck von 1892 300 $; Saint-Pierre, Paul et Virginie, Erstausgabe 1789 210 $; *Walter Scott*, Manuscript von Letters to and from Henrietta Countess of Suffolk 2300 $; *Shelley*, Adonais, erste Ausgabe, Pisa 1821 1525 $; *Vespuccius*, 3. Reisebericht Augsburg 1504 2100 $; *Vespuccius*, Paesi nuovamente retrovati Milano 1508 2500 $.

Die acht Portulankarten von Dr. *Hamy* in Paris, welche am 19. November bei Anderson zur Versteigerung kamen, brachten insgesamt 18100 $; 14600 $ wurde von Dr. Baer für das unter dem Namen Richard King Portulan bekannten Exemplar bezahlt; andere brachten 975 $; 650 $; 250 $; 550 $; 850 $ und zwei Atlanten 150 und 75 $.

New York, Anfang Dezember. *Ernst Eisele.*

Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Berlin-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Berlin-Lichterfelde, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines.

D Ancona, P., Nouve ricerche sulla miniatura Lombarda. Con 4 illustr.
Bibliofilia. 14. 1912/13. S. 201—209.

Boinet, A., Courrier de France.
Bibliofilia. 14. 1912/13. S. 239—258.

Van den Gheyn, J., Les expositions de manuscrits dans les bibliothèques publiques.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 385—389.

Helßig, R., Nochmals der Erwerb des Codex Utinensis durch Gustav Hänel.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 510—519.

Lippens, H., Descriptio Codicum Franciscanorum Bibliothecae Academiae Leodiensis.
Archivum Franciscanum historicum. 4. 1911. S. 355—359. 588—593. 5. 1912. S. 102—109. 737—751.

Mancini, A., Codices Latini publicae Bybliothecae Faventinae.
Studi italiani di filologia classica. 19. 1912. S. 19—23.

Samuelson, E., De la restauration d'anciencs manuscrits par le Kitt.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 205—208.

Valgimigli, A., British Courier.
Bibliofilia. 14. 1912/13. S. 258—271.

Bibliophilie. Exlibris.

Guillois, Antoine. Les livres de Charles Nodier.
Bulletin du bibliophile. 1912. S. 461—478.

Muller, O. von, Ex-libris Rosen (1705.)
Rivista araldica. 1912. S. 694—695 mit 1 Abbild.

Paris, L., L'Estampille des livres.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 307—316.

Stewart, J. D., Ownership stamping of books.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 253—257.

Bibliothekswesen.

Adrian, F., Die Kriegsbriefsammlung der Bonner Universitäts-Bibliothek.
Bonner Zeitung. 1912. Nr. 268 vom 29. September.

Anderton, B., Libraries und periodicals. A note on coordination.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 264—270.

Baker, E. A., Education in librarianship in Great Britain.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 97—100.

Bees, N. A., Anciens càtalogues de bibliothèques d'après les manuscrits de Météores.
Revue de l'Orient Chrétien. 2. Ser. 7. 1912. S. 268—279.

Benelli, Z., In memoria di Torello Sacconi. (Ex-bibliotecario capo della r. biblioteca n. c. di Firenze!)
Rivista delle biblioteche. 23. 1912. S. 171—178.

Die Städtische Bibliothek Josef Szujski in Nen-Sandez. (Polnisch.)
Przewodnik bibliograficzny. 35. 1912. S. 251—253.

The reserved Books from the King's Library.
The Library. 3. Ser. 3. 1912. S. 422—430.



Brown, J. D., A British library itinerary. 2.
Library World. 15. 1912/13. S. 130—136. (Schluß folgt.)

Burger, C. P., Bij het portret von Gerrit van Rijn. (Rotterdam, Stadtbibliothek.)
Het Boek. 1. 1912. S. 273—280 mit 1 Porträt.

Printed **Catalogues** of Scottish University libraries.
Aberdeen University Library Bulletin. 1, 4. 1912. S. 397—404.

Durm, Die neue Universitätsbibliothek in Heidelberg. Mit 13 Textabbild. und Blatt 65 im Atlas.
Zeitschrift für Bauwesen. 62. 1912. Sp. 531—544.

Elmendorf, H. L., The Public Library: A leavend and prepared choice.
Bulletin of the American Library Association. Vol. 6. 1912. Nr. 4. S. 67—72.

Escher, H., Die Stellung der schweizerischen Bibliotheken zur Frage einer einheitlichen Regelung der Katalogisierung. Referat.
Publikation der Vereinigung schweizerischer Bibliotheken. 3. 1912. 14 S.

N. Y. State Education building-dedication **Exercises**.
Library Journal. 37. 1912. S. 607—609 mit 3 Abbild.

Farinelli, A., En memoria de Marcelino Menéndez y Pelayo.
Revista de archivos, bibliotecas y museos. 16. 1912. Bd. 2. S. 1—10 mit 3 Taf.

Farr, H., Library work with children.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 450—462.

Fick, R., Die Zentralstellen der deutschen Bibliotheken. (Das Berliner Auskunftsbureau und der Gesamtkatalog.)
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 399—449.

Gerhard, K., Die Vorbildung der wissenschaftlichen Bibliotheksbeamten in Deutschland.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 579—590.

Van den **Gheyn**, J., La suppression de la voie diplomatique pour le prêt des livres et des manuscrits.
Congrès de Bruvelles. 1910. Actes. 1913. S. 25—28.

Grégoire, E., Bibliothèques pour aveugles.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 202—204.

Greve, H. E., The Dutch openbare „Leeszalen en Bibliotheken".
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 258—263.

Grojean, O., Le code international de règles catalographiques.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 298—300.

Grojean, O., La préparation scientifique des bibliothécaires belges. La situation des bibliothécaires en Belgique.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 474—479. 480—487.

Hanson, J. C. M., Agreement on cataloguing rules in America.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 60—71.

Helßig, R., Die Stellung der deutschen Bibliothekare.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 521—545.

Jast, L. St., and **Sayers**, W. C. B., How to name the librarians.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 468—473.

Kenney, W. F., How the Boston Public Library attends to the child readers and cooperates with the public schools.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 546—554.

Law, W., The issue of lantern slides.
Library World. 15. 1912/13. S. 136—138.

Lee, G. W., Reference books as public utilities. Some wellknown Encyclopedias compared.
Library Journal. 37. 1912. S. 587—593.

Lundstedt, B., La situation des bibliothécaires dans les bibliothèques d'état en Suède.
Congrès de Bruxelles. 1910. *Actes.* 1912. S. 248—252.

McLeod, J., An employees library. — Its scope and possibilities.
Library Journal. 37. 1912. S. 597—600.

Mattern, J., The Prussian Union Catalog and the Catalog of the Munnich Library.
Library Journal. 37. 1912. S. 603—605.

Neisser, E. R., Library work with the blinds in the United States.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 83—91.

Nörrenberg, C., Die Bibliotheken auf der Bugra.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 533—535.

Otlet, P., Le code universel des règles catalographiques.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 375—377.

Papers and proceedings of the 34th annual meeting of the American Library Association held at Ottawa, Canada, June 26—July 2, 1912.
Bulletin of the American Library Association. Vol. 6. 1912. Nr. 4. 370 S.

Paz y Melia, A., Come fue nombrado Menendez y Pelayo director de la Biblioteca nacional.
Revista de archivos, bibliotecas y museos. 16. 1912. Bd. 2. S. 216—221.

Putnam, H., Adress.
Bulletin of the American Library Association. Vol. 6. 1912. Nr. 4. S. 59—66.

Ree, St., The library catalogue of 1873—74.
Aberdeen University Library Bulletin. 1, 4. 1912. S. 386—391.

Roebuck, G. E., Library work with the blinds in Great Britain.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 75—82.



Scheid, R., Pläne für die Zentralbibliothek in München. *Der Bibliothekar.* 4. 1912. S. 501—504.

Schwenke, P., Eindrücke von einer amerikanischen Bibliotheksreise.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 485—500 mit 4 Plänen. (Wird fortges.)

Schwenke, P., Deutsche Nationalbibliothek und Königliche Bibliothek.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 536—542.

Stewart, J. D., Library books and infectious diseases. *Congrès de Bruxelles.* 1910. Actes. 1912. S. 271—276.

Sustrac, Ch., Note sur les règles de catalogue d'auteurs et d'anonymes suivies en France.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 237—247.

Sustrac, Ch., Les problèmes de l'indexation.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 277—292.

Sutton, Ch. W., Branch libraries.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 348—353.

Thévenin, J., La Bibliothèque Braille.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 195—201.

Die neue Universitäts-Bibliothek. Einweihung der neuen Universitäts-Bibliothek.
Tübinger Chronik und Steinlach-Bote. 1912. Nr. 274 und 275 vom 21. und 22. November.

Venturi, R., La conservazione dei libri nelle biblioteche e la tecnica legatoriale.
Rivista delle biblioteche. 23. 1912. S. 133—170.

Villamil, M. P., Los primeros y los ultimos años de Menendez y Pelayo en Madrid.
Revista de archivos, bibliotecas y museos. 16. 1912. Bd. 2. S. 231—237.

Wyer, J. I., Conditions for entrance to the service of American libraries.
Congrès de Bruxelles 1910. Actes. 1912. S. 21—24.

Buchdruck und -Gewerbe.

Axon, W. E. A., Robert Copland and Pierre Gringoire. *The Library.* 3. Ser. 3. 1912. S. 419—421.

Benziger, C., Die Inkunabeln der Berner Stadtbibliothek.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 500—509.

Crous, E., Internationale Wasserzeichenforschung.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 551—552.

Günther, O., „J. S." (Auf Drucken Konrad Kachelofens = Johann Schmiedhöfer.)
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 552—554.

Haebler, K., Der deutsche Gesamtkatalog der Wiegendrucke.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 331—347.

Lugano, Del tipografo Bresciano Bartolomeo de Zanettis al servizio di Camaldoli e della „Regula Vite Eremitice" stampata a Fontebuono nel 1520.
Bibliofilia. 14. 1912/13. S. 210—227. (Wird fortges.)

Buchhandel.

Loele, K., Buchhändlerschaufenster.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 15014—16, 15097—15100, 15168—15170, 15240—15243, 15308—15310 mit 21 Abbildungen. (Schluß folgt.)

Plomer, H. R., Some early booksellers and their customers. *The Library.* 3. Ser. 3. 1912. S. 412—418.

George Palmer Putnam.
Publishers' Weekly. 82. 1912. S. 1245—1249.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Baberadt, K. F., Niederrheinisches Zeitungswesen.
Der Niederrhein. 2. 1912. S. 99—101. (Wird fortges.).

Fränkel, F., Der Rechtsschutz des Zeitungsinhalts. Rechtsvergleichende Darstellung mit besonderer Berücksichtigung der Gerichtsberichte.
Arbeiten zum Handels-, Gewerbe- und Landwirtschaftsrecht. 16. 1912. XVIII, 139 S.

Fünfundzwanzig Jahre Berliner Abendpost, 1. September 1887—1912.
Berliner Abendpost. 26. 1912. Nr. 205.

Schöne, W., Die Anfänge des Dresdner Zeitungswesens im XVIII. Jahrhundert.
Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Dresdens. H. 23. 1912. IX, 126 S.

Bibliographie.

Solberg, Th., Registration of literary and scientific productions.
Congrès de Bruxelles. 1910. Actes. 1912. S. 72—74.

Literaturgeschichte. Allgemeines.

Ackerknecht, E., Neue Erzählungskunst. IV.
Eckart. 7. 1912/13. S. 83—102.

Aronstein, Ph., Die Hexen im englischen Renaissancedrama. II.
Germanisch-romanische Monatsschrift. 4. 1912. S. 582—597.

Borak, F., Der Übermensch bei Byron, Slowacki, Ibsen und Nietzsche. (Schluß.)
Xenien. 5. 1912. S. 661—667.

Decsey, E., Vom deutschen Weihnachtslied.
Velhagen und Klasings Monatshefte. 1912. Dezember. S. 525—529.

Kosch, W., Romantische Jahresrundschau.
Eichendorff-Kalender. 1913. S. 94—158.

Lehmann, P., Literaturgeschichte im Mittelalter. I.
Germanisch-romanische Monatsschrift. 4. 1912. S. 569—582.

Morgan, B. Q., Nature in Middle High German Lyrics. *Hesperia.* 4. 1912. VII, 220 S.



Nidden, E., Neuere schwedische Dichtungen.
Kunstwart. 26. 1912/13. S. 254—259.
Reinhard, E., Eichendorff und Gaudy.
Eichendorff-Kalender. 1913. S. 34—38.
Spiero, H., Das poetische Berlin. Neu-Berlin.
Pandora. 6. 1912. 177 S.
Spiero, H., Neue Lyrik. 1.
Eckart. 7. 1912/13. S. 117—123.

Einzelne Schriftsteller.

Balzac: Sattler, H., Honoré de Balzacs Roman La peau de chagrin.
Beiträge zur Geschichte der romanischen Sprachen und Literaturen. 5. 1912. 160 S.

Blüthgen: Stöber, F., Victor Blüthgen.
Über den Wassern. 5. 1912. S. 764—767.

Chajjâm: Jansen, H., Omar Chajjâm, ein persischer Goethe vor 800 Jahren.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 46 vom 17. November.

Donnay: Reik, Th., Maurice Donnay.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1912. Nr. 48 vom 25. November.

Doyle: Adcock, St. J., Sir Arthur Cossan Doyle.
The Bookman. 1912. November. S. 95—106 mit 29 Abbild. und 1 Taf.

Eichendorff: Eichendorff, K. Fhr. von, Neue Briefe von Eichendorff.
Eichendorff-Kalender. 1913. S. 39—52.

—: Rausse, H., Eichendorffs Beziehungen zu der volkstümlichen deutschen Romanliteratur des XVII. Jahrhunderts.
Eichendorff-Kalender. 1913. S. 17—29.

—: Kosch, W., Begegnungen und Gespräche mit Eichendorff; Urteile über ihn. Dritte Lese.
Eichendorff-Kalender. 1913. S. 54—62.

Eulenberg: Mahn, P., Herbert Eulenbergs „Belinde" (Der Volks-Schiller-Preis.)
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 276 vom 23. November.

Frank: Wippermann, F., Emil Frank, ein Erzähler des Münsterlandes. (Schluß.)
Bücherwelt. 10. 1912/13. S. 25—28.

Freytag: Helmolt, H. F., Gustav Freytags Briefe an Albrecht von Stosch. (Forts.)
Deutsche Revue. 1912. Dezember. S. 269—277.

Goethe: Brömse, H., Vorschläge für die Goethephilologie.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 46 vom 17. November.

—: Kühn, J., Der junge Goethe im Spiegel der Dichtung seiner Zeit.
Beiträge zur Neueren Literaturgeschichte. N. F. H. 1. 1912. 132 S.

—: Strecker, K., Houston Stewart Chamberlains „Goethe".
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 288 vom 7. Dezember.

Greif: Speyer, M., Zu Martin Greifs „Klagendem Lied". *Eichendorff-Kalender.* 1913. S. 63—74.

Grimm: Schmidt, E., Zur Jahrhundertfeier der Märchen.
Deutsche Rundschau. 1912. Dezember. S. 352—363.

Hauptmann: Vor Sonnenaufgang.
Tägliche Rundschau. 1912. Nr. 530 vom 10. November 4. Beilage.

—: Behl, C. F. W., Gerhart Hauptmann. Zu seinem fünfzigsten Geburtstage.
Kunstwart. 26. 1912/13. S. 233—240.

—: Braun, L., Gerhart Hauptmann und die Frauen.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1912. Nr. 46 vom 11. November.

—: Kienzl, H., Das Persönliche in Gerhart Hauptmanns Werken.
Der Türmer. 15. 1912/13. H. 3. S. 433—438.

—: Lemke, E., Gerhart Hauptmann. Zu seinem 50. Geburtstage am 15. November.
Eckart. 7. 1912/13. S. 102—117.

—: Schlenther, P., Hauptmann in Reih und Glied.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1912. Nr. 46 vom 11. November.

—: Spiero, H., Gerhart Hauptmann.
Xenien. 5. 1912. S. 639—655 mit 1 Portr.

—: Strecker, K., Gerhart Hauptmann, der Fünfzigjährige.
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 269 vom 14. November.

Hebbel: Dosenheimer, E., Friedrich Hebbels Auffassung vom Staat und sein Trauerspiel „Agnes Bernauer".
Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. N. F. H, 13. 1912. 220 S.

—: Strecker, K., Uhland und Hebbel. Zum 50. Todestage Uhlands.
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr 267 und 268 vom 12. und 13. November.

Laclos: Brücher, A., „Die gefährlichen Liebschaften" des Choderlos de Laclos.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1912. Nr. 48 vom 25. November.

Mosen: Mahrholz, W., Julius Mosens Prosa. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Romantik und des Jungen Deutschland.
Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. 41. 1912. 113 S.

Nodier: Fach, Th., Die Naturschilderung bei Charles Nodier.
Beiträge zur Geschichte der romanischen Sprachen und Literaturen. 6. 1912. 85 S.

Raabe: Wilhelm Raabes Gedichte.
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 270 vom 15. November.

—: Spiero, H., Festrede, gehalten in der Hauptversammlung der Gesellschaft am 8. September 1912 im Altstadtrathause zu Braunschweig.
Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes, 1912. S. 53—62.

Schiller: Kuhn, A., Dichter und Verleger.
Über den Wassern. 5. 1912. S. 778—780.



Schleiermacher: Meisner, H., Schleiermachers Briefe.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 542—551.

Storm: Pitrou, E., Une source des nouvelles de Theodor Storm: Le recueil des „Sagen, Märchen nnd Lieder" de K. Müllenhoff.
Revue germanique. 8. 1912. S. 524—531.

Strindberg: Hansson, O., Erinnerungen an August Strindberg. (Schluß.)
Neue Rundschau. 1912. Dezember. S. 1724—1738.

Uhland: Fränkel, L., Ludwig Uhland als Dichter und Mensch im Lichte der Nachwelt.
Eckart. 7. 1912/13. S. 69—83.

—: Salinger, R., Uhland und der Orden Pour le mérite. Eine Erinnerung zum 50. Todestage des Dichters (13. November).
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 45 vom 10. November.

Voß: Voß, R., Richard Voß' Selbstporträt. Eine Plauderei über mein liebes Ich aus früheren Jahren.
Literarische Neuigkeiten (Leipzig, Köhler). 12. 1912. Nr. 4. S. 1—3 mit 1 Porträt.

Neu erschienene und angekündigte Bücher.

Almanache, Kalender, Jahrbücher für 1913. *II.* Wie bei dem voriges Mal besprochenen Berliner Kalender liegt auch bei dem *„Hallischen Kalender"* (*Gustav Moritz, Halle a. S.*) und dem ganz ähnlichen *„Thüringer Kalender"* (*Hugo Brunner, Eisenach*) der Hauptwert auf dem beigebrachten Bildermaterial, das bei dem „Hallischen Kalender" noch einen gewissen Provinzialismus verrät, aus dem herauszukommen nicht so schwer sein dürfte, während die auf Originallithographien beruhenden Bildergaben des „Thüringer Kalenders" in der Farbenwirkung nicht recht glaubwürdig erscheinen. Beiden Veröffentlichungen sind interessante historische Notizen beigegeben. Von künstlerisch bedeutenden Abreißkalendern liegt vor im fünften Jahrgang *„Kunst und Leben"* (*Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf*), eine sehr gute Publikation, die außer einem Titelbilde von Max Klinger noch 53 Originalzeichnungen und Holzschnitte deutscher Künstler bringt. Schrift und Buchschmuck sind von *Peter Behrens*, bei Klingspor in Offenbach, gefertigt und verdienen hohes Lob. Einstweilen ist das der einzige wirklichen Originalwert besitzende künstlerische Abreißkalender. Der *„Danziger Kunstkalender"* (*F. W. Burau, Danzig*) hat diese hohe Stufe der technischen Vervollkommnung noch nicht erreicht und rangiert neben dem bekannteren, aber immer gleich mittelmäßig bleibenden *„Meyerschen Historischen Kalender"*. Als Lokalveröffentlichung und als ein Anfang soll er aber mit aufmunternder Anerkennung bedacht sein. Ein guter alter Bekannter ist der nun schon zum zehnten Male erscheinende *„Leipziger Kalender"* (*Georg Merseburger, Leipzig*), der sich dem Jahrbuch nähert. Er steht diesmal unter dem Zeichen der hundertjährigen Feier der Völkerschlacht und bringt eine Fülle historischen Materials, durch viele sehr interessante Bilder aus alter Zeit illustriert. In seinem der Leipziger Stadtchronik gewidmeten Teile erscheinen außer den alljährlichen Übersichten über Theater und lokale Ereignisse, Aufsätze über den neuen Hauptbahnhof, das naturkundliche Heimatmuseum, die Ausstellung für Leipziger Bildnismalerei; es wird in eingehenden Arbeiten der jubilierenden beiden Leipziger Schulen gedacht, der Thomas- und Nikolaischule. Die Ausstattung des Kalenders ist vorzüglich. Ihm nachgebildet ist der *„Dresdener Kalender"*, der zum ersten Male (bei *Gerhard Kühtmann*) erscheint. Das ist für den Anfang eine sehr erfreuliche Tat. Übersichten geben ein gutes Bild von dem geistigen Leben in Dresden und behandeln Literatur, Musik, Theater und die verschiedenen Gebiete der bildenden Kunst. Gerade hier liegt der Schwerpunkt von Dresdens Bedeutung, und das haben die beiden Herausgeber erfreulicherweise klar erkannt und in ergiebiger Weise zum Ausdruck gebracht. Das Historische tritt dagegen doch wohl etwas zu sehr zurück. Mit der Bilderausstattung dagegen kann ich mich nicht befreunden. Die beigegebenen Karikaturen bekannter Dresdener Persönlichkeiten sind als Originalarbeiten ziemlich unbedeutend, und die paar Federzeichnungen genügen nicht zur Illustrierung eines textlich so gut gearbeiteten Buches. Diese Harmonie zwischen Text und Bildern besitzt in hohem Maße der auch erstmalig vorliegende *„Groß-Berliner Kalender"* (*Berlin, Karl Siegismund*). Er bringt zahlreiche, von ersten Fachleuten anschaulich geschriebene Beiträge zur vaterländischen Geschichte, dann eine Reihe Artikel über Groß-Berlin speziell, Exkurse zur Entwicklung der Reichshauptstadt, dazwischen reizvolle belletristische Beiträge aus Berliner Stimmungen heraus entstanden, ein paar historische Reminiszenzen. Auch Kunst, Gewerbe, Handel und Industrie, Natur und Technik werden nicht vergessen. Auf 400 Seiten also eine wahre Fülle von wertvollen Gaben, die durch sehr gut illustrierende Bilder noch höher im Werte steigen. Von den bestimmten Persönlichkeiten gewidmeten Kalendern ist vor allem zu nennen der von Bierbaum begründete, jetzt von Schüddekopf herausgegebene *„Goethe-Kalender"* (*Leipzig, Th. Weicher*), der kaum noch einer Empfehlung bedarf. Er bekommt diesmal seinen besonderen Wert durch die Reproduktionen von Handzeichnungen Goethes, die mit einer Reihe von literarischen Beiträgen erstmalig einen chronologischen Überblick über Goethes theoretisches und praktisches Verhältnis zur bildenden Kunst geben wollen. Die Ausstattung ist sehr gut. Das gilt auch von dem (bei *Grote* in *Berlin* erschienenen) *„Raabe-Kalender"*, der zum zweiten Male erscheint und eine Fülle von Beiträgen enthält, die geeignet, sind unsere Kenntnis des feinen Humoristen zu erweitern. Diese Veröffentlichung ist naturgemäß stark persönlich im Gegensatz zu dem Goethe-Kalen-



der und dem Scheffel-Kalender, die schon in das Bereich des Historischen hinübergreifen, weil die Persönlichkeiten, um die es sich handelt, uns zeitlich ferner stehen. Der *„Scheffel-Kalender"* (*Tetschen, Prochaska*) gehört zu denen, die ich im Grunde für überflüssig halten möchte. Scheffel war keine so bedeutende Persönlichkeit, daß ihm ein eigenes Jahrbuch gewidmet werden kann. Das haben die Herausgeber auch inzwischen eingesehen, und der Kalender, der dieses Jahr erstmalig an die Stelle des früheren Jahrbuches tritt, enthält eine ganze Menge sehr ungleichmäßiger literarischer Beiträge ganz anderer Autoren. Damit ist der Titel der Veröffentlichung absurd geworden, und wir haben einfach ein literarisches Sammelsurium von mindestens zweifelhaftem Wert. Ich fürchte auch, daß der von *Horst Kohl* unternommene Versuch, in einem *„Bismarck-Kalender"* (*Leipzig, Theodor Weichert*) den großen Staatsmann der Jetztzeit nahe zu bringen, auf die Dauer etwas Ermüdendes bekommen kann. Ein Universalgenie wie Goethe verträgt alljährlich einen solchen Kalender mit einer Menge von Miszellen, Persönlichkeiten mit einer wesentlich beschränkteren Wirksamkeit wie Bismarck nicht so leicht. Diesmal handelt das Buch von dem jungen Bismarck und bringt eine Menge unbekanntes Material, das uns die Zeit vor 1847 in dem Leben des jungen Diplomaten lebendig werden läßt. Eine Reihe hübscher Bildbeigaben geben dem Kalender ein freundliches Aussehen. *Franz E. Willmann.*

„Orlando und Angelica". Ein Puppenspiel in zehn Akten von Kaiser Karl und seinen Paladinen und ihren Kämpfen wider die Heiden, auch von Angelica und Rolands Liebe, Wahnsinn und Genesung und manch anderen Umtrieben. Frei nach der Überlieferung der Neapler Marionetten von *Julius Meier-Graefe.* Mit Bildern nach den Puppen, wie er sie in Neapel im Teatro Stella Cerere, bevor selbiges im Dezember 1911 durch schrecklichen Brand zerstört wurde, gesehen und alsdann in Paris auf Steine gezeichnet, auch in Farben gemalt hat von *Erich Klossowski.* 1912. *Paul Cassirer Verlag, Berlin W.*

In größtem Folioformat wundervoll von *Poeschel & Trepte* gedruckt, erscheint dieses Werk zunächst ein wenig zu stark instrumentiert. Ein Puppenspiel ist noch nie der Gegenstand eines Buchkunstwerks gewesen. Aber die neapolitanische Puppenkomödie, in der die Gestalten Ariosts in ihrer ritterlichen Kühnheit auftreten und sich so würdig und tapfer benehmen, daß man fast wie im großen Theater von Kampffreude und Mitleid gepackt wird, diese zarten und listigen Schönen, diese geschwätzigen Greise und frommen Eremiten, — das alles ist Menschlichkeit im eigentlichen und höchsten Sinne, ohne Einmischung eines preziösen Künstlerwillens, aufgefangen mit dem Spiegel des allezeit regen, weltklugen, neapolitanischen Volksgeistes. Man erstaunt, wie das phantastische Rittertum in dieser Volkskomödie unverändert fortlebt. Es ist, als wären die Gestalten Bojardos und Ariosts unmittelbar aus den großen Epen auf die kleine Bühne hinübergewandert, und die Unsinnlichkeit der Marionetten erhöht die Möglichkeit der Einfühlung. Wir sitzen vor diesem großen prächtigen Buche wie im Theater, folgen mit fieberhafter Spannung dem Geschehen und jubeln, wenn Orlando sein Gehirn durch die gütige Fee Angiolina zurück erhält und die Heiden besiegt. Meier-Graefe hat, indem er nicht treu war, die höchste Treue erreicht. Er übersetzt die neapolitanische Volkssprache in die berlinische und kommt dem Ideal der Eindeutschung eines fremden Stoffes nahe. Köstlich mischt er Pathos und Ruppigkeit, aufs komischste weiß er den Reim zu nutzen. Kurz, er macht etwas ganz Geschlossenes, ein volkstümliches Kunstwerk, in dem alle Kunst sich in Natur verwandelt hat. Dieser Text sollte für billiges Geld zu kaufen sein, damit viele daran ihre Lust hätten. Freilich müßten solche Käufer auf die begleitende Musik verzichten, die Klossowski mit seinen zahlreichen Lithographien geliefert hat. Keine graphische Technik könnte sich besser der Aufgabe anschmiegen, die Bewegungen der Gliederpuppen vorzutäuschen. Die komisch steifen und doch ausdrucksvollen Stellungen erscheinen in ihrem ruckhaften Wechsel auf den Stein gebannt. Die Buntheit der Marionettenbühne leuchtet in den großen Titelblättern der zehn Akte und der vortrefflichen Umschlagzeichnung. Die alte schier verloren gegebene lithographische Technik lebt zu unserer Freude in den Büchern Slevogts und in diesem Buche wieder auf, und der Druck der Platten durch *Clot* in *Paris* läßt nichts von der Leistung des Künstlers verloren gehen, der mit Scharfblick und Laune die Gesichte der kleinen Bühne erfaßte. So ist etwas sehr Schönes und Herzerquickendes in diesem Werke erstanden, dessen gewöhnliche Ausgabe (600 Exemplare) mit 40 M. nicht zu hoch bezahlt wird. Die Luxusausgabe (Nr. 11—30) kostet 300 M., die Künstlerausgabe auf Japan mit zwei Originalaquarellen des Künstlers (Nr. 1—10) 800 M. G. W.

Carl Hauptmann, Ismael Friedmann. *Leipzig 1913. Ernst Rowohlt Verlag.*

Carl Hauptmann versucht in diesem großen, starken Roman das Schicksal eines Juden zu gestalten, wie es vor kurzem auch Max Brod in seinem Buch „Arnold Beer" unternommen hatte. Die beiden Romane der ganz und gar verschiedenen Autoren haben das Gemeinsame, daß ihnen der erste Teil ihres Unternehmens glückt, solange sie den Typus analysieren und entwickeln, dann aber schlägt ihnen beiden der Typus ins Einzelschicksal um; im letzten Teil jeder der beiden Romane gewinnt eine andere Person das Übergewicht über den Helden; die Helden werden passiv und ihr Geschick wird bestimmt von der neuen weiblichen Gestalt, in „Arnold Beer" von der Großmutter, in „Ismael Friedmann" von der spröden, edlen Isabel. Ismael Friedmann ist ein Halbjude, der Sohn eines steinreichen Industriemillionärs und einer schönen Pastorentochter. Er durfte stets unabhängig sein und lebt in vornehmer Abgeschlossenheit im einsamen Zimmer, sitzt von weißen Lilien umgeben im hohen Schloßzimmer, angetan mit



seidenem Rocke, mit kostbarer Feder auf Pergament hohe Erkenntnisse schreibend. Er leidet an der Mischung seines Blutes; grüblerisch, weltfremd geht der Vielwissende einher, Erkennen suchend, statt Taten zu erstreben. Den alten gewaltigen Vater, die stille Mutter, die einfache, frische Schwester, die seinen Freund Juvelius sich erobert, alle hält er von sich ab, und zum erstenmal findet er ein Glücksgefühl, als er Isabel liebt, die Tochter des stolzen, adligen Gelehrten. Aber er kann sich nicht einmal zu der Tat aufraffen, um sie zu werben. Als nun seine Mutter Isabel für ihn gewonnen hat, und er erlöst zu sein scheint, als sein trübes Blut sich zu klären beginnt, da schießt dies Blut wild auf und befeuert für einen Augenblick auch das Blut der spröden Isabel. Und Isabel schämt sich dieser sinnlichen Wallung und tötet sich selbst. Ismael ist wieder in seine Einsamkeit zurückgefallen; er bleibt unerlöst, „starb unerwartet früh, im fünfzigsten Jahre seines Lebens. Er hinterließ seine Güter den Armen."

Viele Kostbarkeiten werden uns in diesem Roman gezeigt, viele abgerundete und geschlossene Gestalten wandeln einher, viele schöne Gedanken finden sich und prächtige Bilder aus der Natur rollen sich ab. Das was man dem Dichter vorwerfen könnte, außer dem eingangs geäußerten prinzipiellen Einwand, ist, daß dieser große Roman bisweilen allzu romanhaft ist, das heißt, daß sich ausgesponnene Szenen finden, die einer niederen Gattung des Romans angehören. Aber wer Carl Hauptmann kennt und liebt, wird dies vergessen und sagen, daß „Ismael Friedmann" reich, dichterisch und menschlich ist wie nur irgendeines seiner früheren Werke. -th-

---

Kurt Tucholsky, Rheinsberg. Ein Bilderbuch für Verliebte. Bilder von Kurt Szafranski. Axel Juncker Verlag, Berlin-Charlottenburg 1912.

Ein reizendes, scharmantes Büchlein mit manchen vortrefflichen farbigen Bildchen ist dieses moderne, sogar sehr moderne Eidyllion, das wohl geeignet erscheint einen schönen Versuch des Verlages zu fördern. Dem Bändchen liegen nämlich hübsch ausgestattete Zettelchen mit den Vordrucken: „Frohe Weihnachten wünscht . . ." „Ein glückliches neues Jahr wünscht . . ." bei und es ist drucksachenversandfertig in einen Glanzbüttenkarton verpackt, so daß nur noch die Adresse zu schreiben und die Marke aufzukleben ist. Also ein ungemein bequemes Buchgeschenk ist diese hübsche Liebesgeschichte in drei Ferientagen, die man fast noch mehr als zu Weihnachten und Neujahr zu Ostern und Pfingsten verschenken könnte, wofern man nicht, was auch recht empfehlenswert ist, sie in der eigenen Sammlung aufbewahren will. Das kleine Werk ist das dritte der Orplid-Bücher, und ich wünsche nach seinem Beispiel der graziösen Sammlung einen fröhlichen Fortgang und der Ex dono-Zettelidee des Verlages vielen Anklang. G. A. E. B.

Apicius Caelius, Altrömische Kochkunst in zehn Büchern. Bearbeitet und ins Deutsche übersetzt von *Eduard Danneil,* Herzoglich Altenburgischer Hoftraiteur. *Leipzig* 1911. Herausgabe und Verlag: *Kurt Däweritz*, Herzoglich Altenburgischer Hoftraiteur, Obermeister der Innung der Köche zu Leipzig und Umgebung.

Im schmucken Gewande liegt das bekannte altrömische Buch der Kochkunst auf dem Tische des Bibliophilen. Eßkunst und Bibliophilie haben immer zusammengehört, sei es nun *Brillat-Savarin, Blumroeder* oder die *Gastrosophie* des *Baron Vacost*, die wir hoffentlich auch in handlichen Neuausgaben begrüßen können. Das dem Herzog Ernst II. von Sachsen-Altenburg gewidmete Buch bringt in den beiden Vorworten gut orientierende Bemerkungen über das „Vorbild aller modernen Kochbücher". Die Übersetzung ist gut, und dabei wortgetreu; die von *R. Gollmer* 1910 veranstaltete Übersetzung ist dagegen ziemlich frei; sie ist in diesem Beiblatt 1911, Seite 28 f. durch Dr. *G. A. Bogeng* besprochen worden. Wenn *Däweritz* sagt, daß die angegebenen Rezepte für unsere Küche keinen praktischen, sondern nur einen rein historischen Wert haben, so ist es gewiß insofern richtig, da uns heute eine Menge von Zutaten nicht zu Gebote stehen — oder nicht mehr munden, da die Kochrezepte häufig mehr medizinische Reagenzien als Geschmackskorrigenzien in unserem Sinne enthielten. — Trotzdem wird man beim Studium dieses leckren, Appetit doch anregenden Buches gern verweilen, und es als eine Art Erläuterung zum Beispiel zum Gastmahl des *Trimalchio* gern nutzen. Das deutsche und lateinische Verzeichnis am Schluß, sowie die Anmerkungen unter dem Text, machen das Büchlein noch wertvoller. Zur psychischen Anregung des Magensaftes scheint es auch modernen Lesern, deren wir dem Buche viele wünschen, noch geeignet sein zu können. Dr. *Erich Ebstein.*

Alfred Rethels Briefe. In Auswahl herausgegeben von *Joseph Ponten.* Mit 11 Abbildungen und einem Faksimile. *Berlin, Bruno Cassirer* 1912.

Der geschmackvoll ausgestattete, dünne Band enthält eine Auswahl von Briefen aus den Jahren 1825—52, bis zu Rethels Erkrankung. Der Herausgeber betont, daß das entworfene Bild der Wirklichkeit nicht ganz entspricht, es sei größer geworden als das Original, indem der philiströse, kleinbürgerliche Zug möglichst unterdrückt wurde. Trotz dieser Ausschaltungen und eines gelegentlichen Aufschwunges herrscht eine enge, drückende Atmosphäre in diesen Briefen, und die menschliche Ausbeute ist erstaunlich gering.

Am interessantesten sind die Briefe aus der Düsseldorfer Studienzeit; etwas von der Stimmung der dreißiger Jahre wird lebendig, wenn Rethel schildert, wie im liberalen Kasino zu Frankfurt Kellner mit schwarz-rot-goldnen Schärpen und Mägde mit Schürzen in gleichen Farben bedient haben, oder wie er in lustiger Gesellschaft am Abend singend dem Heimweg antritt, Fremde schließen sich ihnen an und schließlich stimmen etwa 250 Menschen am Rhein das Lied an: „Fürsten zum Land hinaus, das gibt ein Völkerschmaus".

Rethels Totentanz und den Freskenzyklus in Aachen kann man an Hand der Briefe in ihrem allmählichen



Werden verfolgen. Die Karlfresken haben einen schwachen, kleinen Menschen gefunden, dem das Glück des Schaffens kein Äquivalent war für äußere Schwierigkeiten und Schikanen, auf die er stieß.

Dr. *Rosa Schapire.*

Wenn der bekannte satirische Auktionskatalog der Bibliothek „Meyer-Stallupönen" berichtet, daß dieses Muster aller Büchersammler vom Tode überrascht worden sei, als er gerade ein neues Sammlungsgebiet erobern und die Inkunabeln des Dreifarbendruckes zusammenstellen wollte, so wird dem strebsamen Manne immerhin durch die Lacher ein wenig Unrecht getan, die meinen, daß Achtsamkeit auf die ersten Beispiele irgendeines neuen oder verbesserten Druckverfahrens überflüssig sei. Denn solche Beispiele, die gerade in dieser Zeit fast zu den Alltäglichkeiten gehören und ohne nennenswerte Mühe wie Unkosten beiseite gelegt werden können, sind vielleicht schon nach einem Jahrzehnt rechte Raritäten für eine typographisch-technologische Sammlung geworden. Deshalb ist vielleicht der kurze Hinweis nicht ohne Wert, daß am gleichen Tage, an dem die Ansichtskartenamateure um die in der zwölften Stunde von den zwölften Postämtern mit dem 12. 12. 12. abgestempelten Karten eifrig bemüht gewesen sind, zum ersten Male ein neues Bilddruckverfahren (nachdem natürlich schon eine Anzahl größerer und kleinerer Probedrucke veröffentlicht worden ist) in dem regelmäßigen Druckereibetrieb einer großen Zeitung Verwendung gefunden hat, das wahrscheinlich in absehbarer Zeit unter den billigeren photomechanischen Reproduktionsverfahren das meistangewendete sein wird. In einer Auflage von 220000 Abzügen ist nämlich *„Der Weltspiegel", die illustrierte Halbwochenchronik des Berliner Tageblatts Nr. 99 Jahrgang 1912, Donnerstag, 12. Dezember* mit in *Rotogravur* vervielfältigten *Abbildungen* ausgestattet, also mit Abbildungen, die durch das von Dr. Mertens, Rolffs, Dr. Nefgen und anderen ausgebildete Kupfertiefdruckverfahren für Massenauflagen und Schnellherstellung gewonnen wurden, das als ein neues großes Verdienst deutschen Erfindungsgeistes und deutscher Tatkraft um die Weiterbildung des Buchdrucks ja schon vielfache Aufmerksamkeit gefunden hat und auch in diesen Blättern bereits eingehender gewürdigt worden ist. G. A. E. B.

Albert Leitzmann, Wilhelm von Humboldts Sonettdichtung. *Bonn* 1912. *A. Markus und E. Webers Verlag.*

Der Herausgeber der Humboldt-Ausgabe, die von der Preußischen Akademie der Wissenschaften veranstaltet wird, bringt hier zu seinem 9. Bande, der die Gedichte enthält, gleichzeitig eine Abhandlung über die Sonett-Dichtung Wilhelm von Humboldts. Das Büchlein macht in seiner Liebhaber-Ausstattung, die man an wissenschaftlichen Werken sonst sehr selten antrifft, einen eigenartigen Eindruck. Es verlangt sozusagen, in einem Zuge gelesen zu werden; dazu erfreut es sich einer gediegenen Knappheit. Leitzmann überschätzt die künstlerische Bedeutung dieser Gedichte keineswegs und betont an ihnen sehr richtig den Erkenntniswert für die Psychologie des Autors. So sucht er einerseits an den formalen Eigenheiten die Stellung Humboldts in der gesamten Sonettdichtung festzulegen, und trägt dann durch die Zusammenstellung der Gedankensphären zur Beurteilung der Persönlichkeit manches bei. Das Buch läßt mich nur eine synthetische Zusammenfassung zu einem befriedigenden Schlusse vermissen, der den Menschen Humboldt aus seinen Gedichten hervortreten ließe. Dr. N.

Max Kemmerich, Aus der Geschichte der menschlichen Dummheit. *München bei Albert Langen.*

Ein eifriger Sammler kulturhistorischer Details gibt hier eine große Anzahl von Dokumenten aus der Geschichte der menschlichen Dummheit und fügt historische Ergänzungen sowie kritische Glossen hinzu. Ich glaube es dem Verfasser, wenn er im Vorwort sagt: „Eine Geschichte der menschlichen Dummheit müßte umfangreicher werden als die chinesische Enzyklopädie". Die menschliche Dummheit wird in diesem Buch eigentlich nur an einem Thema erwiesen, an dem Verhältnis der Menschen zur Religion. Unbarmherzig deckt Kemmerich das weite, unendliche Feld der Dummheit auf, das Bibel, Askese, Hexen- und Teufelswahn, Kampf um die religiöse Dummheit, religiöse Zwangserziehung, Teufelsglaube in der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart und andere Motive den Menschen geschaffen haben. Man mag über die Methode des Verfassers denken wie man will; ein jeder wird gestehen: das Buch wird fröhliche Menschen ergötzen und unterhalten, nachdenkliche Menschen nachdenklicher machen und sie ins Psychologische führen, Pessimisten aber werden in diesen Dokumenten einen Trost finden: daß nämlich die Schlechtigkeit der Menschen noch durch ihre Dummheit übertroffen wird; — und das ist ein großer Trost. K. P.

William Shakespeare, Der Sturm. Übersetzt von *A. W. von Schlegel,* mit Bildern von *Edmund Dulac.* 1912. F. Bruckmann A.-G. München.

Vor drei Jahren erschien bei Bruckmann der „Sommernachtstraum" mit den Bildern Rackhams und wurde von uns (Beiblatt, Dezember 1909 Seite 65) angezeigt. Jetzt bringt derselbe Verlag in ähnlicher, von *Karl Köster* buchgerecht besorgter Ausstattung den „Sturm". Die Bilder lieferte diesmal der Engländer Edmund Dulac. Er ist aller Raffinements der Technik mächtig und weiß dem Wunderbaren, dem Lieblichen und Grotesken, aus dem Shakespeares letzte große Dichtung gemischt ist, mit Farben von märchenhafter Leuchtkraft gerecht zu werden. Nur das Elementare der großen Natur mangelt ihm, um den völligen Einklang mit der Erhabenheit Prospero-Shakespeares zu erreichen, die uns aus der Übersetzung Schlegels in der sorgsamen Revision *Rudolf Fischers* anweht. Aber wo wäre der Künstler, der dem Testament des großen Briten in alle seine Tiefen zu folgen vermöchte? Papier, Druck, Pergamenteinband verdienen



hohes Lob; die Illustrationen beweisen die Höhe, zu der die Leistungen des Dreifarbendrucks gestiegen sind. Der Preis beträgt für die in Pergament gebundenen Exemplare 25 M., für die 25 Vorzugsexemplare auf kaiserlichem Japan, mit handgemaltem Titel und Initialen, in altes Pergament gebunden 100 M.

Der französische Farbenstich des XVIII. Jahrhunderts herausgegeben von *Julius Model* und *Jaro Springer. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.*

Das Zeitalter dekadenter Genießer vor der großen Revolution hat der Kunst Aufgaben gestellt, die nach Form und Technik ihr Können erweiterten. Eine von aller Erdenschwere entlastete Grazie fand in den Gemälden Bouchers und Lancrets, in den Stichen Eisens und Fragonards ihr Ausdrucksmittel, bestimmt, die Lust zu verewigen, durch die Erinnerung des Genossenen zu neuem Genießen anzufeuern. Aber als letztes und stärkstes Reizmittel mußte die Farbe hinzutreten. Auch dieser nicht leicht erfüllbaren Anforderung wurde genügt, sei es daß man, wie in England, die für den schwarzen Abdruck bearbeitete Platte mit verschiedenen Farben einfärbte, was immer nur sehr unvollkommene und der nachträglichen Überarbeitung bedürftige Drucke ergab, sei es, daß ein Dreifarbendruckverfahren auch Mischtöne zum Teil sehr vollkommen zu erreichen gestattete. Nur die eigentlichen Farbenstiche, die in dieser zweiten Manier durch Übereinanderdrucken der Newtonschen Grundfarben hergestellt sind, behandelt das vorliegende stattliche Werk. Jakob Christoffel Le Blon hat die Technik in Amsterdam um 1710 erfunden, dann in London und seit 1732 in Paris ausgeübt. Als er 1741 starb, ging das Verfahren auf die Familie Gautier Dagoty über; seit dem letzten Drittel des XVIII. Jahrhunderts wurde es durch die Erfindungen der Aquatinta- und Tusch-Manier zur Blüte gebracht. Die beiden Hauptmeister François Janinet und Louis-Philibert Debucourt und ihre Schüler haben mit Hilfe der Farbe das Bild jener letzten Generation des ancien régime, der Revolution und des Kaiserreichs in vollster Lebensfrische festgehalten, bis mit dem Tode Debucourts 1832 die Technik des Farbenkupferstichs erlosch. In demselben Jahre wurden für Sulpiz Boisserées „Denkmale der Baukunst" in einer ähnlich gearteten Farbenlithographie mit vier Platten Tafeln hergestellt, ohne daß Boisserée von dem analogen französischen Verfahren etwas wußte. Erst das Ende des XIX. Jahrhunderts hat die Aufmerksamkeit wieder nach dieser Richtung gewendet, und ihre lange Zeit unbeachteten Erzeugnisse wurden zum begehrten Sammelobjekt. Aus der besten deutschen Kollektion, der des Herrn Julius Model in Berlin, ergänzt durch drei Blätter des dortigen Kupferstichkabinetts, ist die Auswahl von 50 Blättern zusammengestellt worden, die nach einer vortrefflich unterrichtenden Einleitung Jaro Springers den eigentlichen Inhalt des schönen Bandes ausmacht. Unser moderner Vierfarbendruck gewährte die Mittel zur Wiedergabe der Vorlagen in einem fast analogen Verfahren, das alle Willkür ausschaltet, ausgenommen die Einfärbungen. In diesen sticht vielfach die blaue Platte zu stark hervor; im übrigen verdient die Leistung der Kunstanstalt von *Gustav Dreher* in *Stuttgart* Anerkennung. Den vielen, die solche Kostbarkeiten im Original nicht zu erwerben vermögen, ist damit ein annehmbares Surrogat und zugleich die Möglichkeit eines historischen Überblicks dieser interessanten und pikanten Technik gegeben. G. W.

Abraham Gotthelf Kästner, Briefe aus sechs Jahrzehnten. 1745—1800. *B. Behr's Verlag (Friedrich Feddersen) Berlin-Steglitz.* 224 Seiten. 6 M.

Die Verlagsbuchhandlung hat es für ihre Pflicht gehalten, das seit vierzehn Jahren durch Dr. *C. H. Schrow* fertig vorliegende Briefmaterial, „nicht länger der Wissenschaft vorzuenthalten, sondern durch Veröffentlichung allen Forschern zu erschließen". — Das Pflichtbewußtsein ist sehr schön, aber ein Namen- und ein kurzes Sachregister wäre doch von nöten gewesen. Vielleicht hätte der Forscher, der jüngst *Kästners* Epigramme gewürdigt und auch diese Briefe bereits genutzt hat, sich gern dieser Aufgabe unterzogen. Daß die vorliegende Sammlung nur einen kleinen Teil der unzähligen Briefe und Billette Kästners enthält, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden. Vor einer Reihe von Jahren fand ich die Briefe *Kästners* an *Hindenburg*, die auch neue Epigramme enthielten; sie werden vielleicht durch Herrn Professor Dr. C. H. Müller in Hannover eine sachgemäße Bearbeitung finden.

Erich Ebstein (Leipzig).

Karl Philipp Moritz, Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. Neu herausgegeben und eingeleitet von Dr. Fred B. Hardt. Zwei Bände. *München und Leipzig 1911, Verlegt bei Georg Müller.*

Zu den bisherigen Neudrucken des „Anton Reiser" bei Reclam und in den Deutschen Literaturdenkmalen gesellt sich diese neue Ausgabe des psychologischen Romans, die an Schönheit und Lesbarkeit die früheren Editionen weit übertrifft. Der Neudruck ist ein satzgetreuer Abdruck der ersten (einzigen) Ausgabe, die 1785/90 in vier Teilen bei Friedrich Maurer in Berlin erschien. Offenbare Druckfehler sind beglichen, und die abgekürzten Namen, soweit möglich, aufgelöst worden. Der Neudruck hält sich in der Druckanordnung und der Type möglichst an das Original, ohne ein Faksimiledruck sein zu wollen. Vier Porträtkupfer sind beigegeben, die alle das verhärmte Gesicht Moritzens mit den aufgerissenen großen, geistigen Augen, der gestülpten Nase und dem breit aufgeschnittenen Mund zeigen. Der Herausgeber hat ein knappes, sehr sachliches Vorwort vorangeschickt, und ein systematisches Verzeichnis der Schriften von Karl Philipp Moritz sowie der Literatur über ihn beigefügt. Die zierlichen, sauberen Bände sind in graue Pappe gebunden, mit Gelbschnitt versehen und gewähren so einen etwas altmodischen, wunderhübschen Anblick. Man kann also diese leidvolle Selbstbiographie von Goethes „gutem Gesellen" jetzt in einer vollständigen und schöngedruckten Ausgabe lesen und wird mit



Wehmut von der grüblerischen Tugend des schwachen Mannes erfahren, den Goethe „seinen vom Schicksal verwahrlosten und beschädigten Bruder" nannte. -in-

---

Emil Riester-Basel, Prinz Mensch. Mysterium in dramatischer Form in vier Akten. *Leipzig,* im *Xenien-Verlag* 1912.

Ein merkwürdig Xenion ist's, das der Verlag hier bietet. Wie man von Boileau einst gesagt hat, er habe sein Exzerptenbuch in Reime zusammengepackt, so kann man wohl behaupten, daß der Verfasser des „Prinzen Mensch" eine Aphorismensammlung in Verse gebracht habe, oft wohl auch sehr gute Verse. Ein Misterium ist es freilich nicht geworden, und ein Mysterium ist es ebensowenig. Ohne Mühe kann man es auf eine Formel bringen, und das ist einem Kunstwerk ein schlechter Zeuge. Der Mensch, der sich in der Vernunft über Gott erhebt, scheitert am Materialismus und kann nur durch eine Offenbarung wieder auf den rechten Weg gebracht werden. Das läßt sich schon so darstellen, daß am Schlusse der Glaube die halbentseelten Körper des Manns und des Weibes wieder ins Leben küßt. Doch der große Apparat von 54 Personen, ungerechnet die verschiedenen „und andere", wirkt erdrückend, und ich denke, daß nicht so bald eine Bühne das Aufführungsrecht erwerben wird. Alle die Fragen aber zu erörtern, die in den vier Akten gelöst (?) werden, dazu wäre ein ganzes Buch nötig, — wenns überhaupt die Mühe verlohnte. Längst überwundne Dinge werden wieder breitgetreten. Die Frauen besonders würden oft ein Lächeln nicht verhehlen können. -o-.

Will Vesper, Spiele der Liebe. Schwänke in Versen. *Martin Mörikes Verlag, München,* 1913 (4 M.)

Will Vesper weiß in der älteren Literatur gut Bescheid, und er erntet nicht bloß in lyrischen Blumengärten. Er verachtet auch kräftige Gemüsekost nicht. Seine Schwänke sind trotz der heiligen Zwölfzahl nicht eben sehr heilig. Ich will mit Vesper nicht rechten, ob man heute noch einen großen Genuß an dergleichen findet, was im XV. und XVI. Jahrhundert den biederen Bürgern am Feierabend, auf dem Reisewagen oder im Bad einen Vorgeschmack künftiger Freuden bedeutete. Erfrischend ist ja die Natürlichkeit und Derbheit, die der Verfasser über die Jahrhunderte herübergeholt hat. Statt falscher Entrüstung Schmunzeln, statt versteckter Lüsternheit offenes Bekenntnis. Moderner aber ist die Operette, da ist mehr Raffinement und, um alle Instinkte auf einmal zu befriedigen, zugleich ein Schuß Sentimentalität dabei. Manchen freilich sind die „Spiele der Liebe" — lieber. Hoffentlich.

In lockeren flüssigen Versen mit oft trefflich wirkenden Reimen stehen hier und da Schilderungen, wie sie keiner der alten Schwankfabrikanten fertig gebracht hätte. Da das Büchlein nur praktischen Zwecken dienen will und keinen Anspruch erhebt, irgendeine Zeit widerzuspiegeln, soll von verschiedenen stilistischen Anleihen keine Rede sein. Auf die Quellen weist der Verfasser übrigens selbst hin, es sind die bekannten Sammlungen von erprobtem Erfolg. -o-.

Erinnerungsbüchlein an die Brautzeit Adolf Rethels. Zeichnungen von Alfred Rethel für seine Braut mit Versen, die sie den Blättern hinzugefügt, aus dem Jahre 1851. Berlin im Verlag von Julius Bard 1912. Ein wunderhübsches, nur in einmaliger, kleiner Auflagenhöhe erscheinendes Werkchen. Das bis auf den Pergamentband getreue Faksimile keines großen Kunstwerkes aber der Arbeit eines großen Künstlers, zugleich ein Andenken an seine liebenswerte Persönlichkeit wird nicht nur den Buchkunstsammlern viele Freude machen, sondern auch wegen seiner zarten und zierlichen Erscheinung den Damen gefallen.

G. A. E. B.

Otto Rommel, Die politische Lyrik des Vormärz und des Sturmjahres. Auswahl. (Sonderausgabe der Deutsch-österreichischen Klassikerbibliothek.) *Teschen, Karl Prochaska.*

Otto Rommel gebührt das Verdienst, ein Unternehmen wie die im Verlage Karl Prochaska erscheinende, zu einer ganzen Serie von Bändchen bereits gediehene Deutsch-österreichische Klassikerbibliothek ins Leben gerufen zu haben. Vieles Beachtenswerte der deutsch-österreichischen Literatur, das sonst vielleicht nur der Fachmann (und manchmal auch dieser nicht) kannte, wird mit diesen schmalen gut ausgestatteten Bändchen dem gebildeten deutsch-österreichischen Publikum wieder in Erinnerung gebracht. Natürlich ist das Unternehmen längst schon über seinen Namen (Klassikerbibliothek) hinausgewachsen. Das beweist unter anderem auch der vorliegende, von dem Herausgeber der ganzen Bibliothek persönlich eingeleitete Band. Habe ich mich da und dort mit der einen oder der anderen Einführung in diese Klassikerbändchen nicht ganz befreunden können, so bin ich diesmal auf das freudigste überrascht. Was Rommel in diesen 44 Seiten seiner Einleitung bietet, gibt ein ausgezeichnetes Bild vom Wesen und Stand der vormärzlichen politischen Dichtung in Österreich. Das hier in Betracht kommende Riesenmaterial hat Rommel spielend und ohne den Band mit allzuviel gelehrtem Ballaste zu beschweren, bewältigt, wobei er sich auch bemüht zeigte, soweit wie möglich Objektivität zu bewahren. Vielleicht nur, daß Grillparzers politische Grundanschauung noch um einen Winkel mehr nach rechts zu fixieren gewesen wäre. Auch die Auswahl (Anast. Grün, Zedlitz, Grillparzer, Karl Beck, Josef Senn, Hermann Gilm, Adolf Pichler, Joh. Fr. Geltch, Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Johannes Nordmann nebst einigen Proben der politischen Lyrik des Sturmjahres) darf, von den bei solchen Gelegenheiten zeitweilig vorgebrachten persönlichen Wünschen abgesehen, als geschickt und ausreichend bezeichnet werden. Nicht jedes politische Lied ist ein leidig Lied. Deshalb verdient der Band auch über die eigentlich politischen Kreise hinaus Beachtung. *Hans Feigl.*

Henriette Riemann, Pierrot im Schnee. Berlin 1913. *Erich Reiß Verlag.*

Es ist vorauszusagen, daß dieser große Roman



bei der Kritik wie beim Publikum den stärksten Erfolg haben wird. Denn „Pierrot im Schnee" ist eine bedeutsame Dichtung, ist ein unterhaltsames Buch, und enthält — was der Deutsche nicht entbehren kann — eine Idee und viele gute Gedanken. Ein Parzival unserer Zeit wird vorgeführt, aber nicht ein reiner, sondern ein unreiner Tor. Er findet früh sein Montsalvach und erkennt es auch: das stille, verinnerlichte Leben mit der schönen, edlen Cordula. Aber er mißachtet dies Montsalvach und zieht aus, die Welt der Abenteuer, der Masken, der Streberei, der lauten Erfolge zu suchen. Er ist bemüht, die Sentiments zu töten, er zwingt sich bewußt zu zielstrebiger Arbeit, zum Vermeiden alles dessen, was ihn von seinem realen Wege ablenken kann. Er lebt ein Programm, ein Programm ohne Pausen, aus dem jede Extranummer alsbald gestrichen wird. Pierrot ist der Sohn eines ehemaligen Pastors, der Bauer geworden ist. Pierrot empfindet seine ländliche Umwelt stark, aber er ist fremd den Eltern, den Bauern, dem Acker. Klar und sicher erkennt er sein Wesen und das Leben, das er führen muß. Deshalb gibt es keinen Zweifel, als er Cordula trifft; er verspricht ihr aber, die das Symbol für das andere Leben ist, zu ihr zurückzukehren, wenn er erkennt, daß sein Leben der Arbeit, der Zweckbewußtheit, der Erfolgsucht das falsche war. Der bayrische Bauernsohn geht deshalb nach Wien und wird Mediziner. Er sucht Freunde, die ihm nützen, die ihn reif machen für das Leben, das er erstrebt. Jede Brücke, die er zur Höhe überschritten hat, läßt er hinter sich zusammenbrechen; Seelen und Leben seiner Mitmenschen gelten ihm nichts. Und so erleben wir seine Abenteuerfahrt zu dem vermeintlichen Gipfel des Lebens durch alle Atmosphären unserer Zeit. Als er aber das Ziel zu erreichen scheint, dem er sein Leben opferte, erkennt er, daß dies Dasein sinnlos und schal war. Er fühlt, daß Pierrot ein tragisches Faschingsspiel gelebt hat, daß er im Schnee stand all die Zeit. Und er zieht aus, die verschmähte und schließlich verachtete adlige Cordula zu suchen. Der Roman wächst nun ins Symbolisch-Visionäre: durch weiten Schnee wandert Pierrot zwischen Leben und Tod, seltsame Gesichte schauend; und als er das Haus der Geliebten erreicht, ist Cordula verschwunden. Das Haus ist leer; Pierrot, der arme Narr, steht im Schnee und hört fern das Meer. — Wenn man vergißt, daß diesem Roman gewisse jugendliche Unarten anhaften, ein Abschweifen ins Episodenhafte, ins Allzugedankliche (aber gerade dies ist wiederum auch wertvoll in diesem Buch), so könnte man den Roman einen „Grünen Heinrich" unserer Tage nennen. Ein Typus erscheint und wird ins Symbolisch-Große gehoben, und doch ist wieder so viel Menschliches und Reifes in dem Buch, daß man über „Pierrot im Schnee" so ernst und anerkennend sprechen muß, wie es in diesen Worten geschah. *Kurt Pinthus.*

Rudolf Sansoni, Parzival. Roman, *Hamburg* und *Berlin, Alfred Janssen*, 1912.

Gralssucher sind sie alle, die dem jungen Wolfram Heidenblut auf dem Lebenswege begegnen. Da ist der Expastor Garotter und der alte Hafermalz, die typische Zeichenlehrerexistenz der letzten Generation, und schließlich auch der Organist Schmidt, dessen bauernmäßige Natur noch am ehesten besteht. Und der Diakonus Braun gehört auch mit in den Totenzug, obwohl ihn von den andern der resignierende Kinderglaube unterscheidet. Die Menschen tauchen vor Wolfram auf, und nachdem sie sein Inneres aufgerüttelt haben, verschwinden sie wieder. Sie sind von da ab nur noch in der Erinnerung wertvoll, ihre Eigenexistenz ist eigentlich belanglos. Der junge Heidenblut empfindet nach seinem ersten Theaterbesuch, daß nicht bloß dort oben Theater gespielt werde. Er ist erschüttert von Rosmersholm, aber genau so geschieht es um ihn herum überall, wo die Menschen Wirklichkeit annehmen. Diesen Gedanken hat der Dichter formal zu gestalten gewußt, indem die verschiedenen Figuren nur eine Zeitlang von Interesse sind.

Wolfram Heidenblut ist Künstler. Schon der Knabe, zudem Sohn eines Musikers, zeigt hervorragendes Talent. Seine sensible Veranlagung und sein frühzeitiger Verkehr mit Erwachsenen führen ihn schon mit Lebensfragen zusammen, während andre sich eben die Kinderschuhe austreten. Leider muß dann der übliche Unfall herhalten, der seine Tätigkeit als ausübender Künstler in Frage stellt oder gar unmöglich macht. Fast bricht er zusammen. Dann will er studieren, will suchen, ein Sucher sein, ohne zu wissen, was er sucht. Das Suchen allein ist wertvoll, auf die Sache kommts nicht an, irgendein Fund stellt sich von selbst ein. Es gilt nach der Idee zu streben, die den Grund aller Erscheinungen des Lebens bildet, die sehnsuchterweckend durch das Dunkel leuchtet. Die Menschen kümmern sich nur nicht um diesen Grund, bloß um die Folgen. Der Weg ist auch lang, und manche freilich sterben auf dem Wege. Trotzdem macht sich der Jüngling auf, denn schon das Gefühl, gesucht zu haben, beseligt ja. Parzival!

Wenn der Roman ein Anfangswerk ist, darf man für den Dichter wohl das neue Jahr begrüßen. -h.

Fritz Fidler, Vom Zuge der Menschheit. I. Teil: Die logische Konstruktion des Hauptproblems der Metaphysik. *C. Erich Behrens Verlag, Hamburg.* Broschiert 3 M., gebunden 4 M.

Der Verfasser des vorliegenden Buches nimmt seinen Ausgang von der starken religiösen Verworrenheit in der Gegenwart, ihrer Rat- und Hilflosigkeit den letzten Fragen gegenüber. Neues ernstliches Besinnen tue bitter not. Dieses könne aber nicht die unmittelbare innere Gewißheit von Gott, irgendein intuitives Evidenzgefühl — wie es etwa vor reichlich 100 Jahren Schleiermacher in seinen „Reden über die Religion" verkündete — mit Erfolg zum Ausgangspunkt nehmen; Fidler fordert vielmehr, daß „die Religion sich vom geistigen Niveau des Glaubens zum geistigen Niveau des *Wissens* erhebe".

Den entscheidenden Teil seiner Ausführungen bildet die Auseinandersetzung mit Kant, der bekanntlich die Möglichkeit einer unbezweifelbaren, intellektuellen Entscheidung, ob ein Gott ist oder nicht, leugnet. Es ist hier nicht der Ort, allen — keines-



wegs einwandfreien — Überlegungen Fidlers nachzugehen; es mag genügen, sein Resultat mitzuteilen: Kant habe gewiß recht, wenn er die Unmöglichkeit der Erkenntnis Gottes auf rein logischem Wege behaupte; er könne aber nicht leugnen, habe wie Fichte in der „Kritik aller Offenbarung" vielmehr zugegeben, daß *Gott* sich dem Menschen zu *offenbaren* vermöge. Der einzig mögliche Beweis Gottes sei der „vom beweisgebenden Objekt zum beweisnehmenden Beobachter", „der Beweis durch Gott selbst, falls er existiert" — „der *Wunderbeweis*". Und dieser Beweis müsse und — könne aus der Erfahrung erbracht werden.

Leider nur vertröstet uns der Verfasser damit bis zum Erscheinen des zweiten Teiles seines Werkes. Da er auch nicht die geringste Andeutung von seinem Wissen um göttliche Wunder gibt — oder soll der Titel des Buches andeuten, daß sich ihm die Weltgeschichte nur durch göttliche Eingriffe erklärt?!! —, so können wir dieses Referat nur mit drei dicken Fragezeichen schließen, müssen aber mit dem endgültigen Urteil zurückhalten, bis uns der zweite Band vorliegt. F. K.

In einer eindringlichen, literarhistorischen Studie „*Kleists Guiskardproblem*" (*Dortmund Ruhfus*) will Dr. *Ottokar Fischer* die Verbindungslinie von Kleists Jugendwerk zu dem leider nur ein Torso gebliebenen Guiskard-Drama suchen. Aber obgleich er die Erklärungen und Methoden von Heinrich Meyer-Benfey und von Wilhelm Herzog ablehnen zu müssen glaubt, kommt er selbst auch zu keinem wirklich befriedigenden Resultat. -a-.

Friedrich Dannemann, Kritische Bücherkunde der deutschen Bildung. Teil II. Naturwissenschaften. *Alexander Duncker*. Verlag. *Weimar*. 1913. Geheftet 2,50 M. gebunden 3 M. 176 Seiten.

Dannemann, dem wir schon so manches wertvolle Werk zur Geschichte der Naturwissenschaften verdanken, hat mit sicherer Hand eine kritische naturwissenschaftliche Bücherkunde zusammengestellt, die gewiß einen Platz auf dem Schreibtisch jedes Naturforschers verdient. Bei den zahlreichen und innigen Wechselbeziehungen, die zum Beispiel die Medizin mit der Physik, Chemie, Anthropologie, Botanik, im weitern Sinne mit der ganzen Biologie verbindet, wird das Werkchen besonders für den wissenschaftlichen Arzt von großem Nutzen sein. Anordnung des Stoffes und ein gutes Schlagwort und Autorenregister tragen das Ihrige dazu bei, in dem Büchlein nach Bedarf gern nachzuschlagen! Und damit ist sein Zweck erfüllt. — Ergänzungen sowie Streichungen werden sich bei einer Neuauflage vielleicht als nötig erweisen. Zu Seite 112 wäre zu bemerken, daß von *E. Schwalbis* Vorlesungen über Geschichte der Medizin bereits die *zweite* Auflage (erweitert) erschienen ist. Dr. med. *Erich Ebstein*.

Der *Doves Press Shakespeare* läßt langsam seine Bändezahl steigen; den „Hamlet"- und „Sonnets"-Quartanten, die 1909 in 250 Abzügen ausgegeben wurden, fügen sich nun 1912 die „Anthony und Cleopatra" und „Venus and Adonis"-Quartanten an, ein 1911 gedruckter offener Brief „On Shakespearian Punctuation" an den Herausgeber der „Times" mag dem Vollständigkeitsfreunde wie ein erster „bibliographisch-kritischer Anhang" erscheinen. Es ist ja erklärlich, daß von den Parallelunternehmungen der Doves Press, die Meisterwerke Shakespeares und Goethes in gleichmäßigen Einzeldrucken sich stetig folgen zu lassen, das dem deutschen Dichter gewidmete in Deutschland eine allgemeinere Beachtung gefunden hat, der gegenüber die Teilnahme für den Doves Press Shakespeare in diesem Lande zurückbleiben mußte. Aber alles in allem genommen ist doch wohl neben der englischen Bibel der Shakespeare der Doves Press ihre bedeutendste Leistung als ein nationales Denkmal des Nationaldichters. G. A. E. B.

Max Brod, Die Höhe des Gefühls. Szenen, Verse, Tröstungen. *Ernst Rowohlt Verlag*, *Leipzig* 1913.

Der Dichter aus Prag hat hier eine Mischgattung von Poesie erfunden. Er gibt Lyrisches, Dramatisches, Episches, Ethisches, Pathetisches in einem Buch zusammen, und zwar in der Form von vier Szenen, die gänzlich untheatralisch sind. Den Titel — und mehr als den Titel — erhält das Buch von der ersten Szene: „Die Höhe des Gefühls", in der ein edler Jüngling Orosmin so ganz und gar, auf einer Gasthaus-Terrasse der Großstadt sitzend, von dem Gefühl an die Geliebte erfüllt ist, daß alles andere ihm sinnlos wird. Nur was Beziehung zur Geliebten gewinnt, gilt ihm, und als ihm ein sehr ehrenvolles Amt angetragen wird, verwirft er es achtlos. Er weiß: „Glück, das ist: ein einziges, hohes Gefühl im Herzen tragen, dies aber bis an des Herzens Rand." Und diese Erkenntnis, daß ein einziges großes Gefühl des Menschen Wesen, Glück und Schicksal ausmacht, ist das einheitliche Motiv des Buches. Schon in diese Szene sind zarte und romantische Gedichte eingestreut, die beiden folgenden Szenen aber sind ganz in lyrischen Versen geschrieben. Die eine, „Szene im Dorf", zeigt den ins Dorf verirrten Städter, der empfindet, wie fremd ihm die einfachen und großen Gefühle des Bauernsohns und der Bauerstochter sind, und der von einem starken Stadtgefühl zurückgetrieben wird, „zu eigener Begeisterung in meine Stadt, dort ist mein Weg gewiesen". Die dritte Szene ist eine Tröstung, „Winterliche Landstraße": eine Frau weist einen stürmischen Mann auf den inneren Frieden. Das letzte Stück, „Die Arche Noahs", ist ein gewaltiger Vorwurf. Die Söhne Noahs und ihre Frauen, in der Arche eingesperrt, steigern sich zu den höchsten Verzweiflungen, Drohungen, Resignationen in ihrer Sehnsucht nach der verlorenen Erde, dem verlorenen Licht. Man wird manches gegen dies Buch, (das übrigens außerordentlich schön gedruckt ist) einwenden können; man wird allzuviel bewußte Anlehnung an die Romantik von Geßner, Hölderlin bis Eichendorff finden, man wird den Ton des Ganzen zu zart und weich erachten können, aber auch die Feinde dieser Form werden



gestehen, daß viel Schönes in diesem Buch steht, und daß überall in ihm dies Ethos strömt: „Gefühl ist alles". P-s.

Die Lästerschule von *Richard Brinsley Sheridan* Illustriert von *Hugh Thomson. Stuttgart und Berlin Deutsche Verlagsanstalt.*

England hat Sheridan die höchste Ehre, ein Grabmal in der Westminster-Abtei, gewährt, als er 1816 gestorben war. Ebensosehr für seine lange und wertvolle Tätigkeit als Politiker wie für die Lustspiele, deren berühmtestes auch den Ibsen-Titel „Die Stützen der Gesellschaft" führen könnte. „Die Lästerschule" deckt den „Cant", der damals wie heute in England das öffentliche und private Leben beherrschte, auf und tut das in so belustigender Art, daß auch die Zeitgenossen durch das Spottbild nicht verletzt werden konnten. Für uns, die Nachlebenden, ist das Lustpiel zu einer Reihe von historischen Bildern geworden. Die 25 graziösen Aquarelle Thomsons lassen diese Gesellschaft von 1777 in der zarten Farbigkeit ihrer Umwelt erstehen, während in den zahlreichen schwarzen Bildern die Satire zu stärkerem Rechte kommt, doch an der Grenze der Karikatur Halt macht. So entstand eine überaus reizvolle Verbindung von Bild und Wort, zumal da auch die Verdeutschung durch *Gisela* und *Theodor Etzel* zu den besten ihrer Art zählen darf. Der Verlag hat das Werk mit vieler Liebe und großem Geschmack ausgestaltet. Titel und Vorsatz sind ebenfalls von Thomson gezeichnet, Papier und Druck durchaus lobenswert, der Einband aus kräftig gerippter, seidenartig wirkender Leinwand wurde von Paul Lang gezeichnet. Dabei beträgt der Preis für diesen stattlichen Quartband nur 18 M. und wird gewiß dazu beitragen, dieses Werk zu einem der begehrtesten Gelegenheitsgeschenke werden zu lassen. G. W.

Fichtes Reden an die deutsche Nation, herausgegeben von Dr. *Hermann Leser. München und Leipzig. Einhorn-Verlag.*

Zu den vielen Anzeichen, die auf eine erneute Wendung unseres Geisteslebens hin zum Idealismus deuten, gehören auch die zahlreichen Neuausgaben von Schriften unserer großen Philosophen zu Beginn des XIX. Jahrhunderts. Die Bedeutung von Fichtes „Reden" für die Zeit, da sie zum ersten Male erschienen (1808), ist ja allbekannt: die völlige Hingabe an die Gemeinschaft der Nation, die sie predigen, und die hohe Mission, die sie den Deutschen für den Fortgang der Weltgeschichte prophezeien, haben zu keinem geringen Teil die Ereignisse von 1813 und 1815 heraufführen helfen. Aber ein Aufruf zu Edelmenschentum und nationalem Selbstbewußtsein muß auch die Gegenwart treffen; denn nur allzuviele unserer Nation sind in materiellem Egoismus versunken und wissen nichts von der hohen geistigen und nationalen Kultur, die die großen Deutschen vor 100 Jahren beseelte.

H. Leser widmet seine umfangreiche Einleitung fast ausschließlich der politisch-kulturellen Seite der „Reden" und berührt nur vorübergehend die pädagogischen Anschauungen Fichtes, die sie enthalten; ihr utopistischer Charakter läßt dies bei den Absichten, die der Herausgeber verfolgt, als berechtigt erscheinen. F. K.

H. H. Houben, Jungdeutscher Sturm und Drang. *F. A. Brockhaus, Leipzig 1911.*

Jeder, der sich mit der Literatur der Zeit des „Jungen Deutschland" beschäftigt, weiß, daß der beste Kenner des Jahrzehnts von 1830—40 der Leipziger Gelehrte H. H. Houben ist. Das ältere Buch von Proelß über das „Junge Deutschland" ist nicht gründlich genug, und oft fehlen ihm hinreichend die Tatsachen; daher hat man vielfach bedauert, daß Houben noch keine neue zusammenfassende Darstellung dieser wichtigen und unruhigen Epoche deutscher Geisteskultur gegeben hat. Es ist deshalb dem Gelehrten sehr zu danken, daß er — wenn auch das große, einheitliche Werk über das „Junge Deutschland" noch aussteht — die an unzähligen Stellen in Zeitungen und Zeitschriften verstreuten Abhandlungen und Einzelforschungen über diese Epoche in einem Bande gesammelt hat. Und zwar hat er diese Aufsätze nicht einfach wieder abdrucken lassen, sondern er hat sie allenthalben überarbeitet, vermehrt, verbessert und immer mehrere zu gewissen Gruppen zusammengestellt. Es ist natürlich nicht möglich, hier das reiche Material zu beschreiben, das aus zehnjähriger Arbeit in diesen 700 Seiten starken Band geflossen ist, oder gar dies Werk einer Kritik zu unterziehen. Aber es sei gesagt, daß ein erster Abschnitt einige Aufsätze aus der allgemeinen Entstehungsgeschichte des „Jungen Deutschland" vereinigt, daß dann über Börne, Heine, Wienbarg, Laube, Mundt, Gutzkow, Varnhagen von Ense, Gustav Kühne, Alexander Jung in einer großen Anzahl von Artikeln viel neues Material und unterhaltsam Zusammenfassenfassendes beigebracht wird, daß von Houben sogar ein Verschollener, Gustav Schlesier, neu entdeckt wird. Für den, der nicht nur essayistische Schilderungen und Endergebnisse liebt, sondern auf die Quellen selbst zurückgehen will, wird Houbens Werk besonders wertvoll durch das umfangreiche zum Teil so gut wie unbekannte Quellenmaterial als Aktenstücke, Briefe, Verfügungen, Kritiken. Ferner sei das ausgezeichnete 40 Seiten umfassende Personen- und Sachregister hervorgehoben, und schließlich sei erwähnt, daß Houben, wie er selbst im Vorwort sagt, allerlei allgemeine Gedanken „über literarhistorische Forschung im allgemeinen und über die jetzt von so vielen Seiten aufgenommene Forschung über das Junge Deutschland" in das Buch hineinverknüpft hat. -th-

Die heilige Erde. Ein Hausbuch für freie Menschen. Mit einem Geleitwort von *Otto Ernst.* Herausgegeben von *Louis Satow.* 1912. Verlag *Ernst Reinhardt, München.* (3 M., gebunden 4 M.)

Der Generalsuperintendent Herder würde es sich kaum haben träumen lassen, daß er einst zu den „führenden Geistern" gerechnet würde, die „die alte dogmatische Offenbarungsreligion bereits überwunden" haben.



In drei Gruppen marschiert die Heerschar auf. Nach dem „Kampf gegen die Finsternis" folgt „All und Erde", das sind „Dichtungen natürlicher Welt- und Lebensanschauung", und den Beschluß bilden „Freie Andachten" oder: „Empor zum Licht!" Zunächst soll dem Herausgeber zugestanden sein, daß ihn seine Tendenz nicht dazu verleitet hat, über den Inhalt den künstlerischen Wert beiseite zu schieben. Andrerseits ist es verständlich, daß manches Gedicht überschätzt und besonders der anspruchsvolle Titel der ersten Gruppe nicht ganz zu rechtfertigen ist. Der Herausgeber hat da in manches Poem auch etwas hineingelesen.

Mit Vorrede und Nachwort muß man sich besonders auseinandersetzen. Louis Satow gibt Rechenschaft über seine Ziele. Das Schlagwort „natürliche Weltanschauung" ist unklar geblieben, sie soll den Menschen zu „Übereinstimmung mit der Natur und dem Kosmos" führen. Das will wenig und viel zugleich besagen. Schließlich will das jede, es kommt nur darauf an, was man unter dem Wort Übereinstimmung versteht. Mit der Forderung, daß alle Dichter der Gegenwart die neue Anschauung ausdrücken und verbreiten sollen, geht Satow zu weit. Daß man sehnsüchtig darauf wartete, ist mir unwahrscheinlich, davon wollen wir bei der fünften oder zehnten Auflage reden. Am allerwenigsten vermag wohl die reine Gedankenlyrik die Gegenwart künstlerisch zu ergreifen, die Dichtung, die den wirtschaftlichen und sozialen und den neuen ästhetischen Erscheinungen Rechnung trägt, wohl viel eher. Sie ist da, in der „heiligen Erde" aber vernachlässigt. Birkenbäumchen und Mondaufgang tun es heute nicht mehr allein. Endlich ist mir zweifelhaft, ob das neue Buch an Stelle des „wankenden Glaubenshäuschens" ein „Weltanschauungsgebäude" aufführen kann? Dazu fehlt eins: die Geschlossenheit und Lückenlosigkeit. Die Systematik der Religion, die den meisten unentbehrlich ist, vermag nichts zu ersetzen.

Die Vorrede ist leider von Otto Ernst. Seine Polemik gegen alle Dichter, die nicht Gedankenlyrik pflegen, hätte fehlen können. Unter diesen sind noch andere als „Ziep-ziep-Lyriker" und nicht schlechter als Otto Ernst. Es hat auch keinen Zweck, mit geschmacklosen Worten offne Türen einzurennen. Kein Mensch hält Gedankenlyrik für minderwertig. Man überschlage die Vorrede, und denen, die das suchen, was diese Anthologie bringen will, ist damit sehr gut gedient.

C. N.

M[athilde] Eckardt, Briefe aus alter Zeit. Wilhelmine Heyne-Heeren an Marianne Friderike Bürger. 1794—1803 und ein Nachtrag. *Ernst Geibel. Hannover* 1913. 106 Seiten. Gebunden 3 M.

Vor Jahren habe ich bereits Einsicht in der Göttinger Professorentochter Briefe nehmen können, die an die älteste Tochter *Gottfried August Bürgers* gerichtet sind, und zur Publikation geraten, die nun in einem schmucken Bändchen vor uns liegt. Die Herausgeberin hat in einer Einführung, sowie durch den die 19 Briefe verbindenden Text und durch beigefügte Anmerkungen das Nötige zum Verständnis der sich interessant und leicht lesenden Briefe beigetragen, ohne die Briefe unnütz zu belasten. Auf Seite 74 muß es Wackerschen statt Wauerschen Gartens heißen. — Im übrigen müssen diejenigen, die sich für diese Göttingische Zeit interessieren, die Briefe selbst zur Hand nehmen. —

Erich Ebstein.

Leonore Frei, Das leuchtende Reich. *J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin* 1911.

„Das leuchtende Reich" ist ein seltsames gefülltes und wirres Buch, geschrieben von einem vortrefflichen Fabuliertalent, dem es aber versagt ist, Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden, dem nicht vergönnt ist, einen Roman architektonisch aufzubauen. Viele Gestalten, harte, tragische, absonderliche, humoristische, geheimnisvolle und alltägliche irren in diesem Buch umher; vieles geschieht und verblüfft, erregt, beruhigt uns; Stoff für viele Erzählungen liegt in dem Werke und die Motive sind gehäuft. Differenziertestes steht neben Primitivem, Neuartiges neben ganz Altmodischem. Wir nehmen viel mehr Anteil an den bunten Geschehnissen und vielerlei Gestalten des Buches als an jenem unklar gezeichneten Halbhelden Daniel Achilles, der ein „Narr und Träumer" und „aus Tantalus Geschlecht" sein soll, ohne daß wir es recht glauben, und der ein „leuchtendes Reich" sucht, ohne daß er es recht erstrebt und ohne daß er es eigentlich findet. Jede Person des Roman ist aktiver als dieser passive Jüngling, dessen Vorgeschichte uud Umwelt interessanter sind als sein eigenes Leben. Fast möchte man sagen: o wäre dies Buch nicht von einer Frau geschrieben worden! Aber gerade das Beste darin ist wieder sehr weiblich und von einer springenden Erfindungsgabe. Vieles ist auch vortrefflich erzählt, trotz der zahlreichen angehängten -lein und -chen und trotz der eingestreuten „just" und „absonderlich". Man wird also urteilen können, daß „Das leuchtende Reich" bunt und unterhaltsam ist und bescheidenen Lesern vieles auch für Seele und Geist geben wird, daß es aber ein unorganischer und zerfahrener Roman ist, dem die Reife der Gestaltung fehlt.

-s.

Heinrich Lhotzky, Immanuel Müller. Ein Roman aus der bessarabischen Steppe. *Haus Lhotzky, Verlag, Ludwigshafen a. B.* und *Leipzig.* 1912 (5 M.)

Das sehr geschmackvoll ausgestattete Buch mit dem groben Leinenrücken, das so leicht in der Hand wiegt, gibt zu denken. Das Buch ist gut, doch zweifellos fehlt Lhotzky noch die künstlerische Harmonie. Er ist Theoretiker, Propagandist, und aus irgendwelchen Gründen kommt er nun als Dichter. Fremde und eigne Erlebnisse, wie er selbst mitteilt, bewegten ihn, die Schale stand bereit, er goß den Wein hinein. Das Gefäß ist wertvoll, der Trank edel. Und wir trinken erst, und beschauen dann die Schale, häufiger vielleicht auch umgekehrt. Aber wir nehmen die Schale nicht als selbstverständlich hin. Der Name Immanuel erinnert an einen Größeren, den „Narren in Christo". Dessen Gestalt leuchtet durch jede Seite des Hauptmannschen Buchs, ein Gedanke, der nicht auf ihn hinstrebe, findet sich nirgends

darin. Immanuel Müller ist auch ein Prophet. Lhotzky malt zunächst ein großes Kulturbild aus den Steppen Bessarabiens. Dort wohnen seit Jahrzehnten Deutsche, Schwaben. Abgeschlossen von dem Leben der Zeit, fleißig, beschränkt, verbinden sie bäuerlichen Erwerbssinn mit pietistischer Frömmigkeit. Sie sind noch konservativ-patriarchalisch. Die Kukuruzmagazine sind überall die gleichen, sein Vieh treibt jeder ins Okól, die Moldovanerhütte mit dem Schilfdach genügt auch dem Wohlhabenden, die Lehmbank rings ums Haus fehlt nirgends. Die Gebräuche bei der Schafschur sind unabänderlich, der Pferdediebstahl gilt noch immer als ein ritterliches Verbrechen. So kann man viel aus dem Buche lernen, Menschen und Dinge sind scharf beobachtet, und dabei fand alles lebendige Einfügung in die Handlung. Ein Pastor kommt nur gelegentlich zu den Kolonisten, sie halten ihre Gottesdienste untereinander. Den „Stundenbrüdern" stehen aber die Baptisten gegenüber. Jeder macht sich sein Christentum eben selbst zurecht, je nach dem Grade seiner Beschränktheit. Solche Menschen erliegen dem Außerordentlichen immer. Hier ist es der Prophet Immanuel, der, stark suggestiv befähigt, scheinbar Wunder tut und alle fast zu Verehrern hat. Niemand kennt ihn, jeder glaubt ihm. Er gewinnt die Hand der Gutsherrin von Jargara und verschwindet dann mit deren Vermögen. Der Schluß, so banal er scheint, ist es doch nicht. Immanuel Müller ist kein gemeiner Betrüger, er ist dem Irrenhaus entwichen. Mit dem Gelde will er in Amerika einen Tempel bauen. Er gehört zu jenen, die durch eine übernormale Ausbildung einer einzigen Fähigkeit, hier des religiösen Gefühls, der Allgemeinheit schädlich werden. Die religiösen Bedürfnisse der Menge finden ihre geeignetste Pflege in den regulären Kirchen, die beamteten Religionsdiener übernehmen sich nicht. Mietlinge, meint Lhotzky, sind besser als Wölfe. Die freien Menschen freilich stehen abseits. Neu sind diese Gedankengänge eben nicht, noch weniger der christlich gefärbte Pantheismus, den sich der „Höhenmensch" Hermann, der Schäfer, erdacht und erfühlt hat, wenn er in den einsamen Nächten mit den Sternen allein war. Seine Religion des Heute setzt er in Gegensatz zu der Religion des Gewesenen, des Todes, zu der die Kirche das Christentum gemacht hat. In der polemischen Tendenz gegen die Überspannung des Gefühls liegt der eigentliche Sinn des Buches, daneben sollen in den Anschauungen Hermans den einstigen Lesern des „Lebens" die Lehren, die Lhotzky ihnen nicht mehr theoretisch vorträgt, weiter vermittelt werden. Von dem eigentlichen Roman kann nun nicht viel mehr gesagt werden. Zum Schluß möchte ich ihm einen großen Leserkreis wünschen, denn er verdient es vor vielen anderen. C. N.

Dem fünfzigjährigen *Artur Schnitzler* ist in *Julius Kapp* ein gewandter Biograph erstanden. (*Leipzig, Xenienverlag*). Schnitzler wird uns vorgestellt als der zweifellos bedeutendste lebende Dichter von ganz Jung-Österreich und von seinen ersten Anfängen an in seiner Entwicklung eingehend gewürdigt. Besonders wertvoll sind die Aufschlüsse über den jungen Schnitzler, den Dramatiker und den Prosaisten. Aus dieser Zeit stammen eine ganze Anzahl interessanter, heute fast ganz unbekannter Werke, die sogar zum Teil zum Abdruck gebracht und damit der weiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht sind. Trotz dieser verschiedenen Vorzüge ist das nicht die Schnitzler-Biographie, die wir erwartet haben und die berufen ist, als maßgebliches zeitgenössisches Dokument zu gelten. Kapp hat in seinen Werken über Liszt und Wagner Bedeutenderes geleistet. Vielleicht ist dieser Ausflug in der Literatur doch ein Weg in die Wüste gewesen, der besser unterblieben wäre. Denn man fühlt hier nicht die Sicherheit, die erforderlich ist, um einer so prominenten Persönlichkeit wie Schnitzler gerecht zu werden. An entscheidender Stelle vermissen wir das Eindringen in die Tiefe zu sehr, um von dieser Leistung befriedigt zu sein. -ann.

Die *Ernst Ludwig-Presse* hat für den *Insel-Verlag* wieder zwei Bücher hergestellt. *Goethes „Trilogie der Leidenschaft"*, die größte lyrische Dichtung seines Alters, erschien als schlankes Pergamentbändchen in einer prächtigen Antiqua mit farbigen Initialen musterhaft gedruckt, 300 Exemplare, davon 50 auf Japan. Die zweite, weit stattlichere Gabe ist eine neue Ausgabe von *Hölderlins „Hyperion oder Der Eremit in Griechenland"*. Das schöne Büttenpapier läßt die Schrift durchscheinen, wodurch namentlich die Rückseiten der feinen schwarzgoldenen Initialen etwas geschädigt werden. Der Durchschuß ist unbedingt viel zu breit und ergibt kein geschlossenes Satzbild. Die Seiten wirken namentlich dort, wo viele Absätze stehen, gar nicht schön. Mit Hilfe des ausgezeichneten Materials und einer technisch einwandfreien Druckleistung hätte sich ein weit befriedigenderer Eindruck erreichen lassen. Die Auflage beträgt 200 Exemplare, davon 50 auf Japan, der Preis 45 M. beziehungsweise 90 M. G. W.

Meisterblätter aus der Kgl. Graphischen Sammlung zu München. Ausgewählt von Dr. *Heinrich Pallmann. München. Georg Müller.*

Das Erscheinen der „Meisterblätter" ist aufs freudigste zu begrüßen und ihnen eine möglichst große Verbreitung zu wünschen, da sie dazu beitragen das Verständnis für graphische Künste zu verbreiten. — Die Reproduktionen in Originalgröße sind vorzüglich; auf moderne Techniken wie Zinkographie, Autotypie und Chromotypie wurde verzichtet und die Technik dem jeweiligen Originalblatt: Zeichnung, Schrotblatt, Holzschnitt, Kupferstich, Radierung usw. adaptiert, selbst die verschiedenen Tönungen des Papiers berücksichtigt, um den Eindruck des Originals möglichst restlos wiederzugeben. Die beiden ersten Lieferungen sind bereits erschienen. Zu erwähnen wäre aus der Fülle des Gebotenen das reizvolle Frauenköpfchen von Holbein dem Älteren, die interessante Kreidezeichnung Holbeins des Jüngeren nach Heinrich VIII., das wundervolle Pestblatt um 1410, einer der ältesten Holzschnitte, die Madonna von Einsiedeln vom Meister



E. S., eine pikante, kapriziöse Radierung von Wenzel Hollar, einige schöne Blätter nach Rembrandt, Dürer und Ruisdael. Manches, wie etwa Goltzius Farbenholzschnitt, Lindtmayers Wappenscheibe, Raimondis Räuchergefäß hätte man gern durch künstlerisch wertvollere Blätter ersetzt und Zeichnungen mehr als dies bisher geschehen bei der Auswahl berücksichtigt. Das Textblatt jeder Lieferung enthält in knapper Form alles Wissenswerte. Jährlich sollen sechs Lieferungen mit je zwölf Blatt erscheinen. Der Preis ist angesichts der Qualität des Gebotenen mit 12 M. sehr niedrig angesetzt. Dr. *Rosa Schapire.*

Tauchnitz-Bibliothek.

Man weiß, daß jahrzehntelang alle Freunde der englischen Literatur, alle jene in stillen Stuben lebenden Mädchen, jene alten aristokratischen Damen die englischen Bände der Tauchnitz Edition lasen, deren Import nach England selbst so streng verboten war. Jetzt beginnt nun eine deutsche Tauchnitz-Bibliothek zu erscheinen, das heißt eine Anzahl der in der Tauchnitz-Edition englisch erscheinenden Romane wird hier in einer guten deutschen Übersetzung geboten. Mir liegen zwei Bände vor, die sich von dem, was man im allgemeinen, und mit Recht tadelnd, als englischen Unterhaltungsroman bezeichnet, entfernt halten. Der erste Band heißt *„Italienische Novellen“* von *Maurice Hewlett,* und enthält frisch erzählte größere Erzählungen aus dem historischen Italien. Sie sind geschult an den alten italienischen Meisternovellen und führen uns in ein Milieu, das uns immer „interessant“ erscheinen wird.

Der andere Band trägt den Titel *„Fräulein Schmidt und Mr. Anstruther“* und ist von jener anonymen Verfasserin des Buches „Elisabeth und ihr deutscher Garten“; also von der englischen Frau eines deutschen Diplomaten, die dies zarte und herbe, erquickende, einsame Tagebuch der Frau Elisabeth schrieb, welche in vornehmem Genießen in stolzer Distanz zu aller Welt mit ihren Kindern in ihrem norddeutschen Landschloß lebt. Das Buch von „Fräulein Schmidt und Mr. Anstuther“ nun enthält die schlichten und doch unterhaltsamen Briefe des alternden kleinen Fräuleins aus Jena an den vornehmen englischen Mister Anstruther, der sich mit diesem Fräulein Schmidt in Jena verlobt hatte, schnell aber nach seiner Rückkehr in die Heimat die Verbindung löst, doch mit der nun zur schwesterlichen Freundin Gewordenen weiter korrespondiert. Und als es Fräulein Schmidt, die den Mister wirklich sehr geliebt hat, endlich gelingt, nur als Freundin zu empfinden, ist wieder in dem Engländer die Liebe erwacht, aber Fräulein Schmidt weist ihn zurück und schreibt: „Sie haben mir einmal bewiesen, daß Sie nicht treu lieben können, und Sie beweisen mir gerade jetzt, daß Sie auch kein treuer Freund sein können.“ Sie will den Mister nicht heiraten, denn sie weiß, daß dereinst eine Zeit kommen wird, wo er sagt: „Gott sei Dank, daß die kleine Deutsche — wie war doch ihr Name? Hieß sie nicht Schmidt? Gott bewahre, natürlich! — Gott sei Dank, daß sie so dumm war, einen unbegreiflichen, aber glücklicherweise nur ganz vorübergehenden Wahnsinn nicht auszunützen.“ Dies einfache, ganz unkomplizierte Buch ist also ein Gegenstück zu „Elisabeth und ihr deutscher Garten“, nur ist es bürgerlicher, stiller.

Aber es sollen hier nicht die Romane kritisiert werden, sondern dies neue große Unternehmen der Tauchnitz-Bibliothek war mit einigen Beispielen anzuzeigen. Und so ist noch zu sagen, daß diese beiden Bände von *Marguerite und Ulrich Steindorff* ganz meisterhaft übersetzt sind, so daß man nie das Gefühl hat, eine Übersetzung zu lesen und doch die Art des übersetzten Autors durchaus empfindet. Die Bücher sind sauber auf englisches, federleichtes Papier gedruckt und einfach in blaues Leinen gebunden.

K. P.

Während Bierbaum und Liliencron schon kurze Zeit nach ihrem Tode durch annähernd vollständige Gesamtausgaben den bibliopolischen Klassikerrang bekommen haben, ist es *Otto Erich Hartlebens* auch posthumes Schicksal gewesen, daß sein Lebenswerk als ein Fragment aus verschiedenerlei Schriften zusammengefaßt wurde. Der dritte Band der Ausgewählten Werke, in denen zum Beispiel die Strophen des „Halkyoniers“ fehlen, endet mit dem „Rosenmontag“. Dagegen ist seine vom Dichter mit bequemer Naivität gepflegte Persönlichkeit nun zu einer etwas fragwürdigen Popularität gelangt und auch alle Leute, die Hartleben nicht gekannt haben, reden mit einer Selbstverständlichkeit von „Otto Erich“, die denn doch allzusehr dem Menschen gibt, was sie dem Dichter versagt: abwägende Anerkennung. Ob die Ausbreitung der Hartlebenschen Persönlichkeit, die mit den nicht gerade erquicklichen Briefen an die Frau und die Freundin begann, mit „Moppchens“ Erinnerungen fortgeführt wurde und nun bis an die *Briefe von Otto Erich Hartleben an Freunde* (Herausgegeben von Franz Ferdinand Heitmueller. Berlin, S. Fischer, 1912) gelangt ist, dem Bilde des Dichters, wie es in der Literaturgeschichte stehen soll, mehr Licht oder mehr Schatten gegeben hat, braucht an dieser Stelle — Gott sei Dank! — nicht untersucht zu werden. Doch dürfte anstatt so vieler veröffentlichter Lebensurkunden ein sie mit geschickter und pietätvoller Hand verwertender Lebensbeschreiber aus Hartlebens nächstem Freundeskreise manchen vielleicht willkommener gewesen sein, denen es scheinen möchte, als ob die Distanz, die der Lebende suchte, auch dem Toten gegenüber gewahrt bleiben soll. Doch das sind wohl Überlegungen, die die Hartleben-Enthusiasten nicht teilen. Der Herr Herausgeber leitet Auswahl der Briefe Hartlebens an seine Freunde mit dem Vorbehalte ein, sie würden einen, einen hauptsächlichen, aber nicht den Ausdruck der Harlebenschen Persönlichkeit geben, er bittet den Leser, das „goldene Lachen“ des „Meisters des Augenblickseinfalls“ mit Einsicht und mit Vorsicht zu hören. In diesem Briefbande findet sich ja viel Schönes und der Leser wird mit Vergnügen den guten Ratschlägen des Herrn Herausgebers folgen können. Das weise Wort Lichtenbergs: „In jedes Menschen Charakter sitzt etwas, das sich



nicht brechen läßt — das Knochengebäude des Charakters; und dieses ändern wollen, heißt immer, ein Schaf das Apportieren lehren!" wird er freilich nicht vergessen dürfen, weil es einen vorzüglichen Rat für alle Leser von Briefbüchern als Lebensurkunden gibt.
G. A. E. B.

Als Sonderdruck aus der Festgabe für den besonders als Platoforscher geschätzten Würzburger klassischen Philologen Martin von Schanz erschien der „*Orestes*" des *Euripides* in einer neuen Übersetzung von Dr. *P. Beda Grundl* (*Würzburg, Curt Kabitzsch*), die zwar dem Rhythmus gerecht wird, aber häufig durch große Nüchternheit auffällt. -a-.

Neben die jüngst erwähnte *Hölderlin-Ausgabe* des Verlags Georg Müller tritt eine andere, die von *Marie Joachimi-Dege* im Rahmen der „Goldenen Klassiker-Bibliothek" des Verlags *Bong & Co.* herausgegeben worden ist. Die vortreffliche Kennerin des Zeitalters der Romantik hat die Tragödie dieses Dichterlebens in der Biographie nachgedichtet, Licht und Schatten gerecht verteilt. Das gilt besonders von dem der konventionellen Auffassung widersprechenden Bilde, das sie Seite LVIII ff. von dem Verhältnis Schillers zu Hölderlin entwirft. Auch die Möglichkeiten, die in der Kunst Hölderlins lagen und nicht zum Ausreifen gelangten, werden in dem offenbar gewaltsam zusammengedrängten Schlußabschnitt richtig bezeichnet. Die eigentliche Herausgeberarbeit kann in bezug auf Vollständigkeit, Anordnung und Erläuterung durchweg gebilligt werden. Für die Fragmente der früheren Gestalten des „Hyperion" und für den „Tod des Empedokles" hat Frau Joachimi dem Leser besonders wertvolle Hilfen geboten. Neben dem guten Hölderlinporträt hätte auch das Bildnis Diotimas beigegeben werden sollen und wenigstens einige Auszüge aus ihren Briefen. Wenn sie auf Seite LI Frau *von* Gontard genannt wird, so ist das wohl nur ein Versehen. Die gute Ausstattung und der reiche Inhalt des vierteiligen soliden Leinenbandes verdient in Anbetracht des geringen Preises von 2.50 M. besondere Anerkennung. G. W.

Arthur Schopenhauer, Gedanken und Aussprüche. Herausgegeben von *Robert Rehlen. Verlag Julius Zeitler. Leipzig 1912.*

Als neuestes der Rehlen-Bücher erscheint diese Auslese von Arthurs Schopenhauers Gedanken und Aussprüchen. Bekanntlich wollen Rehlens Breviere eine Essenz des Werkes großer Männer und die Entwicklung ihrer Gedanken, ihres Wesens und ihrer Kunst aufweisen. Für Schopenhauer war diese Absicht schwer durchzuführen, weil der Philosoph eigentlich nur von einem zentralen Gedanken ausging, und weil sein System schon fest abgeschlossen war, als er zu schreiben begann. Und so hat in diesem Buch der Herausgeber „zur Illustrierung des Systems nur die prägnantesten Gedanken herausgehoben, das Schwergewicht der Sammlung liegt aber darin, daß sie den Menschen Schopenhauer zeigen will von den ersten aufkeimenden Ideen bis zu dem stolzen Wort an Gwinner: „Einerlei, sie werden mich finden". Deshalb erfährt man aus diesem Rehlen-Buch erstens kurz die Hauptgedanken Schopenhauerscher Philosophie, vor allem aber lernt man den Menschen Schopenhauer in seiner Einsamkeit, seiner Verbitterung und Geistigkeit, in seinem Stolz und Haß kennen. Vorangeschickt hat Rehlen eine vortreffliche kleine Einleitung, in der er zeigt, daß der Philosoph noch eine zu kleine Gemeinde hat, daß Schopenhauer als der eigentliche Aufrüttler des selbstgefälligen, optimistischen Philistertums zu gelten hat. Dann weist Rehlen auf die Einsamkeit und den Aristokratismus des Philosophen hin, preist seine Gabe der Menschenerkenntnis, versucht eine kurze Erklärung für Schopenhauers einfache psychologische Entwicklungslinie zu finden und erwähnt die Sprachkunst des Philosophen. Das Büchlein ist schön und klar in Ungerfraktur gedruckt, mit dem Porträt Schopenhauers nach Wulff geschmückt und mit einem entzückenden hellbraunen Ledereinband mit Titel von Walter Tilemann versehen. Und so kann man sich an diesem schönen Büchlein freuen und in leidvollen Stunden trösten, das die Lebensweisheit eines Mannes enthält, der über sich und seine Mitmenschen dies sagte: „Ich habe den Schleier der Wahrheit tiefer gelüftet, als irgend ein Sterblicher vor mir. — Aber den will ich sehen, der sich rühmen kann, eine elendere Zeitgenossenschaft gehabt zu haben, als ich." P-s.

Hjalmar Bergman, Amouren. Novellen. *Rütten & Loening, Frankfurt a. M.*

Marie Franzos hat von Hjalmar Bergman, dem durch seinen Roman „Das Testament seiner Gnaden" schon bekannten Hjalmar Bergman sechs innerlich verwandte Novellen sehr gut aus dem Schwedischen übertragen. Es sind Dichtungen von einer solchen Anschaulichkeit, das wir das Geschilderte förmlich mitzuerleben glauben und die zumeist in Italien lokalisierten Vorgänge plastisch vor unsern Augen erstehen sehen. Tragik der Geschicke und ein feiner, alles Menschliche verstehender Humor haben sich hier in einem sehr gewandten Erzähler vereinigt, der uns durch seine eigenartige Subjektivität Interesse für seine Kunst abnötigt.
-n.

George Dandin oder der beschämte Ehemann. Eine Komödie mit Tänzen und Zwischenspielen von *J.-B. Molière*. Neu übertragen und für die deutsche Bühne eingerichtet von *Karl Vollmoeller*. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1912.

Als in den Gärten von Versailles „George Dandin" zum ersten Male aufgeführt wurde, da empfand keiner unter den illustren Zuschauern auch nur ein Fünkchen Mitleid für den armen Tropf. Die ganze ältere Literatur weiß nur von Spott und Verachtung für das Hahnreitum. Wäre bloß das an dem Stücke, die Totenerweckung hätte billig unterbleiben können. Auch die Satire auf die Standesüberhebung ist sekundär, sie



übte Molière im „Bourgeois Gentilhomme". Heute gar sind wir des ständischen Empfindens völlig bar, und so muß uns gemeinhin diese Komödie der Mitleidslosigkeit abstoßen. Wir kennen eben meist nur den Text der gewöhnlichen Ausgaben, in denen die Posse ohne die Zwischenspiele abgedruckt ist. Vollmoeller sei es gedankt, daß er die Verknüpfung mit dem Pastorale wiederhergestellt hat. Schäfer girren nun um spröde Schäferinnen, die holden Schönen stören den betrübten Ehemann Dandin, Statuen steigen von den Postamenten, und aus seinem Weinschlauch labt Gott Bacchus die ausgelassenen Tänzer, die den beschämten Dandin in den Taumel hineinziehen.

Mit diesem Durcheinander von Realistik und Maskerade steht und fällt das Stück. Da tönen Klänge aus einer fernen Welt in die unsre herüber. Das ancien régime tanzt auf seinem eigenen Sarge. Im Tanzschritt glitt man über tieferes Empfinden hinweg. Der Sittenrichter Molière jongliert mit Tragik. Die Zwischenspiele sind eigentlich keine Einlage in den „George Dandin", die Komödie ist vielmehr Einlage in das Pastorale.

Um des historischen Wertes willen hätte aber Vollmoeller die Erneuerung nicht unternommen, er verschmäht es, Kuriositätenhändler zu sein. Ihn fesselte, wie er im Nachwort ausführt ‚das künstlerische Problem, der Kontrast, den die „nackte Menschlichkeit" Dandins zu der „Welt von Larven" darstellt. Doch ist auch das schließlich nur für Erlesene.

Die großen Balletts und die Chöre, der szenische Pomp, mit denen das Hoffest notwendig ausgestattet wurde, sind klugerweise beiseite gelassen. Vollmoellers eigenstes Verdienst ist aber die Verknüpfung der Zwischenszenen mit dem Dialog des Lustspiels. Das sind auch mehr als „bescheidene Zutaten", sie verdienen lebhafte Anerkennung. So erst ist es wieder ermöglicht, das Stück heute aufzuführen, und wenn es auch auf größeres Publikum kaum wirken dürfte, bleibt es doch zu wünschen, daß es noch über das Deutsche Theater hinaus auf die Bühne gelange.

Nicht so rückhaltlos kann ich den Text anerkennen. Molière widersteht bislang noch jeder Übersetzung. Vollmoeller ist in den Prosapartien nicht immer glücklich gewesen. Doch zählt das nur nebenbei.

Die geschmackvolle Ausstattung verzichtet auf preziöse Stilechtheit, sie dokumentiert in ihrer vornehmen Schlichtheit die Absichten des Bearbeiters.

Curt Noch.

Peter Rosegger, Heimgärtners Tagebuch. *Leipzig, L. Staackmann.*

Auch wer nicht den von Rosegger seit einem Menschenalter geleiteten und erst vor wenigen Jahren seinem Lohne übergebenen „Heimgarten" zu Gesichte bekam, wird oft und oft auf diese als Tagebuch bezeichneten Randbemerkungen gestoßen sein, denn sie machten nicht selten, glossiert oder nicht glossiert, ihre Runde durch die deutsche Zeitungswelt. Jetzt hat sich Verlag und Autor daran gemacht, alle diese kleinen Ein- und Ausfälle in einem Bande gesammelt darzubieten. Rosegger — der lose steirische Schäker — soll zuerst Bedenken gegen eine Buchausgabe getragen haben. Doch sei dem wie immer. Ein echter Rosegger ist diese Sammlung gewiß, vielleicht sogar der in gewissem Sinne echteste. Ja, das ist er, der „Heimgärtner", der über dies und das und noch einiges darüber plaudert, eifert, doziert und Standpredigten hält, in seiner bekannten liebenswürdigen bescheidenen Unbescheidenheit oder wenn man auch will, unbescheidenen Bescheidenheit. Alles in diesem Buche ist sozusagen roseggerzentrisch, gleichgültig, über was uns der Mann gerade unterhält oder die Leviten liest. Heute ist es ein Exkurs über die eheliche Treue oder eine Betrachtung über das Verschenken der Bücher, morgen wieder gibt er uns ein kleines pointenreiches Geschichtchen zum besten oder läßt sich über die Rassenfrage aus. Kein Gebiet, sei es Politik, Kultur, Literatur, Kunst, Religion, seien es Alltags- oder Weltfragen, zu denen Rosegger nicht sein Sprüchlein zu sagen weiß. Wohl selten tief, immer aber gescheit, immer klug Der ganze leibhaftige Rosegger, so wie ihn die Leute gern haben, die Leute und Menschen, die der lebenskundige und durchaus nicht unpraktische Dichter so gut kennt und zu behandeln versteht. H. Fgl.

Altdeutsche Novellen, nach dem Mittelhochdeutschen von *Leo Greiner*. Zwei Bände. *Berlin, Erich Reiß Verlag.*

Man hat häufig die großen mittelhochdeutschen Epen übersetzt, man hat die mittelhochdeutsche Lyrik ins Neuhochdeutsche umgedichtet, man hat die späteren Prosaerzählungen und Volksbücher neu herausgegeben, aber an den kleineren Verserzählungen des ausgehenden Mittelalters ist man fast gänzlich vorübergegangen. Leo Greiner hat nun die schönsten dieser Verserzählungen, die bald Anekdoten, bald Novellen, bald Balladen, bald Legenden und Fabeln waren, gesammelt und in hochdeutscher Prosa wiedererzählt. Das Werk hat keinerlei wissenschaftliche Absichten und will nur zum Lesen, zur Unterhaltung bestimmt sein. Greiner hat daher nur die wenigen Novellen, deren Verfasser bekannt sind, mit dem Namen des Dichters versehen, sonst fehlt jede Quellenangabe oder erklärendes Beiwerk. Die Aufgabe der Sammlung erklärt es auch, warum Greiner die Verse in Prosa umsetzte: es lag ihm daran, flüssige Erzählungen zu bieten, und jeder weiß, wie schwer sich die kurzen mittelhochdeutschen Reimzeilen in gute neuhochdeutsche Verse umwandeln lassen, welche Schwierigkeiten insbesondere der Reim hier bietet. Da nun Greiner ein Dichter ist, so muß man seine Prosa sehr loben, er erzählt kräftig und volkstümlich, ohne in Altertümelei zu verfallen. Und so können diese „Altdeutschen Novellen" mit Freude zu den zahlreichen Neubelebungen der alten Märchen, Sagen, Epen, Legenden gestellt werden, die man jetzt so gern wieder auflegt. Die beiden Bände sind übrigens gut gedruckt und sehr schön in blaue Pappe und Halbpergament gebunden -in-

---



Nun, wo die „Reise um die Erde in 80 Tagen" immer altmodischer wird, sind Weltreisen wie Weltreisebeschreibungen nichts Außergewöhnliches. Und Weltreisebücher dürfen meist nur noch dann auf ein weiteres Leserinteresse hoffen, wenn sie ein Spezialthema behandeln (wie zum Beispiel zwei eben erschienene vortreffliche Werke, die sich besonders mit den gastrosophischen Erfahrungen einer Reise um die Erde und mit den auf ihr vorhandenen Verbrecherkolonien beschäftigen.) Sonst sind die Around-the-world-tours-Beschreibungen fast immer große Harmlosigkeiten (die aber doch den Bekannten und Verwandten des Reiseschriftstellers vielen Spaß machen können) oder aber große Arroganzen (weil irgend jemand, der ein paar Tage die besuchtesten Plätze eines Erdteils kennen gelernt hat, sich deshalb als ein in diesem Erdteil vollkommen Heimischer zu erkennen gibt). Der Globetrotter aus Beruf oder Neigung weiß ja, was er von den Leuten zu halten hat, die ihr Pyjama wie einen Sommerüberzieher über den Arm tragen und die, wenn sie sich im Speisewagen zwischen München und Berlin treffen, vor allen Dingen feststellen müssen, daß der Congressional Express, der Pennsylvania Special und was diesen Ähnlichen auf amerikanischen Schienen läuft, ganz andere Nummern seien. Von Leuten, die zu erkennen geben, daß sie mit dem Portier der Grand Oriental in X oder des Palace Hôtel in Y. so bekannt seien, daß er jedesmal, wenn sie kommen (denn einmal waren sie ja schon da) bereits die Temperatur ihres Bades heraufteiephoniert, während sie noch in der Halle die vielen Bekannten begrüßen.

Um so erfreuter greift man zu den leider nicht allzuhäufigen anspruchslosen, aber inhaltsvollen Weltreisebeschreibungen, zumal wenn sie neben den Beobachtungen des Reisenden auch seine Erfahrungen nicht verschweigen, die er als ein nicht fortwährend auf der großen Tour Befindlicher machen mußte. Die Einfahrt in die berühmtesten Häfen ist sehr viel öfter belobt worden als alle die Kleinigkeiten getadelt, die ein Reisender kennen muß, wenn er diese Einfahrt in Ruhe genießen will. Solche brauchbare Mitteilungen finden sich mit vielen ausgezeichneten Einzelbemerkungen in den Weltreiseimpressionen, die *Fedor von Zobeltitz* in einem Buche sammelte, das nach des Verfassers Willen weder Reiseführer noch Reisedokument sein soll, sondern ein auch anderen früheren oder zukünftigen Weltreisenden nützliches Reisenotizbuch. (*Ein Bummel um die Welt-Augenblicksbilder und Eindrücke. Georg Stilke, Berlin* 1912.) Die große Mittelmeerfahrt, der Besuch der levantinischen Länder mit ihren vielen Vergangenheitserinnerungen und Zukunftshoffnungen enthält die aus langjährigen Erfahrungen ergänzten Berichte über eine Cinncinati-Fahrt 1910, der sich die über eine Cleveland-Fahrt im Winter 1911/12 anschließen. Die indische Welt, deren Üppigkeiten, aus einem Sumpfboden erwachsen, den der Fuß des raschen Reisenden kaum streift, blühende Inseln und Japan im Winter, endlich ein paar amerikanische Tage werden von einem ebenso eminenten Beobachter wie Beschreiber der Menschen und Dinge in seinem Reisenotizbuche charakterisiert, das hoffentlich noch die Anregung zu mancher schönen Weltreisegeschichte sein wird. Nur ein Vorwurf darf dem liebenswürdigen Weltreisenden gerade an dieser Stelle nicht erspart bleiben: nirgends, wirklich nirgends werden Bibliophilen-Abenteuer und -Entdeckungen erwähnt, die der Begründer der „Zeitschrift für Bücherfreunde" und Vorsitzende der Gesellschaft der Bibliophilen doch wohl hätte und machte. Darüber dürfen wir also wohl noch mit Ungeduld einen besonderen Bericht erwarten.

G. A. E. B.

Karl Walser, Das Theater. Bühnenbilder und Kostüme. Mit Text von *Oskar Bie. Bruno Cassirer, Berlin.*

Der bekannte Verleger von „Kunst und Künstler" hat eine neue Art Monographie erscheinen lassen, die Karl Walser als Bühnenbildmaler gewidmet ist. Und Oskar Bie, der vielgewandte, hat die Einleitung zu dieser Skizzen- und Entwurfsammlung geschrieben, die einzig dastehen dürfte in der Qualität der technischen Ausstattung. Es ist eine Art Vorarbeit für eine wirklich ergiebige Monographie über diesen ungewöhnlich anregenden und selbständigen Maler, der vor allem für die Grazie des Rokoko eine außerordentliche Begabung aufweist. Denn von allem das Beste bietet er in den entzückenden Figurinen zu Mozarts „Figaro", wie er bei Gregor in der Berliner Komischen Oper seligen Angedenkens gegeben wurde. Dieser erste Versuch, einem bahnbrechenden Talent unter den Bühnenmalern in einer Sonderpublikation gerecht zu werden, erscheint mir so gelungen, daß ich wünschen möchte, der Verlag und seine so oft schon unter des tüchtigen Karl Scheffler Leitung neue Spuren auffindende Zeitschrift kämen wieder einmal wie vor Jahren mit einem Heft heraus, das uns über die Fortschritte der Bühnenbildmalerei im ganzen gründlich orientierte. Das technisch Wertvolle an dieser Publikation ist, daß keine dürftigen Reproduktionen der Walserschen Werke geboten sind, sondern die Orignale mit dem ganzen Reiz der Farben vorgeführt werden. Die Blätter sind lithographiert, handkoloriert und auf Geldern-Bütten gedruckt. Dazu kommen ein paar Lichtdrucke von vorzüglicher Qualität, die ganze Szenenbilder nach photographischen Aufnahmen wiedergeben. Im ganzen jedenfalls eine vorbildliche und für die Theaterkunstliteratur grundlegende Veröffentlichung.

Franz E. Willmann.

Richard Wagner von *Max Koch*, Professor an der Universität Breslau. Zweiter Teil 1842—1859. Mit drei Abbildungen und einer Brief-Nachbildung. *Berlin, Ernst Hofmann & Co.* 1913.

Gerade weil Max Kochs groß angelegte Wagner-Biographie nicht zu der von Bayreuth privilegierten Wagner-Literatur zählt, hat ihr erster, vor sechs Jahren erschienener Band bei allen selbständig Urteilenden Anerkennung geerntet. Weil er auch den genialen Menschen in Zeit und Raum erblickt, bleibt ihm die Versuchung fern, seinen Helden zu vergotten und im



Dienste der Legende den Grundsätzen einer höheren biographischen Kunst zu widersprechen. Er schildert den Lauf dieses wundersamen Lebens mit wohltuender Ruhe, die überall von der Wärme einer innigen und verständnisvollen Begeisterung durchdrungen ist. Seit dem Erscheinen des ersten Bandes ist Wagners eigener großer Lebensbericht hervorgetreten. Dadurch erwächst jetzt für die Wagner-Biographen ähnliche Schwierigkeit, wie Goethe sie den seinigen durch „Dichtung und Wahrheit" bereitet hat. Max Koch wählt den rechten Weg, indem er die unmittelbaren Zeugnisse des Erlebens immer noch stärker vorwalten läßt. Der zweite Band führt von der Rückkehr aus Paris im Jahre 1842 bis zu dem Scheiden aus Zürich und der Vollendung des „Tristan". Er ist geschmückt mit Wittgensteins Wagner-Medaillon von 1853 und Kopfs schönem Reliefbild Mathildens, dem Kopfe Franz Liszts, gezeichnet von Rudolf Lehmann 1849, und einem Faksimile eines ungedruckten Briefes von Wagner an Lattner, datiert Dresden 19. September 1843. Der Verfasser stellt den Schlußband in nahe Aussicht, und mit ihm werden auch wir uns freuen, dieses schöne Werk bald vollendet zu sehen. G. W.

Johannes Schlaf, Mieze. Der Roman eines freien Weibes. *München* bei *Georg Müller.* 1912.

Das freie Weib Mieze ist erst ein kleines Mädel, dann Millionärsgattin, dann löst sie die Ehe und wird schließlich die kindergesegnete Frau eines biederen Farmers. Diese romanhafte Karriere wird nicht wahrscheinlicher, wenn man die genaueren Umstände erfährt. Mieze, die übrigens diesen Namen bald ablegt und sich Cäcilie nennen läßt, ist naiv, schön und tugendhaft. Durch ihre ungewöhnliche Schönheit, Standhaftigkeit und auch inneren Vorzüge wirkt sie auf einen jungen Lebemann derart, daß sich dieser nach acht Tagen ohne weiteres mit ihr verlobt. Sie glaubt in ihm ihr männliches Ideal gefunden zu haben und akklimatisiert sich, wie vor ihr schon Hunderte in Romanen, so vollständig der Gesellschaft, daß sie sehr bald auch an deren Verirrungen Geschmack findet. Nach gutem alten Brauch muß sie aber davon ebenso bald unbefriedigt sein, und so geschieht es denn. Den Offizier, mit dem sie ihren Mann verläßt, liebt sie ebensowenig wie diesen und sieht das ebenso wieder erst nach Monaten ein, nachdem sie nebenbei das ganze Leben dieses Mannes verpfuscht hat. Ihre dritte Zufallsbegegnung ist der ostfriesische Ingenieur, der nach Amerika auswandern will und dem sie sich kurzerhand als Gattin anbietet. Sie hofft — dort drüben sich „praktisch betätigen zu können". [Der Schluß ist, daß der Dichter uns mitteilt, daß ihre Kinderzahl und äußeren Verhältnisse gleich beachtlich seien. Sie weiß nie, was sie will. Sie bleibt immer Mieze, wird aber nie Cäcilie. Wenn drum das Wort frei keine Satire sein soll, läßt es sich höchstens so erklären, daß diese Frau keinem Gefühlserlebnisse aus dem Wege geht, das ihr zufällig begegnet. Da sie ihren Weg aber nicht bewußt nimmt, ist das kein Verdienst.

Von der Astronomie ist Schlaf zur Seelenkunde zurückgekehrt. Dichter sind nicht immer Gelehrte. Und so scheint es auch jetzt, daß in dem Roman ein bißchen zuviel Psychologie steckt. Man kann auch das Gegenteil behaupten. Das klingt paradox, doch man ist versucht, an dem Werk allein die Schilderung zu loben, deren Größe an die frühesten Anfänge Schlafs erinnert. Die schildernden Partien haben oft nur Selbstzweck, es gehen von ihnen zu wenig oder gar keine Schwingungen in die Seelen der Menschen hinüber. Johannes Schlaf gehörte einst ruhmvoll zum jüngsten Deutschland, heute ist er nicht mehr jung, und wieder Jüngere sind ihm vorangeeilt. -h.

Albert Ehrenstein, Tubutsch. Mit zwölf Zeichnungen von O. Kokoschka. *Wien, Leipzig; Verlag von Jahoda & Siegel.*

Der Zufall gab mir Ehrensteins zweites Buch „Selbstmord eines Katers" früher in die Hand als des Wieners erstes Werk „Tubutsch". Und es ist erstaunlich zu sehen, wie grade und einfach die Linie ist, die von dem ersten zum zweiten Buche führt. Ich müßte daher manches wiederholen, was ich im vierten Hefte, Seite 149 dieses Jahrgangs in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" über Ehrensteins „Selbstmord eines Katers" gesagt habe. Man erlaube mir aber, nur kurz zu bemerken, daß dieser Tubutsch ein einsam in Wien lebender melancholischer Ironiker ist, der zu den Leuten gehört, „deren Schwerpunkt außer ihrem Selbst liegt, irgendwo im Universum ... jedem Eindruck hingegeben sind wie Wachs ... die müssen ihr Sensorium unaufhörlich füttern" ... Aber es ist Herrn Tubutsch schwer gemacht, sein Sensorium zu füttern: er hat keinen Umgang. Er sucht kramphaft nach jemanden, der mit ihm spricht; aber sein Empfinden ist so natürlich, daß es anderen paradox erscheinen muß, und deshalb muß der Empfindsame einsam bleiben, Und der Tod zweier Fliegen in seinem Tintenfaß, ein nach Rosenparfüm duftender Schutzmann, ein Betrunkener auf der Linzerstraße, Schuster und Grünzeugfrau werden ihm ebenso zu tiefsten Erlebnissen, zu Objekten philosophischer Meditation wie Erinnerungen an frühes Geschehen, wie Gedanken an Einsamkeit und Tod. Die Assoziationskraft in diesen 50 Seiten Plauderei ist ungeheuerlich, ein scheinbar wirrer, doch geordneter Taumel von Erscheinungen und Gedanken zieht vorüber, der für viele Bände genügt hätte. Die Knappheit nnd Kraft der Sprache setzt in Erstaunen, und so sei nochmals gesagt, daß ich Ehrenstein für einen der stärksten und hoffnungsreichsten Prosaschriftsteller unsrer Tage halte. Vorangeht dem Tubutsch eine expressionistisch-ironische Phantasie „Ritter Johann des Todes" und den Schluß bildet ein schönes Gedicht „Wanderers Lied". Zwölf Zeichnungen des jungen Kokoschka erhöhen den Wert des Buches. Wer Kokoschka kennt, weiß, wie diese Zeichnungen aussehen werden, für die, welche ihn nicht kennen, würde ich vergeblich das Wesen dieser Bilder klar zu machen versuchen. *Kurt Pinthus.*



Die Skizzenbücher Jacopo Bellinis. Mit Einleitung und begleitendem Text herausgegeben von Dr. *Victor Golubew.* I. Teil. *Brüssel. G. van Oest & Co.* 1912.

Das seit längerer Zeit erwartete Londoner Skizzenbuch des Jacopo Bellini ist vor kurzem erschienen. Die Publikation — Reproduktionen so gut wie der knappe, katalogartig angelegte Text — ist mustergültig. Der zweite Band, das Pariser Skizzenbuch, ist zuerst erschienen (1908); der avisierte Katalog von Jacopos gemaltem Oeuvre, das Register der in beiden Skizzenbüchern dargestellten Gegenstände und die Einführung in Bellinis Kunst stehen noch aus und werden hoffentlich bald folgen. Der erste Band, in Format und Ausstattung dem zweiten entsprechend, ist leider in Buch- und nicht in Mappenform, das heißt, die Blätter sind eingeklebt, während sie früher lose in der Einbanddecke lagen, dies erschwert Vergleiche immerhin.

Die erste Notiz über das Londoner Skizzenbuch verdanken wir dem Anonimo Morelliano, der das Buch im Jahre 1530 in der Sammlung des Gabriel Vendramin gesehen hat. Nachdem es länger als vier Jahrhunderte in venezianischem Besitz verblieben war, wurde es 1855 für den Preis von 400 Napoleoni d'oro vom Britischen Museum in London erworben. Schon Dr. Gaye, der etwa um jene Zeit in Schorns Kunstblatt eine wissenschaftliche Untersuchung über das Londoner Skizzenbuch veröffentlicht hat, hat beobachtet, daß die Zeichnungen durch Retuschen von fremder Hand gelitten haben. Golubew weist von Fall zu Fall auf die verschiedenen Hände hin, die bei den Retuschen zu unterscheiden sind.

Das Londoner Skizzenbuch enthält ungefähr 134 Zeichnungen und wird um 1445 angesetzt. Es gehört der gleichen Schaffensperiode an wie das Pariser. Es ist am ritterlichen Hof der Este entstanden und spiegelt etwas von jener seltsamen Mischung romantischen Geistes und antikisierenden Empfindens, die für Lionellos weltfreudige Natur bezeichnend ist. Dazu gesellen sich religiöse Kompositionen, wohl Vorstudien für die Arbeiten in den Scuolen und Kirchen Venedigs, die Jacopo Bellinis Lebenswerk bedeutet haben.

Die wundervollen Reproduktionen kommen dem Original außerordentlich nahe; weder Dürers noch Michelangelos oder Lionardos Zeichnungen liegen in einer so guten Ausgabe vor.

Dr. *Rosa Schapire.*

Von den Auktionen.

Ungewöhnlichen Erfolg hatte die von der Firma *C. G. Boerner in Leipzig* Ende November veranstaltete Versteigerung der *Handzeichnungs-Sammlung Alexander Flinsch-Berlin,* sowie einer *kleinen Sammlung von kostbaren alten Handzeichnungen.* Noch nie sind die deutschen Zeichnungen aus der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts so begehrt gewesen, wie hier, wo ein äußerst zahlreiches Publikum von Museums-Vorständen, Privatsammlern und Händlern die Preise besonders für die schönen Originale *Ludwig Richters, Feuerbachs, Chodowieckis* usw. zu Rekordpreisen in die Höhe trieb. Wir geben im folgenden die Preise beider Sammlungen, soweit sie über 200 M. gingen.

Alte Handzeichnungen:

Gerard von Batten, Erntelandschaft. Guasche 235 M.; *Cornelius Bega,* Stehende Bäuerin. Rötel 310 M.; *Pieter Bout,* Landschaft. Feder und Tusche 440 M.; *Dierick Bouts,* Federskizzen zu zwei Kriegern 500 M; *Donato Bramante,* Ummantelung der Santa Casa im Dom zu Loreto, getuschte Federzeichnung 1400 M.; *Jan Breughel,* Landschaft, Federzeichnung 250 M.; *Adrian Brouwer,* Skizzenblatt, Feder und Tusche, Sitzender Musikant 540 M.; *Adrian Brouwer,* Lesender Bauer und Bäuerin, ebenso, 540 M.; *Antonio Canaletto,* Porta della Mira in Venedig, Feder und Tusche 600 M.; *Antonio Canaletto,* Ansicht von Mestre. Feder und Tusche 410 M.; *Petrus Christus,* Studie zum Verkündungs-Engel, Pinsel- und Tuchzeichnung 1150 M.; *Anton van Dyck,* Brustbild eines jungen Mannes. Schwarz und rote Kreide 405 M.; *Nachfolger des Jan van Eyck,* Eine der klugen Jungfrauen, Feder 850 M.; *Jean Honoré Fragonard,* Park der Villa d'Este, Rötel auf Bütten 365 M.; *Claude Gellée,* Italienische Landschaft mit predigendem Johannes, Sepia und Tusche 490 M.; *Claude Gellée,* Römische Landschaft, Sepia, Feder und Tusche 1460 M.; *Claude Gellée,* Waldwiese mit Jäger, Feder und Tusche 335 M.; *Jacob de Gheyn,* Der Winter, Aquarell und Deckfarben auf Pergament 210 M.; *Entwürfe für Glasfenster: Jörg Breu,* Aus der Geschichte des Titus Manlius, Feder 470 M.; Melancolicus, Phlegmaticus, Sanguinius, Colericus. Federzeichnung 460 M.; *Werli Kübler,* Der verlorene Sohn. Scheibenriß, Feder und Tusche 480 M.; *Jan Mabuse* (*Gossaert*) Der zwölfjährige Christus im Tempel. Runder Scheibenriß, Feder 620 M.; *„Meister des Wolffegger Hausbuchs",* Heinrich Mang, Scheibenriß, vierpaßförmig mit landschaftlichen und figürlichen Darstellungen, Feder 4500 M.; *Oberdeutscher Meister um 1520,* Runder Scheibenriß, Lesender Heiliger. Federzeichnung 440 M.

Gothische Zeichnung um 1350, St. Johannes, Rohrfederzeichnung 1050 M.; *Jan van Goyen,* Strand von Scheveningen, Kreide und Tusche 770 M.; Kanal mit Segelbooten, Kreide 220 M.; Düne und Strand mit Fischern, Kreide und Tusche 230 M.; *Hans Holbein der Jüngere,* Brustbild einer Frau im Kopftuch. Silberstift, Rötel und Deckfarben 1700 M.; *I. A. Langendyk,* Judenviertel in Amsterdam, Feder und Tusche 300 M.; *Lukas van Leyden,* zugeschrieben, Anbetung der heiligen drei Könige, Tusche und Feder 630 M.; *Art der Brüder von Limburg,* Burgundisch (um 1410). Kreuztragung Feder 510 M.; *Lorenzo de Credi,* Lebensgroßer Frauenkopf, Federzeichnung 200 M.; *In der Art des Meisters E. S.,* Phönix mit schlagenden Flügeln, an Flammen, Federzeichnung. Koloriert 950 M.; *Schule des Meisters E. S.,* Ecce homo, Federzeichnung 950 M.; *Monogrammist H. Cr. S.,* (Anfang des XVI. Jahrhunderts) Bärtiger alter Mann. Kopfbild. Schwarze Pinselzeichnung Rot und weiß gehöht 410 M.; *Niederländischer Meister* (*um 1450*) Figurenstudien, Feder

950 M.; *Nürnberger Meister um 1480*, das Passahfest. Federzeichnung 3200 M.; *Francesco Mazuoli Parmeggianino,* Studie zum Johannesknaben, Aquarell und schwarze Kreide 200 M.; *Giovanni Piazetta*, Studienköpfe, Kreide 240 M.; *Nachfolger des Roger van der Weyden,* Studienblatt mit 6 Köpfen, Frauen, Feder und Tusche 1400 M.; *Jakob Ruysdael,* Landschaft mit Blick auf Haarlem, Kreide getuscht 2350 M.; Bauernhaus mit Scheune, Kreide und Tusche 920 M.; *Hans Schäuffelein,* zirka 1480—1550, Der aussätzige Hiob vom Teufel gepeinigt, Federzeichnung 1320 M.; *Martin Schongauer*, Ecce homo, Federzeichnung 800 M.; *Schule des Martin Schongauer*, Verkündigungsengel, Federzeichnung 810 M.; *Gerard Terborgh*, Sitzender Krieger, Kreide, weiß gehöht 275 M.; *Giovanni Batista Tiepolo*, Männergruppe einem Zug Mönche entgegensehend, Feder und Tusche 230 M.; *Esaias van de Velde,* Holländische Winterlandschaft, Kreide und Tusche 235 M.; Winterlandschaft mit Schlittschuh-Läufern, Kreide und Sepia 240 M.; *Johann Georg Wille*, Landschaft mit Köhlerhütte, Feder und Tusche 210 M.; Parklandschaft, Umgebung von Paris, Feder und Tusche 200 M.; *In der Art des Michel Wohlgemut:* Christus treibt die Wechsler aus dem Tempel, Getuschte Federzeichnung 1550 M.; Christus vor Herodes geführt, Federzeichnung 1000 M.; Auferstehung Christi, getuschte Federzeichnung 1000 M.; Großer runder Scheibenriß, Himmelfahrt Christi, getuschte Federzeichnung 900 M.; St. Andreas in Kutte und Mantel, Federzeichnung 680 M.

Handzeichnungs-Sammlung Alexander Flinsch-Berlin:

Adrian Ludwig Richter: Meerbusen von Salerno. Aquarelle um 1826 1080 M.; Italienische Landschaft mit Jäger und Hund, Feder und Blei 1080 M.; Italienische Berglandschaft, Bleistift, bräunlich getuscht 430 M.; Bauerngehöft im Grünen, Aquarelle, Meißener Zeit 490 M.; Claußthal, vorn Landleute und Kinder, Sepiazeichnung, farbig aquarelliert 420 M.; Jutta ins Land schauend, aus Musäus „Liebestreue“, Bleistift, farbig getönt 280 M.; Jägersmann geleitet eine reitende Jungfrau, aus Musäus „Marienkind“. Feder, Sepia, leicht getönt 340 M.; Landgräfin Elisabeth bei den Armen, Federzeichnung 255 M.; Mühle im Walde, aquarellierte Federzeichnung 700 M.; Dorfstraße, Bleistift, farbig getönt 530 M.; Liebespaar in weinumrankter Laube, zu „Neuer Vorsatz“, Studentenlieder, Feder, in zwei Varianten 520 M.; Straßenleben Neapels. Leichenbegängnis des Kolkraben (1 Blatt) (Deutscher Kinderschatz, Federzeichnung farbig getuscht) 410 M.; Im Frühling, Aquarelle 1020 M.; Weinender Jüngling am Grabe, aus Volkslieder. Bleistift 260 M.; Kind an der Mutter Grab, Getuschte Bleistiftzeichnung 230 M.; Maria mit Jesuskind im offenen Schuppen, Bleistift und Feder, Aquarell 440 M.; Bauernbursche an der Schnitzelbank, Bleistift, getuscht 225 M.; Des Wegs daherkommendes Bauernmädchen „Die Wiese“, Bleistift, leicht getönt 255 M.; Bauer stopft sich auf dem Feld sein Pfeifchen, Bleistift, getönt 260 M.; „Mutter da sind wir ja“ Bechstein „Däumling“, Feder, Sepia, farbig getönt 1020 M.; Schneidermeister Meckerlein am Fenster, Beistift, Aquarell 330 M.; Bäuerin mit ihrem Manne, Bleistift, farbig getuscht 200 M.; Liebespaar unter einem Baum sich küssend, Feder, farbig getönt 430 M.; „Du sollst jetzt auch Apotheker werden“ zu „Zwei Ohrfeigen“, Spinnstube, Bleistift 250 M.; Morduis Blanko zum Begräbnis. Triptychon, Tuschzeichnnng mit Farben 1250 M.; Die Bärbelbas. Bleistift 255 M.; Knäblein mit Blumenstrauß und Engelchen, Bleistift getuscht 210 M.; Schneeballende und Schlittenfahrende Kinder, Bleistift und farbig getönt 700 M.; Psalm 65: Hirtenfamilien lobsingen dem Herrn, oben schweben Engel. Federzeichnung. Aquarell 880 M.; Schmied im Gespräch mit Bauer, Bleistift, leicht getuscht 210 M.; Bauernehepaar mit Schwiegertochter und Sohn in der Stube, Bleistift, aquarelliert 260 M.; Bäuerin mit Kindern an der Haustür, Bleistift, Feder, Tusche, getönt 610 M.; Der Besuch auf dem Lande, Tuschzeichnung in Braun und Blau, farbig gehöht 1600 M.; Jungfriedel herzt seine tote Mutter, Tusche und Feder, leicht getönt 750 M.; Dorfstraße in Rochwitz, Bleistift, aquarelliert 480 M.; Tischgen deke dich! Feder, aquarell. 1350 M.; An der Via Appia. Sepia 950 M.; Straßenbild in Rochwitz, Bleistift, leicht farbig getuscht 530 M.; Kleines Mädchen mit Gemüsekörbchen, Bleistift, leicht getuscht 235 M.; Torre del Quinto bei Rom, Aquarell 2000 M.; Engel über die Fluren schwebend, Feder, leicht getönt 400 M.; Kinder mit Ziegen und Schafen auf einer Wiese. Aquarelle 2550 M.; Der erste Schnee, Kinder am Scheunentor, Schneeflocken auffangend, Sepia, getönt 2050 M.; Gratulanten. Drei Kinder mit Sträußen hinterm Gartenzaun, Aquarell 1800 M.; Schäfer auf einer Steinbank sitzend und Kindergruppe, Aquarell 5700 M.

Moritz von Schwind: Adams Traum, Allegor. Darstellung, Feder und lebhafte Farbe 1550 M.; Lachners Liebesleben (das vierte Stück der Lachnerrolle) Feder, Tusche zum Teil aquarelliert 1450 M.; Lachner als Dirigent im Münchner Glaspalast bei Aufführung von Haydn's „Schöpfung“ (Teil 9 der Lachnerrolle) Feder Tusche, leicht aquarelliert 860 M.; Haydn's „Schöpfung“, Fresko-Entwurf, Aquarelle 510 M.; Der Schneewittchenspiegel, Feder, getuscht 790 M.; Josef von Spauns Grab, Sepia 700 M.; Todesengel bei einem sterbenden jungen Mädchen, Feder 920 M.; Studie zu den sieben Raben, der Königssohn findet das Schwesterchen im Baum, Feder 330 M.; Figürliche Studien zum Sängerkrieg und Eginhardt und Emma, Feder 240 M.; Studien zum Kaiser Conrad III. Feder, Sepia 210 M.; Bleistift-Skizzen zum Sängerkrieg, Hero und Leander usw. 340 M.; Gewandstudien, Kreide weiß gehöht 230 M.

Daniel Chodowiecki: Korrespondenz, 92 Briefe, darunter vier eigenhändige, von Ch. und 88 Briefe von Zeitgenossen an ihn 1095 M. Selbstporträt Daniel Chodowieckis, Kreide und Rötel 1050 M.; Brustbild eines jungen Mannes (vermutlich I. I. Engel), Rötel 210 M.; Damenporträt mit Spitzenhäubchen, Rötel 280 M.; Männliches Brustbild im Profil, Silberstift getönt 270 M.; Joh. C. Lavater, Brustbild nach links, Kreide, mit Rötel getönt 330 M.; 9 Blatt zur mittleren und neueren Geschichte, Almanach Gotha 1793, Federzeichnung, farbig 265 M.; Sitzende junge Dame an einem Tuche nähend (evtl. Mlle. Quantin) Bleistift 470 M.; Sitzende Dame mit Häubchen, Spielkarten in der Hand, Bleistift 290 M.; Schlummerndes Mädchen auf einem



Stuhl, Bleistift 220 M.; Stehende Dame, eine Frucht in der Hand, Bleistift 380 M.; Dame in Häubchen und gerafftem Kleide, das Gesicht zurückgewandt, Rötelstudie 200 M.

Handzeichnungen, meist erste Hälfte des XIX. Jahrhunderts: Album mit 38 Handzeichnungen verschiedener Künstler, wie *Richter, Chodowiecki, Pletsch, Preller* 850 M.; *Andreas Achenbach,* Holländische Küstenlandschaft, Tuschzeichnung 320 M.; *Daniel Caffe,* Leipziger Porträtist, Herrenporträt, Damenporträt, Brustbilder, Pastell, je 1850 M.: *Peter von Cornelius,* Erkennungsszene der Brüder Josefs, Bleistift, Umrißzeichnung 260 M.; Pharisäer und Zöllner, Feder 400 M.; Richard Löwenherz und das Hirtenmädchen: Knut der Heilige bei Magnus von Schweden, Federzeichnungen 400 M.; 6 Darstellungen aus Tassos „Befreitem Jerusalem", Bleistift, Umriß 235 M.; *Franz Dreber:* Der Nemisee, Aquarell und Sepia 400 M.; 5 italienische Landschaftsstudien, Aquarell, Blei, Sepia 310 M.; 7 italienische Landschaftsskizzen, Blei, Sepia 410 M.; 5 Baumstudien, Aquarell, Blei, Sepia 460 M.; 2 Blätter. Büßende Magdalena. Sitzendes Mägdlein, Aquarell. Kreide 230 M.

Anselm Feuerbach: Mutter mit zwei Kindern, neben einem Springbrunnen. Kreide, weiß gehöht 4100 M.; Weinende Okeanide, von einem Triton getragen (Entwurf zum Gefesselten Prometheus) Kreide 7600 M.; Venus Anadyomene. Kreide und Buntstift 4200 M.; Studie zur Iphigenie, Kreide, blau laviert 4600 M.; Kinderstudie, Mittelstück zu „Balgende Buben", Kreide 610 M.; Stehender Knabe ein Laken ziehend, Kreide 600 M.; Stehender Knabe mit ausgestreckten Armen, Kreide 800 M.; Studie zur Venus (Urteil des Paris), Kreide und Buntstift 500 M.; Skizze zur Venus (Titanensturz), Rötel 220 M.; *Ernst Fries:* 13 Blätter meist italienische Landschaften, Aquarell, Sepia, Blei 300 M.; 16 Blätter meist italienische Landschaften, Aquarell, Sepia, Blei 280 M.; *Joseph von Führich:* Madonna mit Jesuskind und zwei Erzengeln mit Lanzen, Bleistift 1250 M.; Die trauernden Juden Babylons, Blei 850 M.; *Bonav. Genelli:* Die schlafende Juno, den Herakles nährend, Aquarell 800 M.; Joseph und Potiphars Weib, Aquarelle 310 M.; Zentaurenfamilie, Sepia 600 M.; Knieender weiblicher Akt, (vermutlich Europa) Blei 260 M.; *Anton Graff:* Knabenbildnis, Halbfigur, Silberstift auf Kreidepapier 440 M.; *Wilhelm von Kaulbach,* Der wilde Jäger mit seinen Hunden, Bleistift 320 M.; *Johann Adam Klein:* Schlafender Eseltreiber mit Hund in einer Landschaft, Aquarelle 230 M.; Ungarische Fuhrleute auf einer Wiese, Aquarelle 200 M.; Schloß Aggstein an der Donau, Feder 290 M.; *Joseph Anton Koch:* Dante und Virgil in der Hölle, Feder 210 M.; Rocca di Mezzo bei Civitella, Bleistift 215 M.; *Franz Krüger,* Brustbild eines Herrn (vermutlich Kupferstecher Lüderitz), Kreide 360 M.; *Viktor Paul Mohn:* Märchenstrauß, 42 Original-Aquarellen 1000 M.; Christkind, 16 Aquarellen 450 M.; Landstraße mit Reitern im Gebirge, Aquarelle 290 M.; *Eug. Nap. Neureuther,* Widmungsblatt an Cornelius, Hess, Gärtner usw. Sepia 300 M.; *Gg. Em. Opitz,* Kosacken in Paris, Aquarelle 520 M.; Volksszene 1814 in Paris, Aquarelle 400 M.; *Friedrich Overbeck,* Adam und Eva, Sündenfall, Bleistift 200 M.; *Oskar Pletsch,* Spielende Kinder an einer Mauer, Sepia, leicht getönt 240 M.; *Friedrich Preller* (der ältere): Das Stubaital in Tirol, Aquarelle 290 M.; Triptychon aus der Odysee, Aquarelle 230 M.; Hermes und Odysseus, Aquarelle 230 M.; Serpentara bei Olevano, Blei 320 M.; Damendoppelbildnis (Prellers Gattin und deren Freundin) Blei 710 M.; *Johann Heinrich Ramberg,* Fächerentwurf, farbig 355 M.; *Johann Christian Reinhardt,* Campagna-Landschaft, Sepia 260 M.; Heroische Landschaft mit Bergsee, Aquarelle 240 M.; 6 Blätter Tierstudien, Bleistift, Kreide, Aquarellen 250 M.; *Heinrich Reinhold,* Olevano, Gartenmauer mit Tor, Feder 410 M.; *Alfred Rethel,* Album mit 14 Porträts, Blei, Sepia 740 M.

Julius Schnor von Carolsfeld: Mädchenakt, lauschend vorgebeugt, Sepia, Blei 1000 M.; Sitzender Jüngling, Akt, Sepia 380 M.; Vittoria Caldoni, ganze Figur, am Spinnrocken sitzend, Blei 470 M.; Therese, Sitzender weiblicher Akt, Feder 200 M.; Janssen, Jünglings-Kopf nach oben rechts, Federzeichnung 310 M.; Weiblicher Studienkopf zu Friedrich Barbarossa in Venedig, Kreide und Rötel 200 M.; Die Hymnen des Homer, 12 Blatt Federzeichnungen 610 M.; Die Aufopferung Isaaks, Feder 205 M.; Josephs Keuschheit und der Potiphar Untreue, Federskizze 340 M.; Das Gebet des Tobias und der Sara, Feder 280 M.; Tobias und Sara werden nach der Brautnacht wohlbehalten aufgefunden 300 M.; dasselbe 290 M. *Adolf Schrödter,* 5 Blatt Bauernkirmes, Tusche mit Kreide 400 M.

Eduard von Steinle: Sitzende Madonna, daneben die Heligen Augustinus und Bonifacius, Aquarell in Deckfarben 1100 M.; Pietà 350 M.; Der Prophet Daniel auf dem Richterstuhl, Aquarell 440 M.; Dante liest Beatrice und ihrer Familie seine Dichtungen vor, Aquarelle 1260 M.; Die Anbetung, Bleistift 420 M.; Die Messe des heiligen Gregorius, Kreide, blau laviert 300 M.; Der heilige Nobertus predigend, Kreide, blau laviert 280 M.; Der heilige Wenzelaus Hostien backend, Kreide, blau laviert 320 M.; Karoline Steinle, die Tochter des Künstlers, Brustbild en face, Blei 800 M.; Stehender weiblicher Akt, Kreidestudie zur heiligen Veronika 430 M.; Stehender weiblicher Akt, Bleistiftstudie zur Loreley 230 M.

Kleine Mitteilungen.

Die graphische Abteilung des Bostoner Museum of Fine Arts. Das letzte Bulletin dieses Museums spricht von einer ins Auge gefaßten Entwicklung seiner graphischen Sammlung, welche durch von Freunden dieser Abteilung gestiftete Mittel nunmehr angebahnt ist. Vor allem handelt es sich darum das „Print Department des Museum of Fine Arts" in Verbindung mit dem „Fine Arts Department" der Harvard-Universität zu bringen. Das Museum besitzt bis jetzt mehr als 60000 Blätter und damit eine Sammlung, welche die Geschichte der Kupferstichkunst vom Beginn an illustriert und Beispiele des Werkes aller großen Meister enthält. Die Harvard-Universität hatte den Wunsch ausgesprochen die reiche Gray-Sammlung im Fogg-Museum als Basis für einen Unterricht in der Geschichte der Kupferstichkunst zu benützen. Der gegenwärtige Kurator des Print Department des Fogg-Museums, Emil H. Richter, hat nun gebeten, daß er sich ausschließlich dem Studium der ihm unterstellten Sammlung widmen dürfe. Da die Vereinigten Staaten doch auch eine Kupferstichsammlung besitzen sollen, die den Vergleich mit den großen Sammlungen Europas aushalten kann, kam man zu der Idee, daß die Bostoner Sammlung das beste Feld für Entwicklung abgeben könne. Man hat daher das Auge auf Herrn Fitz Roy Carrington geworfen, der während der letzten 15 Jahre Teilhaber einer großen New Yorker Kunsthandlung gewesen ist, und Carrington hat sich dazu verstanden, seine geschäftlichen Beziehungen aufzugeben und sich der großen Unternehmung, der Entwicklung der Bostoner Kupferstichsammlung, zu widmen. Man hat nicht allein in Boston, sondern auch in anderen amerikanischen Städten für diesen Zweck Sammlungen eröffnet, um Carrington als Kurator des Print Departments des Museums neben Richter anstellen zu können. Carrington soll außerdem im Auftrag des Fine Arts Department der Harvard-Universität jährlich einen Kursus von Vorlesungen über graphische Kunst abhalten. Die Redaktion des „Print Collectors Quarterly" wird er beibehalten und ein Garantiefonds wird es gestatten, daß das Museum selbst als Herausgeber dieser Zeitschrift auftritt. Man hofft auch, daß eine amerikanische Gesellschaft von Kupferstichsammlern sich bilden wird, um die Entwicklung einer großen nationalen Kupferstichsammlung zu fördern. — Die amerikanische Zeitschrift „The Nation" knüpft daran in einem größeren Artikel einige Bemerkungen über die Entstehung von Kupferstichsammlungen in amerikanischen öffentlichen Anstalten. Diese Sammlungen sind meistens durch Geschenke Privater gebildet worden. So ist ihr Wachstum mehr oder weniger von Betrachtungen persönlichen Geschmacks geleitet worden, und sie konnten daher selten Repräsentanten der graphischen Künste als Ganzes sein. Die Zeit scheint nun wirklich gekommen zu sein, daß die Museen den Aufbau ihrer Sammlungen auf einem ausgedehnteren Maßstabe vornehmen als bisher, so daß sie durch Vollständigkeit dem ernsten Studium dienen können. Gewiß wird es nicht immer nötig sein von jeder Radierung oder von jedem Kupferstich den besten Abdruck zu schaffen; aber von den wichtigsten Platten sollte doch soviel als möglich ein guter Abdruck beigebracht werden. Die Studierenden müssen jeden Meister, der in den Handbüchern genannt ist, voll und in guten Exemplaren zu benützen instand gesetzt werden. Die amerikanische Wochenschrift sieht jedoch keinen Grund ein, warum die Bostoner Unternehmung, welcher durch die Vereinigung von Museums- und Universitätsarbeit eine sichere Zukunft blüht, andere Städte von einer ähnlichen Ausdehnung ihrer graphischen Institute zurückzuhalten brauche, da es noch andere amerikanische Städte gibt, welche so glücklich sind, eine Universität mit Kunstbestrebungen und den Kern einer graphischen Sammlung zu besitzen. — Vielleicht werden diese amerikanischen Bestrebungen auch günstig auf den europäischen Kupferstichmarkt wirken, wo nur gewisse Qualitäten als Frühmeister, französische und englische Blätter des XVIII. Jahrhunderts und ähnliches sich großer Wertschätzung zurzeit erfreuen.

M.

Der bekannte Florentiner Antiquar, Cavaliere *Leo S. Olschki*, hat in dem Neubau seines Wohnhauses, das nach Entwürfen von Professor C. Botto ausgeführt wurde, für die Aufstellung seiner Büchersammlungen einen prächtigen, durch zwei Stockwerke gehenden Saal anlegen lassen, der mit seiner prunkvollen Ausstattung, die freilich den in ihm aufbewahrten Bücherschätzen entspricht, das Interesse aller Bibliophilen erregen dürfte. In einem mit dem Bucheigner- und dem Verlegerzeichen Leo S. Olschkis auf dem grauen Umschlag gezierten Album: „*La Biblioteca Olschki-Firenze*" werden auf sechs großen Lichtdrucktafeln Innenansichten dieses schönen Bücherraumes gezeigt, dessen Mittelpunkt ein kolossaler alter Florentiner Tisch mit kunstvollen Schnitzereien ist. Im Erdgeschosse des bis in die Einzelheiten im Geschmacke der Florentiner Renaissance eingerichteten Raumes sind in Schauschränken und auf Ständern allerlei Buchkostbarkeiten ausgestellt. Ein gewaltiger Schrank für die Wiegendrucke und ein dreiteiliger, feuersicherer Zimelienschrein enthalten aber wohl die großen Kostbarkeiten des Olschkischen Bücherbesitzes, während die Bücherwände der breiten Galerie noch manche weiteren Tausend wertvoller Bände umfassen. Eine Außenansicht der Villa Olschki und ein recht nützlicher Stadtplan (Itinerario dalla libreria Leo S. Olschki alla Biblioteca Olschki) sind dem schönen Hefte beigegeben, das bei den wenigen Beispielen für die Einrichtung einer Liebhaberbücherei manchen Sammlern mancherlei Anregungen geben dürfte und auch den Bibliophilen, deren bescheidenere Verhältnisse es nicht erlauben, ihren Büchern solch einen Tempel zu bauen, für diese oder jene Einzelheit Beispiele liefern könnte.

G. A. E. B.



Ein Jahrhundert der Bücherversteigerungen. Unter den mannigfachen Jubiläen, die heutigen Tages auf allen Gebieten in immer wachsender Zahl gefeiert werden, ist merkwürdigerweise eines nahezu unbeachtet vorübergegangen — nämlich das Jubiläum der großen Bücherversteigerungen, das durch ein merkwürdiges Zusammentreffen genau durch die Jahreszahlen 1812—1912 bestimmt wird. Wie nämlich die Versteigerung des Herzogs von Roxburghe in London im Jahre 1812 den Beginn der großen Bücherversteigerungen des XIX. Jahrhunderts bedeutete, so dürfen wohl die Versteigerungen der Sammlungen Hoe in New York und Huth in London mindestens vorläufig als die letzten Ereignisse dieser Art betrachtet werden, die wenigstens in diesem Umfang auf den Büchermarkt zu verzeichnen waren. Keine Versteigerung, die der Roxburghischen voranging, konnte sich auch nur annähernd an Umfang mit dieser messen, und es ist gleichermaßen geradezu als ausgeschlossen zu betrachten, daß während der nächsten 25 oder 50 Jahre ähnlich große Bücherversteigerungen wie die letzterwähnten wieder in die Erscheinung treten werden — einfach deswegen, weil es Privat-Bibliotheken dieses Umfangs, deren Auflösung zu erwarten wäre, heute kaum noch gibt. Nicht als ob es nicht auch heute noch zahlreiche Büchersammler gäbe — es gibt deren heute vielleicht sogar mehr als früher —, aber der Ehrgeiz dieser Sammler ist zumeist nicht so sehr darauf gerichtet, möglichst große und kostbare Bibliotheken ihr eigen zu nennen, sondern geht mehr auf einheitliche Gruppen inhaltlich bestimmter Art, und schon dadurch sind, abgesehen von ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit an sich, ihrer Sammeltätigkeit bestimmte Grenzen gezogen. Einige Streiflichter auf die finanzielle Seite dieser Bücherversteigerungen, die wir einem im November-Helft des „Nineteenth Century" veröffentlichten Artikel von W. Roberts über „Recent Book Sales" entnehmen, dürften daher an dieser Stelle nicht ohne Interesse sein.

Die wenigsten der glücklichen Sammler, die Bibliotheken von so großem Umfang zu erwerben in der Lage waren, dürften wohl den Betrag ihrer Aufwendungen für diesen Zweck genau aufgezeichnet haben, und so ist man in bezug auf die Erwerbungskosten dieser großen Sammlungen zumeist auf mehr oder minder wahrscheinliche Vermutungen angewiesen. In manchen Fällen war indessen wenigstens im Großen eine solche Schätzung möglich, und es zeigte sich dann, daß die scheinbar so große Ausgabe sich zumeist als eine recht gute Kapitalanlage erwies. Die folgende Tabelle läßt diesen „Wertzuwachs" an einigen Beispielen deutlich hervortreten:

Bibliothek	Erwerbskosten annähernd in Pfund	Erlös
Herzog von Roxburghe	5000	23397
W. Beckford	30000	73551
R. S. Turner	20000	30000
Earl of Ashburnham	36000	62712
H. Huth	120000	bis jetzt 80990
R. Hoe	100000	„ „ 338826

Auf der andern Seite fehlt es natürlich auch nicht an Beispielen für das Gegenteil; so soll zum Beispiel Richard Heber für den Erwerb seiner Bibliothek 80000 Pfund ausgegeben haben, während der Erlös bei der Versteigerung kaum 57000 Pfund betrug. Indessen war der Zeitpunkt für diese Versteigerung (1834—36) entschieden unglücklich und es kann kein Zweifel sein, daß während der letzten 10 oder 20 Jahre der Erlös aus dieser Versteigerung mindestens den Betrag von einer Viertelmillion Pfund erreicht haben würde.

So große Ziffern auch bei einigen Versteigerungen der letzten Jahre erreicht worden sind, so ist doch die Zahl dieser großen Ereignisse auf dem Gebiet des Buchverkehrs naturgemäß nur eine sehr beschränkte, und es waren in diesem Zeitraum zusammen nur 16 Bibliotheken, bei deren Auflösung der Betrag von 20000 Pfund überschritten wurde. Die folgende Tabelle gibt über das Jahr, den Erlös und den Zeitanspruch dieser Versteigerungen Auskunft;

Jahr und Name	Zahl der Tage	Erlös
1812, Roxburght	42	23397
1829, G. Hibbert	42	23000
1833—34, P. A. Hanroth	47	22409
1834—36, R. Heber	208	56774
1859—64, G. Libri	41	28159
1873, H. Perkins	4	25954
1878—88, R. S. Turner	31	30000
1881—83, Sunderland	51	56581
1882—83, W. Beckford	39	73551
1884, Sir J. Thorold	8	28000
1887—89, Earl of Crawford	14	26397
1891, W. H. Crawford	12	21255
1897—98, Ashburnham, (gedr. Bücher)	20	62712
1908—98, Amherst	8	57990
1911—12, H. Huth (Teil 1 und 2)	12	80990
1911—12, H. Hoe (Teil 1—3)	59	333826

Die Versteigerung der Sammlung Huth ist bis jetzt nur bis zum Ende des Buchstabens D in der alphabetischen Anordnung vorgeschritten, so daß also der weitaus größere Teil der Versteigerung erst noch bevorsteht; dazu muß ferner in Betracht gezogen werden, daß der Preis für die Shakespeareschen Folios, Quartos und Gedichte, die bekanntlich als Ganzes von privater Seite erworben wurden, bis heute nicht bekannt geworden ist, sowie vor allem, daß die 50 Bände, die Herr A. H. Huth vorab aus seiner Bibliothek dem Britischen Museum vermachte, sicherlich auf einen Wert von 50000 Pfund veranschlagt werden dürften. Auch die Sammlung Huth ist also keineswegs etwa „nicht an den Wert gekommen", sondern hat, wenigstens rechnungsmäßig, ihre Anlagekosten sicherlich schon heute reichlich eingebracht.

Im einzelnen bieten die erste und die letzte der großen Versteigerungen dieses Jahrhunderts natürlich manche interessante Parallelen. Von den 10121 Losen der Sammlung Roxburghe brachten nur 200 mehr als 100 Pfund, der Großteil aber weniger als 1 Pfund und nicht wenige zwischen 1 und 2 Schilling; von den 2596 Losen der Sammlung Huth dagegen erreichten und überschritten 47, und von den 10571 Losen der Versteigerung Hoe 536 diesen Betrag. Der höchste Preis in beiden



Fällen waren 2260 Pfund für einen Frühdruck des Boccaccio, 5800 Pfund für ein Exemplar der Mazarin-Bibel auf Papier und 10000 Pfund für das gleiche Buch auf Pergament gedruckt. Dieser letzte Preis ist zugleich bei weitem der höchste, der bisher bei irgendeiner Versteigerung in England oder Amerika für ein gedrucktes Buch bezahlt worden ist. K. S.

Göttinger Professoren auf Fürstenberger Porzellan. Wie Professor *Baldinger* in seinem „Neuen Magazin für Ärzte" Band 5 (1783, Seite 129) am 2. Februar meldet, hat die Fürstenbergische Porzellanfabrik sehr saubere Bildnisse geliefert von *Murray, Blumenbach, Baldinger, Miller, Böhmer, Pütter, Selchow, Walch, Less, Lichtenberg, Becmann, Kästner, Schlözer, Meiners.* Es sollten noch andere folgen; ein jedes kostete einen Taler. — Es würde mir sehr interessant sein, über diese Fürstenberger Porzellane etwas zu hören. Das Buch von *Stegmann* (Braunschweig 1893) ist mir leider bisher nicht zugänglich gewesen. *Erich Ebstein.*

Ein für die Wagnerforschung überaus wichtiges *Manuskript Richard Wagners* vom Jahre 1849, das bisher gänzlich unbekannt geblieben war, fand sich vor kurzem in der Autographensammlung von *Alfred Bovet.* Es handelt sich um ein eigenhändiges, zwei volle Seiten eines Folioblattes umfassendes, teilweise mit Tinte, teilweise mit Bleistift sehr eng geschriebenes Manuskript, das im ganzen 50 Systeme zu je fünf Notenlinien umfaßt. Die Handschrift enthält umfangreiche Skizzen zu „Siegfrieds Tod", der späteren „Götterdämmerung". Der größte Teil ist auf zwei Systeme zu je fünf Notenlinien notiert, die Singstimme ist durchgängig ausgeführt, während die Klavierbegleitung teilweise nur skizziert ist, teilweise überhaupt fehlt. Das Manuskript zeigt die neue Tatsache, daß Wagner bereits in so früher Zeit, im Jahre 1849, mit der Musik der späteren „Götterdämmerung" begonnen hat. Bisher bestand das einzige, was von früheren Skizzen des Ringes bekannt war, aus einer nur acht Takte umfassenden Notenreihe aus dem Jahre 1848.

Die vorliegenden Skizzen sind also 26 Jahre vor Vollendung (1874) der „Götterdämmerung" niedergeschrieben worden. In musikalischer Beziehung ist wertvoll, daß mit Ausnahme einer Stelle (Gesang der Walküren: „Nach Süden wir ziehen, Siege zu zeugen, kämpfenden Heeren zu kisen das Los" usw.) der Rest der Skizzen ungedruckt ist. Jene Stelle wurde drei Jahre später, als Stammbuchblatt („Zürich, am 12. November 1853"), von Wagner niedergeschrieben und im Jahre 1855 in Schlodtmanns „Deutschem Stammbuch, autographisches Album der Gegenwart" veröffentlicht. Die zitierte Stelle enthält das klar und deutlich ausgeführte Walkürenmotiv, während der Rest zwar einige Annäherungen an die endgültige Fassung der „Götterdämmerung" erkennen läßt und unter anderem noch unklare Andeutungen des Todesverkündigungs-, des Normen- und des Rheingoldmotivs enthält, aber im großen ganzen höchst verschieden von der jetzigen Fassung ist. *(Berliner Tageblatt).*

Eine Ausstellung von frühen Holzschnitten im Bostoner Museum of Fine Arts. Das große Bostoner Museum, das neben dem Metropolitan Museum in New York bedeutendste Museum jenseits des Ozeans, hat in der letzten Zeit eine größere Anzahl alter Holzschnitte erworben; und da dieses Museum wie kaum ein anderes die Absicht verfolgt, solche Separatausstellungen seiner Schätze zu machen, welche die Entwicklung einer Kunstart ersichtlich machen, so wurde gleich darauf eine Ausstellung früher deutscher und italienischer Holzschnitte gemacht mit spezieller Berücksichtigung der Anwendung der Holzschneidekunst für Buchillustrationen und Ornamentik. Die Sammlungen des Bostoner Museums sind noch nicht so lückenlos, daß sie einen vollständigen Begriff von der Blüte dieser Kunst im XV. und frühen XVI. Jahrhundert geben könnte; aber es sind schon reichliche Merkwürdigkeiten und Seltenheiten aus diesem Gebiete darin zu sehen. Wir folgen in der Schilderung dieser Ausstellung einem Aufsatz in dem Oktoberheft des trefflichen Bostoner „Museum of Fine Arts Bulletin". — Um das Jahr 1490 war die Publikation von illustrierten Büchern noch als eine Neuerung anzusehen, gegen welche reiche Bibliophilen sich heftig wehrten, so daß damals noch ein berühmter italienischer Humanist ausrufen konnte, er würde sich schämen, wenn er ein gedrucktes Buch besitze; denn das gedruckte illustrierte Buch war doch nur das billigere, demokratische Substitut für das vornehme, reich gebundene Manuskript aus Pergamentblättern mit seiner schönen Schrift, mit seinen prachtvollen illuminierten Initialen, Rändern, Rubrikationen, mit all diesen Hilfsmitteln des Schreibers; und dazu war letzteres häufig durch die Kunst des Miniaturisten auf herrliche Weise geschmückt. Die enormen Schwierigkeiten der Aufgabe, welche die Pionierdrucker auf sich genommen haben, wenn sie mit solcher Pracht der Manuskripte in Konkurrenz treten wollten, sind kaum zu überschätzen. Es ist daher auch natürlich, daß die späteren Jahrhunderte den besten Werken aus den vereinigten Anstrengungen von Drucker, Zeichner und Holzschneider der Frühzeit nichts an die Seite zu stellen vermochten. — In den Kästen des Ausstellungsraumes in dem Bostoner Museum ragen folgende Werke hervor, von denen auch die meisten mit Abbildungen einer Seite in dem „Bulletin" zu sehen sind. Das beste italienische Beispiel ist die „Hypnerotomachia Poliphili", dieses phantastische Buch zum Lob des Altertums. Eine schönere Harmonie von Text und Abbildungen wie in diesem typographischen Meisterwerk des Aldo Pio Manutio wird kaum zu finden sein. Die graziöse Form der feinen klar geschnittenen Lettern zeigt dieselbe einfache Wirkung, die in den ausdrucksvollen Linien der Zeichnungen, die mit unfehlbarer Sicherheit gezogen sind, hervortreten. (Die neueste Literatur über die Poliphilusfrage in der „Kunstchronik" 1911/12 Nr. 28). — Die Arbeitsteilung zwischen dem Zeichner und dem Blockschneider tritt mehr hervor in der venezianischen Bibel mit gotischen Typen oder dem Dante (Venedig 1491), wo der Holzschneider weniger Erfahrungen im skrupulösen Nachahmen der Kurven zeigt, die so exakt auf den Holzstock gezeichnet worden waren. Damit



man sehen kann, wie Zeichner und Holzschneider gearbeitet haben, sind alle für die Technik nötigen Instrumente und Materialien besonders ausgestellt. — Das Studium solcher mit Holzschnitten geschmückter Seiten zeigt den doppelten Nutzen, den der Holzschnitt brachte: den gefälligen Bruch in der Druckseite und die durch das Bild gegebene Erklärung des Textes. — Zwei hervorragende deutsche Arbeiten lassen Unterschiede in der Arbeit nördlich und südlich der Alpen unterscheiden. Die „Nürnberger Chronik" ist ein erziehliches Buch mit religiöser moralisierender Absicht. Der „Theuerdank" aus etwas späterer Zeit, ist eines der illustrierten Bücher, das Leben und Taten des Kaisers Maximilian I. schildert. Hier sind enge gotische, mehr im Norden gebräuchliche Typen gebraucht und auch aus der malerischen Behandlung der Holzschnitte läßt sich der Unterschied zwischen nördlich und südlich der Alpen entstandenen Büchern erkennen. An allen diesen Beispielen läßt sich aber nur die Kunst des Schwarz-Weißdruckes studieren. Das Farbenelement, das so belebend in den illuminierten Manuskripten auftritt, konnte niemals in so befriedigender Weise in den Druck übertragen werden. Nichtsdestoweniger fehlten die farbigen Druckarten nicht, wie die Beispiele eines zum Teil handkolorierten medizinischen Traktats und das Titelblatt der „Voarchadunia" zeigen, wo die farbige Manuskriptenschrift durch suksessive Drucke mit farbigen Tinten auf derselben Seite versucht ist. Der größte Erfolg in dieser Art von Farbenholzschnitt kam durch die sogenannte „Chiaroscuro", welches den Effekt von Grisaillemalerei durch übereinanderfolgendes Drucken von verschiedenen Holzblöcken ab, von denen jeder einzelne für jede einzelne Farbe geschnitten ist, erreicht. Chiaroscurodrucke wurden weniger in Deutschland gemacht (obwohl deutsche Künstler das Chiaroscuro lange vor dem sich der Erfindung rühmenden Ugo da Carpi ausübten), während Italien, das Land der Farbe, sie sehr liebte. Die Ausstellung des Bostoner Museums hat manche Beispiele für die Entwicklung und verschiedenartige Verwendung der Farbenholzstöcke in ihren Kästen. — Der Holzschnitt hat natürlich auch Selbstzweck verfolgt und nicht bloß zur Illustration und Dekoration von Büchern gedient. In allen diesen sogenannten Bilderholzschnitten läßt sich eine kühne Behandlung von Linien und Massen erkennen: wie vor allem die Arbeiten Albrecht Dürers zeigen, in dessen Hand die Holzschnittkunst zu einem wundervollen, biegsamen Ausdrucksmittel sich entwickelte. Da die vier großen Serien dieses Meisters erst jüngst in einer speziellen Dürer-Ausstellung im Bostoner Museum vorgelegt waren, so hat man diesmal nur die kleine Passion und einzelne Nummern aus der Apokalypse und der großen Passion vorgelegt, dagegen aber das ganze „Marienleben". Die höchste Verfeinerung des Holzschnittes, ohne daß aber seine Kraft darunter zu leiden hatte, bringen die Arbeitern Hans Holbeins. Aktualität, Bewegung, Raumaùsnützung zeigen vor allem Holbeins Szenen aus dem Alten Testament und aus dem „Totentanz". Mit Dürer war die Holzschneidekunst auf solche Höhe gelangt, daß von da an die künstlerischen Eigenschaften des Schwarz- und Weißholzschnittes dem Publikum genügten und es auf die Farbe verzichtete. Hans Sebald Beham, Burgmair (unter anderem die Heiligen aus dem Hause Habsburg), die Chiaroscuroholzschnitte Cranachs, Hans Baldung Grien, Schäuffelin und andere hervorragende Meister sind dann noch durch ausgezeichnete Exemplare ihrer Werke in dieser Bostoner Ausstellung vertreten, die auch den Zweck verfolgt, die zahlreichen Gönner des Museums zur Ausfüllung der noch im Gebiet der italienischen und deutschen Holzschnitte vorhandenen Lücken der Sammlung anzuregen, abgesehen von dem erziehlichen Zweck für die moderne Buchausstattung. -M.

In dem *Plakatwettbewerb*, den die *Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914* veranstaltet hat, hat das Preisgericht folgende Entscheidung gefällt: Der erste Preis in Höhe von 1500 M. ist Herrn *Erich Schilling*-Suhl i. Thür. für „G. u. B. Leipzig 1914" zuerkannt worden. Den zweiten Preis, 1000 M., erhielt Herr *Karl Muggly*-Bielefeld für „Rothäute", und zwei dritte Preise von je 750 M. sind Herrn *W. H. Deffke*-Berlin für „Allgemeines Kopfschütteln" und Herrn *Georg Preller*-Leipzig für „Iran" zugesprochen worden. In die engere Wahl gezogen wurden außerdem noch die Entwürfe „Oprolo" von Herrn *Ernst Böhm*-Berlin und „Die Hand" von Herrn *F. Heubner*-München. Zu der Konkurrenz sind über 600 Arbeiten eingegangen, die vom *5. bis 28. Dezember* im Deutschen Buchgewerbehaus in Leipzig öffentlich ausgestellt wurden.

Prinz Eugen v. Savoyen (1663—1736) als Bibliophile. Dieser bedeutendste Feldherr seiner Zeit verfolgte, wie Wolfram Suchier in der „Saale-Zeitung" berichtet, in seinen Mußestunden mit lebhaftem Interesse die Novitäten am literarischen Horizont. Nachweislich hat er bereits 1712 in London einen größeren Posten Bücher angeschafft und vermutlich in den folgenden Friedensjahren seine Bibliothek erheblich vermehrt. Über bemerkenswerte Neuerscheinungen ließ er sich fortlaufend berichten von einer Anzahl gelehrter Korrespondenten, von Jean Baptiste Rousseau, Lenglet du Fresnoy und anderen, und dies erleichterte es ihm, eine geschmackvolle und sichere Auslese aus den Neuigkeiten des Büchermarktes zu treffen. Für den Erwerb der von ihm begehrten Werke wandte er sich mitunter selbst direkt an die Verfasser, meist aber ward er bei den Anschaffungen von seinem Bekanntenkreise unterstützt, so von Basnage de Beauval, von La Sarraz im Haag, Mac Neny in Brüssel, Hofmann und Palm in London, Vastarobba in Bologna, dem Marquis von San Cristina in Mailand und dem Abt Garofalo in Rom. Doch mußten auch sie alle nach den Grundsätzen kaufen, die er selbst befolgte, und (wie sein Biograph Arneth berichtet) „nur Ausgaben der schönsten und seltensten Art, im größten Formate und mit den besten Lettern gedruckt, für seine Sammlung erwerben". Einer schlechteren und billigeren Ausgabe eines Werkes zog er somit die schönere und teurere vor und suchte beim Bücherkauf nicht an einer Stelle zu sparen, wo es ihm



falsch schien. Außerdem berücksichtigte er alle Gebiete des Wissens fast gleichmäßig. Natürlich kostete ihn eine solche gediegene und vornehme Bibliothek viel Zeit und Geld. Letzteres hatte er, war auch Junggeselle und konnte zum Beispiel 1728 für die Beschreibung der Pflanzen des botanischen Gartens in Paris und der im Park von Versailles gehaltenen Vögel (zusammen 15 Bände) 12000 Livres und 1732 für J. Bleaus großen Atlas (46 Bände 2°) 30000 Taler ausgeben. Kleine Duodezschriften soll er öfters für 30—40 und mehr Dukaten erstanden haben. Die zu den einzelnen Fächern gehörigen Bücher ließ er dann alle in Maroquin und mit Goldschnitt, aber in verschiedener Farbe binden, und zwar die historischen rot, die theologischen und juristischen dunkelblau, die naturwissenschaftlichen gelb; auf die Vorder- und Rückseite des Einbandes endlich kam in Goldpressung sein Wappen. Daß der Prinz aber nicht bloß dem *Besitz* von Büchern nachjagte, ergibt sich aus einer brieflichen Äußerung J. B. Rousseaus an Brossette vom 30. Juni 1716, nach der Eugen fast jedes Werk zu lesen oder durchzublättern pflegte, bevor er es einbinden ließ. Seine sorgfältige literarische Fortbildung diente ihm zwar zur Erholung, verdient aber doch unsere Bewunderung bei einem Manne, der als Militär und Politiker für das Schicksal Europas von maßgebender Bedeutung gewesen ist. Und weil er seine karg bemessene freie Zeit literarisch zu nutzen wußte, so war, als er einst (1719) den Übertritt in den Ruhestand erwog, sein erster Gedanke, daß er pekuniär gesichert sei und „auch mit einem solchen Büchervorrate versehen, daß die Zeit mir nicht lang werden soll." Dem ganzen gebildeten Europa aber imponierte er mit seiner Bibliothek, jedoch weniger durch ihre Quantität als durch ihre Qualität, ihren inneren Gehalt und ihre Ausstattung. Er hatte mit ihr auch eine Sammlung von Kupferstichporträts verbunden, die in ihren Folio-Attrappen aus rotem Saffian mit vergoldeten Rücken und Titeln ganz zu dem vornehmen Milieu paßte. Ein Teil derselben stammte übrigens aus dem Besitz des Polyhistors Gottfried Thomasius in Nürnberg, der dem Prinzen einst bei dessen Durchreise seine 60000 mit kurzen Biographien versehenen Porträts gezeigt hatte, die ihm dieser sofort abkaufte. Wie Eugens übrige Kunstsammlungen, so befand sich auch die Bibliothek in Wien anfangs in seinem 1705 an der Himmelpfortgasse erbauten Heim, nach 1716 in mehreren Sälen des Palais Belvedere am Rennweg. Für die Geschäfte eines Bibliothekars, für die ihm selbst Zeit und Lust fehlten, gewann er meist bedeutende Männer, zum Beispiel J. B. Rousseau, Nicolas Lenglet und Pierre Mariette, der ihm auch späterhin von Italien und Paris aus wichtige Werke beschaffte. Erfreulicherweise war es nicht das Schicksal dieser stolzen Bibliothek, durch Auktion eine schnelle Auflösung zu finden. Eine Nichte, die ihn beerbte und den Nachlaß zu Schleuderpreisen versilberte, verkaufte nämlich die Bücherei des greisen Paladins dem Kaiser für eine Leibrente von 10000 Gulden. Die Sammlung umfaßte 15000 Druck- und 237 Handschriften (von denen die Tabula Peutingeriana die bekannteste ist), 290 Kupferstichwerke (die den Prinzen 500000 Taler gekostet hatten) und 215 Attrappen mit Porträts und anderen Kupferstichen. Die Bibliothek repräsentierte einen Gesamtwert von 150000 Gulden und muß wirklich eine hervorragende Sammlung gewesen sein, auf die ihre jetzige Besitzerin, die K. K. Hofbibliothek in Wien, stolz sein kann.

Eine Reproduktion der in der italienischen Nationalbibliothek zu Florenz aufbewahrten *Weltkarte, wahrscheinlich genuesischen Ursprungs und vom Jahre 1457 datiert,* wurde von Professor Edward L. Stevenson jüngst publiziert. Die amerikanische hispanologische Gesellschaft und die amerikanische Geographical Society haben die Kosten dieser wichtigen Publikationen getragen, die von einer Übersetzung der sorgfältigen Beschreibung dieser Original-Weltkarte, welche im Jahre 1886 zu Venedig (Sammlung mittelalterlicher Welt- und Seekarten italienischen Ursprungs) von Theobald Fischer veröffentlicht worden war, begleitet ist. Die Übersetzung ist an der Originalkarte revidiert und mit Anmerkungen versehen. Man hat die Karte nicht in Faksimile reproduziert, sondern als Unterlage der Reproduktion dient eine auf Photographien beruhende handkolorierte Pergamentkopie, auf der diejenigen Teile der Originalkarte, deren Farben verschwunden sind, restauriert wurden. Der Kopist sowohl wie der Drucker arbeiteten, wie „The Nation" mitteilt, mit äußerster Sorgfalt unter verständnisvoller Leitung, so daß das Resultat jedenfalls ein wichtiges Dokument geworden ist, wenn die Reproduktion auch die Florentiner Karte nicht voll und ganz wiedergibt. Die Genueser Karte war den Studierenden der mittelalterlichen Geographie längst bekannt, doch wurde meist das Datum ihrer Entstehung falsch gelesen, welches richtig 1457 heißt und nicht 1417 oder 1447. Mehr als jede andere Karte aus jener Zeit, wenigstens unter denen die durch die Reproduktion verbreitet sind, ist diese Weltkarte von 1457 in gewissem Sinne modern, indem sie die Erzählungen der Reisenden frei übernimmt und das Vernünftige von dem Unwahrscheinlichen gut geschieden hat. Kaufleute der damaligen Zeit, reisende Diplomaten und praktische Geschäftsleute mögen große Vorteile von ihr gewonnen haben. Die Karte zeigt die Quellen des Nils in den großen Gebirgsseen im äußersten Süden, wie Ptolomäus sie kannte. Schottland ist an seiner richtigen Stelle angegeben und die Flüsse und Handelszentren in der Umgebung des Schwarzen Meeres sind richtig eingezeichnet. Ostasien hat viel weniger das Aussehen wie auf den modernen Karten, aber die Küstenlinie und zahlreiche Einzeichnungen von Namen beweisen, daß der Zeichner der Weltkarte mit den Berichten Marko Polos, denjenigen reisender Missionäre und namentlich mit Nicolo di Conti bekannt war, jenem abenteuernden Kaufmann aus Damaskus, dessen Rückkehr nach Italien im Jahre 1444 nach 25jährigen Wanderungen den Beginn von sicherer Information Europas über südasiatische Gebiete bezeichnet. Durch die Ausgabe Professor Stevensons wird der Wissenschaft ein großer Dienst geleistet, weil hier weitere Kreise in Besitz einer Karte gelangen, welche so ungefähr zeigt, wie die Welt vor den Augen

eines Columbus und seiner Zeitgenossen erschienen ist. Gewiß wußten die Männer des XV. Jahrhunderts manches nicht, was wir wußten, aber sie wußten doch einen großen Teil mehr, als man meist annimmt.

M.

Aufruf.

Die Gruppe *Buchbinderei* der *Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik, Leipzig* 1914, beabsichtigt, außer der Vorführung moderner Betriebe und Arbeiten auch in einer besonderen, rückblickenden Abteilung die Entwicklung des Buchbindehandwerkes aus seinen einfachsten Anfängen bis zu seiner heutigen Form zu zeigen. Dies soll einerseits geschehen durch eine umfangreiche Ausstellung alter Bucheinbände, Buntpapiere und anderen; das deutsche Buchgewerbemuseum hat dazu schon bereitwilligst durch Herrn Direktor Dr. Schinnerer die Schätze der Becherschen Einbandsammlung und ihrer Buntpapiersammlung zur Verfügung gestellt. Andererseits soll durch Aufstellung einer alten Buchbindewerkstatt, wie sie etwa das bekannte Bild des Jost Amman zeigt, ein lebendiges Bild von der Arbeitsweise und den Werkzeugen der alten Meister gegeben werden. Herrn Carl Sonntag jun., Buchbinderwerkstatt, Leipzig, Albertstraße 28, ist die Aufgabe zugefallen, diese Abteilung zusammenzubringen, und der unterzeichnete Ausschuß bittet hierdurch höflichst, ihm bei dieser Arbeit möglichst unterstützen zu wollen durch Überlassung derjenigen Gegenstände, die von Interesse für diese Ausstellung sein würden. In den Beständen alter Buchbindereien, auf Böden, in Kellern und in manchem verstaubten alten Pult wird sich manches alte Werkzeug, manche alte Rolle und Filete, vielleicht auch Restbestände schöner Buntpapiere, Holzmodel und anderes finden. Ganz besonders willkommen wären auch Bilder bekannter Buchbinder und Buchbindewerkstätten, Buchbinderetiketts und Geschäftskarten, Lehrbriefe, Innungsstatuten und Innungschroniken, alte Lehrbücher der Buchbinderei, Rezepte, Stammbücher, alte Rechnungen und interessante Briefe von bekannten Meistern oder an diese.

Der Arbeitsausschuß bittet zunächst um kurze Mitteilung an Herrn Carl Sonntag jun., wo sich etwas Derartiges vorfindet. Die Leitung der Ausstellung übernimmt im vollsten Maße die Bürgschaft für die betreffenden Gegenstände, wie auch die Kosten für die Hin- und Rücksendung, Versicherungen usw. Natürlich entstehen dem Einsender auch keine Gebühren für Platzmiete. Allen denen, die mithelfen werden, diesen Teil der Ausstellung interessant und lehrreich zu machen, im Voraus verbindlichsten Dank!

Der Arbeitsausschuß der Gruppe Buchbinderei der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914.

Literatur und Justiz.

In den letzten Wochen wurden folgende Beschlagnahmen verfügt bezw. durch Gerichtsurteil bestätigt:

Dirnentypen von *Hans Ostwald*. Verlag Walter Fiedler in Leipzig.

Sexuelle Gebrechen, deren Verhütung und Heilung von Dr. *S. Reti*. Verlag Diegmann in Dresden.

Onanie und Impotenz von *Ewald Paul*. Verlag von W. Malende, Leipzig.

Goldenes Schatzkästlein für Eheleute. Verlag Kleber & Co. in Berlin, Markgrafenstr. 101.

A. Miriwitz, Die Sklavin der Liebe. Leipzig, Cimbria-Verlag.

Die Schönheit der Frau, herausgegeben von Dr. *Paul Hirth* und *Ed. Daelen*. Lieferung 1 und 6. Berlin W. 30, Schmidtsche Buchhandlung.

Die Schönheit der Frau. Neue Folge, herausgegeben von Dr. *Paul Hirth* und *Joseph Kirchner*. Lieferung 16. Berlin W. 57, Hermann Schmidt's Verlag.

Maurice von Stern: Es dämmert. Lied. Musik von Joseph Seifrieds. Verlag: Reichsverband der Arbeitergesangvereine Österreichs.

L'Art et le Beau. 1906, Januar- und Februar-Nummer.

Die Hefte des Herren-Albums mit fünf französischen Aktbildern.

Sekt. Jahrgang 1906, Nr. 3, 8, 13, 21, 28 und 35.

Die Schönheit der Frauen. Wohlfeile Ausgabe. Herausgegeben von Dr. *Paul Hirth* und *Ed. Daelen*. Erste Lieferung.

Die Schönheit der Frauen. Neue Folge. Herausgegeben von Dr. *Paul Hirth* und *Ed. Daelen*. 1. Lieferung.

Nackte Schönheit, ein Buch für Künstler und Ärzte, herausgegeben unter Mitwirkung von Dr. Gustav Fritsch, Professor der Anatomie an der Universität Berlin. Erste Lieferung.

Kaviarkalender von Jean qui rit, XXV. Jahrgang 1911, Verlag G. Grimm. Budapest;

Neuester Verlags-Katalog (Winter 1911/12) von Gustav Grimm, Budapest;

Die Sonderanpreisung des Werkes „Die Sieben Todsünden". Verlag G. Grimm, Budapest.

L'Etude Académique. Nr. 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 210 des Jahrgangs 1912.

Une Courtisane Romaine; Librairie d'Etat Technique Rue Git le coeur 6.

Wegen Vergehens gegen § 184 Absatz 1 des Strafgesetzbuchs (Verbreitung unzüchtiger Schriften) war der Geschäftsführer einer Breslauer Buchhandlung vom Landgericht Breslau am 4. Juli 1912 zu 150 Mark Geldstrafe verurteilt worden, während die mitangeklagte Eigentümerin der Buchhandlung F. freigesprochen wurde. Sch. hatte im Sommer 1911 an Personen besserer Stände, hauptsächlich Studierende der Rechte und Medizin, *Prospekte* zu einem *Ergänzungsband* von *Eduard Fuchs' illustrierter Sittengeschichte* versandt. Der Ergänzungsband des Werkes, das die Zeit vom



Mittelalter bis zur Gegenwart behandelt, trägt den Titel „Galante Zeit". — Die Prospekte enthielten Abbildungen, die als anstößig befunden wurden. Die Srafkammer führte in den Urteilsgründen aus, daß die Abbildungen des Prospektes, als einzelne herausgegriffen, geeignet seien einen geschlechtlichen Reiz auszuüben, und somit das Scham- und Sittlichkeitsgefühl verletzen. Sch. habe den Prospekt wahllos an Personen, die in der Lage seien, sich das Werk anzuschaffen, verschickt. Hierin sei ein Verbreiten von unzüchtigen Schriften zu erblicken. — Sch. focht das Urteil mit dem Rechtsmittel der Revision an und rügte darin unrichtige Gesetzesanwendung. Fuchs' illustrierte Sittengeschichte nebst Ergänzungsband sei ein streng wissenschaftliches Werk. Der Prospekt könne nur unzüchtig sein, wenn er die Anpreisung eines an sich unzüchtigen Werkes enthielte. Dies sei nicht der Fall. Die Prospekte seien nur wissenschaftlich gebildeten Leuten übersandt worden; ein Gebrauch zu pornographischen Zwecken sei nicht zu erwarten gewesen. Die Voraussetzungen des § 184 seien weder objektiv, noch subjektiv gegeben. — Der Reichsanwalt vertrat den Standpunkt, daß die Prospekte andere Zwecke als die in der Revision dargestellten verfolgten, und daß die Abbildungen, aus dem Werk herausgegriffen, geeignet seien, einen Sinnenreiz auszuüben, und beantragte deshalb die Verwerfung der Revision. Der vierte Strafsenat des Reichsgerichts hob jedoch im Gegensatz zu diesem Antrag das Urteil der Strafkammer auf und wies die Sache zur nochmaligen Verhandlung an die Vorinstanz zurück. In der Begründung wurde ausgeführt, daß die Tatbestandsmerkmale des § 184 Absatz 1 nicht einwandfrei im Urteil festgestellt seien. Es handle sich im vorliegenden Falle um Prospekte zu einem wissenschaftlichen Werk. Die Abbildungen und Darstellungen des Prospektes seien nur dann unzüchtig, wenn sie, aus dem Werke herausgegriffen, tendenziös zusammengestellt seien. Dafür böten die Feststellungen des Urteils keine Grundlage.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 603. Innendekoration. 3690 Nrn. — Nr. 604. Alsatica. Elsaß-Lothringen zum Teil aus der Bibliothek des Archivrats Dr. Heino Pfannenschmid in Colmar. 2705 Nrn. — Nr. 605. Theologica Catholica. 5. Teil Kirchengeschichte I zum Teil aus den Bibliotheken von Franz Xaver Kraus, Friedrich Schneider, L. Dacheux und F. J. Scheuffgen. 2667 Nrn. — Nr. 608. Bibliotheca Romanica. Sprache und Literatur der romanischen Völker enthaltend die Bibliotheken von † Adolf Mussafia, Wien und Gustav R. von Emich, Budapest. 4. Teil Spanische und Portugiesische Sprache und Literatur. 1268 Nrn.

A. Bielefeld in *Karlsruhe.* Nr. 240. Vermischtes. 1131 Nrn.



Borgmeyer & Co. in *Münster i. W.* Nr. 26. Belletristik, Musikgeschichte. Neuere Werke aus verschiedenen Wissensgebieten.

M. Boussus in *Paris VIe.* Nr. 3. Histoire — Archéologie — Philosophie. Nr. 1162—1817.

Ernst Carlebach in *Heidelberg.* Nr. 331. Geschichte I. Nr. 1401—2296. — Nr. 332. Geschichte II. Nr. 2301—3274. — Nr. 333. Nationalökonomie. Sozialwissenschaften. Staatsrecht. Rechtswissenschaft. und Philosophie. Nr. 3301—4241.

J. I. Davis B. A. (Cantab.) & *G. M. Orioli* in *Florenz* Nr. 3. Vermischtes. 338 Nrn. — Nr. 4. Vermischtes 209 Nrn.

Dr. Julius Determann in *Heilbronn.* Nr. 42. Württemberg und Hohenzollern nebst angrenzenden Landesteilen. 1956 Nrn.

Adolf Geering in *Basel.* Anzeiger Nr. 215. Neuere deutsche Belletristik und Literatur. 1320 Nrn.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Anzeiger Nr. 3. Kunstpublikationen und Luxusausgaben der letzten Jahre. 717, 141 und 18 Nrn.

Max Götz in *München.* Nr. 57. Klassische Philologie und Archäologie. 5070 Nrn.

Paul Graupe in *Berlin W.* 35. Nr. 63. 250 interessante Neuerwerbungen.

J. Halle in *München.* Nr. 45. Zur Geschichte des Humanismus. 953 Nrn.

Werner Hausknecht & Co. in *St. Gallen.* Nr. 127. Vermischtes. 1367 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 412. Alte Architekturwerke des XV.—XVIII. Jahrhunderts. Gartenarchitektur. Ornamentstiche. Ornamentwerke für Architektur, Dekoration und Kunstgewerbe. Buchornamentik des XIII.—XVIII. Jahrhunderts. Kalligraphie. Festlichkeiten usw. 564 Nrn. — Nr. 413. Kunstgewerbe. Dekorative Kunst. Nachlässe der Architekten Gärtner und Klenze. 889 Nrn.

Heinrich Hugendubel in *München.* Nr. 66. Kulturgeschichte. Teil 5: Die Frau. Nr. 7191—8497. — Nr. 67. Kulturgeschichte. Teil 6: Menschliche Schwächen und Gebrechen. Nr. 8973—10095. Nr. 70. Billige Bücher. Neueste Erscheinungen aus allen Wissensgebieten.

Wilhelm Jacobsohn & Co. in *Breslau V.* Nr. 248. Vermischtes.

Th. Kampffmeyer in *Berlin SW. 48.* Nr. 478. Volkskunde, deutsche Sprache und Literatur nebst Übersetzungen. Klassiker. Allgemeines. Jugendschriften.

Friedrich Klüber in *Passau.* Nr. 11. Ältere Literatur. Pädagogik. Kunst. Ästhetik. Musik. Theater. 1200 Nrn.

Fr. Klübers Nachf. Nahr & Funk in *München.* Nr. 182. Die Bibliothek eines vornehmen Bücherfreundes. 3006 Nrn.

Koebnersche Buchhandlung in *Breslau I.* Nr. 288. Auswahl vorzüglicher Bücher. 656 Nrn.

Alfred Lorentz in *Leipzig.* Nr. 216. Vademecum philosophicum. Darin die kürzlich erworbenen Bibliotheken: W. Dilthey, Otto Liebmann, W. Münch, K. Lasswitz, G. Thiele und Werke aus den früher erworbenen Bibliotheken: Max Heinze, Eduard

Zeller, H. Ebbinghaus, Jac. Freudenthal, Ed. v. Hartmann, Th. Vogt, G. und O. Frick. 12566 Nrn. — Nr. 217. Preiswerte ausgewählte Bücher. 4765 Nrn. — Nr. 218. Gute und billige Bücher aller Wissenszweige für Familie und Haus. 2087 Nrn.

Charles Meuel & Co. in *London N.* Nr. 28. English and foreign books. 699 Nrn.

J. Eckard Mueller in *Halle a. S.* Nr. 158. Geschichte, nebst Länder- und Ortsbeschreibung, der Staaten außer Deutschland. Allgemeine Geschichte. 1321 Nrn. — Nr. 159. Kulturgeschichte. Curiosa. Varia. 3086 Nrn.

Martinus Nijhoff im *Haag.* Nr. 391. La Marine. 1282 Nrn. — Nr. 392. Livres anciennes et modernes. 514 Nrn.

Moriz Perles in *Wien I.* 1913. Nr. 1. Köpfe bekannter Persönlichkeiten. 4. Folge.

G. Ragoczy in *Freiburg i. Br.* Auswahl vergriffener und seltener Werke für Bücherliebhaber.

C. E. Rappaport in *Rom.* Nr. 27. Roma Aeterna. 706 Nrn.

J. Ricker in *Gießen.* Anzeiger. Nr. 11. Folklore. Kulturgeschichte — Volkskunde. 1692 Nrn.

H. L. Schlapp in *Darmstadt.* Nr. 50. Deutsche Literatur. 1235 Nrn.

G. Schoder in *Turin.* Nr. 25. Livres anciens rares. 252 Nrn.

Ferdinand Schöningh in *Osnabrück.* Nr. 41. Deutsche Städte und Lande. 1399 Nrn. — Nr. 143. Deutsche, französische und englische Literatur. Philosophie, Geschichte, Biographien, Kunst usw. 1570 Nrn.

Conrad Skopnik in *Berlin NW. 7.* Nr. 59. Schöne Literatur. Kunst. Musik. Theater. 1583 Nrn.

J. M. Spaeth in *Berlin C. 2.* Nr. 5. Die Fundgrube. Deutsche Literatur und Übersetzungen. 2882 Nrn.

Hugo Streisand in *Berlin W. 50.* Nr. 43. Vermischtes. 978 Nrn.

R. Strohnetz in *Ulm a. d. D.* Nr. 11. Deutsche Literatur. 2150 Nrn.

Adolf Weigel in *Leipzig.* Mitteilungen für Bücherfreunde. Nr. 51. 362 Nrn. — Nr. 103. Literatur und Kunst. Bibliophile Seltenheiten. Die Moderne. 506 Nrn.

H. Welter in *Paris.* Nr. 8 und 9. Vermischtes.

v. Zahn & Jaensch in *Dresden.* Nr. 252. Literarische Seltenheiten. Bibliothekswerke. Erstausgaben. 685 Nrn.

Bitte wollen Sie den Prospekt in diesem Heft über Francesca da Rimini beachten.

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N.

Verkaufe

Tell, Cotta 1804. — Luise mit Stichen 1795 à 36 Mk.
A. SEEGERT, WANNSEE, Parkstraße 1.

---

1 kl. BIBLIOTHEK, selt. ält. gut. Werke, sehr gut erhalten (mehr erst. Ausgabe) zu verkaufen. Verzeich. a. W. fr. *E. Eggebrecht, Gr. Salze b. Magdeb.*

Wir versenden umsonst und frei:

Katalog 252: Literarische Seltenheiten, Bibliothekswerke, Erstausgaben.
Katalog 251: Kunstgeschichte, Künstlermonographien.
Katalog 250: Autographen.
Katalog 247: Geographie — Reisen.

v. ZAHN & JAENSCH, Antiquariat, Dresden
Waisenhausstr. 10.

C. E. RAPPAPORT

ROM Buch- und Kunstantiquariat 13 Via Bocca di Leone 13 **ROM**

Auf Verlangen versende ich nachstehende Kataloge:

No. XVII. INCUNABULA TYPOGRAPHICA EX ITALIAE officinis provenientia diligenter descripta notisque bibliographicis illustrata. 144 Nrn. mit Abbild. u. 5 Registern. Frs. 2.50

No. XX. ARS MEDICA PER SAECULA. Sammlung alter Bücher über Anatomie — Chirurgie — Kräuterbücher — Pest — Syphilis usw. 1174 Nrn. mit Abbild. u. Autorenregister.

No. XXII. AEROSTATION. 1670—1890. Bücher und Gravüren. 155 Nrn. mit zahlr. Abbildungen.

No. XXIII. ARS TECHNICA. Maschinen — Uhren — Sonnenuhren — Bergbau — Mathematik — Astronomie — Schiffahrt usw. 428 Nrn. mit Abbildungen und Autorenregister.

No. XXVI. KUNST. Architektur — Archaeologie — Kalligraphie — Kostüme usw. 844 Nrn.

No. XXVII. ROMA AETERNA. Sammlung alter Bücher, Pläne, Panoramen und Ansichten von Rom u. der Campagna. 706 Nrn. mit zahlreichen Abbildungen.

Für Mitteilung von Sammelgebieten und Desideraten bin ich stets dankbar und sichere deren sorgfältigste Beachtung zu.

Soeben erschien u. wird auf Wunsch gratis versandt
KATALOG 18, 1777 Nrn. enthaltend:

Autographen

Dichter, Maler, Musiker, Künstler, Gelehrte, Fürsten, Kriegs- und Staatsmänner, berühmte Frauen.

Handzeichnungen

Aquarelle, Zeichnungen, Gemälde, Gouache, vom 15.—19. Jahrhundert.

MAX ZIEGERT, Frankfurt a. M.,
Hochstr. 3, Tel. 9794, Amt I.



Adolf Weigel / Abteilung Verlag / Leipzig / Wintergartenstr. 4

Im März gelangt zur Ausgabe ein vornehmer Neudruck von:

JOANNIS MEURSII

ELEGANTIÆ LATINI SERMONIS

SEU

ALOISIA SIGÆA TOLETANA

De arcanis Amoris et Veneris

Adjunctis Fragmentis quibusdam Eroticis.

LUGD. BATAVORUM,

EX TYPIS ELZEVIRIANIS.

cIↃ IↃcc LVII.

Rund 30 Bogen in dem ungefähren Format des Originales mit Wiedergabe des reizenden Titelkupfers, einer lateinischen Vorrede und einer deutschen literarisch-bibliographischen Einführung

Trotzdem eine Wiedergabe in der Ursprache, dem feinen und eleganten Latein, in dem dieses Buch bekanntlich geschrieben ist, unberufene Leser ausschließt, wird die Lieferung nur auf Subskription erfolgen, an Bibliotheken, Gelehrte und Sammler.

Für die mit einem Interimseinband zur Ausgabe gelangenden Exemplare auf einem eigens hergestellten englischen Büttenpapier ist der

Preis höchstens 20 Mark.

Für einen kleinen Kreis von Liebhabern sollen bei genügender Beteiligung eine beschränkte Anzahl

LUXUSEXEMPLARE

aber nur auf Vorausbestellung ausgeführt werden und zwar höchstens **20 numerierte Exemplare auf echtes Pergament (wie es die Doves Press für ihre Drucke verwendet) gedruckt, mit doppeltem Zustand des Titelkupfers von der unverstählten Platte. Ein solches Exemplar kostet 300 Mark.**

Außerdem: 10 numerierte Exemplare ebenso, jedoch mit goldgehöhten Initialen. Ein solches Exemplar kostet 450 Mark.

Die angegebene Anzahl der Vorzugsdrucke wird keinesfalls überschritten, spätere Bestellungen bleiben unberücksichtigt.

Um über die Herstellung der Pergamentexemplare rechtzeitig verfügen zu können, werden Subskriptionen, die mit Namen in die Exemplare eingetragen werden, eiligst, spätestens aber bis zum **Subskriptionsschluß, den 25. Februar 1913** erbeten.

Neue Kataloge meiner Antiquariatsabteilung:

Mitteilungen für Bücherfreunde Nr. 50. Inhalt: Eine neue Kunstwerkstätte für handgearbeitete Bucheinbände / Neue Erwerbungen / Nachrichten von neuen Büchern / Bibliothekswerke und Zeitschriften / Japanische Farbholzschnitte. — Mit zwei Tafeln.

Mitteilungen für Bücherfreunde Nr. 51: Inhalt: Das Buch als Geschenk, von G. A. E. Bogeng / Neue Erwerbungen / Auswahl von Werken der Weltliteratur in schönen alten Ausgaben zu Geschenkzwecken.

Im Januar gelangt zur Ausgabe:

Auswahlkatalog 103: Literatur / Kunst / Bibliophilie / Seltenheiten / Im Anhang: Die Moderne / Erst- und Originalausgaben der Neuesten Deutschen Literatur.

Die Zusendung erfolgt nur an meine verehrl. Kundschaft regelmäßig; andere Interessenten wollen Ihre Wünsche bekanntgeben.



DIE SCHAUBÜHNE

HERAUSGEBER

SIEGFRIED JACOBSOHN

STIMMEN DER PRESSE:

Die Zukunft. Die ‚Schaubühne' ist die beste deutsche Theaterzeitschrift, die wir besitzen; eine der am würdigsten redigierten Zeitschriften. Ein Golfstrom: Lebendigkeit, Wärme, Geistigkeit, Kampf, Witz, Seele geht von ihr aus.

Dresdner Anzeiger. Nach acht Jahren des Bestehens dieser Zeitschrift, die damals bereits an dieser Stelle mit Anerkennung begrüßt wurde, muß nachdrücklich betont werden, daß wir in Deutschland jetzt keine Theaterzeitschrift haben, die der ‚Schaubühne' an Schärfe und Weitsichtigkeit des Urteils, an gediegenen und glänzenden Aufsätzen vorangestellt werden kann. Sie ist unsere beste Theaterzeitschrift. In jahrelanger aufmerksamer Prüfung hat sich dieses Urteil bei uns befestigt.

Mannheimer Generalanzeiger. Die ‚Schaubühne' ist von allen Theaterzeitschriften die aparteste, lebendigste und anregendste. Siegfried Jacobsohn gibt sie heraus. Er ist von denen, die heute über Theater schreiben, der einzige, der wirklich Kritik hat.

Neue Zürcher Zeitung. Die ‚Schaubühne' ist ein frisch redigiertes, inhaltlich anregendes Organ für alles, was näher oder ferner mit der Bühne in deutschen Landen wie im Ausland zusammenhängt. Sie ist eine jener Zeitschriften, die man stets gerne in die Hand nimmt, weil man stets sicher ist, irgend etwas zu finden, was Interesse und Nachdenken weckt.

Leipziger Tageblatt. Die ‚Schaubühne' verdient das Lob, eine unsrer besten Zeitschriften und unter denen, die sich mit dem Theater und der dramatischen Kunst beschäftigen, weitaus die beste zu sein.

Vierteljährlich M. 3.50, jährlich M. 12.— Einzelnummer 40 Pf.

Einmonatiges Probe-Abonnement gratis und franko

VERLAG DER SCHAUBÜHNE, CHARLOTTENBURG, Dernburgstraße 25

Soeben ist erschienen in einer einmaligen Auflage von 200 Exemplaren:

Herr Lanzelot und das Fräulein von Astolat

Die Geschichte von der unglücklichen Liebe der schönen Elaine zu dem Herrn Lanzelot und von ihrem schmerzvollen Tode — in England liest sie jedes Kind, und jeder Liebhaber besitzt sie mit zärtlichem Stolz in schönen Drucken — ist in Deutschland so wenig bekannt geworden wie der monumentale Arthur-Roman des ehrenwerten Ritters Sir Thomas Malory, der uns diese Sage überliefert hat. Und doch hat keine Dichtung aller Zeiten die erschütternde Tragik der alles hingebenden und unerwiderten Liebe, der einzigen Tragik des weiblichen Herzens, hinreißender und zugleich so keusch und verklärt gestaltet als diese Novelle eines namenlosen französischen Troubadours. Die schöne deutsche Nachdichtung stammt von Severin Rüttgers.

Das Werkchen ist in einer alten prächtigen Fraktur in der Offizin W. Drugulin gedruckt und von Carl Sonntag jun. mit der Hand gebunden. Eine neue Auflage erscheint nicht. 30 Exemplare wurden auf Kaiserlich Japan abgezogen und in Ganzleder gebunden; diese Exemplare sind vergriffen; die übrigen 170 auf Bütten in Pergament kosten Mark 30.—.

Düsseldorf, Dezember 1912. Ernst Ohle, Verlag.



Eugen Diederichs Verlag in Jena

Das Zeitalter der Renaissance

Ausgewählte Quellen zur Geschichte der italienischen Kultur

Herausgegeben von Marie Herzfeld

Das Wissen von der Renaissance Italiens ist nach und nach ein wesentlicher Bestandteil der deutschen Bildung geworden. Aber dieses Wissen wurde uns fast ausschließlich durch einige wenige geschichtliche und kunstgeschichtliche Bücher des 19. Jahrhunderts vermittelt, unter denen Jakob Burckhardts berühmte „Kultur der Renaissance" sicherlich das schönste, das eigentlich klassische ist. Direkt aus den Quellen zu schöpfen war bisher nur den Gelehrten vorbehalten. Und doch — wie mancher Leser von Burckhardts Kulturgeschichte mochte wünschen, einmal die seiner Schilderung zugrunde liegenden Schriften selbst kennen zu lernen. Diesem Bedürfnis wollen die Quellen der Renaissance entgegen kommen.

Bisher erschienen:

Band I. Francesco Matarazzo, Chronik von Perugia. 1492—1503. Übersetzt von Marie Herzfeld. Br. M 6.—, Halbpgm. geb. M 7.20

Band II. Francesco Petrarca, Brief an die Nachwelt. Gespräche über die Weltverachtung. Von seiner und vieler Leute Unwissenheit. Übersetzt von Dr. Hermann Hefele. Br. M 5.—, Halbpgm. geb. M 6.20

Band III. Enea Silvio Piccolomini, Briefe. Übersetzt von Dr. Max Mell. Br. M 6.—, Halbpgm. geb. M 7.20

Band IV. Alfonso I. und Ferrante I. von Neapel. Schriften von Antonio Beccadelli, Tristano Caracciolo, Camillo Porzio. Übersetzt von Hermann Hefele. Br. M 6.—, Halbpgm. geb. M 7.20

Band V/VI. Luca Landucci, Ein florentinisches Tagebuch 1450—1516. Nebst einer anonymen Fortsetzung 1516—1542. Übersetzt von Marie Herzfeld. Zwei Bände. Br. à M 5.—, Halbpgm. geb. M 6.20

Bhagavadgita, Des Erhabenen Sang. Übertragen und eingeleitet von Professor Dr. Leopold von Schroeder-Wien. br. M 2.—, geb. M 3.—

Die Bhagavadgita ist ein philosophisches Gedicht und nicht mit Unrecht nennt Wilhelm von Humboldt sie „das schönste, ja vielleicht das einzig wahrhafte philosophische Gedicht, das alle uns bekannten Literaturen aufzuweisen haben". In der Tat ist es wohl das einzige in der Weltliteratur, welches ganz diesem Begriff entspricht, das heißt wirklich philosophisch und doch zugleich ein echtes, von höchstem poetischen Schwunge getragenes Gedicht ist, was sich nicht einmal von dem berühmten gedankenreichen, aber doch mehr trockenen philosophischen Gedichte des Lucrez „De natura rerum" völlig behaupten läßt.

Dschuang Dsi, Das wahre Buch vom südlichen Blütenland (Nan Hua Dschen Ging). br. M 5.— geb. M 6.—

Was Dschuang Dsi seine Besonderheit verleiht, sind nicht sowohl seine Anschauungen als die Lebhaftigkeit seines Geistes, die Schärfe seines Denkens, der Umfang seines Wissens. Was bei Laotse in orakelhaften Sprüchen eines alten Sehers vor uns tritt, nimmt bei Dschuang Dsi wissenschaftliche Formen an, und die Beschäftigung mit den philosophischen Zeitrichtungen hat ihn in seinem Einheitsstreben zu erkenntniskritischen Ergebnissen geführt, die dauernden Wert beanspruchen, gerade dadurch, daß sie die Grenzen möglicher Erkenntnis reinlich umschreiben und so das Erlebnis in seiner unfaßbaren Wirklichkeit um so klarer heraustreten lassen.

Johannes Taulers Predigten und Schriften. Herausgegeb. von Walter Lehmann. Zwei Bände. br. ca. M 10.—, geb ca. M 13.—

Das eine große Hauptthema all seiner Predigten ist auch das der Mystik gemeinsame Problem: Wie vereinige ich das Tiefste, was es in mir gibt, mit dem Tiefsten, was es außer mir gibt. Die Vereinigung des Göttlichen innerhalb und außerhalb der Seele ist die Kernfrage aller Mystik. Von hier aus kann Religion und Ethik die verschiedenste Bewertung und Beschaffenheit annehmen, wobei das Extremste die Identität Gottes und der Seele in der Religion, die absolute Freiheit und Ungebundenheit in der Ethik, der schrankenlose Libertinismus ist.

Pindar, Siegeslieder. In Auswahl übertragen von E. A. Boethke. br. M 3.50, geb. M 4.80.

Pindar (522—448 v. Chr.) ist dem Gebildeten in seinen Dichtungen mehr ein Begriff, als daß er etwas von ihm gelesen hat, höchstens kennt man die Nachdichtungen Hölderlins. Es gab bisher noch keine Übersetzung, die Pindars Werk der Allgemeinheit näher brachte, eine Auswahl der schönsten und charakteristischsten Gesänge ist der gegebene Weg. Jeder Gesang ist ein durch Harmonie von Inhalt und Form in sich abgeschlossenes Kunstwerk. Der Charakter der Dichtung ist Großartigkeit und Erhabenheit in Gedanken und tiefe und warme Religiösität.

A. KÖLLNER

GROSSBUCHBINDEREI, LEIPZIG-R.

Weltausstellung Brüssel 1910
Grand Prix für Verlagseinbände.

In bekannter Qualitätsarbeit liefert die
Handarbeitsabteilung für Bibliophilen:

Einzelbände, Privatbibliotheksbände,
Privatdrucke, Mappen.

Unsere nach Entwürfen von W. Jaecker geschnittene

Jaecker-Schrift

hat sich schon kurz nach ihrem Erscheinen bei einer großen Anzahl hervorragender Druckereien eingeführt. Ihr interessanter Charakter, ihre klare Form und leichte Lesbarkeit lassen sie auf den ersten Blick für den Druck von Werken, Zeitschriften, Prospekten etc. geeignet erscheinen. Die Probe zeigt die Schrift in zahlreichen Beispielen im Werk- und Akzidenzsatz, auch der halbfette Schnitt ist in Anwendungen vorgeführt. An Interessenten geben wir die Probe gratis

Schriftgießerei
D. Stempel A. G.
Frankfurt a. M.

Grand Prix:
Brüssel und Turin

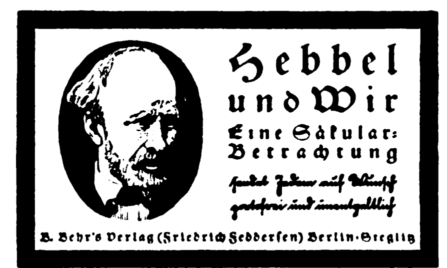




AUTOTYPIE
STRICHÄTZUNG
DREI- UND VIER-FARBENDRUCK-ÄTZUNGEN
GALVANOPLASTIK.



STEREOTYPIE
BUCHDRUCK
FARBENDRUCK
HELIOGRAVÜRE
KUPFERDRUCK
HELIOTINT



Ich bitte zu verlangen!

ANTIQUARIATS-KATALOG Nr. 11

Deutsche Literatur

Auswahl

Viele Erstausgaben!

2150 Nrn.

R. STROHMETZ, ULM a. D.

ANTIQUARIAT.

MEDIAEVAL-KURSIV

GEZEICHNET VON PROF. WALTER TIEMANN

Mit dieser hervorragenden Schöpfung bieten wir nicht nur eine Kursiv-Auszeichnungsschrift zu unserer Tiemann-Mediaeval, sondern auch eine wertvolle, selbständige Schrift für Gelegenheitsdrucksachen aller Art. Die reizenden Zierbuchstaben, Einfassungen und Schmuckstücke ergänzen sie aufs glücklichste und betonen ihre Eigenart.



GEBR. KLINGSPOR
IN OFFENBACH AM MAIN

BEIBLATT DER
ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

IV. Jahrgang. **Heft 11.**

Herausgegeben von Prof. Dr. *Georg Witkowski,* Leipzig-Gohlis, Ehrensteinstr. 20, Manuskripte an diesen erbeten.
Inserate direkt an den Verlag *W. Drugulin,* Leipzig, Königstraße 10.

Pariser Brief.

Um der neuerlichen Pflege des *Farbenholzschnittes* — obzwar sie sich in den meisten Fällen noch an japanische Vorbilder hält — gleichsam einen historischen Hintergrund zu geben, hat man der kürzlich hier erwähnten Ausstellung der Pariser Holzschneidergesellschaft eine interessante kleine Retrospektive des *volkstümlichen französischen Holzschnittes* um die Wende des XVIII. und vom Anfang des XIX. Jahrhunderts angegliedert. Wer je in den Laden eines französischen Stichhändlers oder Antiquars eintrat, kennt, so gut wie die im Gegensinn gravierten „Vues optiques" der Stadt Paris und anderer, oft mehr aus unbesorgter Phantasie als aus optischer Kenntnis rekonstruierten Weltmerkwürdigkeiten, gewiß auch jene fleckenbunten Bilderbögen, womit vor Verwertung der Senefelderschen Erfindung und vollends der photographisch-technischen Reproduktionsverfahren das Schaubedürfnis des Volkes befriedigt wurde; es ist nicht Sentimentalität, wenn wir uns angesichts der hier vereinigten, hauptsächlich aus der Sammlung Beurdeley entlehnten Proben eingestehn: in mancher Beziehung sinnvoller, kulturell und selbst künstlerisch würdiger befriedigt wurde, als es heute geschieht. Der derb zugreifenden Darstellung, die hier Zeitereignisse, historische Persönlichkeiten, Tierbilder, Heiligenlegende und Wirtshausspäße erfahren, fehlt nicht eine gewisse schlichte Größe, fehlt nicht die in der Not des Holzschnittes enthaltene Tugend eines monumentalen Stils, die die alten Inkunabelnmeister besessen hatten; die den modernen Hexenmeistern mit dem Grabstichel auf dem Stirnholz verloren gegangen ist. Man könnte hier auf eine Parallele hinweisen, die in der Entwicklungsgeschichte des Holzschnittes von hoher Bedeutung ist: Auf den Gegensatz des aristokratischen „Bildstils" der alten Buchilluminatoren und der volkstümlich-fabrikmäßigen Tätigkeit der „Karten-, Heiligen- und Briefmaler", die den eigentlichen „Holzschnittstil" aus verwandten Gründen eingeleitet hat, wie er unsern volkstümlichen Bilderfabrikanten erhalten blieb. (Vergleiche *Worringer*, altdeutsche Buchillustration).

Mehr als Paris war die Provinz Stätte dieser Industrie, vornehmlich der Osten. Öfters vorhandene Übersetzung der Legende, die seitwärts und unterhalb mit temperamentvollen Worten oder in humoristischen Versen das Nötige zur Erklärung des Bildes sagt, verrät auch ein in dieser Richtung benachbartes Absatzgebiet. Die berühmtesten, doch nicht immer die schönsten sind die der Druckerei *Pellerin* in *Epinal*, deren *F. Georgin* signierender „Hauptmeister" besonders die napoleonische Historie, teilweise mit Anlehnung an berühmte Gemälde, ungefüge, aber in schlichtem, unmißverständlichem Vortrag erzählte. Deren alte Holzstöcke sind in den siebziger Jahren von der nationalistischen Propaganda neu ausgebeutet worden und die Abzüge davon heute am Quai zu haben; auf den vorliegenden alten Drucken aber genießen wir die schöne alte Färbung, die man an neuern Abzügen schmerzlich vermißt. Höher geschätzt von Sammlern sind die Erzeugnisse von Metz und Nantes; jene von *Dembour*, der sich Nachfolger von *Delacour* in *Nancy* nennt, diese von „*Roiné père et Dumoutier*, fabricants de cartes à jouer, et de Dominoterie, de pain d'Autel et de pain à cacheter", sowie von *Mouillé*, der als Verleger, nach der üblichen Verfluchung etwaiger Nachahmer, sich als Käufer aller Art von Lumpen empfiehlt. — Ferner kommen hauptsächlich in Betracht die Städte Cambrai mit dem Drucker *Hurez*, Beauvais mit *Diot*, Amiens, Montbéliard, Toulouse.

Da sind zunächst die Heiligenbilder und die Bilder der vaterländischen Pseudoheiligen: Sankt Genoveva von Brabant mit Schmerzenreich in Wald verlassen; eine Darstellung der Pucelle d'Orleans, bei Diot in Beauvais ganz im Stil des XIV. Jahrhunderts, obgleich das Blatt nicht älter ist, als seine Nachbarn; geharnischt und schnurrbärtig ein Saint-Napoléon mit passendem Gebet. Malbrouck, der gloriose Tod des Prinzen



Louis von Preußen, verschiedene Comtes d'Artois, Heinrich IV. mit seinem Schlachtspruch: Kinder wenn es euch an Kornetten fehlt, haltet euch an meinen Federbusch; ihr werdet ihn immer auf dem Weg der Tapferkeit und Ehre sehn. Auch Louis XVI. und Louis XVII., die Apotheose Napoléons und seines Sohnes, die Königin Marie Amélie und noch Eugénie de Montijo, Comtessa de Téba (ein entzückendes Bildchen; Pellerin, Epinal), fanden ihre Liebhaber, je nachdem der Wind wehte. Nach den napoleonischen Taten schien der Darstellung wert die Belagerung von Sebastopol und besonders die „drei großen Tage von Paris, 27., 28., 29. Juli 1830". Ein beliebtes Thema für die Wirtsstube war der „Code" des Bacchus, die Glorifikation der allerheiligsten Flasche und ihrer Anhänger, denen besonders ein Zeichner bei Dembour und Gangel in Metz lustig Gestalten zu geben wußte. Als moralisierendes Gegenspiel mochte die Darstellung des „Bienheureux Saint-Lâche, Patron des Loupeurs, Flâneurs, Paresseux, Fainéants" mit der hochmoralischen Gegenüberstellung von Hospital und Bankkonto, oder sein weibliches Gegenstück, die Bonne Sainte Fainéante, zur Abschreckung dienen. Jener andern symbolischen Darstellung des Lotterlebens: „Crédit est mort; les mauvais payeurs l'ont tué!" kann man auch heute noch, als einem gemeinen Farbendruck, in alten Pariser Kneipen begegnen. Lob des geruhig bürgerlichen Ehelebens, verbunden mit resignierten Jugenderinnerungen enthält der „goldene Hochzeitsmorgen, von Monsieur und Madame Denis", Illustration des einst sehr beliebten Wechselgesangs mit dem Refrain: „Souvenez-Vous en". Dem abenteuerlichen Bedürfnis entsprechen hauptsächlich zwei Themen: das eine stellt die Seeschlange dar: „Harpye, monstre vivant", mit Hörnern, Klauen und einem schnauzbärtigen Grenadiergesicht, das gefunden worden sei im Königreich Santa Fé; das andere, wohl meistverbreitete, den ewigen Juden. Ein am Wanderstab tapfer ausschreitender Mann, scheinbar in den besten Jahren, mit zottigem Bart, doch schrecklich gerunzeltem Angesicht. Sein Zeigefinger weist den Weg, wie um den bittern Fluch: unaufhaltsam vorwärts! sich selbst und allen Beschauern deutlich zu machen. Er trägt eine morgenländische Mütze, türkisch gereffte Hosen, und, als besonderes Kennzeichen, das Schurzfell des Schusters, das er, bei Antritt seiner Wanderung, nicht einmal abzulegen Zeit fand. „Le vrai Portrait du Juif errant, tel qu'on l'a vu passer á Bruxelles en Brabant. le 22 avril 1774." Im Hintergrund ist seine Begegnung mit den Pfahlbürgern abgebildet — „Jamais ils n'avaient vu — Un homme si barbu" — und auch, wie er, damals eben solcher Philister, behäbig im Fenster seiner Werkstatt sitzend, den Zug nach Golgatha an sich vorbeiziehen läßt und durch ein kleinlich-mitleidloses Wort sein Verbrechen begeht. — Über das ganze Gebiet dieser populären Holzschnitte handelt das ausgezeichnete Werk von *E. van Heurek* und *G. J. Boekenoogen* „Histoire de l'imagerie populaire flamande" (Bruxelles, G. van Oest & Cie., 1910).

Auf der letzten Semesterversammlung der französischen Bibliothekare vertrat *Paul Marais*, Konservator der Bibliothèque Mazarine, ein Projekt zur bessern Ausnutzung der in öffentlichen Bibliotheken befindlichen Doubletten, indem er vorschlug, sie systematisch zu vereinigen und als Leihbibliothek den Gelehrten von Paris und der Provinz zur Verfügung zu stellen, die durch Entfernung des Domizils oder durch ihre Beschäftigung verhindert sind, in der öffentlichen Bibliothek, zu deren beschränkten und oft sehr unbequem angesetzten Öffnungsstunden, zu arbeiten. Man weiß, daß es weder an der Nationalbibliothek noch an andern öffentlichen Büchersammlungen gewohnheitsgemäß ist, auswärts zu leihen. Die Begründung des Vorschlags bezog sich zunächst auf ein schon früher diskutiertes Projekt, dem je länger desto mehr fühlbaren Platzmangel, vor allem einmal durch Ausschalten der zahlreichen doppelt und vielfach vorhandenen Werke Rechnung zu tragen.

Über die Organisation dieses Ausleihe-Depôts gibt das „Bulletin de l'Association des Bibliothécaires Français" folgende vorläufige Angaben: Der Grundbestand, der aus den öffentlichen Bibliotheken des Staates zusammengestellt würde, läßt sich auf 40 bis 50000 Doubletten berechnen. Auch andere Bibliotheken, als die des Staates müßten beitragen, und besonders wäre die Bibliothek des Instituts einzuladen, die durch Schenkungen von ganzen Büchersammlungen besonders reich ist an mehrfach vorhandenen höchst wertvollen Werken. Die überlassenden Bibliotheken hätten ihr Exemplar mit dem vorläufig redigierten Katalogzettel zu versehen, um die schnelle Fertigstellung eines Kataloges zu ermöglichen, wodurch besonders der neuen Bibliothek ein größeres Personal für die eigentlich bibliographischen Arbeiten erspart werden könnte, während die Hauptaufgabe in der Organisation der Ausleihe bestünde.

Die Nationalbibliothek ist neulich in den Besitz der Papiere *C. P. F. Daunous* gelangt, der in der politischen und literarischen Geschichte seiner Zeit eine hervorragende Rolle spielte, so daß die Sammlung von fremden und eigenen Schriftstücken seiner Hinterlassenschaft von höchster Bedeutung ist. Daunou (1761—1840) war nacheinander Deputierter der „Konvention", Mitglied des Rats der Fünfhundert, des Tribunals und der Kammer, Professor an den „Ecoles Centrales" und Archivar des Kaiserreichs, später Lehrer am Collège de France, garde génerale an den Kgl. Archiven, und Mitglied des Institus. Aus seiner Korrespondenzsammlung sind die Namen Robespierre, M. J. Chénier, Mme. de Staël, David, Benjamin Constant, P. L. Courier, Rivadavia, Micheles zu zitieren. Eine Serie von Schriftstücken bezieht sich im besonderen auf Daunous Karriere: Dazu gehören wichtige Erlasse, die er im Auftrag der Regierungen zu bearbeiten hatte, und zu deren Entstehungsgeschichte nun, bei Daunous überaus gewissenhafter Arbeitsmethode, reiche Notizen- und Materialsammlungen zur Verfügung stehn. Er nahm besonders Anteil an der Vorbereitung der Verfassung vom Jahre III der Republik. Unter den Manuskripten findet sich ferner eine Verfassung für die batavische und der Entwurf eines Gesetzbuchs für die römische Republik (1798). Besonders wertvoll aber sind die

Blätter, die sich auf die Konstitution des Jahres VIII beziehen, die von Daunou unter unmittelbarer Mitarbeit und teilweise dem Diktat Bonapartes redigiert wurden.

Auf Grund einer Enquête ist ein interessantes Buch entstanden, das das Schaffen und Trachten des jüngsten literarischen Frankreich beleuchtet: *Emile Henriot,* A quoi rêvent les jeunes gens (Champion). Es scheint, daß einige Schriftsteller diese Materialsammlung zur neuesten Kunstentwicklung zu erweitern beabsichtigen, indem sie deutschen Schriftstellern, Künstlern, Kritikern, Zeitschriften, Fragen wie folgende stellten: Was denken Sie vom Gesichtspunkt der ästhetischen Entwicklung — von der Fortdauer des „Realismus" im Roman (Thomas Mann usw.)? — Vom „Néoromantisme (Hoffmannsthal usw.)? Néo classicisme (Paul Ernst usw.)? — Von Stefan George und der Theorie „la vie pour l'art"? — Vom Willen, die Kunst in den Dienst des Lebens zu stellen (Tendenzen R. Dehmels)? — Von den Versuchen moralischer Regeneration und künstlerischer Dezentralisation (Neue Gemeinschaft, Worpswede, Heimatkunst)? Welche Stellung scheint Ihnen die Kunst in der deutschen Kultur fernerhin einzunehmen? Welche Kunstform, welches literarische Genre dabei sich besonders geltend zu machen? usw.

Unter den literarhistorischen Werken erwähnen wir zwei Bücher über *Flaubert* (beide im Verlag des „Mercure"). *Louis Bernard* gibt nach bisher unerforschten Papieren eine philosophische Studie über Flauberts Ästhetik und zeigt, aus welch subtiler Analyse der eigenen Persönlichkeit seine objektive Kunst entstand. Sie konnte aber nur durch eine Überwindnng der subjektiven, durch eine vollständige Trennung der gestaltenden Intelligenz von der Empfindsamkeit zu solcher Objektivität gelangen. Die eigene Existenz bleibt der Urquell, der sich aber nie mit dem zu schaffenden Werk vermischt. In „Autour de Flaubert" von *René Deschamps* und *René Dumesnil*, „Etudes historiques et documentaires" in zwei Bänden, ist die dokumentarische Darstellung dieser Methode gegeben durch die ausführliche Entstehungsgeschichte der Romane, von „Madame Bovary" bis „Buvard et Pécuchet". Zu diesem bemerken die Kritiker: „er bleibt nicht nur der vielleicht höchste Ausdruck des Flaubertschen Denkens, sondern auch das letzte und herrliche Zeugnis seiner unbesiegbaren Künstlerenergie, für die das zu schaffende Werk und die eigene Existenz zwei vollständig getrennte Welten sind, die sich nie vermengen. — Über die „Richtungen der modernen Literatur gibt ein in Poitiers gedrucktes Heftchen im knappen Rahmen einer „Conférence" wünschenswert übersichtliche Auskunft. *P. J. Jouve* behandelt kurz und gut Persönlichkeiten wie Verhaeren, Jammes, Paul Fort, Romains, Duhamel, Vildrac.

In der „Revue Bleue" beginnt *F. v. Oppel-Bronikowsky* als Vorläufer einer geplanten Gesamtausgabe, die erstmalige Veröffentlichung nachgelassener Novellenfragmente *Stendhals* mit einer Erzählung „Le Chevalier de Saint-Ismier", die in Frankreich zur Zeit des Kardinals Richelieu spielt. Der Herausgeber berichtet einleitend, daß es sich hier um vier Novellenfragmente handelt, die der Schriftsteller nach einem kurz vor seinem Tode geschlossenen Vertrag für die „Revue des deux Mondes" zu liefern gehabt hätte; außer der bereits genannten *Suora Scolastica*, von der C. Stryenski in den Soirees des Stendhalklub das erste Kapitel veröffentlicht hat; eine andere, gleichfalls in Italien spielende Novelle; eine unvollendete, aber weitgehende Skizze „Minna Wrangel". Diese Novelle ist 1837 datiert, die beiden italienischen 1839; aber die eine wurde kurz vor dem plötzlichen, durch Schlaganfall herbeigeführten Tod des Autors einer vollständigen Umarbeitung unterzogen. P. Merimée, als alter Freund Stendhals, hatte die Fragmente gelesen, sie aber von der Veröffentlichung ausgeschlossen; sie blieben verborgen in der Bibliothek von Grenoble, aus der schon so viele Fragmente Stendhals wieder erstanden sind.

Ferner ist aus der Zeitschriftenliteratur hervorzuheben: in „Revue" die anekdotenreichen Erinnerungen an *Noël Fantini*, den treuen Soldaten und Korsen, den Napoleon auf Elba und in Longwood als Gardien du Porte-feuille bei sich hatte.

Er war es, der 1817, unter den Stickereien seiner Livree verborgen, die Proteste des Kaisers nach Europa brachte, — deren Text man ihn, den Analphabeten, obendrein noch hatte auswendig lernen lassen, — und der nun auf mannigfachen Irrfahrten zu den Familiengliedern der Bonaparte, der feurige Anwalt der napoleonischen Misere und dadurch eine „Bête noir" der heiligen Allianz wurde. Er beschloß sein Leben unter dem zweiten Kaiserreich als extra bestellter Wächter am Grabe seines Herrn im Invalidendom. — In der „Revue Bleue" ergreift *Alfred Croiset* (les Universités françaises) das Wort zu den auch hier erwähnten Angriffen auf die Sorbonne, denen auch ein neues Buch eine Grundlage gegeben hat: *Pierre Lasserre*, la doctrine officielle de l'université. Critique du haut enseignement de l'état. Défense et Théorie des Humanités classiques. (Mercure.) — Aus der „Grande Revue" ist zu nennen der Aufsatz des Sorbonne-Professors *Gaston Milhaud* über den kürzlich verstorbenen Mathematiker Henri Poincaré. *H. Monier* untersucht die Ideen Taines zum allgemeinen Wahlrecht. — In „Revue du Temps Présent": die Korrespondenz der philosophischen und selbst freidenkerischen Dom *Léger Maria Deschamps* (1733—1774); einige Briefe der *Mme. de Staël* (an den Grafen Gouvernet) — „Le Feu" veröffentlicht eine schöne Studie — „un poète catholique" — über *Francis Caillard* und sein letztes Buch „les Rosiers sur la tombe". — In der „Phalange" huldigen *Royère* und *Appollinaire* der interessanten Gestalt eines „Gentilhomme de Lettres" und Kunstliebhabers: Louis-Gonzague-Frick. — In „Les Marges" spricht *G. Le Cardonnel* über den Romancier René Boylesve (Verfasser von „Le Médecin des Dames de Néans" und neuerdings „Madeleine jeune Femme"). — „Effort libre", von J. R. Bloch geleitet, ist eine kleine Revue von lebendiger Aufrichtigkeit. Wir finden in der letzten Nummer bemerkenswerte Notizen des Malers *Thiésson* über Cézanne, und den vielbeachteten Artikel von *O. Grautoff* über den deutschen und französischen Buchhandel. — In „Ile sonnante" ein lehrreicher Auf-



satz über die französischen Zeitungen von *Michel Puy*. — Im „Pan": „Paroles devant le poète" von *Alexandre Mercereau*. — „Rhythme" widmet eine Sondernummer dem philosophischen Erzähler *Han Ryner*, den kürzlich zum mindesten das *linke* Ufer zum „Prince des Conteurs" ausgerufen hat. Unter den letzten Nummern der „Hommes du Jour" ist die *Gerhart Hauptmann* gewidmete hervorzuheben. — In den „Cahiers Alsaciens" spricht *Henri Lichtenberger* über das Problem einer europäischen Kultur; *Fritz Kiener* über den Geschichtsforscher Rudolphe Reuß in „Bemerkungen zu seiner Geschichte des Elsasses".

Die „Revue des Bibliothèques" enthält einen weitern Artikel zur Geschichte der Bibliothek des Collèges d'Autun zu Paris von *Charles Beaulieux*, eine kritische Studie über die Manuskripte des katalonischen Dichters Auzias March von *Am. Pagès* und den Beginn eines Inventarkatalogs der theologischen Schriften des XII. Jahrhunderts, die auf der Nationalbibliothek bewahrt werden, von *A. Noyon*. — Im „Amateur d'Autographes" erweitert *Cl. Perroud* seine Darstellung des Verhältnisses zwischen J. B. Louvet und seiner Genossin (Lodoïska) auf Grund neuer Dokumente. Wir heben ferner hervor die aus Staatsräson sehr lakonisch abgefaßte Anzeige beim Tod Bérangers und eine merkwürdige Korrespondenz des Barons Haussmann, der sich, nach seiner Niederlage, mit Ratschlägen an Gambetta wendet (1882.)

Auf einer kleinen Versteigerung (*Bibliothek Ch. Malherbe*) am 30. Dezember 1912 waren folgende interessanten Preise für illustrierte Zeitungen bemerkenswert: Le Charivari vom 1. XII. 1832 (No. 1) bis 31. XII. 1900 (68. Jahrgang), 137 Bände, 1930 Fr. — Le Chat noir 1882 bis 1895 (ohne 1888); dazu Chat noir, neue Serie und Album des Chat noir, 200 Fr. — Le Figaro journal littéraire et d'art, 3. III. 1839 bis 27. XII. 1840, 260 Fr. — Le Gaulois petite gazette critique, satirique et anecdotique, 10. XI. 57 bis 1. IX. 61, fünf Bände, Bilder von Carjat, Hadol etc.: 200 Fr. — Le miroir des spectacles des lettres etc. par Jouy, A.-V. Arnault, Dupaty, Gosse, Cauchois, Lemaire et autres gens de lettres. Von Anfang (1821) bis 24. VI. 1823; dazu Le Sphinx, journal littéraire des spectacles, des moeurs, des arts, des sciences, des modes No. 1 und 2 (26. und 27. VI. 1823), zusammen 10 Bände. Lithographien. (Schauspielerporträts etc.) von Delacroix, Chasselat, Swebach etc. 1000 Fr.

Paris, Anfang Januar. *R. Kieser.*

Londoner Brief.

Der König von England sandte dem *Institut der Journalisten* gelegentlich ihrer Jahresversammlung in London und einer an ihn gerichteten Adresse folgende Antwort: „Ich danke der Presse und den versammelten Journalisten außerordentlich für ihre freundlichen und loyalen Wünsche. Ich weiß sehr wohl, wieviel das Publikum den unausgesetzten Anstrengungen der Journalisten verdankt und schuldet. Nicht minder ist mir die schwere Verantwortung bekannt, welche die einzelnen Mitglieder dieser hochbedeutenden Gemeinschaft zu tragen haben!"

Soeben erschien in altbewährter Sorgfalt und schön ausgestattet „*The Second Supplement of National Biography. Vol. III. Edited by Sir Sidney Lee. Smith, Elder. London. 15 Schilling net.*" Einer der bemerkenswertesten Artikel in dem Bande stammt aus der Feder von *Mr. Gosse* und handelt über den Dichter *Swinburne*, dessen Jugendzeit durch Verbreitung neuen Lichtes eine erhebliche Aufklärung erhielt. Dann finden wir in dem Supplement einen interessanten, von *Sir Walter Armstrong* verfaßten Aufsatz über den Maler *Whistler*. Ersterer sagt unter anderem von dem Künstler: „Außer seinem Berufstalent besaß er auch das der Provokation im höchsten Grade. Er war bemüht, wirkliche Kunst zu lehren, aber ungemein verstimmt, wenn er dieselben Ideen bereits irgendwo anders vorfand." Weiter will ich noch einen vortrefflichen Artikel *Mr. Charles Boyds* erwähnen, der die charaktervollste, bisher erschienene Lebensbeschreibung von *Cecil Rhodes* gibt. Sein Biograph ist der Ansicht, daß dieser mit einer Herrennatur ausgerüstete Staatsmann eine dämonische Gewalt über alle in seine Nähe kommenden Personen ausübte. Endlich mache ich noch aufmerksam auf die von *Roß* geschriebene Biographie des in England hochgeschätzten Malers und Stechers *F. Sandys*. Er war ein ausgezeichneter Illustrator, berühmt durch seine Holzschnitte und vielleicht der beste englische Zeichner der Epoche.

Unter den im Zusammenhange mit Kunst stehenden Büchern sind es vornehmlich zwei, welche uns zu fesseln geeignet erscheinen und die beide von Damen verfaßt sind, so zuerst: „*Life and Letters of Frederick Shields. Edited by Ernestine Mills.* (*Longmau & Co.*), G. F. Watts (Macmillan & Co.), herausgegeben von der Gattin des Meisters. Shields hat sich einen Namen als Buchillustrator gemacht und durch Vorlagen für Glasfenster und dergleichen mehr. Er war ein Anhänger der Präraffaëliten und schaffte im Stile von Holman Hunt, den er aber nicht erreichte. Hinsichtlich der Memoiren über Watts bedarf es nur der Erinnerung, daß dieser selbständige Meister ebenso groß als Künstler wie als Mensch war. Eine nahe Freundin von Watts, *Mrs. J. Russell Barrington*, steht im Begriff, eine Lebensbeschreibung *Mr. Walter Bagehots* zu veröffentlichen.

Trotz unserer realistischen Zeit bleibt die Zunahme von Werken, die sich mit der Fabel, dem Märchen, dem Reiche der Feen und Romantik beschäftigen, bedeutend. Als vorzüglichste Beispiel mache ich namhaft: „*The Big Book of Fables, by Walter Jerrold, illustrated by Charles Robinson. Blackie 7 Schilling 6 Pence*". Ferner „*The Fables of Aesop. Illustrated in Colour by Detmold. Hodder & Stoughton. 15 Schilling*", sowie „*Grimm's Fairy Tales. Illustrated in Colour by Pocock. Henry Frowde, Hodder & Stroughton. 15 Schilling net.*" Zum ersten Male aus dem Deutschen in die englische Sprache übersetzt, erschien in dem Verlage von *Heinemann*: „*Grimmelshausen: The Adventurous*

Simplicissimus. Being the Description of the Life of a strange Vagabond, named Melchior von Fuchshaim."

Der alten Tradition gemäß spielt in den englischen Universitätsstädten die griechische Tragödie, im wahren Sinne des Wortes, eine große Rolle. So wurde von den Studenten der Universität *Cambridge* der „Oedipus Tyrannus" des *Sophokles* ausgezeichnet zur Darstellung gebracht.

Im Dezember-Heft von „*Scribners Magazine*" erschien ein von *Mr. Price Collier* verfaßter Aufsatz, betitelt „*The German Political Parties and the Press*", der namentlich interessant ist wegen der vergleichenden Statistik mit Englands und Amerikas Presse. Außerdem werden Ansichten darüber ausgesprochen, in wessen Händen und Diensten, sowie unter wessen Einflusse die Presse in Deutschland stehe.

Die Königin von England hat von dem Direktorium des British Museum ein Faksimile des berühmten, unter dem Namen „*Königin Marias Psalter*" bekannten Buches angenommen. Das Original besteht in einem illuminierten Manuskript aus dem XIV. Jahrhundert, nebst zusätzlichen Inschriften des Besitzers aus dem XVI. Jahrhundert. Seinen Namen leitet der „Psalter" von der Königin Maria Tudor ab, er kam 1757 durch Schenkung Georg III. in die Bibliothek des British Museum.

Die Gesellschaft der humoristischen Illustratoren hielt in der „*Coupil Gallery*" eine sehr gelungene Ausstellung ab. Unter den eingesandten Objekten nehmen die von *George Belcher*, der den Lesern unserer Zeitschrift längst kein Unbekannter ist, die erste Stelle ein. Er wurde inzwischen zum Mitglied der Akademie erwählt, eine beide Teile um so mehr ehrende Tatsache, da das Institut sich im allgemeinen nur schwer entschließt, einen Karikaturisten aufzunehmen.

Die englische Presse feierte in letzter Zeit die Wiederkehr von Geburtstagen bedeutender Schriftsteller in sehr sympathischer Weise. So geschah dies ganz besonders mit *Gerhart Hauptmann*. In Erfindung und Phantasiereichtum kommt ihm in England Thomas Hardy nahe, aber Ähnlichkeit in ihren Werken besteht nicht; dagegen ist Galsworty literarisch verwandt mit Hauptmann. Die andere hervorragende Persönlichkeit war der Fürst Kropatkin, dem ein Teil der englischen Presse zu seinem siebzigsten Geburtstage Huldigungen darbrachte.

In „Burlington House" hat die „Astronomische Gesellschaft" eine interessante Reliquie ausgestellt. Es ist dies ein Stück von dem Apfelbaum, dem Newton nach einer bekannten Anekdote das Gravitationsgesetz verdanken soll.

Unter den kürzlich bei *Sotheby* stattgehabten Versteigerungen erwähne ich die folgenden, und die in denselben gezahlten Preise für die bemerkenswertesten Bücher und Autographen; „Walton, The compleat Angler", frühe Ausgabe, 10000 M.; „Othello", die seltene zweite Ausgabe, 1700 M.; Lovelaces „Lucusta, Posthume Poems", erste Ausgabe und zugleich bekannt als die einzig intakte, 2000 M. (Quaritch).

Die sogenannte „*Ponsonby-Sammlung* von Exlibris", der Gräfin von Mayo gehörig, erzielte 11200 M.

„History of the Wars of the French Revolution from 1792—1815" mit 38 Originalzeichnungen von *Cruikshank*, versteigerte die Firma *Hodgson* für 1660 M. Die erste englische Übersetzung des „Don Quixote", zwei Bände, 1612—20, erreichte den bisher höchsten Preis von 6000 M., den Mr. Pearson bezahlte. Die erste Ausgabe von „Robinson Crusoe" erstand Mr. Quaritch für 2200 M. *La Borde* „Choix de Chansons mises en musique" mit hundert Stichen nach Morreau, kam auf 1840 M. „Les Metamorphoses d'Ovide", 4 Bände, 1767—70, erreichte 4200 M. (Humphries). *La Fontaine's* „Contes et Nouvelles en vers", 1795, wurde von Mr. Quaritch mit 3000 M. honoriert. Sechs Original-Federzeichnungen *Walter Cranes* zur Illustration der „Fairie Queene" 1000 M.

Leider ist der Tod von Charles Darwin zu beklagen, der als Professor der Astronomie an der Universität Cambridge sich erhebliche Verdienste um die Wissenschaft erworben hat. Er war der zweite Sohn Charles Darwins, des Autors von „The Origin of Species".

London, Anfang Januar. *O. v. Schleinitz.*

Wiener Brief.

Eine ungemein interessante Publikation ist soeben ausgegeben worden. Drei Jahre hindurch mußten die Mitglieder der Wiener Grillparzer-Gesellschaft auf die jährliche Gabe, „Das Jahrbuch der Gesellschaft" Verzicht leisten. Jetzt sind auf einmal alle drei Bände erschienen: „*Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft*", herausgegeben von *Karl Glossy*. 21.—23. Jahrgang (Wien, *Carl Konegen* 1912). Auch die Nichteingeweihten werden jetzt schwerlich mehr Vorwürfe wegen des so langen Ausfalls des Jahrbuches erheben. Denn die Arbeit, die in den drei vorliegenden Bänden steckt, hat große Anforderungen an die Schaffenskraft des Herausgebers gestellt und konnte nicht im Zeitraume eines Jahres bewältigt werden. Wird doch nichts Geringeres dargeboten als die Veröffentlichung aller jener *literarischen Geheimberichte*, die einen Hauptzweig des Metternichschen Systems bildeten. Es handelt sich hier um jenen Spionagedienst, den Metternich nach dem Frankfurter Revolutionsputsch organisierte und der in Mainz seinen Hauptsitz hatte. Dort in Mainz, das bekanntlich in den dreißiger Jahren des verflossenen Jahrhunderts eine von Österreich verwaltete Festung war, wurde vom Staatskanzler jene Informationsbehörde eingerichtet, deren Aufgabe es war, alle deutschen Literaten, Skribenten und Journalisten des In- und Auslandes aufs Genaueste zu überwachen und zwar sowohl deren persönliches als deren literarisches Leben. Zu diesem Zwecke wurde in Mainz ein eigenes Spionagebureau errichtet, an dessen Spitze der von Metternich nach Mainz gesandte Wiener Polizeikommissar *Karl Noc* stand, der unter dem Pseudonym *Nordberg* als zum Schein angestellter Sekretär des Mainzer Militärgouverneurs seine Dienste verrichtete. Diesem zur Seite standen zwei Hauptgehilfen, *Engelshofen* und *Bauernschmid*, die im Vereine mit einer



Reihe anderer sehr zweideutiger Gestalten (*Aldinger* alias *Baron Eyb*, *Strohmeyer*, *Schäfer* und andere) ein ganzes Netz über fast sämtliche irgendwie in Betracht kommenden Literaten schauten. Von Mainz gingen diese Geheimberichte an die *Wiener „Zentralinformationskommission*", in der sämtliche Justiz- und Polizeibehörden des Staates vertreten waren. Begreiflicherweise hat man es insbesondere auf das *Junge Deutschland* abgesehen, in deren Kreise sich die von Metternich gut bezahlten abenteuernden Halbliteraten einzuschleichen wußten, um bis in die kleinste Einzelheit über das Leben und Treiben der von ihnen überwachten Schriftsteller zu berichten. *Gutzkow, Heine, Laube, Dingelstaedt, Mundt, Wienbarg*, die Pariser Flüchtlinge, die Züricher Kolonie, alle wurden literarisch und menschlich abkonterfeit, natürlich immer so, daß die Herren in Wien an diesen Schnüffelberichten Gefallen finden konnten. Selbst die Chiffern, unter denen die führenden Geister des Jungen Deutschlands in die Augsburger „Allgemeine Zeitung" schreiben, waren genau registriert, ebenso der Wiener Mitarbeiter. Es ist ein hochinteressantes Zeitdokument, das hier der bewährte Redakteur des „Grillparzer-Jahrbuches" aus alten Archiven und zwar größtenteils aus dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv und dem Archive des Ministeriums des Innern hervorholte. Die Geheimberichte umfassen die Zeit von 1833—1847, reichen also bis unmittelbar an jenes Jahr, wo das ganze Metternichsche System zusammenbrach. Von den vorliegenden drei Bänden bringt ein Band die außerordentlich interessante Einleitung des Herausgebers nebst den nötigen Anmerkungen, indes die übrigen zwei Bände die erwähnten Geheimberichte enthalten. Die Geschichte des Jungen Deutschlands wie überhaupt des literarischen Vormärz erfährt durch diese Publikation eine eigenartige Bereicherung.

Die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages *Hermann v. Gilms* (28. November) brachte zwei Gaben: *Hermann v. Gilms Familien- und Freundesbriefe*, herausgegeben von *Dr. Moritz Necker* (Verlag des Literarischen Vereins in Wien 1912) und das *„Festbuch zum hundertsten Geburtstage Hermann v. Gilms"*, herausgegeben von der Innsbrucker akademischen Burschenschaft Suevia (Innsbruck, Kommissionsverlag der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung 1912). In der erstgenannten Publikation tritt uns Tirols größter Lyriker, frei von der dichterischen Form, in all seiner Weichheit, Wehmut, aber auch in seinem Schwung, seiner Begeisterung und seinem fast naiven Idealismus entgegen. Der Dichter der „Jesuitenlieder" war alles eher nur kein Psychologe oder politischer Kopf. Alle berauschenden Phrasen der Zeit nahm er, der Feurige, Gläubige und fast Kindliche, für bare Münze, hier ganz ungleich Hebbel, der sich auch um 1848 und später nicht betrügen ließ. Den Familien- und Freundesbriefen sollen bald die Liebesbriefe des Dichters folgen, denen wohl das größte Interesse entgegengebracht werden wird. Das warm geschriebene Vorwort des Herausgebers soll noch hier besonders empfohlen sein. — In dem Gilm gewidmeten, von der Burschenschaft Luevia herausgegebenen Festbuche kommen mit Gedichten Erler, Wilhelm Fischer (Graz), K. W. Gawalowski, mit einer Skizze über Gilms Lyrik K. Ginhart zu Worte, ferner Rudolf Greinz mit einer biographisch-psychologischen Abhandlung über den Dichter, des weiteren Ottokar Kernstock, Angelika v. Hörmann und andere; die zweite Abteilung enthält zum Teil schon veröffentlichte novellistische Beiträge österreichischer Autoren; im dritten Abschnitte finden wir Ausführungen deutschnationaler Politiker, die Gilm als freigesinnten Menschen feiern. Der Almanach ist typographisch würdig ausgestattet. Der Reinertrag des Festbuches (K. 2,40) dient der Vorbereitung einer Volksausgabe der Gilmschen Werke. Von *Gerlachs Jugendbücherei*, die nach der buchkünstlerischen Seite nicht genug gewürdigt und geschätzt werden kann, liegen zwei neue wie immer wunderschön geratene Bändchen vor und zwar Band 28/29 *Hauffs „Ausgewählte Märchen"* mit Bildern von *Karl Fahringer* und Band 30 *„Deutsche Sagen der Brüder Grimm"* mit Bildern von *Ernst Liebenauer*. Die Bildnisse Hauffs und der Brüder Grimm sind den Bänden beigegeben.

„Die Technik im Lichte der Karikatur". Eine analytische Studie von Dr. *Anton Klima*, Regierungsrat am Technischen Museum für Industrie und Gewerbe in Wien — so nennt sich ein Werk, das soeben im Verlage von *Franz Malota*, Wien herausgekommen und mit 139 Abbildungen geschmückt ist. Ich habe schon seinerzeit an dieser Stelle auf den in diesem Werke (anläßlich eines Vortrages des Verfassers) behandelten Gegenstand aufmerksam gemacht und die Durchsicht des Bandes rechtfertigt völlig das Unternehmen Klimas, sein umfangreiches Material in einer besonderen Darstellung zu verwerten. Seit langem hat sich die zeichnende und malende Satire mit den technischen Fortschritten befaßt, wenngleich wir oft achtlos daran vorübergingen, in welchem starkem Ausmaße dies insbesondere in den Witzblättern geschieht. Das erste Land der technischen Karikatur war wohl England gemäß seiner industriellen und technischen Frühleistung. In neuerer Zeit hat dort vornehmlich W. Heath Robinson die Augen auf sich gelenkt. „Dessen Stärke besteht in der Vorführung simpler, technischer Vorgänge durch einen äußerst komplizierten Apparat, den er absichtlich aus den dürftigsten, zumeist gänzlich unzulänglichen Bestandteilen zusammengesetzt hat." So wird zum Beispiel ein ungeheurer, äußerlich ungemein komplizierter, aber im Grunde sehr primitiver Apparat von nicht weniger als zwölf Personen in Bewegung gesetzt, um eine nur faustgroße Zitrone auszupressen. Von den Franzosen müssen auf dem Gebiete der technischen Satire F. J. Granville, von Deutschen H. Kley, von Österreichern der verstorbene Ernst Juch — leider noch immer zu wenig gewürdigt — genannt werden. Die Linie der technischen Satire führt von zeichnerischen Ulken, wie die Darstellung einer Rasierstube nach dem Rezepte: „Bediene dich selbst" über die Illustration technischer Redewendungen wie „Steuerschraube" usw., die Verlebendigung des Unbelebten (Eisenbahn, Automobil), die Umwandlung des lebendigen Menschen in einen technischen Apparat bis zu



jener geistig wohl am höchsten stehenden technischen Karikatur, die die Technik selbst als Kulturfaktor unter den Griffel nimmt, Zukunfts- und Fortschrittsbilder entwirft usw. Es ist hier nicht die Möglichkeit auf einzelnes des höchst anregend gehaltenen und verdienstvollen Werkes Klimas einzugehen. Hervorheben möchte ich unter anderem Ernst Juchs Darstellung „der Internationale" (vor fast 40 Jahren) im Wiener Witzblatte „Figaro": Der Rumpf ein Petroleumfaß, der Kopf eine Petroleumlampe, die Beine zwei Haken, die Arme Heugabeln nebst etlichen sonstigen Zerstörungsmitteln. Damit man aber nicht fehlgehe, hat Juch das Bild ausdrücklich noch umschrieben: „Die Internationale" — „Der neue europäische Wauwau", ferner ein Blatt des Wiener „Figaro" auf den gotischen Stilisierungswahn der damaligen Zeit (1860). Vertreten sind natürlich auch die meisten bekannten modernen Karikaturisten. Mit Recht betont der Verfasser, daß seine Studie noch ein Stück Neuland bedeutet. Die Wiedergabe der Zeichnungen und Bilder in dem schön ausgestatteten Bande ist vorzüglich. Der Preis des Werkes beträgt 7,40 Kr.

Die *„graphischen Künste"* der *„Gesellschaft für vervielfältigende Kunst"* liegen in zwei neuen wie immer reichhaltigen Heften (Heft 4 des 35. und Heft 1 des 36. Jahrganges) vor (Originalradierungen von *Coßmann, Alfred East, C. J. Vondrous* usw.). Zugleich wurde die *„Jahresmappe"* und die „Prämie" für 1912 aus gegeben. Die letztgenannte macht wieder große Freude, sie stellt eine getönte Originalradierung des Belgiers *Marten van der Loo*: Tauwetter (Motive aus Mecheln) dar; Bildfläche ist 44:69:90 cm. Prächtig ist auch diesmal die Jahresmappe ausgefallen, die farbigen Originalarbeiten von *Josef Stoitzner* (zwei schöne Holzschnitte „Aus den Tannen" und „Hochgebirge im Winter") von *Alois Hänisch* („Aus Schönbrunn") und *R. Schwetz* enthält. Der letztgenannte ist mit einem besondere Eigenart verratenden Linoleumschnitt „Slowakisches Bauernhaus" vertreten.

Wien, Anfang Jänner. *Hans Feigl.*

Römischer Brief.

Von den letzten Neuerscheinungen auf dem italienischen Büchermarkte ist eine der bedeutendsten und für uns Deutsche bei weitem interessantesten die erste völlständige italienische Übersetzung von *„Goethes Gesprächen mit Eckermann"*. Der Band ist bei Laterza & Figli in Bari als Nr. 4 der Sammlung „Scrittori Stranieri" erschienen und führt den Titel: *„Giovanni Pietro Eckermann. Colloqui col Goethe." Traduzione di E. Donadoni.* Er umfaßt 380 Seiten in Oktavformat und kostet 4 Lire. *Giulio Caprin,* über dessen Studien zur neueren deutschen Literaturgeschichte ich an dieser Stelle schon mehrfach berichtet habe, widmet dem Werke im *„Marzocca"* einen außerordentlich eingehenden Artikel, aus dessen Platz in dieser Zeitschrift — auf der ersten Seite — und aus dessen Ausführlichkeit schon allein die Bedeutung ersichtlich ist, die man in literarisch interessierten Kreisen dieser Übersetzung beimißt. Der Aufsatz ist überschrieben: *„Insegnamenti dell' Olympico"* (Die Lehren des Olympiers). Caprin bespricht eingehend die Umstände unter denen Eckermann mit Goethe bekannt wurde, und wie aus dieser Bekanntschaft das berühmt gewordene Freundschaftsverhältnis entstand; er spricht dann über die Gelegenheiten; denen wir diese Gespräche verdanken, über ihren Wert als Selbstbekenntnisse Goethes und ihre Authentizität; gibt auch ein Resumé des Inhalts in ganz allgemeinen Zügen, so weit dies im Rahmen eines Aufsatzes, einem so umfassenden Werke gegenüber möglich ist. Die Worte, mit denen Caprin seine Ausführungen schließt, werden interessieren als die Auffassung eines klugen Italieners vom Werte Goethes: „So mögen sich diejenigen in die „Gespräche Goethes mit Eckermann" vertiefen, die wenigstens den Geist eines Eckermann in sich fühlen. Sie werden sich ein wenig an der heiteren Illusion erfreuen, daß auch ihr Leben dem Goethes ähnlich sein könne, daß die Widersprüche in Geist und Herz, an denen sie leiden, sich auch für sie wie für Goethe in einem Gleichgewicht von Wahrheiten lösen können, sicheren Wahrheiten, die nicht nur eingebildet, sondern von ihm wirklich gesehen worden sind, und leichter gesehen als von irgend einem anderen, in der Welt des Scheines; Wirklichkeiten, die zu verstehen *unserem* Geiste Schranken gezogen sind; große Wahrheiten, die im letzten Grunde nichts sind, als die Erhabenheit des guten Geistes, *des* guten Geistes in dem Sinne, den Goethe ihm gab: einer gesunden heiteren Auffassung des Mysteriums der Welt."

Der Verleger selbst widmet dem Bande eine so eingehende Empfehlung, wie selten einer seiner Veröffentlichungen: „Keine vollständige italienische Übersetzung — sagt er — existierte bis jetzt von diesen Gesprächen, die noch heute eines der populärsten Bücher in Deutschland sind; sind sie doch die Gespräche eines Mannes mit Goethe, den dieser selbst in einem Briefe an Carlyle als mit seiner Auffassung und seiner Art zu denken vollkommen vertraut bezeichnete. Die Gespräche sind mehr als die Evokation der Persönlichkeit des Dichters, sie sind vielmehr ein Supplement zu den Werken Goethes, wie das Testament, in dem er nahe vor seinem Ende jenen tieferen, reineren und besseren Teil seines Selbst niederlegte, den er in seiner überlegenen Abgeschlossenheit und in der Mühe und der Begeisterung des Schaffens, nicht immer in das rechte Licht zu stellen bedacht gewesen war. Diese Gespräche geben uns die endgültige und nunmehr heitere Moral des Weisen, auf allen Gebieten des Wissens und der Künste, seine Meinungen über die Probleme, die die Menschen am meisten interessieren, über die Werke des Geistes und über die bedeutendsten Persönlichkeiten des Jahrhunderts. Goethe enthüllt sich hier in der ganzen umfassenden Größe seiner Weisheit, in der ganzen Vielseitigkeit seines Geistes, in der ganzen immer jungen Frische seiner Auffassung, seines Gefühls, wie sie voll erfassen und getreu wiedergeben nur ein Mensch wie Ecker-

mann konnte, der viele Jahre hindurch in enger, täglicher geistiger Gemeinschaft mit dem Dichter lebte, den er wie einen Vater liebte, wie einen Gott verehrte. So entstellt Eckermann auch nicht, nicht einmal unbewußt die Figur Goethes; denn wer glühend liebt, sieht und versteht besser als wer starr beobachtet." —

Als Band fünf und sechs der Sammlung „Scrittori stranieri" sind erschienen: *Edgar Allan Poe*, *„Poetische Werke"*, Gesamtausgabe in Übersetzung von *F. Olivero* und *Cervantes, Novellen*, übersetzt und kommentiert von *A. Giannini*. Der Preis eines jeden dieser Bände beträgt ebenfalls 4 Lire.

In seiner Lieblingsstadt Florenz, wo er eine stadtbekannte Persönlichkeit war, verschied vor kurzem *Filippo Orlando*, ein begeisterter Literaturfreund und Bibliophile und ein geachteter Schriftsteller. Er stammte aus Sizilien und leitete in Florenz zehn Jahre hindurch die *„Letture di Famiglia"* und gründete das *„Giornale di Erudizione"*. Er gab eine wichtige Sammlung unter dem Titel *„Carteggi italiani inediti o rari"* heraus und forschte eifrigst nach wertvollen alten Handschriften von Novellisten und Chronisten für seine *„Bibliotechina grassoccia"*, von der viele Bände erschienen sind. Er liebte schöne Bücher und seine Ausgaben sind fast alle auf Handpapier gedruckt, sehr gut ausgestattet und in wenigen numerierten Exemplaren hergestellt. Aber noch mehr liebte er es bibliographischen Seltenheiten nachzuspüren und sie zu sammeln, nicht herausgegebene Briefe oder Abhandlungen, unbekannte historische Notizen und charakteristische Anektoden aus der Geschichte. Er besaß in seinem Archiv alte vergessene Memoiren und Briefe, oder kopierte sie aus anderen Archiven, immer darauf bedacht, daß sie noch unveröffentlicht wären. Als gelehrter Feinschmecker neigte er zu dem Novellenstil in Boccaccios Manier und zu der verlorenen Poesie eines Historikers des *„risorgimento"* (Erhebung Italiens). Als treuer Freund bewahrte und veröffentlichte er die hinterlassenen Schriften und die Memoiren von *Maineri*, *Regaldi*, *Rapisardi* und *Zamboni* und kannte das Leben und die Schicksale der Schriftsteller der letzten beiden Generationen. Er liebte eine strenge und ernste Kultur, aber immer mit ein wenig anekdotenhafter Merkwürdigkeit; und dieser Liebe gab er besonderen Ausdruck in dem *„Giornale d' Erudizione"*, das eine Art italienischer *„Notes and Queeries"* oder *„Intermédiaire des chercheurs et des curieux"* war und nicht immer den ungeteilten Beifall der Liebhaber und Sammler dieser Richtung fand. Er war auch ein rühriger Verbreiter der Literatur: die Liebe zu den Büchern hatte ihn dazu geführt einmal eine Leihbibliothek zu gründen, die „Biblioteca Ugo Foscolo", der er einen guten Teil seines Vermögens opferte. Auch bestimmte ihn seine Liebe zur Volksbildung zur Herausgabe einer großen Sammlung von Ansichtskarten mit den Porträts der berühmtesten Italiener alter und neuer Zeit, für deren jede er eine kurze Biographie und Bibliographie zu schreiben beabsichtigte. Leider führte er nicht alle seine Unternehmungen zu Ende. Er ließ die *„Bibliotechina grassoccia"* unvollendet und gab die Sammlung von *„Carteggi"* auf. In der letzten Zeit hatte ihn die Liebe zum Journalismus wieder erfaßt. Er veröffentlichte in der *„Nazione"* einige Chroniken reich an Erinnerungen und Anektoden und sehr angenehm zu lesen, und im *„Marzocco"* seine wichtigsten Aufsätze, voll von unveröffentlichten Briefen und Dokumenten, so den unveröffentlichten Briefwechsel *Giobertis* und *Guerrazzis*, wie den *Montanellis* und der *Ristori*, ferner die interessanten Dokumente über die Universität Pisa im Jahre 1848 und viele andere. —

Der Pariser Architekt *Paul Bigot* hat vor kurzem einen großen rekonstruierenden Plan des alten Rom vollendet, der in Fachkreisen hohe Anerkennung findet und viel von sich reden macht. Wie *Pottier* im *„Temps"* berichtet, hat dieser Plan Bigot nicht nur zehn Jahre unermüdlicher Arbeit gekostet, zehn Jahre voll mühevollsten Schaffens zwecks Nachforschung nach den nötigen Dokumenten, Untersuchung des Terrains, Abwägung des Reliefs und Rekonstruktion der alten Bauten, sondern oft war er auch in Sorge und Verlegenheit um die Aufbringung der nötigen Geldmittel. Bigot hat fast Heldenhaftes geleistet, um die Riesenarbeit zu vollenden, die kürzlich, gelegentlich des Archäologenkongresses in Rom auch die größte Bewunderung fand. Dieser Plan ist ein ungeheures Relief von elf Meter Länge und sechs Meter Breite und stellt die ewige Stadt im IV. Jahrhundert unserer Zeitrechnung dar, als die berühmtesten Monumente erbaut waren, selbst die großartigen Thermen, die die Regierungen des Titus, des Trajan, des Caracalla, des Diokletian und des Kaisers Constantin kennzeichnen. Es ist eine bedeutsame Heraufzauberung des *„Roma aurea"* vor den Augen des modernen Menschen. Viele Gelehrte haben anerkannt, daß es sich um eine ganz wunderbare Rekonstruktion handelt. *Guglielmo Ferrero* hat in einem Artikel für eine französische Zeitschrift eine eingehende Beschreibung der einzelnen Teile des Planes gegeben und meint, daß Reproduktionen dieser Arbeit in allen bedeutenden Museen und großen archäologischen Instituten Europas und Amerikas aufgestellt werden sollten. *Hülsen*, der anerkannte Meister der römischen Topographie, hat auf dem Archäologenkongreß gesagt: „Es wäre zu wünschen, daß ein sowohl wegen seiner wissenschaftlichen Genauigkeit, wie wegen der künstlerischen Ausführung so bedeutsames Werk, allen denen zugänglich gemacht würde, die das Original nicht sehen können, um so dem Universitäts- und Gymnasialunterricht vorzügliche Dienste zu leisten". *Monsignor Duchesne*, der Direktor der französischen archäologischen Schule in Rom hat einen warmen Aufruf an Gelehrte und das gebildete Publikum erlassen, um eine Subskription zu eröffnen. Das Ergebnis soll dazu dienen, die Kosten für die endgültige Vollendung der Arbeit und die notwendige Umgießung des großen Reliefs in Metall aufzubringen; es ist nämlich bis jetzt nur in Gips ausgeführt und so zerbrechlich, daß es in dem gegenwärtigen Zustand nicht einmal transportfähig wäre. Pottier erkennt in Bigot nicht nur einen Gelehrten und Künstler zugleich an, sondern auch einen *„tenacem propositi virum"*, der, verfolgt, sich in die Schar der eigenen Verfolger flüchtet. Wie viele würden an seiner Stelle den Mut verloren und das Unter-

nehmen aufgegeben haben! Wie leicht wäre es ihm gewesen, es zu machen wie seine Mitpensionäre aus der Villa Medici (Sitz der französischen Akademie in Rom. E. R.) nach Frankreich zurückzukehren und seinen „*Prix de Rome*", wie seine Fähigkeiten als Architekt auszunutzen, Häuser zu bauen und Geld zu verdienen! Aber Bigot hat seiner Arbeit sein Leben widmen und opfern wollen. Möge nun wenigsten diese seine Arbeit dauernd dem praktischen Zwecke des Unterrichts und Studiums von Nutzen sein!"

Bei Fratelli Treves in Mailand erschien eine Anthologie italienischer Dichter des XIX. Jahrhunderts, die sicherlich auch bei uns in Deutschland, wo gerade diese Epoche der italienischen Literatur am wenigsten bekannt und geschätzt ist, lebhaftem Interesse begegnen dürfte. Ich glaube, daß dieser Band bei uns um so eher Liebhaber finden wird, als er, obgleich in gedrängter Kürze gefaßt, doch wenigstens eine Idee einer ganzen Literaturepoche gibt und Proben der Dichtungen einer großen Anzahl Italiener des vergangenen Jahrhunderts bietet. Der Titel lautet: *I poeti Italiani del secolo XIX. Antologia compilata da Raffaello Barbiera. Con proemio, biografia, note e ritratti.* Ein Band in-16° von 1400 Seiten auf Velinpapier gedruckt, mit 10 Porträts, in hübschem Leinwandband. Preis 10 Lire. Der Verleger gibt dieser interessanten Sammlung unter anderem folgende begleitende Worte mit: „Ein großes prächtiges Werk, das goldene Buch der italienischen Lyrik des XIX. Jahrhunderts. Es beginnt mit *Monti* und schließt mit einem anderen König des Wortes *Gabriele d' Annunzio*". Die Dichter werden dort mit ihren schönsten und ihre Eigenart am besten charakterisierenden Gedichten sowie mit kurzen Biographien vorgeführt. Von den bedeutenderen wird eine größere Anzahl Gedichte wiedergegeben; beinahe alle von Foscolo, Leopardi und Giusti. Den satirischen Dichtungen des letzteren sind geschichtliche Anmerkungen beigegeben. Ebenso sind die Dichtungen Leopardis von biographischen Anmerkungen begleitet. Alle poetischen Richtungen des vergangenen Jahrhunderts sind berücksichtigt: der Klassizismus, die Romantik und der Realismus. Auch den Dichtern des *risorgimento* ist ein breiter Platz eingeräumt. Meines Wissens existierte eine derartige Anthologie bisher noch nicht und kommt einem wirklichen Bedürfnis entgegen.

Rom, Anfang Januar 1913. *Ewald Rappaport.*

Amsterdamer Brief.

Anläßlich der hundertjährigen Wiederkehr der Befreiung von französischer Herrschaft — 1813 — die auch in Niederland festlich begangen werden soll, sind eine Reihe von Werken erschienen oder noch im Erscheinen begriffen, die dem Volke die Geschichte jener denkwürdigen Zeit wieder ins Gedächtnis rufen sollen. Das bemerkenswerteste und umfangreichste, auf vier Bände berechnete wird im Auftrage der „Maatschappy der Nederlandsche Letterkunde," von G. J. W. Koolemans Beynen herausgegeben (*Historisch gedenkboek der herstelling van Neêrlands onafhankelykheid in* 1813 . . *onder leiding van G. J. W. Koolemans Beynen. Haarlem, Erven F. Bohn*, 1912, 8°. Preis komplett 20 fl.) Namhafte Historiker zählen zu den Mitarbeitern. Der Leidener Professor *P. J. Blok* behandelt die politische Seite der Umwälzung, ein anderer Leidener Professor, *Th. Bussemaker* die diplomatische Seite der Befreiung und der Herausgeber, der General *Koolemans Beynen* den wichtigsten und umfangreichsten Teil, die militärische Geschichte des Aufstandes, während das Mitglied der zweiten Kammer, *W. H. de Beaufort*, eine Charakteristik der führenden Persönlichkeit der Bewegung, des Gysbert Karel van Hogendorp beigesteuert hat. Neben diesen die Bewegung in ganz Niederland zusammenfassenden Kapiteln wird außerdem die Geschichte der Befreiung in den einzelnen Provinzen und Distrikten von mit der lokalen Vergangenheit vertrauten Kräften ausführlich geschildert werden, alles auf Grund eingehender archivalischer Forschung, so daß das Werk ein treues und anschauliches Bild jener Zeit verspricht. In dem vollendeten ersten Band liegt der allgemeine Teil aus der Feder der genannten Autoren abgeschlossen vor, vom lokalgeschichtlichen Teil sind Foresland vollständig, und von Groningen und Drenthe nur die wichtigsten Orte behandelt. Die Illustrierung des Werkes liegt in den Händen von *N. Beets;* die Abbildungen sind nach zeitgenössischen Stichen und Gemälden angefertigte Autotypien, in der großen Mehrheit Porträts der Persönlichkeiten, die damals eine Rolle spielten. Von der Ausstattung ist nichts Besonderes zu sagen; äußerlich ist es eine Durchschnittsleistung, ohne jeden festlichen Charakter, den man vielleicht bei einem solchen Gedenkbuch erwartet hätte.

Ein anderes zu der Gedächtnisfeier erschienenes, gleichfalls illustriertes Werk gibt einen Rückblick über die letzten hundert Jahre, die als Periode stetigen, aber langsamen Fortschrittes hingestellt werden: *C. A. te Lintum, Een eeuw van voortgang*, 1813–1913. *Zutphen, W. J. Thieme.* In diesem Buche werden auch die wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft besprochen. In den ersten Lieferungen liegen erst vor: *J. Callenbach, Neerlands onafhankelykheid hersteld, Nykerk*, mit aus der großen Sammlung historischer Stiche des Herrn J. van Stolk in Rotterdam ausgewählten Illustrationen, und ein für das Volk berechnetes Jubiläumswerk: *L. Penning, „Nederland en Oranje vereenigd, s'Gravenhage" D. A. Daamen.*

Ich habe schon verschiedentlich auf das große Verdienst hingewiesen, das sich die „Wereldbibliotheek", der holländische Reclam, der sich von seiner deutschen Schwesterunternehmung nur durch bessere Ausstattung und etwas höheren Preis unterscheidet, um die Verbreitung gediegener billiger Lektüre und dadurch um die Hebung des geistigen Niveaus des großen Publikums erworben hat. Der Begründer der Bibliothek, L. Simons, gibt in einem in der von ihm redigierten Zeitschrift „De Ploeg" veröffentlichten Rückblick eine kurze Geschichte seiner Unternehmung, woraus ich das Wichtigste hervorheben möchte. Er erzählt, wie er zuerst im Jahre 1904 auf dem Kongreß für Niederländische



Sprache und Literatur einige Verleger für den Plan billiger Volksausgaben zu erwärmen versucht, aber kein Glück bei ihnen gehabt habe. Denn diese Herren dachten zu pessimistisch, meinten das Sprachgebiet sei zu klein, nur große Völker könnten sich so etwas erlauben. Aber S. ließ sich dadurch nicht entmutigen, und weil er keinen Verleger fand, ging er selbst unter die Verleger. Anfänglich hatte er nur die Absicht, Neudrucke älterer Literatur herauszugeben, und das erste Werk der Weltbibliothek, das im Juni 1905 erschien, war auch die Neuausgabe eines holländischen Romans aus dem XVIII. Jahrhundert, der „Sara Burgerhart" von dem Freundinnenpaar Elisabeth Wolff und Agatha Deken (1782). Mit diesem Erstling hatte der Verlag einen beispiellosen Erfolg, der die kühnsten Erwartungen weit übertraf; ein Buch, das man für das moderne Publikum für tot gehalten hatte, von dem der Buchhändler bisher froh gewesen war, wenn er im Jahre mit Mühe und Not ein paar Exemplare absetzen konnte, war in einer Auflage von 4000 Exemplaren schon nach drei Monaten ausverkauft; die zweite Auflage, in 5000 Exemplaren gedruckt, war nach sechs Monaten vergriffen, und bis heute sind im ganzen 17000 Exemplare verkauft worden, obwohl der Preis inzwischen von 40 auf 60 Cents = 1 M erhöht worden war. Der zweite Erfolg betraf ein Schauspiel, Ibsens „Stützen der Gesellschaft", auch dies schlug ein, und das Werk ist heute in 6500 Exemplaren in den Händen des niederländischen Publikums.

Im Laufe der sieben Jahre ihres Bestehens hat die „Wereldbibliotheek" im ganzen eine Million Bücher verkauft, eine erkleckliche Ziffer; die Anzahl der herausgegebenen Werke betrug 200; davon entfällt ungefähr Dreiviertel auf die schöne Literatur, auf Roman, Schauspiel und Lyrik (141 Nummern), der Rest auf wissenschaftliche (49 Nummern) und Jugendliteratur (10 Nummern). Sehen wir uns die schöne Literatur etwas näher an, so finden wir, daß die Hälfte, nämlich 77 Nummern der niederländischen Literatur angehört, und zwar, was das Merkwürdige ist und worin ein bedeutsamer Unterschied von Reclam liegt, der Mehrzahl nach der zeitgenössischen niederländischen Literatur. Bei den 77 Nummern finden wir von älteren Schriftstellern nur 12 mit 16 Nummern vertreten, während die übrigen 51 alle Erzeugnisse der gegenwärtigen Generation sind. Das bedeutet für Puklikum wie Schriftsteller einen unschätzbaren Gewinn; der moderne Schriftsteller hat in Holland durch diese Einrichtung der „Wereldbibliotheek" wirklich die Möglichkeit, unmittelbar zu seinen Zeitgenossen zu sprechen, in Deutschland müssen oft erst 30 Jahre nach dem Tode eines Autors verstrichen sein, bis derselbe zum Kern des Volkes durchdringen kann. Es sind nicht die schlechtesten, die ihre Werke in der Wereldbibliotheek erscheinen lassen, von modernen Romanschriftstellern finden wir hier: L. Couperus, Frau van Gogh-Kaulbach, van Hulzen, Johan de Meester, Quérido, Scharten-Antink, Nico van Suchtelen, Herman Teirlinck, alles Namen von literarischem Ruf; allerdings sind diese Originalausgaben auch wesentlich teurer als die übrigen Ausgaben der Wereldbibliotheek, der Preis stellt sich statt auf 0,30 c. auf 1,90 fl. = 3,15 M, was in Anbetracht der Qualität und des Umfanges der Werke — manche zählen über 500 Seiten — aber immer noch mäßig und auch für einen bescheidenen Geldbeutel erschwinglich scheint. Während nun bei der schönen Literatur die niederländische bedeutend überwiegt, so ist von der wissenschaftlichen der größere Teil aus anderen Sprachen übersetzt; doch enthalten einige Gebiete dieser Abteilung wie die Rubrik Literatur und Kunstgeschichte fast ausschließlich, eigens für die Zwecke der Weltbibliothek geschriebene Originalwerke von niederländischen Schriftstellern und Fachmännern. Dagegen dominiert das Ausland fast völlig auf dem Gebiete der Geschichte, der Soziologie und Pädagogik.

Daß eine Unternehmung wie die „Wereldbibliotheek" in den Kreisen des Buchhandels ihre Feinde und Neider hat, ist natürlich; kürzlich ist auch von bibliophiler Seite Einspruch gegen dieselbe laut geworden. J. Greshof, der Herausgeber der „Witte Mier", hat im Novemberheft seiner Zeitschrift warnend seine Stimme erhoben und von der Gefahr Simons gesprochen. Aber die Furcht, daß das gute und schön ausgestattete und infolgedessen teuere Buch unter der Konkurrenz der Weltbibliothek leiden möchte, scheint mir doch unbegründet. Denn die Kreise, an die sich die Weltbibliothek doch in erster Linie wendet, kämen für kostbare, teuere Ausgaben gar nicht in Betracht; das sind die Leute, die eben ohne die Weltbibliothek einfach darben würden; und daß durch die Ausgaben der Weltbibliothek Geschmack oder Freude an der äußeren Ausstattung des Buches verdorben werden könnte, wird auch niemand ernstlich behaupten können. Im Gegenteil dürfte das Gefühl für zweckmäßige, einfache, aber gediegene Ausstattung durch die Weltbibliothek eher geweckt werden, als durch so viele teuere und luxuriösere Bücher anderer Verleger. Die wirklichen Bücherfreunde aber, deren Sinn nach kostbaren preziösen Ausgaben steht, werden von der Weltbibliothek ungerührt und unberührt bleiben. Zu den letzten Erscheinungen der Weltbibliothek gehört unter anderen der dritte Teil des ersten Bandes von *Marx „Das Kapital"* in der Übersetzung des sozialistischen Theoretikers *F. v. d. Goes*, *Zahns „Frauen von Tannö"*, *Platos „Apologie"*, *Schnitzlers „Liebelei"* unter dem Titel *„Minnespel"*, in der Übersetzung von *Frans Mynssen* und von holländischen Originalwerken der im „Gids" erschienene Roman des Ehepaares *Scharten-Antink*, *„De vreemde heerschers"*, die seinerzeit in der „Beweging" zuerst veröffentlichte Übersetzung von *Miltons „Paradise lost"* durch *Alex Gutteling* und *„De Zonde in het deftige dorp"* von *Joh. de Meester* und Verse von *Nico van Suchtelen*. — Von in letzter Zeit erschienenen Beiträgen in holländischen Zeitschriften verdienen besondere Erwähnung einige Aufsätze im letzten Quartal der Zeitschrift *„Groot Nederland"* von *Just Havelaar*, auf den ich schon einmal gelegentlich eines Referates einer Abhandlung über das holländische Stilleben aufmerksam gemacht habe. Sein psychologischer Spürsinn und sein glänzendes Charakterisierungsvermögen, verbunden mit einem

plastischen Stil, machen seine Aufsätze über *„De mensch Schopenhauer"* und *„Jean Jacques Rousseau"* (September und Oktoberheft) zu einer sehr anregenden und genußreichen Lektüre. —

Gedankentiefe und formvollendete Verse gibt *Verwey* im Novemberheft der *„Beweging"*. Verwey kultiviert ein ganz eigenes Genre philosophisch-bildmäßiger Lyrik wie in Deutschland Stefan George und der Kreis der „Blätter für die Kunst". Die Darstellung der äußeren Wirklichkeit ist ihm nie Selbstzweck; sie hat für ihn nur den Wert eines Symbols, eines sichtbaren Zeichens für das wahrere und tiefere Leben der Seele, das ihm als das einzig Reale gilt, und alle äußere Wirklichkeit, alles äußere Geschehen dient ihm nur vergleichsweise, um für dieses geheimnisvolle, rätselhafte Leben und Weben der Seele in seiner Unbestimmtheit ein Bild zu formen, im Sinne der Goetheschen Worte „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis". —

Der Kuriosität halber sei hier erwähnt ein im selben Heft vorkommender Hinweis auf einen Vorgänger des *Nietzscheschen Gedankens der ewigen Wiederkunft der Dinge*, der den Nietzscheforschern bisher wohl entgangen sein wird, weil er in einer englischen Robinsonade vorkommt, wo niemand derartige tiefsinnige Spekulationen vermutet haben wird; in der Form, in der sie daselbst geboten werden, wirken sie aber englisch-nüchtern. Es ist das beliebte Jungenbuch *„Peter Simple"* von *Marryat*, wo solche Gedanken dem Schiffszimmermann Muddle in den Mund gelegt werden.

Im Septemberheft von *„Groot-Nederland"* schreibt *Frans Erens* anläßlich des kürzlich erschienenen Buches von Gustave Coquiot „Le vrai Huysmans" über diesen französischen dekadenten Konvertiten, mit dem er persönlich bekannt war. Über die literarische Bedeutung von *Huysmans* sagt er das folgende: „Vor zwanzig Jahren schien *Zola* so viel größer, ein so viel besserer Schriftsteller als Huysmans. Wir standen damals so dicht vor ihrer Höhe. Aber jetzt sehen wir sie par distance und aus der Ferne, und jetzt besteht nicht mehr solch ein Unterschied. Im Gegenteil wir haben alles zusammen genommen noch mehr an dem Werk von Huysmans als an dem von Zola. Dieser bleibt glänzender, das ist unbestreitbar, doch der Verfasser von „A vau l'eau" (unter dem Titel „Stromabwärts" von Else Otten ins Deutsche übersetzt) ist von den beiden der interessanteste. Ja, dieses kleine Büchelchen ist ein unsterbliches Meisterwerk, die wahrheitsgetreue Darstellung des Fin-de-siècle-Junggesellen ist so tief eingehend, so von Traurigkeit erfüllt, so voll Wehmut und doch aller Sentimentalität so fremd. A Rebours (unter dem Titel „Gegen den Strich" von M. Capsius ins Deutsche übertragen), ist ein so merkwürdiges Buch, wie Zola keins geschrieben hat, und dann Là Bas und En route und Certains. Gewiß, sie sind nicht schöner, die Bücher von Huysmans als die des Geschichtschreibers der Familie Rougon-Macquard, aber sie verraten mehr innerliches Leben, und die Ideen und Gestalten, die sich darin bewegen, haben ein weiteres Feld von Sensationen und Unterschieden".

Im Oktoberheft von *„Elseviers Maandschrift"* findet sich eine sehr anerkennende Studie über *Theodor Fontane* von *Martha Leopold* mit verschiedenen Illustrationen.

Im *Kupferstichkabinett* des Ryksmuseums zu Amsterdam sind augenblicklich Reproduktionen nach *Porträtzeichnungen in ausländischen Sammlungen* zu sehen. Man hat die ausgestellten Sachen diesmal nicht in durchlaufender chronologischer Folge geordnet, sondern nach Schulen, um dem weniger in der Kunstgeschichte bewanderten großen Publikum, für das diese wechselnden Ausstellungen doch bestimmt sind, die so verschiedenartige Begabung und Geschmacksrichtung der einzelnen Völker besser verdeutlichen zu können. Die Ausstellung gibt außer einer schönen allerdings nicht ganz vollständigen Übersicht über die Entwicklung der Darstellung der menschlichen Physiognomie durch den Zeichenstift auch eine gute Vorstellung von dem, was heute auf dem Gebiete der Wiedergabe von Zeichnungen geleistet wird; nur moderne mechanische, mit Hilfe des photographischen Apparates hergestellte Faksimiles hat man berücksichtigt; von der Ausstellung der alten, in ihrer Art ja vortrefflichen, aber auf Grund sorgfältiger und feinfühliger Nachzeichnung entstandenen Erzeugnisse der Crayonmanier eines Ploos van Amstel zum Beispiel hat man ganz abgesehen, auch Blätter aus dem Handzeichnungswerke der Albertina, die für das vergleichende Studium von unschätzbarem Werte sind, aber technisch, besonders in der Wiedergabe der Farbe überholt sind, hat man ausscheiden müssen. Am meisten geschöpft hat man aus den Publikationen der Vasari-Society, der großartigen Ausgabe des Städelschen Instituts und den meisterhaften Veröffentlichungen der Zeichnungen Rembrandts und des jüngeren Holbeins; ferner lieferten das Zeichnungenwerk des British Museum, das zwar etwas älteren Datums, aber darum nicht minder exakt ist, und die Ausgaben der Sammlung Salting, des Museums Condé und der Bibliothèque nationale reiches Material, die drei zuletzt genannten Sammlungen besonders für das französische Bildnis um die Mitte des XVI. Jahrhunderts trat. Von erst seit kurzem im Erscheinen begriffenen Publikationen, wie der Weimarer und den Uffizien-Zeichnungswerken hatte man noch einiges auswählen können. — Über eine augenblicklich im Städtischen Museum zu Amsterdam abgehaltene Ausstellung moderner holländischer graphischer Kunst im nächsten Briefe.

Amsterdam, Mitte Januar. *M. D. Henkel.*

Kopenhagener Brief.

Seit dem 1. Oktober besitzt Kopenhagen ein *Theatermuseum*, und damit ist ein jahrelang gepflegter Gedanke verwirklicht. Die Gründung des Museums, das der königliche Opernsänger *Edv. Agerholm* eingerichtet hat, ist das erste Ergebnis der Tätigkeit der neugestifteten Gesellschaft für dänische Theatergeschichte. Gleichzeitig mit der Öffnung des Museums erschien auch die erste Publikation der Gesellschaft,



ein Faksimiledruck alter Theaterzettel aus der ersten Zeit der dänischen Schaubühne, vom Jahre 1722 bis 1728. Die kleine Schrift ist vom Bibliothekar an der königlichen Bibliothek *Julius Clausen* mit einer Einleitung versehen. Die Zahl der noch existierenden Theaterzettel aus dieser Zeit ist 47, von welchen 46 im Besitze der königlichen Bibliothek sind. Die geringen Geldmittel, die der Gesellschaft zur Verfügung stehen, haben verhindert, sämtliche Zettel wiederzugeben, nur acht sind faksimiliert worden, während der Inhalt der übrigen dem Texte einverleibt ist. Die Zettel geben interessante Aufschlüsse über den Zustand des dänischen Theaters, wo ein starker französischer Einfluß sich geltend machte. Die Schauspiele von Molière, Corneille und Racine wurden, mit den Komödien des dänischen Verfassers Ludwig Holberg abwechselnd, aufgeführt, und um das Interesse des großen Publikums zu erregen fand eine Zeit lang das Auftreten eines französischen Tanzmeisters und seiner Frau in den Zwischenakten statt. Die Gesellschaft, die mit dieser kleinen Publikation das erste Jahr ihres Lebens eingeleitet hat, beabsichtigt entweder kleine Schriften oder auch Bildnisse zur Beleuchtung der dänischen Theatergeschichte herauszugeben. Das Theatermuseum hat im alten Wachtgebäude des Zeughauses seinen Platz gefunden und damit ist wieder eins unsrer schönen Häuser für die Zukunft gerettet.

Während man sich früher nur wenig um das Schicksal unsrer alten Gebäude kümmerte, hat das immer wachsende Interesse für die Architektur auch darin eine Änderung hervorgerufen. Der vor vier Jahren gestiftete Verein zur Bewahrung alter Gebäude (Foreningen til gamle Bygningers Bevaring) hat in seinen Mitteilungen angefangen ein Verzeichnis der in Betracht kommenden Häuser zu veröffentlichen und dieselben zu beschreiben, um die Aufmerksamkeit der Staats- und Kommunalbehörden auf die historische und kulturhistorische Bedeutung der alten Architektur hinzulenken.

Man kann als Ergänzung dieser Bestrebungen eine Reihe von architektonischen Werken betrachten, die im Herbst veröffentlicht worden sind. *Vilhelm Lorenzen* hat auf Kosten des Lehngrafen C. E. Reventlow ein Werk „Rantzauske Borge og Herresäder i XVI. Aarhundrede" herausgegeben. Der Graf C. Rantzau zu Frederikslund auf der Insel Fünen besitzt eine Stammtafel der Rantzauschen Familie aus dem XVI. Jahrhundert herstammend. Diese bisher unbeachtete Tafel, ein Ölgemälde auf Kupferplatten gemalt, hat die gewöhnliche Gestalt eines Baumes und ist am Rande mit einer Reihe kleiner Abbildungen verziert, welche die Rantzauschen Schlösser darstellen. Der Verfasser gibt eine sowohl historische als architektonische Beschreibung dieser fünfzig Bilder, die für die Geschichte der Schloßarchitektur in Dänemark, Holstein und Schleswig von großem Interesse sind. Es ist jedoch einzuwenden, daß der Künstler nicht alle Schlösser hat sehen können, da die Gemälde in einzelnen Fällen nicht mit den sonst bekannten Abbildungen übereinstimmen.

Derselbe Verfasser hat mit Unterstützung des Carlsbergfonds den ersten Band einer *Geschichte der Architektur der dänischen Klöster* herausgegeben. Eine Darstellung der allgemeinen Geschichte der Klöster liegt schon in einem jetzt veralteten Werke von Daugaard vor; die Herren *Lindbäk und Stemann* haben aber jetzt die Aufgabe, eine neue Darstellung zu schreiben, aufgenommen und der vor einigen Jahren erschienene erste Band behandelt die Geschichte der Klöster des heiligen Geistes auf Grundlage neu entdeckter Aktenstücke. Das Werk Lorenzens schließt sich als eine architektonische, mit Plänen versehene Schilderung diesem Werke an. Er gibt eine Beschreibung der einzelnen Gebäude der sechs Klöster in Aalborg, Faaborg, Nakskov, Kopenhagen, Malmö und Randers und strebt, mit Verweisung auf die Pläne und die Verteilung der Räume, eine kulturhistorische Darstellung des mittelalterlichen Klosterlebens zu geben. Das Werk ist mit zahlreichen gut ausgeführten Illustrationen ausgestattet.

Die Redaktion der Zeitschrift „Arkitekten" hat unter der Leitung des Hauptredakteurs *K. Warming* ein Werk „Über die dänische Architektur der letzten 20 Jahre von 1892—1912" herausgegeben. Vilhem Lorenzen hat auch dazu eine Einleitung geschrieben, die in dänischer, deutscher und englischer Sprache gedruckt ist. Unsere nationale, vom fremden Einflusse nur selten berührte Architektur ist in ausländischen Zeitschriften oft erwähnt worden und hat immer eine lobende Kritik bei den Sachverständigen gefunden. In diesem Werke liegt zum ersten Male ein Gesamtbild der Leistungen unsrer Architekten in 82 Abbildungen sowohl öffentlicher als privater Gebäude vor.

Der Verein „Foreningen til Hovedstadens Forskönnelse", der seit 1885 für die Verschönerung der Stadt Kopenhagens arbeitet, hat seine Tätigkeit auf die Friedhöfe ausgedehnt. Auf der Gartenbau-Ausstellung, die im September in Kopenhagen einen großen Erfolg erreichte, hatte der Verein einen kleinen Musterfriedhof eingerichtet, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf seine Arbeit hinzulenken. Neulich wurde an die Mitglieder des Vereins ein Werk „Gravminder fra Köbenhavns og Frederiksbergs Kirkegaarde" verteilt, das eine Menge von Abbildungen künstlerisch ausgeführter Grabdenkmäler unsrer Friedhöfe mitteilt. Im begleitenden Texte wird auf die schönen Friedhöfe in Hamburg, Stettin, Frankfurt und München hingewiesen, die als Muster aufgestellt sind. Man hat sich nicht nur bemüht den Hinterlassenen Anregungen und neue Motive zu geben, damit sie ihren Verstorbenen würdige Denkmäler errichten können, man hat auch einen historischen Überblick über die Kunst geschaffen, mit den jüdischen Grabsteinen anfangend und bis zur neuesten Zeit fortschreitend.

Einige in Kopenhagen wohnhafte Freunde der isländischen Literatur haben eine neue literarische Gesellschaft gestiftet *„Det islandske Litteratursamfund i Köbenhavn"* um die Kenntnis der isländischen Literaur und Wissenschaft zu verbreiten. Die reiche Handschriftensammlung, die *Arne Magnussen* an die Universitätsbibliothek geschenkt hat und die Sammlungen der königlichen Bibliothek haben Kopenhagen zum Mittelpunkt des altnordischen Studiums gemacht und bewirkt,



daß unsre Stadt lange das Zentrum des isländischen wissenschaftlichen Geisteslebens gewesen ist. Seit 1816 existiert die vom Sprachforscher *Rasmus Rask* gestiftete literarische Gesellschaft. Ihre zwei Abteilungen sind in Reykjavik und Kopenhagen zu Hause. Die erste sollte die Hauptabteilung sein; die Verhältnisse führten aber mit sich, daß die Gesellschaft von Kopenhagen aus von energischen Gelehrten geleitet wurde. Auch wurde sie mit dänischem Gelde unterstützt. Sie kann auf eine reiche Tätigkeit zurückblicken, und die von ihr herausgegebenen Schriften sind überall, wo das Studium der isländischen Kultur getrieben wird, bekannt. Ich brauche nur zu erwähnen, daß die erste Ausgabe der „Sturlungasaga“, die isländischen Annalen von Espolin, die isländischen Bischofssagen, ein noch unvollendetes Diplomatarium Islands von dieser Gesellschaft herausgegeben sind. Schon früh hatte sich aber unter den Isländern Unzufriedenheit damit gezeigt, daß das Arbeitszentrum nach Kopenhagen verlegt worden war, was sie bei den jetzigen guten Verkehrsmitteln für unnötig hielten, aber erst 1911 kam es zu einem Vertrage, durch welchen die Kopenhagener Abteilung mit ihrem ganzen, recht beträchtlichen Vermögen nach Reykjavik übersiedelte, doch unter der Bedingung, daß die außerhalb Islands wohnenden Mitglieder einen gewissen Einfluß auf die Leitung der Gesellschaft üben. Die neugestiftete Gesellschaft ist von denselben Männern gegründet, die für das Verbleiben der alten Gesellschaft in Kopenhagen gestritten haben. Sie verfolgt denselben Zweck wie die alte, und die von der dänischen Regierung zugestandene Subvention ist auf die neue überführt. Es ist denn auch unzweifelhaft, daß in den Kopenhagener-Sammlungen noch sehr viel Arbeitsstoff verborgen ist. Die ersten Publikationen sind die Lebenserinnerungen des isländischen Historikers Páll Melsted und die Leidensgeschichte des Pastors Jón Magnússon ein Hexenprozeß aus dem XVII. Jahrhundert; vom letzteren ist nur das erste Heft veröffentlicht. Belehrt durch die Erfahrung hat man die Mitgliederzahl auf nur zwölf Personen, die in Kopenhagen wohnen sollen, beschränkt. Die Schriften sind einzeln käuflich beim Hauptkommissionär dem Buchhändler G. E. C. Gad.

Der Unterbibliothekar an der königlichen Bibliothek *Sv. Dahl* hat mit Unterstützung des Carlsbergfonds ein Handbuch der Bibliothekswissenschaft herausgegeben. Der Umfang des Werkes hat nicht erlaubt alle in Betracht kommenden Fragen zu behandeln, man muß zum Beispiel Abhandlungen über das Bibliotheksgebäude und über die Geschichte des Buchhandels entbehren. Das Buch enthält Abhandlungen über den Beruf und die Aufgaben des Bibliothekars, über die Geschichte der dänischen Bibliotheken, die Geschichte der Buchdruckerkunst, die lateinische Schrift des Mittelalters, die Volksbibliotheken, die Katalogisierung, den Bucheinband, die typographische Technik, das Buchkonservieren, das Papier und die Reproduktionsmethoden und die Bibliographie. Das Buch hat einen unerwarteten Erfolg gehabt, indem es schon vergriffen ist.

Der Dozent der Medizinalgeschichte an der Kopenhagener Universität *Wilhelm Maar* hat die Autobiographie des berühmten dänischen Anatomen Jacob Benignus Winslöw veröffentlicht. „L'autobiographie de J. B. Winslow“ ist zum ersten Male nach der in der Bibliothèque Mazarine in Paris befindlichen Handschrift vollständig herausgegeben. Winslöw „le converti de Bossuet“, der nach seiner Ankunft in Paris zum Katholizismus übergegangen war, hatte einen angesehenen Namen erworben, und die Handschrift, eine Kopie, ist von seinem letzten Beichtvater Nicolas Nommel niedergeschrieben. Obgleich die Autobiographie nur die ersten 35 Jahre seines Lebens — er starb 91 Jahre alt — umfaßt, ist sie von großem Interesse. Das Buch, vom Carlsbergfonds unterstützt, ist, was früher nicht der Fall gewesen ist, außerhalb Dänemarks, in Leiden, gedruckt.

Kopenhagen, Januar 1913. *Victor Madsen.*

Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Berlin-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Berlin-Lichterfelde, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen. Allgemeines.

Beer, R., Les principaux manuscrits à peintures de la blibliothèque impériale de Vienne. Article 1.
Bulletin de la Société française de reproductions de manuscrits à peintures. 2. 1912. S. 1—53 mit 29 Taf.

Brandt, H., Eine Bilderhandschrift aus dem Kreise des Konrad Witz. (Universitätsbibliothek Heidelberg, Cod. Pal. germ. 322.)
Monatsschrift für Kunstwissenschaft. 6. 1913. S. 18—26 mit 2 Taf.

Kögel, R., Die Photographie unleserlicher und unsichtbarer Schriften der Palimpseste.
Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens. 33. (N. F. 2.) 1912. S. 309—315 mit 2 Taf.

Mundig, E., Vom Palimpsest-Institut in Beuron.
Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens. 33. (N. F. 2.) 1912. S. 742—745.

Sacramentarium. Fuldense saeculi X. Codex theol. 231 der K. Universitätsbibliothek zu Göttingen. Text und Bilderkreis. Als Festgabe des Histor. Vereins der Diözese Fulda zum 50jähr. Priesterjubiläum ... des Fürstbischof von Breslau, Georg Kardinal Kopp... herausg. von Gregor Richter und Albert Schönfelder.
Quellen und Abhandlungen zur Geschichte der Abtei und Diözese Fulda. 9. 1912. XLI, 430 S., 43 Taf.



Stübe, R., Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Schrift. 6. Die Bilderschriften. T. 2. (Forts.)
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. S. 297—301, Abb. 19—27.

Vivell, C., Die musikalische Paläographie von Solesmes.
Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens. 33. (N. F. 2.) 1912. S. 737—742.

Weis-Liebersdorf, J. E., Das Kirchenjahr in 156 gotischen Federzeichnungen. Ulrich von Lilienfeld und die Eichstätter Evangelienpostille. Studien zur Geschichte der Armenbibel und ihrer Fortbildungen.
Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 160. 1912. XIII, 67 S., 79 Taf.

Bibliophilie. Exlibris.

Un Bibliophile du IX[e] siècle. Loup de Ferrières.
Société des bibliophiles belges séant à Mons. Bulletin. 1,4 1912. S. 175—188.

Bouland, L., Livre aux armes de J.—L. Rouxel de Médavy (apelé aussi Maréchal de Grancey).
Bulletin du bibliophile. 1912. S. 533—535 mit 1 Abbild.

Bibliothekswesen.

Ahrens, Die „Deutsche Bücherei" in Leipzig und die deutsche Nationalbibliothek.
Preußische Jahrbücher. 151. 1913. H. 1. S. 43—49.

Beaulieux, Ch., Un fragment de l'histoire de la Bibliothèque du Collège d'Autun à Paris. (Article 2.)
Revue des bibliothèques. 22. 1912. S. 334—351.

Bendel, F. J., Die Handschriften und Inkunabeln der ehemaligen Abtei Amorbach (I. Verzeichnis der Handschriften.) II. Verzeichnis der Inkunabeln (1470—1500).
Studien und Mitteilungen der Geschichte des Benediktinerorders. 33 (N. F. 2.) 1912. S. 536—542. 690—705.

La Bibliothèque publique de Mons. Notes et souvenirs.
Société des bibliophiles belges séant à Mons. Bulletin. 1, 4. 1912. S. 189—211.

Bliss, H. E., Conservatism in library classification.
Library Journal. 37. 1912. S. 659—668.

Bouland, L., Chiffre du collège du Plessis-Sorbonne. (Supralibros).
Bulletin du bibliophile. 1912. S. 604—607 mit 2 Abbild.

Brigham, H. O., Indexing and care of pamphlets.
Library Journal. 37. 1912. S. 668—671.

Brown, J. D., British library itinerary. 3.
Library World. 15. 1912/13. S. 170—177. (Schluß.)

Christiani, W., Deutsches und polnisches Volksbildungswesen in Posen. 1. Das deutsche Volksbibliothekswesen. 2. Das polnische Volksbibliothekswesen.
Ostland. Jahrbuch für ostdeutsche Interessen. 1. 1912. S. 200—204.

Collijn, J., Ett bidrag till det s. K. Würzburg — bibliotekets historia.
Kyrkohrstorisk Årsskrift. 1912. S. 180—185.

Dekret an die Stände einen anläßlich der Gründung der Deutschen Bücherei in Leipzig vom Staatsfiskus im Königreich Sachsen vorbehältlich ständischer Genehmigung abgeschlossenen Vertrag betreffend.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 16225—16284.

Doubledry, W. E., Public libraries and the public.
Library Association Record. 14. 1912. S. 529—544.

Ebbinge Wubben, C. H. Nederlandsche Handboeken in enkele buitenlandse Leeszalen.
Het Boek. 1. 1912. S. 337—340.

Hadley, Ch., The Library School and its work for libraries. *Public Libraries.* 17. 1912. S. 401—405.

Hartig, O., Die deutsche Nationalbibliothek, Berlin und München.
Allgemeine Zeitung. 1912. Nr. vom 28. Dezember.

Kaisig, K., Deutsches und polnisches Volksbildungswesen in Oberschlesien.
Ostland. Jahrbuch für ostdeutsche Interessen. 1. 1912. S. 205—225.

Lindsay, W. M., The Lichfield Cathedral Library.
Athenaeum. Nr. 4443 vom 21. Dezember 1922.

Noyon, A., Notes pour servir au catalogue du fonds latin de la Bibliothèque nationale. Inventaire des écrits théologiques du XII[e] siècle non insérés dans la Patrologie Latine de Migne.
Revue des bibliothèques. 22. 1912. S. 277—338. (Wird fortges.)

Pelissier, L. G., Lettres inédites du bibliothécaire Prunelle.
Bulletin du bibliophile. 1912. S. 569—580.

Public Records. First report of the royal commission.
Library Association Record. 14. 1912. S. 519—528.

Savage, E. A., The Cost of education and its effect upon the library movement.
Library Association Record. 14. 1912. S. 603—613.

Sayers, W. C. B., A short course in practical classification with special reference to the decimal and subject schemes with readings and exercises.
Library Association Record. 14. 1912. S. 545—562. 587—602. (Wird fortges.)

Sustrac, Ch., Les problèmes de l'indexation.
Bulletin de l'association des bibliothécaires français. 6. 1912. S. 89—95.

Sutton, C. W., Edward Edwards.
Library Association Record. 14. 1912. S. 615—624.

Vidier, A., Publications nouvelles concernant les bibliothèques françaises. Rapports prés. aux assemblées générales des 23 Avril 1911 et 14 Avril 1912.
Bulletin de l'association des bibliothécaires français. 6. 1912. S. 77—89. (Wird fortges.)

Willems, L., De boekeninventaris van het Klooster der Rijke-Claren te Gent in 1508.
Tijdschrift voor boek- en bibliotheekwezen. 9. 1911 (1912). S. 177—192.

Young, H., Subject headings.
Public Libraries. 17. 1912. S. 405—408.

Buchdruck und -Gewerbe.

Bodoni. (Von Ts.)
Zwiebelfisch. 4. 1912. S. 173—175.



Collijin, J., Psalterium rituale Upsalense Stockholm, om kr. 1487.
Kykohistorisk Årsskrift. 1912. S. 151—160 mit 3 Taf.

Hoffmeister, Heinrich. Die Entstehung einer Schrift. II.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. S. 305—311 mit 7 Abbild.

Lugano, Del tipografo Bresciano Bartolomeo de Zanettis al servizio di Camaldoli e della „Regula Vite Eremitice" stampata a Fontebuono nel 1520.
Bibliofilia. 14. 1912/13. S. 285—294 mit 4 Abbild. (Wird fortges.)

Morin, L., Imprimerie à Troyes pendant la Ligue.
Bulletin du bibliophile. 1912. S. 536—551. 593 —603 mit 2 Abbild. (Wird fortges.)

Pinetti, A., Un stampatore bergamasco in Roma e le sue memorie autobiografiche. (Giovan Maria Enrico Salvioni.)
Bollettino della civica Biblioteca di Bergamo. 6. 1912. Parte speciale. S. 29—44.

Die buchbewerbliche Weltausstellung Leipzig 1914. Tagung der Arbeitsausschüsse am 11. und 13. Oktober 1912 in Leipzig.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. S. 293—297 mit 2 Taf.

De Witte Ct., L'histoire du papier et des filigranes. Conférence faite à la maison du livre.
Musée du livre. 1912. S. 279—317 mit 136 Abbild.

Buchhandel.

Associazione tipografico-libraria italiana. Assamblea generale ordinaria tenutasi in Milano il 24 ottobre 1912. *Giornale della Libreria.* 1912. S. 578—585.

Burger, C. P., De Boekverkoopers Commelin te Genève, Heidelberg, Amsterdam und Leiden.
Tijdschrift voor boek- & bibliotheekwezen. 9. 1911 (1912). S. 145—176 mit 5 Abbild. und 1 Tab.

Loele, K., Buchhändlerschaufenster. (Schluß.)
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 15390—15392 m. 3 Abbild.

Schönrock, L., Der deutsche Buchhandel in Amerika.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 16286—16291.

Streißler, F., Der Verlagsvertrag.
Allgemeine Buchhändlerzeitung. 20. 1912. S. 28 —30.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Kaulfuß, W., Aus der Geschichte des Kasseler Zeitungswesens. 1. 2.
Hessische Chronik. 1. 1912/13. H. 8/9.

Lempfrid, Die Anfänge des parteipolitischen Lebens und der politischen Presse in Bayern unter Ludwig I. 1825—1831.
Straßburger Beiträge zur neueren Geschichte. 5. 1912. XIII. 254 S.

Steig, R., Zur Einsiedlerzeitung. (Arnim, Heidelberg.)
Euphorion. 19. 1912/13. S. 229—241.

Taeuber, R., Buchverlag und Zeitungen.
Allgemeine Buchhändlerzeitung. 20. 1913. Nr. 1. S. 4—6.

Bibliographie.

La Statistique internationale de la production intellectuelle. *Droit d'Auteur.* 25. 1912. S. 161—173.

Literaturgeschichte. Allgemeines.

Ackerknecht, E., Neue Erzählungskunst. Rundschau V. *Eckart.* 7. 1912/13. S. 174—186.

Benzmann, H., Die moderne deutsche Ballade. (Forts.)
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. S. 697—708. 763—776.

Bolin, W., Der Menschenfeind. Eine Literarhistorische Studie. *Euphorion.* 19. 1912/13. S. 323—334.

Brietzmann, F., Die böse Frau in der deutschen Literatur des Mittelalters.
Palaestra. 42. 1912. VII, 236 S.

Dohn, W., Das Jahr 1848 im deutschen Drama und Epos.
Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. 32. 1912. 249 S.

Elster, H. W., Raabe und Fontane. Ein Vergleich.
Wilhelm Raabe-Kalender. 1913. S. 182—198.

Geschäft und Technik des Unterhaltungsromans. Von T. *Zwiebelfisch.* 4. 1912. S. 161—170.

Glossy, K. Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz. Einleitung. Anmerkungen. T. 1. 1833 bis inkl. 1842. T. 2. 1843—1847.
Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. 21. 1912. S. I—CLV, 1—153. 22. 1912. S. 1—366. 23. 1912. S. 1—300.

Hirschstein, H., Die französische Revolution im deutschen Drama und Epos nach 1815.
Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. 31. 1912. 384 S.

Lehmann, P., Literaturgeschichte im Mittelalter. II.
Germanische romanische Monatsschrift. 4. 1912. S. 617—630.

Poppel, G. van, Über Goethe, Heine und den deutschen Versbau.
Über den Wassern. 5. 1912. S. 790—798.

Schlenther, P., Björnson und Ibsen.
Berliner Tageblatt. 1913. Nr. 1 vom 1. Januar, 1. Beiblatt.

Einzelne Schriftsteller.

Arnim: Ludwig Achim v. Arnim, Ariels Offenbarungen. Hrsg. von Jacob Minor.
Gesellschaft der Bibliophilen. Publikation 17. 1912. 324 S.

—; Körner, J., Achim von Arnims Schicksalstragödie „Der Auerhahn".
Euphorion. 19. 1912/13. S. 241—264.

Baumann: Jaffé, W., Alexander Baumann (1814—1857). Ein Beitrag zum Wiener literarischen Vormärz und zum volkstümlichen Lied in Österreich. Mit 10 Lichtdruck-Beilagen.
Forschungen zur neuern Literaturgeschichte. 47. 1913. XX, 140 S.



Bergson: Ewald, O., Henry Bergson als Neuromantiker.
Literarisches Echo. 15. 1912/13. H. 8. Sp. 517—521.

Dante; Zoozmann, R., Dante und wir.
Xenien. 5. 1912. S. 715—720.

Fischart: Hauffen, A., Fischart-Studien. 14. Neue Belege zur Familiengeschichte Fischarts.
Euphorion. 19. 1912/13. S. 1—16.

Frenzel: Rodenberg, J., Karl Frenzel. Zu seinem 85. Geburtstag . . .
Literarisches Echo. 15. 1912/13. Sp. 293—295 m. 1 Portr.

Freytag: Helmolt, H. F., Gustav Freytags Briefe an Albrecht von Stosch. (Forts.)
Deutsche Revue. 1913. Januar. S. 78—90.

Goethe: Alafberg, F., Über Goethes Faust.
Xenien. 5. 1912. S. 710—714.

—: Bode, W., Der Zauberlehrling.
Stunden mit Goethe. 9, 2. 1913. S. 119—123.

—: Deetjen, W., Aus Goethes letztem Jahrzehnt. Nach unbekannten Originalberichten.
Hannoverscher Courier. 1912. Unterhaltungsbeilage vom 27. November und 4. Dezember.

—: Mayer, E. von, Die Goethelüge.
Klaristische Bücherei. 4. 1912. 34 S.

—: Pniower, O., Der Plan von Wilhelm Meisters theatralischer Sendung und die Fortführung des Fragments. *Ephorion.* 19. 1912/13. S. 124—135.

Grillparzer: Aschner, S., Zur Quellenfrage der „Jüdin von Toledo". *Euphorion.* 19. 1912/13. S. 297—301.

Grimm: Höffner, J., Vor hundert Jahren. Zur ersten Ausgabe der Grimmschen Märchen.
Eckart. 7. 1912/13. S. 143—149.

Grimmelshausen: Bechtold, A., Zur Quellengeschichte des Simplicissimus.
Euphorion. 19. 1912/13. S. 19—66.

Hartleben: Hermann, G., Otto Erich Hartlebens Briefe.
Literarisches Echo. 15. 1912/13. H. 8. Sp. 529—532.

Hauptmann: Glock, E., Die jüngsten Werke Gerhart Hauptmanns. *Eckart.* 7. 1912/13. S. 164—174.

—: Meyer, R. M., Gerhart Hauptmann. Zum 15. November 1912.
Bühne und Welt. 15. 1912/13. S. 133—143 m. 1 Portr.

—: Pache, A., Gerhart Hauptmann. Zu seinem 50. Geburtstag.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. S. 753—763.

—: Strecker, K., Hauptmanns Hauptirrtum als Epiker. (Bei Betrachtung seines Romans „Atlantis".)
Literarisches Echo. 15. 1912/13. H. 7. Sp. 463—467.

—: Strecker, K., Gerhart Hauptmanns „Atlantis".
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 300 vom 21. Dezember.

Hebbel: Walzel, O., Hebbels Weltanschauung.
Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. 1913. Januar. Sp. 469—500.

Heine: Rüdiger, G. von, Die Zitate in „Shakespeares Mädchen und Frauen" von Heine.
Euphorion. 19. 1912/13. S. 290—297.

Hippel: Schneider, F. J., Hippel und seine Freunde.
Euphorion. 19. 1912/13. S. 110—122.

Holtei: Reichelt, J., Unveröffentlichte Holtei-Briefe.
Literarisches Echo. 15. 1912/13. Sp. 226—238.

Homscheid: Antz, J., Maria Homscheid.
Bücherwelt. 10. 1912/13. S. 51—55.

Kinkel: Miekley, W., Gottfried Kinkel in Zürich (1866—1882) (unter Benutzung bisher unveröffentlichter Briefe des Dichters).
Euphorion. 19. 1912/13. S. 302—323.

Kipling: Scott, D., Rudyard Kipling.
The Bookman. 1912. Xmas-Nr. S. 143—146 mit 1 Portr. und 1 Taf.

Kleist: Hirzel, B., Briefe von Christian Ewald von Kleist an Johann Kaspar Hirzel. (Schluß.)
Euphorion. 19. 1912/13. S. 91—107.

Lienhard: Faßbinder, J., Friedrich Lienhard.
Bücherwelt. 1913. Januar. S. 78—85.

Lorm: Weilen, A. v., Hieronymus Lorm in seinen Briefen.
Literar. Echo. 15. 1912/13. H. 6. Sp. 382—387.

Nietzsche: Petsch, E., Nietzsche als Künstler.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. S. 673—683.

Novalis: Köhler, P., Zur Entstehungsgeschichte von Novalis Hymnen an die Nacht.
Euphorion. 19. 1912/13. S. 174—198.

Raabe: Adler, M., Hastenbeck, ein Zeugnis von Raabes Patriotismus.
Wilhelm Raabe-Kalender. 1913. S. 151—156.

—: Baß, J., Wie ich zu Wilhelm Raabe kam. Mit vier Briefen des Dichters.
Wilhelm Raabe-Kalender. 1913. S. 129—135.

—: Bode, E., Wilhelm Raabes Verhältnis zur Philosophie. *Wilhelm Raabe-Kalender.* 1913. S. 67—82.

—: Brandes, W., Wilhelm Raabe an Ludwig Rellstab (und andere).
Wilhelm Raabe-Kalender. 1913. S. 111—128.

—: Elster, O., Das Militärische in Wilhelm Raabes Werken. *Wilhelm Raabe-Kalender.* 1913. S. 53—66.

—: Fehse, W., Raabes Novelle „Der Junker von Denow".
Wilhelm Raabe-Kalender. 1913. S. 168—181.

—: Findeisen, K. A., Der Brief in den Jugendwerken Wilhelm Raabes. *Eckart.* 7. 1912/13. S. 149—164.

—: Findeisen, K. A., Liebe und Ehe bei Wilhelm Rabe. *Wilhelm Raabe-Kalender.* 1913. S. 93—107.

—: Hahne, F., Raabes Meister-Autor.
Wilhelm Raabe-Kalender. 1913. S. 136—148.

—: Jeep, F., Raabe-Nester in Wolfenbüttel.
Wilhelm Raabe-Kalender. 1913. S. 84—92 mit 6 Abbild.

—: Junge, H., Wilhelm Raabe und das Christentum.
Wilhelm Raabe-Kalender. 1913. S. 162—167.

—: Was Wilhelm Raabe uns ist? Bekenntnisse deutscher Dichter und Künstler.
Wilhelm Raabe-Kalender. 1913. S. 33—41.

—: Ein Brief Wilhelm Raabes an Dr. Fritz Hartmann über dessen „Sechs Bücher Braunschweigischer Theater-Geschichte".
Braunschweigisches Magazin. 1912. Dezember. S. 142.

Schenkendorf: Czygan, P., Neue Beiträge zu Max von Schenkendorfs Leben, Denken, Dichten. 4.
Euphorion. 19. 1912/13. S. 198—229. (1—3 erschienen in Bd. 13 u. 14).

Schiller: Bellermann, L., Die Anordnung von Schillers Gedichten.
Jahrbücher für das klassische Altertum. 29. 1912. S. 367—378.

—: Busse, A., Der Monolog in Schillers Trauerspielen. (Schluß).
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. S. 683—696.

—: Kluckhohn, P., Zur Textgeschichte von Schillers historischen Schriften. Aus den Vorstudien zu einer Ausgabe. (Schluß).
Euphorion. 19. 1912/13. S. 136—148.

—: Kuhn, A., Dichter und Verleger. (Schiller und Cotta. Schluß).
Über den Wassern. 5. 1912. S. 809—812.

—: Sulger-Gebing, E., Schillers Entwurf „Rosamund oder die Braut der Hölle".
Euphorion. 19. 1912/13. S. 148—174.

Strachwitz: Brandt, R., Eine neue Strachwitz-Ausgabe.
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 294 vom 14. Dezember.

Tolstoi: Gusev, N., Gespräche mit Leo Tolstoi.
Bühne und Welt. 15. 1912/13. S. 21—29, 57—64, 92—103.

Verlaine: Mehring, S., Der Weltruf des Verlaine.
Literarisches Echo. 15. 1912/13. Sp. 237—239.

Wassermann: Servaes, F., Jakob Wassermann als Novellist.
Literar. Echo. 15. 1912/13. H. 5. Sp. 307—314.

Werner: Brandt, H., Unveröffentlichte Briefe von Zacharias Werner.
Literar. Echo. 15. 1912/13. H. 7. Sp. 445—460 m. 1 Abbild.

Wieland: Wieland. Zum 20. Januar 1913.
Stunden mit Goethe. 9, 2. 1913. S. 80—84 mit 2 Portr. und 3 Abb.

—: Lütkemüller, S. Ch. A., Gespräche mit Wieland. 1793—1802.
Stunden mit Goethe. 9, 2. 1913. S. 85—107 mit 2 Abb.

—: Ritter, A., Wieland.
Tägliche Rundschau. 1913. Unterhaltungsbeilage Nr. 10 vom 13. Januar.

—: Wernekke, H., Wieland als Freimaurer.
Stunden mit Goethe. 9, 2. 1913. S. 108—118.

Wildenbruch: Bunsen, M. v., Ernst von Wildenbruch.
Literar. Echo. 15. 1912/13. H. 6. Sp. 369—373.

Von den Auktionen.

Das Antiquariat von *Ernst Carlebach* in *Heidelberg* wird am 3. und 4. März dieses Jahres eine Sammlung von Kupferstischen, hauptsächlich *Mannheimer Meister des XVIII. Jahrhunderts*, Ansichten, Darstellungen und Porträts von Heidelberg, Mannheim, Baden-Baden, Freiburg, Karlsruhe, Landau, Speier, Autographien, Handzeichnungen, Militärkostüme und Trachtenbilder, Studentica und seltene Bücher zur Geschichte Badens und der Pfalz, sowie Porträts des badischen und pfälzischen Fürstenhauses versteigern. Hervorgehoben zu werden verdienen drei aquarellierte Kupferstiche in Aquatinta von *Wilhelm von Kobell*, eine reiche Auswahl von Farbstichen und Schabkunstblättern von *Haldenwang*, *Karcher*, *Ferdinand* und *Wilhelm von Kobell* und *Heinrich Sintzenich*. Unter den Heidelberger Bildern, die teilweise aus dem Besitze des Grafen Philibert von Graimberg stammen, befindet sich eine holländische Handzeichnung von 1680, das berühmte Werk von *Salomon de Caux*, der *Hortus Palatinus*, mit Merians großer Ansicht von Stadt und Schloß von 1620, die schönen Radierungen von *Primavesi* und eine große Ansicht des von Carl Ludwig erbauten großen Fasses. Auch ein deutscher Inkunabeleinblattdruck (Freiburger Ablaßbrief von 1479) ist in der reichen Sammlung enthalten. Der mit 26 Abbildungen versehene 1400 Nummern umfassende Katalog ist soeben erschienen.

Am 4.—6. März versteigern *Gilhofer & Ranschburg* in *Wien I*, Bognergasse 2 eine kostbare Sammlung von *Ansichten* aus Österreich-Ungarn (darunter seltene Viennensia), Deutschland, Frankreich, England, Italien, Rußland usw., *frühe Luftballonblätter* (zirka 80 Stück), *Kostüme und Mode* in farbigen Darstellungen, aus dem Besitz Dr. *August Heymann*, *Wien* und einer *Wiener Privatsammlerin*.

Neu erschienene und angekündigte Bücher.

Almanache, Kalender, Jahrbücher für 1913. III. Die Mitte zwischen Kalender und Jahrbuch hält *„Hessen-Kunst"*, die zum achten Male erscheint (*Adolf Ebel, Marburg a. L.* 1.50 M.) und von *Christian Rauch* herausgegeben neben einer Anzahl guter Bilder und Zeichnungen des verstorbenen heimischen Künstlers Heinz Heim zwei Artikel über ihn bringt und eine Reihe sehr gut illustrierter kultur- und kunstgeschichtlicher Beiträge, die alle dem hessischen und Rhein-Mainischen Kulturkreis entnommen sind. Eine gleichfalls sehr zu begrüßende Veröffentlichung ist der *„Rheinisch-Westfälische Kunst-Almanach"*, der mit Bildschmuck von *H. Wildermann* versehen ist. *(Elsner & Spiekermann, Essen.)* Auch hier ist die ganze Aufmachung und künstlerische Ausstattung, die sich bis auf den Inseratenteil erstreckt, zu loben. Die sämtlichen historischen Beiträge sind mit ganz vorzüglichen Bildbeigaben illustriert, die dem Almanach einen dauernden Wert verleihen. Von den beiden noch vorliegenden Abreißkalendern ist der *„Photographische Abreißkalender"* *(Wilh. Knapp, Halle a. S.)* wegen guter Reproduktionen der künstlerischen Photographien



ebenso zu loben, wie der „*Danziger Kunst-Kalender*" (*W. F. Burau, Danzig*) mit höchstens aufmunterndem Beifall zu bedenken ist, da er einstweilen hinter den heute gestellten Anforderungen an einen „Kunst"-Kalender noch recht weit zurückbleibt. In „*Mittlers Almanach*" (*Berlin, E. S. Mittler & Sohn*), der sich hauptsächlich mit der Wehrmacht des deutschen Reiches beschäftigt und zum dritten Male vorliegt, ist das Hauptgewicht auf die reichhaltige Ausgestaltung des Inhalts gelegt. Er gleicht in der Verteilung der Bilder und der Anordnung des Ganzen, vor allem im Typus, dem bereits besprochenen Almanach von Velhagen & Klasing und verdient wie dieser Empfehlung wegen guter buchtechnischer Ausgestaltung. Eine Sache für sich ist der „*Bayrische Kalender*" von *Georg Queri* (*R. Piper & Co., München.* 2 M.), der erstmalig erscheint und von *Paul Neu* mit vielen Bildern in Holzschnittmanier ausgestattet ist. Den Mittelpunkt bildet der Bauernkalender und die treffliche Sammlung bayrischer Lieder und Singweisen. Eine Serie neuer Schnurren und Gedichte bilden mit einer Geschichte der Oberammergauer Schnitzkunst den Beschluß. Als Jahrbuch für junge Deutsche ist „*Rund ums Jahr 1912*" gedacht (*Berlin, G. Grote*), das sich zur Aufgabe macht, die Jugend mit den Ereignissen der Gegenwart und ihren Problemen in Verbindung zu halten und deshalb eine Reihe belehrender, interessant geschriebener Artikel aus den verschiedensten Gebieten enthält. Auch hier sind gute Abbildungen beigegeben, die zur Erläuterung des Textes beitragen. Ganz auf Bildermaterial verzichtet das unter dem Titel „*Ostland*" erschienene Jahrbuch für ostdeutsche Interessen (*Lissa i. P., Oskar Eulitz*), das den Übergang zum wissenschaftlichen Jahrbuch bildet und damit die äußerste Grenze für unsere Übersicht. Seine Interessen sind vorwiegend politische und wirtschaftliche und man muß eigentlich bedauern, daß in einem solchen Jahrbuch die geistigen Fragen so gut wie ganz beiseite gelassen sind. Um so mehr als zum Beispiel hier der Platz wäre, die Frage nach einer deutschen Universität in Posen zu erörtern, und zu schildern, was bisher getan worden ist, um den Osten der westlichern Kultur anzupassen. Eines der ältesten Jahrbücher ist die zum 34. Male erscheinende „*Neue Christoterpe*", die von *Adolf Bartels* und *Julius Kögel* in allen literarischen und geistigen Fragen auf dem äußersten rechten Flügel steht und wegen ihrer konsequenten Durchführung und gleichmäßig in ihrer Art gutbleibenden Qualität auch hier genannt werden muß. (*Halle a. S., Mühlmann*). Die Lyrik von Gustav Schüler und Karl Ernst Knodt, die hier geboten wird, hat auch in anderen als den konservativen und kirchlich-orthodoxen Kreisen ihre Freunde gefunden. Die apologetische Betrachtung von Paul Kaiser und Dennerts naturwissenschaftliche Plauderei über Stoff und Kraft dürften freilich außerhalb des engsten Kreises der getreuen Leser wenig Beifall finden. Eine wertvolle und eben grade sehr erwünschte Veröffentlichung bedeuten die beiden kurz hintereinander erschienenen „*Napoleon-Kalender*" für 1912 und 1913, die zugleich als Gedenkbücher der Befreiungskriege dienen. *München, Georg Müller*, je 3 M). Von *Friedrich* und *Gertrude Kircheisen* herausgegeben und mit zeitgenössischem Bilderschmuck versehen bilden sie ein vorzügliches Mittel zur Orientierung über diese bedeutende historische Epoche. Es wird ausschließlich Original-Quellenmaterial geboten, vor allem Briefe mit Schilderungen der Begebenheiten und eine durchgeführte kalendarische Übersicht über die Geschehnisse jedes einzelnen Tages, die synchronistisch über alle Kriegsschauplätze zugleich berichtet. Dazu kommen genaue Aufstellungen über die Stärken der gesamten beteiligten Armeen. Das Bildermaterial, das durchweg sehr gut wiedergegeben ist, verleiht den beiden Kalendern, die in Buchform erschienen sind, ganz besonderen Wert und läßt den Kaufpreis außerordentlich niedrig erscheinen. Eine recht überflüssige und überlebte Veröffentlichung ist der zum 52. Male erscheinende, von *Frida Schanz* herausgegebene „*Damenkalender*" (*Berlin, R. von Decker*), der vorwiegend als Schreibkalender gedacht ist, aber nach Format, Druck und ganzer Anlage den heutigen Anforderungen nicht mehr entspricht. Demgegenüber stellen wir zum Schluß fest, daß heute selbst in der Herstellung der Bücherkataloge einzelner Verleger bedeutende Fortschritte zu verzeichnen sind. Stellen die in unserem ersten Referat erwähnten Almanache des Insel- und Xenien-Verlags die erweiterte Form des Jahreskatalogs dar, so hat *Eugen Diederichs* in einem Gesamtkatalog, *G. Grote, Berlin* in einem Weihnachtskatalog, *Staackmann* in seinem von *Rudolf Greinz* herausgebenen „*Deutschen Literaturspiegel*" und *Wilhelm Borngräber* in seinem Verlagskatalog gezeigt, was heute auch in der Form des bloßen, auf Proben wie auf Illustration verzichtenden Katalogs geleistet wird. Die erfreulichste Tat in dieser Richtung aber ist der zum zweiten Male vorliegende „*Weihnachtskatalog*" von 18 Firmen, darunter die beiden Cassirer, Fischer, Diederichs, Zeitler, Rowohlt, Gg. Müller, der, technisch eine Meisterleistung, ein schönes Gegenstück und zugleich eine notwendige Ergänzung ist zu den zwei schlechten Weihnachtskatalogen der beiden Firmen Volkmar und Koehler, die alle Jahre durch die Sortimenter dem kaufenden Publikum übermittelt werden. Hier bietet auf einer bestimmten Anzahl von Seiten jeder Verlag eigene Arbeit durch individuelle Ausgestaltung des ihm zur Verfügung stehenden Raumes und doch ordnen sich alle im Format der Einheit unter. Das Ergebnis ist ein handlicher, ja fast lesbarer Katalog über das Beste unserer modernen Publizistik.

Franz E. Willmann.

Ben Jonson, Der Sturz des Sejanus; Volpone oder der Fuchs; Der Bartholomäusmarkt. Herausgegeben von *Margarete Mauthner. Bruno Cassirer Berlin* 1912.

In einer einfachen, schöngedruckten Ausgabe werden hier von den 18 Dramen Ben Jonsons drei charakteristische übersetzt. Der Feind Shakespeares, der gelehrte, verstandesscharfe, witzige Jonson, der doch stets eine gewisse Achtung für seinen Gegner bewahrte, wird mit diesen Stücken, von denen „Sejanus" und „Der Bartholomäusmarkt" hier zum erstenmal ins Deutsche übersetzt sind, vor unserm Geist hinreichend lebendig,



wiewohl gerade „Sejanus" und „Der Bartholomäusmarkt" für die Bühne nicht wieder zu erwecken sind. Erstaunlich frisch und wirksam erscheint mir aber „Volpone", die Komödie der Erbschleicherei, in der schließlich die Erben, der Erblasser und der schlaue Parasit, nach verwickelten und verblüffend ausgeklügelten Situationen, allesamt die Betrogenen sind und das Prinzip des Guten triumphiert. Von der Bosheit und List der Parteien schwillt und wächst das Stück, bis leider doch keiner von all den prächtigen Betrügern, Lügnern, Witzbolden recht behält, denn „Das Böse nährt die Menschen wie die Tiere, die erst gemästet werden, dann verbluten". Schon dieser „Volpone", der zuerst an den beiden englischen Universitäten, dann 1605 im Globus-Theater zu London aufgeführt wurde, zeigt den gelehrten Einfluß des klassischen Altertums in Aufbau und einigen Gestalten, wie im Eunuch, Hermaphrodit, Zwerg und besonders im Parasiten. Ganz im gelehrten, verstandesmäßigen Ton aber geht der „Sejanus" unter, der aus Opposition gegen Shakespeares historische Dramen entstanden ist, und in dessen Uraufführung Shakespeare selbst mitspielte. Man staunt hier über die Belesenheit Ben Jonsons und über seine Fertigkeit, tausend historische Einzelheiten geschickt in die immerhin straffe Komposition zu verflechten, aber man empfindet allzu sehr, wie jedes Gefühl in dieser Dichtung fehlt, wie nichts recht lebendig werden will. Jonson hatte trotz seiner Gelehrsamkeit eine starke Liebe für volkstümliche Derbheit, für grobe Sprache, für tollen Humor. Als Probe für diese Eigenschaften dient der „Bartholomäusmarkt", der auch zugleich die Gegnerschaft Jonsons gegen den Puritanismus offenbart. Wir erleben hier einen verblüffenden Realismus, ein seltenes Gewirr von Ernst, Scherz, Unverschämtheit und verlassen das Stück mit der Überzeugung, daß der gelehrte Herr recht gut im Leben des Volkes Bescheid wußte und über groteske Derbheiten verfügte, die einen andern gelehrten Autor, Walter Scott, wohl abschrecken konnten. -in-

---

Als die *J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.* dem deutschen Volke „*Bismarcks Gedanken und Erinnerungen*" zu Weihnachten 1898 zum ersten Male darbot, stand die äußere Fassung dieses unvergleichlichen Schatzes zu dem Werte und dem Preise des Buches in einem schlimmen Mißverhältnis. Seitdem ist 1905 eine billige Volksausgabe erschienen und nunmehr tritt das große Werk, das heißt die bisher allein publizierten zwei Bände, auch in würdiger äußerer Erscheinung auf den Plan. Der Druck und der von *Georg Belwe* gezeichnete Einband genügen allen Ansprüchen. Der tüchtige Herausgeber, Professor *Horst Kohl*, hat Text und Anmerkungen von neuem durchgesehen und ergänzt, so daß die Ergebnisse der jüngeren Publikationen und Forschungen über das Zeitalter Bismarcks dem Kommentar zugute gekommen sind. Auch das Register wurde neu bearbeitet. Das Vermächtnis des größten Deutschen der Neuzeit ist solcher dauernden Pflege vor allen Büchern der Gegenwart würdig und sollte auch von jenen, die eine der älteren Ausgaben schon besitzen, in dieser neuen, edleren Gestalt erworben werden. Der Preis beträgt in zwei Leinenbänden 12 M, in zwei Halblederbänden 14 M. G. W.

Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. Herausgegeben von Prof. *Felix Niedner*. XIII. Band. Grönländer und Färinger Geschichten. Übertragen (und eingeleitet) von *Erich von Mendelssohn*. Verlegt bei *Eugen Diederichs* in *Jena*. 1912. (5 M., gebunden 6.50 M.).

Die altnordische Dichtung, das älteste Dokument der germanischen Kultur, ist uns trotz aller gelehrten Arbeit noch am allerwenigsten bekannt, selbst auf dem wissenschaftlichen Felde ist ihr nur ein sehr bescheidenes Eckchen vergönnt. Darum erwerben sich Verleger und Herausgeber ein Verdienst, wenn sie in einem groß angelegten Werk die isländischen Sagas wieder einmal und mit Nachdruck auf den Markt stellen. In Laienkreise ist ja noch so gut wie nichts gedrungen. Die erhoffte literarische Wirkung kann freilich nicht direkt sein, denn eine starke Sehnsucht nach dem Epischen besteht wohl kaum, oder aber man versteht heute etwas ganz anderes darunter. Die Periode der Verfeinerung, die unsre Kunst durchmacht, muß meines Erachtens notwendig ihren Ausdruck in der Lyrik suchen, die weit mehr imstande ist, Selbstklärung zu schaffen. Wenn aber „Thule" eine Aufgabe zu erfüllen hat, so ist es die, der Geschehnisarmut unsrer Kunst und darüber hinaus des Lebens eine Handlungsfreudigkeit gegenüber zu stellen, die ausgleichend wirken könnte.

In den Sagas flutet es von Leben und Tatenlust, ungebrochene Triebhaftigkeit bestimmt das Wesen jener Epoche, die noch von keiner fremden Kultur berührt ist. Wir haben hier den reinsten Spiegel des frühen Germanentums, der ein herrliches Bild zurückwirft, das mit dem üblichen veridealisierten Typus nichts zu tun hat. Formal wird diese Novellendichtung, um sie so zu nennen, durch eine Knappheit des Stils gekennzeichnet, die heute verloren gegangen ist. Dabei schließt er eine starke Bildhaftigkeit nicht aus, nur daß sie eben noch keine Ausdehnung gewonnen hat.

Die Sammlung ist auf 24 Bände berechnet. Die Grönländer und Färinger Geschichten, die wir anzuzeigen haben, lassen sich inhaltlich zu drei Gruppen zusammenfassen, innerhalb deren jede der Erzählungen eigenartige künstlerische Züge besitzt. In der einen wird das Bauernleben auf den Faröern vorgeführt, weiter hören wir von der Kolonisation Grönlands und vor allem von der ersten Entdeckung Amerikas. Wahrlich ein Stoff, der mehr als Fachkreise interessieren sollte. — Über die Ausstattung braucht man nichts weiter zu sagen, der Verlag bürgt dafür. Die Broschur ist etwas sehr einfach, gebunden mag das Buch noch besser wirken. Dr. N.

Peter Hanssen, Medizinisches bei Theodor Storm. Eine medizinisch-literarische Studie. *Schleswig-Holsteinische Verlagsanstalt Wilhelm Handorff. Kiel* 1912. 48 Seiten.

Diese Studie des Kieler Kollegen *Hanssen* bildet das erste Bändchen einer offenbar neuen Reihe medizinischer Abhandlungen zur Literaturgeschichte. Soviel



ich weiß, ist *Storm* bisher von medizinischer Seite noch nicht „heimgesucht" worden; aber dieser erste Versuch darf wohl ein glücklicher genannt werden. Nach allgemeinen Bemerkungen über Schleswig-Holsteinische Dichter, besonders über *Storm*, gliedert *Hanssen* seinen gut ausgesuchten, reichen Stoff in 24 Kapitel, von denen das „über Krebs und Krebskranke" und anderen besondere Beachtung vorfindet, da wir aus einem späteren Kapitel erfahren, daß *Storm* selbst Karcinomophobe gewesen ist, und schließlich einem Krebsleiden erlegen ist. *Storm* ist überhaupt zeitlebens ein Hypochonder gewesen. — Ein sehr gutes Namen- und Sachregister erleichtern auf das Angenehmste den Überblick über dieses erfreuliche Buch, das *Storm* keineswegs zerpflückt, sondern zu seinen Werken, besonders zu seinen medizinischen Novellen, hinführt und manchen Aufschluß vermittelt.

Dr. med. *Erich Ebstein.*

Drei neue Sammlungen literarischer Aufsätze zeugen von dem kräftigen Leben, das gegenwärtig in der Wissenschaft unseres nationalen Schrifttums pulsiert, und zugleich von der Mannigfaltigkeit der Grundanschauungen vom Wesen der Forschung und Darstellung, die nebeneinander hergehen. Unser Mitarbeiter *Wilhelm Kosch* hat unter dem Titel *„Menschen und Bücher"* 21 Reden und Aufsätze zusammengefügt (Verlag der *Dykschen Buchhandlung in Leipzig*). Einleitend überblickt er die literarischen Strömungen des XIX. Jahrhunderts auf 40 Seiten und stellt den ganzen Zeitraum unter das beherrschende Zeichen der Romantik. Seltsam, daß er den ersten romantischen Kreis in Berlin entstehen läßt. Das Ehepaar Leonhardi auf Seite 15 ist uns unbekannt; sollte Tiecks Schwager Bernhardi und seine Gattin gemeint sein? Als Ausgangspunkt Grillparzers darf doch trotz der „Ahnfrau" die Schicksalstragödie nicht gelten und ebensowenig „König Ottokars Glück und Ende" als sein Gipfel. Aber wer so eng zusammenfaßt und damit etwas höchst Schwieriges und Verdienstvolles unternimmt, dem darf nicht allzu ängstlich auf die Finger gesehen werden, auch wenn er seine besonderen Lieblinge etwas zu weit nach vorn stellt. Das sind für Kosch Eichendorff und Raabe, und ihnen gelten denn auch unter den folgenden Aufsätzen die aufschlußreichsten, während die anderen behandelten Persönlichkeiten (Clemens Brentano, Theodor von Schön, Stifter, Mörike, Heine, Greif, die Handel-Mazzetti) wie der Sterne Kreis sich um diese Doppelsonne stellt. Kosch gibt überall Ergebnisse sorgsamer Forschung in gemeinverständlicher Form. Sein Buch gewährt jene Art popularisierter Belehrung, die von den älteren Literarhistorikern vor Bernays und Scherer allenthalben angestrebt wurde, ohne daß er doch die Hilfsmittel der inzwischen ausgebildeten wissenschaftlichen Praxis verschmähte.

Ein Vertreter dieser Methoden in ihrer streng philologischen Ausprägung ist *Otto Pniower*. Davon zeugen seine Essays und Studien, *„Dichtungen und Dichter"* (*S. Fischer* Verlag in *Berlin*). Über eine Reihe von Jahrzehnten erstreckt sich das Entstehen dieser Arbeiten; aber mit ausgleichender Hand hat Pniower die ohnehin geringen Stilwandlungen verwischt. Dieser Band ist eine menschliche und methodische Einheit von ausgeprägter Eigenart. Ihre Kennzeichen sind philologische, auf schärfste Beobachtung eingestellte Sachlichkeit und eine Gefühlssynthese, die den Eindruck nüchternen und kleinlichen Zerlegens nicht aufkommen läßt. Man hat den Eindruck, als könne Pniower nur über Menschen und Dinge arbeiten, die ihm ans Herz gewachsen sind. Die Weite seines Horizonts gibt ihm den innigen Bezug zu Goethe. Mit sicherer Einfühlung erkennt er, daß der Titel „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" nur ironisch gemeint sein konnte und der Held erst am Schlusse im Bund mit der Amazone seine wahre Sendung erfüllen sollte. Das Nächste ist Pniower die Berliner Welt mit ihrer literarischen Vergangenheit und Gegenwart. Heinrich von Kleist schildert er in seinen beiden brandenburgischen Werken als Gestalter und Umgestalter der Überlieferung: ebenso gründlich und geschmackvoll werden E. T. A. Hoffmanns „Berlinische Erzählungen" behandelt, werden Gottfried Kellers eigentlich fruchtbare fünf Berliner Jahre in ihrem entscheidenden Einfluß auf das Werden des Schriftstellers hingestellt und mit wärmster Neigung an zwei kleineren Schöpfungen die Persönlichkeitsreize Theodor Fontanes entwickelt. Den Reigen schließt die Analyse von vier Dramen Gerhart Hauptmanns. Mit dem, was er über den letzten Akt des „Michael Kramer" sagt, kann ich mich nicht zufrieden geben. Hier ist doch mehr als stille Betrachtung und kein Verzicht auf Fortschritt und Bewegung. Am Sarge des Sohnes vollzieht sich in der Seele Kramers eine Wandlung, die im höchsten Sinne dramatisch heißen darf, indem der notwendige Übergang aus dumpfem Irren zur Klarheit über sich selbst vor den Augen und Ohren des Zuschauers geschieht, eine echte und rechte Anagnorisis, die vom Boden des alten Fabeldramas in künstlerisches Neuland hinausschreitet.

Die jüngste Generation unserer Literarhistoriker kommt zu Worte in den *Studien zur Literaturgeschichte* (im Insel-Verlag zu Leipzig), die Schüler Albert Kösters ihm zum 50. Geburtstag darbrachten. Hier herrscht jene Richtung vor, die in der Tatsachenfeststellung mit Hilfe text- und motivgeschichtlicher Mittel ihr Ziel sieht. Nur der erste und der letzte Aufsatz des Bandes greift darüber hinaus, indem Alfred Götze der verbreiteten Meinung, das Volkslied sei im Untergehen oder gar schon vernichtet, mit guten Gründen entgegentritt, und Reinhard Buchwald über praktische Grundlagen und Ziele der Literaturwissenschaft handelt. Was zwischen diesen beiden Aufsätzen steht, greift Einzelfragen aus der Literaturforschung von der Reformation bis zu Theodor Storms Novellen heraus und hält sich überall auf der anständigen Fläche der besseren fachwissenschaftlichen Organe. Es kommt meist nicht so sehr auf Gesamtergebnisse wie auf Vermehrung der Einzeltatsachen hinaus. Am stattlichsten präsentiert sich der Beitrag des Oldenburger Dramaturgen Franz Ulbrich, der die Geschichte der Radziwillschen Privataufführungen von Goethes „Faust" in Berlin, unterstützt von interessanten Illustrationen vorführt.

(Übrigens ist es auch ihm entgangen, daß die ersten Aufführungen von Bruchstücken der großen Dichtung in Coppet bei Frau von Staël stattgefunden haben.) Man darf danach dem angekündigten Werke des Verfassers über Goethes Faust auf der deutschen Bühne mit hoher Erwartung entgegensehen. Herausgegeben wurde die Sammlung von Conrad Höfer, der selbst einen Abschnitt aus seiner geplanten Schilderung der älteren Weimarer Theaterverhältnisse darbietet. Er erzählt von dem Auftreten Doebbelins im Jahre 1756, der im September dieses Jahres nach einer Reihe vom Hofe bezahlter Einzelvorstellungen als Hofkomödiant mit seiner Truppe in Weimar fest angestellt wurde. Das Gehalt betrug 6800 Taler. Schon im April 1757 hat Doebbelins Disziplinlosigkeit seine Entlassung herbeigeführt und Mitte Juni 1758 endete nach dem Tode des jungen Herzogs Ernst August Constantin mit dem Glanz des Weimarer Hoflebens auch dieses Vorspiel der späteren großen Zeit der Weimarer Bühne. G. W.

Theater und Buch.

Eins der schärfsten Merkmale unserer Zeit ist das Bedürfnis, sich mitzuteilen. Wir versuchen aber nicht nur, wie frühere Zeiten auch, das Innerste unserer Zeit, unser seelisches Wesen, in Betrachtungen und Kunstwerken zu offenbaren, sondern wir sind redlich bestrebt, die Taten und Arbeiten unserer Tage auf technischem, wirtschaftlichem, sozialem Gebiet zu registrieren. Wir sind die Historiker unserer eigenen Zeit. So sucht das Theater unserer Tage seine Bestrebungen und Erfolge festzuhalten. Die Theaterliteratur schwillt gewaltig an, und es öffnet sich hier dem Bibliophilen ein Spezialgebiet, das in früheren Jahrzehnten nur spärliche Beiträge aufzuweisen hatte.

Man sucht die Gestalten unserer großen Schauspieler in essayistischen Porträts festzuhalten und bewahrt so das Wesentliche ihrer Kunst für alle Zeiten, während wir über die Schauspieler vergangener Epochen nur sehr spärliche Dokumente besitzen. *Ludwig Speidels* berühmte, aufreißende Essays über die bedeutendsten Darsteller, die seit der Mitte der sechziger Jahre am Wiener Burgtheater auftraten, sind in einem Band „*Schauspieler*" (bei Meyer und Jessen, Berlin 1911) gesammelt erschienen. In dem Buche „*Mimen, Historische Miniaturen*" von *Paul Landau* (Erich Reiß Verlag, Berlin 1912), ziehen die großen Herren der Bühne von Ekhof und Schröder bis zu Matkowsky und Kainz in literarischen Porträts vorüber. Die Monographie „*Kainz als Hamlet*" (Verlag von Rascher & Co., Zürich und Leipzig 1911) von *Konrad Falke* zeichnet jede Nuance in der Mimik und Sprachkunst Kainzens während einer Hamletaufführung. Und *Julius Babs* schönes Gedenkbuch über „*Kainz und Matkowsky*" (Oesterheld & Co. Berlin 1912), breitet in einer Anzahl Essays getreulich das künstlerische Wesen der beiden größten und gegensätzlichsten Schauspieler aus, die wir um das Jahr 1900 auf der Bühne sahen. Künftige Generationen werden es also leichter haben, ein Bild von der Theaterkunst unserer Zeit zu entwerfen, als wir, wenn wir uns bemühen, die Bühne vergangener Epochen zu erforschen. Doch glaube ich, daß wesentlicher als diese literarischen Aufzeichnungen für die Zukunft jene Dokumente sein werden, die erst die technischen Hilfsmittel unserer Tage ermöglichen: Photographie, graphische Reproduktionsverfahren, Phonograph, Kinematograph.

Während früher die Figurinen und szenischen Entwürfe in den Archiven der Theater verborgen blieben und sorgsam der Mitwelt verheimlicht wurden, zeigt man heute mit Recht das Bestreben, das große Publikum Einsicht nehmen zu lassen in die neueste Entwicklung unserer Bühnenkunst. Es gilt, im Publikum die Annahme zu zerstören, daß nur der Schauspieler die Kunst des Theaters ausmacht; man muß einsehen, daß der wichtigste Mann am Theater der Regisseur ist, und daß eine große Menge Arbeit und Menschen vor der Aufführung selbst wirken, wovon die Zuschauer nichts erfahren. Deshalb veröffentlicht man jetzt Regiepläne, veranstaltet Theaterausstellungen und gibt neuerdings auch Bücher heraus, in denen mit Wort und Bild Einzelheiten der Aufführungen veröffentlicht und für die Nachwelt aufbewahrt werden.

Das gründlichste und ausführlichste dramaturgische Werk ist immer noch *Carl Hagemanns* „*Regie*" (bei Schuster & Löffler, Berlin und Leipzig), das als Hand- und Nachschlagebuch für den Schauspieler und Bühnenkritiker zu betrachten ist, und immer wieder erweitert neuaufgelegt wird. Man empfindet beim Lesen des Werkes deutlich, wie viele fundamentale Dinge über die Kunst der Darstellung selbst von Regisseuren, Schauspielern und Kritikern nicht gewußt werden. In populärer, sehr lesbarer Form will das knappe Buch von *Max Alberty* über „*Moderne Regie*" (Englert & Schlosser, Frankfurt a. M.) die Kunst der Inszene klarlegen. Dies Buch, das zugleich eine Verherrlichung Max Reinhardts bedeutet, rollt in unterhaltsamer Weise die Probleme der modernen Regie, durch einige Musterinszenierungs-Abbildungen unterstützt, für den Laien belehrend auf. Noch knapper und instruktiver versucht die Entwicklung der deutschen Bühne im letzten Menschenalter *Eugen Zabel* darzustellen in dem reich illustrierten Büchlein „*Moderne Bühnenkunst*" (Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.) Das eigenartigste und geistreichste Werk der letzten Jahre über Bühne und Drama ist *Strindbergs* „*Dramaturgie*". (Georg Müller, München und Leipzig.) Strindberg schreitet in dieser Dramaturgie so ohne Voraussetzungen, so überquellend von Gedanken einher, daß hier nicht einmal angedeutet werden kann, was er über die Kunst des Schauspielers, das Intime Theater, das historische Drama, über Shakespeare und über Faust sagt.

Für den Bibliophilen am interessantesten ist die Parallelveröffentlichung der beiden Heftchen über die von Hugo von Hofmannsthal erneute Moralität von „Jedermann". Die eine dieser Publikationen ist im Verlage von Julius Bard, Berlin erschienen und ist betitelt „*Das alte Spiel von Jedermann*; *Siebzehn Figurinen von Alfred Roller und sieben Schauspielerbildnisse*; *Bemerkungen von Hugo von Hofmannsthal*". Hier wird also die Reinhardtsche Inszenierung dargeboten. Der außerordentlich schön und groß gedruckte Text



enthält Bemerkungen über die Geschichte und das Wesen dieses Spiels sowie eine Rechtfertigung über seine Erneuerung, und dann eine Schilderung der ersten Aufführung im Zirkus zu Berlin. Die wichtigsten Punkte der Reinhardtschen Inszenierung werden unauffällig in der Hofmannsthalschen schöngeschwungenen Sprache hervorgehoben und die Zusammenhänge zwischen Regie und Publikum angedeutet. Wichtig aber sind die beigefügten Tafeln, welche die ziemlich detailiert ausgeführten Figurinen Rollers enthalten sowie Photographien der Hauptdarsteller in ihren Rollen. Die zweite Publikation *„Jedermann am Münchener Hof- und Nationaltheater“* (Delphin-Verlag, München) verfolgt dasselbe Ziel wie das Berliner Heft. Arthur Kutscher steuerte einen Aufsatz „Über Zweck und Stil des alten Spiels von „Jedermann“, Gerhard Amundsen einen Essay über „Das alte Spiel von Jedermann und seine Bühnengestaltung“ bei, in der er einen historischen Rückblick und einige szenische Bemerkungen über die Münchener Aufführung gibt; Pater Expeditius Schmidt schließt das Büchlein mit einigen Notizen „Von der Absicht des geistlichen Schauspiels“, in der er beweist, daß Mysterium und Moralität denselben Zweck wie die Predigt verfolgten. Auch diese Publikation enthält eine Anzahl von Tafeln. Da sieht man zunächst sechs Figurinnen Ludwig Kirchners, die nicht so detailliert und zierlich wie die Rollerschen ausgeführt sind. Ferner werden in Photographien wiedergegeben die Oberbühne der Münchner Aufführung nach dem Entwurf J. V. Kleins und die Hauptdarsteller. Leider gibt keins der beiden Büchlein eine Abbildung der gesamten Bühne oder Photographien der Hauptszenen, so daß man nach diesen Publikationen sich keine Vorstellung von der Aufführung selbst machen kann. Die Photographien besonders die der Bardschen Publikation sind nicht besonders scharf und plastisch geraten. Unter den Mängeln der photographischen Reproduktion leiden auch die beiden Heftchen, in denen *Max Martersteig*, ganz ohne Text, in einem Privatdruck die Szenenbilder seiner *Kölner Faustinszenierung* veröffentlicht. Aber diese Hefte, die nur Szenenbilder, keine Figurinen oder Einzelphotographien der Darsteller enthalten, geben ein deutliches Bild der Gesamtaufführung, so daß manche Abbildung von anderen Bühnen lehrreich benutzt werden kann. Vollkommener als diese ersten Publikationen einer neuen Art Theatergeschichte unserer Tage versprechen die Klassikerausgaben des Deutschen Theaters zu werden, in denen die Entwürfe der von Max Reinhardt zur Gestaltung der Bühnenbilder herangezogenen Künstler veröffentlicht werden sollen.

Kurt Pinthus

W. Wygodzinski, Wandlungen der deutschen Volkswirtschaft im XIX. Jahrhundert. *Verlag der M. Du Mont-Schaubergschen Buchhandlung. Köln.* Kartoniert 1.80 M.

Philosophische Systeme spiegeln vielleicht am reinsten den Grundcharakter eines Zeitalters; denn sie sind die Reaktion der am tiefsten dringenden Geister auf die jeweilige Konfiguration der Erscheinungswelt. Im XVII. Jahrhundert waren die beharrlichen Faktoren für die europäische Kultur Kennzeichen genug, daß Spinoza unveränderliches Sein, absolute Ruhe als Kern der Welt erschlossen zu haben glaubte. Hegel dagegen sah im Werden, im ewigen Wechsel den Urgrund der Dinge — aber keine Zeit erlebte auch einen so starken Kulturwandel wie das XIX. Jahrhundert.

Es muß schon darum als erfreulicher Wagemut bezeichnet werden, wenn Wygodzinski es unternimmt, auf so engem Raum die Veränderungen wenn auch nur eines Teilgebiets unserer Kultur im verwichenen Säkulum zur Darstellung zu bringen. Vor solch energischer Zusammenfassung hat die Detailkritik zu verstummen.

Freilich betritt der Verfasser mit dem vorliegenden Buche kein Neuland. Ihm ist vor allem *Sombart* mit seiner „Deutschen Volkswirtschaft im XIX. Jahrhundert“ vorangegangen, der er nicht nur inhaltlich das meiste verdankt, sondern von der er auch für die Erzählung einen Kunstgriff entlehnt, den man als *kontrastierende Methode* bezeichnen könnte. Um die außerordentlichen Fortschritte im Wirtschaftsleben des XIX. Jahrhunderts deutlich zu machen, begnügen sich beide Forscher oft, die Zustände um 1800 denen um 1900 entgegenzusetzen. Ohne Zweifel gewinnt dadurch die Darstellung einen höchst eindrucksvollen Charakter; aber man darf sich nicht verhehlen, daß durch dieses Verfahren die historische Wirklichkeit beträchtlich stilisiert wird. Die Keime des Neuen, die sich schon vor 100 Jahren regten, und das Allmähliche, ja Unmerkliche: das Spezifische am geschichtlichen Wandel wird auf diese Weise doch geradezu unterschlagen.

Trotz der abkürzenden Methode, die Wygodzinski anwendet (und die übrigens auch einen rein äußerlichen Grund hat: es fehlt uns einfach an genügenden Vorarbeiten für eine streng genetische Darstellung), bleibt es unmöglich, den überreichen Inhalt des Büchleins in Kürze zu überblicken. Jedenfalls lohnt es jedem, der den Wunsch hegt, einen raschen Blick in das komplizierte Wesen unserer heutigen Volkswirtschaft zu werfen, die Lektüre in reichem Maße; bei den Lesern dieser Zeitschrift wird es durch die Beleuchtung zahlreicher literarischer Werke des XIX. Jahrhunderts von nationalökonomischen Gesichtspunkten aus vielleicht noch besonderes Interesse erwecken. F. K.

Paul Scheerbart, Das große Licht. Ein Münchhausen-Brevier. *Dr. Sally Rabinowitz* Verlag, *Leipzig*, 1912.

Wer Paul Scheerbart liebt, wird sein neuestes Büchlein mit großer Freude lesen, wer ihn nicht liebt, mag es trotzdem lesen. Wer ihn kennt, wird die Gestalten des edlen Barons und der jugendlichen Gräfin Clarissa in Erinnerung haben, oder er soll sich jetzt an diesem ungleichen Pärchen ergötzen. Scheerbarts Humor ist ein Gemisch von Paradoxen, kecker Satire und einer ungezügelten Fabulierlust. Mag man es im guten oder schlechten Sinne nehmen! Die Ingredienzien sind recht durcheinander gerüttelt, und mit dem Angesicht des Biedermannes flunkert uns der Dichter von dem hundertundachtzigjährigen Baron vor, der um seines

Humors willen beinahe und hier nun in phantastischer Wirklichkeit unsterblich ist. Die Rechnung bezahlen wir alle, Dichter und Ingenieur, die Frommen und die Spötter, Kulturkämpfer und Zopfträger. Es ist eine wohlgezählte Bauernmandel von Geschichten, deren Inhalt im einzelnen nicht wiederzugeben ist. Schlechterdings alles, was irgendwie aktuell sein kann, ist in einer Münchhausiade zur letzten Übertreibung verzerrt und zugleich mit hervorragender Wahrscheinlichkeit dargestellt. Die Titel sind schon amüsant: Der Baron und die Religion, oder: Der Baron als Erzieher. Diese Themen in Verbindung mit der Gestalt des Lügenhelden wirken an sich schon komisch, und dann plötzlich einen Weltweisen zu finden, der lächelnd ernste Wahrheiten sagt, bis er den lauschenden Hörer mit einer Groteske vor den Kopf stößt, das überbietet sich fast selbst. In manche Geschichten muß man sich freilich erst einlesen, wenn das Stoffliche selbst mehr Raum gewinnt, als es dem Leser, der überall Anspielungen vermutet, lieb ist. Aber Scheerbart will eben kein lehrhafter Satiriker, will nur ein Dichter sein. -o-.

Henry Thode, Michelangelo und das Ende der Renaissance. Dritter Band, erste und zweite Abteilung. Zirka 850 Seiten mit 180 Abbildungen. Geheftet 18 M., gebunden 22 M. *G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin.* 1912.

Ein Riesenwerk, breit und wuchtig in Entwurf und Ausführung. Ganz neue Probleme behandelnd. Als vor einem Jahrzehnt die beiden ersten Bände erschienen, fanden sie vielfach noch nicht die verständnisvolle Aufnahme, die sie verdienten. Der jetzt erschienene doppelbändige dritte Teil dürfte vielleicht mehr Erfolg haben, sofern man es als Erfolg rechnen mag, von vielen angeblich verstanden zu werden. Es sind zwar die schwierigsten Probleme, die in diesem Bande behandelt werden, aber auch die wichtigsten. Probleme, an denen unsere moderne Kunstforschung nicht länger vorübergehen darf. Thode nimmt zunächst die Grundfrage auf, unter welchen Möglichkeiten sich die christliche Kunst entwickeln konnte. Die Gegensätze Antike — Christentum spitzen sich für die religiöse Darstellung auf die Gegensätze von Mythos und Mystik zu. Wir wissen, wie die mittelalterliche Malerei sich dermaßen der Mystik hingab, daß wir ohne Kenntnis der letzteren die erstere überhaupt nicht verstehen können. Anders verhielt es sich mit der Plastik. Diese, entgegen ihrer mit Licht und Farbe operierenden Schwester war stets allein auf Darstellung des Körperlichen angewiesen. Sie schuf dem Christentum Gestalten, symbolische, allegorische Gestalten, eine Mythologie. Es ist der christliche Mythos — Schöpfungsgeschichte — Prophetie — Madonnenmysterium — was den Inhalt der Werke Michelangelos bildet; aber damit beginnt der tragische Konflikt: den antiken Ansprüchen an religiöse Darstellung wäre mit der Schaffung mythologischer Gestalten genug getan gewesen, nicht aber den christlichen. Die *Ideen der christlichen Mysterien* sind mit den Mitteln der Skulptur nicht ausdrückbar. Die Plastik *mußte* daher im christlichen Weltalter von der Malerei — wie diese von der Musik — überholt werden. Michelangelo *empfand* diese Unzulänglichkeit — er, der größte in seiner Kunst! — mit schwerem Künstlerleid. Die ungeheure Tragik seiner qualvoll im Stein sich windenden Gestalten gibt Zeugnis von dem seelischen Martyrium ihres Schöpfers.

Soweit die Grundzüge des im dritten Bande behandelten Themas, denen in den ersten beiden Bänden Betrachtungen über das Wesen des Genies im allgemeinen in seinem Kampf mit der Welt und solche über die heraufwachsenden Gegensätze antiker und christlicher Anschauungen in Michelangelos Innenleben vorangingen.

Es hat etwas Berauschendes, dem hohen Fluge dieser Ideendiktionen, in denen das Einzelschicksal des italienischen Renaissancemeisters sich zum Gleichnis und Spiegelbild der ganzen Epoche erhebt, zu folgen. Aber Thode gelingt es ebenso, uns für die realen Exegesen der stilkritischen Untersuchung zu interessieren. Viel Neues konnte da aus dem gewiß oft genug durchackerten Gebiet herausgepflügt werden. Besonders die sixtinische Decke bot noch erstaunliche Fülle. Wichtig auch für die Spezialforschung sind die Nachweise der Beziehungen des Meisters zu Sebastiano del Piombo und seiner Mitarbeit an dessen Gemälden. Eine strenge Kritik erfuhr der *Architekt* Michelangelo. Ohne die Größe der architektonischen Konzeption zu verkennen, gestattete sich hier der Verfasser in Michelangelos Bauten auf manche fehlerhaften Eigenarten hinzuweisen, die das Überwiegen des plastischen vor dem architektonischen Gefühl beweisen.

Das sehr bedeutende Werk, zu dem sich noch zwei Bände kritischer Untersuchungen und ein im Druck befindlicher Verzeichnisband gesellen, nimmt in der Michelangeloliteratur eine besondere Stelle ein. Es bietet nicht bloß wertvolle Forschungsergebnisse, sondern eine neue Auffassung: Kunst im Zusammenhang mit den großen Entwicklungen der Menschheitsgeschichte erkennen und verstehen zu lernen. M. E.

Die Chronik der Königin Maria Stuart oder die Tragödie der sechs Jahre. Roman von *Maurice Hewlett.* 1913. Verlag der *Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.*

Noch immer wird die Dichtung nicht müde, der schönen unglücklichen Schottenkönigin zu huldigen, die uns durch Schillers Drama zu einer der vertrautesten Gestalten geworden ist. Dort erscheint sie am Ende ihres mit so vielen Steinen des Anstoßes besäten Lebensweges und auf die Anfänge fällt nur ungewisses Licht. Schiller wollte ein Drama der Läuterung schreiben, nicht auf die Art der Schuld, sondern auf die überwindende Kraft eines gereinigten Willens kam es ihm an. So gab er aus der Vorgeschichte nur diejenigen Tatsachen, die seine Heldin als eine mit schwerem Fehl belastete kennzeichneten. Aber Maria Stuarts Jugend verdient, ebenso wie ihr Ende, daß ein Dichter sich des Gegenstandes bemächtige. Der Reichtum an äußerem, romantisch bewegtem Geschehen, die lebensfrohe junge Regentin, fast vom Tage ihrer Geburt an

Erbin der Krone Schottlands und zu einem nicht unbegründeten Anspruch auf den englischen Thron legitimiert, durch Schönheit und Geist an dem leichtfertigen französischen Hofe glänzend und besungen von den ersten Dichtern der Plejade, mit 16 Jahren dem Könige Frankreichs vermählt, mit 18 Witwe, — das war das Vorspiel der Tragödie, die mit dem Entschlusse Marias, Frankreich zu verlassen, begann. An dieser Stelle setzt der Roman Hewletts ein. Die Frage, wie aus der reizenden, hochkultivierten Frau die blutbefleckte, aus ihrem eigenen Lande flüchtende Königin werden konnte, will er beantworten. Und an der Hand der zeitgenössischen Berichte dringt er in die Untergründe ihres Handelns und Duldens. Er entdeckt als letzte Wurzel die nach Liebe verlangende Weiblichkeit; aus ihr leitet er die beiden unglückseligen Verbindungen mit Darnley und mit Bothwell ab und läßt alle politischen Motive dieser Heiraten sowohl wie der gleichzeitigen inneren Kämpfe Schottlands beiseite. Er will ja keine Geschichte, sondern einen historischen Roman schreiben. Und dies ist ihm in außerordentlichem Maße gelungen. Zumal die als Leitmotiv immer wieder anklingende und schließlich zur alles beherrschenden Melodie werdende Neigung zu Bothwell tritt ihren Ursachen, ihrem Werden und ihrer schicksalsschweren Bedeutung gemäß in das Licht einer glänzend gesteigerten und die Teilnahme des Lesers aufs stärkste anspannenden Darstellung. Mit dem Unglück der zweiten Ehe, in der Marias Liebreiz und Heiterkeit für immer zugrunde ging, der darauf folgenden Abdankung und der Regentschaft Murrays schließt der Roman. Was noch folgte, — der letzte Kampf gegen die Rebellen, die Flucht nach England und die neunzehnjährige Gefangenschaft bleibt ungesagt. Die Übersetzung hat *Gustav Danelius* besorgt, im allgemeinen stilgerecht; doch hier und da seiner Aufgabe nicht völlig genügend. Was bedeutet zum Beispiel Seite 279 „Davy war nicht der zehnte Fall" oder Seite 352 „Hekate im Winter" oder Seite 438 „Boten mit Kreppbinden" oder die Überschrift Seite 481 „Die Fieberwahn-Sonate"? An solchen Stellen dürfte die englische Vorlage nicht richtig verstanden sein; immerhin sind sie nicht so zahlreich, um den günstigen Gesamteindruck wesentlich zu stören. Der Ausstattung hat sich *Max Schwerdtfeger* durch einen süßlichen Umschlag und zehn recht nichtssagende Porträts angenommen. G. W.

August Kopisch, Allerlei Geister. Gedichte und Erzählungen. Ausgewählt von *Leo Greiner.* Zeichnungen von Rolf von Hoerschelmann. *Martin Mörikes* Verlag in *München*. 1913.

Den Spießbürger ist man so sehr gewohnt zu schmälen, daß darüber das Liebenswerte an ihm ganz vergessen wird. Die Beschaulichkeit und Innigkeit, die in seiner Welt den breitesten Raum einnehmen, sollten über das Hinterwäldlerische an ihm hinwegsehen lassen. In der Kunst kommt das auch gar nicht zum Vorschein, Humor ist da sein Teil. Auf wessen Kosten es dabei geht, bleibt sich gleich, da niemand eigentlich verletzt wird. „Die Hosdrupper .. es ist doch kein Hosdrupper am Tisch?" Und lustig erzählt sichs drauflos. Das ist die alte liebe Geschichte aus den Kinderfibeln, und die Erwachsenen haben sie vergessen. Sie freuen sich aber doch, wenn sie sie wieder lesen. Und es ist ein rechtes Weihnachtsgeschenk von Mörikes Verlag gewesen, den braven Kindern, kleinen und großen, ein Buch von August Kopisch zusammenzustellen. Ein frisches frohes Hausbuch ist es geworden, Märchen, Schildbürgerstreiche, eine Narretei, von kleinen Geisterchen, dem armen Nöck, der nicht selig werden kann, von alledem ist da zu lesen. Ein Hausbuch möchte ichs um deswillen nennen, weil eben vieles sich drin findet, was irgendwie bekannt ist, und die alten Bekannten sind immer die besten und dürfen uns neue zuführen. Wir Deutschen sind so arm an Humoristen, und Kopischs Werk sollte darum gewürdigt werden. In seinen Gedichten steht er tief in der Überlieferung des Volkstümlichen, in seiner Prosa strebt er höher. Und der sei das letzte Wort vergönnt. In Italien gereift, sind diese komischen Novellen von eigenem Reiz. In leichtem Gewand schweben sie einher, doch in einer Form, der auch die Schnurre, die dazwischen fährt, durchaus nicht schadet. Und wer die blaue Grotte auf Capri gesehen hat, mag vom Entdecker selbst lesen, wie er sie fand, anno Domini 1826. -o-

---

Kassel—Moskau—Küstrin 1812—1813. Tagebuch während des russischen Feldzugs geführt von *Friedrich Gieße*, herausgegeben von *Karl Gieße*. Verlag der Dykschen Buchhandlung Leipzig.

Das vorliegende „Tagebuch" entbehrt eines Hauptreizes ähnlicher Veröffentlichungen: der *Unmittelbarkeit*. Der westfälische Premierleutnant Gieße hat nach der Versicherung des Herausgebers wohl täglich, auch unter den schwierigsten Verhältnissen sich Notizen von seinen Erlebnissen gemacht, sie aber während seines späteren Aufenthaltes auf der Festung Küstrin stark überarbeitet und in stilistischen Zusammenhang gebracht, so daß aus dem Tagebuch eigentlich eine *Darstellung der Ereignisse in Tagebuchform* geworden ist. Dabei hat er es aber vollkommen verabsäumt, den Rhythmus der Momentaneität, den er seinen Aufzeichnungen nahm, durch sachliche Akzentuierungen zu ersetzen. Die geringfügigsten Nebensächlichkeiten wie die entscheidendsten Ereignisse werden mit der gleichen inneren Gelassenheit und Ruhe — „Objektivität" würden Wohlwollende sagen! — dargeboten; die Leiden unter Hitze und Hunger auf dem Wege nach Moskau und das Menschenwürgen an der Beresina ebenso abgemessen erzählt wie die zufälligsten persönlichen Erlebnisse. Alles, das Bedeutendste wie das Unbedeutende, erscheint in der Sphäre seelischer Gleichmäßigkeit, Affektlosigkeit.

Man muß sich schon der Struktur des deutschen Volksgeistes erinnern, die dieser seit dem zweiten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts abzunehmen beginnt, um solch eine Sprache von einem Mitkämpfer, Miterleber zu verstehen: aus jeder Seite des Buches spricht die *Biedermeierzeit* zu uns! So sehr nun die Gegenwart auch Vorliebe für die dekorative Kleinkunst dieser



Epoche hegt, so wenig will sie von der Breite und „Uninteressantheit“ ihrer Literatur wissen. Ich stimme darum der Vermutung des Herausgebers der Tagebuchaufzeichnungen durchaus zu, wenn er dem Buche wenig Freunde unter dem heutigen literarischen Publikum prophezeit. Anders steht es freilich mit dem, der sachliche Belehrung erwartet; ihm dürfte das Werk manches, namentlich über die Stärke der Truppenkörper, die mit Napoleon nach Rußland zogen, wie über das Schicksal einzelner Offiziere (vgl. das Register am Ende des Bandes) mitteilen, das ihm vielleicht kein anderes gleich zuverlässig liefert. F. K.

Anatole France, Die Götter dürsten . . . Roman aus der französischen Revolution. *Georg Müller* Verlag, *München*, 1912. (Autorisierte Verdeutschung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.)

Auch das Sterben kann zur Manie werden, das Sterbenlassen und das Sterbenwollen. Blut kittete die verschiedenen Epochen der französischen Revolution aneinander. Es kam wenig darauf an, wessen Haupt auf der Guillotine fiel. Wenn die Verräter der Republik zum Schaffot gekarrt wurden, umheulten sie Männer und Weiber, und dieselben vielleicht jauchzten dann dem letzten Gange der Richter zu, undankbar für das Schauspiel, das diese ihnen geboten hatten. Man forderte den Mord und schalt die Mörder. Die Gesellschaft, das tausendköpfige Paris fragte wenig nach den Theorien, die für all das den Grund abgaben. Der einzige Unterschied vom ancien régime bestand darin, daß alles allen Schichten erlaubt war; ein rasender Totentanz das Ganze, eine Summe von Episoden. In dem Buche von Anatole France fluten sie auf und ab. Das Schicksal Evarist Gamelins, des Malers und Geschworenen, der im krampfhaften Rausch Hunderte in den Tod geschickt hat und mit derselben Überzeugung glaubt, ihn trotzdem selbst verdient zu haben, ist im Grunde auch nicht mehr als eine Episode. Ihren Wert ermißt man an ein paar Worten, in der Mitte des Buches, die sich dann am Ende wiederholen. Die Bürgerin Elodie Blaise wirft ihrem Geliebten, das ist Evarist Gamelin, durch die Jalousie ihres Fensters eine letzte rote Nelke auf den Henkerkarren. Alles hatte sie vergessen und hingegeben für diese verzehrende Liebe. Und als sie nach wenig Wochen schon dem Freund des Toten ihre Türe wieder aufschließt, entläßt sie ihn fast mit denselben Liebesworten wie dereinst Gamelin, dessen Leib noch nicht vermodert ist. Ende ist Anfang und Anfang ist schon Ende. Es mag sein, daß dem Dichter die Revolution sich so darstellt. Ob sie vom Epiker aber so dargestellt werden kann, steht dahin. Denn noch entsteht kein Mosaik, wenn man bunte Kiesel durcheinander wirft. Die Steinchen gleichen einander zu sehr und man sieht sie dann nicht mehr gern an. Romantechnisch ist der Gleichfluß und die Unaufhörlichkeit des Geschehens nicht vorteilhaft. Die Götter dürsten . . . Hinter dem Titel stehen drei Punkte; usw., usw. könnte am Schluß des Buches stehen. -h.

Frédéric Boutet, Mr. Barfin & Co. Skizzen, Schnurren und Grotesken. Einzig autorisierte Übersetzung von *Maria Döring*. Ausgewählt und eingeleitet von *Alfred Richard Meyer*. 1913. *Richard Taendler* Verlag, *Berlin W. 50*.

Boutets Humore sind auch bei uns allbekannt; Hanns Heinz Ewers ist für den französischen Seelenverwandten mit Erfolg eingetreten. Die 23 Skizzen des hübschen kleinen Bandes bewähren den treffsicheren Blick und die glänzende Erzählergabe dieses literarischen Karikaturzeichners. Er erfindet Anekdoten mit sozialem Einschlag, am liebsten auf der schmalen Grenzscheide der Gesellschaft und des Hochstaplertums wandelnd. Man kann alle diese Geschichten ohne Ermüden hintereinander lesen, der beste Beweis für die ungewöhnliche Mannigfaltigkeit und Anziehungskraft, zu der auch die vortreffliche Verdeutschung das ihrige beiträgt. P—e.

Margarete Bruns, Die Märchen der Salamanderhöhle. *J. C. C. Bruns* Verlag, *Minden i. W.*, 1913 (geb. 3 M., auf Bütten in Pergament 6 M.).

Die Logik des Märchens ist noch nicht geschrieben. Auch in diesen leichtbeschwingten dichterischen Gebilden geschieht alles nach bestimmten Gesetzen; zwar sind die Möglichkeiten andere als im Alltagsleben, ihre Verknüpfung ist aber nicht schlechthin willkürlich. Man kann auch nicht sagen, daß das Märchen als Gattung lediglich der kindlichen Phantasie entspräche. Das ist nur zum Teil richtig, ebenso sicher aber ist, daß die einzelne Schöpfung auf ihre Hörer oder Leser berechnet sein muß. Tritt man nun mit solchen Erwägungen an das vorliegende Büchlein heran, findet so manches keine Billigung. Doch sei lieber zuvor gesagt, daß es auch Vorzüge hat. Margarete Bruns verfügt über einen anschaulichen, belebenden Stil, dem zur epischen Gestaltungsfähigkeit ein lyrischer Einschlag die nötige Weichheit hinzufügt. Schaden nahm das Ganze wohl an der Rahmenerzählung. Nährte sich die Einbildungskraft der Dichterin einmal an den Schätzen von 1001 Nacht, tat sie ebenso an den Volkssagen, und aus dem Märchen vom bezechten Riesen, dessen versteinerter Leib zu einem Berg wurde, in dem das Rumoren nie recht aufhört, klingt uns die antike Mythologie entgegen. Feinsinnige Naturdeutung in dem einen, gefällige didaktische Züge in dem andern geben gewiß jedem seinen Reiz, viel Gemeinsames freilich haben sie nicht. Lebendiger finde ich sie darum nicht, daß uns die Märchen von einer kleinen Gesellschaft erzählt werden, die auf der Flucht vor feindlichen Kriegsscharen in einer Höhle, eben der Salamanderhöhle, die bange Wartezeit damit verbringt. Ein altkluger Prinz, ein schüchternes Prinzeßchen, der Oberhofmeister und ihre Kammerfrau sind da zusammen, und als fünfter kommt ein verwundeter Soldat hinzu. Ihre verschiedenen Abenteuer und die Schlachtschilderung verbreitern den Rahmen etwas zu sehr, und vor allem wird durch das Bestreben, den Hofton des XVIII. Jahrhunderts zu treffen, hin und wieder aber frische Natürlichkeit auf.

blitzen zu lassen, manches Wort und mancher Zug hineingebracht, der das Märchenhafte zerstört. Entweder wird es dann unkindlich, oder es bedeutet für den Erwachsenen ein Herausreißen aus der Stimmung. Daß um Mitternacht die Königin „zu wimmern“ anfängt und dann ein „neugebornes Kind in den Armen hält“, ist aber ein Mißverständnis der kausalen Beziehungen, wie sie das Märchen zu beobachten hat. Das einzelne Beispiel, obwohl natürlich nicht das einzige, soll indessen nicht das ganze Buch richten, das doch immerhin erfreulich ist. C. N.

Denis Diderot, Jakob und sein Herr. Unter Zugrundelegung der Myliusschen Übersetzung zum erstenmal vollständig herausgegeben von *Hanns Floerke.* Zwei Bände. Bei *Georg Müller, München und Leipzig 1911.*

In einer außerordentlich schönen Neuausgabe liegt hier das Werk Diderots vor uns, das der Enzyklopädist 1773 nach der Rückkehr von seiner Reise in Holland und Rußland schrieb, das aber erst 1796, zwölf Jahre nach Diderots Tode in Paris zum erstenmal in französischer Sprache gedruckt wurde. In Deutschland jedoch war das Manuskript schon früh in etwa zwanzig Abschriften verbreitet; Goethe hatte eins dieser dicken Manuskripte am 3. April 1780 in sechs Stunden hintereinander durchgelesen, findet das Werk „Jacques le Fataliste et son maître“ „ganz vortrefflich“; „eine sehr köstliche und große Mahlzeit mit großem Verstand für das Maul eines einzigen Abgottes zugericht und aufgetischt“. 1792 veröffentlichte dann Mylius nach dem Manuskript die erste deutsche Übersetzung, die allerdings das Werk um ein Fünftel kürzte, da er manche Stellen für anstößig hielt. Merkwürdigerweise ist „Jacques le Fataliste“ von Anfang an in Deutschland richtiger beurteilt worden als in Frankreich, denn die Franzosen maßen dies leichthingeworfene, viele Gedanken und Erlebnisse bunt durcheinanderwürfelnde Werk stets mit feierlichem Ernst, während Diderot selbst gesteht, daß er die Gedanken in derselben Ordnung sich folgen lasse, nach der sich die Gegenstände seiner Überlegung dargeboten hätten, „parce qu'elles n'en représenteront que mieux les mouvements et la marche de mon esprit“. Man muß also dies Gegenstück zu Voltaires „Candide“ mit stillem Behagen lesen, und, ohne ein großes Kunstwerk zu erwarten, die Gespräche des Fatalisten Jakob und seines Herrn sowie die Erlebnisse und Erinnerungen der beiden an einem munter bewegten Geist vorüberziehen lassen. Dann wird man an diesem materialistischen Produkt, „welches“ — so sagt Mylius in der Einleitung zu seiner Übersetzung — „an Menschenkenntnis, Lebensphilosophie, Tristramshandyscher Laune und Darstellungsart ganz dem Rufe seines großen Verfassers entspricht“, eine große Freude erleben. Und man erinnert sich dann vielleicht, daß schon 1785 Schiller in seiner „Thalia“ ein Stück aus dem Manuskript in Übertragung veröffentlichte, und zwar jene Geschichte, von dem Marquis des Arcis und der Frau von Pommeraye, die 1793 unter dem Titel „Exemple singulier de la vengeance d'une femme“ ins Französische zurückübersetzt wurde und dann viele Jahrzehnte später dem Dramatiker Sardou den Stoff zu seinem spannenden Theaterstück „Fernande“ gab.

Die von Hanns Floerke gut besorgte und vollständige Neuausgabe erscheint in der von O. J. Bierbaum begründeten „Bücherei der Abtei Thelem“ im Georg Müllerschen Verlage. Der Einband der beiden kleinen, sauber gedruckten Bände gehört zu dem anmutigsten, was mir in letzter Zeit vor Augen kam; besonders der Lederrücken erfreut durch die gute Goldpressung vortrefflicher Motive aus der Entstehungszeit des Werkes. K. P.

Stefan Zweig, Erstes Erlebnis. Vier Geschichten aus Kinderland. Erschienen im *Insel-Verlag* zu *Leipzig.* 1911.

Das Kind ist in unserer Literatur kein außergewöhnliches Thema mehr. Darum wird ein Buch, das uns aus Kindesland neue Kunde zutragen will und einen freudigen Gruß zu empfangen wünscht, über die Flut der vielen und viel zu vielen beträchtlich hinausragen müssen. Seit einmal Rousseau den Selbstzweck des kindlichen Lebens gepredigt hatte, wuchs das Interesse dafür bis zu jenen Verstiegenheiten, die in Ellen Keys wenig geschmackvollem Worte vom Jahrhundert des Kindes ihren pointiertesten Ausdruck fanden. Einst galt das Kind nur als Rohstoff, aus dem man den Erwachsenen modeln wollte, seit dem Emile ehrt man im Kinde das Kind. Freilich brachten nun die Dichter vorgefaßte Anschauungen mit, nach denen sie dem Kinde innerhalb des Ganzen nur ein bescheidenes Plätzchen gewährte. Die unwahrscheinlichen Kinderszenen der Sturm- und Drangdichtungen entstanden so, mehr oder weniger alle Rousseauscher Observanz. Als man das Kind zum alleinigen Vorwurf nahm, trugen die Dichter auch noch Fremdes hinzu. Der Psycholog kennt die umgestaltende Tendenz der Erinnerung, und daher kommt jener goldige Schimmer, der über so vielen Jugenderinnerungen, auch etwa über den Waldbauernbubengeschichten Roseggers liegt. Dieser sentimentalen Verklärung steht eine tragische Behandlung gegenüber, die im „Hannele“ Hauptmanns und den Kindergestalten Wedekinds am ausgeprägtesten ist. Hier werden die Kinder äußeren Eindrücken gegenübergestellt, denen sie ihrer Entwicklung nach einfach noch nicht gewachsen sind. Zahllos sind dann die Werke, in denen die sämtlichen Lebenserfahrungen des Kindes zu einem breiten realistischen Bilde zusammengefaßt werden. Der letzte Typus endlich kennzeichnet sich durch die Analysierung der einzelnen Vorgänge innerhalb der Kindesseele. Die Dehmelschen Kinderlieder wären hierher zu rechnen, die von der spontanen und einfühlenden Phantasietätigkeit des Kindes ausgehen, hierher gehört auch Stefan Zweigs Buch. Der unerreichbare Stilkünstler war dazu geschaffen, die noch bloß geahnten Regungen, die leisesten Äußerungen einer sich erst besinnenden Psyche nachzuzeichnen. Das „erste Erlebnis“ ist sexueller Natur. Der Dichter entdeckte geradezu das Aufdämmern des Triebes im reinen Gefühl, während

die Körperlichkeit noch völlig kindhaft ist. Das Unverstandene, daß diese Kinder erleben, verkehrt in Tagen, Stunden ihr ganzes Wesen, ihren Charakter. Weder der Dinge noch ihrer selbst werden sie sich bewußt, das Unbekannte erschüttert sie, eben weil sie es nicht fassen. Das Physiologische tritt einmal zurück, und darum schwebt noch der Hauch reiner Kindlichkeit über dem Buche. Von den vier Geschichten steht die „Gouvernante" jenseits allen Lobes, sie wird nie wieder zu erreichen sein. Im „Brennenden Geheimnis" stört die nebenherlaufende Novellenhandlung ein wenig, doch heißt das eben mit hohem Maß gemessen. Dasselbe gilt von der Bemerkung, daß die „Geschichte in der Dämmerung" verschiedene schon gebrauchte Motive enthält. Zweifellos gehört das Buch zu dem Allerbesten, was Zweig geschaffen hat. C. N.

Die Erfolge des Deutschen Theaters in Berlin hält eine neue Serie fest, die unter dem Titel *„Illustrierte Klassiker des Deutschen Theaters nach Inszenierungen von Max Reinhardt"* zu erscheinen beginnt. Die ersten Bände bringen Shakespeares „Sommernachtstraum" und „Romeo und Julia", vollständige Texte mit Angabe der Striche und der Besetzungen, geschmückt mit sehr guten, von Hermann Rosenberg geleiteten Szenenaufnahmen in Rembrandt-Gravüre. Nicht nur den Besuchern des Deutschen Theaters werden diese anmutigen Bände als Erinnerungsgaben erfreulich sein. Gerade dem Leser, der die Dramen nur im Buche genießen kann, können die malerischen Bühnenbilder eigene Phantasietätigkeit beflügeln, und der hübsche Druck, der gefällige Einband tragen dazu bei, die Bändchen auch als Bereicherung einer Liebhaberbibliothek willkommen erscheinen zu lassen. A—s.

Die Dichter sollten von den Gärtnern lernen. Die sind auch gar fürsorglich mit ihren Blumen, sie haben viele und lieben alle, doch alle recht. Es wird nicht alles, wie es werden soll. Darum schneiden sie die schlechten Blüten ab und werfen sie weg. Von vielen bleiben doch wenigstens einige, die aber um so schöner sind. Lyriker denken leider anders!

**Hermann Levy*, Die Frau im Traum. *Bruno Cassirer, Berlin.* 1913.

Neben einem lyrischen Dramolett, das den Namen gab, stehen Gedichtzyklen und Einzelgedichte, die alle zusammenklingen zu einem großen elegischen Ton. Die Frau ist die Madonna, die hohe, die heilige. Die Leidenschaften äußern sich in stiller Größe, die Menschen schweben durch das Dasein, auf die Erscheinungswelt reagieren sie mit mikropsychischen Empfindungen. Der Traum ist die eigentliche Lebensform geworden. Deshalb ist es nicht zufällig, daß der Dichter den Fiebertraum einer Wöchnerin dramatisch gestaltete, in dem er sie den Gestalten ihres äußeren Lebens wahr und unverhüllt entgegentreten läßt. Zweierlei eignet diesem Buche, das den früheren des Dichters sich anschließt, starkes, auf Innerlichkeit gestelltes Erleben und Schwere der Form. Eine solche Reizfähigkeit der Seele aber muß sie aufreiben, und der Leser, um einmal seine Stellung einzunehmen, empfindet den Mangel jedes freieren seelischen Zustandes fast als quälend. Die Durcharbeitung der Form sei um deswillen besonders hervorgehoben, weil ihre Geschlossenheit und Strenge vollkommener Harmonie mit dem Inhalte zustrebt. Auf gleichen steilen Höhen wandelt ein anderer Dichter.

Albert H. Rausch, Sonette. Die toskanischen Sonette. Die hessischen Sonette. *Egon Fleischel & Co., Berlin,* 1912. (3 M.).

Ein ganzes Hundert auf einmal ist viel und erinnert an Wilhelm von Humboldts Fruchtbarkeit als Sonettendichter. Freilich ist es keine Tagesarbeit, die an wechselnde Erlebnisse anknüpft, Rausch flicht die Dichtungen um eine Liebe, die sich unter italienischem Himmel entzündet hat und ihm noch bis ins Hessenland herüberleuchtet. Das Feuer glüht weiter, lodert oft hell auf und verklärt sich wieder. Doch ist alle Leidenschaftlichkeit gemeistert. Sie fließt noch durch die Sprache, auch da, wo sie sich zur Schilderung verbreitet, doch die strenge Zucht, die das Sonett auferlegt, hemmt das Überquellen. Man kann diesen Gedichten nachrühmen, daß der Sinn der Form durch den Inhalt gewahrt bleibt. Die abgerundeten Zahlen der beiden Gruppen (60 und 40) geben freilich der Vermutung Raum, daß manches ad hoc „gedichtet" ist. Offen gestanden, es hätte eine ganze Anzahl fehlen können.

„Sehr mühsam fließen meine Sommertage,
Doch tröstet mich das tägliche Gedicht . . ."

Uns nicht, zumal wenn es so mühsam war! — Unter dem Weizen ist eben von jeher Spreu gewesen, und Siegfried Lang widerlegt das Sprichwort nicht:

Siegfried Lang, Neue Gedichte. *Benno Schwabe & Co., Basel.* 1912. (3.20 M., gebunden 4.80 M.).

Gar zu neu sind sie eigentlich nicht. Es ist immer mißlich, auf Vorbilder hinweisen zu müssen, Originalgenies werden aber leider nicht allzuoft geboren. Man schilt darum noch niemanden einen Plagiator, wenn man ihn einem anderen, größeren Dichter naherückt. Siegfried Lang hat wohl keinen Meister, dessen Jünger man ihn heißen möchte, aber seine Gedichte haben auch kein Antlitz, das einem neu erschiene. Es sind recht beachtenswerte darunter, gleich am Anfang etwa, „Der Ton" überschrieben, und noch andere. Die Kinderlieder sind mißlungen, es sind Gedichte eines Beobachters in gewollt vereinfachter Form. Seine besten sind noch die bildhaften, die irgendeine Stimmung erzeugen sollen. Da man aber nur allzuleicht Klänge und Worte herausmerkt, die bedenklich an Schiller, Liliencron, Dehmel und andere erinnern, muß man dem Verfasser etwas mehr Selbständigkeit wünschen.

Zwei Bände Frauenlyrik machen den Beschluß. Keiner von beiden verheißt uns eine große Dichterin.

Eleonore Kalkowska, Die Oktave. Gedichte. *Egon Fleischel & Co., Berlin.* 1912. (3 M.).

Der sonderbare Titel soll nach der Verlagsempfehlung (um höflich zu sein) den Grundton des Buches wiedergeben, doch das schönste an ihm ist das Selbst-



bewußtsein der Verfasserin. Die Männlichkeit ihres Empfindens wird mir dadurch in Zweifel gezogen, daß gerade die Liebeslieder die besten sind. Es sind wenige nur, vielleicht auch ein bischen heinisch, aber immerhin scheint Frauensehnsucht der jungen Dichterin am ehesten zu liegen. Doch sind ihre Gedichte wenig persönlich, in den Frauensonetten vermißt man sogar eine feste Orientierung. Da sich noch typische Anfängereigenheiten zeigen, so vor allem unnötige Breite, soll nicht zu streng geurteilt werden. Aus der Knospe kann ja noch die Blüte kommen.

Else Nonne, Gedichte. *Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger*. (3 M.).

Das schöne Büchlein macht einen so sauberen Eindruck wie ein frisches junges Mädel mit roten Backen. Das wird man auch nicht tadeln, daß es nicht geistreich sei wie eine Dame von Welt. Große Erschütterungen sind über Else Nonne noch nicht hinweggegangen, manch freundliche Begegnung aber bildet sich in ihr oder sie bildet sie zum Gedicht. Ihr fehlt das Erlebnis. Liebe Worte sind Liebesworte. Und ein Idyll mit Schäfchen auf der Wiese gelingt ihr besser als ein Nachtgewitter. Die Gedichte hätten nur viel früher erscheinen sollen. C. N.

Bibliophile Neuigkeiten aus der Schweiz.

Heinrich Federer, Pilatus. Eine Erzählung aus den Bergen. *Berlin, G. Grote*.

Am Fuß des Pilatus beginnt die treuherzig tiefe Geschichte des Marx Omlis, der ein Sonderling und Bergführer ist, vor allem aber ein Liebhaber seiner Heimat. Ein reiches, echt schweizerisches Innenleben tut sich vor uns auf, ohne viel Prunk und Redseligkeit. Ein starrer, selbstherrlicher Mann, weder ein Glückspilz, noch ein Freudenbringer, schiebt sich oder besser kämpft sich durchs Leben. Er heiratet und wird Witwer. Er verläßt die väterliche Scholle und kann nicht ohne sie leben. So kehrt er denn endlich wieder heim zu seinem alten Gut im Schatten des Pilatusberges, gebeugt, aber nicht gebrochen, belehrt, aber nicht gebessert. An seinem Trotz geht er zugrunde. Wer möchte entscheiden, was in diesem herben Bildungsroman reizvoller wirkt, die Charakteristik der eigenartigen Menschen oder die Schilderung der ganz allein ihnen entsprechenden Landschaft? „. . . rundum wuchs der graue Fels gen Himmel, da wie eine Wand, dort wie eine Treppe oder Leiter, dort wie schwindelige Türme. Aber hoch über dem allen gibts noch etwas viel Größeres und Triumphvolleres. Süß wie die Erde und ernst wie der Himmel ist es: der ewige Schnee, das Oberste und Schönste von Gottes Erde." Man hat Federer dem klarsichtigen Meister Gottfried Keller fast an die Seite gestellt, und mit gleichem Recht könnte man auch Jeremias Gotthelft zu seinen nächsten Ahnen zählen. Aber seine beste, stärkste und wirkungsvollste Eigenschaft, durch die seine knorrige Prosa zur anheimelnden Poesie wird, sein goldenes Gemüt, hat in solchem Umfang und in solcher Tiefe kaum ein Schweizer Erzähler vor ihm besessen, mag er sonst in manchen Stücken, besonders was künstlerische Abrundung und greifbare Plastik anbelangt, hinter seinen großen Vorläufern noch zurückstehen. — Der graublaue Leinenband (4 M.) zeigt einen von Bürck gezeichneten rauhen verwegenen Bergsteiger, der einen Gletscher erklimmt.

Johannes Jegerlehner, Petronella. Roman aus dem Hochgebirge. *Berlin, G. Grote*.

Von Krankheit, Not und Tod; daneben wieder von viel Liebe und stillem Glück, von Älplern und Franzosenzeiten erzählt Jegerlehner, ein anspruchsloser Landsmann Federers. Seine Schreibweise ist weniger eigenartig, mehr gefällig, mitunter konventionell. Er bedeutet kein starkes Talent, aber ein liebenswürdiges. „Petronella" wenigstens stammt aus dem Grenzgebiet zwischen Kunstroman und Unterhaltungsroman. — Die überaus geschmackvolle Einbanddecke hat Felger-Berlin entworfen. Eine Gebirgslandschaft in gesättigtes Grün getaucht hebt sich mit ihren schneeweißen Gipfeln von einem tiefblauen Himmel ab. — Der Preis für das gebundene Exemplar beträgt 4 M.

Ernst Zahn, Was das Leben zerbricht. *Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt*.

Der berühmte Gastwirt von Göschenen weiß zu plaudern und der Seele zu schmeicheln, bis sie sich auftut und sich ihm willenlos hingibt. Seine Entwicklung als Künstler hat er abgeschlossen. Auch dieses Buch Novellen enthält nur Edelgut aus der Schatzkammer seiner Reifezeit. Zwei umfangreiche Erzählungen „Die stillen Gewalten" und „Das Leben der Salome Zeller" bilden Anfang und Ende der stattlichen Reihe von kleinen Geschichten, in denen immer wieder der Grundakkord des Buchtitels wiederklingt. Den feinen zarten Duft der Idylle trifft Zahn am glücklichsten. Verhaltene Schmerzen vermag er am ergreifendsten zu schildern. Gerade die Skizzen sind Kabinettstücke meisterlicher Erzählungskunst. Sie werden gewiß vielen wertvoller erscheinen als manche seiner Romane. — Der ruhig wirkende dunkelblaue Leinenband mit einfachem Golddruck entspricht in der Ausstattung den andern Werken von Zahn, die nahezu alle außerhalb der Schweiz (bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart) erschienen sind. Preis gebunden 4.50 M.

Adolf Frey, Die Jungfer von Wattenwil. Historischer Schweizerroman. *Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta*.

Den Zürcher Literarhistoriker kennen wir längst als Lyriker und Dramatiker. Sein erster großer Roman führt uns nach Bern mitten ins kriegerische XVII. Jahrhundert. Das vierte Kapitel ist unter dem Titel „Der Zweikampf der Damen" bereits 1910 in dem Schweizer Novellenbuch „Unterm Firnelicht" erschienen und hat durch die spannende Handlung, die farbenfrohen Bilder und scharf umrissenen Gestalten verdienten Beifall geerntet. Nun entrollt uns Frey mit

feinem historischem Gemüt das vollendete Gemälde. Zahlreiche Lieder unterbrechen die wuchtig komponierte epische Entwicklung, ohne sie zu stören. Sie verstärken vielmehr den prächtigen Stimmungsgehalt des Ganzen. Sprache und Ton verraten den Jünger C. F. Meyers, der in ähnlichen Regionen daheim war. — Felger-Berlin hat den braunen Leinenband stilvoll ausgestattet und mit dem Wappentier der Stadt Bern geschmückt. Preis 6 M.

Hermann Brunnhofer, Arnold Reitzenstein. Kulturhistorischer Roman aus Heinrich Zschokkes Nachwelt. *Bern, Akademische Buchhandlung von Max Drechsel.*

Diese dilletantische Erzählung kann keineswegs beanspruchen, in literarischen Kreisen beachtet zu werden. Daß aber im bibliophilen Zeitalter ein ernst zu nehmender Verlag auch die einfachsten Gesetze der Buchkunst mißachtet, fordert eine ernste Kritik heraus. Die Ausstattung wirkt noch geschmackloser als der Inhalt. Dazu steht der Preis des erbärmlich gehefteten Bändchens (3.10 M.) in umgekehrtem Verhältnis.

Haldi Herdener. Sonnenopfer. Ein Lied. *Bern, A. Franke.*

So klein der Umfang der neuesten Schöpfung Herdeners, der bei seinem ersten Auftreten von Widmann begrüßt wurde, erscheinen mag, so bedeutend ist sein Inhalt. Das temperamentvoll hingewühlte und doch wieder formschön ausgereifte lyrische Gedicht behandelt in dramatischer Form die unerwiderte Liebe Kalypsos zu Odysseus. Mit Spitteler wahl- und wesensverwandt bildet er aus der antiken Fabel nur die Schale für seinen von modernsten Empfindungen erfüllten Stoff: Das Liebeserlebnis einer edlen Weiblichkeit, die zu entsagen weiß, nicht aus müßiger Schwäche, sondern in stärkstem Vertrauen auf sich selbst. Die Umschlagzeichnung von Rudolf Münger läßt uns symbolisch einen Altar schauen, auf dem ein hohes Feuer verlodert. Preis kartoniert 2 M.

Jul. Heer, Gedichte. *Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta.*

In dem ersten Versbuch des bekannten Zürcher Romanschriftstellers steckt merkwürdig wenig Schweizerisches. Selbst das schöne „Schweizerlied" könnte von einem Dichter verfaßt sein, der in der Eidgenossenschaft bloß Gastrecht besitzt. Aber die Verehrer Heers, und es sind Tausende, werden gewiß mit Vergnügen in der hübschen Sammlung lesen, die keine lyrische Niete enthält. Der grüne Pappband mit Pergamentrücken kostet 3.50 M.

Carl Spitteler, Extramundana. Neue Auflage. *Jena, Eugen Diederichs.*

Als Nietzsche Essais von Spitteler gelesen hatte, nannte er ihn den feinsten ästhetischen Schriftsteller der Gegenwart. Vielleicht würde er ihn heute den feinsten ästhetischen Dichter heißen. Wenigstens vermag unter den Lebenden kaum ein zweiter wie er, das abstrakte Evangelium der Schönheit in sinnlich greifbare Bilder und Gestalten umzugießen, den Ewigkeitsgehalt der Antike in eine den modernen Menschen vollauf befriedigende Form zu bringen. Die unter dem Titel „Extramundana" vereinigten sieben Dichtungen bedeuten eine Vorstufe zu Spittelers Hauptwerk „Olympischer Frühling" und sind daher für jeden Schätzer dieser großen Dichtung unentbehrlich. Preis des Buchs in biegsamer blauer Sackleinendecke 5 M.

Carl Meißner, Carl Spitteler. Zur Einführung in sein Schaffen. *Jena, Eugen Diederichs.* Geheftet 2. M.

Endlich erhalten wir eine Monographie über Spitteler. Sie stammt von einer befreundeten Hand und hat an manchen Stellen einen apologetischen Charakter. So muß sich R. M. Meyer eine scharfe Abfuhr gefallen lassen, die wohl in der Form hätte milder ausfallen können. Der Verfasser vermag vieles aus dem Leben und aus der Werkstatt des Dichters mitzuteilen, was bisher noch unbekannt war. Wir erfahren, daß sich dieser in seiner Jugend zunächst drei Jahre lang um ein Sauldrama abmühte, ohne es jedoch niederzuschreiben. Das ursprüngliche Pseudonym Felix Tandem wählte er, weil er *glücklich* war, als das Gedicht „Prometheus und Epimetheus" in seinem ersten Teil druckfertig vorlag, nach siebzehnjährigem, heißem Ringen *endlich* etwas geleistet zu haben. Im Anhang lesen wir ausgewählte Stücke aus einer bisher unvollendeten Dichtung Spittelers „Eugenia". Die ersten drei Gesänge hatte der Berner „Bund" anfangs der achtziger Jahre gebracht. Leider teilt der Herausgeber eine genauere Datierung nicht mit. Es sollte ein ganz irdisches Epos werden, „ein äußerst frohmütiges, übermütiges Ding". Das letzte Wort über die Bedeutung dieses Fragments für die Entwicklungsgeschichte Spittelers wird wohl erst später gesprochen werden können.

Joseph Reinhart, Im grüene Chlee. Neue Liedli ab em Land. *Bern, A. Francke.* Kartoniert 2 M.

Reinhart als Solothurner Dialektdichter ist allen literaturfreundlichen Schweizern wohlbekannt. Seine „Neue Liedli" treffen den schlichten Volkston in aller ursprünglichen Herzlichkeit. Im weiteren Deutschland dürften sie vor allem bei Folkloristen freundliche Aufnahme finden. Das grüne Kleeornament des weißen Pappbands zeichnete Rudolf Münger. Den sehr ansprechenden Druck besorgten Neukomm und Zimmermann in Bern.

Rudolf von Tavel, Gueti Gschpane. Berndeutsche Erzählung. *Bern, A. Francke.* 4 M.

In diesem Blatte wurde bereits früher der nunmehr weitverbreiteten mundartlichen Novellensammlung „Familie Landorfer" von Tavel rühmend gedacht. Auf derselben Höhe steht seine neueste Schöpfung. Im alemannischen Dialektgebiet möge sie bald ein Hausbuch werden. Jugendfrische Herzlichkeit paart sich in ihr mit echter Fabulierkunst. — St. Anna auf der von R. Münger entworfenen Einbanddecke mutet uns an



wie ein mittelalterliches Altarbild voll herber Güte, wie ein „Meischterstück" des Herrn Niklaus Manuel, der dem Roman einen besondern Reiz verleiht.

Gian Bundi, Aus dem Engadin. Märchen und Schwänke mit Bildern von *Hans Eggimann. Bern, A. Francke.*

Richtige Volksmärchen erzählt hier ein rechter Poet seinen Landsleuten und ihren Freunden. Ihr Ursprung führt auf Italien zurück. So wurde das Märchen von der schönen Bellinde und dem Mostro einer romanischen Handschrift der Graubündner Kantonsbibliothek entnommen. Anfang des XIX. Jahrhunderts nämlich hat ein märchenfreundlicher Engadiner die prächtige Geschichte in seiner Muttersprache niedergeschrieben und dazu ausdrücklich bemerkt, sie stamme aus dem Italienischen. In anderer Fassung steht sie übrigens in der Sammlung von Nerucci. Anderseits lassen sich in dem vorliegenden Band auch Züge aus dem Grimmschen Märchenbuch nachweisen. So erinnert „der Drache in der Mühle" an die „drei Männlein im Walde" bei Grimm. Es handelt sich eben um internationale Motive dieser Literaturgattung, die immer wiederkehren. Außerhalb Italiens scheint lediglich die Schnurre vom „Esels-Ei" entstanden zu sein. Sie weist auf Tirol als Urheimat hin. — Bilder und Buchschmuck zeigen stimmungsvolle Ausschnitte aus Engadiner Landschaften. Sie erhöhen den Genuß der Lektüre wesentlich. Der Anteil Eggimanns verdient daher nicht minder hoch eingeschätzt zu werden als die Leistung Bundis. Märchenhaft schön wirkt schon die Einbanddecke, die uns einen Hirtenknaben vorführt, eingeschlummert inmitten einer romantischen Landschaft, eine goldene Märchenkrone auf dem Haupt. Unwillkürlich fällt einem da die Kunst Ludwig Richters ein, die den sonst selbständigen Schweizer Radierer zweifellos beeinflußt hat. — Der Preis des Bandes in dunkelblau Ganzleinen (4 M.) muß als äußerst niedrig bezeichnet werden, zumal da auch die typographische Ausführung (besorgt von der Berner Offizin Stämpfli & Co.) allen bibliophilen Ansprüchen im weitesten Ausmaß gerecht wird.

August Strindberg, Schweizer Novellen. Verdeutscht von *Emil Schering. München und Leipzig, Georg Müller.* 4 M.

Nord und Süd, Ost und West der Eidgenossenschaft spiegeln sich in der Novellensammlung des genialen Schweden wieder als ob er von Schweizer Abkunft wäre und obwohl sie dies gar nicht beabsichtigt. Aber wie großartig schildert Strindberg Landschaft und Leben etwa am Genfersee oder am Zürchersee, katholisches und protestantisches Milieu, „Russen im Exil", „die Studentin", „das Märchen vom St. Gotthard". Wunderbar erklingt die Orgel in der Kathedrale zu Freiburg im Üchtland. Eine Symphonie folgt der andern. Und mitten hinein zucken gleich Blitzen die eigenartigsten Gedanken eines eigenartigen Geistes. Das beigegebene Porträt „Strindberg in der Schweiz" stammt aus dem Jahr 1884.

Pierre de Coulevain, Auf dem Zweig. Übersetzung von Lina Deppe. *Aarau, H. R. Sauerländer.*

Die Schweizerin, der wir die sorgfältig durchgefeilte Übersetzung des mondänen französischen Romans verdanken, zeigt eine ähnliche Geschmacksrichtung wie ihr trefflicher Landsmann Alexander Castell. Vornehmheit und Eleganz bekunden nicht bloß die Menschen und Verhältnisse, die uns in der amüsanten Szenenfolge begegnen, sondern auch Stil und Technik, sowie die künstlerisch einwandfreie Wiedergabe selbst der schwierigsten im Original vorkommenden Wendung. — Den ockergelben Leinenband schmückt symbolisch ein Blattornament in Grün und Schwarz. Preis gebunden 5 M.

J. V. Widmann, Ausgewählte Feuilletons. Herausgegeben von Dr. Max Widmann. Frauenfeld, Huber & Co. 5 M.

Das Geleitwort H. Trogs unterrichtet denjenigen, der Widmann den graziösen Poeten und nackensteifen Journalisten im Leben nicht gekannt hat, sehr gut über verschiedene Charakterzüge des vor Jahresfrist Verstorbenen, wie sie besonders in seinen liebenswürdigen, manchmal freilich auch scharfen Feuilletons zum Ausdruck kommen. Aus der fast unübersehbaren Menge seiner kleinen Beiträge für Zeitschriften und Zeitungen erscheint hier von seinem Sohn Max, gleichfalls Redakteur, eine beschränkte Anzahl herausgehoben und zu einem mäßigen Band vereinigt. Von allen Seiten seines innersten Wesens sollte der bedeutende Kritiker durch diese Auslese beleuchtet werden: Der ernste und der scherzende, der bewundernde und ablehnende, der philosophische und der dankbar genießende Widmann. Daß er von der Kanzel und aus dem Schulzimmer kam, verleugnet er nie ganz. Alles Muckertum war ihm dabei in der Seele verhaßt. Er zählte sich mit Stolz zu den freien Geistern, von den scheinbaren Freigeistern aber wollte er gerade deshalb nichts wissen. Er kannte keine Halbheit und verachtete sie auch bei andern. Als ich einst gelegentlich eines kleinen Festvortrags im Berner Stadthaus aus einem Brief Kellers an Widmann zitierte: „So oft ich den ‚Bund' in die Hand nahm, lieber Freund, steigt mir immer ein Seufzer auf, daß Sie Ihre schönen Jahre an dieser Werkbank verbringen müssen usw.", da wollte der Bedauerte das Bedauern durchaus nicht gelten lassen, die Journalistik sei sein Lebensberuf, er hänge an ihr mit Begeisterung. Dieser Liebe blieb er treu bis in den Tod. In seinem demokratischen Wappen glänzte nur ein Emblem, die Feder, und so schmückt eine goldene Feder recht sinnig auch den schlichten braunen Pappband, der des vielseitigen Mannes journalistisches Lebensbekenntnis enthält.

Eduard Bähler, Nikolaus Zurkinden von Bern 1506—1588. *Zürich, Beer & Co.* 3.60 M.

Der Berner Kirchenhistoriker zeichnet das Bild eines hervorragenden Mannes seiner Heimat im Reformationszeitalter auf Grund früher unbenutzter archivalischer Quellen. Zurkindens Briefwechsel, der hier zum erstenmal vollkommen ausgeschöpft wird, wirft



neues Licht auf Menschen und Ereignisse jener Tage. Trotzdem er kein Parteigänger Kalvins war, konnte ihm dieser seine persönliche Freundschaft nicht versagen. Er dachte tolerant wie nicht bald ein zweiter seiner Landsleute, er sah weniger auf das Dogma der Kirche als auf die Persönlichkeit und Lehre Christi; er war nicht bloß der bedeutende Staatsmann einer kleinen Republik, er bewährte sich als großer Charakter.

Erich Hunziker, Glattfelden und Gottfried Kellers Grüner Heinrich. *Zürich, Rascher & Co.*

Die Offizin Rascher ist weit über Zürich hinaus bekannt durch ihre musterhaften farbigen Steindrucke, die sich würdig denen von Breitkopf & Härtel, Teubner und Voigtländer anreihen, ja, wie mir scheint, diese in der Einheit der Ausführung und dekorativen Wirkung womöglich noch übertreffen. Ich meine da vor allem Colombis „Schloß Chillon", Conradins „Fextal im Engadin", Senns „Am Thunersee", leuchtende Landschaftsbilder voll gesättigter Schönheit und Kraft. Nun schenkt uns der rührige Verlag ein Werk, das den Kunstfreund wie den Literaturkenner in gleicher Weise befriedigt. Hunziker gibt mehr als der Titel seines Buches verspricht, mehr als lokalgeschichtliche Reminiszenzen an den größten Schweizer Dichter. Er behandelt anregend und weitsichtig das Dorf und die Dorfsitte im „Grünen Heinrich" überhaupt, von Diltheyschen Ideengängen beeinflußt. Ganz vorzüglich gelungen ist die Wiedergabe von drei Bleistiftzeichnungen Kellers, drei faksimilierten Briefen (darunter zwei des fünfzehnjährigen Gottfried an seine Mutter) und sechs Ansichten aus Glattfelden bei Zürich, dem Geburtsort der Eltern, wo er während seiner Jugendzeit oft und manchmal auch lange verweilte.

Emil Bollmann, Bilder aus Alt-Zürich. Für Zürcher in Heimat und Fremde. Begleittext von Olga Amberger. *Zürich, Art. Institut Orell Füßli.* 8. Fr.

Reich an Erinnerungen sind die Alt-Zürcher Straßen und Plätze, zu denen uns der tiefsinnige Künstler geleitet, ob wir nun den Durchgang zur heimlich verschwiegenen Schipfe wählen und im Schatten des Lindenhofs träumen, daß hier einst Goethe geweilt, oder durch die Pfalzgasse wandern zum Heiligtum, wo Lavater gepredigt, oder vor dem Haus „Zum goldenen Winkel", Gottfried Kellers Geburtsstätte, andächtig Halt machen oder endlich am Rathauskai entlang die stattlichen Zunfthäuser bewundern, jedes der sechzehn Bilder zeugt von einem solchen Gestaltungsreichtum und Stimmungszauber, daß wir auch ohne den historischen Hintergrund, den die Einführung hübsch erläutert, gefesselt würden.

Andreas Fischer, Hochgebirgswanderungen in den Alpen- und im Kaukasus. Herausgegeben mit Lebensbild und Bericht der letzten Fahrt versehen von Ernst Jenny. Mit acht Vollbildern und einer Textskizze. *Frauenfeld; Huber & Co.*

Nicht jedem ist es gegeben, übers Jungfraujoch nach dem Mönch zu klettern, Neujahr auf dem Finsteraarhorn zu feiern, im Montblanc-Revier umherzuwandern, Bergfahrten im Dauphiné oder Kaukasusfahrten zu unternehmen. Aber wer sich solche Leistungen der Alpinistik lebendig vor Augen führen will, wer etwa wissen möchte, wie man heutzutage das Matterhorn besteigt, wer Gefahren und Technik des Bergsteigens gründlich kennen zu lernen beabsichtigt, der greife nach dem Werk dieses früh verstorbenen Klassikers der Alpinistik. Der Verlag hat es einfach vornehm ausgestattet. Der Band kostet in graue Sackleinwand gebunden 5,60 M.

Lilli Haller, In tiefster russischer Provinz. *Frauenfeld, Huber & Co.* 4 M. gebunden.

Die beiden Geschichten „Der Mord auf dem Dorf" und „In tiefster russischer Provinz", die von der temperamentvollen Erzählerin, unter dem Titel der letztgenannten Novelle vereinigt als Buch erscheinen, haben nicht nur literarische, sondern auch ethnographische und kulturgeschichtliche Bedeutung. Wie sich im Geiste der Westländerin der Osten spiegelt, den sie ebensogut kennt wie ihre neue Heimat, ist interessant genug.

Carl Camenisch, Der Sonne entgegen! Streifzüge durch die Türkei und Griechenland. *Zürich, Arnold Bopp.*

Von dem wackeren Bündner Gelehrten und Reiseschriftsteller, der an der Basler Oberrealschule unterrichtet, besitzen wir bereits mehrere reizvoll geschriebene Bücher. Das vorliegende zeigt uns, gestützt auf ein vortreffliches Illustrationsmaterial, die Wunder des Orients, aber auch dessen Schattenseiten, wobei die Gegenüberstellung der türkischen Staaten und Griechenlands manches wirksam erhellt. Der einfache grüne Pappband stellt in dem geschmackvollen Titelbild einen seine Pfeife schmauchenden Moslem vor einer Moschee dar. 3 M.

Walze, Dreizehn graphische Originalarbeiten der Vereinigung Schweizer Graphiker. Mit einem Begleitwort von Professor Paul Ganz in Basel. *München, Delphin-Verlag.*

Eine junge Künstlergesellschaft und ein junger Verlag vereinigen sich in diesem ersten Unternehmen zur Schöpfung eines glänzenden Werkes, das allen Beteiligten das ehrenvollste Zeugnis ausstellt. Der modernen Oberflächlichkeit und Verflachung in der Kunst wirkt die ursprüngliche und unaufdringliche Art der lange vernachlässigten Graphik wirksam entgegen. Die Graphik selbst wieder erheischt markige, rassige Künstlerpersönlichkeiten. Wo aber wären solche in reinerer Edelzucht anzutreffen als unter den Söhnen Tells, den Landsleuten Böcklins? Mögen die einen der starken Eigenart Hodlers allzusehr nachgegangen haben, die anderen sind ihrer alten künstlerischen Überzeugung umso trotziger treu geblieben. Die erste Mappe der „Walze" vereinigt die verschiedensten Richtungen. Albert Welti, der mit einer köstlichen Radierung „Die Alten" den Reigen eröffnet, hat noch in seinen letzten



Lebenstagen, das Zustandekommen der Sammlung mit regstem Anteil verfolgt. Außer diesem erstklassigen Erzeugnis enthält die Mappe Radierungen von Meyer-Basel, Riedel, Gampert, Vallet, Steinzeichnungen von Wieland, Mangold, Kreidolf, Giacomelli, Holzschnitte von Würtenberger, Cunz, Hänny, Bucherer. Es wurde eine einmalige Auflage von bloß 150 Drucken eines jeden Blattes in den Kunstanstalten von Heinrich Wetteroth und Dr. C. Wolf & Sohn in München und J. E. Wolfensberger in Zürich hergestellt. Den Druck überwachte Max Bucherer, Fräulein Helene Dahm schnitt die Titelzeichnung (schwarz-grau) der braunen Papp-Mappe in Holz. Das Werk erscheint mit außerordentlicher Sorgfalt hergestellt und kostet 70 M.

Cézanne und Hodler, Einführung in die Probleme der Malerei der Gegenwart von *Fritz Burger*. *München, Delphin-Verlag.*

Burgers bedeutsames Buch rückt Cézanne und Hodler, in den Vordergrund der Betrachtung, die beiden Pole des modernen künstlerischen Lebens, die gewissermaßen zugleich ein Abbild französischen und deutschen Geistes geben. Ferdinand Hodler ist Berner und stammt, auch dies charakterisiert ihn, aus der untersten Volksschicht. Nur mühsam entwickelt er sich an der Genfer Akademie. 1872 malt der Neunzehnjährige sein erstes wirkliches Bild. Zwei Jahre später wird er preisgekrönt. Dann geht er nach Madrid. Zurückgekehrt siedelt er sich dauernd in Genf an. Seinen Ruhm verdankt er zunächst der „Nacht" (1891, jetzt im Berner Museum). Im neuen Jahrhundert schafft er im Auftrag des Bundesrates für die Waffenhalle des eidgenössischen Landesmuseums in Zürich das große Gemälde „Rückzug der Eidgenossen bei Marignano". Es wird lebhaft angefeindet. 1909 führt er den monumentalen „Auszug der Jenenser Studenten 1813" aus. Burgers Werk zerfällt in zwei Bände, einen Textband und einen Band Abbildungen (173, davon 2 Farbtafeln). Der Text holt weit aus, zieht selbst das Musikdrama, die moderne Geschichtsphilosophie und Dichtkunst (Hofmannsthal, George, Scholz und Hardt), kurz die gesamte Kultur der Gegenwart in den Gesichtskreis des Lesers. Hinter manche Sätze wird er ein Fragezeichen machen, je nach dem Standpunkt, den er einnimmt. Das ist nun einmal nicht zu vermeiden, wo es sich um Problematisches handelt. Die heißumstrittenen Kunstrichtungen unserer Zeit, wie „der blaue Reiter", der „Kubismus", der „Futurismus", die von Burger gleichfalls erörtert werden, sind es gewöhnt. Das auch hochgespannte Ansprüche befriedigende Werk kostet geheftet (in Karton) 20 M. 25 Exemplare wurden in Ganzpergament gebunden, numeriert und vom Autor gezeichnet 40 M.

Wissen und Leben. Halbmonatsschrift, geleitet von Albert Baur. *Zürich, Rascher & Co.*

Die Zürcher Gesellschaft „Wissen und Leben", die seit fünf Jahren unter großen Opfern die gleichnamige Zeitschrift herausgibt, verdient alle Anerkennung, ersetzt sie doch in manchen Stücken eine Akademie der Wissenschaften und Künste, die wir in der Schweiz vergeblich suchen. Das weitherzig geleitete Organ gibt tatsächlich einen Ausschnitt aus dem kulturellen Leben der Eidgenossenschaft in allen seinen Teilen. Deutsche, Franzosen, Italiener, Rhätoromanen, geben sich hier ein Stelldichein. So enthält der am 1. Oktober begonnene 6. Jahrgang Beiträge von J, Steiger (Der Gotthardtertrag), H. Morf (Friedrich der Große als Aufklärer), J. Schaffner (Schweizerdämmerung), A. Baur (Nationale Kunstausstellung in Neuenburg), E. Combe (Le droit d'Auteur), O. G. Baumgartner (Aus Stauffers Münchener Jahren), R. Faesi (Der Narr in Christo), H. Choisy (Un romancier social, George Giesing), H. Moro (Un roi qui s'éveille), G. Würmli (Zur wirtschaftlichen Bedeutung des Splügen); G. Hart (Weniger Kinder — ein besseres Volk), E. Korrodi (Das Pendel des Schweizerromans), E. Antonelli (Les enquêtes sur la jeunesse), H. G. Preconi (Rerum novarum), C. Benziger (Zur Geschichte eines Schweizerischen Nationaldenkmals), R. de Weck (Réflexions sur l'art), E. Walser (Die Konzilien von Konstanz und von Basel) und vieles andere. — Jedes Heft ist 64 Seiten stark und mit Kunstbeilagen versehen. Der Abonnementspreis von 15 Fr. für den Jahrgang erscheint daher niedrig gegriffen.

Wilhelm Kosch.

Kleine Mitteilungen.

Ein neuer Versuch zur Entzifferung der hettitischen Hieroglyphen. In der Novembersitzung der englichen Society of Antiquaries berichtete *R. Campbell Thompson* über seine Versuche, die hettitischen Hieroglyphen zu entziffern. Zu diesem Zwecke hatten die Trustees des British Museum dem Gelehrten erlaubt, neue hettitische hieroglyphische Texte zu benützen und zu zitieren, welche Thompson als bei den Ausgrabungen von Carchemish im Jahre 1911 beteiligter Archäologe mit hatte finden helfen. Keine neue bilingue Inschrift ist bis jetzt gefunden worden und seine Entzifferung ist auf dem Studium hieroglyphischer Texte unter Grundlegung derjenigen Resultate basiert, welche aus dem hettitischen Keilinschrifttafeln aus Kleinasien erzielt worden sind. In den Übersetzungen dieser Inschriften, die bereits publiziert sind, coincidieren Thompsons Versionen nur in wenigen, hauptsächlich ideographischen Wörtern mit den bis jetzt publizierten Resultaten. In ähnlicher Weise stimmte er auch in der Betrachtung des Silbenwertes von Zeichen nur in wenigen Fällen überein. Die letzteren Lesungen sind alle Professor Sayce zu verdanken, dessen Identifizierung des Städtenamens von Tyana und der Nominativendung -s vier befriedigende Äquivalende schuf. Die Hauptquelle für Thompsons Lesungen war eine neue lange hieroglyphische Inschrift von 600 Zeichen, die im Jahre 1911 gefunden worden war; aber den ersten Gedanken faßte er doch aus einer vor ungefähr 30 Jahren gefundenen und damals herausgegebenen Inschrift, die damals wieder in der Erde verschwand und bei den



neuen Ausgrabungen wieder ans Licht gekommen ist. In den Zeichengruppen der ersten Inschriftslinie erschien zweimal ein fein ausgearbeitetes hieroglyphisches Zeichen; ähnliche Gruppen ließen sich dann in der langen, neu gefundenen Inschrift entdecken. Es schien daher möglich, daß dieses Zeichen den Wert „gar" hatte, wie es in San*gar*, König von *Gar*gamis, einem wohlbekannten Fürsten des IX. Jahrhunderts, vorkommt. Die Identifizierung war in der langen Inschrift zweifellos richtig, in der anderen zeigt sich, daß die Silbe „gar", welche zuerst als in dem Worte „*Gar*gamis" vorkommend angesehen wurde, für einen zweiten San*gar* zu ergänzen sei, den Großvater des in der langen Inschrift genannten Sangar, nach dem der Enkel in der üblichen Weise benannt war. — Ein Städtename in einer andern Inschrift war, wie die Versuche ergaben, Ka-r-k-mi-s geschrieben und diese Silbenwerte halfen in anderen Inschriften Wort zu entziffern. Mit dem durch Worte „Sangar" und „Gargamis" gegebenen Schlüssel ließen sich in den Hamath-Inschriften die Namen „Hamath" und „Irkulina", ein König des IX. Jahrhunderts, der aus Salmanassars Inschriften bekannt ist, entziffern. Nach und nach kam man zu der Einsicht, daß in der langen Inschrift eine größere Anzahl Königsnamen verhüllt waren, welche durch Gebrauch der Silbenwerte, die man bei den oben genannten Namen herausgebracht hatte, eine ganze Reihe von Namen lesen ließen. Das „Athenaeum" führt folgende gelesenen Namen auf: 1. aus Salmanassars Inschrifren bekannt: „Muttallu", „Kāki", „Ninni", „Katē", „Kirrī", „Giammu", „Arame" und „Khunu" (wahrscheinlich Akkunu); 2. bekannt aus den Sendschirli-Inschriften: „Panammi" und „Karal" (dessen Vater); 3. bekannt aus den Boghaz-köj-Texten: „Targasnalli" (jetzt auf einem hettitischen Siegel gelesen); 4. bekannt aus griechischer Tradition: „Ariarathes", wie verschiedene kappadokische Könige auch auf kappadokischen Denkmälern (Araras) genannt sind; 5. Stammesnamen, die „Kauai des Katē" (gemäß Salmanassar ist Katē der Fürst der Kauai; die „Kashkai", Aram von Kashk, (einen Arame kennt man aus Salmanassars Inschriften als König von Bit-Agusi und einen andern als König von Urardu, die Kashkai sind ein wohlbekanntes Volk im Nordwesten von Assyrien); 6. Platznamen: „Mizir" (Muzri), „Tabal". „Umk" (gleich Unki, heutzutage Amk) und „Gurgum".

-M.

Dr. Maurice Berteval teilt in der „Vie française" ein paar *Aufzeichnungen Emile Zolas* mit, die bis jetzt noch nirgends gedruckt waren, und die für die Beurteilung der Ideen, von welchen der große naturalistische Schriftsteller sich bei der Abfassung seiner Romane leiten ließ, nicht unwichtig sind. In einem der ersten Manuskripte Zolas liest man nachstehenden Rat, den er sich selbst zu geben pflegte: „Wache über deinen Stil! Suche immer das passende, wirksame Beiwort; das Beiwort gibt dem Geschriebenen Leidenschaft und Kraft." In einer anderen Notiz heißt es: „Mein großes Verlangen ist, nur Naturalist und nur Psycholog zu sein. Statt mich um politische oder religiöse Prinzipien zu kümmern, will ich nur zwei Gesetzen gehorchen: dem Gesetz der Vererbung und dem der Umwelt. Diese bescheidene Philosophie will ich befolgen, nicht um meine vollkommene Exaktheit zu betonen, sondern nur um meine Werke logisch zu gestalten." Auf einem Blättchen fand sich die Bemerkung: „Welches ist der Unterschied zwischen Balzac und Zola? Darf ich mich überhaupt mit ihm vergleichen?... Ich will nicht, wie Balzac, die Menschen beurteilen, über ihre Lebensschicksale meine Meinung sagen, Philosoph, Politiker und Moralist sein. Mir genügt es, die Wirklichkeit zu kennen und zu beschreiben und höchstens die Gründe und Ursachen zu suchen, die sie so gestaltet haben, wie sie ist. Zu einem parteiischen Schluß will ich in meinen Schriften nicht gelangen." Für seine Romanschriftstellerei schrieb sich Zola genaue Regeln vor: „Der Roman", heißt es in einer seiner Notizen, „muß in weit ausladenden, logisch gebauten Kapiteln geschrieben werden: die Aufeinanderfolge der Kapitel muß logisch sein wie die Folge der Sätze in einer verständigen Rede und der Perioden in einer wohldurchdachten Schrift ... Man darf bei der Schilderung der Szenen und bei der Darstellung der Typen nicht allzu breit werden; die Personen sollen aber vollkommen in ihrem intimsten Wesen, sowohl nach der guten wie nach der bösen Seite hin, offenbart werden ..." Zola schließt mit der Mahnung an die Schriftsteller, den Roman nicht zum Tummelplatz ihrer eigenen Leidenschaften werden zu lassen; ein Dichter werde daher niemals ein guter Romanschriftsteller werden können; er lasse viel zu viel sein eigenes Gefühlsleben sprechen ...

Ein interessanter *Prozeß wegen eines in Menschenhaut gebundenen Buches*, wurde vor kurzem vor einem Berliner Gericht verhandelt. Angeklagt waren die Herren R. & P., Inhaber einer Sortimentsbuchhandlung in Berlin, denen der bekannte Kunstbuchbinder K. im Oktober vorigen Jahres zirka zwölf seiner Einbände zu Ausstellungszwecken übergeben hatte, *ohne Preise anzugeben*. Darunter befand sich das Buch „Die knöcherne Hand", das in Menschenhaut gebunden war. Während einer Reise des Herrn K. frugen die Herren R. & P. telephonisch bei dessen Frau an, ob sie das Buch für 25 M. verkaufen könnten, da eine Käuferin da sei. Als geantwortet wurde, der Preis sei viel zu niedrig, erhöhten sie die Offerte auf 50 M., und es wurde ihnen mitgeteilt, daß vor zwei Jahren Herr K. für ein in Menschenhaut gebundenes Reclam-Bändchen den geforderten Preis von 225 M. sofort bekommen hätte. Trotzdem verkaufte die Firma das Buch, wie sie angab, für 75 M.

Nach seiner Rückkehr machte Herr K. dem einen Inhaber der Buchhandlung die heftigsten Vorwürfe, daß er das Buch, das einen Wert von 450 M. habe, verkauft hätte, und sandte nach acht Tagen die über 450 M. lautende Rechnung der Firma zu. Darauf erhielt er von dem Rechtsanwalt der Firma ein Schreiben, das Buch wäre von einem Sachverständigen auf 60 M. taxiert worden, diesen Betrag wolle die Firma zahlen, aber nicht mehr. Herr K. verklagte deshalb die Firma



auf Herausgabe des Buches, und wenn sie dazu nicht imstande sei, auf Schadenersatz in Höhe von 450 M. Durch Zeugenaussage wurde festgestellt, daß dieser Preis von Herrn K. festgesetzt wurde, ehe er das Buch der Firma R. & P. zu betreffender Ausstellung übergab. Vor Gericht gab die Firma zu, durch Verkauf des Buches widerrechtlich gehandelt zu haben. Der darauf vernommene Buchbindermeister H. Nitz gab an, daß Menschenleder ein äußerst seltenes Material sei, das einen ziemlich hohen Wert besitze, und daß nur ganz wenig Einbände in Menschenhaut existierten, ihm seien nur ungefähr sechs bekannt, er schätze den Wert des betreffenden Buches mit 450 bis 500 M. nicht zu hoch. Der weiterhin vernommene Hofbuchbinder Georg Collin gab an, über den Wert eines in Menschenhaut gebundenen Buches nichts aussagen zu können, da er selbst noch nicht ein derartiges Buch gesehen oder gefertigt habe; aus englischen Zeitschriften wisse er allerdings, daß solche Einbände sehr selten seien. Obgleich Herr K. noch anführte, daß der Buchhändler *Dorbon* in Paris für ein ebensolches Buch einen Preis von 600 Fr. verlange, wollte die Firma nicht mehr als 100 M. für das Buch zahlen. Für den Kläger war die Situation eine etwas schwierige, da in Deutschland niemand ist, der den Geldwert eines solchen Gegenstandes abzuschätzen vermag und die Vernehmung eines Sachverständigen in Paris eine langwierige und teuere Sache gewesen wäre. So kam auf Anraten des Richters ein Vergleich zustande, durch welchen die beklagte Firma 175 M. für das Buch an den Kläger zahlte. H. N.

Ein französischer Reklamealmanach. Die Pariser großen Warenhäuser pflegen zum Neujahr Almanache oder Agenden auszugeben, die Reklamezwecken dienen aber teilweise so kunstvoll eingerichtet und ausgestattet sind, daß sie wohl verdienen, daß man davon vom Bibliophilen-Standpunkt Anmerkung nimmt. Ein wahrhaft imponierendes Machwerk ist die uns zufällig in die Hände gekommene Reklameagenda der „Grands Magasins aux Galeries Lafayette" in Paris, den die regelmäßigen Kunden dieses „am billigsten verkaufenden Warenhauses in Paris" wohl gratis bekommen, der aber auch für 45 Centimes käuflich ist. Einband und Vorsatzpapier in französischem Quatrocentostil schließen zunächst, in Holzschnittmanier rot und schwarz reich verzierte Reklameseiten zu Ehren der „Grands Magasins aux Galeries Lafayette" ein. Es folgt der Bericht des *Jehan Chenu*, avocat au parlament, als Augenzeugen über den Einzug des guten Königs Karl VII. in seiner guten Stadt Paris im Jahre 1437, ganz prächtig illustriert von *E. Blanche* (nur rot und schwarz), um Kostüme, Ausstattungen, Stil usw. der Periode zu zeigen. Dann kommen einige „Rondells" und andere Dichtungen aus der Zeit vom gleichen Künstler mit Bildschmuck versehen. Das Schönste und Wertvollste sind aber eine Anzahl von wohlgelungenen Miniaturenfaksimila, die den Kalender begleiten; Monatsbilder und Sternbilder aus einem Kalender aus dem XII. Jahrhundert (Original im Musée Cluny), das wunderbare Bildnis Karl VII. nach Jehan Fouquet, Feldarbeit und Tennenarbeit nach einer Miniatur des XV. Jahrhunderts in der Bibliothèque de l'Arsenal, der zum Turnier reitenden Schiedsrichter (Manuskript des XV. Jahrhunderts ebendaselbst) Porträt einer Prinzessin von Este (Primitifs du Louvre) usw. Den Schluß des Almanachs bilden altfranzösische Spiele, in alten Versen geschildert und ebenfalls von Blanche illustriert. Das Ganze ist eine höchst ergötzliche und ebenso brauchbare Publikation. Feinschmecker finden dazwischen maßgebliche Menus für jeden Monat und die entsprechenden Kochrezepte, — eine glückliche Mischung der Reklamezwecke der „Grands Magasins" — mit, dem historischen Kunstsinn der Franzosen entsprechenden erziehlichen, bildlichen, erzählenden, poetischen Zwischenstücken und mit praktischen Notizen. M.

Ein Buch, das weder gedruckt noch geschrieben ist, eine typographische Merkwürdigkeit, die einzig in ihrer Art dasteht, befindet sich im Besitze der Familie der *Fürsten von Ligne*. Es handelt von den Leiden Christi und war schon 1640 eine Seltenheit; die Buchstaben sind, nach einer Notiz des „Deutschen Buch- und Steindruckers", in die Seiten eingeschnitten, wobei der besseren Lesbarkeit halber abwechselnd das eine Blatt weiß, das andere blau ist. Besonders bewundernswert ist die mühsame, durchaus gleichmäßige Ausführung der Buchstaben, die wie von der Maschine geschnitten scheinen. Wann das Buch in den Besitz der Fürsten von Ligne gekommen ist, läßt sich schwer sagen. Vielleicht erwarb es der berühmteste dieses alten Geschlechtes, der österreichische Feldmarschall Karl Joseph Fürst von Ligne, der mit den hervorragendsten Geistern seiner Zeit, wie Friedrich dem Großen, Rousseau, Voltaire, Goethe, Wieland, Schlegel in literarischer Verbindung stand. Die Ligne stehen sonst im allgemeinen den Musen der Wissenschaft und Kunst fern.

Der Zuwachs des *Gutenberg-Museums* in *Mainz* im abgelaufenen Jahre ist der Zahl nach etwas kleiner ausgefallen als im Vorjahre. Der Grund hierfür liegt vor allem in starker Inanspruchnahme des Anschaffungsfonds durch den Erwerb wichtiger druckgeschichtlicher Werke und älterer Fachzeitschriften, der Ergänzung von Fachzeitschriften möglichst bis zu Beginn ihres Erscheinens zurück — für beide Gruppen werden zum Teil selbst für Werke aus kaum zurückliegender Zeit schon horrende Preise gefordert — und schließlich durch die nötige Vervollständigung der bibliographischen Literatur. Es wären da namentlich zu erwähnen zum Beispiel: *Maittaires* Annales typographici, *Dibdins* Bibliographical Dekameron und Bibliotheca Spenceriana, *Blades* Life and typography of W. Caxton 1861/63 *Arbers* Transcript of the Registers of the Company of Stationers of London, *Davies* Bernhard von Breidenbach, die von *Paul Heitz* herausgegebenen Einblattdrucke des XV. Jahrhunderts, *Toescas* Pittura e miniatura nella Lombardia, *Berjeaus* Zeitschriften Le Bibliomane 1861 und Bibliophile illustré 1862/67, The Bookworm voll.



2—6, 1867—93, Le Bibliophile Belge 1845—79, *Van der Haeghens* Bibliographie Cantoise: *Payne and Foß's* Bibliotheca Grenvilliana, *Franc. de Licteriis* Catalogus codicum saec XV. impressorum, *Fossis* Catalogus codicum saec. XV. impressorum in bibliotheca Magliabecchana, *Dodgsons* Catalogue of early German and Flemish woodcuts in the British Museum, the American Catalogue 1900—1910 usw. Der Gesamterwerb beträgt 689 Exemplare. An Medaillen beträgt der Zuwachs 15 Stück. Diese, deutschen, französischen, italienischen und argentinischen Ursprungs, sind gelegentlich der verschiedenen Gedenkfeiern zu Ehren Gutenbergs oder anderer berühmter Drucker, wie zum Beispiel Bodoni, geprägt worden. Die Mehrzahl von ihnen verdankt das Museum der Freigebigkeit eines Freundes der Anstalt.

Als *Todestag* des Oberondichters *Wieland* wird allgemein, der Angabe seines Grabsteins entsprechend, unter dem er im Schloßgarten von Oßmannstedt neben seiner Gattin und seiner Freundin Brentano die letzte Ruhestätte gefunden hat, der *20. Januar 1813* angenommen. In allen literarischen Werken ist dieses Datum registriert, und demgemäß rüstet man sich auch auf die Gedenkfeier dieses Jahres. Nun wird die allgemeine Annahme auf einmal stark erschüttert. Denn jetzt wird plötzlich, wie uns aus Weimar geschrieben wird, bekannt, daß das Kirchenbuch der Gemeinde Oßmannstedt — also die maßgebende amtliche Quelle — folgende Eintragung enthält:

„Anno 1813. Den *13. Januar* starb der Philosoph und Herzoglich Sachsen-Weimarische Hofrat, Herr Christoph Martin Wieland, in seinem 80. Lebensjahre und wurde den *17. Januar* mit größter Feierlichkeit in dem hiesigen Schloßgarten bey seiner Frau und der früher verstorbenen Freundin Dem. Brentano *begraben*. Dieser drei werten Personen Begräbnis ziert ein gemeinsamer Stein. Der ganze Hof nebst dem französischen Gesandten Baron von St. Ainnis begleiteten den seeligen Wieland zu seiner Ruhe. Se. Hochwürden Herr Oberkonsistorialrat Günther hielt an seinem Grabe eine herrliche Gedächtnisrede und 16 Chorschüler aus Weimar sangen ihm zu Ehren einige Leichenmotetten."

Da es völlig ausgeschlossen ist, daß das Kirchenbuch zwei Unrichtigkeiten in einer einzigen Sache und noch dazu so starker Natur enthält, so wird man sich wohl entschließen müssen, den 13. Januar definitiv als richtiges Datum zu notieren. Wie der Irrtum seit hundert Jahren widerspruchslos hat bestehen können. und wie er überhaupt entstanden ist, ist vorläufig ein Rätsel. *(Berliner Tageblatt.)*

Anmerkung der Redaktion. Es handelt sich hier nur um einen Irrtum des Oßmannstedter Kirchenbuchs; der 20. Januar steht durch eine Reihe gesicherter Zeugnisse unbedingt als Wielands Todestag fest.

Unterirdische Bücherräume der Bodleiana. Vor kurzem sind bei der großen Oxforder Bibliothek, der Bodleiana, unterirdische Bücherräume in Benutzung genommen worden, um die jetzt vorhandenen Lokalitäten vom Druck der Büchermassen möglichst zu entlasten. Der Hauptbibliothekar der Bodleiana, Falconer Madan, äußerte sich über diese Maßnahmen und gab einige Statistiken. In die unterirdische Bücherherberge, die 40 m lang, durchschnittlich 22 m breit und in zwei Höhenabteilungen $5^1/_2$ m hoch ist, sollen die am wenigsten verlangten Bücher gestellt werden. Wenn die eisernen Büchergestelle alle plaziert sind, so können über eine Million Oktavbände Platz finden. Vorerst stehen 200 Gestelle von 1500, die mit der Zeit vorgesehen sind; und 120000 Bände befinden sich bereits unter der Erde aufgestellt. — Die ganze Bodleiana umfaßt 1700000 Schriften; infolge der alten Praxis, oft mehrere Schriften und Bücher in einen Band zu binden, stehen im ganzen aber nur 800000 Bände auf den Gestellen. Das Wachstum der Bibliothek beruht auf täglich durchschnittlich mehr als 200 Eingängen, so daß neuerdings Platz für mindestens 25 Jahre Zugänge geschaffen ist. — Die Kosten des ganzen Baues betragen nicht mehr als 12000 £ (etwa 240000 M.), da weder für Architektur noch für Baustelle etwas auszugeben war. Das neue unterirdische Büchergewahrsam befindet sich nächst den Fundamenten der sogenannten „Radcliffe Camera" auf deren anderer Seite später einmal ein weiterer unterirdischer Lagerraum für Bücher hergestellt werden soll. M.

In der Berliner Akademie der Wissenschaften legte vor einiger Zeit *U. v. Wilamowitz-Moellendorff* eine unter Mitarbeit von Dr. *G. Plaumann* entstandene Studie über ein *Papyrusbuch* aus der Zeit um 300 nach Christi vor, das *Pierpont Morgan* besitzt und das *sechs Gesänge der Ilias* (11—16) enthält. Der Papyrus ist vielleicht der umfänglichste, der aus dem Altertum erhalten ist. Als Morgan das Stück erwarb, war es in die Papyrusabteilung der Berliner Museen gelangt, damit der Konservator *H. Ibscher* mit seiner Sorgfalt und Sachkunde die Reinigung, Glättung und, wo nötig, Zusammenfügung vornähme. Jetzt liegen die einzelnen Blätter säuberlich und sicher zwischen Glasplatten und werden, ohne zu leiden, auf absehbare Zeit bequem gelesen werden können.

Das Papyrusbuch hat, wie wir immer deutlicher sehen, in der Kaiserzeit ebenso wie das Pergamentbuch neben der Rolle bestanden; die Rolle war natürlich vornehmer. Wir haben, sagt Wilamowitz, ein gewöhnliches Verkaufsexemplar vor uns, dessen Revision durch einen grammatisch gebildeten Korrektor unterblieben ist. Daher ist der Text schlecht, aber einheitlich. Es wäre aber verkehrt, wenn man wegen der Masse arger Fehler der Handschrift jeden Wert abstreiten wollte. Freilich kann man sich kaum vorstellen, daß jemand in ihr den Homer gelesen hätte; die stattlichen Bände waren wohl eher für einen reich gewordenen Mann bestimmt, der nur den Ehrgeiz hatte, in seiner Bibliothek das Schaustück seiner Bildung den Besuchern von außen zu zeigen. Der Text nach Abstreifung der Schreibfehler ist so viel und so wenig wert wie die meisten Homerhandschriften der Kaiser-



zeit, deren Reste die ägyptischen Landstädte uns bieten, es sei denn, sie wären von Grammatikern revidiert und mit gelehrten Scholien versehen.

Jakob Minor, der verstorbene Wiener Literaturhistoriker, hat dem Wiener Goetheverein, den er jahrelang geleitet hat, für sein Museum ein wertvolles Geschenk hinterlassen. Es ist ein Exemplar der „*Works of Ossian*", von Goethe und Merck herausgegeben, mit den vier von Goethe radierten Titelblättern „Francfort and Leipzig printed for J. Ch. Fleischer, 1777". Das Geschenk ist besonders wertvoll durch die Herkunft des Exemplars. Es stammt nämlich aus der Bibliothek *Charlotte Schillers* und trägt auch ihren Namenszug.

Die Wichtigkeit deutscher Archive für die Geschichte der nordamerikanischen Union. Das amerikanische Bureau für historische Forschungen, das einen Teil der Carnegie Institution bildet, hat die Absicht, den amerikanischen und in Amerika im Gebiet der nordamerikanischen Geschichte arbeitenden Gelehrten mit einer Reihe brauchbarer und für ihre Arbeit nützlicher Hilfsbücher an die Hand zu gehen. Dazu gehört der eben erschienene „Guide to the manuscript materials relating to American History in the German State Archives" (Washington, Carnegie Institution), den Professor Marion D. Learned hergestellt hat. „The Nation" schreibt darüber, daß dieser Führer durch die, in deutschen Staatsarchiven befindlichen, auf die Geschichte der Union bezüglichen Dokumente sich aus Mangel an Zeit auf die Archive nur einiger Staaten des Deutschen Reiches — eingeschlossen Elsaß-Lothringen und die drei Hansastädte — beschränken mußte. Ungefähr 50 sind aufgenommen, darunter allein 18 preußische und 10 bayerische Archive. Diese Dokumente, die jetzt zum ersten Male in für solche historischen Zwecke brauchbarer Form registriert sind, öffnen dem Gelehrten eine reiche Mine für Forschungen, die nur zum geringen Teil bis jetzt durchgearbeitet war. Abgesehen von solchem Material wie umfangreiche Namenslisten, die fast auf jede Phase der deutschen Auswanderungen nach Amerika Bezug haben, finden sich vollständige dokumentare Daten und Notizen, wichtig für die Geschichte der deutschen Truppen in Amerika während der Revolution; weiter die diplomatischen Verhandlungen während der Revolutionszeit, insbesondere die Korrespondenz zwischen Arthur Lee und Schulenburg, dem Minister Friedrich des Großen; Material für die frühesten Probleme des deutsch-amerikanischen Handels und anderes mehr registriert. — In die jetzige Dokumentenaufnahme sind die der Herrnhuter, die Weimaraner und die Breslauer, welche auf die Schwenkfelder Bezug haben, schon eingeschlossen. Die Lücke, welche durch den Mangel an Vollständigkeit der Rheinpfälzischen Archive entsteht, wird durch die in anderen süddeutschen Staatsarchiven vorhandenen pfälzischen Dokumente zum Teil ausgefüllt. Eine ausgezeichnete historische und beschreibende Einleitung eröffnet den wichtigen Band, den ein höchst brauchbarer Index schließt. Man hofft, daß Professor Marion D. Learned bald auch an die Aufnahme des in Munizipal- und Kirchenarchiven Deutschlands aufbewahrten amerikanischen Materials kommt. M.

Das Skizzenbuch eines Architekten. Das Skizzieren nach architektonischen Werken, wie sie in der freien Natur stehen, wird von unseren jüngeren Architekten heute sehr vernachlässigt. Und doch ist ein fleißiges Skizzieren für das Studium und die Weiterbildung des Baukünstlers eigentlich unerläßlich, denn es bildet eine vortreffliche zeichnerische Übung für den Architekten, die es ihm in seinen Künstlerberuf ermöglicht, seine Ideen mit wenigen Strichen und Linien auch dem Laien verständlich zu machen. Meister wie Wallot, Messel, Rieth, Schmitz gelangten zu ihren führenden Stellungen nicht zum wenigsten mit durch ein fleißiges Arbeiten im Skizzenbuch. Wie aber das Skizzieren nach der Natur nicht zu einem billigen Motivesammeln, sondern als die beste Übung für das Auge, richtig und künstlerisch zu sehen, dienen soll, das erweisen die höchst interessanten Zeichnungen des Baseler Architekten *Hans Bernoulli*, welche die „*Kunstwelt*" die bekannte vortreffliche Monatsschrift für die bildende Kunst (Verlag Weise & Co., Berlin) in ihrem Dezemberheft veröffentlicht. Diese Architekturstudien aus den verschiedensten Ländern bieten ein natürliches Anschauungsmaterial für die Bildung des Baukünstlers. In der genannten Zeitschrift, die wieder mit einem großen Schatz von schwarzem und farbigem Bildermaterial ausgestattet ist, finden wir auch sonst sehr bemerkenswerte Beiträge. Die heutige deutsche Kunst in Rom wird in Wort und Bild vorgeführt; Professor *Max Kutschmann* behandelt in ausgewählten Beispielen die ostasiatische Ausstellung der Berliner Akademie der Künste; *Paul Westheim* hat einen sehr frisch geschriebenen Aufsatz über Kunst und Gesellschaftsordnung beigesteuert. Ein Kapitel ergötzlicher Volkskunst wird mit alten Lebkuchenformen des XVI. und XVII. Jahrhunderts angeschlagen. Schließlich nennen wir noch die köstlichen Radierungen zu deutschen Märchen von Otto Ubbelohde, eine Reihe farbenfreudiger kunstgewerblicher Arbeiten und eine unbekannte Zeichnung von *Menzel*. Die „*Kunstwelt*" ist bei ihrem hervorragenden Inhalt außerordentlich billig (vierteljährlich 6 M).

Ein Standardwerk der kaum ein halbes Jahrhundert alten Kunstwissenschaft erscheint demnächst unter dem Titel „Handbuch der Kunstwissenschaft". Nachdem vor einiger Zeit die französischen Gelehrten ein Handbuch der Kunstgeschichte im wesentlichen nach den älteren historischen Gesichtspunkten gruppiert herausgegeben haben, darf man gespannt sein, wie nun die deutschen Kunsthistoriker ihrerseits nach den modernen kunstwissenschaftlichen und pädagogischen Gesichtspunkten die dringend notwendige Neuordnung und Neubearbeitung des durch die intensive Tätigkeit der Forschung ungeheuer angewachsenen künstlerischen Materials hier vernehmen. Im Gegensatz zu

den älteren Darstellungsmethoden wird hier die Kunstgeschichte nicht als Künstlergeschichte aufgefaßt, die mehr dem Wissen als der Kunst dient, sondern als eine wahrhafte Geschichte der Kunst im weitesten Sinne als eine Geschichte des menschlichen Geistes, die den Fachmann ebensosehr interessieren wird wie den Kunstfreund, den ausübenden Künstler und Sammler. Von den Mitarbeitern sind neben dem Herausgeber *Fritz Burger*, die Professoren *Curtius-Erlangen*, *Hartmann-Straßburg*, *Singer-Dresden*, *Wulff* und *Herzfeld-Berlin*, *Graf Vitzthum-Kiel*, *Pinder-Darmstadt*, *Wackernagel-Leipzig*, *Weese-Bern*, *Neuwirth-Wien*, *Egger-Graz*, *Willich* und Oberbibliothekar *Leidinger-München*, zu nennen. Das Werk wird in das gesamte ältere wie jüngere Gebiet der Kunst gründlich und in lebendigster stilistischer Form einführen (Verlag der Akademischen Verlagsgesellschaft M. Koch, Neubabelsberg). Eine Fülle trefflichen, selten gesehenen Abbildungsmaterials wird in der besten Reproduktionstechnik von der Offizin *Bruckmann-München* gedruckt. Wir werden nach Erscheinen der ersten Lieferung auf die Publikation zurückkommen.

Literatur und Justiz.

In der letzten Wochen wurden folgende Beschlagnahmen verfügt, bezw. durch Gerichtsurteil bestätigt:

La Môme Picrate. Roman von *Willy*. Albin Michel, Editeur, Paris, 59 Rue des Mathurins.

Les Aventures du Roi Pausole von *Pierre Louys*. Bibliothèque Charpentier, Eugène Fasquelle, Editeur, Paris, 11 Rue de Grenelle.

Mon fils, sa femme et mon amie. Roman von *Pierre Valdagne*. Société d'Editions Littéraires et Artistiques, Librairie Paul Ollendorff, Paris, 50 Chaussée d'Antin.

Pimprenette von *Willy*. Bibliothèque des Auteurs Modernes, Paris, 16 Rue des Fossés-Saint-Jacques.

Claudine à l'Ecole von *Willy*. Société d'Editions Littéraires et Artistiques, Librairie Paul Ollendorff, Paris, 50 Chaussée d'Antin.

Claudine à Paris von *Willy*. Société d'Editions Littéraires et Artistiques, Librairie Paul Ollendorff, Paris, 50 Chaussée d'Antin.

La Femme et le Pantin von *Pierre Louys*, Librairie Charpentier et Fasquelle, Eugène Fasquelle, Editeur, Paris, 11 Rue de Grenelle.

L'Assiette au beurre. Nr. 532 vom 10. Juni 1911.

Das gedruckte und illustrierte Anzeigenblatt, beginnend mit „Weibliche und männliche Aktmodelle".

Das gedruckte Anzeigenblatt mit der Überschrift: „Bestellschein für die Wiener Versandbuchhandlung Anton Johannes Berger, Wien VII, Kandlgasse 23".

Der gedruckte und illustrierte „Miniatur-Katalog und Preisliste von Aktstudien-Originalphotographien".



Der gedruckte und illustrierte Katalog: „Wiener Anzeiger für moderne Literatur" der Wiener Versand-Buchhandlung Anton Johannes Berger, Wien VII, Kandlgasse 23.

Ein *„unzüchtiges" Bild von Reznicek* bildete das corpus delicti in einem Strafverfahren gegen den Kunsthändler Albert Stacheffsky, der vom Landgericht Hamburg am 14. September wegen Vergehens gegen § 184,1 des St.-G.-B. zu 50 M. Geldstrafe verurteilt worden ist. Der bekannte verstorbene Zeichner und Mitarbeiter des Simplizissimus, T. von Reznicek, hat unter anderem auch ein Bild gezeichnet, das „Die Gouvernante" benannt ist. Es stellt ein junges Mädchen dar, das im Begriff ist, sich in seinem Zimmer auszukleiden; die nackten Arme und der entblößte Busen sind bereits sichtbar. In dieser Verfassung überrascht sie ein in die Tür tretender Herr, weshalb sie hinter einen Vorhang flüchten will. Dieses Bild hatte St. am 7. Dezember nebst anderen Bildern von Reznicek in einem Schaufenster seiner Kunsthandlung ausgestellt, die in der Nähe des Hauptbahnhofs in einer der belebtesten Straßen Hamburgs liegt. Ein Polizeikommissar, der dies Bild im Schaufenster gewahrte, nahm Anstoß daran, daß St. ein derartiges Bild in dem Schaufenster an einer belebten Straße, wo es vielen Vorübergehenden in die Augen fallen mußte, ausgestellt hatte. Auf Antrag des Polizeikommissars wurde gegen St. ein Strafverfahren eingeleitet, weil er ein „unzüchtiges Bild an einem Ort, der dem Publikum zugängig ist, ausgestellt hatte". Das Gericht ist der Ansicht gewesen, daß St. sich eines Vergehens gegen § 184,1 des St.-G.-B. schuldig gemacht habe. In dem Urteil sagt es zwar, daß Bilder des hochbegabten und ernst zu nehmenden Künstlers nicht als unzüchtig anzusprechen seien. Auch die „Gouvernante" brauche an einem anderen Ort, wie zum Beispiel im Innern einer Kunsthandlung, einer Gemäldesammlung und in anderer Umgebung ausgestellt, nicht als unzüchtiges Bild angesehen zu werden. Im vorliegenden Falle sei es aber doch etwas anderes. Das Bild sei an einer der belebtesten Straßen ausgestellt gewesen, in Schaufenstern, die auch nachts nicht verhängt wurden, und vor allen Dingen sei gerade vor der Kunsthandlung eine Haltestelle der Straßenbahn, so daß die dort Wartenden leicht Gelegenheit hatten, sich die Zeit mit der Betrachtung des Schaufensters zu vertreiben. In dem Beschauer müsse das Bild den Gedanken wachrufen, als ob der mit wollüstigen Blicken eintretende Herr sich dem halbentkleideten Mädchen mit gewissen Absichten nähere. Es habe also dieses Bild in dem Schaufenster des Angeklagten, nach der Art, dem Ort und der Zugänglichkeit beurteilt, wie es ausgestellt war, den absoluten künstlerischen Wert und seine Reinheit verloren gehabt und sei dort geeignet gewesen, auf einen in geschlechtlicher Beziehung normal empfindenden Beschauer sinnliche Reize auszuüben. Ja, das Gericht hat sogar angenommen, daß der Angeklagte aus dem Bilde dasselbe herausgesehen habe wie andere Beschauer und daß er sich schon



beim Ausstellen des Bildes der Unzüchtigkeit desselben bewußt gewesen sei, zumal er durch einen Kriminalbeamten von dem Strafverfahren gegen einen anderen Kunsthändler in einer ähnlichen Sache Kenntnis erhalten hatte. In der gegen das Urteil eingelegten Revision machte der Angeklagte geltend, es sei nicht erwiesen, daß er bei Ausstellung des Bildes sich der Unzüchtigkeit desselben und somit der Strafbarkeit seiner Handlung bewußt gewesen ist. Das Reichsgericht hielt indessen die Feststellungen des Urteils für bedenkenfrei und erkannte deshalb auf Verwerfung des Rechtsmittels.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Gustav Pietzsch in *Dresden A.* Nr. 26. Werke aus allen Wissenschaften (meist populärer Richtung) und Belletristik. 3442 Nrn.

R. L. Prager in *Bertin NW. 7.* Nr. 190. Rechts- und Staatswissenschaften. 2430 Nrn.

Heinrich Süßenguth in *Berlin N. 24.* Klassiker, Geschenkliteratur, Romane, Novellen usw.

W. Weber in *Berlin W. 8.* Nr. 8. Vermischtes. 971 bis 1561.

K. Andres'sche Buchhandlung Max Berwald in *Prag.* Nr. 31. Bohemica. 1587 Nrn.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 606. Theologia Catholica, zum Teil aus den Bibliotheken von Franz Xaver Kraus, Friedrich Schneider, L. Dacheux und F. J. Scheuffgen. 6. Teil: Kirchengeschichte I. Nr. 2668—5297 Nrn.

B. H. Blackwell in *Oxford.* Nr. 145. Modern history., chiefly European. Part. I. 131ü Nrn. — Nr. 147. Vermischtes. 981 Nrn. — Nr. 148. Fine and applied arts. 1065 Nrn.

Oskar Gerschel in *Stuttgart.* Nr. 80. Vor 100 Jahren. Revolutionszeit. Napoleon I. Befreiungskriege. 990 Nrn.

Hans Lommer in *Gotha.* Nr. 5. Bücher aus allen Wissenschaften. 931 Nrn.

Martinus Nijhoff im *Haag.* Nr. 393. Livres anciens et modernes. 521 Nrn.

R. L. Prager in *Berlin NW 7.* Nr. 4. Rechts- und Staatswissenschaft. Nr. 3879—4996.

J. Ricker in *Gießen.* Nr. 11. Folklore. Kulturgeschichte — Volkskunde. 1692 Nrn.

G. Schoder in *Turin.* Nr. 26. Livres anciens d'art. Peinture — gravure — arts industriels. 832 Nrn.



VERLAG PAUL KNORR, BERLIN-WILMERSDORF

DIE BÜCHEREI MAIANDROS

eine Zeitschrift von 60 zu 60 Tagen, herausgegeben von
HEINRICH LAUTENSACK, ALFRED RICHARD MEYER, ANSELM RUEST
jedes Buch eine Mark.

Soeben erschien:

III.

APOLLODOROS

ein Dialog über Lyrik von ANSELM RUEST,
mit sechs Holzschnitten von ARTUR SEGAL.

II.

EKSTATISCHE WALLFAHRTEN

(Semilasso in Afrika, Via Crucis)
von ALFRED RICHARD MEYER und HEINRICH LAUTENSACK,
mit 10 Zeichnungen von WALTER RÖSSNER, einer Lithographie von MAX BECKMANN und einem alten Holzschnitt.

I.

TERESA UND WOLFGANG

Novelle aus dem Nachlaß von SAMUEL LUBLINSKI †.

Das Berliner Tageblatt schrieb über dieses Buch: Wer Lublinski kennt, dem wird diese angestrengte Stilnovelle keineswegs überraschend kommen. Oder wenn schon, dann doch nur des baren Stoffes wegen. Aber dieser Stoff ist nur nebensächliches Mittel, dem ethischen Pathos, welches der Novelle die hinreißende Kraft verleiht, ruckgratigen Halt zu geben. Das Jahr 3000 an sich, in dessen utopischer Ferne der Dichter den wuchtenden Erlebnissinn flügelt, spielt keine Rolle. Wohl aber die Psychologie jener Seelen, die mutmaßlich dereinst dem Planeten Erde lebendiger Odem sind. Und da ist die schöpferische Gestaltung von einer suggestiv hellseherischen Assoziation befruchtet, die den gegenwärtigen Sinn beängstigend lähmt und verwirrt. „Von der Ehre der Schande ist überzeugend die Rede, von der vampyrhaften Sehnsucht, nur Dauerndes zu vergöttern, da die Dauer selbst voller Grausen —, von der Umpolarisierung aller psychischen Werke, so daß Liebe wie Haß und Mord wie Zärtlichkeit erscheinen." Man wird unwillkürlich an die wühlenden und nervenbloßlegenden Gemälde Oskar Kokoschkas erinnert, wenn nicht der Stil (Neuklassizismus, wie es Lublinski genannt wünschte) das scheinbar Zersplitternde zu einer starken, architektonischen Linie aufgerichtet hätte.

IV. und V.

Die lyrische Anthologie

DER MISTRAL

erscheint als Doppelbuch am 1. Mai 1913

Mit Beiträgen sind bisher vertreten: *Richard Dehmel, Thomas Mann, Arno Holz, Caesar Flaischlen, Franz Blei, Johannes Schlaf, Verhaeren, Heidenstam, Max Brod, E. R. Weiß, Toni Schwabe, Ernst Lissauer, Paul Zech, Paquita, Oskar Loerke, Ernst Schur †, Victor Hadwiger †, Albert Ehrenstein, Ehrenbaum-Degele, Else Lasker-Schüler, Paul Leppin, Hans Carossa, Das junge Frankreich, Holland, Italien, Polen, Rußland u. a. m.*

VERLAG PAUL KNORR, BERLIN-WILMERSDORF


Digitized by Google



Eugen Diederichs Verlag in Jena

W. S. Reymont, Die polnischen Bauern

Roman in 4 Bänden je br. M. 2.50, geb. M. 3.50

Richard Dehmel: Eine hinreißende Liebe zu Land und Volk beschwingt jede kleinste Begebenheit, eine begeisterte und vergeistigte Liebe, die überall in der Landschaft die große Natur, im Volkstum die Menschheit und Gottheit wahrnimmt. Ich wünschte, wir Deutschen hätten eine Bauerndichtung, die sich mit dieser polnischen messen könnte; wir haben nichts auch nur annähernd Wuchtiges.

Die deutschen Volksbücher

Herausgegeben von Richard Benz

Bd. I. **Die sieben weisen Meister.** Kart. M. 2.—

Bd. II. **Historia von D. Johann Fausten.** Kart. M. 3.—

Bd. III. **Tristan und Isalde.** Kart. M. 3.—

Bd. IV. **Till Eulenspiegel.** Kart. M. 3.—

Bd. V. **Fortunati Glückseckel und Wunschhütlein.**

Was können heute diese Volksbücher uns noch über das rein historische Interesse hinaus zum Aufbau unsers eigenen Lebens und des Lebens der Gemeinschaft geben? Sie bieten uns einen verlorenen Schatz dar, den wir wieder erwerben müssen: die Schönheit der deutschen Prosa, die volksmäßige Fähigkeit, schlicht und mit höchstem innern Anteil in Prosa zu erzählen; die Fähigkeit, restlos durch den Klang der Worte und den Rhythmus ihrer Verbindung einen Gefühlsinhalt auszudrücken. Freude spricht aus ihnen, Freude am vertrauten Stoff, den sich das Volk aus germanischen, christlichen, orientalischen und antiken Kulturtrümmern kraft der schaffenden Phantasie im frühen Mittelalter assimiliert hatte. Was W. Grimm für das Volksmärchen getan, das will nun Richard Benz mit seinen Ausgaben für die Volksbücher tun: sie in ihrer ursprünglichen Form, befreit von dem nur zeitlich Bedingten, dem deutschen Volke wiederschenken.

Zur Einführung in die Volksbücher erschien von Richard Benz:

Die deutschen Volksbücher. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung. Kart. M. 1.—

Ch. de Coster, Tyll Ulenspiegel und Lamm Goedzak

Roman. 16. Tausend. Br. M. 4.—, in Halbpergament M. 5.—

Hermann Löns: Dieses Buch ist das bedeutendste Buch, das das vlämische Volk hervorbrachte, ein monumentales Buch, ein ewiges Buch, ein Spiegel, ein Abbild eines Volkes mit allen seinen Tugenden und Lastern, Kräften und Schwächen, lieben und abstoßenden Zügen, ein Buch, in dem Sinnenlust und Seelenleid, Lachen und Weinen, Zartheit und Roheit ineinander verwebt sind, wie die Fäden in einem Teppiche. Es ist eine Tragödie und eine Komödie, ist ein Racheschrei und ein Jauchzer, ein Höhnen der Qual und ein Seufzer der Lust; es ist kein Buch, es ist mehr als das; es ist die künstlerische Formel für die Seele des lechzenden Volkes.

Eugen Diederichs Verlag in Jena





Soeben ist erschienen:

GYGES UND SEIN RING

VON

FRIEDRICH HEBBEL

Zweiter deutscher Musterdruck der Reichsdruckerei. Einmalige Auflage von 200 Exemplaren, davon 30 auf Kaiserlich Japan in Maroquin. Diese Exemplare sind vergriffen; die übrigen auf van Gelder Bütten in handgebundenem Pergamentband zu M. 40.—. Der Subskriptionspreis ist erloschen. Shakespeare, Hamlet (der erste deutsche Musterdruck der Reichsdruckerei) ist gänzlich vergriffen.

Düsseldorf 24 ERNST OHLE

Landschafts-Mappen.

Der Maler Ernst Müller-Bernburg hat in Verbindung mit dem Verlag K. & Th. Scheffer in Berlin-Lichtenfelde eine Reihe von Künstler-Steinzeichnungen aus dem Riesengebirge herausgebracht, die den größten Beifall gefunden haben. D. Avenarius, Carl Hauptmann, San.-Rat. Dr. Baer (als Vorsitzender des Riesengebirgsvereins) Georg Muschner, R. Pannwitz u. v. a. brachten die anerkennendsten Besprechungen.

Es erschienen: Mappe 1: Vier Winterbilder
Mappe 2: Vier Sommerbilder
Mappe 3/4: Acht Frühling- und Herbstbilder.

Der Preis von Mappe 1 und 2 beträgt je M. 3.—, von Mappe 3/4: M. 5.—
Alle 4 Mappen auf einmal bezogen kosten M. 10.—

Das Format der Blätter ist jeweils 39,5×31 cm, das der Bildgröße 28,5×20 cm.

Es sind ausgezeichnet schöne, intime Blätter, die in manchen Künstlers Stube als Wandschmuck ihren Platz gefunden haben.

K. G. Th. Scheffer · Verlag · Berlin-Lichterfelde.




Digitized by Google

In meinem Verlag erschien soeben:

Wanda von Bartels
DIE HÖLLE

Schauspiel in drei Akten und einem Nachspiel

Ein herrliches Werk der bekannten Autorin, das viel Anklang finden wird. Es wurde mit besonderer Sorgfalt in meiner Offizin in einer schönen Kursivtype gedruckt. Zahlreiche Vignetten, Kopfleisten und ein Vollbild nach Zeichnungen von Hans Bartels enthaltend.

Ich bitte sich das Werk vorlegen zu lassen

brosch. M. 2.50

W. DRUGULIN, VERLAG, LEIPZIG

MEDIAEVAL-KURSIV

GEZEICHNET VON PROF. WALTER TIEMANN

Mit dieser hervorragenden Schöpfung bieten wir nicht nur eine Kursiv-Auszeichnungsschrift zu unserer Tiemann-Mediaeval, sondern auch eine wertvolle, selbständige Schrift für Gelegenheitsdrucksachen aller Art. Die reizenden Zierbuchstaben, Einfassungen und Schmuckstücke ergänzen sie aufs glücklichste und betonen ihre Eigenart.



GEBR. KLINGSPOR IN OFFENBACH AM MAIN


Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

IV. Jahrgang. **Heft 12.**

Herausgegeben von Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-Gohlis, Ehrensteinstr. 20, Manuskripte an diesen erbeten.
Inserate direkt an den Verlag *W. Drugulin*, Leipzig, Königstraße 10.

Pariser Brief.

Als die Sammlung Rouart versteigert wurde, saß der alte Degas im Nebenzimmer und empfing mit nachdenklichem Erstaunen die Nachricht, daß man für seine „Tänzerinnen an der Stange" eine halbe Million zu bezahlen bereit sei. „C'est vraiment curieux — wenn ich mich recht erinnere, so habe ich das Pastell für 500 Fr. verkauft." Rouart hatte es mit 1500 bezahlt, seine Erben haben dafür — nach Abrechnung des Aufgeldes — 435000 eingenommen; es bleiben somit 420000 Fr. Reingewinn. Wenn der Maler oder Bildhauer heute ein Werk liefert, so entläßt er es definitiv aus seinem Machtbereich. Er konstatiert vielleicht bald einen Wertzuwachs darauf, von dessen Ertrag ihm aber nichts mehr anheimfällt. Daß nicht nur das Risiko und die fürsichtige Klugheit des Sammlers belohnt zu werden verdienen, daß auch der eigentliche Urheber des Wertes am Erfolg beteiligt sei und es von Rechts wegen auch an der klingenden Belohnung sein müßte — besonders wenn er unter weniger günstigen Umständen lebt —, das hat man noch nie so lebhaft gefühlt, wie nach dieser Auktion, wo es sich nicht um alte Meister, sondern um die von gestern handelte. Man erwähnt die Erben Millets, Diaz', Lépines', die in Not seien trotz den hohen Preisen, die Werke dieser Meister heute erlangen. So ist denn bereits ein Gesetz entworfen worden, das analog den schriftstellerischen Autorrechten künstlerische geltend machen will: es seien von nun an bei jedem Verkauf eines signierten Werkes dem Künstler auf sein Verlangen zwei Prozent zu bezahlen, ebenso bis 50 Jahre nach dessen Tod seinen Rechtsnachfolgern; und zwar soll diese Gebühr abermals, wie das bereits übliche Aufgeld zu Lasten des Käufers fallen. Es wäre vielleicht gerechter, diesmal den Verkäufer bezahlen zu lassen, der aus dem Wertzuwachs seinen Nutzen zieht.

Das Prinzip ist recht einfach, die Berechtigung eines solchen Gesetzes gewiß einleuchtend und über jeden Zweifel erhaben. Doch der Ausarbeitung einer solchen Vorlage werden Schwierigkeiten erwachsen, die ihren Wert vielleicht etwas trüglich werden erscheinen lassen. Auf fette Erträgnisse dürften — normalerweise — die Künstler dabei nicht hoffen; jedenfalls nicht auf ein Ausbeutungssystem, das sich mit den Autorrechten des Schriftstellers, etwa den Tantiemen eines Dramatikers, vergleichen läßt. Mr. André Hesse, der das Gesetz vor der Kammer vertrat, tat es begreiflicherweise ohne die Ausdehnung auf den freihändigen Verkauf zu verlangen, dessen Kontrolle schlechterdings unmöglich wäre. Dadurch ist die Gelegenheit zum Benefizium schon sehr verringert. Die Anwendung müßte also auf die öffentliche Versteigerung beschränkt bleiben, Auktionen moderner Bilder sind relativ wenig zahlreich. Besonders findet Besitzwechsel bei einem Bild, das sich einmal in den Händen des Liebhabers befindet, in der Regel nur nach langen Zeiten statt. — Doch die Absicht ist gut. Es muß jedenfalls als ein Mangel der Gesetzgebung angesehen werden, daß, solange der Künstler leer ausgeht, die Händler und Auktionatoren aus der unerhörten Wertsteigerung ihren Nutzen ziehn.

Nun wendet sich die Volkswut gegen sie — angespornt durch ihre schwer verständliche Opposition gegen das Gesetz, von dem sie eine Bevorzugung des ausländischen Marktes befürchten, und besonders gegen die Commissaires-Priseurs, deren Verdienst allerdings ganz beträchtlich ist. Das Gesetz, das ihnen sechs Prozent der Verkaufssumme zuweist, stammt schon aus dem Jahr 1843 her, wo sie kaum andere als armselige Gerichtsauktionen zu besorgen hatten, und die wenigen Kuriositätssteigerungen bei weitem nicht die Beträge der heutigen erreichten. Nun aber rechnet man ihnen nach was der Hammerschlag einträgt, wenn zum Beispiel ein Perlenkollier wie jüngst für eine Million verkauft wird. —

Wir haben auf ein paar Neuausgaben älterer französischer Schriftsteller hinzuweisen. Auch Calvin ist — wenn auch bei weitem nicht in dem Maße Luthers — von Bedeutung für die Sprache seines Landes geworden. Er hat mit der französischen Übersetzung seiner „Institutio Religionis Christianae" zur Erfindung eines



wissenschaftlichen Stils, einer Sprache der Exegese und philosophischen Diskussion und damit viel zur Würde des Französischen beigetragen, das sich in Folge bald gleich geeignet für solche Zwecke dem Lateinischen an die Seite stellen konnte. Die erste französische Ausgabe der „Institutions de la Religion Chrestienne“ fand 1541 statt; spätere Ausgaben sind von Calvin mit dem Wachsen seines Lebenswerks stark vermehrt und verändert worden. Die Ausgabe von 1560 ist die maßgebende zum Studium der calvinischen Doktrin und ihrer Entwicklung; sie ist auch in das *Corpus Reformatorum*“ aufgenommen und sonst Neuausgaben zugrunde gelegt worden. Ein Vergleich dieser und jener von 1541 zeigt, daß die Sprache in den zwanzig Jahren einer außerordentlichen literarischen Fruchtbarkeit eine rasche und bedeutende Entwicklung genommen hat. Für den Literaturforscher kommt jene in Betracht. Sie bedeutet das wichtige Datum in der Geschichte der französischen Prosa; ihr genauer Text ist bei der Seltenheit dieses Druckes unter der Leitung von Abel Lefranc, von Henri Chatelain und Jacques Pannier neuerdings als Literaturdenkmal herausgegeben worden. (Champion, zwei Bände.)

Es ist auf Ähnlichkeit gewisser Stileigentümlichkeiten des Rabelais mit dieser Schrift Calvins hingewiesen worden; besonders in den oratorischen Partien. Man weiß im übrigen schon, was Rabelais über das Calvinische hinaus beigefügt hat. Im Verlag von H. und E. Champion beginnt eine große kritische Ausgabe der köstlichen Geschichten zu erscheinen, von der als erster Band *Gargantua* vorliegt. Dieser Ausgabe steht abermals Lefranc vor. Sie scheint in akademischen Übungen, einem pantagruelischen Seminar des Collège de France ihren Ursprung zu haben und wird von der „Société des études rabelaisiennes“ unterstützt, die von Anatole France präsidiert wird und schon seit zehn Jahren eine wertvolle Rabelaiszeitschrift herausgibt.

Lefrancs Mitarbeiter heißen Jacques Boulenger, Henri Clouzot, Paul Dorveaux, Jean Plattard, Lazare Sainéan.

Im Verlag Sansot hat Ad. van Bever „Divers jeux rustiques et autres œuvres poétiques de *Joachim du Bellay*“ herausgegeben, dem und dessen Zeit Walter Pater einer so schönen Versuch gewidmet hat. Beigefügt ist eine Biographie des liebenswürdigen Poeten aus dem Anjou, eine Bibliographie und Fragmente der Korrespondenzen. Der gleiche Verlag widmet eine Art Neuausgabe der ältesten französischen Dichterin, — Marie ai nom, si suis de France, schreibt sie von sich —, die vermutlich normannischer Herkunft, um 1300 in England lebte. Sie ist wenig bekannt; dem will Philéas Lebesgue begegnen, indem er sechs gereimte Erzählungen dieser französischen Roswitha „modernisiert“ und sie mit einer interessanten Studie über die Dichterin einleitet.

Auf der Bibliothek von Toulouse konnte man etwa 40 Bände zusammenstellen, die einst Jean Racine gehörten. Vereinzeltes gleicher Herkunft findet sich auch auf der Nationalbibliothek und in der Bücherei des Musée Condé zu Chantilly; ferner werden von Zeit zu Zeit auch in Katalogen privater Sammlungen Bücher des großen Dichters erwähnt, der den Vorwurf aller wahren Bibliophilen verdient, da er seine Bücher in ausgiebigster Weise mit Randnoten versah. Ein Mitglied der Bibliothekskommission in Toulouse, M. Georges Ville, ist an der Arbeit, diese spontanen Äußerungen im Gespräch mit dem Buch, systematisch zu verwerten und dürfte Ergebnisse für die Arbeitsmethode, die geistige Entwicklung, die ganze Persönlichkeit Racines von zweifellos höchstem Interesse erlangen. Einstweilen berichtet Paul Zahori, der die Toulousischen Bände durchgesehen hat, im „Temps“ interessante Einzelheiten. Hauptsächlich zwei Bücher scheint Racine immer wieder gelesen und kommentiert zu haben: einen kleinen Cicero in-16, an dessen abgegriffenen Blättern und Einband, trotz der damals ohne Zweifel solid gelieferten Arbeit, man deutlich die Spuren des Gebrauchs erkennt, und einen Band der Gedichte Clément Marots, wo sozusagen jeder Vers unterstrichen ist. Ferner hat Racine mit Scarron, Cervantes, Molière, Vergil Umgang gepflogen, hauptsächlich aber mit griechischen Schriftstellern: seine Meister sind Sophokles, Äschylos und besonders Euripides und Plato. Er beobachtet ganz allgemein und schreibt „Sophocle était pieux“ an den Rand einer Seite aus „Elektra“. Er gibt den tiefen Eindruck, den er von einer Stelle empfangen hat, mit einem Wort: „calme“, oder: „comique“. Gewisse Bemerkungen weisen besonders deutlich auf das Metier des Dramatikers. Racine notiert die „Raison pourquoy Antigone rentre“, findet die Abneigung des Eteokles für seinen Bruder gut charakterisiert, da die beiden sich nicht mehr ins Gesicht schauen mögen. Er interessiert sich für die kleinsten Details der dramatischen Technik und verschont dabei auch seine Götter nicht mit sachkundiger Kritik, sagt von Szenen, sie seien matt, für den Zusammenhang unnötig.

Den Plato scheint Racine besonders im Alter gelesen zu haben, wie Zahori vermutet, als Tröstung in der Ungnade und Einsamkeit, in die er gegen Ende seines Lebens verfallen war. Er schreibt auf die breiten Ränder seiner Folioausgabe des Philosophen: „Le monde est un animal farouche dont on étudie les inclinations“ oder „La sagesse est une orpheline dont quelque malheureux esclave s'empare et l'epouse par violence.“

Alle diese Anmerkungen — und das mag den befremdeten Bücherfreund wieder versöhnen — sind keineswegs flüchtig hingeschrieben, sondern mit kalligraphischer Sorgfalt und Berechnung des Raumes in einer prächtig klaren, klassischen Handschrift beigefügt. Wenn Racine seine Bücher signierte, so tat er es ebenso sorgfältig zu unterst auf dem Titelblatt unmittelbar an den römischen Zahlen, die das Datum der Ausgabe bezeichnen. So fügt sich die Unterschrift dem auf die Mitte geordneten Druckbild ein, ohne die Symmetrie zu stören und bildet geradezu den logischen Abschluß des Titels. Aber auch der Anblick der glossierten Seiten gewährt nicht Unbehagen, sondern die ästhetische Freude einer verzierten. Im „Mercure“ Nr. 375 waren solche abgebildet, einem Büchlein entnommen, das vom Quai in den Besitz des Literarhistorikers P. P. Plan gelangt war, damals, als es dort ab und zu noch etwas zu finden gab. Es handelt sich hier um Sentenzen aus dem Menander und andern

griechischen Komödiendichtern, denen Racine am Rande die Übersetzung beifügt. Wenn Plan hier, im Gegensatz zu den Toulouser Kommentaren, besonders den *Übersetzer* Racine gefunden haben will, so scheinen doch diese Übersetzungen kaum für andern, als den Privatgebrauch bestimmt gewesen zu sein und gerade recht zum Rüstzeug eines sentenzenbedürftigen Dramatikers zu gehören.

Seit dem 13. November vorigen Jahres ist das russisch-französische literarische Abkommen, gemäß der Berner Konvention, in Kraft getreten. Über die Anwendung dieses Gesetzes ist zwischen der Société des Gens de Lettres und den Verlegern ein Kompetenzstreit ausgebrochen, der allerdings nur zugunsten der letzteren wird entschieden werden können. Wenn die Russen doch nun einmal zahlen müssen, so wollte die Gesellschaft es sich nicht entgehen lassen. Sie trat durch eine eigene Agentur, ohne sich viel um Verlegerrechte zu kümmern, mit den Interessenten in Verbindung und erteilte besonders die Erlaubnis der Übersetzung eines Textes unter 500 Druckzeilen zum Zeilenpreis von einer Kopeke. Diese Bestimmung enthält einen schweren Nachteil — den sehn die Verleger ein —: daß 500 Zeilen auch erschienenen Büchern entnommen werden können. Es ist überdies anzunehmen, daß diese teilweise Übersetzung — zu einem lächerlichen Preis — manchem Buch die Aussicht ganz übertragen zu werden nähme; es brauchte sich deswegen nicht um ein Buch zu handeln, das diese präventive Maßregel verdiente. Die Verlegergesellschaft wird ihre Mitwirkung geltend machen um so mehr, als die Schriftsteller-Gesellschaft, bei ihrer dermaligen Organisation nur zur Vertreibung der französischen Originale und nicht zur Ausbeutung von Übersetzerrechten befugt ist.

Die Pariser geistige Atmosphäre ist auch sonst von Kriegsgeschrei erfüllt. Auf der einen Seite stehen die Offiziellen, die Dekorierten, die Akademischen, die Boulevardiers, die großen Tagesblätter, auf der anderen die Jungen, die Indépendants, die Verkannten, das Quartier Latin mit seinen literarischen Cénacles, seinen Revuen und Revue'chen. Dergleichen Verteilung der Kombattanten hat nichts Absonderliches; aber der Name dieses Krieges ist reizvoll, der zugleich die Herkunft der Heere bezeichnet und die causa belligerandi verkleidet: „La guerre des Deux Rives". Hie „Publiciste", hie „Penseur". Letztere sind es, die lauter zum Kampfe brüllen. Sie behaupten, es gebe Redaktoren des „Temps", die verbindlich lächeln, wenn man den Namen Paul Fort ausspreche; während die andern — die Spannung entlädt sich in Enquêten; vergleiche die in „les Marges" geführte — auf Non-lieu plädieren, und behaupten, es gäbe auch am rechten Ufer Götter, im „Matin" so gut wie im „Temps" und die Pariser Presse habe noch nie so hohe literarische Anwandlungen gehabt wie gerade heutzutage.

Zeitschriftenschau. Aus „Marges" ist wiederum ein Aufsatz von Michel Puy zu nennen: „Les singularités du Louvre", voll kluger Vorschläge zur bessern Anordnung der Sammlungen. So denkt er, es wäre den in der finsteren Grande Galerie schlecht plazierten Rembrandtbilder der Saal der frühitalienischen einzuräumen; Meisterwerke der Plastik, wie vor allem die „Sklaven" Michelangelos könnten aus ihrem Versteck in die Galerie Mollien (beim Haupteingang) überführt, Vitrinen mit bedeutenden Handzeichnungen in die Raum- und Lichtfülle des großen Rubenssaals gestellt werden usw.

In den letzten Heften des „Mercure" finden wir als Leitartikel Versuche über die Romanschriftsteller Louis Bertrand und Pierre Mille, die Lyriker Stuart Merill und Paul Claudel, dessen geistliches Spiel „l'annonce faite à Marie" kürzlich zu einem Theaterereignis wurde. Marcel Coulon untersucht den Symbolismus des jungverstorbenen Ephraïm Mikhaël (1866—1890; Poèmes en Prose, Lemerre). In Nr. 372 dieser Zeitschrift unternimmt E. de Rougemont die graphologische Zeichnung folgender Schriftstellerpersönlichkeiten: H. de Régnier, Paul Adam, Pierre Louys, Maeterlinck, Jehan Rictus, Colette Willy.[1] Er nennt einleitend das Buch von J. Crepieux-Jamin „L'écriture et le caractère" (fünfte Auflage 1909, Alcan; vgl. auch Alfred Binet, „Les révélations de l'écriture", 1906 ebendort) als grundlegend für seine Studien und im allgemeinen als das Werk, das die allzu intuitive und absolute Methode Michon durch eine deduktivere und anpassungsfähige ersetzt habe. Die moderne wissenschaftliche Graphologie, fern von voreiligen Schlußfolgerungen, beruhe auf vielfacher Revision, Kontrolle und methodischer Gruppierung der experimentellen Ergebnisse. Was die solcher Zeichendeutung Unkundigen erstaunt, ist, daß bei so verschiedenen Persönlichkeiten wie die betrachteten doch ohne Zweifel sind, immer wieder die gleichen Eigenschaften aus anscheinend gleichen Zügen geschlossen werden; vielmehr: daß die Analyse sich weit weniger auf jene Unterschiede einläßt, als sich innerhalb dessen betätigt, was doch am Ende menschliches Gemeingut ist. — „Grande Revue" beginnt die Lebensbeschreibung Hyacinthe Loysons nach seinen Memoiren von Albert Houtin bearbeitet; A. Mousset und G. Meyer vergleichen Tristan Bernard („mémoires d'un jeune homme range") mit Dickens; Leon Carrias entdeckt „quelques Sources d'Anatole France". Besonderes Interesse finden Aufsätze von Otto Efferz „La Question de l'Alsace". Über Gerhart Hauptmann schreibt in der „G. Revue" Guilbeaux, im „Temps présent" Olivier Bournac, der zu des Dichters Ehren nicht übel sagt: Wer das charakteristische Gesicht Hauptmanns betrachtet .... hält ihn erst für einen Schauspieler; dann für einen Priester; dann für einen Denker —: es ist von alledem in Hauptmanns Werk. — Fortwährend neue Stendhaliana · in der „Revue" die Novelle „Une Aventure de Léon XII." Ebenda wird eine Polzeinote „sur M. de Beyle, auditeur" (31. Mai 1814) wiedergegeben. Übrigens ohne üble Nachrede. — „Indépendance" bringt Aphorismen von Friedrich Hebbel, die P. Bastier übertragen hat, in „Nouvelle Revue Française" spricht André Suarès über François Villon.

Im Verlag Figuière erscheint eine neue Zeitschrift, die „Poème et Drame" betitelt wurde, jährlich als eine Reihe von sechs Bändchen erscheinen und als „Antho-

[1] Mercure 376 folgen: Vincent d'Indy, Verhaeren, Remy de Gourmont, Bergson, André Rouveyre, St. Merill, Mme Laferge.



logie artistique et critique moderne" ausgewählte Proben des modernen Schaffens bringen soll. Herausgeber ist H. M. Barzun. Figuière versendet seit einiger Zeit an Buchhändler, Geschäftsfreunde und ein weiteres Publikum auch seine von Jacques Nayral redigierte Verlagszeitschrift, die natürlich „Le Figuier" heißt, nebst anderem Kostproben und Autorenbildnisse bringt und voll Eifer die Sortimenter für gute Literatur und ideale Auffassung ihres Geschäftes zu harangieren sucht. Unseres Wissens die erste „zwiebelfischartige" Erscheinung, wiewohl sie sich in Ausstattung und Mache von derartigen deutschen Unternehmungen doch wieder beträchtlich unterscheidet.

Im Hôtel Drouot ist am 21. und 22. Januar ein Teil der Bibliothek Paul Eudels, des Verfassers der „Fälscherkünste" versteigert worden. Autographen und Manuskripte; illustrierte Almanache des XVIII. Jahrhunderts; Bibliophilenausgaben. Gesamtergebnis: 21,381 Fr. Wir nennen folgende Verkäufe:

24. 145 Originalbriefe Eugène Delacroix' an seinen Freund Pierret, 1817 bis 1864: 1,350 Fr. — 43. Philidor, Piéces choisies à deux et à trois, Tant de M. Lully, que de M. de la Lande, et des plus célèbres musiciens de la France pour les concerts particuliers. (1695) alter Einband mit dem kurfürstlich bayrischen Wappen: 605 Fr. — 44. Korrespondenz Baron Jérôme Pichons mit Eudel 1875—1885: 650 Fr. — 47. Sardou, Autographisches Manuskript „La Famille Benoiton" grün Maroquin-Einband von Chambolle-Daru: 680 Fr. —

Die folgenden Nummern: *Almanache* mit Kupfern meistens in altem farbigem Maroquin-Einband. D. = Verlag Desnos.

51. „Almanach de la Toilette et de la Cojffure des dames françoises" D., 1777, 24 Modebilder: 4.60 Fr. — 52. „l'ami des Femmes par Madame de Bourdie, D. 1786, Kupfer nach Desrais, Leclèrc, 410 Fr. — 53. „L'année galante, D. 1788: 531 Fr. — 54. „L'apologie de la tendresse", Janet (1789) zwölf bemalte Kupfer: 400 Fr. — 55. Zwei Almanache „L'esprit du siècle" und „Les collifichets lirico-galants", Jubert 1790, bemalte Kupfer von Dorgez: 525 Fr. — 56. „Les Femmes ou Mesdames voilà vos étrennes". Janet, an XIV, Kupfer 340 Fr. — 60. „Les Jeux de Polyhymnie et d'Erato, Janet 1796; 250 Fr. — 61. „La Lanterne magique, suivie du petit chansonnier françois. D. 1787; 267 Fr. — 62. „Le Microscope des Visionaires", Jubert 1789, Kupfer und Musiknoten: 525 Fr. — 63. „Les petits soupers de Vénus", D. 1786: 650 Fr. — 66. „Le Triomphe du Beau Sexe", D. 1784. Frontisp. Titel und Text gestochen; 371 Fr.

215. About, Ed. „Le nez d'un notaire. Calmann-Levy 1886, in-8°, Exemplar auf Japan, 31 Originalaquarelle von Henry Somm, gelb Maroquin-Einband: 230 Fr. — 322. Larousse, Grand dictionnaire universel du XIXe siècle. Paris 1866. 17 Bände in-4° 230 Fr. — Maupassant, „cinq coutes parisiens", pour les cent bibliophiles, 1905, farbige gedruckte Zeichnungen von Louis Legrand: 320 Fr. — 364. Régnier, H. de, „trois contes à soi-même", farbige Holzschnitte von A. Bertrand nach Maurice Ray. p. l. cent bibliophiles. 1907 in Folio, lose Blätter: 580 Fr. — 373. „Oeuvres de Théocrite, Traduction nouvelle de Paul Desjardins", Radierungen von A. Berton, cent bibliophiles 1910, in -14, broschiert 305 Fr.

Paris, Anfang Februar. *R. Kieser.*

Londoner Brief.

Unter den neu erschienenen Werken erwähne ich vor allem Band X von „*A New English Dictionary, en Historical Principles.* (*Vol X*) *By I. A. H. Murray. Oxford. Clarendon Press.*" Wie das gesamte Nachschlagewerk, so kann auch dieser durch Sorgfalt und Genauigkeit ausgezeichnete, bis inklusive zu dem Buchstaben „T" reichende Band bestens empfohlen werden. Die Worte „to", „Time" und „tide" gut zu erklären, resp. ihre grammatikalische, eigentliche und symbolische Bedeutung leichtfaßlich und doch mit Sicherheit auseinanderzusetzen, bot besondere, aber glücklich überwundene Schwierigkeiten. Das vorliegende etymologische Lexikon übertrifft alle früheren Werke gleicher Art durch die zahlreichen, jedem Stichwort als Beispiele beigegebenen Zitate, um seinen Sinn nach den verschiedensten Richtungen hin zu deuten.

Die „*History of Rome and the Popes in the Middle Ages. By Hartmann Grisar. Authorized English Translation, edited by Luigi Coppadelta. Vol. III* (*London. Kegan Paul and Co.*)", reicht jetzt bis zum Ende des VI. Jahrhunderts n. Chr. und beschäftigt sich vornehmlich mit der Kulturgeschichte, den Gründen des Verfalls der Literatur jener Periode, ihrer Kunst und der Veränderungen der lateinischen Sprache. Weitere Aufmerksamkeit beansprucht die Beschreibung der Monumente Roms, so unter anderem des zu jener Zeit den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens bildenden Trajanischen Forums, der Flaminischen Straße und der christlichen Kirchhöfe.

In demselben Verlag erschien: „*From Jena to Eylau. The Disgrace and the Redemption of the Prussian Army; a Study in German Military history, by Field-marshal Baron von der Goltz, translated by Captain C. F. Atkinson*".

Sowohl in der periodischen wie in der Tagespresse Englands spiegelt sich eine erhebliche Meinungsverschiedenheit darüber wieder, ob Kritiken mit dem Namen des Verfassers gezeichnet werden sollten, oder ob sie überhaupt ohne irgendwelche Unterschrift erscheinen dürften. Beide Richtungen sind mit Gründen ihres „Pro" et „Contra" wohl versehen. Die eine Partei behauptet: Bei anonymer Besprechung vermag niemals eine wirklich gute Schule von Kritikern herangebildet zu werden, und ist das ganze bezügliche System mehr ungerecht gegen den talentvollen, und schließlich entmutigten Kritiker als gegen den Autor. Jener fühlt sich in eine Linie mit dem unfähigsten Repräsentanten gesetzt, während doch auch der Verfasser weder hinter einer Kritik ein „Abstraktum", noch eventuell einen Widersacher mit heruntergeschlagenem Visier, sondern vor allem eine bestimmte, wirkliche Per-

sönlichkeit erkennen will. Die Redaktionen erklären nun, daß sie zwar bei der bisherigen Gewohnheit der Anonymität am leichtesten über die mancherlei durch die Kritiken hervorgerufenen Unzuträglichkeiten hinwegkommen, aber trotzdem geneigt sind, ihre Spalten beiden feindlichen Parteien zur Begründung ihrer Ansichten zu öffnen.

Zurzeit macht sich in der englischen klassischen Literatur ein Streben bemerkbar, dem alten römischen Dichter *Virgil* einen höheren Platz einzuräumen als bisher. Trotz manches im Altertume erhobenen Tadels war Virgil der gelesenste, ja, beliebteste, bedeutendste und populärste Dichter seiner Epoche. Kein anderer Schriftsteller hat einen solchen Einfluß auf die weitere Entwicklung der römischen Sprache und Literatur gehabt, wie gerade er. Wie bei den Griechen Homers Gedichte, so wurden Virgils Werke, besonders die Aeneïs, bis in die spätesten Zeiten zum Schulunterricht und als Grundlage der Grammatik benutzt, sowie von Poeten nachgeahmt. *Neues Licht* über ihn verbreitet zu haben, beansprucht *Mr. W. Raper* durch einen Aufsatz in der „*Classical Review*" (Februar). Ich gebe hier nur kurz in großen Zügen den Hauptinhalt seiner unbedingt geistvollen und interessanten Ausführungen wieder, bemerke jedoch ausdrücklich, daß als verantwortlicher, mit voller Namensunterschrift gezeichneter Kritiker ich nicht in der Lage bin, ohne eingehendes Studium des Gegenstandes mich mit jenen Ansichten kurzer Hand zu identifizieren. Vielleicht aber bieten einige Punkte des Gesagten für Spezialisten dennoch einen Anhalt, um tiefer in die Materie einzudringen und gründlich in wissenschaftlicher Weise zu durchforschen.

Mr. Raper führt also folgendes zur Sache an: Es ist wahrscheinlich, daß der von Homer erwähnte „Maro", thrazischer Priester des Apollo, einen bedeutenden Einfluß auf den jungen Virgil während des Lesens der Werke des großen griechischen Dichters gehabt hat, und ihn anfeuerte, ihm nachzufolgen. Ja, möglicherweise sei Virgil ein Abkömmling des Maro gewesen. Bemerkt muß hierbei werden, daß Virgils Gott kein anderer war als der „Apollo von Actium", das heißt Octavianus, nachmals der Kaiser Augustus und nach jenem Siege Herr der römischen Welt. Verstärkt will Raper den Beweis von der Abstammung Virgils dadurch sehen, daß der römische Dichter die thrazischen Szenen besonders gut darstellt, und in der vierten Ekloge sogar sich selbst als den Höhepunkt der thrazischen Dichtung und jener überlegen bezeichnet. Das bekannte und vielgelesene Gedicht, in der von der Geburt eines wunderbaren Kindes die Rede ist, wurde jahrhundertelang als die Weissagung eines Heiden für die Geburt Christi angenommen. Christliche Schriftsteller des III. und IV. Jahrhunderts, wie Lactantius, Augustinus und andere stellten Virgil als einen Verkünder des Christentums dar, der sich dem Monotheismus zugewandt habe. Sie deuteten namentlich ein im Jahre 40 vor Christi gedichtetes, und an den Konsul Asinius Pollio und dessen neugeborenes Söhnlein gerichtetes Idyll als eine messianische Weissagung, und diese Auslegung setzte sich so fest, daß Virgil mit der Sybille neben den alttestamentlichen messianischen Propheten in die katholische Liturgie Eingang fand. Kirchenbilder stellen ihn neben der Sybille von Tibur dar, die dem Kaiser Augustus das Christkind zeigt, und Dante durfte sich daher in der „Göttlichen Komödie" dem heidnischen Führer bis vor die Tore des Himmels anvertrauen. Mr. Raper behauptet nun, daß erstens Virgil alttestamentliche Literatur nicht gekannt, und von dieser also nicht habe inspiriert sein können. In der vierten Ekloge sei zweitens von der Kirche zu Unrecht der Sinn auf sich gedeutet, während Virgil vielmehr ausdrücken will, daß eine neue glänzende Epoche der klassischen Poesie auf die der Prosa folgen werde, und also symbolisch die *Neu-* und *Wiedergeburt* der *Literatur* gemeint sei.

In der Universität *Cambridge* hielt Sir A. T. *Quiller-Couch* seine Antrittsvorlesung über das Thema: „Das Wesen der Poesie". Nachdem der Professor den alten Streit zwischen Philosophie und Dichtkunst berührt hatte, gab er seiner Überzeugung Ausdruck, daß selbst bei Heranbildung von Gelehrten die Musen in der Erziehung nicht ausgeschlossen werden sollten. Er bediente sich als klassisches Beispiel für seine Ansicht einer Beschreibung Lucians von seinem Freunde Demonas. Sein Vortrag gipfelte schließlich in dem Satz: Die Poesie bewirkt, daß wir fühlen, was wir uns erinnern in uns selbst schon früher wahrgenommen zu haben, aber mit viel intensiverer Auslösung des Gefühls, und wenn die an uns ergangene Botschaft einen Widerhall findet, so sagt sie: Vielleicht stehst du geistig doch höher als du bisher glaubtest!

Aus der dramatischen Welt habe ich zu berichten, daß die „*Oxford University Dramatic Society*" mit vielem Erfolg ein Lustspiel von *Thomas Decker* „*The Shoemaker's Holiday*" aufführte. Der genannte Dichter gehört der Epoche der Königin Elisabeth an. Im Londoner „*Covent-Garden-Theater*" bildete der ausgezeichnet inszenierte „*Rosenkavalier*" das Ereignis der bisherigen Saison.

Die von Herrn W. Schultz als Präsidenten so vorzüglich geleitete „*Deutsche Kolonial-Gesellschaft*" erfreute sich eines durch Lichtbilder unterstützten, interessanten Vortrages über das Thema „*Togo*" von Herrn Direktor *Friedr. Hupfeld* aus Berlin. Unter den vielen hier in London an derselben Stelle gehaltenen anregenden Vorlesungen soll wenigstens die von Frau Margarethe von Eckenbrecher in Erinnerung gebracht werden.

Von den bei Sotheby stattgehabten Auktionen von Büchern und Kupferstichen erzielten die besten Preise: „*Shakespeares Works*", herausgegeben von Halliwell, 16 Bände, 1853; 1200 M. *Dürer*, „Passio Domini nostri Jesu", 1511; 700 M. „Apocalipsis cum figuris", 1511; 800 M. „Epitome in Divae Mariae", 1511; 820 M. *Keats*, „Lamia", 1820; 800 M. *Scott*, „Lay of the last Minstrel", 1806; 680 M. „*Racine Oeuvres*", drei Bände, 1760; 800 M. *Fielding*, „Dramatic Works", drei Bände, 1755; 500 M. *Westmacott*, „The english Spy", zwei Bände, 1825; 720 M. „History of the University of Oxford", zwei Bände, 1814; 220 M.

London. Anfang Februar. *O. v. Schleinitz.*



Römischer Brief.

„Fra tipi e copie. Variazioni su temi tipografici" (Zwischen Typen und Abzügen, Variationen über typographische Themen) lautet der Titel eines schätzbaren Buches, das der Cavaliere *Giacomo Bobbio*, Direktor der Senatsdruckerei in Rom und ein bekannter Förderer und tüchtiger Schriftsteller auf dem Gebiete der graphischen Künste, kürzlich hat erscheinen lassen. Der schön ausgestattete und elegant gedruckte Band umfaßt 325 Seiten in Oktavformat und enthält eine interessante Folge von Kapiteln, in denen gewandt und in angenehmer literarischer Form Erinnerungen an Personen und Dinge aus dem Bereiche der graphischen Künste gegeben werden. Des weiteren enthält der Band recht verständige Bemerkungen über graphisch-technische Fragen, die aber in ansprechender und leichter Art besprochen werden, so daß die Lektüre des Buches angenehm und flüssig ist. Einige von diesen Kapiteln sind bereits bekannt, da sie vorher in der *„Arte della Stampa"* erschienen sind und dort übrigens viel Anerkennung fanden.

Die Kommission von Schriftstellern und Kritikern zur Entscheidung über den *Rovetta-Preis*, bestehend aus G. A. Borghese, Ettore Janni und Domenico Oliva, hat soeben ihr Urteil gefällt. Dieser Rovetta-Preis ist zur Ehrung von *Girolamo Rovetta* gestiftet und war für den besten italienischen Roman, der in dem Zeitraum 1910—11 erschienen ist, bestimmt. Statt den Preis im ganzen zu vergeben, ist mit überwiegender Stimmenmehrheit beschlossen worden, ihn zu teilen, und zwar sind folgende fünf Preise zuerkannt worden: *Luigi Siciliani* für den Roman „Giovanni Francia"; *Karola Prosperi* für den Roman „Il gusto d'amare"; *Virgilio Brocchi* für sein „Le aquile"; diese drei erhielten je 700 Lire; weitere je 450 Lire erhielten *Giuseppe Brunati* für seinen Roman „Quaresimale" und *Vincenzo Gerace* für sein „La Grazia".

In der bedeutsamen Sammlung *Scrittori d'Italia* bei Laterza e Figli in Bari sind soeben die ersten Bände von drei wichtigen Gesamtausgaben erschienen. Es sind dies groß angelegte kritische Ausgaben, die möglichste Vollständigkeit anstreben und von guten Kommentaren begleitet sind. Zunächst die Werke von *Annibale Caro*, herausgegeben von *Vittorio Turri*. Dieser erste Band enthält die: *„Apologia degli Academici di Banchi di Roma contro Messer Ludovico Castelvetro"*; dann die Komödie *„Gli straccioni"* und *„Gli amori pastorali di Dafni e di Cloe"*, Übersetzung aus dem Griechischen, die Caro in ganz jungen Jahren gemacht hat. Der erste Band der Werke *Ugo Foscolo's*, die *Vittorio Cian* herausgibt, zerfällt in vier Teile. Der erste enthält die gemischten Schriften aus den Jahren 1796—98; der zweite gibt die erste Fassung der *„Ultime lettere di Jacopo Ortis"* (1798) wieder und enthält ferner die *„Vera storia di due amanti infelici*; der dritte umfaßt die gemischten Schriften von 1799—1802 und der vierte beginnt mit dem Abdruck der zweiten Fassung der *„Ultime lettere di Jacopo Ortis"* (1802). Die wichtigste dieser Gesamtausgaben ist zweifellos die dritte, die der Werke *Pietro Metastasios*, herausgegeben von *Fausto Nicolini*. Dieser Band umfaßt fünf Melodramen: *Didone abbandonata*, *Sirve*, *Catone in Utica*, *Ezio* und *Alessandro nell' Indie*. Die Ausgabe geht zurück auf die von Paris 1780, die letzte, die bei Lebzeiten Metastasios und unter seiner Leitung veranstaltet wurde; enthält aber bei einigen Dramen die Varianten der ersten Ausgabe, zu deren Feststellung Nicolini von neuem Vergleiche zwischen dem älteren Text und dem endgültigen angestellt hat, die ihn in den Stand gesetzt haben, den Feststellungen früherer Herausgeber manches Neue hinzuzufügen.

Im Anschluß hieran sei mir gestattet, an den Einfluß Metastasios auf die rumänische Literatur des XVIII. Jahrhunderts zu erinnern, ein Thema, über das, wie die *Nuova Rivista Rumena* berichtet, vor kurzem Professor *Ramiro Ortiz* an der Universität Bukarest in seinen Vorlesungen gesprochen hat. „Die Rumänen," hat er ausgeführt, „bilden eine glückliche Ausnahme unter den Fremden, die aus der italienischen Dekadenz Nutzen zogen und sich ihrer gleichsam wie einer Waffe bedienten, um damit Italien im Rücken zu treffen. Während in Frankreich *Boileau* und *Montesquieu* allem, was italienisch war, den Krieg erklärten, erhob in Rumänien *Miron Costin* eine begeisterte Lobhymne auf die Universität Padua. Im XVIII. Jahrhundert glichen die sozialen Verhältnisse Rumäniens nicht wenig denen Italiens. Es war ein Jahrhundert voll leichter Sitten und Hirtenpoesie. In Italien die Dichtungen *Metastasios* und die Satiren *Parinis*, in Rumänien die anakreontische Poesie *Konakkis* und *Vacarestis* neben der Satire *Millos* und der *Budai-Deleanus*. In dieser Zeit ist es nun, wo der Einfluß, den Metastasio auf die rumänische Literatur ausübte, ins Auge springt. Die besten Jahre für das Ansehen Metastasios in Rumänien sind die von seinem Tode (1782) bis zu dem des rumänischen Dichters *Vaccarescu* im Jahre 1799. Während dieser Periode erschienen rumänische Übersetzungen der *Clemenza di Tito* und des *Achille in Sciro*. In den Jahren 1818—20 begann *Budai-Deleanu* den *Attilio Regolo* und *Stefan Criscian* andere Melodramen Metastasios zu übersetzen; sie kamen jedoch nicht über die ersten Szenen hinaus. Gegen 1836 — um diese Zeit entstand das erste Theater in rumänischer Sprache — finden wir bereits, daß Alfieri den Platz Metastasios eingenommen hat; indessen wurden von ihm nur die *Dido* 1833 und etwa *Cato in Utica* 1835, beide in Jassy, aufgeführt. Ortiz hat natürlich die rumänischen Metastasio-Übersetzungen geprüft und kommt zu dem Schluß, daß *Vaccarescu* in Metastasio nicht geradezu sein Vorbild gesehen, noch bei ihm den Geist des lateinischen Wesens Rumäniens wiedergefunden hat. Diesen Geist hat ein Dichter wie Vaccarescu vielmehr aus der Erinnerung an Rom gezogen, und wenn Vaccarescu, der alte rumänische Barde, von dem römischen Adler spricht und ihn, wie Dante, den heiligen Vogel nennt, zeigt das, daß die Erinnerung an Rom im Herzen seiner Söhne, auch derer, die fern von ihm leben und von ihm abgefallen sind, niemals gestorben ist, selbst wenn sie sich



ihrer vornehmen Abstammung nicht immer bewußt bleiben ...!

Seit einiger Zeit ist in Italien der Wunsch laut geworden, die unveröffentlichten Papiere *Cavours*, des italienischen Bismarcks, in einer Nationalausgabe herauszugeben. Das Nationalkomitee für die Geschichte des Risorgimento (Erhebung Italiens) unter Vorsitz des Senators *Finali* hat der Regierung den Vorschlag gemacht, die bis jetzt unveröffentlichten Papiere Cavours zu prüfen und, falls deren Umfang und Wichtigkeit es gerechtfertigt erscheinen lassen, ihre Veröffentlichung in einer Nationalausgabe zu verfügen. Wie bekannt, gingen beim Tode des Grafen Cavour seine Privatpapiere an seinen Neffen *Ainardo* über, und von diesem an den Vetter, den Grafen *Eugenio de Roussy de Sales*. Beim Tode des Grafen Roussy wurden diese Papiere gesichtet und, so weit sie politisches oder bibliographisches Interesse haben konnten, im Staatsarchiv zu Turin niedergelegt. Die Regierung kam damals mit den Erben überein, daß die Veröffentlichung keinesfalls vor Ablauf von 50 Jahren nach dem Tode Cavours stattfinden dürfe. Da dieser Zeitraum nun abgelaufen ist, hat das Nationalkomitee für die Geschichte des Risorgimento den Augenblick für gekommen erachtet, zur Prüfung dieser Papiere zu schreiten und diejenigen auszuwählen, die zur Veröffentlichung geeignet sind. Dieser Vorschlag ist von der Regierung sehr günstig aufgenommen worden, und der Ministerpräsident *Giolitti* selbst hat ihn im Prinzip angenommen und ihn zur Prüfung an das Präsidium der Staatsarchive weitergegeben. Falls daher diese Behörde dem Vorschlage zustimmt, wird die Regierung in diesen Tagen eine Kommission damit beauftragen, alle unveröffentlichten Papiere Cavours, die sich in Turin, Rom und zerstreut in vielen Bibliotheken anderer Städte Italiens befinden, zu prüfen und der Regierung greifbare Vorschläge zu ihrer Veröffentlichung zu machen. Die Regierung beabsichtigt inzwischen den Marquis *Visconti-Venosta*, der viele Privatpapiere Cavours, dessen ganze Achtung und Vertrauen er genoß, besitzt, zum Mitglied dieser Kommission zu ernennen, der auch *Pasquale Villari* angehören wird. Es wird dann nicht schwer fallen, eine Persönlichkeit zu finden, die Kenntnisse und Verständnis genug besitzt, um die Herausgabe zur Zufriedenheit des italienischen Volkes zu leiten.

Über neue Bestimmungen für die staatlichen Bibliotheken spricht *Pietro Nurra* in der *Nuova Antrologia* und auch die *Bibliofilia* hat diesen Artikel in Anbetracht seiner Wichtigkeit teilweise übernommen. „Der größte Teil der Übel, an denen diese Bibliotheken leiden, hat seinen Grund in dem Durcheinander der Verwaltungs- und der technischen Funktionen. Die Tätigkeit des Bibliothekars sollte ausschließlich bibliothekstechnisch und nicht administrativ sein. Die Wahl, die Ordnung und Beschreibung des Büchermaterials, die bibliographischen Arbeiten, die Zettelaufnahmen, die Anlage der Kataloge, das sind unbedingt technische Funktionen, die spezielle Kenntnisse und dauernde Übung erfordern. Keinesfalls sollte sich der Bibliothekar mit dem Verwaltungs- und dem Rechnungswesen, auch nicht mit dem Ausleihen der Bücher beschäftigen; alle diese Dinge sollten einem Verwalter unterstellt werden. Solange die Räumlichkeiten klein, die verfügbaren Mittel gering und die Leser nur wenige waren, konnte der Bibliothekar seiner speziellen Tätigkeit obliegen und dabei doch den Verwaltungsapparat des ihm anvertrauten Instituts versorgen. Heute, wo die Bibliotheksräume erheblich größer, und die Mittel beträchtlich gewachsen sind, sich die Leser vervielfacht haben, ist der Bibliothekar gezwungen, seine Tätigkeit in zweierlei Dienst zu teilen, den administrativen und den technischen. Gewöhnlich geht es dann so, daß — mit seltenen Ausnahmen — eine der beiden Funktionen die Oberhand über die andere gewinnt und auch so keine der beiden mit den erhöhten Anforderungen gleichen Schritt hält. Wenn man dies bedenkt, dürfen die tiefen Spuren von Unordnung auf dem Gebiete des Bibliothekswesens nicht wundernehmen. Seit einem Vierteljahrhundert und vielleicht länger haben die italienischen Bibliotheken keine grundlegende bibliographische Arbeit zustande bringen und so das Büchermaterial entsprechend verwerten können. Von der immer mehr anschwellenden Hochflut der Veröffentlichungen und den immer zahlreicher werdenden Bestellungen der Leser hin- und hergejagt, sehen sich die Bibliothekare gezwungen, die vornehmlich verlangten Werke zu registrieren und zu katalogisieren. Die großen und monumentalen Kataloge der vergangenen Jahrhunderte konnten nicht durch neue ersetzt werden; sondern es ist nur eine Reihe unorganischer Bruchstücke hinzugekommen, sowie Versuche, die in der Mitte stecken geblieben sind und eine Menge kleiner Kataloge, die, anstatt die Nachforschungen zu erleichtern, diese nur noch erschweren. Heute ist der Staat nicht in der Lage, mit wissenschaftlicher Genauigkeit den Wert, die Ausdehnung und die Bestände des Büchervermögens, das den Bibliotheken anvertraut ist, anzugeben. Mit einem Wort, ein Teil der Bestände der italienischen Bibliotheken ist totes Kapital, denn er ist unbenutzbar, weil Gelehrte und Studierende keine Kenntnis von ihm erlangen können. Es ist daher notwendig, die staatlichen Bibliotheken in der Weise neu zu ordnen, daß Verwaltung und Bibliothekarsarbeit getrennt werden. Heute ist der Fall nicht selten, daß ein Paläograph, der nach zwanzigjährigem Studium über Handschriften auf einen Direktorposten gelangt, zu keiner Arbeit mehr kommt, da er sich um Anschaffung der Kohlen, Instandhaltung der Heizungsanlage und Einrichtung des elektrischen Lichts kümmern muß. Um ein Beispiel anzuführen: In der Kongreßbibliothek in Washington gibt es einen Oberintendanten, dessen Aufgabe es ist, für die Instandhaltung der Anlagen zu sorgen, und von ihm hängen die Ingenieure und Elektrotechniker und die Feuerwehrleute ab. Die Spezialisierung geht sogar soweit, daß wir — um von der Verwaltungs- zur bibliothekstechnischen Seite überzugehen — in der Universitätsbibliothek in Cambridge einen Spezialbibliothekar für Rechtswissenschaften, einen anderen für Theologie, einen dritten für moderne englische Literatur usw. finden." —



Ich glaube, man geht nicht fehl, wenn man die wiederholten großen Diebstähle in den staatlichen Bibliotheken zum Teil wenigstens auf das Konto dieser mangelhaften Organisation schreibt; der große fortgesetzte Diebstahl, der vor etwa drei Jahren in der Staatsbibliothek in Neapel aufgedeckt wurde, ist noch in aller Erinnerung; und erst vor kurzem ist ein ganz ähnlicher Fall in der berühmten, alten Bibliotheca Casanatense in Rom bekannt geworden.

Rom. Anfang Februar 1913. *Ewald Rappaport.*

Amsterdamer Brief.

Im Monat Januar fand in den schönen, hellen Räumen des städtischen Museums zu Amsterdam die erste Ausstellung der kürzlich gegründeten „*Vereeniging tot bevordering der grafische Kunst*" statt. Da die hier ausgestellten Stiche, Lithographien und Holzschnitte der ersten Künstler auf diesem Gebiete mit der Buchillustration in so engem Konnex stehen, und außerdem die neuere holländische Graphik, einige internationale Berühmtheiten wie Marius Bauer, Storm van s'Gravensande und Israëls ausgenommen, jenseits der holländischen Grenzpfähle so wenig bekannt ist, dürfte eine etwas ausführlichere Besprechung in einer der Buchkunst im weitesten Sinne gewidmeten Zeitschrift wohl am Platze sein. Vorausschicken muß ich, daß die Übersicht, die die Ausstellung über das Schaffen der jüngeren Generation gab, leider nicht ganz vollständig war, da eine so markante Persönlichkeit wie *Bauer* überhaupt nicht eingesandt hatte, und auch einige andere jüngere Radierer wie *Derkzen van Angeren*, *Poortenaar*, *Koster*, der Amsterdamer Akademieprofessor für Graphik *S. Aarts* leider nicht vertreten waren; aber von diesen abgesehen gab die Ausstellung doch eine gute Vorstellung von dem, was heute in Holland geleistet wird, und man muß sagen, daß der Gesamteindruck ein sehr erfreulicher war. Von Exzentrizitätshascherei und ödem Akademismus gleich fern, legten die Arbeiten von dem ernsten Streben, dem guten Geschmack und dem gediegenen, auf gründlichem Studium beruhenden Können der Aussteller ein schönes Zeugnis ab. Auch von einigen Ausländern, die man besonders eingeladen hatte, waren Sachen zu sehen. Was diese (mit Ausnahme des *einen* Deutschen, *Walter Klemm*) schon äußerlich sogleich von der Mehrzahl der holländischen Arbeiten unterschied, war das so viel größere Format ihrer Blätter. An so große Platten wie die Belgier *A. Baertson* und *Jules de Bruycker* wagen sich die Holländer im allgemeinen nicht heran. *Witsen* und *de Zwart* gehören in dieser Hinsicht zu den Ausnahmen. In der Regel bevorzugen sie in der Malerei kleines, ja kleinstes Format; daß sich daraus allein schon Unterschiede der Behandlung und Auffassung ergeben müssen, leuchtet ein; und man geht nicht zu weit, wenn man den intimen Charakter der holländischen Arbeiten, ihre stille und langsame, aber dafür um so nachhaltigere Wirkung, der alles Blendende und Lärmende fremd ist, mit ihren kleinen Abmessungen in einen ursächlichen Zusammenhang bringt. Ein kleines Format zwingt zur Konzentration, zur Selbstbeherrschung, zur sorgfältigsten Überlegung bei der Auswahl des künstlerisch wirkungsvollsten Stückes Natur, das man wiedergeben will, und zum Verzicht auf alles nicht unbedingt Nötige.

Für eine Gruppierung der Künstler liefern die verschiedenen Techniken den besten Einteilungsgrund. Reine Grabstichelarbeiten, die hier in Holland der vor einem Jahre zu früh verstorbene *Pieter Dupont* wieder zu Ehren gebracht hatte, fanden sich in der Ausstellung überhaupt nicht. Die Mehrzahl der Blätter war mit der Radiernadel ausgeführt, unter diesen überwog weitaus die Landschaft und das Städtebild; freie Darstellungen waren nur ganz vereinzelt, auch Figurenstudien waren selten. Von den radierten Landschaften wirkten die kleinen anspruchslosen Sachen von *W. B. Tholen* am echtesten. Seine Motive sind alle der engsten Heimat entnommen, und sie atmen alle das idyllische Behagen an der Stille und Abgeschiedenheit der Natur; sie geben so ganz den Eindruck des sich draußen-im-Freien-Befindens: da sehen wir den mäßig bewegten Zuidersee, auf dem einige Fischerboote schaukeln, einen Garten mit Mistbeeten, auf dem die Sonne liegt, oder einen Angler in seinem Kahne Siesta haltend. Auf den Gegenstand kommt es gar nicht an; es ist die Weite des Raumes, das Spiel des Lichtes, die Schlichtheit des Empfindens, was bei diesen kleinen Blättern so bezaubert. Tholen gibt nur die wichtigsten Linien, nie verfällt er in kleinliche Ausführlichkeit. Dadurch wirkt er wahrer und ruhiger, vor allem aber kommt das Räumliche bei ihm besser zum Ausdruck als zum Beispiel bei dem ihm in der Vorliebe für dieselben einfachen Motive verwandten *M. W. van der Valk*, der durch zu eingehende Behandlung den Gesamteindruck oft beeinträchtigt; besonders der Boden wird bei ihm durch das Netz von Strichen flächenhaft und unklar, und die Wolken, die in dem Raume schweben, sind oft zu schematisch. Am besten sind die Blätter, wo er mehr Weiß gelassen hat. Tholen und van der Valk gehören beide der älteren Generation an. Von den jüngeren Radierern, die dasselbe Genre pflegen, verdienen Erwähnung der in Laren lebende *Toon de Jong*, der über seinen Landschaften gern dramatisch bewegten Wolkenhimmel sich wölben läßt, ferner *Frederika Broeksmit*, von der das Blatt mit dem in den Himmel ragenden Krahn durch die graue regnerische Luftstimmung besonders beachtenswert war; eine farbige Radierung von derselben Künstlerin, ein Hafenbild: hinter einer weiten Wasserfläche ein Quai mit Häuserreihen, war durch eine an den alten *Herkules Seghers* gemahnende Behandlung sehr merkwürdig. Ein anderer hierher gehöriger Künstler ist *W. van Leusden*. Die Winterlandschaft mit dem einsamen Gatter auf der schneebedeckten Wiese, das Blatt mit den paar alten Häusern draußen vor der Stadt und dem aufziehenden Regenschauer waren charakteristische Proben seiner gewissenhaften und sorgfältigen Kunst; etwas freier und skizzenhafter in der Ausführung war die Radierung „Gemüseland", wo die Säure die



paar unregelmäßigen Linien stark in die Platte eingefressen hatte. Daneben hat sich van Leusden in der sehr ausführlichen Wiedergabe von Architektur versucht; auf einem großen Blatte hat er den so reizvollen schmalen Chor des Utrechter Domes dargestellt, mit seiner Fülle von Details, den schweren Strebepfeilern, den zierlichen Fialen und den hohen, mit Maßwerk gefüllten und von Wimpergen bekrönten Fenstern, durch die das Licht von den Fenstern der gegenüberliegenden Seite durchbricht; allen Respekt verdienen hier die große Ausdauer und der Fleiß des Künstlers. Etwas von Virtuosenstückchen haben die Landschaften von *J. M. Graadt van Roggen*; die Sicherheit, mit der hier die Radiernadel gehandhabt wird, zwingt zur Bewunderung, aber die korrekte Ausführlichkeit, mit der alles behandelt ist, wirkt oft erkältend; der Phantasie des Beschauers bleibt hier nichts mehr zu tun übrig; der Gegenstand ist erschöpft. Charakteristisch für seine Auffassung war eine Dünenlandschaft bei aufziehendem Unwetter; es ist hier nicht die Naturstimmung, die Ruhe vor dem Sturm, die der Künstler zum Ausdruck bringen will, es ist nur der äußerliche Effekt, der Kontrast zwischen dem hellen Lichtschein über dem Vordergrund und dem Dunkel der vom Hintergrund heraufdrängenden Wolken, der hier, in allerdings meisterhafter Weise dargestellt ist. Intimer, von großer Feinheit in der Zeichnung war eine Miniaturradierung, ein Steg über einen Graben. Die technische Vollendung der Ausführung hat mit Graadt van Roggen ein anderer Künstler gemein, der fast ausschließlich die so malerischen alten Häuser und Winkel der holländischen Städte zu seinem Vorwurfe wählt: *D. H. M. Harting*. Der Reiz dieser Blätter liegt nicht in den einzelnen Bauwerken selbst, die sind im Gegenteil meistens sehr einfach und nüchtern und nichts weniger als Kunstwerke, erst in Verbindung mit ähnlichen Nachbarhäusern und der Natur, etwa einer Gruppe Bäume oder einem spiegelnden Graben, sowie durch den Wechsel von Licht und Schatten rufen sie ein so starkes Gefühl ästhetischer Befriedigung hervor. Der Künstler fügt dem weiter nichts hinzu, er gibt nur alles mit der größten Treue und Sauberkeit wieder. Auf einem Blatt, wo eine Gracht mit alten Häusern in Amersfoort abgebildet ist, könnte man die Backsteine und Ziegeln zählen, so sehr hat sich der Künstler ins Detail vertieft, und trotz dieser analytischen Behandlung wirkt das Ganze doch einheitlich, und von *einer* gleichmäßig heiteren Stimmung erfüllt. — Ihrer Heimat untreu geworden sind zwei Künstler *Etha Fles* und *Etienne Bosch*, die in Italien ihr Quartier aufgeschlagen haben und dort ihre Motive suchen. Aber trotz der fremdländischen Natur und Architektur, die hier dargestellt sind, können ihre Arbeiten nicht die nördliche Herkunft ihrer Schöpfer verleugnen. Besonders die Radierungen von *Etha Fles*, Szenen aus der Campagna mit antiken Ruinen und der Kuppel der Sankt Peterskirche am Horizont oder die Engelsburg im Schnee, muten mit ihrem nordisch-trüben Wolkenhimmel und ihrem unbestimmten Licht, das die Gegenstände undeutlich und gespensterhaft erscheinen läßt, sehr holländisch an. Eine ähnliche Vorliebe für die holländische Luftstimmung und Tonwirkung zeigt *Etienne Bosch* in seinen Ansichten aus Rom und Venedig. Bosch legt größeren Nachdruck auf das Zeichnerische und befriedigt deshalb oft mehr als Etha Fles, deren Ausführung in der Regel sehr kühn und skizzenhaft ist. Als eins seiner besten Blätter verdient der „Ponte Vecchio" mit den angeklebten Häuschen in Florenz besondere Erwähnung. Ein dritter meistens in fremden Ländern weilender Künstler ist *W. O. J. Nieuwenkamp*. Seine Radierungen, die bis auf eine der tropischen Natur von Niederländisch Indien entnommen waren, haben im allgemeinen etwas Fremdartiges, obwohl man sich dem Reiz der leichtgeschwungenen Linien der hohen Baumwipfel und der primitiven Zeichnung seiner Figuren nicht entziehen kann. Seine Ansicht der Kathedrale von Rouen, zum Teil in geheimnisvolle Schatten gehüllt, aus der sich erst allmählich die feinen Details loslösen, mit dem Platz mit den winzigen, den hohen Portalen zuströmenden Menschlein davor, ergriff mehr, weil man hier etwas von der mysteriösen Stimmung fühlte, für die Huysmans in „La Cathédrale" den klassischen Ausdruck gefunden hat.

Beschränken sich die bisher besprochenen Radierer fast ausschließlich auf die Wiedergabe von Landschaft und Architektur und spielt das Figürliche bei ihnen eine ganz untergeordnete Rolle, über ein reichhaltigeres Programm verfügen zwei Künstler, die zu den bedeutendsten Vertretern der neueren holländischen Griffelkunst überhaupt gehören: *W. Witsen* und *W. de Zwart*. Der erstere ist unerreicht in der meistens großformatigen Darstellung Amsterdamer Ansichten, die die feine Tonabstufung, die scharfe akkurate Zeichnung zu Meisterwerken von eminent malerischem Charakter machen. Tritt in diesen Stadtbildern das Figürliche zurück, auf andern Blättern ist es die Hauptsache und mit der gleichen Virtuosität behandelt, so bei dem Dorfschmied und dem Müller. Wirken Witsens Arbeiten oft wie Photographien, die so ganz anders behandelten Radierungen de Zwarts machen dagegen den Eindruck von Federzeichnungen, die an manchen Stellen etwas mit Tusche angelegt sind; statt der tonigen Flächen Witsens haben wir hier die zitterigen, nervösen Linien einer impressionistischen Technik. Manche seiner großen Landschaften wirken durch zu ausführliche Behandlung etwas unruhig und ermangeln der Luftperspektive. Eine gute Probe dieser seiner skizzierenden Manier ist der „Kuhmarkt" mit der Gruppe der drei feilschenden Bauern im Vordergrund. Toniger und sehr wirkungsvoll wegen des Kontrastes zwischen dem Weiß der Wolkenmasse und der Sandmauer im Hintergrund und der dunkeln Wasserfläche im Vordergrund ist die Sandgrube. Mit großer Liebe sind einzelne kleinere Blätter ausgeführt, so die Katzen- und Figurenstudien; von letzteren ist besonders fein „Das lesende Mädchen", das sich so plastisch von dem dunkeln Hintergrund abhebt. Von den anderen Radierern seien noch erwähnt *Jan Boon*, der verschiedene Katzenstudien und verwelkte Sonnenblumen eingeschickt hatte; *G. C. Haverkamp*, der mehrere feine und fleißige Stadtansichten und kleine Landschaften ausgestellt hatte; dann *G. van de Hoef*, der durch zwei sehr





beachtenswerte Einzelfiguren, einen zerlumpten Bauern und eine über einem Lappenteppich arbeitende alte Frau vertreten war; und *G. A. H. van der Stok*, dessen kleinformatiger weiblicher Akt, mit der kalten Nadel ausgeführt, ebenso wie sein Titanenkampf und seine geistreichen Illustrationen zu dem Gedicht „Der Sturm" von Verhagen, die an Bresdin erinnern, Proben eines starken, ursprünglichen Talentes sind. *Van der Stok* hatte auch zwei Steinzeichnungen ausgestellt, Illustrationen zu „Psyche" von Couperus, die durch die feine, weiche Modellierung des nackten Körpers der Psyche sehr bemerkenswert waren.

Wir kommen nunmehr zu den Techniken, die in der modernen Buchillustration und dem Kunstgewerbe eine ungleich größere Rolle als die Radierung spielen, die *Steinzeichnung* und der *Holzschnitt*. Wir wollen hier auch mit den Landschaftern beginnen. An erster Stelle ist da *S. Moulyn* zu nennen, der über seine Parks und Waldungen, meistens aus dem hügeligen Gelderland, eine so eigenartige, traumhafte Stimmung von großem Zauber zu breiten weiß, was nicht zum geringsten Teile seiner weichen, alles Scharfe und Eckige verwischenden, alles zu sanften Formen abrundenden Zeichnung zu danken ist, wie sie sich aus dem nachgiebigen Material des Steines ergibt. Etwas Geheimnisvolles webt in seiner Mondnacht, in der eine alte Dorfkirche dem Tag entgegenträumt (Rheden an der Issel 1895); wie ein Märchen wirkt in seiner „Dämmerung" das einsame Bauernhaus mit seinem Vorgärtchen und der Reihe hoher Bäume im Hintergrund, und wie verzaubert liegt das Muider Schloß in dem stillen Wasser, auf dem träge ein Schiffer rudert; in andern Blättern ist es die vornehme Ruhe alter Parkanlagen, deren Poesie er in seiner Kunst so feinen Ausdruck zu verleihen versteht, so in dem Motiv aus der Sommerresidenz der Königin, dem Loo. Verschiedene seiner Arbeiten sind in Albums erschienen: „De Maas in Rotterdam", und „Het Loo". Feine Wirkungen erzielt mit Hilfe der Steinplatte auch *Edzard W. Koning*, der den „Kleine Johannes" von van Eeden illustriert hat; eins seiner besten Blätter gab die Stimmung eines heißen Sommertages in einer üppigen Waldlandschaft mit trefflicher Herausarbeitung der Perspektive und der Körperlichkeit von Baumschlag und Laub wieder. Drei Steinzeichner pflegen fast ausschließlich das Porträt, beziehungsweise das Figurenbild, *Jan Veth*, *Georg Rueter* und *H. J. Haverman*. Ein bevorzugtes Thema des letzteren ist die mütterliche Liebe, die er ähnlich wie *Carrière* in geheimnisvoller Unbestimmtheit darzustellen pflegt, mit dem Ausdruck der völligen, selbstlosen, und doch zugleich sinnlichen Hingebung der Mutter an das junge Geschöpf, dem sie den Busen reicht oder das sie in einem innigen Kusse an sich preßt. Wenn man die verschiedenartige Begabung zweier Künstler wie *Veth* und *Rueter* kurz definieren wollte, könnte man sagen, daß die Bildnisse de Rueters von einem liebevollen Eindringen in die Seele der dargestellten Persönlichkeiten zeugen, die Veths dagegen ein scharfes, mehr verstandesmäßiges Erfassen derselben als Intellekte bekunden. Zum Teil liegt das natürlich an den verschiedenen Modellen; Veth hatte das Vorrecht eine Reihe bedeutender Menschen porträtieren zu dürfen, Schriftsteller, Parlamentarier und Künstler, lauter scharf ausgeprägte Individualitäten, deren Äußerem die größere Intensität ihres geistigen Lebens den Stempel aufgedrückt hat. Rueters Menschen dagegen sind namenlose Durchschnittsmenschen, der Mehrzahl nach obendrein Frauen, bei denen das Intellektuelle naturgemäß dem Emfindungsleben untergeordnet ist. Technisch unterscheiden sich die zwei Künstler dadurch, daß Rueter ausführlicher und feiner zeichnet, Veth dagegen sparsamer ist, mit wenigen markanteren Linien auskommt, und übrigens durch farbigen Druck (Rueter arbeitet nur in Schwarz und Weiß) seinen Blättern noch aparte Reize zu geben weiß. Veth hatte außer seinen Steinzeichnungen auch einige Radierungen ausgestellt, und von diesen gehörte sein Bildnis des Malers Gabriel, der mit der Hand am Ohr dasitzt, um besser hören zu können (ein altes Blatt aus 1889) durch das Sprechende und Lebende in diesem beweglichen, alten, schalkhaften Gesicht wohl mit zum Bedeutendsten, was er überhaupt geschaffen hat. Eine der besten Arbeiten Rueters war die Halbfigur einer sitzenden alten Dame, die mit einer Häkelarbeit beschäftigt ist, durch die Intimität der Auffasung und die Feinheit der Ausführung gleich ausgezeichnet die Haltung und der Ausdruck sind hier so natürlich, so ohne jede Pose, daß man dem Dargestellten menschlich so nahe gerückt wird, wie dies überhaupt nur möglich ist. Unter den Zeichnern, die die menschliche Figur zu ihrem Hauptgegenstand wählen, nimmt eine ganz überragende Stellung *R. N. Roland Holst* ein, der sich durch seine Wandgemälde in dem Gewerkschaftshaus der Diamantarbeiter zu Amsterdam einen Namen erworben hat. Seine Kunst schmeichelt nicht nur dem Auge, es ist nicht optische Illusionskunst, deren höchster Zweck möglichst täuschende Wiedergabe der äußeren Wirklichkeit ist; sie hat auch inneren Gehalt. Der Künstler selbst verfügt über einen größeren inneren Fonds, er hat mehr zu sagen als die meisten andern, und er hat die Gabe, was ihn bewegt, in Figuren voll Ausdruck und wirklichen inneren Lebens in einer edlen Rhythmik zur Darstellung zu bringen. Ein etwas schmerzlicher Grundton ist bei ihm vorherrschend. In einigen früheren Blättern bildet er soziales Elend ab, wohl unter dem Einflusse Steinlens, klagt er an, ohne dabei jedoch scharf oder bitter zu werden: eine Kinderleiche wird vor einer neugierigstumpfen Menge aus einer Gracht gezogen; eine alte Frau mit leidendem Ausdruck sitzt aufgerichtet in ihrem Bettschrank, und anderes. Ist in diesen Blättern der Gegenstand selbst ein trauriger, auf andern ist der Schmerz ein unbestimmter, grundloser, er erfüllt als eine nicht näher zu umschreibende Stimmung die ganze Atmosphäre, so auf dem Blatt mit den drei Huizer Mädchen, das nur Wehmut ausdrückt. Aus der jüngsten Zeit stammen verschiedene in zwei oder drei Farben ausgeführte Plakate und dekorative Entwürfe, und hier leistet er sein Höchstes. Seine Plakate für *Lucifer* und *Marsyas* gehören durch das feinsinnige Eindringen in den Geist der Dichtung, durch das Umsetzen dieses Geistes in eine adäquate Formen-



sprache zu den bedeutendsten Schöpfungen der gesamten modernen holländischen Kunst. Der in den auf züngelnden Flammen versinkende Lucifer zum Beispiel, der mit unwiderstehlicher Gewalt in die Tiefe gezogen wird, ist eine Figur von tiefer Tragik, und insofern verkörpert sie den Grundgedanken des Vondelschen Dramas in vortrefflicher Weise. Aber als Plakat ist dieses, wie die andern Blätter doch verfehlt; diese Noblesse in der Zeichnung, diese fein abgetönten dunkeln Töne gehen auf einem Plakat, das auf große Entfernungen wirken soll, einfach verloren, sind da Verschwendung. Grell, laut und marktschreierisch muß ein Plakat sein, alles möglichst vereinfacht, in ein Minimum von Linien zusammengepreßt, kurz Telegrammstil; und die Wirkung muß eine unmittelbare sein; zum langen Betrachten haben die Menschen, auf die es Eindruck machen soll, keine Zeit, aber hier bei Roland Holst kommt man erst zum vollen Genuß, wenn man in Muße die Sache betrachten kann.

Ein anderer Meister der farbigen Steinzeichnung ist *Th. van Hoytema*; sein Feld ist die Darstellung der Tier- und Pflanzenwelt, aber ausschließlich der Aristokratie in derselben; was durch eine aparte Färbung, durch eine kapriziöse Form ausgezeichnet ist, reizt sein verwöhntes Auge, und das gibt er dann auch mit einer Formvollendung und Delikatesse wieder, die unnachahmlich sind. Blätter von wirklich erlesenem Geschmack und einem vollendeten Können sind die Kaktusstaude mit weißen Blüten auf schwarzem Grund, die Orchidee mit dem wunderbar fein gezeichneten kleinblätterigen Farnkraut und die weißen Kaninchen auf schwarzem Grund, wo die Härchen auf dem Fell körperlich greifbar scheinen. Auch der Leguan in Grau, Grün und Weiß ist eine hervorragende Leistung schärfster Beobachtung. Hoytema ist am glücklichsten, wenn er keinen Hintergrund, keine räumliche Wirkung zu geben braucht, wenn seine Gegenstände in einem Plan stehen, wie bei den genannten Sachen. Versucht er aber in verschiedenen Abständen befindliche Dinge wiederzugeben, dann fehlt oft die räumliche Tiefe. Hoytema zeichnet auch für Buchillustration und Reklame. Seine Popularität verdankt er hauptsächlich den Kalendern, die er seit Jahren für eine Amsterdamer Weinhandlung entwirft; jedem Monat ist hier ein Karton gewidmet, dessen inneres Feld die Tageszahlen zeigt, und auf dessen Rand den Jahreszeiten entsprechende naturalistisch behandelte Tiere dargestellt sind. Kalender waren auch von den andren Steinzeichnern zu sehen, so sehr geschmackvolle, zum Teil rein dekorativ aufgefaßte, ohne illustratives Beiwerk, von dem oben erwähnten *Georg Rueter*, deren einziger Reiz in der diskreten Farbengebung und der übersichtlichen Anordnung liegt; der Kalender für 1913 zum Beispiel bestand aus einer breiten Kartonumrahmung von einem schönen rotbraunen Ton und abreißbaren Monatsblättern von schwarzer Farbe mit weißem Druck, was eine vornehme Harmonie ergab. — Farbige Kalender oder vielmehr Kalenderbilder hat auch *Hart-Nibbrig* entworfen, die in der Farbe vielleicht etwas grell sind; auf dem einen ist dasselbe landschaftliche Motiv, eine Landstraße vor einem Bauernhaus, zu den vier verschiedenen Jahreszeiten dargestellt, auf dem andern sind die Jahreszeiten in verschiedenen kleinen Bildern festgehalten. Gutes auf dem Gebiete der farbigen Lithographie leistet ferner *J. H. de Roos*, aber sein Hauptverdienst liegt wohl auf typographischem Gebiet. Über die von ihm gezeichnete neue holländische Letter, die „*Hollandsche Mediaeval*“, habe ich schon in einem früheren Briefe ausführlich berichtet; von derselben liegen nunmehr Alphabete in den verschiedensten Formaten und der verschiedensten Stärke vor. Eine Reihe mit der Letter gedruckter Probeblätter war in der Ausstellung zu sehen. Am vornehmsten wirkte davon das Blatt mit dem englischen Text, mit einer großen halbfetten Letter gedruckt (Corps 16). Eine ganz besondere Stellung unter den Steinzeichnern nimmt *Albert Hahn* ein, Hollands bedeutendster Karikaturist; mit ein paar zusammenfassenden Strichen hat er eine Persönlichkeit getroffen, hat er ihr innerstes Wesen vor unsren Augen bloßgelegt und, diese Personen setzt er in Situationen, die ihre Stellung im öffentlichen Leben blitzartig erhellen. Hahn macht von dem Rechte der Karikaturisten, zu übertreiben, zu steigern nur einen beschränkten Gebrauch und ist insofern der Gegenpol von *Gulbranson*; denn die Wirkung seiner Kunst beruht gerade darauf, daß er scheinbar Porträts gibt und eigentlich nur Kleinigkeiten verändert. Hahn ist ein Mann von großer Wahrheitsliebe, der unerschrocken und rücksichtslos seinen ätzenden Spott über Menschen und Zustände ergießt. Aber seine Schärfe und Bitterkeit haben nichts Verletzendes, weil man stets den sittlichen Ernst herausspürt, und man fühlt, daß der Künstler den tiefen Widerspruch zwischen der Wirklichkeit und der Idee, zwischen der Welt des Seins und der Welt des Sollens als eine schmerzliche Dissonanz empfindet. Von den übrigen Steinzeichnern sind noch zu nennen *W. van Konijnenburg*, von dem eine phantastische Vorstellung trotz des Rätselhaften, das ihr anhaftete, durch die feine Stilisierung von Figuren und Landschaft eine eigene Stimmung ausströmte, und zum Schluß noch *Toorop*, der durch einige charakteristische frühe Plakate aus der Zeit seiner symbolischen Bilder vertreten war. Hat es die Kunst der Steinzeichnung in Holland heute zu einer großen Blüte gebracht, der *Holzschnitt* wird leider nur spärlich gepflegt. *J. G. Veldheer* und *S. Jessurin de Mesquita* sind die einzigen, die auf dieser Ausstellung Holzschnitte eingesandt hatten. Veldheer sucht seine Motive mit Vorliebe in den alten Dörfern und Städten am Zuidersee, denen er zwei Albums, von denen eins auch mit deutschem Text erschienen ist, gewidmet hat; ein anderes, das hier ausgestellt war, zeigte die malerischen Winkel des nordholländischen Dorfes Bergen, wo der Künstler jetzt wohnt. Seine Holzschnitte sind durch einen kräftigen festen Schnitt ausgezeichnet und zeugen von einem gesunden Sinn für dekorative Wirkungen. Veldheer zeigte in zwei andern Blättern, daß er auch die Radiernadel mit Erfolg zu führen weiß, der Stich mit den beiden Pappeln im Vordergrund hatte Tiefe, dagegen war das größere Blatt mit den beiden Mühlen etwas unruhig und unklar. Auch eine



Lithographie von ihm war ausgestellt, ein Mann mit einer Vase, die ihn auch als Beherrscher dieser Technik kennen lehrte. Als geistreicher Darsteller großformatiger Tiersilhouetten zeigte sich *Mesquita*; die scharfe Beobachtung und die Fähigkeit, den Charakter solcher allerdings auch sehr charakteristischen Tiere, wie Marabus, Seelöwen, Dromedare usw. mit ein paar Strichen wiederzugeben, sind sehr zu rühmen.

Amsterdam, Anfang Februar. *M. D. Henkel.*

Von den Auktionen.

Die Firma *C. G. Boerner in Leipzig* teilt uns mit, daß sie in der ersten Woche des April drei wertvolle Sammlungen versteigert. Zunächst eine Sammlung englischer und französischer Blätter des XVIII. Jahrhunderts aus dem Rheinland. Im Umfang von nur 5—600 Nummern enthält diese Sammlung nur gewählte, zum Teil äußerst kostbare Blätter dieser Zeit, darunter nicht weniger als etwa 150 englische und französische Farbendrucke, besonders die Engländer sind mit einer großen Reihe berühmter Hauptblätter vertreten: nach Morland, Wheatley, Cosway, Bunbury, Ciprani, Kauffmann, Reynolds, Hoppner, gestochen von Bartolozzi, I. R. Smith, Ward, Schiavonetti, Cardon, Nutter usw. Französische Blätter von Bouilly, Debucourt, Descourtis, Huet, Baudouin, Lavrince, Boucher, Fragonard, Janinet, ferner eine Sammlung schöner, vielfach farbiger, Sportblätter, Lithographien von Daumier, Gavarni, Reffet und andere.

Der zweite Versteigerungskatalog beschreibt eine überaus kostbare Sammlung von Musikwerken des XV.—XVIII. Jahrhunderts. Diese Sammmlung dürfte wohl bei weitem die schönste und wertvollste sein, die in dieser Art in Privatbesitz existiert. Sie enthält eine ganze Anzahl früher Drucke, die nur in diesem, hier vorkommenden Exemplar bekannt sind, und viele Bücher, die den öffentlichen Sammlungen, — sogar dem British-Museum, — fehlen, wie denn die Bestände der öffentlichen Sammlungen gerade auf diesem Gebiete, wo fast jedes Werk eine Seltenheit ist, meist recht lückenhaft sind. Auch äußerlich präsentiert sich die Sammlung, die fast durchgehend tadellose, kostbare gebundene Exemplare enthält, ungewöhnlich. Von großen Seltenheiten seien daraus hervorgehoben: das einzig bekannte Exemplar von Schlicks Spiegel der Orgelmacher 1511, bei Peter Schöffer gedruckt, das ungemein seltene Lautenbuch des Wiener Lautenisten Hans Judenkönig, eine komplette Serie aller acht Gafuri-Drucke, kostbare Lautenbücher von Jopin, Schmidt und viele andere, viele musikalische Erstdrucke, darunter Beethovens erstes Werk: die drei Sonaten für Klavier, die der Meister 1783 dem Erzbischof und Kurfürsten Maximilian Friedrich von Köln gewidmet hat. Der Druck ist viel seltener, als die viel später erschienenen und als Opus I bezeichneten drei Trios. Auf eine große Anzahl Werke Philipp Emanuel Bachs sei noch besonders hingewiesen.

Die folgende Auktion bringt eine Bibliothek aus österreichischem Besitz, die hauptsächlich Holzschnittwerke und andere illustrierte Drucke des XV.—XVIII. Jahrhunderts enthält, darunter zahlreiche Seltenheiten und viele interessante, sonst nicht vorkommende Werke. Besonders erwähnt seien: ein vollständiges Exemplar des Wiener Heiltum-Buches, bei Winterburger in Wien, dem ersten Drucker von Österreich, gedruckt. Ein ganz komplettes und unkoloriertes Exemplar des Schatzbehalters mit den Holzschnitten von Wolgemut, den Lehrer Dürers. Zahlreiche frühe Manuskripte. Eine kostbare Sammlung von Aldus- und Elzevierdrucken, die besonders durch ihre tadellose Erhaltung, meist in den Einbänden der Zeit, hervorstechen.

Die drei Kataloge sind in der zweiten Hälfte des Februar erschienen. Der Farbendruck-Katalog, der mit vier farbigen Abbildungen geschmückt ist, ist zum Preise von 3 M., die beiden Bücherkataloge, beide reich illustriert, sind zum Preise von 2 M., jeder, durch die Firma C. G. Boerner in Leipzig zu beziehen.

Neu erschienene und angekündigte Bücher.

Erzherzog Karl, der Feldherr und seine Armee. Im Verlage der *k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien* ist soeben ein Buch unter diesem Titel erschienen, welches mit ruhigem Gewissen als das schönste Buch bezeichnet werden kann, das je in Österreich die Presse verlassen. Paßt es mit seinem Titel so recht in die Zeit, wo Österreich wieder einmal gezwungen ist, mit halbgezogenem Schwert zu stehen, weil es dem bösen Nachbarn so gefällt, so ist es auch bestimmt, die Zeit uns ins Gedächtnis zurückzurufen, wo Österreich ganz allein und nur auf sich gestellt den Kampf gegen Napoleon führte und zum ersten Male die Verwundbarkeit des Titanen der Welt bewies. Das Werk ist ein Nachklang zu der im Jahre 1909 vom k. u. k. Heeres-Museum veranstalteten Erzherzog-Karl-Ausstellung, und all die Herrlichkeiten, welche damals von vielen Hunderttausenden bestaunt wurden, tauchen wieder vor uns auf in einer Pracht der Reproduktion, die den Gipfel des Erreichbaren darstellt. Man ist tatsächlich in Verlegenheit darüber, was man zuerst anführen soll. Da sind vor allem 16 farbige Reproduktionen habsburgischer Familienporträts von Isabey und ein Porträt Napoleons im Krönungsornat von dem gleichen Meister. Außer dem französischen Maler sind noch alle guten und großen Künstler Altösterreichs vertreten, wie Rudolf von Alt, Daffinger, Füger, Höchle, Lieder, Leander Russ, Vieth, und die bekannten Soldatenmaler Adam, Seele, Kininger usw. Von modernen Meistern erscheint Luigi Casimir mit zwei farbigen Radierungen.

Es ist eigentlich eine Ungerechtigkeit gegen die gelehrten Verfasser, unter denen die besten Namen unserer Historiker vorkommen, wie Christe, Hirn, Höhn, Kerchnawe, Mell, des Textes nach dem Illu-



strationsmaterial zu gedenken. Die äußere Erscheinung des Buches ist aber eine so glänzende, daß man darob fast der begleitenden und belehrenden Worte vergißt, die es enthält. Es sei bemerkt, daß der textliche Teil des Buches auf der Höhe moderner Forschung steht und nur durch den Glanz der Bilder beeinträchtigt wird. Der Herausgeber des Buches ist Artillerie-Oberingenieur Dr. *Wilhelm John*, Direktor des k. und k. Heeres-Museums, dem auch ein Beitrag im textlichen Teil zu danken ist und der auf die Frucht vierjähriger Mühe mit größtem Stolz blicken kann. Zu beneiden sind in diesem Fall die Subskribenten des Werkes, von dem im ganzen 400 Exemplare hergestellt wurden, die um einen, im Verhältnis zu dem aufgewandten Luxus der Ausstattung wirklich geringfügig zu nennenden Betrag ein Buch erwerben konnten, das in wenigen Wochen schon Stolz und Zierde jeder Bibliothek sein wird.

Schließlich sei noch des Einbandes gedacht, der aus der bekannten Wiener Werkstätte hervorgegangen ist. Kl.

Von dem Verlag für Volkskunst, *Richard Keutel* in *Stuttgart*, ging uns eine sehr wirksame, große Lithographie nach dem Gemälde von Eugène Burnand, „Ährenleserinnen", zu. Das Blatt kann als Schmuck für größere Räume warm empfohlen werden.

Am 1. Januar ist die Schutzfrist für die Werke *Berthold Auerbachs* abgelaufen und pünktlich hat sich der Verlag von *Hesse & Becker* mit einer wohlfeilen Ausgabe eingestellt, die in 15 Teilen und vier Bänden für 8 M. den Dichter der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" zu neuem Leben erwecken will. Ob es gelingen kann, und ob es überhaupt zu wünschen wäre, daß es gelänge? Den Anhängern neuester Kunst wird die Antwort nicht schwer fallen; wer aber weiß, wie wenig die große Masse der Leser für die Aufnahme feinerer Werte vorgebildet ist, welche erbärmliche Kost dem unverwöhnten Gaumen noch heute tägliche Nahrung ist, der wird die Dorfgeschichten Auerbachs in dieser neuen, billigen und hübschen Gestalt als wertvollen Zuwachs unserer volkstümlichen Literatur begrüßen. In *Anton Bettelheim* wurde der berufenste Herausgeber gewonnen. Aus seiner großen, bei Cotta 1907 erschienenen Biographie formt er eine knappe Darstellung von Auerbachs Leben und Schaffen ohne kritiklose Verherrlichung, aber mit berechtigtem, kräftigen Eintreten für den tüchtigen Charakter, das ehrliche, freigesinnte Deutschtum des Dichters, der von den Besten seiner Zeit als Freund und Genosse geschätzt wurde. So kommt es, daß in dieser Schilderung eine lange Reihe der führenden Persönlichkeiten der 50er und 60er Jahre an uns vorüberzieht. Ganz kurz wird der Abschluß, die Produktion des letzten Jahrzehnts, behandelt. Der Roman „Auf der Höhe", begeistert begrüßt, hatte die Grenzen des Könnens doch allzu deutlich offenbart. Trotzdem tut Bettelheim recht daran, dieses Werk seiner Auswahl einzuverleiben; denn es ist für seine Entstehungszeit und für den Autor gleich bezeichnend. Um seiner selbst willen verdient ebenso der Spinoza-Roman die Erneuerung, nicht minder die guten Kalendergeschichten in der knappen Auslese. Die Einleitungen bieten das Nötige mit erwünschter Kürze. Von einem „Zenotaph" (Band 11, Seite 6), sollte aber eine volkstümliche Ausgabe nicht sprechen. Erstens, weil das Wort in dieser Form Unsinn ist und zweitens weil die wenigsten Leser auch das richtige „Kenotaph" verstehen dürften. Von „Auf der Höhe" und „Spinoza" sind gleichzeitige billige Einzelausgaben erschienen.

Kunstwissenschaftliche Studien. Gesammelte Aufsätze von *Friedrich Schneider*. Erster Band. *Kurmainzer Kunst*, herausgegeben von *Erwin Hensler*. *Wiesbaden* 1913. *Heinrich Staadt*. 8°. XXXII, 188 Seiten. 6 M.

Es wäre eine irrige Auffassung, wollte man annehmen, das vorliegende Buch habe nur innerhalb des in seinem Titel angegebenen Kreises Interesse, und wäre deshalb eine Besprechung an dieser Stelle eine sich erübrigende Angelegenheit. Daß dem nicht so ist, dürfte für den Kenner aus dem Namen des Verfassers klar sein, im übrigen gibt das umfangreiche und eingehende Register über die Reichhaltigkeit des Bandes Aufschluß.

Friedrich Schneider war eine durchaus eigenartige Erscheinung unter den Gelehrten der verflossenen Jahrzehnte. In seinem beruflichen (priesterlichen) Wirken nie über die Grenzen seiner Vaterstadt hinausgekommen, war es ihm durch seine schriftstellerische Vielseitigkeit und seine feine persönliche Kultur beschieden, in lebhaftestem Verkehr mit einer großen Anzahl deutscher und außerdeutscher Forscher zu stehen, die in ihm einen Mann von seltenen Gaben schätzten. Die Verehrung, die er im Kreise seiner Schüler und Freunde genoß, spiegelt am besten das Festwerk wieder, welches ihm zum 70. Geburtstag dargebracht wurde. In einigen fünfzig Aufsätzen feierte man den Jubilar in einer Art, wie sie sonst nur hervorragenden Universitätslehrern und leitenden Persönlichkeiten zuteil wird. In die stille Kurie der Mainzer Pfaffengasse fanden den Weg Boten aus allen Gegenden, um dem feinsinnigen Prälaten für vieles zu danken. Friedrich Schneider war eine generöse Natur. Zierlich, einfach und still spendete er aus den Schatzkammern seines Wissens Aufsätze und Studien, die dem Leser helle Freude bereiteten. Ihrer äußeren Form nach blieben diese Arbeiten nicht hinter dem Inhalt zurück. Wer je eine größere Anzahl Schneiderscher Separatdrucke gesehen hat, wird sich dieser mit großer bibliophiler Freude erinnern.

Aus dem Wirken Schneiders soll jetzt ein Teil jener Studien in Sammelbänden erscheinen. Heute liegt der erste Band vor. In Ausstattung und Anlage gleicht er des Verstorbenen letzter Gabe (W. von Bodelschwingh, Freiburg 1906). Er gibt also ein Bild von des Verfassers Art und Vorliebe. Im Mittelpunkt des Inhalts steht Mainz. Dieser alten Kulturstätte sind 16 (von 25) Aufsätzen gewidmet. Ferner kommen solche Fragen zur Behandlung, die in inniger Verbindung mit mainzerischer Kunst stehen. Worms, Darmstadt, Aschaffenburg und weiterhin einige kleinere



Orte des alten Kurmainzer Gebiets bilden den Stoff. Dieser verteilt sich auf eine lange Spanne Zeit, mittelalterliche Baukunst und Malerei verbindet sich mit Buchausstattung und Radierkunst des XIX. Jahrhunderts. Um etwas aus dem reichen Inhalt namentlich aufzuführen, nenne ich die beiden größten Aufsätze: Matthias Grünewald und die Mystik und die Brandenburgische Domstiftskurie zu Mainz, beides Kabinettstücke Schneiderschen Könnens.

Über des Herausgebers Tätigkeit sei gesagt, daß sich Erwin Hensler wieder als guter Kenner Schneiders gezeigt hat. Seine Einführung unterrichtet über Schneiders Wirken, seine Anmerkungen geben kurz allerlei Wissenswertes, hauptsächlich bibliographischer Natur. Berichtigen möchte ich die Angabe des Geburtsdatums (S. VIII) 7. August 1836. In der Anmerkung auf Seite 19 muß es statt Bonner Jahrbücher 33 Band 83 heißen. Dem Band zu Schmuck und Vorteil gereichen neben der stattlichen Anzahl Halmscher Zeichnungen auch die elf Tafeln, unter denen man einzelne als erstmalige Veröffentlichungen sehr dankbar aufnehmen wird. Schneiders Bildnis von 1893 sei noch besonders erwähnt. Bei der Drucklegung leistete Heinrich Wallau Beihilfe. Er hat sich also auch hier wieder, wie zu Schneiders Lebzeiten, als beratender Freund gezeigt. Dem Verleger sei ein herzliches Glückauf mit dem Wunsch nach baldiger Fortsetzung zugerufen. Daß der zweite Band eine größere Biographie von Josef Sauer bringen soll, hört man gerne. Als dritten Teil könnte ich mir eine weitere Auswahl Kurmainzer Stücke denken. Dabei würde sich eine neue, vermehrte und berichtigte Schneiderbibliographie Henslers gut ausnehmen.

Wiesbaden. *Gottfried Müller.*

Claude Farrère, Das Geheimnis der Lebenden, übersetzt von *Olga Sigall. Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.*

Klug ist dieser Roman ersonnen, um den Leser in fieberhafte Spannung zu versetzen und darin bis zum Schlusse festzuhalten. Ein junger französischer Leutnant gerät in die Gewalt geheimnisvoller Persönlichkeiten, die auf Kosten anderer ihr Leben ins Unendliche verlängern. Mittelst geheimnisvoller Verfahren leiten sie die Kräfte jugendlicher Körper in ihre eigenen hinüber, und geschickt werden Analogien magnetischer Übertragungen zu dem Zweck, das Unglaubliche glaubhaft zu machen, genützt. Aber es fehlt doch an der Suggestionskraft, mit der ähnliche Hilfsmittel zum Beispiel in dem Schauerroman „Der Doktor Lerne" von Maurice Renard uns in Fesseln schlagen, von dem Meister der ganzen Gattung, Edgar Poe, zu schweigen. Immerhin kann sich das Buch als Unterhaltungslektüre unter seinesgleichen in Ehren behaupten.

Otto Pietzsch, Italienische Reise. Ein Buch Sonette. *Ernst Rowohlt Verlag, Leipzig* 1913 (3.50 M., gebunden 4.50 M.)

Das lebhafte Interesse, das in den letzten Jahrzehnten die Romantik gefunden hat, hat sich formal in der gesteigerten Vorliebe für die Sonettendichtung gezeigt. Die alten Dfienitionen dieser Gattung wurden über den Haufen geworfen, die Logik ihrer Form ward absichtlich oder aus Unkenntnis vernachlässigt. Geschadet hat es nicht, denn noch blieb dem Sonett der artistische Wert, seine metrische Strenge zwang die ungebändigten Rhythmen der Jüngsten wieder zu größerer Maßhaltung zurück. Seitdem aber unsere Lyrik selbständig geworden ist und die Fesseln der Epigonenzeit abgeworfen hat, erübrigt sich eine solche pädagogische Betrachtungsweise. Keinem wird es einfallen, Regeln von neuem auszukramen und Ansprüche an die Dichtung zu stellen, solange nicht die Schaffenden selbst durch ihre verschiedene Auffassung den Anstoß geben. Doch ist auch kein Grund vorhanden, den Namen einer Kunstform zu übernehmen, wenn man ihren Sinn nicht anerkennen will. Reisebilder erscheinen mir für diese durchdachte Form wenig geeignet, die beiden Dreizeiler sind ungerechtfertigt, wenn sie die Schilderung nur weiterzuführen haben. Vielleicht mag die episch-lyrische Mischung, für die er eine besondere Form suchte, den Verfasser zum Sonett verleitet haben, gelungen ist es nicht. Auch stilistisch sind Bedenken. Die einzeiligen Sätze überwiegen so sehr, daß fast die Hälfte der Verse mit einem Punkt schließt, sehr oft bestehen die Dreizeiler aus drei einzelnen Sätzen. Darunter leidet der Wohllaut ebenso wie unter den erzwungenen Wortstellungen, wofür fast jedes Gedicht Beispiele liefert. Aber die schöne Sprache und die hohe Eindrucksfähigkeit des Dichters dürfen neben den mancherlei Ausstellungen, die nötig waren, nicht ohne Anerkennung bleiben. —o—

Heinrich Wallau dem Meister zum sechzigsten Geburtstag in Dankbarkeit und Verehrung dargeboten von der Hofdruckerei Philipp von Zabern. Mainz. (Inhaber Victor Benndorf) Mainz, 17. Juli 1912.

Der mustergültig gedruckte Kleinquartband von 80 Seiten kommt mir leider erst jetzt zu, so daß ich, um nicht als post festum Gratulant zu erscheinen, den Anlaß des kleinen Sammelwerkes nur mit dem Wunsche hervorheben möchte, Heinrich Wallaus antreibende und beispielgebende Tätigkeit möge die deutsche Buchkunst noch manches Jahrzehnt fördern.

Nach Inhalt und Umfang bildet eine Abhandlung von Johannes Ficker über „Erste Lehr- und Lernbücher des höheren Unterrichts in Straßburg (1534—1542)" den Hauptteil des Bandes und die gründliche, bisher unbekannte Quellen mitteilende und verwertende Untersuchung hat ein weit über das Lokale hinausgehendes Interesse, ist ebenso wertvoll für die Geschichte der deutschen Bildung wie des deutschen Buchgewerbes. Vier Sonette von Ludwig Lindenschmit leiten stimmungsvoll die kleine Festschrift ein, in der weiterhin Ernst Neeb „Zwei Mainzer Bauten aus der Zeit des Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn" unter Beibringung einer von ihm entdeckten Ansicht des ehemaligen Schönborner Hofes aus dem Jahre 1728 bespricht. Zwei von P. T. Keßler gezeichnete Bilder aus dem alten Mainz (Der eiserne Turm und der Holzturm)

beschließen das Buch, das als ein schönes Zeugnis für deutsches Leben in der Vergangenheit seinen Besitzern wertvoll bleiben wird. G. A. E. B.

Die *Josef Köselsche Buchhandlung* in *Kempten*, um das katholische Schrifttum vielfach verdient, wollte all ihr Mühen krönen, als sie das große Unternehmen einer *Katholischen Volksbibel* ins Werk setzte. Ein berufener Gelehrter, Dr. *Alphons Heilmann*, gestaltete den Text, aus dem Alten Testament das den heutigen Menschen dienliche wählend, die Psalmen und das Neue Testament vollständig darbietend; alles auf den Stand des heutigen Sprachempfindens gebracht. Dadurch liest sich diese Bibel angenehm und die sehr geschickte Druckeinrichtung, die *Karl Köster* besorgt hat, unterstützt den Eindruck. Leider aber hat es der Verlag für nötig gehalten, den stattlichen Quartband mit 40, in der Prachtausgabe sogar 45 farbigen Bildern zu „schmücken", die Professor *Gebhard Fugel* in München geliefert hat. Der Rest ist Schweigen.

G. W.

Johann Peter Lyser, Musikalische Novellen. Herausgegeben von Ludwig Frankenstein. Hausbücher-Verlag *Hans Schnippel*, *Berlin-Wilmersdorf* 1913 (gebunden 3 M.)

Johann Peter Lyser ist vergessen. Der hochbegabte, vielseitige Mensch, der Musiker, der achtzehnjährig mit Taubheit geschlagen wurde, der Schriftsteller, der mit den Größten seiner Zeit in Verbindung stand, ist gerade noch dem Gelehrten bekannt, der die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts studiert. Seine Schriften sind verstreut. Die Novellen, die die vorliegende Ausgabe bietet, sind es wirklich wert, ans Licht gezogen zu werden. Besonders dürften alle Musikliebende auf ihre Rechnung kommen, denn es sind Geschichten aus dem Leben von Bach, Doles, Händel, Beethoven, Paganini und Mozart, auch sich selbst hat Lyser drein verwoben. Über das Anekdotische, das immer eine große Gefahr bedeutet, gelangen sie leichtfüßig hinaus, in dem kleinen Erlebnis, das zur Darstellung kommt, lebt doch jedesmal der ganze Mensch auf. Problemdichtungen sind es natürlich nicht. Ein tragischer Ton vereinigt sie, der zumeist den Ausklang gibt; zweimal ist das Thema von dem Sohne des großen Vaters gewählt, die Tragik der Unzulänglichkeit. Der liebenswürdige Stil ist von dem Geist der dreißiger Jahre durchhaucht. Zuerst sind die Novellen übrigens in der „Neuen Zeitschrift für Musik" erschienen, die von Robert Schumann damals herausgegeben wurde.

Die ansprechende Ausstattung im Geschmack der Entstehungszeit soll an dem Büchlein noch gerühmt werden. Der Verlag beabsichtigt scheinbar, damit eine ganze Serie aus jener Epoche zu eröffnen. Unliebsam vermerkt man die Widmung, denn die Tätigkeit des Herausgebers, die sich auf ein kurzes Vorwort und referierende Anmerkungen beschränkt, berechtigt schwerlich dazu. Aber selbst Goethe hat es sich neuerdings ja gefallen lassen müssen. C. N.

André Chevrillon. In Indien. 1911. *Julius Zeitler Verlag in Leipzig*.

Es ist schon viel Rühmendes über das Buch gesagt worden, und mit Recht. Keine Reisebeschreibung alten Stils liegt hier vor, sichtlich ist das Bestreben, die Seele des Geschauten zu erfassen, und in fähiger impressionistischer Kunst wird der Leser dazu gebracht, selbst zu sehen und zu erleben. Ein reifer und fein empfindender Geist läßt sich auf seiner Wanderung begleiten, er doziert nicht, er erlaubt, mit seinen Augen zu sehen. Der Erlesenheit des Inhalts entspricht das Äußere des Buches. Die Übertragung ist von Annette Kolb, zehn Bilderbeigaben nach Photographien von Underwood stören nicht, das Satzbild rühmt die Druckerei Poeschel & Trepte. Und doch reizt das Buch bei der Lektüre zum Ärger, ja zum Zorn. Auf vieles hat man bei der Herausgabe mit Liebe geachtet, aber nicht auf das wichtigste, die Sprache. Es berührt schmerzlich, daß die sprachliche Sorgfalt bei der Korrektur oft zu wünschen übrig läßt, als ob sie kein Deutscher gelesen hätte. Schon auf der fünften Seite liest man: ungeduldig den Moment erwartend, ans Ziel, dem fernen Ufer Japans, zu gelangen. Ähnliches findet man allzuhäufig; Seite 17: Die Lokomotive wird nicht mit garstigen Kohlen, sondern mit duftendem Holze *geschürt*. Ferner: Er ist kein Rebell und kämpft nicht wider der gleichgültigen, sich gegenseitig überbietenden Entfaltung der Dinge an. Oder: Man kommt an kleinen Villen vorüber, dessen weite Fenster . . . Hat denn der Verleger den Druck nicht angesehen? H. M.

Kriegsbriefe des weiland königlich preußischen Generalleutnants *Julius Ludwig von Rudolphi* aus den Jahren 1812 und 1813. Herausgegeben von *Maximilian Schultze*. Verlag von *R. Eisenschmidt*, *Berlin* 1913. Geheftet 2.50 M., gebunden 3,40 M.

Von den zahlreichen Briefsammlungen und Tagebüchern aus der Kriegszeit vor hundert Jahren, die jetzt als Säkulargaben auf dem Büchermarkte erscheinen, gehört das vorliegende Büchlein entschieden zu den beachtenswerteren.

Der Verfasser dieser Kriegsbriefe war damals preußischer Major und focht in den Ostseeprovinzen gegen die Russen. Er schrieb sie an seine in Berlin zurückgebliebene Gattin mit einer Lebendigkeit und Natürlichkeit, daß sie den schönsten Einblick in seinen Charakter gestatten. Er ist Preuße „bis auf die Knochen". Die Russen wie die Franzosen belegt er mit gleich geringschätzigen Ausdrücken und *der* Moment gilt ihm als einer der höchsten seines Lebens, als in seiner Gegenwart der Führer der napoleonischen Truppen in den Ostseeprovinzen, General Macdonald, nach Eintreffen der Nachricht von der völligen Vernichtung der „großen Armee" sprach: „Ce n'est que la Prusse, qui peut nous sauver." (Seite 68.) Aber mehr noch wie als Preuße fühlt er als Soldat. Obwohl ihm „niemals ein Mensch weniger imponiert hat". (Seite 8) als Napoleon, kämpft er doch für dessen Sache mit der allerhöchsten Tapferkeit, und mit begeisterter Zustimmung berichtet er seiner Frau von

einem Kameraden, der auf die Kunde vom Erstaunen der Russen über den preußischen Elan für fremdes Interesse geantwortet hat: ob sie denn nicht darauf gerechnet hätten, daß man sich für die *Ehre* schlagen würde! (Seite 22.) Höchst bezeichnend ist dafür auch seine Beurteilung der Konvention von Tauroggen: „Ich weiß wohl", schreibt er darüber an seine Gemahlin, „daß ich sie nicht abgeschlossen hätte, freue mich aber sehr, daß es geschehen ist. Nur tut mirs leid, daß er (Yorck) auf halbem Wege stehen geblieben ist und nicht gleich den Marschall (Macdonald) angegriffen hat." (Seite 72.) Ja der frische energische Kampf gilt ihm als das Höchste, und auf dem Schlachtfeld den Heldentod zu sterben schätzt er als eine Gnade Gottes, an den er mit einer Unbeirrtheit glaubt, wie man ihr bei tüchtigen, preußischen Militärs so häufig begegnet.

Die einundzwanzig dargebotenen Briefe berühren die Ereignisse vom 22. Juni 1812 bis zum 23. November 1813. Es sind nicht sämtliche, die Rudolphi in dieser Zeit an seine Gattin gesandt hat; der Herausgeber hat vielmehr mit Recht alle rein persönlichen Inhalts ausgeschaltet, andererseits eine größere Lücke in der Brieffolge durch anderswo gefundene Notizen über das Schicksal Rudolphis in dieser Zeit ergänzt. Darüber hat er durch eine Einleitung über des Briefschreibers Schicksal bis 1812 und durch zahlreiche Mitteilungen über die Personalität der in den Schreiben Genannten den Wert der Publikation für weitere Benutzung erhöht.

Es ist eine Freude, dieses Buch zu lesen, für den Historiker wie für den Laien. -n.

Deutsche Schrifttafeln des IX.—XVI. Jahrhunderts aus Handschriften der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München, herausgegeben von *Erich Petzet* und *Otto Glauning*. III. Abteilung Proben der höfischen Epik aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert. *München* 1912, Druck und Verlag von *Carl Kuhn*.

Alles Rühmliche, was wir von den ersten beiden Abteilungen dieser Sammlung gesagt haben, gilt auch von der dritten. Wieder sind die 15 Tafeln unübertrefflich reproduziert, und der Text der Herausgeber befriedigt jeden Wunsch durch genaue und zuverlässige Angaben, gute Literaturzusammenstellung, gewissenhafte Transkriptionen. Von der „Eneit" des Heinrich von Veldeke besitzt die Münchner Hof- und Staatsbibliothek seit 1880 das Bruchstück einer Handschrift des ausgehenden XII. Jahrhunderts, und so kann das älteste der höfischen Epen den Band eröffnen. Es folgt das Münchner „Iwein" Fragment, eine Probe der ältesten erhaltenen Handschrift von Gottfrieds „Tristan" mit den bekannten Bildern, Proben der Handschriften G. G[m] und G[k] von Wolframs „Parzival" und so fort bis zu dem „Rennewart" Ulrichs von Türheim und den am Schlusse gebotenen drei Stücken niederrheinischer und mittelniederländischer Texte. Zahlreiche Miniaturen und Initialen lassen die Sammlung auch für das Studium der Handschriften-Ausstattung des hohen Mittelalters verwendbar erscheinen. Doch wird ihr Hauptwert paläographischer und germanistischer Art bleiben. G. W.

Karl Neurath, Das Domgut. Die Geschichte einer Familie. *Rütten & Loening, Frankfurt a. M.* 1913 (4 M., gebunden 5 M.)

Man könnte sie wohl einen Erziehungsroman nennen, nur daß er eben durch das Gegenteil beweist. Der Zusammenbruch der Familie Rothmüller ist selbstverschuldet, zum mindesten notwendig. Das trotzköpfige, leidenschaftliche Bauerngeschlecht, in das auch einmal Zigeunerblut geflossen ist, ringt danach, sich auf eine höhere Stufe zu heben. Die ungebundene Herrscherstellung auf dem Dorfe, die es sich zum guten Teil durch seine Impulsivität erworben hat, hat sie nie Selbstzucht üben gelehrt. Und die kommende Generation wuchs auch stets ohne Erziehung auf. Aber alle Begabung intellektueller Art reicht nicht aus, um den Bann der ererbten Kulturstufe zu durchbrechen. Der gutgemeinte Schritt des Vaters, beide Söhne, Wildlinge, studieren zu lassen, wird verhängnisvoll. Sie scheitern an Äußerlichkeiten und sind dann doch andere Menschen geworden, die nicht mehr zu Bauern taugen. Der alte Rothmüller, der weitblickende und tätige Leiter seiner Gemeinde, reibt sich in mancherlei Kämpfen auf, Weib und Kinder entfremden sich ihm, schließlich stehen Söhne und Vater im Kampfe gegeneinander. Not und Tod, Selbstmord, Irresein und Siechtum sind das Ende. Den Hintergrund bietet das rheinhessische Land in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Der Rheinstrom schimmert ganz von ferne durch den Gang der Erzählung, politische Wirren außen und innen schaffen Ziele, Knabenstreiche und Liebeshändel gehören noch dazu, um das reichbewegte Vergehen eines Geschlechtes darzustellen. Prachtvolle Menschen kommen uns vor Augen, der alte Lehrer Sautier, der nur etwas zu modern geraten ist, und die Ev, die Bruderstochter des Domgutbauern, die unermeßliches Leid tragen muß, die alle überlebt und auf ihr Glück verzichtet. Sie ist die einzige von zwei Generationen, die allem gewachsen ist, was sie trifft. Die ältere Generation, um noch ein Wort von der Technik zu sagen, ist kürzer behandelt, nicht ganz genügend als selbständiger Faktor. Als Einleitung scheint sie mir wieder zu breit geschildert. —h.

Zu der „*Bibliothek der Philosophen*", die *Fritz Mauthner* bei *Georg Müller* in *München* herausgibt, sind zwei neue, besonders interessante Bände hinzugetreten. Der vierte Band bringt die Dokumente von *Fichtes Atheismusstreit*, jenem Kampf, in dem sich die geistige und vor allem die moralische Kraft Fichtes im Widerstand gegen die von Dresden her aufgehetzte weimarische Regierung bewährte. *Hans Lindau*, der sich schon früher eingehend und erfolgreich mit Fichte beschäftigt hat, ist durch sein schönes Buch „Die Theodicee im XVIII. Jahrhundert" (Leipzig 1911) zum Herausgeber dieser Sammlung besonders vorbereitet. Wie er den Verlauf und die beteiligten Instanzen und Persönlichkeiten in der Einleitung schildert, insbesondere die Kontrastierung Forbergs und Fichtes, das ist mit vollständiger Beherrschung des Materials, und, was

schwerer wiegt, mit der Fähigkeit der Durchdringung geschrieben und leuchtet deshalb in die Untergründe des dramatischen Verlaufs hinein, den dieser Streit um die Freiheit des Denkens nahm. Der Schlußsatz besagt, was diese Dokumente einer vergangenen Epoche uns über ihren historischen Wert hinaus bedeuten: „In der Überwindung des Geschichtlich-Irrationalen durch das Vernünftige lebte aber nicht nur das Zeitalter der Aufklärung, sondern leben wir alle."

Den fünften Band widmet der Leiter der Sammlung, *Fritz Mauthner*, dem Hauptwerk des *Agrippa von Nettesheim*, des Zeitgenossen Fausts, an den seine Lebensführung und die Berührung wissenschaftlichen Bestrebens mit hochstaplerischem Gebaren häufig erinnert. Es ist auf eine Art Rettung abgesehen, und der Leser der frischen und warmherzigen Einleitung wird mit dem genialen Schwindler soweit vertraut, daß er nachher die alte gute Übersetzung von 1713 in der richtigen Stimmung zu genießen vermag. Da zeigt eines der kurzen Kapitel nach dem andern, wie faul es mit allem, was die Menschen schätzen, bestellt ist, und der Hochstapler enthüllt sich als Skeptiker, nachdem alle seine großen Beziehungen zur Königin-Mutter von Frankreich und zum Connetable von Bourbon zerstört worden sind. Es ist, wie Mauthner richtig darlegt, der Wutausbruch eines Verzweifelten. Bald kam er wieder durch einen Kaufmann aus Genua in bessere Lage, gewann die Gunst der Regentin Margarete von Österreich, fiel aber von neuem in Ungnade, gerade als er durch den Druck seiner beiden Hauptwerke in die erste Reihe der zeitgenössischen Schriftsteller vorgerückt war. Das eine von ihnen, das berühmtere, zeigt Agrippa als Beflissenen der Magie; das Motto lautet: „Nihil est opertum quod non reveletur, occultum quod non sciatur." Dieses geheimnisvolle Lallen, aus dem namentlich neuplatonische Töne raunen, klingt fort bis in die modernste okkultistische Literatur. Menschlich interessanter ist sicher das zweite Werk, dessen erster Band jetzt in gefälliger Erneuerung vor uns liegt. Wir wünschen ihm denselben gewaltigen Buchhändler-Erfolg, den das Original bei seinem Erscheinen erlebte; verdient wäre er schon durch den selbständigen Wert der Einleitung und die sorgsame Revision der alten Übersetzung von 1713, die Mauthner mit feinem Stilgefühl beibehalten hat, indem er die dort fehlenden Stellen aus den lateinischen Ausgaben ergänzte.

Die Ausstattung der beiden neuen Bände der „Bibliothek der Philosophen", besorgt von *Paul Renner*, wirkt wieder solide und anmutig. G. W.

Dantes Francesca da Rimini in der Literatur, bildenden Kunst und Musik. Nach den Plänen und Entwürfen des Professors *Baron Guglielmo Locella* bearbeitet und herausgegeben von *Baronin Marie Locella*. Mit 19 Kunstbeilagen und 75 Abbildungen im Text. *Eßlingen a. N. Paul Neff Verlag*. 1913.

Salome. Ihre Gestalt in Geschichte und Kunst, Dichtung, bildende Kunst, Musik. Von *Hugo Daffner*. Mit einer Radierung von *Wilhelm Thöny*. Mit 2 Beilagen, 26 Tafeln und 200 Abbildungen. *Hugo Schmidt Verlag, München.*

Zunächst als ein erwünschter Beitrag zur Dante-Literatur wird das Werk des 1908 verstorbenen, langjährigen italienischen Generalkonsuls in Dresden, Prof. Baron G. Locella, das seine, von berufenen Mitarbeitern unterstützte Gemahlin aus dem Nachlasse herausgab, freudige Anerkennung finden. Darüber hinaus aber kann es als eine wertvolle stoffgeschichtliche Monographie warm begrüßt werden. Stoffgeschichtliche Untersuchungen mit ihrer Absicht der Vollständigkeit pflegen ja meistens mit Spezialisierung verbunden zu sein, die ihnen außerhalb enger fachwissenschaftlicher Kreise wenig Interesse zuteil werden läßt. Und allgemeinere Bearbeitungen eines ausgebreiteten stoffgeschichtlichen Materials erfordern neben dessen selbstverständlicher Beherrschung wissenschaftlich exakte Methoden, deren Anwendung nicht immer von denen versucht worden ist, die Ergebnisse der Stoffgeschichte zur allgemeinverständlichen Darstellung bringen wollten. Da ist es nicht weiter verwunderlich, wenn manche meinen möchten, Stoffgeschichte müsse den allergelehrtesten Abhandlungen überlassen bleiben oder sei allenfalls ein Arbeitsfeld literarischer Debutanten, auf dem sie zeigen können, wie fleißigste Kärnerarbeit, nur das nächste allergründlichst zusammenschaufelnd und auf jeden höheren Gesichtspunkt verzichtend, doch noch ihren bescheidenen Nutzen habe. Solche Vorurteile widerlegen glücklich Baron Locellas Francesca da Rimini und Daffners Salome-Werk, deren fast gleichzeitiges Erscheinen vielleicht kein Zufall ist, denn der Autor des Salome-Buches hat auch den musikalischen Teil des Francesca da Rimini-Buches geschrieben. Die beiden stattlichen Quartanten mit ihrem Reichtum an Abbildungen und Proben sollten beispielgebend eine Reihe ihnen ähnlicher Bände eröffnen, deren Folge für eine vergleichende Betrachtung der Weltliteraturgeschichte von viel größerem Vorteil sein könnte, als jene Gesamtdarstellungen, die ein oder mehrere Dutzend Nationalliteraturgeschichten so sehr komprimieren, daß sie in den Einband einer Weltliteraturgeschichte passen.

Baron Locella hat sich die weitesten Grenzen gezogen, das Nachleben der Francesca da Rimini in der Literatur, bildenden Kunst und Musik schildern wollen. Dann mußte dem Sammeln auch das Sichten entsprechen, die Einzelheiten mußten sich in der richtigen Perspektive zu dem großen Gesamtbilde verbinden, das die Übersicht einer sechshundertjährigen Entwicklung geben soll. Ohne über die Technik, mit der das zu erreichen war, streiten zu wollen, ist da zu sagen, daß gerade die derart abschließende Bearbeitung des Gesammelten noch manche Unausgeglichenheiten zeigt, hauptsächlich eben deshalb, weil der Autor selbst nicht mehr die letzte, glättende Hand an seine Arbeit legen durfte und die verschiedenen Mitarbeiter und Mitherausgeber bei aller Pietät und Sorgfalt einem Werke nicht wie sein Urheber den einheitlichen Guß geben können, ohne Ausglätten und Zusammenpassen Fragmentarisches nicht ergänzen und verbinden können. Darin soll nichts Tadelndes liegen und ich nenne einen nach der Entstehung des Werkes unvermeidlichen kleinen Mangel nur deshalb vorwegnehmend, weil ich das Werk selbst ohne Einschränkungen loben

möchte. Daß hier und da geringfügige Lücken sein können, daß die eine oder die andere Angabe dem Spezialisten einer Spezialität vielleicht nicht ganz genau stimmen wird, gebe ich, obwohl ich selbst derartige Lakunen nicht gefunden habe, gern zu. Es gehört ja heutzutage ein gewisser Wagemut dazu, eine großzügige wissenschaftliche Arbeit abzuschließen und der Öffentlichkeit nutzbar zu machen, weil dann die sehr gründlichen Leute kommen und nachweisen, daß der Verfasser die Acta Sanctorum nicht durchgelesen hat oder beharrlich einen Namen mit doppeltem n schreibt, obwohl, „wie allgemein bekannt", sich schon in der ältesten Schreibform dieses Namens nur ein n nachweisen läßt. Das von Baron Locella hinterlassene Werk braucht die besten kritischen Probiersteine nicht zu scheuen, es wird für den Literar- und Kunsthistoriker ein brauchbares, zuverlässiges Nachlagebuch und für den Kunstfreund ein anregendes und belehrendes Lesebuch sein. Für den Bibliophilen bietet es noch dieses besondere Interesse, daß es, abgesehen von seiner reichhaltigen bibliographischen Rohmaterialsammlung auch die illustrierten Dantehandschriften und Drucke eingehend berücksichtigt, mit seinen zahlreichen weiteren Abbildungen auch älterer Francesca da Rimini-Darstellungen in der bildenden Kunst also wertvolle Unterlagen für bibliographisch-ikronographische Bestimmungen liefert.

Nach Reimarus Secundus, der die Verwandlungen der Salome durch die Dichtung zweier Jahrtausende geistreich und grundlegend beschrieben hat, legt nun Herr Dr. Daffner eine gründliche Arbeit vor. Man blättert den vorzüglich ausgestatteten Band mit sich immer erneuerndem Vergnügen durch, erfreut sich, wie bei der Francesca da Rimini-Monographie, an den vielen gut reproduzierten, dokumentierenden Illustrationen, unter denen auch eine Porträtzeichnung der historischen Salome nach einer antiken Münze nicht fehlt, ein Bildnis, das ebensowenig wie die historische Salome die dämonischen Züge trägt, die sich in den vielen Jahrhunderten, in denen ihr Name unvergessen blieb, immer wieder geändert haben. Ich muß mir hier mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum ein näheres Eingehen auf den reichen Inhalt versagen. Wen Salome, wen Francesca da Rimini interessiert, der wird zu den nun über sie vorliegenden Monographien selbst greifen. Der Biograph der Salome ist Herr Dr. Daffner nicht, kann es nicht sein, weil er eine wissenschaftliche Arbeit liefern wollte. Wer weiß, ob es E. de Goncourt, der die heißesten Worte mit dem kältesten Herzen schreiben konnte, ob es der seine farbigen Tinten mit Edelstein- oder Perlenstaub trocknende, Barbey d'Aurevilly, ob es William Pater oder irgendein anderer Ästhet hätte werden können. Denn der moderne Biograph der Salome muß für die immer formloser gewordene Gestalt eine einzige Form finden, die ihre Wesensvielfältigkeiten festhalten und alle Wirkungen dieses Wesens zeigen kann. Wie schwierig die Aufgabe ist, die ein Salome-Biograph, nicht ein Salome-Historiker, sich stellen muß, lehrt ein Vergleich der älteren und neueren Salome-Darstellungen der bildenden Kunst. Da erscheinen manche der gar nicht unheimlich sein wollenden frommen Schildereien der alten Meister dämonisch und das konstruiert Diabolische mancher Moderner erweckt die nicht unbehagliche Stimmung, die ein gutes Faschingsplakat erregt.

Die Ab- und Umwandlungen des Salome-Motivs in der modernen Literatur, die Entstehung eines modernen Salome-Typus als eines Grausamkeit und Liebe in seinen Handlungen und nicht nur in seinen Gefühlen verbindenden weiblichen Charakters darzustellen, liegt wohl schon außerhalb der Grenzen des Daffnerschen Werkes. Immerhin wären wenigstens ein paar Streiflichter auf diese Grenzgebiete nicht uninteressant gewesen. (Ich erinnere z. B. an die Salome-Geschichte Detlevs v. Liliencron: „Das Richtschwert aus Damaskus" und an die Rolle, die Salome in Panizzas „Liebeskonzil" spielt). Auch die Salome-Elemente in den weiblichen Charakteren der erotischen Dichtung und Kunst älterer und neuerer Zeit hätten ein paar Abschweifungen vom eigentlichen Thema gerechtfertigt, wenn damit für die moderne Salome-Gestalt als Charakterproblem die historischen und psychologischen Perspektiven vertieft worden wären. (Hierbei würde denn auch die Verwandtschaft von Judith und Salome erkennbarer werden). Eine ausführlichere Darstellung hätte ich der Wildeschen Salome-Dichtung gewünscht, zunächst aus einem äußeren Grunde: von ihr ist unser gegenwärtiges Salome-Interesse ausgegangen, sie steht noch immer im Mittelpunkte dieses Interesses. (In diesem Zusammenhange darf vielleicht die Frage aufgeworfen werden, ob es, unbeschadet aller rubrizierenden Systematik in stoffgeschichtlichen Sammlungen, für vergleichende Darstellungen einer bestimmten Gestalt nicht vorteilhafter ist, deren am markantesten ausgeprägte Typen jeweilig in den Mittelpunkt eines Kapitels zu rücken, in dem die Mit- und Nachläufer dann auch ihren bescheidenen Platz finden würden. Die chronologische, nach Nationalitäten geordnete Aufzählung der Bearbeitungen des Stoffes ist gerade für den einen ruhigen Gesamtüberblick suchenden Leser wenig günstig. Daß hier schwerwiegende methodische Bedenken erhoben werden können und daß die Gefahr für die objektive Darstellung, sich allzusehr im Subjektiven zu verlieren, besonders groß ist, ist freilich unverkennbar.)

Über die Vorgeschichte der Wilde'schen Salome ist wohl zunächst zu sagen, daß außer mannigfachen artistischen Empfindungen (über solche zum Beispiel Gomez Carillo im Insel-Almanach auf das Jahr 1906) doch wohl trotz aller Ableugnungen auch Gedanken an eine erfolgreiche Sarah Bernhardt-Rolle und damit an eine Rehabilitierung des einstigen Londoner Literatur-Dandys wenigstens in Paris die Vollendung der Dichtung beschleunigt haben mögen. Ist doch Wilde über den Entwürfen zu einem bei ihm bestellten Bühnenstück für Miß Ada Rehan gestorben. Aber die französische Originalausgabe wurde nur wenig beachtet und die Hoffnungen, die der Dichter auf eine Verbesserung seiner Lage durch das französische Theaterstück gesetzt haben mochte, erfüllten sich dem Lebenden nicht mehr. Den ersten großen Erfolg brachten die Beardsley'schen Zeichnungen, die den Stimmungsgehalt der Wilde'schen Salome durchaus verfehlen. Viel mehr



als Beardsley wäre Rops, von dem die Titelvignette der Pariser Originalausgabe herrührt, der berufene Illustrator der Wilde'schen Salome gewesen, und für die späteren Bühnenerfolge war die Theatersensation, weit mehr als der poetische Wert des Stückes entscheidend. Auch die Bühnengeschichte der Wildeschen Salome sollte in einer neuen Auflage wenigstens eine kurze Darstellung finden. Die Uraufführung als Sondervorstellung vor geladenem Publikum fand am 22. Februar im Kleinen Theater in Berlin, die erste öffentliche Darstellung ebenda am 29. September 1903 im Neuen Theater unter der Direktion und Spielleitung Max Reinhardts statt. Die durchweg plastischen Dekorationen sowie die Kostüme wurden für die genannten Bühnen nach Entwürfen von Max Kruse und Lovis Corinth hergestellt (die von Dr. Kieser besorgte Übersetzung ist als Bühneneinrichtung in der Reclamschen Universal-Bibliothek erschienen). Diese ersten Salome-Aufführungen gehörten gleichzeitig auch zu den ersten Proben Reinhardtscher Ausstattungskunst, die langandauerndes und weitreichendes Aufsehen erregten. In England und Amerika ergaben sich dann die bekannten, in der Stellungnahme gegen die Persönlichkeit Oskar Wilde begründeten, mit dem Verbot des Erscheinens biblischer Gestalten auf der Bühne motivierten Schwierigkeiten, die eigentlich erst für die Aufführungen der Strauß'schen Oper beseitigt worden sind. Auch der Umstand, daß die Darstellerinnen der Hauptrolle häufig selbst nicht den Salome-Tanz aufführten, daß dafür dann eine geschulte Tänzerin an ihre Stelle trat, darf, zumal da es sich um einen Einakter handelt, als bühnentechnische Merkwürdigkeit nicht vergessen werden. In der Revue des Berliner Metropol Theaters: Das muß man sehn! gab gelegentlich der Salome-Aufführungen des Berliner Opernhauses eine witzige Couplet-strophe diese Generalkritik:

Im Opernhaus als kunstverständger Mann
Sah ich die Oper Salome mir an,
Wo für Jochanaan in Liebesweh,
Den Täuferwahnsinn kriegt die Salome!
Sie ist mit ihm teils zärtlich und teils grob,
Sie schlägt ihm nischt ab außer seinen Kopp!
Leid tat mir nur Herodes, dieser Gauch,
Der gar nicht merkt, daß vor ihm tanzt der Bauch
Von der Dell' Era statt von der Destinn!
Gott, was ist alles möglich in Berlin!

Parodie und Travestie, Karikatur und Satire sind im Gefolge der Wilde'schen Salome als Bühnenerscheinung in sehr großer Zahl aufgetaucht und liefern ein reiches Material zu einem der Sittengeschichte unserer Zeit gewidmeten Kapitel, das auch die Überschrift Salome tragen könnte.

Ein Hinweis kostümgeschichtlicher und sexualwissenschaftlicher Art würde darin nicht fehlen dürfen. Die Salometracht ist seit den ersten Aufführungen des Wilde'schen Werkes zu einem besonders bei Variété-Bühnenkünstlerinnen beliebten Décolletage geworden, dessen Anwendung sich keineswegs auf den Salome-Tanz mit dem nun zum Bühnenrequisit gewordenen Johannisteller als eine der beliebtesten Formen moderner Nacktthänze beschränkt.

Daffners Salome-Monographie hat den auf sie verwendeten Fleiß so sehr gelohnt, daß ihre Erweiterung, Fortführung und Verbesserung eine sich aus der Güte der Arbeit ergebende Folgerung ist. Daß dem preiswerten Buche der wohlverdiente äußere Erfolg nicht fehlen wird, läßt sich erwarten. Möge ihm auch jene höhere Teilnahme beschieden sein, die den Verfasser und sein Werk durch die Mitarbeit der Leser fördert.

G. A. E. B.

Mit der von Divéky illustrierten Ausgabe des „Doktor Faust, ein Tanzpoem" begann der Verlag *Morawe u. Scheffelt* in *Berlin* eine Reihe von *Luxusausgaben Heinescher Werke.* Jetzt liegt uns als Fortsetzung der *„Atta Troll"*, das letzte freie Waldlied der Romantik, vor, in demselben stattlichen Quartformat, auf demselben prächtigen Büttenpapier gedruckt und wieder in einem kostbaren seidenen Einband. Holzschnitte von *F. H. Ernst Schneidler* sind auf Kaiserlichem Japan farbig von den Originalstöcken gedruckt und gehen, wie die Vignetten, so vortrefflich mit der romantischen Ironie der Dichtung zusammen, daß man wohl dem Künstlerillustrator das höchste Lob, die Anerkennung der Ebenbürtigkeit mit dem Dichter, erteilen darf. Er hält sich zum Glück die Versuchung vom Leibe, biedermaierlich zu archaisieren. Modernste graphische Ausdrucksmittel suggerieren die ironischen Untertöne der Heineschen Dichtung mit zwingender Gewalt. Es ist nicht unmöglich, daß eine spätere Zeit dieses Werk Schneidlers als einen Markstein in der Geschichte der Illustration schätzen werde.

G. W.

Mit inniger Wehmut empfingen wir als Fortsetzung der Säkularausgabe von *Hebbels Werken* (*Berlin, B. Behrs Verlag, Friedrich Feddersen*) den 5.—8. Band und den 14. Band, der den zweiten Teil der Lesarten und Erläuterungen enthält. Wenige Tage zuvor war *Richard Maria Werner*, der treffliche Herausgeber, dahingeschieden. Mitten aus der Arbeit herausgerissen, die dem Dichter zu seinem 100. Geburtstage den schönsten Kranz winden sollte. Mit welcher rastlosen Sorgfalt, und mit welchem Erfolg Werner bis zuletzt seinem Lebenswerke diente, und ihm alle neuen Ergebnisse der ausgebreiteten Forschung dienstbar machte, beweisen auch hier wieder die Einleitungen und der Apparat zum 5.—7. Band, während der zum 8. noch aussteht. Wir erhalten so in erneuerter Gestalt die dramatischen Fragmente und Pläne, „Demetrius", die Gedichte, die erzählenden Schriften. Hoffentlich wird es mit Hilfe der Vorarbeiten einem Nachfolger Werners möglich sein, die noch ausstehenden Bände der Säkularausgabe in gleich vollendeter Gestalt zu liefern.

G. W.

Johanna Wolff, Hanneken. Ein Buch der Armut und Arbeit. *Rütten & Loening, Frankfurt a. M.* 1913 (3,50 M., gebunden 4,50 M.)

Ein Frauenbuch. Geräuschlos gleitet ein Leben dahin, ein Bächlein nur neben dem tosenden Strome



der Umwelt. Nichts Besonderes widerfährt dem Hanneken, sie hat kein Ausnahmeschicksal; doch wie der Bach manchmal einen Hang hinunterstürzt, so kommen auch für sie Tage starken inneren Erlebens. Daneben tauchen viele Alltagsgestalten aus der Menge hervor, und nicht alle Beobachtungen, die vorgetragen werden, sind von Belang. Aber mich dünkt, daß die Summe von Glück und Weh, die auch in ein schlichtes Mädchenschicksal eingebettet ist, gerade um dieser Schlichtheit willen ein dichterischer Vorwurf sei. Viele leben das gleiche Leben und zerbrechen daran, ruhmlos und unbeweint, denn nur das Außergewöhnliche findet Beachtung. Um die anderen Tapferen bekümmert sich keiner.

Hanneken ist eine arme Waise, die über allem Hinundhergestoßenwerden ihr Wesen nicht verliert. Etwas scheu ist sie, aber trotzig genug, um brauchbar zu werden für das Leben im Beruf. Dieser zweite Teil des Buches steht höher als der erste. Wie Bekenntnisse liest es sich, oder verleitet auch nur die Namensübereinstimmung dazu, wenn man Johanna als Kinderpflegerin, Diakonissin und zuletzt Krankenschwester niemals zum Frieden kommen sieht, während sie doch überall Segen spendet, wo sie auch wirkt. Sie hat zeitlebens die Liebe entbehren müssen und so findet sie denn auch nicht den rechten Weg zu Gott. Auf Gleichgültigkeit folgt Schwärmerei, dann strenge Gläubigkeit, und schließlich tritt sie zur apostolischen Kirche über, kehrt aber wieder zurück. In religiöse Zweifel lösen sich ihre gesamten Kümmernisse auf, und wenn sie Gott sucht, meint sie immer den Mann. Als das Leben sie fast zermürbt hat, kommt ihr noch Heilung durch ein Glück, das sie still macht und ihr Menschenschicksal erfüllt, eine klare tiefe Liebe. Versöhnende Dankbarkeit ist das beschließende Gefühl, das sich auch auf den Leser überträgt. Ein Frauenbuch hab ich es genannt, der Zug des Duldens, der im Schaffen liegen kann, wird von einem Manne kaum je so erfaßt werden. —h.

Sehr vorteilhaft führt sich der *Gelbe Verlag Mundt & Blumtritt* in *Dachau* ein mit *Alphonse Daudets wunderbaren Abenteuern des Tartarin von Tarascon.* Deutsch von *A. Gerstmann* mit 45 Zeichnungen von *Emil Preetorius.*

Über das Meisterwerk französischen Humors braucht kein Wort mehr gesagt zu werden. Um so kräftiger sei aber auf diese Verdeutschung und ihren reichen, wahrhaft köstlichen Schmuck hingewiesen. Preetorius, der von der Silhouette ausgegangen ist, beherrscht den Schwarz-Weißstil wie kaum ein anderer Illustrator unserer Tage. Aufs ergötzlichste gestaltet er in seiner ursprünglichen Art die Überschriften der Kapitel, während die zahlreichen seitengroßen Blätter den starken Einfluß französischer Muster erkennen lassen. Fast unbegreiflich ist es, wie ein solcher Band in dieser Ausstattung, schön auf gutem Papier gedruckt und hübsch kartonniert, zu dem Ladenpreise von 1,90 M. geliefert werden kann (in Halbpergamentband 3 M.).

Der Verlag *Ernst Ohle* in *Düsseldorf* hat mit seinem ersten Liebhaberdruck einen verdienten Erfolg gehabt. Er läßt jetzt zwei neue folgen, deren Ausstattung wiederum von *Karl Köster* angeordnet ist. Der erste der beiden Bände enthält *Hebbels* Drama „*Gyges und sein Ring*", in der Reichsdruckerei in einer Auflage von 200 Exemplaren gedruckt, von denen 30 auf Kaiserlichem Japan schon vergriffen sind. Satz und Druck erfüllen die höchsten Ansprüche an Schönheit und Korrektheit, die edle alte Antiqua Didotschen Charakters wirkt auf dem feinen elfenbeinartigen Bütten fast als schwarzes Relief. Auch die roten Akttitel stehen sehr schön auf den leeren Seiten. Mit Kösters Anordnung des Haupttitels kann ich mich freilich nicht befreunden. Die Umrahmung stimmt in ihren Maßen nicht zum Format, der Text ist unvollständig, denn es fehlt die Nebenbezeichnung „eine Tragödie in fünf Akten" und die Anordnung des Restes ist auch nicht einwandfrei. Ebenso darf der Pergamenteinband, den Carl Sonntag jun. angefertigt hat, gewiß technisch musterhaft heißen, aber die Zeichnung der blind gepreßten Leiste ist allzu ausdruckslos und der Schwarzdruck des Titels nüchtern, stilwidrig. Wenn eine Sammlung den Namen „Musterdrucke" beansprucht, sollten solche Verstöße gegen Forderungen eines geläuterten buchtechnischen Empfindens ausgeschlossen sein. Der Preis dieses Bandes beträgt 40 M.

In derselben Auflage erschien auch *Herr Lanzelot und das Fräulein von Astolat*, nach Malory verdeutscht von *Severin Rüttgers*, gedruckt in der alten Drugulintype und gebunden von Carl Sonntag jun. Diese Blüte des Artusromans mit ihrem schwülen, süßen Duft mag jetzt im Zeitalter Eduard Stuckens wohl so manchem lieblich entgegenduften, zumal da in der Übersetzung nichts von ihrer ursprünglichen Farbe verloren ging und die untadelige Gewandung den Eindruck des Inhalts verstärkt. Der Preis der gewöhnlichen Ausgabe (die Vorzugsexemplare auf Kaiserlichem Japan sind auch hier schon vergriffen) beträgt 30 M.

Zur Geschichte der kaiserlichen Handschriftensammlung von Rudolf Beer (Sonderabdruck aus der Weihnachtsbeilage 1912 der „Wiener Montags-Revue"). Unter der umsichtigen Leitung des Hofrates Dr. von Karabacek hat die Wiener Hofbibliothek einen Grad der Volkstümlichkeit erreicht, der ihr früher nicht eigen war. Die Ausstellung der Miniaturen-Handschriften, die Habsburger-Ausstellung, die Hans Sachs-Ausstellung und nicht zumindest die für den Eucharistischen Kongreß veranstaltete Ausstellung hat unsere, für diese etwas abseits vom Wege liegenden Gebiete nicht gerade empfängliche Bevölkerung erkennen lassen, welche Schätze und welche Augenweide in dem prachtvollen Rahmen der Hofbibliothek der Entdeckung durch die großen Massen harren. Das Bild der Hofbibliothek während des Eucharistischen Kongresses wird jedem unvergeßlich bleiben, der es gesehen. Scharen von Landleuten umstanden die Schaukästen und fanden ihr naives Ergötzen an den darin zur Schau gelegten

Herrlichkeiten. Durch die begonnene Herausgabe der Denkmale der Schreibkunst (Hiersemann, Leipzig) hat der Vorstand der Handschriften-Abteilung, Kustos I. Klasse Dr. Rudolf Beer die Möglichkeit gegeben, die schönsten Handschriften der Wiener Hofbibliothek wenigstens bruchstückweise auch ferne von ihrem Aufbewahrungsorte zu studieren, seine gelehrten Kommentare dazu erleichtern dieses Studium und bringen ganz neues Licht in so manches, bisher dunkle Gebiet. Es ist sehr zu begrüßen, daß Dr. Rudolf Beer seinen ungemein anziehend geschriebenen Aufsatz über die Geschichte der kaiserlichen Handschriften-Sammlung der Vergänglichkeit der Zeitung entrissen und in die Dauerform einer Broschüre gebracht hat. Diese schildert Entstehen und Werden der Handschriften-Abteilung der Hofbibliothek, beginnt bei Herzog Albrecht III. und schließt ungefähr bei Kaiser Franz I., umfaßt also einen Zeitraum von mehr als vier Jahrhunderten. In die Details der Broschüre einzugehen, verbieten leider die Rücksichten auf den Raum und es seien nur die allerwichtigsten Momente hervorgehoben. Insbesondere muß hier genannt werden die Tätigkeit des Kaisers Friedrich III. als Büchersammler, die des Kaisers Maximilian I. (Ambraser Heldenbuch mit dem ersten und einzigen Textzeugnis des Gudrunliedes, usw.) Ihre Nachfolger aus dem Hause Habsburg waren alle bestrebt, den von den Vätern übernommenen Schatz zu vermehren, und es sei hier nur darauf verwiesen, daß zum Beispiel Kaiser Ferdinand III. die Privatbücherei der Fugger mit 15000 Bänden erwarb, daß dann später Kaiser Leopold I. die in Innsbruck verwahrten Manuskripte der Ambraser Sammlung wieder nach Wien zurückbrachte, und zwar in Salzfässern auf einem Flosse auf der Donau. Kaiser Leopold I. erstreckte seine Sammeltätigkeit von Wien nach Innsbruck, Ofen, Madrid und Venedig, während Kaiser Karl VI. die berühmten Neapolitaner Manuskripte zu erwerben verstand. Unter ihm wurde auch der bekannte herrliche Prunksaal der Bibliothek von Fischer von Erlach dem Älteren erbaut und derselbe Monarch hatte das Glück, die Bibliothek des Prinzen Eugen und seines Generaladjutanten, des Freiherrn von Hohendorf, seiner Bibliothek angliedern zu können. Über die Bibliothek des Prinzen Eugen ist soviel geschrieben worden, daß es genügt, festzustellen, daß er die berühmte Tabula Peutingeriana und den herrlichen Kodex des Königs René besaß. Mehr Details aus der Beerschen Broschüre zu geben, ist überflüssig. Es sei auf sie selbst hingewiesen und jedem, der sich für das Wachsen einer mächtigen fürstlichen Bibliothek interessiert, das Lesen empfohlen. Kl.

Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte nebst poetischen Zugaben aus verschiedenen Ländern und Völkern. Übertragen von *G. Fr. Daumer*, verlegt bei *Eugen Diederichs, Jena* 1912.

Georg Friedrich Daumer, der Nürnberger Dichter, Philosoph und katholische Mystiker, hat sich mit seinen „Liederblüten des Hafis" (zuerst Hamburg 1846—1851) ein unvergängliches Denkmal gestiftet. Man begreift es, daß Richard Wagner von diesem verdeutschten Hafis förmlich überwältigt wurde und ihn für den größten aller Dichter erklärte. Der orientalische Reichtum der Bilder, die verhaltene Glut der Leidenschaft, die lebensweise Hoheit des Denkens, die anschmiegsame Mannigfaltigkeit der Vers- und Strophenformen lassen das Selbstlob berechtigt erscheinen:

Horch, hörst du nicht vom Himmel her,
Ein wunderherrlich Musizieren?
Du hörst die lieben Engelein
Hafisens Lieder einstudieren.

Nun wurde dieser Gedichtsammlung, die mit Goethes „Westöstlichem Diwan" sich würdig paart, endlich das edle Gewand zuteil, das ihr gebührt. Eugen Diederichs in Jena ließ sie in der Pfälzischen Verlagsanstalt in Neustadt an der Haardt aufs schönste in der Kleukensschrift drucken, deren schlanke Lettern in der Perlenumrahmung und mit den großen Initialen ein Seitenbild von anmutigster Zierlichkeit ergeben. *F. H. E. Schneidler* lehnte sich an die Art persischer Handschriften an, indem er einige seitengroße Bilder in den Text streute und dem Buche einen Titel gab, dessen reiches geometrisches Ornament, in echtem Gold dem Papier eingepreßt, die Weiß auf Schwarz stehenden Titelworte der linken und das handkolorierte Bildchen der rechten Seite, ebenfalls auf schwarzem Grunde, wundersam prächtig umrahmt. Auch das Vorsatzpapier und der Einband in rotem Leder stimmen zu dem Ganzen so vollkommen, daß hier eines der sehr seltenen Erzeugnisse unserer Buchkunst entstanden ist, das jedem reine Freude bereiten wird. Wenn man weiß, wie schwer es ist, ohne archaisierende Anlehnung an alte Muster ein gutes Buch zustande zu bringen, so steigt die Hochachtung vor dieser selbständigen Leistung zum aufrichtigen Bewundern, und wenn man ferner weiß, wie jeder Qualitätswert im Preise unserer neuen Bücher sich mit hohen Ziffern auszudrücken pflegt, so kann man zunächst nicht daran glauben, daß dieser große Band von 330 Seiten in Ganzleder nur 12 M. kosten soll. Alles kommt zusammen, um der Geliebten, der Gattin, der Freundin des Bibliophilen dieses Buch zur erlesensten und willkommensten Gabe werden zu lassen. G. W.

Die Zeitschrift „*Original und Reproduktion*" (Verlag „Original und Reproduktion", Leipzig) hat als Heft 3 und 4 ihres zweiten Bandes eine stattliche und reich illustrierte Sammelschrift über *Leipzig als Kunststadt* dargeboten. Neben dem Herausgeber *Hans W. Loose* haben dazu beigesteuert *Dr. Egbert Delpy, H. Heyne, Dr. Eduard Eyssen, Dr. O. Pelka, Dr. P. Germann, Direktor Dr. Johannes Schinnerer* und *Direktor Professor Max Seliger*.

Wir können hier nur eben auf die auch typographisch bemerkenswerte Publikation hinweisen und das um so kräftiger, da unter den deutschen Großstädten wohl keine in ihrem energischen künstlerischen Aufstreben so wenig anerkannt wird, wie unser gutes Leipzig.



Pilgerfahrten in Italien von *Olga von Gerstfeldt* und *Ernst Steinmann*. Zweite Auflage. Leipzig 1912. Verlag von Klinkhardt und Biermann. 8°. XII, 412 Seiten mit 16 Tafeln. Broschiert 6 M, gebunden 7,50 M.

Der Referent muß seine Besprechung mit der Entschuldigung eines Versäumnisses beginnen. Das vorliegende Buch ist bereits vor einem halben Jahre erschienen und auch damals bei ihm eingegangen. Durch allerlei persönliche Umstände konnte jedoch erst jetzt das Referat geschrieben werden.

Innerhalb Jahresfrist haben die „Pilgerfahrten" eine zweite Auflage erlebt, ein Ereignis, das man nur auf das freudigste begrüßen kann. Es steckt in dem feinen Bande ein zwiefaches, und es ist schwer zu sagen, welchem Teile man den Vorzug geben soll. Von großem Wert sind die kunstwissenschaftlichen Ergebnisse, aber hat nicht vielleicht doch das *menschliche* Element ein größeres Interesse hervorgerufen? Ein Lebensbuch nennt Ernst Steinmann in der Vorrede sein Buch. In der Tat ein Lebensbuch, trotz dem der Tod die Mitverfasserin bereits von uns genommen hat. Olga von Gerstfeldt (die Gattin Steinmanns) hat am 29. April 1910 in Rom ihr Leben in des Schöpfers Hand zurückgegeben. Eine zarte und feine Frau, deren Wunsch war „Unvergängliches aufzubauen", fand ein frühes Grab. Seit Jahren emsig in der Arbeit an der Kunst tätig, ging eine Wissenschaftlerin von hinnen. Aber sie war mehr. Eine reine Persönlichkeit, die uns zu bedenken gab, daß der Götter Lieblinge früh sterben. Und doch, dem ist so, der Tod hat ein reiches Leben offenbar gemacht, und zum Segen gesetzt für viele. Jetzt grüßt uns mit hellen Strahlen ihr Werk, ihr Werk, das sie mit schlanken, weißen Händen geformt, Frauenhände waren an der Arbeit. Ihr Studium galt der italienischen Renaissance, aus deren unerschöpflichem Born sie unendlich viel Schönes und Tiefes geborgen. Über den „Hof der Sforza" berichtet sie, den „Karneval von Venedig" hält sie in leuchtenden Farben fest, „Umbrien" bietet ihr Stoff, „Rom" übt seinen Zauber aus. Wie wenige hat sie die Landschaft in sich aufgenommen und verarbeitet, und welch reiche Frucht hat ihre Kunstbetrachtung getragen. In Aufsatz und Lied erzählt sie von ihren Erlebnissen. Fromm und mitleidig ist sie geworden und mit dem heiligen Franziskus will sie alle Dinge Brüder und Schwestern nennen und dem Tod vertraulich die Hand entgegenstrecken. In „stillen Gedanken" hat sie es vorausgeahnt, wie es geworden. Ihr Vermächtnis ist uns geblieben:

„Verklärt ist jetzt ihr Lieben, Streben, Leiden,
Weil die Gedanken jetzt am Leben bleiben".

So möge denn das Werk noch manche Auflage erleben, und zwiefach wirken. Steinmann hat in seinen Einführungen von seiner Gefährtin berichtet. Seine Aufsätze bringen tiefere Töne. Der hehren Gestalt Michelangelos gilt sein Wort. Die bereits früher an verschiedenen Stellen abgedruckten wichtigen Aufsätze sind hier vereinigt. Sein letzter Beitrag behandelt Capri, das sich ihm in ungetrübtem Frühlingssonnenglück gezeigt. Zu Steinmanns Anteil gehört dann zum Schlusse das Register. Der Verleger hat aus den elf Bildern der ersten Auflage jetzt sechzehn werden lassen. Die Buchausstattung ist bewährt.

Wiesbaden. 19. Januar 1913. *Gottfried Müller.*

Der Verlag *Georg Müller* in *München* beginnt schon wieder, neben seinen andern im Erscheinen begriffenen großen Gesamtausgaben, zwei neue Sammlungen deutscher Dichter. *Frank Wedekind* wird durch seine *Gesammelten Werke* der Ehren des Klassikers teilhaftig, und wer wollte dem hochbegabten Zyniker das Recht auf ein solches Denkmal seines Schaffens absprechen? Die ersten zwei Bände enthalten die Gedichte, die erst 1909 entstandene, als Selbstbekenntnis ihnen angereihte Geisterbeschwörung „Der Stein der Weisen oder Laute, Armbrust und Peitsche", die Erzählungen mit dem klassischen „Brand von Egliswyl", „Mine-Haha" und die frühesten dramatischen Werke: „Die junge Welt", „Frühlings Erwachen" und den lustigen „Liebestrank", jetzt nach dem Helden „Fritz Schwigerling" benannt. Für die Fortsetzung empfehlen wir d ingend eine sorgsamere Druckkorrektur. Im ersten Bande sind eine Anzahl sehr ärgerlicher und sinnstörender Fehler stehen geblieben. Als Beispiele seien nur folgende angeführt: Seite 213 „Wo man die Veronika nahm, war alles fest, als hätte man sie für den Metzger den Winter gefüttert. Wäre es ein dreijähriges *Kind* (richtig *Rind*) gewesen, bei meinem Eid, ich hätte zwanzig Napoleon dafür lösen wollen." Seite 367: „Der Prinz ballte die Fäuste, holte sein Schmetterlingsnetz, fing die *Mütze* (richtig *Mücke*) und sperrte sie zu seiner Gemahlin in den Käfig ein." Seite 380: „Vor mir ging Iris, das schöne stattliche Geschöpf, das vor zwei Jahren mit Lora um die *Ehe* (richtig *Ehre*) gestritten hatte, auserlesen zu werden." Zur Würdigkeit einer solchen Gesamtausgabe bedarf es nicht nur des stattlichen Äußeren, für das in diesem Falle *Paul Renner* gesorgt hat, in erster Linie gehört sich unbedingt für ein solches Unternehmen die Zuverlässigkeit des Wortlauts. Wer solche Verstöße, wie die angeführten, schmerzhaft empfindet, ist deshalb noch kein Federchenleser wie Otto Ludwigs Apollonius Nettenmair.

Daß uns hier gerade die Gestalt des Thüringer Dichters vor das innere Auge tritt, ist kein Zufall, denn die zweite neue Publikation des Verlags *Georg Müller*, von der ebenfalls schon zwei Bände vorliegen, führt den Titel: „*Otto Ludwig*, Sämtliche Werke, unter Mitwirkung des Goethe- und Schiller-Archivs in Verbindung mit *Hans Heinrich Borchardt, Conrad Höfer, Julius Petersen, Expeditus Schmidt, Oskar Walzel*, herausgegeben von *Paul Merker*." Der gesamte Umfang ist auf 18 Bände berechnet, gegenüber der Sternschen Ausgabe in sechs Bänden eine gewaltige Vermehrung. Es versteht sich von selbst, daß der Zuwachs nur den bisher unveröffentlichten Manuskripten Ludwigs zu verdanken sein wird, den „unbehauenen Schätzen", wie Merker zu Beginn seines Vorworts sagt, das einen Überblick der Vorgänger und der Grundsätze der neuen Ausgabe gibt. Es ist seine Überzeugung, eine neue auf philologischen Prinzipien

fundierte (warum nicht gegründete) umfangreiche Otto Ludwig-Ausgabe sei nicht nur eine Pflicht der Pietät gegen den toten Dichter, sondern nachgerade auch ein wissenschaftliches Bedürfnis. Die Notwendigkeit eines zuverlässigen Textes und einer erweiterten Auswahl der Nachlaßpapiere kann ohne weiteres zugegeben werden; wie weit aber das wissenschaftliche Bedürfnis reicht, das hängt von subjektiven Erwägungen ab. Uns will es scheinen, als ob die vier verschiedenen Fassungen der „Agnes Bernauer" Otto Ludwigs, für die ein ganzer Band in Aussicht genommen ist, nur der Spezialforschung zugute kommen werde, die sich schließlich doch nicht mit diesem Bruchteil der weit zahlreicheren, in den Papieren vorhandenen Bearbeitungen des Themas begnügen darf. Um eine Vorstellung von der Arbeitsweise Ludwigs zu ermöglichen, sollen an einer Reihe besonders interessanter Werke die gesamten Entwürfe, Studien und Vorarbeiten dargeboten werden. Für die zweite Abteilung, die als eine Reihe von Ergänzungsbänden erscheinen wird, sind die Studien, Kritiken und Tagebücher vorbehalten. Wer nur einmal Handschriften Otto Ludwigs gesehen hat, der weiß, daß es ein ganz unmögliches Beginnen wäre, mit typographischen Mitteln diese Photogramme einer rastlos arbeitenden Produktion wiederzugeben. Das Vorwort des Herausgebers sagt nichts darüber, in welcher Weise die technischen Hindernisse besiegt werden sollen, und doch hätten wir gern gerade darüber ein Wort gehört, weil davon so ziemlich aller gesteigerte Wert einer Erneuerung der Shakespeare-Studien abhängt. Die vorliegenden zwei Bände enthalten nur die Erzählungen bis zur „Heiteretei" (wie kommt der Herausgeber dazu, in einer wissenschaftlichen Ausgabe den Namen Heitere*th*ei so töricht zu entstellen? Würde er wohl die Schreibung „Werters Leiden" drucken lassen?) vermehrt um die wieder aufgefundene Busch-Novelle und das Märchen vom toten Kinde. Am Schlusse sind beiden Bänden sorgsame Lesarten und die interessanten Entwürfe beigefügt. In den Einleitungen von Hans Heinrich Borchardt zu den Novellen des ersten Bandes ist nur ein Punkt zu beanstanden, dieser aber auf das ernsthafteste. Es heißt über die bekannte Zeitschrift „Der Komet" auf Seite XXVII: „Die Redaktion führte der böhmische Jude Herloßsohn". Entweder weiß Borchardt über Herloßsohn so wenig, daß er sich mit diesem für die literarische Persönlichkeit und den Zusammenhang bedeutungslosen Attribut aus der Verlegenheit helfen muß, und dann ist ihm die Befähigung zum Herausgeber Otto Ludwigs abzusprechen, oder er will die von allen Literarhistorikern verurteilten Manieren eines Adolf Bartels nachahmen. Dieser bezeichnet allerdings Herloßsohn als Juden; aber sein arischer Instinkt dürfte Bartels in diesem Falle, wie in manchem andern, irregeführt haben; denn nach allen zugänglichen biographischen Nachrichten ist Herloßsohn kein Jude gewesen. Entsprechend der höheren Bedeutung des Kunstwerks geht Merker in seiner Einleitung zur „Heiterethei" mehr in die Weite und Tiefe, namentlich nach der Seite der Entstehungsgeschichte. Ein lustiges Beispiel mannigfacher Verirrungen nachbohrender Kommentatoren ist Merkers Erörterung über das Wort „Klöße", an der Spitze des Entwurfes zur „Heiterethei". Was soll es anders andeuten als die Absicht, das Thüringer Nationalgericht in dieser Geschichte zu gebührender Geltung zu bringen? Aber Merker zieht aus der allenfalls möglichen Deutung „Prügel" allgemeine Schlüsse auf die erste Konzeption der beiden Hauptgestalten. In einer Anmerkung auf Seite XI wird ein Fachgenosse mit dem Zusatz „Herr Geheimrat" genannt. Solche Geschmacklosigkeiten sind bisher höchstens in Doktor-Dissertationen vorgekommen und wir müssen der Ausdehnung dieses schülerhaften Gebarens ins Bereich der eigentlichen wissenschaftlichen Literatur aufs energischste widersprechen. *G. Witkowski.*

E. von Handel-Mazetti, Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman. I. Teil: Unter dem Richter von Steyr. *Josef Kösel, Kempten und München* 1912. (4 M., gebunden 5 M.)

So oft das Ringen zwischen dem Katholizismus und der neuen Lehre auch schon dargestellt worden ist, Enrica von Handel-Mazetti wendet das Problem ganz eigenartig. Den Vertreter des Protestantismus, Joachim Händel, den gewaltigen Richter von Steyr, stattet sie mit allem aus, was an geistiger Bedeutung, wirtschaftlicher und menschlicher Macht einen Mann nur auszeichnen kann. Stephana Schwertner ist die Tochter einer armen Schenkwirtin. In der Stadt haben die Lutherischen die Oberhand und viele Katholiken ducken sich furchtsam, bloß das Mädchen nicht. Ihr Glaube, der dabei nur ihre Verteidigungswaffe ist, reißt endlich die Zagen mit fort, sie wird die Ruferin in dem Streit, als es den Stoß abzuwehren gilt, den der furchtbare Widersacher führt. Macht ficht mit Glauben, und obendrein ist das Recht wider ihn. Die Pestgefahr erheischt es, Prozessionen ins verseuchte Land zu unterlassen, und Stephana Schwertner, die dazu aufruft, muß ihren Ungehorsam gegen das Gebot des Richters am Pranger büßen. Sie hat indes nicht anders handeln können. Die Gegner sind wohl einander wert, nur kämpfen sie mit verschiedenen Waffen und darum kommt es an Höhepunkten zu dramatischen Momenten. Ob das für einen Roman ein Lob oder einen Tadel in sich schließt sei dahingestellt. Der Sieger kann sich nie seines Sieges freuen, denn seine Waffe trifft nicht tief genug, um zu vernichten. Da Joachim Händel selbst dies Bewußtsein hat, steigert sich in den grandiosen Szenen mit seinen Gegnern der Kampf um des Glaubens willen zu einem Kampf aus Haß. Der Richter wird von den Ereignissen fortgerissen, und das ist eine gewisse Tragik. Das tiefste Problem des Romans scheint mir in der Intensität des Glaubens zu liegen, und sie ist auf den beiden Seiten, in den zwei Konfessionen, verschieden. Davon soll aber erst nach dem Erscheinen des zweiten Bandes gesprochen werden. Als Künstlerin ist die Verfasserin bekannt. Neben der dialogischen Kraft an gegebener Stelle tritt besonders die Innigkeit hervor, mit der die Dichterin ihre Religionsformen darzustellen weiß. Im Stil sucht sie sich wie immer der Zeit anzupassen und mischt Mundartliches hinein. Von den scharf umrissenen Nebenpersonen seien der Mönch Albert und



der Kaiser Matthias als besonders gelungen erwähnt. Eine breite Historie rollt sich auf, glänzend ist sie exponiert und straff durchgeführt. C. N.

Adolf Glaßbrenner. Ein Beitrag zur Geschichte des „Jungen Deutschland" und der Berliner Lokaldichtung von Dr. *Robert Rodenhauser* nebst Biographie und Register. Mit Glaßbrenners Bildnis und Faksimile seines Namenszuges, vier farbigen und drei schwarzen Tafeln nach Bildern von Hosemann und andern. *Nikolassee, Verlag von Max Harrwitz.* 1912.

Der Mann, dessen Schriften nach dem Zeugnis Varnhagens von unberechenbarer Wirkung auf die Berliner Volksstimmung gewesen sind, hätte längst eine so sorgsame und liebenswürdige Biographie wie diese verdient. Der Tribun im Narrengewand begann im Januar 1832 seine erste selbständige Publikation, die Zeitschrift „Berliner Don Quixote". Nach einem Jahre wurde sie verboten, und auf fünf Jahre war ihm jede redaktionelle Tätigkeit in Preußen untersagt. Gleichzeitig aber hatte er die ersten Hefte der Sammlung herausgegeben, die ihn berühmt machen sollte: „Berlin, wie es ißt und trinkt" die freilich nach dem sechsten Hefte ebenfalls der Zensur verfiel. Es folgte neben anderen Schriftchen das „Bunte Berlin", von dem seit 1837 15 Hefte bis 1853 erschienen. Als Glaßbrenners Gattin, die Schauspielerin Adele Peroni, 1841 nach Neustrelitz engagiert wurde, setzte er dort die Reihe der kleinen Heftchen fort, dazwischen gab er einen größern Band „Verbotene Lieder", Bern 1848 heraus, die noch 1870 eine fünfte illustrierte Auflage erlebten. Das Hauptwerk aber dieser Zeit war der „Neue Reinecke Fuchs", der schon vor dem Erscheinen verboten wurde, aber doch sofort in 5000 Exemplaren verbreitet war. Nach 1848 wurde Glaßbrenner aus Mecklenburg ausgewiesen und lebte seitdem in Hamburg. In Berlin hatten ihn Kalisch und Dohm entthront und die politische Satire war in ihrem neuen Organ, dem „Kladderadatsch", auf eine andere Tonart gestimmt. Weder mit Kinderschriften noch mit neuen Journalen kam Glaßbrenner in Hamburg auf einen grünen Zweig. Er kehrte 1857 in die Vaterstadt zurück und übernahm die Leitung der „Montags-Zeitung", die zuerst unter dem Namen „Berlin" erschien. Er brachte das Blatt in seinem Selbstverlag in die Höhe, seit 1860 gemeinsam mit Schmidt-Cabanis, und gewann dadurch für sein Alter eine sichere Lebensgrundlage. Schnell nahm ihn am 23. September 1876 der Tod hinweg. Es wird nicht gelingen, ihn und seine Werke auf den hohen Sockel der Unsterblichkeit zu heben, aber ein so verständiger und unterrichteter Spezialforscher wie Rodenhauser bringt uns doch die Gestalten des Herrn Buffay und des Guckkästners, vor allem aber den Eckensteher Nante wieder nahe, der freilich seine Entstehung nicht, wie man gewöhnlich annimmt, Glaßbrenner, sondern dem Komiker Beckmann verdankt. Nicht vergessen wird auch der Bilderschmuck Hosemanns, von dem eine Anzahl Proben in schwarzen und farbigen Nachbildungen dem Buche beigefügt sind. Hier sehen wir die immer wiederkehrenden Typen der literarischen Miniaturen lebendig vor uns, und wir begegnen ihnen gern immer wieder. Rufen sie uns doch das Bild eines der wenigen politischen Humoristen Deutschlands und des besten Schilderers der Berliner Volksseele zurück.

G. W.

Die Satiren des Herrn Maschine. Ein Beitrag zur Philosophie- und Kulturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts von Dr. *Ernst Bergmann.* Mit einem Bildnis Lamettries. *Ernst Wiegandt*, Verlagsbuchhandlung, *Leipzig* 1913.

Im XVIII. Jahrhundert schrieb man pragmatische Philosophiegeschichte, betrachtete und stellte frühere Systeme nur als Vorstufe, als Hinweis auf die eigne Lehre dar. So hat zum Beispiel Kant gegen Ende seiner ersten Kritik die „Geschichte der reinen Vernunft" skizziert. Die Geschichtswissenschaft des XIX. Jahrhunderts hat die Vergangenheit aus diesem nur funktionellen Verhältnis zur Gegenwart erlöst, ihr den Eigenwert zurückgegeben. Sie betrachtet das Frühere nicht mehr als ein Vorläufiges, sondern als ein Definitives, und sucht es nur in seiner Bedingtheit, aus seiner Zeit heraus zu begreifen.

Nun ist das XVIII. Jahrhundert die Epoche, in der sich in dem philosophischen Denken des europäischen Kontinents unter Frankreichs Führung ein entscheidender Umschwung vollzieht. Die bisher herrschende deduktive Methode wird von der in England schon seit dem XVII. Jahrhundert blühenden induktiven über den Haufen geworfen. Das hat einen langen Kampf gekostet, der erst durch Kant einen freilich auch nur vorläufigen Abschluß fand. Einer der ersten aber, der das Signal zum Streite blies, war *Lamettrie* oder, wie er sich selbst genannt hat: der Herr Maschine.

Er hat den Feldzug gegen die Dogmatiker in einer Form eingeleitet, wie man sie bei ersten Verkündern neuer bewegender Ideen nicht selten findet: übermütig, satirisch, in unsystematischem Vortrage, ohne Scheu und Achtung vor dem Überkommenen — radikal. So ist es erklärlich, daß seine boshafte, oft zynische Feder ihn lange Zeit um die Anerkennung seiner positiven Verdienste gebracht hat. Erst über hundert Jahre nach seinem Tode ist *Albert Lange,* der berühmte Verfasser der „Geschichte des Materialismus", zu seinem „Retter" geworden. Und seitdem hat die Schätzung dieses Mannes eher noch zugenommen; auch das vorliegende kleine Werk ist tief von ihr durchdrungen.

Bergmann macht nicht das gesamte philosophische Lebenswerk Lamettries zum Gegenstand seiner Betrachtung, sondern nur einen kleinen Ausschnitt: seinen Streit mit dem damaligen Göttinger Professor der Medizin *Albrecht Haller*, der uns freilich als Verfasser der „Alpen" viel bekannter ist. Einen besonderen Anlaß zu dieser Wahl gab ihm der glückliche Fund mehrerer verschollener Satiren Lamettries aus dieser Zeit. Er vermochte infolgedessen die literarische Fehde in einer bisher unmöglichen Ausführlichkeit zu berichten und statt der bisher nur bekannten zwei Phasen deren vier zu unterscheiden. Über diesen rein wissenschaftlichen Gewinn hinaus ist es höchst unterhaltend, sich in ansprechender Form erzählen zu-



lassen, wie der „ernst strebende, aber disziplinlose, in der Atmosphäre französischer Sittenverderbnis aufgewachsene" Franzose, dem die Satire Lebenselement war, den „frommen, sittenstrengen, etwas pedantischen" deutschen Professor oft in den verblüffendsten Formen zum besten hält. Es ist schon ganz richtig, was Bergmann Seite 8 f. über den ganzen Streit meint: „Unsere moralischen Sympathien gehören Haller, unsere ästhetischen Lamettrie." F. K.

Eduard Mörike, Sein Leben und Dichten dargestellt von *Harry Maync.* Mit Mörikes Bildnis. Zweite, stark überarbeitete und vermehrte Auflage. *Stuttgart und Berlin* 1913, *J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.*

Dem besten Buche, das wir über Mörike haben, ist der verdiente Erfolg einer zweiten Auflage nach zwölf Jahren Anlaß einer gründlichen Erneuerung geworden. Gerade dieser Zeitraum brachte durch das Freiwerden der Werke und die gesamte literarische Konstellation einen unerwarteten Aufschwung des Interesses an der liebenswürdigen Gestalt des feinen schwäbischen Poeten. Jetzt möchte man fast die andringende Menge der Bewunderer abzuwehren suchen, damit nicht die Überschätzung diesem „Sonntagskind der Kunst" noch so spät gefährlich werde. Denn auch ein überschätzendes Vorurteil schädigt die Wirkung einer künstlerischen Hinterlassenschaft, zumal eine so empfindliche. Liliencrons Wort: „Weil du ein wirklicher Dichter warst, so hast du den Vorzug, daß dich der Deutsche nicht kennt", gilt auch heute noch von Mörike, freilich in anderem Sinne als früher. Das richtige Bild Mörikes zeichnet das schöne Buch Mayncs gerecht, kenntnisreich und mit Geschmack. G. W.

Paul Kersten, Der exakte Bucheinband. Mit 136 Abbildungen. 58 Tafeln, 80 Papiermustern. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 1912. *Wilhelm Knapp, Halle a. d. Saale.* (6,50 M.).

Der ersten Auflage dieses guten Buchbindereibuches ist, in der alten vortrefflichen Ausstattung schon nach zwei Jahren eine neue gefolgt, gewiß ein Zeichen dafür, daß es für die Praxis geschrieben, auch von der Praxis nach Gebühr aufgenommen ist. Die sehr anschauliche, von zahlreichen Abbildungen unterstützte Beschreibung der heute für die Herstellung handgearbeiteter Einbände meist üblichen Bindeweisen und der Handdruckverzierungsverfahren kann auch dem Nichtbuchbinder viele Anregungen und Belehrungen geben und wird den Büchersammlern als technisches Handbuch sehr nützlich sein. Die Bibliophilen, zumal die Freunde der Liebhaberausgabe, sollten den Wert der buchtechnischen Literatur für ihre Handbibliothek nicht unterschätzen. Je mehr sie durch theoretische Studien, die hier aber notwendigerweise auch mit dem Besuch von Maschinensälen und Werkstätten verbunden sein müssen, ein eigenes richtiges Urteil über die technischen Grundlagen des modernen Buchgewerbes gewinnen, desto mehr werden sie auch die Erzeugnisse der Luxusbücherindustrie in ein richtiges Verhältnis zu den Leistungen echter Buchkunst bringen können.

In Deutschland hat die Entwicklung des Verlagseinbandes gerade bei manchen Liebhaberausgaben eine Richtung genommen, um die uns die hier besser unterrichteten Engländer und Franzosen gewiß nicht beneiden werden: man will aus dem Masseneinbande, ganz im Gegensatze zu seiner eigentlichen Zweckbestimmung, ein billiger Einband zu sein und zu seinem Gebrauchswerte, der auch durch die schönsten Überzugsstoffe und Verzierungen nun einmal nicht erhöht werden kann, mitunter einen Prachtband machen. Dem gegenüber hat die moderne deutsche Einbandkunst, die „von dem guten Stück Arbeit", von der besten Gebrauchsform des Bucheinbandes und nicht vom Deckenschmucke ausgehen muß, wohl eine regere Teilnahme schon besser unterrichteter Sammler gefunden, ohne daß daß doch die Buchbinderei als Kunstgewerbe die Stellung einnimmt, die man in den Ländern einer alten bibliophilen Tradition und eines mehr selbstsicheren bibliophilen Geschmackes ihr ohne weiteres zuerkennt. Wenn der deutsche Buchbinder, wie das heute viel geschieht, von dem schlecht unterrichteten Einbandliebhaber an den besser zu unterrichtenden appelliert, so klingt das mitunter noch wie ein Ruf zum Streit der Buchbinder gegen die Buchkünstler, weil der Buchkünstler ein moderner deutscher Beruf geworden ist, der für den einigermaßen befähigten und fleißigen auch ein recht einträglicher Beruf geworden ist. Und so sind dann in diesem Zusammenhange Buchkunstfragen zu Standesfragen der Vertreter verschiedener Zweige des Buchgewerbes geworden, bei denen der hochbezahlte „Künstlerentwurf" und die selbständige Tätigkeit des bindenden und einbandverzierenden Buchbinders in einen Gegensatz gebracht werden, den es nicht gibt. Denn in Dingen der Kunst entscheiden noch immer die schönen Leistungen, nicht die schönen Worte. Es wäre eine arge Selbsttäuschung, wenn wir annehmen möchten, alle Leistungen der neudeutschen Buchkunst seien höchste Leistungen und ein irgendwie bekannter Name verbürge ohne weiteres ein Meisterwerk. Das gilt ebenso für die Bewertung der schönen Drucke wie der illustrierten Bücher und der Einbände. Bewertung und Wert sind nicht gleichbedeutend wie Ausstattung und Ausführung nicht gleichbedeutend sind. Die Ausstattung kann blenden und Mängel der Ausführung können einem über die technischen Notwendigkeiten der Herstellung von Büchern nicht Unterrichteten leicht entgehen. Ein Enthusiast der Liebhaberausgabe, der einen Prachtdruck als typographische Offenbarung rühmt, bei dem nicht einmal Register gehalten wurde, ein Kenner des Bucheinbandes, dem außer einigen buchbinderischen Fachausdrücken nichts von den wichtigsten technischen Einzelheiten der Binderarbeit bekannt ist, für den etwa auch die elendesten echten Bünde als etwas ganz Vorzügliches gelten, weil gut gearbeitete echte Bünde in der Tat etwas ganz Vorzügliches sind, dürfen nicht als Förderer und Gönner einer noch jungen und gegen allerlei Widerstände auch im eigenen Lager kämpfenden Bewegung gelten. Und deshalb können so vorzügliche technische Handbücher wie das Kerstensche Buchbindereibuch auch den Bibliophilen und Buchkunstfreunden, die das wirklich sind, hochwill-



kommen sein als ein brauchbares Hilfsmittel, ein eigenes Urteil in buchtechnischen und damit auch in buchkünstlerischen Dingen zu festigen. G. A. E. B.

Zu dem früher angezeigten ersten Bande von *Gertrud Storms* Biographie ihres Vaters *Theodor Storm* (Verlag von *Karl Curtius* in *Berlin W*) ist jetzt die Fortsetzung in Gestalt des zweiten Bandes hinzugekommen. Er behandelt das Mannesalter, die Jahre von 1853 bis zum Tode, am 4. Juli 1888, mit derselben liebevollen Kleinmalerei, demselben erfreulichen Zuwachs an Einzelkenntnissen über den Dichter und seinen engsten Kreis wie der Vorgänger. Die reichlichen Mitteilungen aus Briefen und eigener Erinnerung der Verfasserin geben ihrer Arbeit etwas von der Wärme der Selbstbiographie, in der die Werke nicht auf ihre literarische Bedeutung, sondern nur auf die persönliche Note hin behandelt werden. Als Zugabe erhalten wir Storms letzte unvollendete Arbeit, die „Armesündenglocke" und neben ein paar guten Bildern aus dem Familienkreise, ein interessantes Blatt aus dem „Fest auf Haderslevhuus".

Leo Sternberg, Die Nassauische Literatur. Eine Darstellung ihres gegenwärtigen Standes auf der Grundlage des älteren Schrifttums. Wiesbaden. Heinrich Staadt 1913. 8°. 96 Seiten in Pappband. 1,60 M.

In Heft 9 des laufenden Jahrgangs konnten wir aus dem Staadtschen Verlag Vrieslanders Wiesbaden zur Anzeige bringen. Heute bringt der Verlag ein mit Sorgfalt ausgestattetes weiteres Stück Lokalliteratur, das aber überall Interesse finden dürfte. Nicht allein, daß im Mittelalter manches von Nassau ausgegangen, was längst Allgemeingut (Limburger Chronik usw.), auch in den Tagen der Klassik und Romantik spielt sich hier mancherlei ab, wie denn auch in unserer Zeit Nassau einige bedeutende Dichter hervorgebracht hat. An erster Stelle steht wohl Alfons Paquet, den Sternberg eingehend würdigt. Des weiteren käme Sternberg selbst als weithin bekannter Nassauer in Frage, dem sich Willy Rath, mehr als Tagesschriftsteller denn als Dichter bekannt, anschließt. Noch weiteres zu nennen liegt nicht im Rahmen dieser Zeilen. Das Büchlein sei allen denen empfohlen, die an der Entwicklung unserer Literatur Anteil nehmen. Vielleicht kommt später einmal ein oder der andere Name zu Ehren, der hier heute noch etwas im Hintergrund warten muß. G. M.-W.

Die hellenistisch-römische Kultur. Dargestellt von *Fritz Baumgarten*, *Franz Poland*, *Richard Wagner*. Mit 440 Abbildungen im Text, 5 bunten, 6 einfarbigen Tafeln, 4 Karten und Plänen. Verlag von *B. G. Teubner* in *Leipzig* und Berlin 1913.

Die drei Verfasser haben ihrem früheren, mit so vielem Beifall aufgenommenen Werk über die hellenische Kultur nun die, eigentlich notwendige, Ergänzung gegeben, und sie wird wohl mit noch größerer Freude aufgenommen werden. Alle guten Eigenschaften des ersten Werkes treffen wir hier von neuem an: vollständige Beherrschung des Materials in bezug auf Denkmäler und Forschungsergebnisse, gedrängte und trotzdem anmutige und farbige Darstellung von musterhafter Disposition, zahlreiche und gut gewählte Abbildungen. Was aber dem neuen Bande den höheren Wert verleiht, das ist der bis zu den Grenzen der antiken Kulturwelt und über sie hinausreichende Stoffkreis, der ein solches Handbuch zur Orientierung für den Fachmann und Liebhaber um so wünschenswerter erscheinen läßt. Die Kulturentwicklung vom Tode Alexanders des Großen bis zum Beginn der fünften nachchristlichen Jahrhunderts ist nach dem Stande unserer heutigen Kenntnisse nirgends so wie hier geschildert worden. Dem Verlag gebührt für die treffliche Ausstattung und den mäßigen Preis (geheftet 10 M., in Leinwand 12.50 M.) Anerkennung.

Andreas Thom, Lindeleid. Das Kind und die Leute. Erzählung. *Rütten & Loening, Frankfurt a. M.* 1913 (3,50 M., gebunden 4,50 M.)

Lindeleid ist ein kleines buckliges Mädchen; sie wohnt in einem kleinen Städtchen und verbringt mit ihrer Mutter einen Teil des Sommers auf dem Dorfe bei den Großeltern. Soviel erfährt das Kind an äußerem Erleben. Die Leute ringsum gehen ihren Weg für sich. Schicksale vollziehen sich, Geburt und Tod lösen einander ab, ein ganzes Weltbild zwängt sich in den Ereignissen zusammen, die da in dem abgelegenen Dorfe geschehen. Recht düster ist es freilich. Denn die Bauern von Annenmühl sind erdennahe, leidenschaftliche Menschen, deren Triebe an Sünde und Verbrechen grenzen oder gar dahin ausschlagen. Lindeleid aber weiß von alledem doch sehr wenig, die meisten dieser herben Gestalten kommen nicht mit ihr in Berührung. Da liegt eine Schwäche des Buches, denn ob es gleich nur auf den Titel hinausläuft, so ist doch die kleine, liebe Kindergestalt nicht die Heldin geworden. Was das Mädchen auffängt, das gestaltet sich in ihrer Seele zu einem eigenen Bild, indessen entstehen wohl nur wenig Eindrücke, die von den Leuten herrühren, die sie umgeben. Lindeleid wandelt durch sie hindurch auf ihrem eignen Wege, ein reines Kind, das in keine Anschauungen hineingezwungen wird und sich selbst mit den Dingen auseinandersetzen muß. Nur ihre starke Liebebedürftigkeit bestimmt sie dabei. Die ganz auf sich gestellten Kinderszenen, beim Spiel etwa oder auf dem Spaziergange mit der Mutter, sind psychologisch die wertvollsten. Die besonderen Vorzüge des Buches sind aber formaler Natur. Hier weist Thom dem Epiker neue Wege. Die Darstellungsweise paßt sich jederorts dem Seelenhabitus der Handelnden an. Um das Erwachen der träumenden Lindeleid vorzubereiten, beschreibt der Dichter das Heransteigen des Morgens mit der belebenden Einfühlung des Kindes. Den Gedanken, die sich Lindeleid von den Erscheinungen der Nacht machen würde, entspricht ein märchenhaftes, zauberisches Nachtbild, in das dann ein hotteln-des Gefährt die Wirklichkeit zurückbringt. Der Stil ist von allen jenen Verirrungen frei, den Tisch mit



dem Zentimetermaße zu messen oder den schief eingeschlagenen Nagel in der Wand zum Objekt der Detailschilderung zu machen. Darum kann sich die Erzählung bis an die äußersten Grenzen in Dialog auflösen; und wenn dann die Sprechenden jedesmal besonders genannt werden, wie es sehr oft geschieht, wirkt das fast dramatisch. Das Fehlen langer epischer Vorberichte zwingt den Leser zu ständigem Nachschaffen, um aus den knappen Worten und raschen Handlungen den seelischen Zusammenhang zu erfassen. Man kann keine Zeile des Buches überschlagen, ohne einen Verlust zu erleiden: Ein Überhasten der Geschehnisse folgt aber keineswegs daraus, die komprimierte Kausalität, die der Stil erzeugt, entspricht nur dem gespannten Leben kraftvoller Menschen, die von nervöser Stimmungsmache und Selbstzerfaserung frei sind. C. N.

Mit bewundernder Anerkennung haben wir die zwölf Holzschnitte *Walther Klemms* zu Costers „Tyll Ulenspiegel" angezeigt. Neuerdings hat der Künstler in einer zweiten Serie von ebenfalls zwölf *Holzschnitten zu Goethes Faust* noch Bedeutsameres geleistet. Die gleichförmigen, mäßig großen Blätter sind in einer Weise aus der natürlichen Schwarz-Weiß-Technik heraus empfunden, daß dieser ihre letzten möglichen Wirkungen abgewonnen werden. Wie strömen die Lichtfluten auf den am Boden liegenden Mephistopheles des Prologs im Himmel herab! Wie glänzt der Silberstrom weithin durch das Gefilde des Osterspaziergangs! Wie geisterhaft flimmert das weiße Licht um den Rabenstein! Und ebenso sind in der Komposition dieser zwölf Blätter Kraft und Mäßigung, dem Holzschnittstil völlig entsprechend, miteinander verbunden. Es ist ein Stil der Symbole, der Abkürzungen, der einfachen Melodie mit geheimnisvollen, mächtigen Untertönen, die der Größe der Dichtung Goethes näherkommen, als irgendeine andere Illustrationsart. In seiner zweiten neuen Mappe, die er *„Vogelbuch"* genannt hat, läßt Walther Klemm sich in einen Wettstreit mit japanischen Vorbildern ein und besteht ihn. Er hat den großen Meistern des Ostens all ihre Künste abgesehen: die sichere Beobachtung des tierischen Gebarens in Sprung und Flug, die subtile und doch nicht kleinliche Wiedergabe des Federwerks, die Finessen der Einfärbung und des weichen Drucks der Holzplatten — man weiß nicht, was an diesen sechs Blättern mehr zu bewundern ist, ob die geistvolle und scharfe Erfassung der Tierseele oder die Sorgfalt und der unendliche Fleiß der Arbeit. Von jeder der beiden Folgen sind 40 Abzüge hergestellt worden, deren Vertrieb der Verlag des „Bücherwurms" in Dachau besorgt. G. W.

Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Schrift. Von Dr. *R. Stübe* in Leipzig. *Verlag des Deutschen Buchgewerbevereins, Leipzig* 1911. (Monographien des Buchgewerbes, herausgegeben vom Deutschen Buchgewerbeverein, VI. Band. Heft 1. Vorstufen der Schrift.)

Ein kleines Schriftchen von 104 Seiten mit 51 Abbildungen, aber es ist so klar und anschaulich geschrieben, daß es die weiteste Verbreitung verdient. Es enthält vier Aufsätze, zu jedem ist ein Literaturverzeichnis beigefügt, das eingehendere Forschung ermöglicht: Stufen der Schriftbildung, vorgeschichtliche Schriftmalerei, afrikanische Negerschriften, Marken und Symbole. Man kann das Notwendige nicht knapper und reizvoller ausbreiten, als hier geschehen ist.

H. S.

Zwei Opern-Burlesken aus der Rokokozeit: „Télémaque", Parodie von Le Sage. Paris 1715; „The Beggar's Opera" von Gay und Pepusch. London 1728. Mit sieben Abbildungen. Zum erstenmal mit der Musik neu herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von *Georgy Calmus. Berlin,* Kommissionsverlag von *Leo Liepmannssohn*, Antiquariat, Bernburger Straße 14. 1912.

Es war ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, diese beiden berühmten Burlesk-Opern zu erneuern; denn sie sind nicht nur wichtige Denkmäler einer großen vergangenen Epoche, sondern verdienen auch um ihrer Texte und Kompositionen willen Aufmerksamkeit. Die sehr ausführliche Einleitung gibt zunächst einen Abriß der Geschichte der Opéra comique. Manche wertvolle Ergänzungen dazu wären in den beiden französischen Spezialwerken über diesen Gegenstand zu finden gewesen, bei Maurice Albert, „Les Théâtres de la Foire" (Paris 1900) und bei N. M. Bernardin, „La Comédie Italienne en France et les théâtres de la foire et du Boulevard". (Paris 1902). Die Art, wie Le Sage den schwülstigen Text der großen Tragédie lyrique, „Télémaque et Calypso" travestierte, war überaus witzig, noch reizvoller jedoch die Umgestaltung der feierlichen Musik des Destouches mit Hilfe der gangbarsten Gassenhauer, als deren Autor wohl Jean Claude Gillier zu gelten hat. Wir erhalten die Ouverture und den berühmten Seesturm aus der „Alcione" von Marais, die der Parodie des „Télémaques" zur Einleitung diente in geschicktem Auszug, dann die vollständige Musik des „Télémaque" und freuen uns der liebenswürdigen Melodien und des gefälligen Satzes. Als die französische große Oper sich auch in England einbürgerte, trat ihrem übertriebenen Pathos dort noch erfolgreicher die Parodie entgegen. Mit einem Erfolg von beispielloser Stärke und Dauer wurde seit dem 29. Januar 1728 „The Beggar's Opera" in London aufgeführt, verfaßt von dem trefflichen Lyriker John Gay. Hier wird der pompösen Schar der Opernhelden eine Verbrechergesellschaft aus dem England der Gegenwart in realistischem Kostüm gegenübergestellt, zu dem das Pathos ihrer Redeweise in komischen Widerspruch tritt. Statt des Rezitativs wendet Gay den gesprochenen Dialog an, statt der Arien nach dem Vorbild des Théâtre italien Volksmelodien, die ihm der Berliner Pepusch bearbeitete. Calmus analysiert diese Musik sehr gut auf ihre Vorgänger und ihre Faktur hin. Die Melodien wurden so populär, daß sie immer wieder, auch von berühmten Musikern wie Haydn, Beethoven, Weber, Hummel, bearbeitet wurden. An die „Beggar's Opera" schloß sich ein literarischer Streit und wie der große Erfolg leicht begreiflich macht, eine Reihe von Nachahmungen. Eine unter ihnen „The



Wives metamorphos'd or the devil to pay" von Coffey wurde von dem preußischen Gesandten in London, Caspar von Bork, übersetzt und in Leipzig 1743 aufgeführt. Eine neue Bearbeitung desselben Sujets durch Christian Felix Weiße erschien auf derselben Bühne am 6. Oktober 1752, und eine dritte, dem französischen Singspiel angenäherte von demselben Dichter mit neuer Musik von Johann Adam Hiller wurde am 28. Mai 1766 der Grundstein der deutschen Operette, die schnell bis zu der Höhe von Mozarts „Belmonte und Constanze" hinaufwuchs. Die „Beggar's Opera", das Vorbild der ganzen Gattung, hielt sich aber bis ins XIX. Jahrhundert hinein frisch, wie ein damals gedrucktes undatiertes, aber schwerlich vor 1820 entstandenes Textbuch in meinem Besitz bezeugt. Der Neudruck, dem eine deutsche Übersetzung beigefügt ist, bedeutet ein wirkliches Verdienst. Ihn schmücken interessante Bilder und ein Teil der Vignetten der dritten Ausgabe von 1729. Schade, daß der Herausgeber nicht von einem tüchtigen Buchkünstler beraten wurde; es hätte sich aus diesen beiden Rokokowerken mit Hilfe der nachgebildeten Schmuckstücke leicht auch typographisch etwas sehr hübsches gestalten lassen. Indessen darf man der wertvollen Gabe auch in diesem, etwas zweifelhaften Gewand herzlich froh sein.

G. Witkowski.

Kleine Mitteilungen.

Im *Deutschen Buchgewerbehause zu Leipzig* ist eine sehr inhaltreiche Ausstellung von Buchillustrationen arrangiert, die uns die Erzeugnisse der letzten Jahre — zum Teil in den Originalzeichnungen — vorführt. Überraschungen birgt sie allerdings nicht. Die erprobten Künstler dieses Gebietes sieht man gelassen, aber bestimmt ihres Weges ziehen; die jüngeren machen naturgemäß einige Kreuz- und Quersprünge. *Alois Kolb* zeigt die radierten Illustrationen und Initialen zu Ibsens „Kronprätendenten" (Druck der Leipziger Akademie). Die graphischen Darstellungen sind sehr düster gehalten und wirken recht schwer durch das wenig differenzierte Schwarz. *Steiner-Prags* Illustrationen zu Anton Francesco Grazzini „Die Nachtmähler" (Georg Müller, München 1912) erscheinen auch etwas verhärtet gegenüber den flüssigeren Gestaltungen früherer Arbeiten, der Blätter zu den „Elixieren des Teufels" und zum „Uilenspiegel". *J. V. Cissarz* bringt landschaftliche Szenen von feiner Stimmung als Illustrationen zu den Gedichtsammlungen von Gustav Schwab und Voigt-Diederich (Diederichs Verlag). Von *Franz Christophe* sieht man die ihrer Art nach bekannten Federzeichnungen zur „Puderquaste" von Franz Blei (Georg Müller, München 1912) und zu Herman Bangs „Exzentrischen Novellen" (S. Fischer, Berlin). Auch *Karl Walser* bleibt mit seinen Radierungen zum „Faublas", die übrigens in einem herrlichen, goldbraunen Ton gedruckt sind, und zu den Cassirerschen Verlagswerken: Denon, „Eine einzige Nacht", Ninon de l'Enclos, „Liebesbriefe" und „Leonce und Lena" innerhalb seiner geläufigen Ausdrucksmittel. Nur in den farbigen Lithographien zu „Mademoiselle de Mauwin" (Georg Müller) weiß er die duftige Wirkung seiner Farbflecken durch noch größere Vereinfachung in Farbe und Form zu steigern. Schon des öfteren gelobt sind *Emil Pottners* ausgezeichnete Tierbilder aus „Vögel am Wasser" und „Sommertage im Geflügelhofe" (Paul Cassirer). Zu ihnen gesellt sich eine unveröffentlichte Folge von Federzeichnungen: „Geschichte einer jungen Krähe", die die gleiche Lebendigkeit und Frische einer starken Zeichenkunst besitzt. Zu *Marcus Behmers* Radierungen für Voltaires „Zadig" (Cassirer, Panpresse) läßt sich in ihrem Gemisch von Naivität und Raffinement schwer Stellung nehmen. *Alfred Kubin* versteht mit seinen phantastischen Bildern zu „Poes Novellen" (Georg Müller) stärker zu packen, als *Paul Scheurich* mit seinem wenig gruseligen „Gespensterbuch" (Georg Müller). Eine eigene Note besitzen *F. A. Delavillas* Illustrationen, deren formaler Stil und intensive Farbenfreudigkeit aber in der Darstellung übereleganter Menschen größere und reinere Wirkungen zu erzielen vermögen als in der schlichten Märchenerzählung. Auf einen ernsten Ton sind *Hubert Wilms* Radierungen zu einem „Lebenslied" von Karl Henckell und seine tief erfaßten „Passionsszenen" gestimmt. Von *Max Slevogt* finden wir die genügend bekannten Lithographien aus: „Sindbad der Seefahrer", von Ernst Stern eine Reihe drastischer Zeichnungen für Witzblätter, von *Ignaz Taschner* in Zeichnung und Farbe herbe und gesunde Illustrationen zu L. Thomas „der heilige Hies" (A. Langen), von *Alphons Woelfle* sehr feinfarbige Stimmungen und Idylle, von *Rudolf Hesse* reizvolle und launige Federzeichnungen; dann *Angelo Janks* flotte Manöverbilder, *Hans von Volkmanns* freundliche Landschaften, *Rudolf Schiestls* und *Otto Ubbelohdes* sachlich wirksame Illustrationen; von *Adolf Münzer* ist ein „Aschenputtel" und von *Arpad Schmidhammer* ein „Rotkäppchen" illustriert. Für den Einhorn-Verlag hat *Walter Klemm* ein „Vogelbuch" mit merklich japanischen Tierbildern ausgestattet, während er sich in den „Faust"-Holzschnitten wieder auf seinen eigenen markanten Stil besinnt. Ähnliche energische Ausdrucksformen gibt *Max Unhold* in seinen Holzschnitten zum „Gargantua". Von einer natürlichen Begabung für das Groteske zeugen die Blätter von *Hanns A. Müller*. Seine Illustrationen zur „Prinzessin Ursula (Haessel Verlag, Leipzig) und Jean Paul „Katzenbergers Badreise" (Dr. Zeitler) bieten neben der amüsanten Erfindung auch löbliche Eigenschaften graphischen Könnens.

Einen besonderen Raum nimmt die Abteilung „Illustrationen für Kinderbücher" ein. *Josef Mauder* zeigt eine ganze Reihe seiner in Farbe und Zeichnung kraftvollen und verständlichen Illustrationen für Bilderbücher. Demselben Anschauungskreise gehören die Arbeiten von *Eugen Osswald Walther Caspari* und *Ernst Liebermann* an während die Kunst eines *Ernst Kreidolf* wohl höhere Aufnahmefähigkeit und größeren Phantasiereichtum von den Kindern verlangt. Neben den kunstvollen Schattenbildern von *Johanna Beckmann* sieht man sehr spaßhafte Silhouetten von *Wilhelm*



Repsold, Szenen aus einer Malschule, Bilder aus Museumssälen und Soldatentypen. Mit ausgeschnittenen Buntpapierstücken klebt *Friedrichson-Dachau* recht lustige Bilder zusammen.

In den oberen Ausstellungsräumen des Buchgewerbemuseums zeigen zwei Leipziger Künstler, *Theo Paul Herrmann* und *Herbert Graß*, ihre graphischen Arbeiten. Herrmann dekoriert seine Flächen maßvoll mit einem energischen und klar geführten Linienornament, dessen Wirkung öfter durch gewählte Farben unterstützt wird. Herbert Graß dagegen hat sich in ein schwierigeres Gebiet gestürzt, wie schon die Titel seiner Arbeiten beweisen: „Wir, Gedanken über Religion und Liebe" und „Keimende Gärten". Wir wollen seine ehrlichen Versuche, den kühnen Gedankenflug auf das Papier zu bannen, gebührend anerkennen.

Dr. *Hans Wolff.*

Dem erst vor kurzem erschienenen Katalog 45: „Zur Geschichte des Humanismus" (953 Nummern auf 205 Seiten mit 17 Abbildungen) läßt jetzt der *Münchener* Antiquar *Halle* den nicht minder interessanten Katalog 46: *„Deutsche Literatur bis zum dreißigjährigen Kriege"* folgen. Auch in diesem Katalog ist nicht eine bloße Aufzählung von Büchertiteln gegeben, sondern beinahe einem jeden der auf den 160 Seiten verzeichneten 463 Werke folgen sehr ausführliche bibliographische Nachweise und viele literarisch wertvolle Notizen, die allein schon jedem für diese Zeit sich interessierenden Bücherfreunde die Anschaffung dieses Kataloges wünschenswert erscheinen lassen (Preis 1 M.). Aus dem reichen Inhalt seien kurz erwähnt: *„Brants Narrenschiff"* in verschiedenen alten Ausgaben, darunter das vermutlich einzige komplette Exemplar der zweiten Ausgabe Grüningers von 1497; zusammen mit Geilers v. Keisersberg „Navicula" in erster Ausgabe in gleichzeitigem Holzband (1000 M); *Huttens „Gesprächbüchlein*, *Luthers Namenbüchlein*, *Murner, Nasus"* und sonstige religiös-polemische Schriften, von *Gengenbach* unter anderen die „Novella" mit dem köstlichen Titelholzschnitt, von *Fischart* das äußerst seltene Flugblatt „Ausspruch des Esels" (Gauchlob) (220 M.). *Hans Sachs* ist allein mit 23 Originaldrucken vertreten. Von den alten *Ritterromanen*, *Historien und Volksbüchern* seien hervorgehoben: das *„Buch der Liebe"* von 1587 (zu 650 M.; schon vor Jahren brachte ein nicht ganz vollständiges Exemplar 445 Gulden!), das *„Heldenbuch"* von 1560, die „sieben weisen Meister" (darunter eine fast unbekannte Ausgabe), die *„Gesta Romanorum*, *Pfores Bidpai-Übersetzung*, *Sachsenheims Mörin"* usw. usw. *Volkslieder* sind einzeln wie in ganzen Sammlungen reichlich vorhanden. Ergänzend sei bemerkt, daß Morhofs „Unterricht von der deutschen Sprache" auch die erste gedruckte Überlieferung des schon von Lessing so bewunderten, schönen Volksliedes „Kein seeliger Tod ist in der Welt, Als wer fuerm Feind erschlagen: Auff gruener Heid, im freyen Feld, Derff nicht hoern gross Wehklagen" enthält. Typographisch interessant sind unter anderem die *Historie von Tobias* als eines der ersten in *Schreibschrift gedruckten* Werke und Breinings fünf Lieder als erster Wessobrunner Druck. Unter den kostbaren Holzschnittbüchern des XV. Jahrhunderts sind drei der schönsten zu erwähnen: die *neunte deutsche Bibel* (aus dem Besitze des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig-Wolfenbüttel) und der *„Schatzbehalter"*, beide Werke von alter Hand koloriert, die *Materie von den sieben Todsuenden und von den sieben Tugenden*, deren prächtige Holzschnitte eine wichtige Stufe in der Entwicklung der graphischen Künste Augsburgs bedeuten. Das textlich wie illustrativ wertvollste der angezeigten Manuskripte sind die *„Legenden der Heiligen"*, auf Pergament mit 42 prächtigen Miniaturen in Gold und Farben zum Preise von 7500 M. Unter den *Flugblättern* und *Einblattdrucken* findet sich das wohl einzige erhaltene Exemplar vom *„Nemand"*, eine Satire auf die liederlichen Dienstboten (gedruckt in Magdeburg bei Jac. Winter, ungefähr 1507—10), und die *„Ermanung für die Jugend"* mit einer Darstellung des Lasters und seiner Folgen in zwölf Bildern (325 M.). Schließlich werden auch noch 21 Zeitungen aus der Zeit von 1520—1628 angezeigt. Der Katalog ist mit 54 Nachbildungen prächtiger Holzschnitte geschmückt. Ein Register erleichtert die Durchsicht.

Bibliophiliana IV. Dem großen deutschen Bücherkenner- und -Sammler *Zacharias Conrad von Uffenbach* ist es bei seinen holländischen Reisen aufgefallen, daß die Holländer für ein schönes Buch, nämlich für einen *„sauber illuminierten Atlantem von Wilh. Blaeu"* „gar viel Geld spendieren". Diese Hochschätzung des Blaeuschen Kartenwerkes, die im XVII. und XVIII. Jahrhundert nicht nur in Holland sehr allgemein war und die als nationale bibliophil-historische Reminiszenz auch heutzutage noch in Holland andauert, war wohl berechtigt. Denn der „Atlas magnus" (11 Bände, 1650, 1662; französisch 12 Bände 1663 und spanisch 10 Bände 1669—72) des Dr. J. Blaeu ist ein ebenso prachtvoller als für die damalige Zeit vollständiger und vollendeter Atlas, wohl das ausgezeichnetste Verlagsunternehmen der besonders auf kartographisch-topographischem Gebiete sehr verdienten Gelehrten- und Buchdruckerfamilie Blaeu (auch Blaeuw, Blauw, lateinisch Caesius). Zacharias Conrad von Uffenbach hat ausführlich eines jener Prachtexemplare beschrieben, wie sie holländischer Reichtum und holländischer Sammlersinn damals mehrfach zustande gebracht haben und diese Beschreibung des schönen illuminierten Blaeuschen Atlas, den Herr von Uffenbach am 9. März 1711 in Amsterdam bei der damaligen Besitzerin des berühmten Prachtstückes, der Jungfer van der Hemm, eingehend betrachten konnte, ist in mehrfacher Hinsicht noch heute interessant. Der Frankfurter Büchersammler war zunächst ein wenig erstaunt, daß Fräulein van der Hemm ein von Comte d'Avaux ihr für den Atlas gemachtes Gebot von 20000 Gulden ausgeschlagen und 50000 Gulden verlangt habe.

„Wir konnten nicht begreiffen, wie ein Blauischer Atlas so viel kosten solle; dann ob er gleich über und über mit Goldfarbe (oder, wie die Holländer sagen,

med goudt en ultremaryn) überzogen wäre, könnte er doch so viel nicht kosten. Ja ich glaube, daß man in ganz Holland nicht vor zehen Tausend Gulden Muscheln mit Goldfarbe bekommen solte. Als sie uns aber diesen Atlas selbst zeigte, begriffen wir gar bald, woher er so kostbar sey, dann man kan ihn eigentlich keinen Blauischen, sondern man muß ihn einen recht königlichen Atlanten nennen. Denn da jener ohne die Städtebücher nur aus eilf Voluminibus bestehet, so ist dieser in drey und vierzig Bänden, jeder Hand dick, da denn die Charten und Beschreibungen von Blaeu lange nicht die Helfte ausmachen, sondern es sind von einem Blaeuischen Volumine wohl zwey bis drey gemacht, und überall viele mit der Feder und Hand gezeichnete Charten und andere Risse hinzugefügt. Es sind auch mit der Feder geschriebene Beschreibungen dabey. Ja es sind ganze Volumina, alles mit der Feder gerissen und beschrieben dabey, alles ungemein schön und kostbar. Was den äußerlichen Band anlanget, waren sie in Atlas Größe in Pergament gebunden, aber sehr stark verguldt. In der Mitte stund der Atlas, die Weltkugel haltend, nebst andern Zierrathen. Der Schnitt war ebenfalls stark verguldt. Sie waren so sauber, daß auch weder auswendig noch inwendig das geringste Düpfgen daran zu finden. Zweytens so waren inwendig nicht allein die Titulblätter auf das schönste illuminirt, und zum Theil aus eigener Erfindung sauber gemacht, sondern auch die großen und Initial Buchstaben alle verguldet. Um die Schrift aber waren die margines mit allerhand Zierrathen bemahlet. Die gedruckten Landcharten waren alle auf das zierlichste illuminirt, von dem im Illuminiren berühmtesten Meister Dirck Janssen van Santen, so nunmehro todt ist. Diesen Mann hat Herr von der Hemm viele Jahre lang vor sich allein in seinem Hause arbeiten lassen, und ihm das Gold und Farben selbst angeschafft, damit nichts daran gespahrt werden möge. Was drittens die Zeichnungen anlanget, so waren es theils ganz vollkommene Landcharten; sehr viele Seecharten, auf welchen die Tieffe des Meers, die Sandbänke, Fahrten ꝛc. auf das genaueste bezeichnet. Hierunter waren nun gar viele noch unbekannte, oder nicht gezeichnete Küsten, und andere Gegenden. Ferner waren allhier sehr viele Grundrisse von Städten, Vorstellungen und Gebäuden, Trachten, Monumenten, auch so gar Naturalien, nemlich Zeichnungen, von allerhand Thieren, Gewächsen, ꝛc., auch artificialia, als Manieren zu bauen, Schiffe und andere Maschinen, Lebensarten, Trachten, Einzüge, und Solennitäten. Bei den meisten dieser Zeichnungen stehet: W. Schellekius fecit. Diesen Schellekius soll Herr von der Hemm expresse auf seine Kosten herum haben reisen lassen. Viertens war die Beschreibung sehr sauber dazu gemacht und geschrieben. Fünftens waren sonderliche Theile hinzugefügt, in sich haltend allerhand Ordnungen, Instructionen und dergleichen, die Schiffarth, Handlung und andere Dinge in Indien betreffend. Damit sie aber in gleichem Format waren, so sind die margines abgeschnitten, und sauber auf großeFormat-Bogen geklebt, und mit allerhand Zierrathen, wie die andern Blätter versehen. Was nun die Theile selbst anbelangt, ist es unmöglich eine rechte Beschreibung davon zu machen. Die vornehmsten Volumina, an welche die meiste Mühe und Kosten gewendet worden, sind wohl die Theile von Indien. Selbige haben auch die Bewindhaber der beyden Compagnien sehr gerne haben wollen, weil, wie obgedacht, sehr viele Charten, Küsten und andere Dinge von Wichtigkeit, so sie selbst noch nicht haben, darauf bemerkt sind. Man hat deßwegen öfter die Jungfer van der Hemm darum angegangen, ihr auch viel Geld davor geboten, sie will aber, wie leicht zu denken, das Werk nicht zertheilen, ihr Vater hat sie bey seinen Lebzeiten nicht einmal wollen sehen lassen, theils um sich keine Eyfersucht, und denen Leuten, so er hiezu gebraucht, und die ihm das meiste procurirt und verfertiget haben, nicht Schaden und Unglück über den Hals zu zieben. Dann vor diesem war es gar hoch verboten, dergleichen Reisen in Indien zu machen. Die Compagnien solten also billig ein solch Werk an sich zu bringen trachten, es möchte auch noch so viel kosten. Ferner sind besonders schön die Theile von Sicilien, davon drey Volumina vorhanden. In diesen ist besonders merkwürdig die Beschreibung vom Berg Vesuvius und von den Tarantulen. Von den letztern war eine gedruckte Beschreibung, vermuthlich von P. Kircher beygefügt. Der dritte Theil aber ist ganz neu, und wie Jungfer van der Hemm sagte, von ihrem Vater selbst, der viele Jahre sich in Italien aufgehalten, gemacht und eigenhändig geschrieben worden. Es sind sehr viele Figuren dabey. Unter diesen ist ein sehr schön Gemählde, und zwar von dem berühmten Meister, Romeyn de Hooghe, das Porträt und Grabmal von dem berühmten Admiral de Ruyter, der in einer Sicilianischen Expedition umkommen ist. Und deßwegen sind dieselbe dazu gethan worden. Es ist auch bey diesem Volumine eine lange weitläufige lateinische Beschreibung von Sicilien, so Herr van der Hemm selbst gemacht haben soll. Der Theil von Afrika ist auch gar schön, dabey nicht allein eine Beschreibung aus einer gedruckten Englischen Reisebeschreibung, sondern auch gegen die Mitte sehr viele Köpfe, Trachten, und andere Dinge, als Fische, Pflanzen, Landschaften ꝛc. von Adrian Matham unvergleichlich gezeichnet. Dieser berühmte Maler soll alle diese Sachen nach dem Leben an den Orten selbst auf seinen Reisen gemacht haben, wie er dann überall dabey gesetzt: Adrian Matham fecit in Barbaria. Es ist eine Beschreibung in holländischer Sprache beygefügt mit der Hand geschrieben. Das Volumen von Afrika, wie es Blaeu edirt, ist besonders dabey, aber auch herrlich illuminirt und sonst gemalht und verguldt. In dem Volumine von Griechenland sind auch sehr viele Zeichnungen sonderlich von Trachten der Türken, nebst einer gedruckten französischen Beschreibung. Hinten ist auch das gelobte Land und der Tempel Salomonis sehr schön. Bey den Theilen von Teutschland sollen auch sehr viele Zeichnungen sein. Wir hätten sie gerne sehen mögen. Sie waren aber noch nicht gebunden, und also nicht bey der Hand. Wie dann nur drey und dreyssig Volumina gebunden da waren, vor welche die Großherzogin von Toscana allein dreyßigtausend Gulden geben, und Herrn van der Hemm dabey erlauben wollen, alle



die Handrisse copiren zu lassen. Jungfer van der Hemm konnte nicht genug sagen, was ihr Vater in die fünfzig Jahre vor Müh und Kosten auf diesen Atlantem gewendet. Sie rühmte auch seine Bibliotheck, so aber verkaufft worden".

Der Frankfurter Sammler, der den Pracht-Atlas mit großem Vergnügen durchsah und dann mit so behaglicher Gründlichkeit beschrieben hat, giebt mit seinen darüber mitgeteilten Nachrichten ein schönes Beispiel für jene Art der Sammlertätigkeit, die zwar als Grangerising zumal in Amerika noch immer viele Freunde hat, die aber, entsprechend einem sehr starken Geschmackswandel in der Bibliophilie sich andere und oft viel weniger nützliche Aufgaben sucht als Herr van der Hemm. Das geographisch topographische und das naturwissenschaftliche Prachtwerk, das noch in den berühmten Auktionen des XVIII. Jahrhunderts eine so große Rolle spielte, ist aus den Bibliotheken der modernen Bibliophilen fast ganz verschwunden. Die fleißige Sibylle Merian, die Herr von Uffenbach auch als ihr Landsmann damals in Amsterdam aufsuchte, um ihr ein paar der von ihr selbst gestochenen und illuminierten Blumen- und Insektenbücher abzukaufen, würde heute vielleicht andere Gegenstände in ihren selbstausgemalten Kupferstichwerken behandeln müssen um die gleiche Unterstützung der modernen Büchersammler zu finden, die ihr die Büchersammler ihrer Zeit entgegenbrachten. Es wäre müßig, zu bedauern, daß der naturwissenschaftliche Fortschritt auch durch die photomechanischen Druckverfahren eine so große Unterstützung erfahren hat, wie ihn die mühseligen manuellen Techniken aus Herrn von Uffenbachs Tagen niemals geben können. Die eigentümliche Schönheit der naturwissenschaftlichen und geographischen Prachtwerke des XVII. und XVIII. Jahrhunderts verdient dessenungeachtet noch heute eine größere Aufmerksamkeit, als ihr die modernen Bibliophilen zu schenken pflegen. Derartige Kabinettstücke aus den Schränken der Sammler des XVII. und XVIII. Jahrhunderts mögen fachwissenschaftlich gründlich veraltet und auch für die Geschichte ihrer Fachwissenschaft nur von geringer Bedeutung sein, in Anschauungen und Empfindungen der Vergangenheit versetzen sie wie wenige andere, gerade weil sie und weil ihre sublime Technik heute so veraltet erscheinen. Die Tafeln des Blaeuschen Atlas erneuern besser als lange Beschreibungen das Andenken einer Zeit, in der der Spruch Navigare necesse est sed non vivere noch seine ganze grausame Schärfe hatte und in der, wenn ein Indienfahrer nach vieljähriger Abwesenheit in den Heimathafen zurückgekehrt war, das, was er an neuen Nachrichten über ein fernes Land mitbrachte, wert war in kostspieligen Prachtwerken aufbewahrt und verbreitet zu werden, die allein für ihre Herstellung so viel Zeit beanspruchten, wie nun nötig wäre, jene Indien-Reisen ein dutzendmal zu wiederholen. G. A. E. B.

Hebräische Inkunabeln. Der Katalog 151 von Ludwig Rosenthals Antiquariat in München ist von einer außerordentlichen Bedeutung für die Geschichte der hebräischen Inkunabeln und zweifelos der erste Buchhändlerkatalog, der ausschließlich hebräische Buchdrucke vor 1500 beschreibt. Der auch äußerlich sich glänzend repräsentierende, mit 33 Faksimiles hebräischer Drucke ausgeschmückte Katalog ist in wissenschaftlicher Weise von einem gelehrten Mitarbeiter des Ludwig Rosenthalschen Antiquariats ausgearbeitet. — „Die hebräischen Frühdrucke haben das Schicksal ihrer Verfasser und ihrer Verfertiger erlitten; sie sind über den Erdball zerstreut. In den öffentlichen Bibliotheken zu Parma, Oxford, London, Berlin, München, Frankfurt und St. Petersburg sind einzelne von ihnen zu finden. Sie alle an einen Ort zusammenzubringen, liegt heute außer dem Bereiche der Möglichkeit." So äußerte sich Dr. Freimann, der bekannte Forscher auf dem Gebiete der hebräischen Typographie, in einem Vortrag. — 100 hebräische Drucke sind bis zum Jahre 1500 in 16 verschiedenen Orten Spaniens und Italiens entstanden. Davon beschreibt der Rosenthalsche Katalog 48 verschiedene Drucke in zusammen 68 Exemplaren. Das ist eine ungewöhnliche Anzahl in Anbetracht der Seltenheit der hebräischen Inkunabeln, die zunächst davon herrührt, daß sie nur in kleineren Auflagen hergestellt wurden und durch eifrige Benützung sehr stark litten. Besonders haben aber die Verfolgungen und Austreibungen der Juden aus ihren jeweiligen Wohnsitzen mit dem dadurch bedingten Verlust ihrer gesamten Habseligkeiten, ferner die Inquisition und die Verbrennungen jüdischer Bücher dazu beigetragen, daß sich nur noch ganz wenige der vielen Drucke bis heute erhalten haben. Aus diesen Gründen sind selbst die in den berühmtesten und ältesten Sammlungen aufbewahrten Exemplare meist defekt und sehr schlecht erhalten. Die in den Rosenthalschen Katalog aufgenommenen und darin im Detail in wissenschaftlicher Weise unter Benützung der gesamten einschlägigen Literatur beschriebenen Inkunabeln sind aber größtenteils selten schön erhaltene Exemplare. Abgesehen von dem allgemeinen Wert der einzelnen Stücke als hebräischer Ikunabeln sind noch eine Anzahl derselben als Raritäten in dem Katalog aufgeführt, von denen auch an dieser Stelle erwähnt werden sollen: Nr. 6. Der erste hebräische Pentateuch, 1482 und 1485 in Bologna von Abraham ben Chajjim dei Tintori aus Pesaro, beziehungsweise einem Soncino gedruckt und zwar Pentateuch, die früheren und die späteren Propheten zusammen. Ein komplettes Exemplar dieser Bibel mit den drei Teilen ist überhaupt noch nicht in den Handel gekommen. Die Ausgabe der späteren Propheten ist noch von besonderer Wichtigkeit wegen der vielen christologischen Stellen des Kommentars. — Nr. 15 des Katalogs ist das erste hebräische Gebetbuch für das ganze Jahr nach römischem Ritus. Band I und II sind von zwei verschiedenen Soncino gedruckt. Die meisten christologischen Stellen sind in dieser ersten Ausgabe des hebräischen Gebetbuches erhalten geblieben und in dem Rosenthalschen Exemplar noch sehr gut lesbar, während sie sonst in den übrigen bekannten Exemplaren meistens sorgfältig ausradiert oder durchstrichen worden sind. — Nr. 39. Das Universallexikon der Medizin des Avicenna in fünf Büchern

und drei Bänden ist von Asriel ben Josef ben Jacob aus Gunzenhausen in Neapel 1491 gedruckt. Es ist wichtig, daß in Neapel Deutsche vor den Einheimischen das Drucken hebräischer Bücher betrieben. — Nr. 48 ist der Kommentar zum Pentateuch des Nachmanides, in Großfolio, im Jahre 1475 von Obadiah, Manasse und Benjamin in Rom gedruckt. Allem Anschein nach ist dies, wenn auch nicht der älteste, so doch einer der ältesten hebräischen Drucke. Nachdem 1470 die Buchdruckerkunst bereits über ganz Europa verbreitet war, werden sich die Juden die Kunst wohl auch bald zunutze gemacht haben. Das Rosenthalsche Exemplar ist nicht nur vollständig mit allen drei weißen Blättern sondern auch ein selten schönes Stück mit etwa 8—10 cm breiten Rändern von prächtiger Erhaltung. Die Exemplare der Bodleiana, des British Museums und selbst das in Parma kommen an Vollkommenheit und Schönheit der Erhaltung nicht gleich. — Endlich sei noch der 1489 von einem Soncino in Soncino gedruckte Talmud-Traktat von der weiblichen Reinigung (Nr. 18 des Katalogs) erwähnt, der ebenfalls in seiner schönen Erhaltung sich unter den sechs erhaltenen Exemplaren dieser überaus seltenen Ausgabe auszeichnet. Die Traktate des Talmud hatten bekanntlich am meisten unter der Zerstörungswut des Mittelalters zu leiden, so daß Exemplare der Talmud-Traktate als Inkunabeln zu den allergrößten Seltenheiten gehören. Die angeschlossenen Faksimilia sind prächtig gelungen und geben eine wundervolle Übersicht der hebräischen Typen des ausgehenden XV. Jahrhunderts. M.

Im Verlage von *Martinus Nijhoff* im *Haag* wird in kurzem erscheinen: „*Le Musée Plantin-Moretus*". Die Bedeutung von Plantin und seinen Nachfolgern als Druckern, Künstlern, Gelehrten, braucht nicht auf sneue hervorgehoben zu werden. Das nach ihm genannte Plantin-Museum ist das einzig dastehende Druckerhaus, das mehr als drei Jahrhunderte hindurch von derselben Familie bewohnt wurde (seit 1566); alles zu der Druckerei Gehörige ist sorgfältig aufbewahrt worden. Diese Schätze sind von *Max Rooses* auf mustergültige Weise geordnet und beschrieben worden. Dadurch wurde es ermöglicht, dieses neue Monumentalwerk mit den Originaltypen zu setzen, dasselbe mit Illustrationen, gedruckt von den alten Holz- oder Kupfertafeln zu zieren. Unter den 60 Kupfertafeln findet man Arbeiten von *Wiericx*, *P. v. d. Borght*, *P. P. Rubens*, *C.* und *T. Galle*, *Sadeler*, *M. de Vos*, *C. van de Passe* und andere. Wenigstens 50 Holzschnitte sind auf den Originalholzblöcken gedruckt worden, geschnitten von *A. van Leest*, *A. Nicolai*, *G. Jansen van Kampen*, *C. Muller*, *C. Jegher*. Weiter werden noch 300 Illustrationen aufgenommen werden. Im ganzen sind 500 Exemplare gedruckt worden. wovon 60 in Luxus-Ausgabe (alle schon subskribiert) und 440 in gewöhnlicher Ausgabe aut van Geldern. Das Werk erscheint in 24 Lieferungen zu je 6.50 holländischen Gulden.

Ein Nachtrag zu Uhlands Briefwechsel. Julius Hartmann, der Herausgeber von Uhlands Briefwechsel (Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta. 1911) führt im ersten Bande, Seite 303 unter Nummer 352, einen Brief Uhlands an Fouqué an, für den er im Tagebuch des Dichters (herausgegeben von J. Hartmann. Zweite Auflage. Stuttgart J. G. Cotta. 1898. Seite 84) den Hinweis fand: „Absendung des Aufsatzes und der dramatischen Skizze *Schildeis* an Fouqué". Der Brief selbst ist bisher unbekannt geblieben. Ich bin imstande, ihn heute nach der im Besitze des Kestner-Museums zu Hannover befindlichen Handschrift zum erstenmal zu veröffentlichen. Das Schreiben besteht aus einem Kleinoktavbogen, dessen vier Seiten mit den zierlichen und klaren Schriftzügen Uhlands dicht bedeckt sind, und lautet:

„Tübingen d. 13 Mai 1812.

Ihren mir gestern zugekommenen Brief, verehrtester Freund! beantworte ich sogleich durch Übersendung des Aufsatzes über das altfranzösische Epos, freilich mit ziemlicher Besorgniß und Unsicherheit. Auf der einen Seite werden Sie sich überzeugen, daß die Abhandlung ohne die Uebersetzung nicht gedruckt werden kann; auf der andern Seite aber werden Sie wohl bemerken, daß es bei dieser Uebers. nicht darum zu thun ist, blos Probestücke an den Mann zu bringen, sondern daß durch dieselbe erst die Abhandlung ergänzt wird, welche sonst noch weit mehr Fragment seyn würde, als sie es ohne dieß in Hinsicht auf dieses ganze Studium ist.

Bleibt aber der Abdruck des Ganzen mit den Gesetzen Ihres Institutes unvereinbar, so wage ich es, von Ihrem früheren Anerbieten Gebrauch zu machen, wonach Sie die Güte haben wollten, sich in Berlin nach einem Verleger für die kleine Schrift umzusehn. Da es wenige Bogen sind und ich Honorar nicht zur Bedingung mache, so würde es vielleicht nicht so sehr schwer halten. Ich würde übrigens Alles Ihrer Disposition überlassen, ohne daß weitere Rücksprache mit mir erforderlich wäre.

Blos dieß müßte ich mir, sowohl wenn die Schrift besonders, als wenn Sie in den Musen abgedruckt würde, von der Verlagshandlung ausbedingen, daß, wenn sich etwa nach einigen Jahren meine Studien und Übersetzungen zu einem umfassenden Werkchen erweitert haben sollten, ich nicht verhindert seyn dürfte, die gegenwärtigen Versuche darein aufzunehmen.

Sollte auf keinem von beiden Wegen etwas auszurichten seyn, so würden Sie mich durch baldige Zurücksendung des Manuskriptes sehr verbinden.

Es ist nemlich noch ein besonderer Grund, warum ich jetzt gerade den Druck, und zwar soviel möglich baldigen Abdruck dieses Aufsatzes wünsche. Die altfranz. Poesie wird in Kurzem mit ganz neuem Interesse zu öffentlicher Erörterung kommen. Im künftigen July wird der Preis des Instituts zuerkannt, welcher auf die Vergleichung der nordfranzös. mit der provenzalischen Poesie gesetzt ist. Unter den Concurrenten befinden sich wahrscheinlich Roquefort, ein sehr kenntnißreicher Franzose, und, neben andern Deutschen, Grimm in Cassel, der sich Handschriften aus Paris verschafft hatte. Ich glaube nun zwar, daß mein Aufsatz, der sich auf eigene lebendige Anschauung gründet, durch



die erscheinenden Preisschriften nicht eben vernichtet werden wird, aber es möchte doch soviel an neuen Materialien und Aufschlüssen zum Vorschein kommen, daß meine Schrift, um später in den Druck gegeben werden zu können, einer Umarbeitung bedürfen würde, wobei eine widerliche Vermischung und Reibung der eigenen Anschauung mit der fremden nicht zu vermeiden wäre, die mir wohl die Sache gänzlich entleiden würde. Sehr erwünscht wäre mir's daher, wenn mein Aufsatz noch in seiner vollen Unbefangenheit erscheinen und ich ruhig abwarten könnte, wie er neben den erscheinenden Preisschriften sich ausnehmen würde. Ich will daher meine Angelegenheit Ihrer Freundschaft bestens empfohlen haben.

Es war mir leid, daß mir bei der Vergleichung mit den Nibelungen die v. d. Hagensche Ausgabe gerade nicht zu Gebot stand.

Hierbei folgt auch Schildeis. Sie werden sich von der Wahrheit dessen überzeugen, was ich früher darüber schrieb.

Kerners poet. Almanach hat nun einen Verleger gefunden, Campe in Hamburg. Sollte Kerner, der gerade in dieser Zeit von herbem Leiden getroffen worden, noch nicht an Sie geschrieben haben, so bitte ich Sie in seinem Namen um baldige Übersendung desjenigen, was Sie uns zur Zierde, oder vielmehr zur wesentlichen Ergänzung desselben mittheilen wollen.

Stets mit Achtung und Liebe

ganz der Ihrige

L. Uhland.

Noch sind die neuen Meßbücher nicht hier angekommen und daher meine sehnsuchtsvolle Erwartung Ihrer neuen Schriften noch unbefriedigt.

In meinen freien Stunden beschäftige ich mich jetzt mit Bearbeitung eines altfranzösischen Mährchens.

Es ist mir unangenehm, daß ich diese Sendung nur bis zu unsrer Grenze frankieren kann und ich wünsche sehr, daß mir die Verlagshandlung der Musen, falls der Aufsatz in dieses Journal kommen sollte, das Porto in Aufrechnung brächte."

Uhlands Aufsatz „Über das altfranzösische Epos" erschien in der von Fouqué herausgegebenen Zeitschrift „Die Musen" 1812, im dritten Quartal, Seite 59—109 und die von ihm beigegebenen „Proben aus altfranzösischen Gedichten" im vierten Quartal, Seite 101—155. *Werner Deetjen.*

———

Zwei unbekannte Schillerausgaben. Nachdruck-Ausgaben werden, insbesondere so weit sie Goethe und Schiller betreffen, nicht mehr ganz unbeachtet gelassen und das mit Recht; denn sie bieten oft mit in mehrfacher Hinsicht Interessantes. Ich habe darauf bereits einmal in dieser Zeitschrift aufmerksam gemacht, als ich im Jahrgang X (1906/7) auf Seite 46 die gut ausgestattete und illustrierte Goethe-Ausgabe vom Jahre 1801 (Verlagsort angeblich Mannheim) beschrieb, die Goedeke unrichtig anführt.

Wesentlich unvollständiger als die Angaben über Goethe-Nachdrucke sind diejenigen über Schillers gesammelte Werke in Goedekes vortrefflichem Grundriß, Band 5 auf Seite 143. Daselbst wird als erste Nachdruck-Ausgabe eine 26bändige Wiener vom Jahre 1816 genannt, dann folgte sofort eine 18bändige aus Karlsruhe 1822. Ich besitze eine Nachdruck-Ausgabe von Schillers „sämtlichen Werken", die bereits im Jahre 1802, also zehn Jahre vor der ersten Cottaschen Original-Ausgabe, erschien und zwar ohne Verlagsangabe und mit den offenbar fingierten Druckorten: Berlin, Tübingen (!), Wien, Mannheim. Auch diese *erste* (Nachdruck-)Ausgabe Schillerscher gesammelter Werke ist illustriert; sie scheint in Wien (Anton Pichlerscher Verlag) herausgekommen zu sein und umfaßt zwölf Bände.

Nun folgt in der Reihe der Nachdrucke vor Wien 1816 (wenn hier nicht ein Druckfehler bei Goedeke vorliegt) erst eine 26bändige Ausgabe „Wien bey Döll" aus den Jahren 1810—11, die durch die angefügte Biographie von Schreyvogel und „Anloitung zur Critic seiner Werke" eigentlich erst in 27 Bänden ganz vollständig ist (vgl. meinen Katalog 101 Nr. 3044), und ferner vor Karlsruhe 1822 noch die *erste* Karlsruher „privilegierte" Nachdruck-Ausgabe und diese verlohnt eine nähere Besichtigung. Zunächst ihr Erscheinungsjahr . . ., hier stock ich schon, denn die 18 Bände enthalten in dieser Beziehung recht viele Unstimmigkeiten. Band 1, der beginnende, enthält ebenso wie alle noch folgenden 17, zwei Titelblätter, nämlich ein typographisches „F. v. Schillers sämmtliche Werke. Erster Band . .," mit kurzer Inhaltsangabe und dem stolzen Prädikat „Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio". „Carlsruhe im Bureau der deutschen Classiker 1817", aber das nachfolgende Sondertitelblatt „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande . . ." trägt hinter der gleichen Privileg- und Verlag-Angabe die Jahreszahl 1815.

Dabei sei vorweg betont, daß dieser Band 1 ebenso wie Band 2—6 und Band 13—18 auch auf jedem Druckbogen am unteren Rande den Vermerk S.(chillers) W.(erke) mit Nennung des Bandes trägt. Bei Band 7—12, wo dieser Vermerk fehlt, ist ein † gesetzt.

Übrigens ist der Sondertitel ein frühes Erzeugnis des Steindruckes, der in Karlsruhe sehr früh Eingang fand und in jener Zeit bereits für Tafeln, Frontispieces, Musikalien usw. häufig angewandt wurde.

Bezüglich der Privilegangabe sei übrigens daran erinnert, daß die erste Original-Ausgabe „mit Kgl. Sächsischen u. Kgl. Westphälischen allergnädigsten Privilegien gegen den Nachdruck und Verkauf der Nachdrücke" geschützt war. Der Wortlaut dieses Privilegs ist in Band 1 vor dem Subskribenten-Verzeichnis abgedruckt. Nichts hiervon in der „privilegierten" badischen Ausgabe. Lediglich die „Tatsache" ist auf den typographischen und auf den lithographierten Sondertiteln erwähnt.

Auch die Textverteilung weicht vollkommen von der Cottaschen ersten Ausgabe ab; vergebens wird man nach einem System suchen. Weder die Entstehungszeit noch die Form der Schriften war dabei bestimmend. Prosastücke in den ersten Bänden und ebenso in den letzten, „Don Carlos" vor den „Räubern" und „Tell" vor „Maria Stuart" usw.

Noch seltsamer sind die Erscheinungsangaben der



einzelnen Bände auf den Titeln. Nach Band 1 vom Jahre 1817 (resp. 1815) folgt Band 2 mit der Jahreszahl 1817, aber auf dem Sondertitel steht 1814 und ebenso im Band 3, ein Beweis, daß 1814 kein Druckfehler ist.

Während Band 4 wie Band 1 datiert ist, geben die beiden Titelblätter von Band 5 und 6 ebenso wie Band 13 und 14 die Jahreszahl 1816 übereinstimmend an. Nun noch kurz Band 7: 1817 (lith. 1816), ebenso Band 8—12, hingegen ist es abwechselungshalber in Band 15 und 16 gerade umgekehrt: Gesamttitel datiert 1816, lithographierter Sondertitel datiert 1817 und Band 17 und 18 geben gleichmäßig die Jahreszahl 1817 als Erscheinungsjahr an.

Wenn man auch annehmen wollte, daß dieser ersten Karlsruher Ausgabe von 1817, vielleicht doch bereits Ausgaben von 1814, 1815 und 1816 vorangegangen sind, so scheint die Gleichartigkeit der Bandnorm bei Band 1—6 und 13—18 dem zu widersprechen. Nur die nicht so bezeichneten Bände 7—12 könnten auf eine Ausgabe von 1816 hindeuten und vielleicht in den Restbeständen für die Ausgabe von 1817 Verwendung gefunden haben. Zur Kenntnis von dem Umfange des Nachdruckes Schillerscher Werke wäre eine Untersuchung in dieser Richtung wie auch ein Vergleich der Nachdruckbände unter sich gewiß nicht uninteressant. Übrigens sei nebenbei noch erwähnt, daß, wenn man von Trömel ganz absieht, der ja nur erste Ausgaben anführt, auch August Hettler in seiner Bibliographie die hier von mir als unbekannt genannten Ausgaben nicht zitierte, hingegen als erste Ausgabe von Schillers sämtlichen Werken die oben erwähnte, ebenfalls bei Goedeke nicht registrierte Wiener Ausgabe vom Jahre 1810 nennt, die nach ihm aber nur aus 18 Bänden (statt 27) besteht. Die an zweiter Stelle genannte (ohne Verlags- und Jahresangabe!) soll vermutlich die Cottasche von 1812 sein, wie seine Angabe bei Nr. 4 beweist; erst an dritter Stelle nennt er die von Goedeke erwähnte Wiener von 1816.

Nikolassee, 18. Januar 1913. *Max Harrwitz.*

Über *Weissagungs-, Erziehungs- und Spielkarten* hat *Mrs. John King van Rensselaer* ein Buch von 293 Seiten bei *Jacobs, New York*, veröffentlicht, das zwar ziemlich unmethodisch gesammeltes Material bringt, aber dennoch wegen des interessanten Gegenstandes an dieser Stelle Erwähnung verdient. Mrs. van Rensselaer sucht eine Beziehung zwischen Spielkarten und Weissagungskarten und den antiken Mysterien des Toth-Hermes-Trismegistus herzustellen. Seitdem Menéstrier bei der Untersuchung der Papiere Karls VI. von Frankreich im Jahre 1704 entdeckte, daß „der königliche Schatzmeister dem Jaquenin Gringonneur 58 Pariser Sols für drei Kartenspiele in Gold und verschiedenen Farben mit mehreren Devisen zahlte", ist das Problem des Ursprungs der Spielkarten eifrig behandelt worden. Menéstrier selbst glaubte, daß Frankreich die Erfindung der Karten zuzuschreiben ist. Dagegen wies sie Heinecken im Jahre 1771 Deutschland und der Abbé Rive im Jahre 1781 Spanien zu. Im Jahre 1779 erschien ein merkwürdiges Buch eines gewissen de Gebelin, welches ein Kapitel den Spielkarten widmete. De Gebelin, der eine der im XVIII. Jahrhundert so zahlreichen, aber vergessenen Universalgeschichten schrieb, suchte zu beweisen, daß Karten nichts anderes waren, als allegorische Figuren, welche das Buch der Weisheit der alten Ägypter repräsentierten. Er wurde nicht sehr ernst genommen. Der wertvollste Beitrag zur Geschichte der Spielkarten rührt von Johann Gottlob Breitkopf, einem der Gründer des berühmten Leipziger Musikhauses, her, der in seinem 1784 erschienenen „Versuch, den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzschneidekunst in Deutschland zu erforschen", erklärte, daß die Spielkarten aus dem Osten, wahrscheinlich aus Indien kamen und zur Zeit der Kreuzzüge via Sarazenen, Sizilien und Zentral-Italien eingeführt worden sind. Spätere Forschungen, wie die von D'Ambly, Chatto, Lacroix, Cigognara und namentlich die von Leber (1892) in den Archiven von Viterbo gemachten, stützten Breitkopfs Hypothese. Karten, sowohl Spielkarten wie Weissagekarten, welche die Zauberer und Wahrsager, sobald die Druckerpresse und der Holzschnitt allgemein erreichbar war, adoptierten, wurden nach der besten vorhandenen Evidenz in Nordindien zuerst gebraucht und waren gleich dem jetzt vergessenen „Schachspiel zu Vieren" zuerst ein Kriegsspiel für die höheren Klassen, das erst später nach und nach von der Masse der Völker adoptiert wurde. Das Buch von Mrs. van Rensselaer hat noch besondere Kapitel über Schachspiel und Wahrsagerei. Karten sind in ähnlicher Weise wie Kochbücher und Kinderbilderbücher sehr leicht der Zerstörung ausgesetzt und von alten Spielkarten ist sehr wenig auf uns gekommen. Das Studium der alten Karten ist ein schwieriges, und nur systematische Forschung kann zu einem Ziele führen. Mrs. van Rensselaer hat, wie wir „The Nation" entnehmen, sehr unmethodisch gearbeitet. Sie nimmt de Gebelins Theorie von dem Vorbild des ägyptischen Weisheitsbuches ohne weiteres an und begräbt sie unter einer Masse schlechtgewählter und gar nicht zur Sache gehöriger Informationen. Eine Masse assyrisch-babylonischen, jüdischen, griechischen und ägyptischen Okkultismus ist eingeführt. Abgesehen von dem für den kritischen Benützer brauchbaren Material des Buches, mag sein Wert nur ein vorbereitender sein für einen kommenden Forscher, der in systematischer und methodischer Weise den interessanten und bestrittenen Gegenstand vorführen wird. —M.

Daß die *Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig* im Jahre 1914 der Sammelpunkt werden wird für alles, was zum Buchgewerbe und zur Graphik irgendwie Beziehungen hat, zeigt sich schon aus der Zahl der großen Verbände und Korporationen, die Leipzig und die Buchgewerbe-Ausstellung als den Ort ihrer Tagungen im Jahre 1914 ausersehen haben. Große nationale und internationale Verbände von Gelehrten, Künstlern, Wissenschaftlern, Bibliothekaren, Schriftstellern, Journalisten, Bibliophilen,



Sammlern und Kunstfreunden haben ihre Tagungen bereits bei der Ausstellung angemeldet und selbst diejenigen Verbände, die im Jahre 1914 statutenmäßig keine Versammlungen abhalten, haben der Ausstellungsleitung bereits mitgeteilt, daß sie statt dessen einen gemeinsamen Besuch mit einer größeren Anzahl von Mitgliedern beschlossen haben. Vor allem aber sind es die großen Fachverbände des Buchgewerbes und der Graphik, die auf der Ausstellung im Jahre 1914 ihre Kongresse abhalten werden, und zwar zum Teil mit einer Besucherzahl, die selbst für Ausstellungen außergewöhnlich hoch ist und bisher kaum übertroffen sein dürfte. So haben neuerdings auch die Maschinenmeister im Verband Deutscher Buchdrucker beschlossen, ihre Tagung im Jahre 1914 anläßlich der Buchgewerbe-Ausstellung nach Leipzig zu verlegen und haben sich bereits mit einer Gesamtbesucherzahl von nahezu 10000 Mitgliedern angemeldet.

Zu den fremden Staaten, die sich an der *Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik* in *Leipzig* 1914 mit eigenen Pavillons beteiligen, ist nun auch Österreich gekommen. Die österreichische Beteiligung an der Buchgewerbe-Ausstellung wird besonders umfangreich werden und zwar wird sie einen Platz von 2500 Quadratmeter umfassen. Der Pavillon wird voraussichtlich doppelt so groß werden, als der auf der Hygiene-Ausstellung in Dresden.

Die jugendlichen Gelegenheitsarbeiten später berühmt gewordener Meister der Kunst pflegen, wenn sie lange vergessen und verschollen gewesen, von einem glücklichen Entdecker der Vergessenheit entrissen und — für den Kunstmarkt gerettet werden, an Bedeutung nicht immer dem Namen ihres Urhebers zu entsprechen. Eine erhöhte Bedeutung darf aber doch wohl dem *neuen Menzelfunde* beigelegt werden, über den in der Dezembersitzung 1912 der Berliner „Gesellschaft für deutsche Litteratur" *Max Friedländer* Nachrichten geben konnte. Es handelt sich nämlich um das mit Menzelschen Randzeichnungen geschmückte *Titelblatt der Faustkompositionen des Fürsten Anton Radziwill*, die auf Veranlassung der Berliner Singakademie gedruckt worden sind und das der jetzige Direktor der Akademie, Georg Schumann wieder aufgefunden hat. Adolph Menzel als Faust-Illustrator, das lohnt den Wechselgesang der Amateure und Antiquare! Auf in den Kampf, Torero. Denn ein Unikum hat ja fast immer die merkwürdige Eigenschaft sich in die einzigen im Handel oder im Privatbesitz befindlichen Exemplare zu verwandeln. G. A. E. B.

Literatur und Justiz.

In den letzten Wochen wurden folgende Beschlagnahmen verfügt beziehungsweise durch Gerichtsurteil bestätigt;

Rosenknospenbrechen. Erotische Erzählung eines modernen Meisters, gedruckt Wien 1911.

Die schöne Mathilde oder Leben und Abenteuer einer jungen Modistin. Budapest.

Nächtliche Orgien. Aus dem Leben eines österreichischen Offiziers, von ihm selbst erzählt.

Zwanzig Jahre aus dem Leben einer hübschen Frau. Boston, Reginald Chesterfield.

Aus den Memoiren einer Sängerin. Band I und II. Boston, Reginald Chesterfield.

Denkwürdigkeiten aus den hinterlassenen Papieren eines Arztes. Erster und zweiter Teil. 6., revidierte und vervollständigte Ausgabe. Wien 1903. Ew. Lilienthals Volksbuchhandlung.

Pschütt (Karikaturen) Nr. 5 vom 4. Februar 1911 (!)

Wiener Karikaturen, auf zwei Jahre.

Das Landgericht I in Berlin hat am 7. Januar 1912 im sogenannten objektiven Verfahren auf Einziehung und Unbrauchbarmachung des Werkes „Das Lustwäldchen" sowie der entsprechenden Platten und Formen erkannt. Der frühere Verleger und Herausgeber des Buches ist am 27. Januar 1908 vom Schwurgericht in München von der Anklage, eine unzüchtige Schrift verbreitet zu haben, freigesprochen worden. Gleichzeitig hat das Gericht den Antrag der Staatsanwaltschaft, das Buch als objektiv unzüchtige Schrift einzuziehen, abgelehnt. Später hat die Staatsanwaltschaft beim Landgericht II in Berlin ein objektives Verfahren zum Zwecke der Unbrauchbarmachung des Buches eingeleitet, ihr Antrag ist jedoch im Januar 1912 rechtskräftig abgelehnt worden, weil das Buch, das im Buchhandel 3 M., (gebunden 4 M.) kostete, wegen seines literarischen Wertes nicht geeignet sei, das Scham- und Sittlichkeitsgefühl des normalen Menschen in geschlechtlicher Beziehung zu verletzen. Später ist dann das Buch in verschiedenen Buchhandlungen Berlins aufgelegt gewesen, und es wurde das oben erwähnte Verfahren eingeleitet, das mit Verurteilung des Buches endete. Das Landgericht I in Berlin hat „Das Lustwäldchen", nachdem es den bekannten Professor Dr. Roethe als Sachverständigen gehört hatte, als unzüchtige Schrift erklärt, und zwar als eines der obszönsten Werke, die in deutscher Sprache geschrieben seien. Gegen das auf Vernichtung lautende Urteil hatte die Firma Wilhelm Borngräber Verlag Neues Leben G. m. b. H. in Berlin als Einziehungsinteressent Revision eingelegt. Es wurde geltend gemacht, daß das frühere freisprechende Urteil dem vorliegenden entgegenstände. Ferner wurde behauptet, die Unzüchtigkeit sei nicht festgestellt, es sei nicht berücksichtigt worden, daß die Luxusausgabe 10 M. koste und nur in 100 Stück gedruckt sei, so daß sie lediglich für Bücherfreunde in Betracht komme. Die Nichtvernehmung weiterer Sachverständigen wurde sodann gerügt und behauptet, das Gericht würde zu einer anderen Ansicht gelangt sein, wenn die



vom Angeklagten benannten Sachverständigen vernommen worden wären. Das Reichsgericht verwarf die Revision als unbegründet. Der Einwand der rechtskräftig entschiedenen Sache treffe nicht zu, ebenso sei der Begriff der Unzüchtigkeit nicht verkannt. Darauf, daß der Verfasser auch religiöse Gedichte verfaßt habe, wie die Revision behauptete, könne es nicht ankommen. Daß das Buch nur für gewisse Kreise bestimmt gewesen sei, die einen Anstoß daran nicht nehmen, ergab sich aus dem Urteil nicht, es sei dem Publikum zu einem Preise angeboten worden, der nicht übermäßig hoch sei. Die Anträge auf Vernehmung weiterer Sachverständigen seien mit Recht abgelehnt worden, da es im Ermessen des Gerichts stand, ob es noch Sachverständiger hören wolle oder nicht.

Der *Kunstfälscher Josef Kuderna*, der in den Kreisen der deutschen Antiquare seit Jahren bekannt ist, ist Anfang Februar vom Schöffengericht Berlin-Mitte zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden. Kuderna war in mehreren Fällen angeklagt, Handzeichnungen und alte Silhouetten gefälscht zu haben. Als Zeugen wurden die Berliner Antiquare *Martin Breslauer*, *Carl Ernst Henrici* und *Max Heppner* von der Firma Glenk vernommen. Kuderna wollte Breslauer eine gefälschte Zeichnung des Vaters der Königin Luise, des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, verkaufen, den beiden anderen genannten Antiquaren bot er gefälschte alte Silhouetten an. Auch von vier Antiquaren aus Rostock und Osnabrück waren Anklagen gegen Kuderna eingelaufen. K. hatte in verschiedenen Fällen die gefälschten Silhouetten mit einem falschen Stempel der berühmten Sammlung Adalbert v. Lanna versehen, die, wie erinnerlich, in den Jahren 1909/10 bei Lepke versteigert worden ist.

Nach Meldungen der Tagespresse hat die Direktion der Schweizer Bundesbahnen den Verkauf des *Simplizissimus* auf allen Bahnhofsbuchhandlungen der Bundesbahnen *untersagt.* Angeblich wurden die jüngst zur orientalischen Frage und über das europäische Konzert veröffentlichten Bilder als die Grenze der Wohlanständigkeit und Moral überschreitend angesehen.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden

Theodor Ackermann in *München.* Nr. 578. Kultur- und Sittengeschichte, Folklore. 4515 Nrn.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 609. Freimaurerei. Illuminaten — Rosenkreuzer — Tempelherren — Vehmgerichte, mit einem Anhange Emblemata. 504 Nrn.

M. Boussus in *Paris VI.* Nr. 4. Histoire, Archéologie, Philosophie etc. 797 Nrn.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien.* Anzeiger Nr. 103. Vermischtes. 27490 Nrn. — Nr. 110. Autographen und Urkunden, XIV.—XIX. Jahrhundert. 452 Nrn.

Carl Greif in *Wien I.* Nr. 50. Vermischtes. 2626 Nrn.

J. Halle in *München.* Drittes Angebot von Originalausgaben der deutschen Literatur. Nr. 373—528. — Nr. 46. Deutsche Literatur bis zum Dreißigjährigen Kriege. 463 Nrn.

Otto Harrassowitz in *Leipzig* Nr. 354. Schrift- und Buchwesen, Bibliothekswesen, Bibliographie enthaltend unter anderem die Bibliothek des Oberbibliothekars a. D. Professor Dr. Karl Kochendörffer. 2273 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 414. Autographen. Urkunden. Handschriften orts- und familiengeschichtlichen Inhalts, Stammbücher. 218 Nrn. — Nr. 415. Kunst und Kunstgewerbe des klassischen Altertums, enthaltend den archäologischen Teil der Bibliothek des Hofrats Professor Dr. Th. Schreiber, weiland Direktor des städtischen Museums der bildenden Künste, Leipzig. 1595 Nrn.

Ulrico Hoepli in *Mailand.* Nr. 142. Risorgimento Italiano, Parte Iª. 3146 Nrn. — Nr. 143. Orientalia. 987 Nrn.

Heinrich Hugendubel in *München,* Nr. 71. Okkultes. Hypnotismus, Spiritismus, Suggestion usw. 1724 Nrn.

Joseph Jolowicz in *Posen.* Nr. 182. Klassische Philologie, Bildungswesen. 2054 Nrn.

Heinrich Kerler in *Ulm a. D.* Nr. 413. Seltenheiten. Inkunabeln. Alte Drucke (XVI. und XVII. Jahrhunderts). Erste Ausgaben der Klassiker. Im Handel vergriffene Bücher. — Manuskripte. Urkunden, Autographen. 796 Nrn.

Julius Koppe in *Nordhausen.* Nr. 35. Vermischtes. 1356 Nrn.

Louis Lamm in *Berlin C. 2.* Nr. 12. Belletristik und Geschenkwerke. 302 Nrn. — Nr. 13. Die jüdische Literatur. 3917 Nrn. — Nr. 14. Hebriaca-Judaica. 688 Nrn. — Nr. 15. Predigten. 463 Nrn.

R. Levi in *Stuttgart.* Nr. 200. Alte und neuere illustrierte Werke, sowie Bücher über Kunst. Porträts. Ansichten. Historische Darstellungen, alte und moderne Kunstblätter. 840 Nrn.

Hans Lommer in *Gotha.* Nr. 5. Vermischtes. 933 Nrn.

Alfred Lorentz in *Leipzig.* Anzeiger Nr. 83. Vermischtes. 1281 Nrn.

Charles Meuel & Co. in *London W. C.* Nr. 28. Vermischtes. 699 Nrn.

Edmund Meyer in *Berlin W. 35.* Nr. 32. Von Allem Etwas. Alte Bücher und Blätter. 540 Nrn.

J. Eckard Mueller in *Halle a. S.* Nr. 159. Kulturgeschichte. Kuriosa. Varia. 3086 Nrn.



Friedrich Meyer in *Leipzig*. Nr. 112. Bibliothek Jakob Minor, Wien. Abteilung 1: Zeitschriften. Gesammelte und vermischte Schriften von Germanisten, Biographien und Festschriften. Geschichte der Philologie, Allgemeine und vergleichende Literaturgeschichte. Ästhetik. Poetik und Metrik. Literatur des Mittelalters. Das XVI. und XVII. Jahrhundert. 961 Nrn.

Martinus Nijhoff im *Haag*. Nr. 391. La Marine. 2093 Nrn. — Nr. 393. Vermischtes. 523 Nrn.

Karl Max Poppe in *Leipzig*. Nr. 5. Musikliteratur. Enthält unter anderem den betreffenden Teil der Bibliothek des † Herrn Hofoperndirektors Felix Mottl. 1829 Nrn.

Bernard Quaritch in *London*. Nr. 323. Vermischtes. 988 Nrn.

Ferd. Raabes Nachf. Eugen Heinrich in *Königsberg i. Pr.* Nr. 228. Mittelalter. Geschichte und Kultur. Allgemeines zur Geschichte. Mit Anhang: Werke über Münzen, Wappen, Siegel, Trachten. 1819 Nrn.

C. E. Rappaport in *Rom*. Nr. 28. Bibliofilo Romano. 345 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau*. Nr. 45. Moderne Graphik. Original-Radierungen. Lithographien, Holzschnitte. 397 Nrn.

B. Seligsbergs Antiquariat (Inhaber J. Seuffer) in *Bayreuth*. Nr. 304. Vermischtes. 319 Nrn. — Nr. 306. Geschichte und Geographie von Frankreich. Französische Literatur. Napoleon I. und seine Zeit. 2452 Nrn. — Nr. 307. Vermischtes. 553 Nrn.

F. Waldau in *Fürstenwalde a. Spree*. Nr. 16. Deutsche Literatur. Illustrierte Bücher. Kultur und Sittengeschichte. Kuriosa. 353 Nrn.


Digitized by Google

Auktionen bei C. G. Boerner, Leipzig

KATALOG CXIII — 31. MÄRZ BIS 1. APRIL 1913

Sammlung kostbarer Farbendrucke

und anderer wertvoller englischer und französischer Blätter des 18. Jahrhunderts aus rheinischem Privatbesitz / Katalog mit vier Farbentafeln / Preis Mark 3.—

KATALOG CXIV — 2. BIS 3. APRIL 1913

Bibliothek wertvoller u. seltener alter Musikwerke

des 15.—17. Jahrhunderts / Katalog mit 80 Abbildungen / Preis Mark 2.—

KATALOG CXV — 4. BIS 5. APRIL 1913

Österreichische Bibliothek schöner Holzschnitt- und Kupferwerke

des 15.—18. Jahrhunderts / Katalog mit 100 Abbildungen / Preis Mark 2.—

C. G. Boerner * Leipzig * Universitätsstr. 26

Jn meinem Verlag erſchien eben eines der merkwürdigſten Bücher, die ſeit langem geboten wurden:

Philipp Stauff: Runenhäuſer

Das Buch bringt kurz und bündig den Nachweis, daſs in unſerer alten Holzarchitektur die Lage und Stellung der Balken zueinander die Geltung und Bedeutung von Runen gehabt haben, die Häuſer alſo ſprechende, redende Häuſer geweſen ſind. Zahlreiche Beiſpiele werden angeführt, die Runen werden erklärt.

Überall, wo Holzarchitektur herrſcht oder geherrſcht hat; überall, wo Freunde des deutſchen Altertums leben, ja auch nur Freunde der Heimat, der Volkskunde — ſie alle werden das Buch mit einem aus Verblüffung, Miſstrauen und höchſter Neugier gemiſchten Gefühl in die Hand nehmen.

Berlin-Lichterfelde. — K. G. Th. Scheffer.



In diesen Tagen versenden wir unsern

Antiquariatskatalog Nr. 72:

THEATER UND MUSIK

Geschichte des Theaters. Dramaturgie. Bühnenwesen. Musikgeschichte. Praktische und theoret. Musik. Porträts u. Autographen von Schauspielern und Musikern u. a.

Zusendung kostenfrei.

HEINRICH HUGENDUBEL, MÜNCHEN

Abteilung: Antiquariat — Salvatorstr. 18.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Akademischen Verlagsgesellsch. m. b. H., M. Koch, Berlin-Neubabelsberg über das neue große Lieferungswerk

Handbuch der Kunstwissenschaft

herausgegeben von Dr. Fritz Burger, München, unter Mitarbeit bedeutender Gelehrten bei. Burgers Handbuch der Kunstwissenschaft stellt eine erstmalige Sammlung und Sichtung des gesamten ungeheuren kunstgeschichtlichen Stoffes nach neuen Gesichtspunkten dar und ist die moderne Kunstgeschichte großen Stils, die nicht allein den Fachmann, den Studierenden unentbehrlich ist, sondern durch ihre geistvolle Darstellung, Pracht und glückliche Anordnung des Bilderschmucks für jeden Gebildeten und jeden Kunstfreund eine Quelle steter Anregung und dauernden Genusses bildet.

DIE EINBANDDECKEN

für den zweiten Halbjahrsband der

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

nach Entwurf von Professor Walter Tiemann sind jetzt fertiggestellt und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Wir bitten diejenigen unserer Leser, die noch nicht bestellt haben, ihre Bestellung sofort aufzugeben.

W · DRUGULIN · VERLAG · LEIPZIG

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

BEGRÜNDET VON FEDOR VON ZOBELTITZ

NEUE FOLGE



1912

HEFT 7

VIERTER JAHRGANG

VERLAG VON W. DRUGULIN / LEIPZIG

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

Organ der Gesellschaft der Bibliophilen (e. V.), der Deutschen Buchgewerbekünstler (e. V.) und der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft

Begründet von Fedor von Zobeltitz

NEUE FOLGE

1912/1913

Vierter Jahrgang, Heft 7

Herausgegeben von

Professor Dr. CARL SCHÜDDEKOPF, Weimar, Cranachstraße 38
Professor Dr. GEORG WITKOWSKI, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20

REDAKTIONEN in

AMSTERDAM: M. D. Henkel, Rijksmuseum,
KOPENHAGEN: Victor Madsen, Königl. Bibliothek,
LONDON: Professor Freiherr Otto von Schleinitz, 7, Redcliffe Road,
MOSKAU: Dr. Arthur Luther, Syromiatniki, Haus Loewenthal,
NEW YORK: Ernst Eisele, 225,5 th avenue,
PARIS: Otto Grautoff, 11 Quai Bourbon,
ROM: C. E. Rappaport, Via Bocca di Leone 13,
WIEN: Hans Feigl, IV, Johann Straußgasse 38.

ABONNEMENTSPREIS:

für den Jahrgang (12 Hefte) . .	M.	36.—
für den Jahrgang in zwei Bde. geb.	„	44.—
für ein Quartal (3 Hefte) . . .	„	9.—
Einzelne Hefte	„	3.50



ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

BEGRÜNDET VON FEDOR VON ZOBELTITZ

NEUE FOLGE



1913

HEFT 12

VIERTER JAHRGANG

VERLAG VON W. DRUGULIN / LEIPZIG

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

Organ der Gesellschaft der Bibliophilen (e. V.), der Deutschen Buchgewerbekünstler (e. V.) und der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft

Begründet von Fedor von Zobeltitz

NEUE FOLGE

1912/1913

Vierter Jahrgang, Heft 12

Herausgegeben von

Professor Dr. CARL SCHÜDDEKOPF, Weimar, Cranachstraße 38

Professor Dr. GEORG WITKOWSKI, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20

REDAKTIONEN in

AMSTERDAM: M. D. Henkel, Rijksmuseum,
KOPENHAGEN: Victor Madsen, Königl. Bibliothek,
LONDON: Professor Freiherr Otto von Schleinitz, 7, Redcliffe Road,
MOSKAU: Dr. Arthur Luther, Dobraja Slobodka 6, Qu. 9,
NEW YORK: Ernst Eisele, 225,5th avenue,
PARIS: Otto Grautoff, 11 Quai Bourbon,
ROM: C. E. Rappaport, Via Bocca di Leone 13,
WIEN: Hans Feigl, IV, Johann Straußgasse 38.

ABONNEMENTSPREIS:

für den Jahrgang (12 Hefte) . .	M.	36.—
für den Jahrgang in zwei Bde. geb.	„	44.—
für ein Quartal (3 Hefte) . . .	„	9.—
Einzelne Hefte	„	3.50